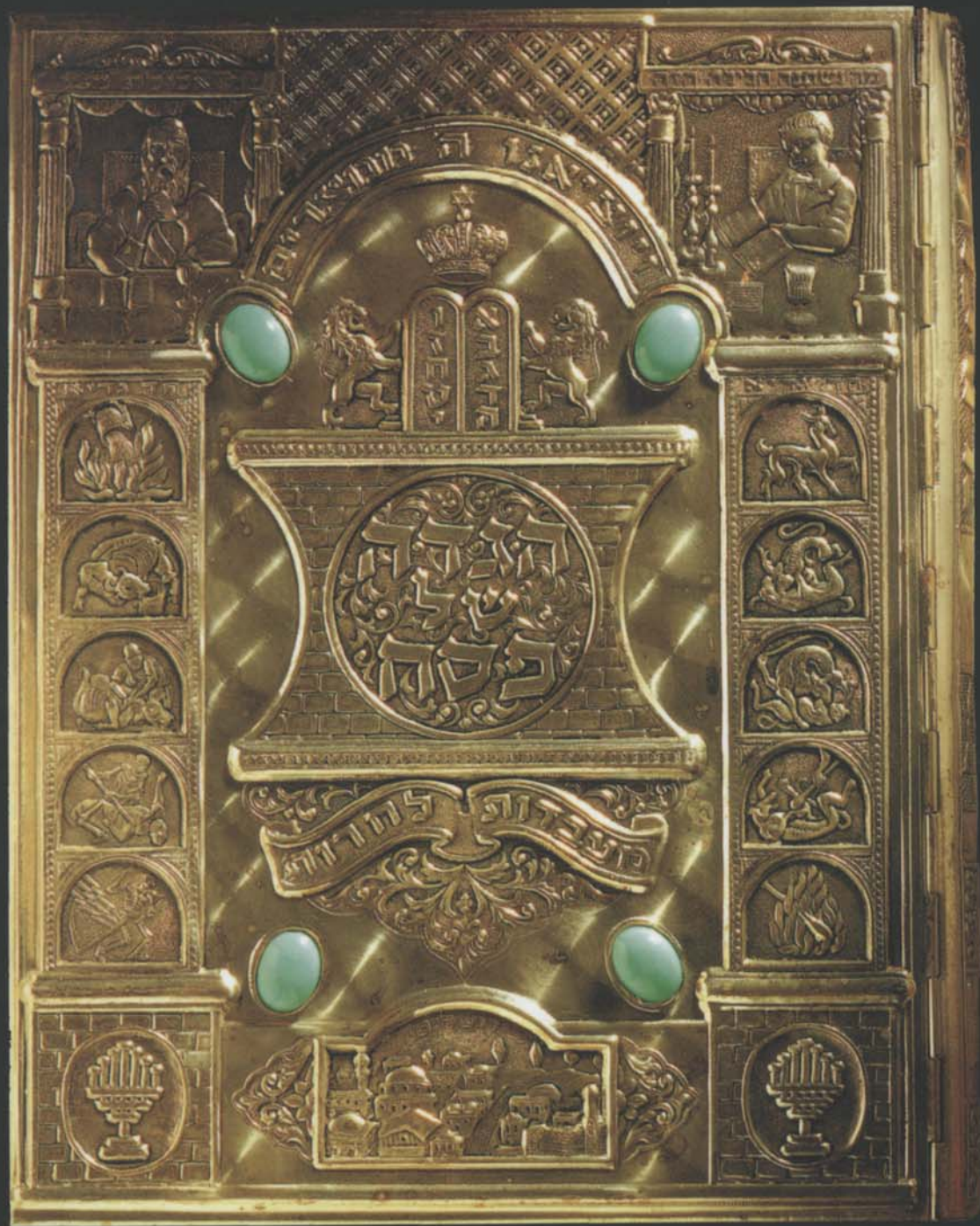


E. EKKEHARD (HG.)

# SIGILLA VERI



EIN LEXIKON ZUR JUDENFRAGE  
IN 9 BÄNDEN

6

E. EKKEHARD (HG.)

SIGILLA VERI

E. EKKEHARD (HG.)

---

# SIGILLA VERI

---

(PH. STAUFF'S SEMI-KÜRSCHNER)

EIN LEXIKON  
ZUR JUDENFRAGE  
IN 9 BÄNDEN

6

ARCHIV-EDITION

## Archiv-Edition

Die *Archiv-Edition* dient dokumentarischen, wissenschaftlichen und bibliophilen Zwecken. Es werden in ihr vor allem solche Bücher und Schriften veröffentlicht, die historisch bedeutsame Vorgänge behandeln und im Rahmen der herrschenden Meinungsmanipulation totgeschwiegen oder bei den umfangreichen Büchervernichtungsaktionen nach 1933 und nach 1945 aus den Bibliotheken entfernt worden sind.

Die Darstellungen der Verfasser der einzelnen in der *Archiv-Edition* veröffentlichten Titel entsprechen keineswegs durchgängig der Überzeugung des Verlegers, sie finden daher auch nicht dessen ungeteilte Zustimmung, insbesondere dann nicht, wenn Autoren die geschichtliche Entwicklung zu sehr als Folge von Verschwörungen irgendwelcher Welt- oder Hintergrundmächte erklären und zu wenig die Bedeutung anderer geschichtest gestaltender Kräfte herausarbeiten, vor allem die Rolle weltanschaulicher, kultureller und wirtschaftlicher, aber auch staatsrechtlicher, medien-, bildungs- und bevölkerungspolitischer Bestrebungen und in diesem Zusammenhang vor allem die Rolle von Massensuggestion, Angsterzeugung und Gehirnwäsche, Drogenmißbrauch, Sendungs- und Rassenwahn.

Ausdrücklich distanziert sich der Verleger von allen Äußerungen, welche die Menschenwürde anderer angreifen könnten oder einzelnen Völkern, Gruppen oder Minderheiten bestimmte Verhaltensweisen pauschal zuordnen, vor allem, wenn dies geeignet ist, zu diffamieren, zu verhetzen, den Frieden zu stören oder die freiheitlich-rechtsstaatliche Ordnung zu verletzen. Er lehnt das ohne jede Einschränkung ab. Er verzichtet aber darauf, solche Äußerungen durch Schwärzung unkenntlich zu machen, um seiner wissenschaftlichen Verpflichtung zu dokumentarisch korrekter Werkwiedergabe zu genügen.

2005

Faksimile der 1929 erschienenen Ausgabe

*Archiv-Edition – Verlag für ganzheitliche Forschung*

Herstellung und Auslieferung: *Verlagsauslieferung Dietrich Bohlinger*

Freie Republik Uhlenhof

Postanschrift: D-25884 Viöl/Nordfriesland, Postfach 1

Druck: Druckerei Ascher, SZ 70100 Ostrava

ISBN 3-936223-38-6

## Korrektur-Liste

### Einfügen auf S. 775:

#### **Zu Ziffer 4:**

Zu Ziffer 4 erhalten wir von **Dr. Edgar Groß** die Nachricht, daß dieser Bericht im „Abend“, der Nachtausgabe des „Vorwärts“, durchaus falsch ist, und daß die „Tägliche Rundschau“, die diesen Bericht übernommen hatte, eine genaue Berichtigung gebracht habe. Er selbst als Arier und Offizier würde niemals eine Beleidigung des Heldentums zugelassen haben. Es handele sich bei Holberg und in der Bearbeitung um eine Verspottung menschlicher Eitelkeiten, dabei selbstverständlich auch des bramarbasierenden Heldentums. Der Bericht sei auch insofern besonders falsch, als Odysseus nicht die Maske Wilhelms II. getragen habe. Er trug eine Don Quichote = Maske mit Monokel und ein halb griechisches, halb modernes Kostüm, dessen moderner Teil auch nicht im Leisesten auf deutsche Uniformen anspielte.

Ferner habe er das Theater niemals zum parteipolitischen Schauplatz machen lassen, da das seiner Grundauffassung von der kulturellen Sendung der Bühne widersprochen hätte.

### Einfügen auf S. 851:

#### **Laban:**

Familie väterlicherseits in Preßburg seit Anfang des 18. Jahrhunderts ansässig, katholisch, Großvater mütterlicherseits geb. 1790, evangelisch, wanderte aus St. Georgien bei Bayreuth nach Ungarn aus.

### Einfügen auf S. 1074:

#### **Levin, Theater- und Konzert-Agentur, Hamburg 1914:**

Diese Agentur ist nicht zu verwechseln mit dem arischen Buch-Verlag Otto Levin, Inhaber Rudolf Levin, Bad Kissingen.

### Einfügen auf S. 1117:

#### **Levin=Funcke:**

Professor Levin=Funcke war im Kohut (vergl. Sigilla veri Band I, Seite 117 und Sigilla veri Band III, Seite 622 u. ff.) als Jude aufgeführt. Da Professor Levin=Funcke das Vorhandensein dieses jüdischen Werkes unbekannt war, hatte er keine Gelegenheit zu protestieren.



Paris 1907 rechtzeitig von dem portugiesischen Ereignisse, Revolution und Königsmord, Kenntnis erhalten hatte, warum soll dann der „hochhehrwürdige Br. •• Kohn“ von dem bevorstehenden tragischen Ereignisse im österreichischen Kaiserhause „keine Kenntnis erhalten haben?“

Es ist höchst befremdend, daß gerade in der kritischsten Stunde ein Jude sich an der Spitze der deutschen Freimaurer befand, und höchst auffallend, daß unter dem Vorsitz dieses jüdischen Br. •• und Großmeisters Kohn ein Beschluß gefaßt wurde, der nach dem, was eingetreten ist, einer *Rückendekung der serbischen Meuchelmörder* gleichzustellen ist. —

Tatsache ist, daß unter Leitung des Großmeisters Kohn der deutsche Großmeistertag vom 31/5 1914 die Anerkennung des serbischen „Obersten Rates“ beschlossen hat.

Tatsache ist, daß genau 4 Wochen später der Erzherzogthronfolger der serbischen Freimaurerei zum Opfer gefallen ist. Man mag annehmen, daß damals recht unwissende, ahnungslose Leute als hochhehrwürdigste Großmeister an der Spitze der deutschen Freimaurerei standen: weist man jedoch diese beleidigende Zumutung zurück, bleibt nur noch eine Möglichkeit, die aber einer furchtbaren Anklage gleichzuerachten wäre. ...“ — Wichtl, Weltfreimaurerei 1919, S. 112, 156.

Laut Vortrag des Landes-Großmeisters, Br. Eugen Müllendorff im Ordenshaus der Gr. Landesloge von Dtsch-Ind, 29/10 1919 war Kohn „ein echter und überzeugter Christ, der aus einer, jedenfalls viele Generationen hindurch christlichen Familie stammte und im übrigen ein liebenswürdiger, kern-dtscher Mann“, d. h. Jude.

„Die Vernichtung der Unwahrheiten über die Freimaurerei“, S. 35, 55: „Wie steht es mit Br. Kohn, 1914 Großmeister der „humanitären“ Großen Mutterloge des Eklettischen Freimaurerbundes zu Frankfurt a. M., geschäftsführender Vorsitzender des zu jener Zeit noch als Vertretung aller Großlogen in Dtsch-Ind bestehenden „Deutschen Großlogenbundes“?

„Johann Gottlieb Carl Kohn war kein Jude, sondern strenggläubiger Protestant, und von Beruf Direktor der Frankfurter Gasanstalt. Seine Vorfahren, bis ins 18. Jahrhundert, waren sämtliche evangelische Christen, sein Vater und Großvater Landwirte in Westpreußen. Wahrscheinlich war er auch nicht einmal ursprünglich jüdischer Abstammung, da der Name „Kohn“ gerade in Westpreußen erweislich auch bei altchristlichen Familien vorkommt und dort mit dem hebräischen Kohen oder Cohen in keiner Weise zusammenhängt. Daß Br. Kohn gerade 1914 geschäftsführender Vorsitzender des Deutschen Großlogenbundes war, beruhte lediglich auf dem Turnus in der Geschäftsführung unter den beteiligten, damals acht deutschen Großlogen. Auf die Beschlüsse des „Dtschen Großlogenbundes“ hatte der geschäftsführende Großmeister keinen größeren Einfluß als die anderen Großmeister.“

Sonderbar! Mit einem Male ist Kohn Christ, womöglich arischer Herkunft! Mit einem Male kennt man sogar seine Vornamen. Warum aber wird er, der in entscheidender Stunde an entscheidender Stelle stand, in Dalen's Kalender schamhaft verschwiegen, versteckt? Was war da zu tarnen? WM dringend, besonders Daten aus dem Leben K.'s, des Getarnten.

Kohn, Abraham, Oberrabbi, „Märtyrer im Kampfe für Fortschritt und Entwicklung“ des Judentums; 1807 Jung-Bunzlau — 48 Lemberg. G: Hausfrierer Salomon K. // Agnes Levi.

Er arbeitete seit 33 an der Gemeinde in Hohenems und heiratete 35 die Magdalena Kohn. Über die Ehe-Präliminarien vgl. Aron Tänzer, Juden in Hohenems, S. 601 ff.: „Sie machte keinen Fehl daraus, daß sie dem Stubengelehrten Kohn, als Mann von geistigem Berufe, vor manchem jungen hübschen Brautwerber gern den Vorzug gebe. In der Tat konnte das Äußere des Hohenemser Rabbinen nicht für ihn einnehmen. Ein beinahe morgenländischer Teint mit markierten, nicht ganz ebenmäßigen Zügen, wollte mit den von nächtlichen Studien sehr angegriffenen Augen und einer fast greisenhaft gebückten Haltung

keinen angenehmen Eindruck machen. Und doch fand er bei dem hübschen Mädchen Beifall, wie auch er seinerseits manche ihm angetragene, reiche Partie ausschlug und Magdalena Kohn mit einer Mitgift von 1400 fl. vorzog.“ R: 1. Jacob, RA, †99, Sambor; 2. Josef, RA, Rudki; 3. Angelika, Oshochheimer, Brooklyn; 4. Gotthilf, Literat in Lemberg, schrieb über seinen Vater, „Im Lichte der Geschichtsforschung“, 98. In Tirol, wo er einen Handwerker-B. gründete, um die Armeren des Hausierens zu entwöhnen, wurde R. geschätzt, dafür erregte er in Lemberg, wohin er 44 amtlich versetzt wurde, leider Anstoß bei dem chassidischen Pöbel, der seine Predigten gar nicht verstand. „Was sagt er?“ fragten die einen. „Datš (Dtš) thut er schmüsen!“ hieß es, und viele zerrissen den Sonntag danach ihre Kleider, wie bei einem Begräbnis, weil der Tempel durch schrift-dtšche Worte entweiht worden war, wo sonst nur die geheiligten Laute im jüd.-polnischen Jargon erklingen waren. Finsterlinge, die keinen Mann von gutem Ruf und hellem Geist, sondern einen Baal-Schem, so eine Art bärtigen Hexenmeister als Geistlichen haben wollten, warfen ihm Mißachtung des Schulchan Aruch vor.“ — Als R. gar eine Deputation nach Wien mitmachte, um vom Kaiser Befreiung von der in Galizien lästig empfundenen Koscherfleisch- und Lichtsteuer zu erbitten, mißgönnten ihm seine Feinde die ehrenvolle Fahrt, obwohl keiner unter ihnen den Willen und die Fähigkeit gehabt hätte, dieselbe auszuführen. Sie machten eine Gegenpetition, in der behauptet wurde, die erwähnten Steuern seien nicht so drückend, und ihre Abschaffung nicht notwendig, und gaben sich alle Mühe, ihrem Rabbi durch persönliche Insulten den Aufenthalt in Lemberg zur Last zu machen; allein, dieses führte nicht zum Ziele, weshalb sie versuchten, ihre Absicht durch falsche und lächerliche Anklagen bei Gericht zu erreichen. So mußte Kohn einem dieses Gelichters unter anderen Beschuldigungen von gleicher Wichtigkeit auch Rede stehen, warum er Samstags ein Schnupftuch in der Tasche trage

und es sich nicht um den Leib binde, wie es jene Heiligen zu tun pflegten. .... Da nun das Fehlschlagen all ihrer Ränke die Glenden aufs Äußerste erbitterte und ihre Verwegenheit durch die Ereignisse 48, die auch anderswo den Pöbel zu den greulichsten Untaten verleitete, auf die Spitze getrieben wurde: so wandten sie das letzte, entsetzliche Mittel an — den Mord. Gegen Ende des Sommers 48 befaßte sich Abraham Kohn vorzüglich mit den Anstalten zur Herausgabe eines Wochenblattes, dessen Tendenz durch den Titel „Jsr. Volksfreund“ genügend angedeutet war; diese Arbeit beschäftigte ihn auch am 6. Sept., während von verruchter Hand das Mittagmahl vergiftet wurde, das er bald darauf mit seiner Familie teilte. Den Samstag vorher hatte er eine Predigt über das Gebot gehalten: „Du sollst nicht morden.“ ... Seine schweren Leiden trug er mit himmlischer Geduld, und den 7. Sept. (9. Elul), gegen 2 Uhr Morgens, schied er von dieser Erde, gefast und gottergeben.

„Diesem Arsenikmord fiel auch sein jüngstes Kind zum Opfer. Unter dem Verdacht der Tat wurden ein Bernstein und OrNSTein eine Zeitlang eingesperrt, dann aber wegen mangelnder Beweise entlassen. Das Verbrechen blieb ungefühnt. Die Gattin klagte in einem Briefe, für eine gebildete Frau ungeschickt geschrieben: „Warum Maier Münz, der ärgste Schurke, verschont blieb, ist mir ein Rätsel. Bei den Aufreizungen von Purim an bis nach den Anklagen gegen den Gottseligen, gebärdete er sich als wütender Hund und sagte oft: er werde nicht ruhen, bis er den Seligen ins Kriminal gebracht. In letzter Zeit aber sah er schon, daß es weit genug gekommen, da war er so schurkisch klug, die anderen ausführen zu lassen, was er begonnen. Indes beweist seine Petition genug, wer fähig ist, einen gemeinen Pöbel so aufzureizen, einem so Seele und Ehre abzuschneiden, daß alle Gewissensregungen fern von ihm seien.“ —

Nun ist es merkwürdig, wie Dr. Aron Tänzer in seiner obengenannten „Geschichte der Juden von Hohenems“ die



Juden, als ob sie überhaupt keines Verbrechens fähig sein sollen, von der offensichtlichen Schuld an der Tat noch reinigt, — im Anschluß an ein angebli- ches Bekenntnis des Sterbenden. „Als man in den wahrhaft „Großen in Is- rael“ drang, jene zu nennen, die er in Verdacht habe, antwortete er ruhig: „Und so ich durch Gift sterbe, hat es kein Jude getan.“

„Dies waren seine letzten Worte. Und sie waren wahr, wahr wie sein ganzes Leben. Nein, es waren keine Juden, es waren entmenschte Fanatiker, die den Fluch des Mörders auf sich tragen in alle Ewigkeit und dem Judentume ge- nau so fern stehen, wie wahren Men- schentume. Abraham Kohns Andenken bleibt ein gesegnetes für und für . . . . Magistratsbeschluß der Rats Herrn von Demberg hat der Gasse, welche der Mär- tyrer bewohnte, für ewige Zeiten den Namen „K o h n g a s s e“ verliehen.“ — Die Fanatiker und Mörder sind aber doch schlechte und beschnittene J u d e n gewesen, wenn sie auch wie fast in allen schweren Fällen der irdischen, staatli- chen Gerechtigkeit unerreichbar blieben, denn niemand anders, kein Nichtjude, hatte ein Interesse an der Beseitigung des bedauernswerten Kohn, der wegen ritueller Verfehlungen dem Wahne sei- ner Bluts- und Glaubensgenossen ge- opfert worden ist.

**Kohn, Alexander, RM, Temesvar,** wurde wegen Ver- tügleren bei Heereslieferungen mit dem Wein- großhändler L. Weiß verhaftet. (Bayr. Vaterl. 10/7 15.)

**Kohn, Adolf, Dr., Arzt, Königswart, Böh.** \*1829  
Luf. B: Führer durch K. und Umgegend, 91. Kll 34.

**Kohn, Ad.; Alfred; S.; Gebrüder, Postkartenverlag,**  
Wien I., Weißburggasse 10. S: Muskete, Künstlerische  
Ma.: 1. Ludwig Koch, 2. Fritz Schönplug, 3. Karl  
Josef, 4. Karl Feiertag, 5. Hans Götzinger. 1914.

**Kohn, Alfred, Dr., o. Uß (Histologie), Prag. 1914.**

**Kohn, Alois (A. Siola), ChM: „Marienb. B.“; „Ma-  
rienb. Tgbl.“. Marienbad. \*1860 Libiu. B: Marien-  
bader Schlenbertage 92 (nach S. Almers' Römischen  
Schlenbertagen).**

**Kohn, B., Berlin.** — „An den Wikingerhof in Binz.  
Hierdurch frage ich an, was die Pension vom 1. bis  
30. 7. für eine Person kostet. Bedingung ist: Abschluß  
einer Lebensversicherung auf 10 000 M. bei monatlicher  
Zahlung von ca. 30 M. auf 25 Jahre. Falls Inter-  
esse, bitte um nähere Angaben. Die erste Jahresprämie  
kann ev. mit der Pension verrechnet werden. Gern von  
Ihnen hörend zeichnet hochachtungsvoll B. Kohn.“

„B. Kohn, Berlin. Auf Ihre 5-Pfennig-Karte, für  
die ich Strafporto bezahlen mußte — seit einigen Jahren  
kostet die Postkarte im Deutschen Reich 8 Pfennige —  
erwidere ich Ihnen, daß ich bereit bin, Sie vier Wochen  
zu bevorzugtem Preise aufzunehmen, wenn Sie mir  
auf mein Haus eine Hypothek von 100 000 M. zu 4%  
auf zehn Jahre fest zusagen. Hochachtungsvoll Wikinger-  
hof, Binz.“ — Deutsche Nachrichten 14/7 29.

**Kohn, Bela Baruch, Tuchgroßhändler, Armeeliefe-  
rant, Budapest** — erhielt 1914 vom Staate Millionen-  
aufträge für festes, bestes hechtgraues Uniformtuch zu 10  
bis 11 Kronen. Statt dessen kaufte er für 3—4 Kronen  
„weiche Ware“ — die, wie nachher die Kommandanturen  
mel deten, schon bei „Kniee beugt!“ aus den Fugen ging,  
— lieferte diese minderwertigkeiten ab und verdiente  
damit ungezählte Gelder. Er wurde März 1915 ver-  
haftet, mit Barabi, Eugen Vigeli, Sabislauß Reumann,  
Artur Partos, Ede Schwarz, Samuel Horsti, Desider  
Secht, Bela Farago (Sd), Moriz Ledermann und Eugen  
Taubes aus Maramarosziget, die den gleichen Landes-  
verrat begangen hatten. —

Wien. Reichspost 16/3, 20/3 1915: „Die Betrügereien  
grenzen ans Unglaubliche. Baruch Kohn z. B. erhielt  
den Auftrag, aus den von dem Monturdepot beigestell-  
ten Stoffen Monturen zuzuschneiden. Dieses Zuschnei-  
den geschieht nach Vorschrift, in welcher präzisiert ist,  
aus wieviel Metern Stoff Mantel, Bluse und Hose  
zugeschnitten werden muß. Die Firma kam nun auf  
die Idee, daß, wenn beim Zuschneiden einer Montur per  
Meter nur ein Zentimeter weniger genommen wird, sich  
dieses Ersparnis bei einer Million Metern schon auf  
10 000 Meter belaufen muß. Bei der Haussuchung wur-  
den in der Tat in einem Altoven zahlreiche Ballen von  
hechtgrauem Stoffe gefunden, die aus dem ärarischen  
Depot stammten und über deren Probenentz Kohn keine  
Aufklärung geben konnte. Das Personal sagte alles  
genau aus. Sämtliche Beschuldigten werden ins Land-  
wehrgericht gebracht. Heute schon bemühen sich die  
teuersten und berühmtesten Verteidiger Budapests, die  
von Verwandten aufgenommen wurden, die Häflinge  
wenigstens vom Militärgericht freizubekommen. Heute  
war bei der Oberstadthauptmannschaft über den Stand  
der Panama-Affäre nichts mehr zu erfahren, da jede  
Auskunft verweigert wurde.“

**Kohn, Carl, Direktor a. D., Frankfurt a. M. 1913.**  
M: Potorny & Wittkind Maschinenbau.

**Kohn, Clara, FrL., Vorstandsmitgl.: Graphische Ge-  
sellschaft Berlin. 1914.**

**Kohn, David, Maler, Wien. \*1861 ebda; Lehrer am  
„Volkshaus“ und Leiter einer Privat Malkschule. — Kai-  
ser Franz ging, laut Lu. Geiger, Nazi, durch die Aus-  
stellung: und „besonders gefiel dem Monarchen ein Bild,  
darstellend ein kleines jüdisches Mädchen. Der Kaiser  
erkundigte sich, wen das Porträt darstelle. Maler Kohn  
gab zur Antwort: „Das ist mein Töchterchen —“.**

Die Welt 1909, 23: „Nicht groß, aber ehrlich.“

**Kohn, Elsa (Elsa Fliß), Deg, Pseud. WM.**

**Kohn, Emanuel, in München, „bot dem Berliner  
Antiquariat einen silbernen Schöpflöffel für 2000 M.  
an. . . Dieser Löffel ist mit demjenigen identisch, den  
vor etwa 2 Jahren Gaußmann bei seinem ersten Be-  
suche für 300 M. angeboten hatte“, Mitt. d. Mus.-B.,  
Juli 1919. (s. Hochmann.)**

**Kohn, Ernst, Bankhändler, Königstr. 41, Nürnberg.**  
Präf. M: Triumphwerke Nürnberg. 1914.

**Kohn, Ernst, Rentner, Millionär, Garmisch, Zug-  
spitzstr. 73. 1914.**

**Kohn, Felix.** — „In Moskau wurde am 23/6 1929  
(Die andere Seite 30/6) der Kongreß der „Gesellschaft  
der Gottlosen“ unter Jaroslawsky eröffnet. 1000 Ab-  
geordnete (Christliche, jüdische, mohammedanische und  
buddhistische) aus der Sowjetunion waren zugegen mit  
Gästen aus England, Deutschland, Österreich, Schweden.  
Felix Kohn, Vertreter der kommunistischen Inter-  
nationale, erklärte, daß in der ganzen Welt nicht allein  
das Schwert, sondern auch das Kreuz vernichtet werden  
und daß die Arbeiterschaft zusammenstehen müßte, um  
den ersten „gottlosen Staat“ zu unterstützen“, — wo  
dann, fügen wir hinzu, an Stelle Gottes der Finanz-  
geist, Jahuwe, El Schaddai und der Mammon herrschen.

**Kohn, Ferdinand, Laufertthorgraben 19, Nürnberg.**  
Dir: Nürnberger Metall- und Ladierwaren, vorm. Gebr.  
Wing. 1914.

**Kohn, Friedrich, Reisender der Fa. „Deutsche Tür-  
schließer-Industrie B. Förling, Leipzig-Gutritsch“, \* Ga-  
lizen. — Das Flugblatt der Heimschutz-Metallwaren-**

fabrik: „Gegen den unlautern Wettbewerb“, Mai 1914, schreibt: „Wir haben in Erfahrung gebracht, daß Rohn die Erzeugnisse seiner Fabrik teilweise unter unserm Namen anbietet und verkauft. Es sind uns Fälle bekannt, wo R., wenn ausdrücklich Heimschutz-Schlossicherungen verlangt wurden, die Fabrikate der Firma W. Foding für Heimschutz-Schlossicherungen ausgab und bei der Kundschaft den Glauben erweckte, daß sie von ihm unsere Original-Heimschutz-Schlossicherungen erhielte.“

**Rohn, 1. Georg und 2. Martin, Bankhändler** in Fa. Anton Rohn, Königsstr. 26, Nürnberg.

1. **NR:** Löwenbräu, München; Bahnbau und -betrieb, Frankfurt a. M.; Bank für industrielle Unternehmungen Frankfurt; Bayerische Handelsbank, München; Deutsche Eisenbahn, Frankfurt; Deutsche Hypothekbank, Berlin; Falkenau-Egerer Bergbau, Eger; Mars-Werke, Nürnberg-Doos; Württembergische Eisenbahn, Stuttgart.

2. **NR:** Brauhaus Nürnberg; Continentale Ges. f. elektrische Unternehmungen, Nürnberg; Cramer'sche Mühlen, Schweinfurt a. M.; Malzfabrik Schweinfurt; Nürnberger Leder Schreier & Raser.

Seine Brüder wurden auf —5—0,4 geschätzt. 1914.

**Rohn, George Benedikt, Dtscher Konsul**, Nottingham, Engl. 1914.

**Rohn, Geza**, in Belgrad, Fürst-Michael-Str. 34. Buchhändler, seit 1901.

**Rohn, Gotthilf; Sambor, Galiz., \*1844, Hohenems. B:** Sieger und Besiegte, 79. Vorkämpfer für Licht und Aufklärung, 88; Franz v. Gaudy; Lupertus. K. 20.

**Rohn, Gustav, Dr., R: N. Fr. Presse, Wien. \*1848 Prag. B:** Goluchowski bis Laaffe; Parlamentarisches Jahrbuch 88. K. 14.

**Rohn, Hans, Dr., Profektor, Univ. Berlin; S:** Berliner klinische Wschr. \*1866 Wassertrüdingen, Bay. C: Rfm. und Magistrat in W. David R. // Marie Schwab. O 02 Gertrud Malachowski. R: Marie 03. Berlin W 62, Bayreuther Str. 42.

**Rohn, Heinrich, „Volkswirtschaftler“ an der Frankf. Z., 1903. GfZ 417:** „Er wanderte dann nach Buenos Aires aus, wo er an der Spitze eines dtischen Zeitungsunternehmens steht; für die Frankf. Z. schrieb er von dort bis zur Gegenwart regelmässige Korrespondenzen und er hat für sie auch grössere Reisen unternommen.“

**Rohn, Herz, Viehhändler, Nienburg a. d. W. Er, Simon Rohn und Julius Weinberg in Liebenau, die eine Kompagnie betreiben, hatten 1910 einen Umsatz von 1 092 000 M. Der Reinüberschuß betrug 69 000 M.; in der Steuererklärung wurde jedoch nur die Hälfte angegeben. Ein entlassener Buchhalter zeigte wegen Steuerhinterziehung an; die Strafkammer setzte fest: Herz Rohn 14 896 M., Simon Rohn 14 304 M. und Weinberg 17 312 M. Nachzahlung. — StbgrZ 25/3 1913.**

**Rohn, Hugo, \*1870, R: Humorist. Wien, K. 18.**

**Rohn, Hugo, „Schriftsteller“, Heiratschwindler, \*1878, Wien, —** erhielt 1913 wegen Betrug 5 Jahre Kerker und die Ausweisung aus Osterreich. Schon 08 hatte er wegen Betrug und Krifa 4 Monate Kerker bekommen. Dann machte er die Bekanntschaft einer Postoffiziantin, stellte sich ihr als Korrespondent Berliner Blätter und Bühnenschriftsteller Doktor H. Korn vor und fand in ihrer Familie Zutritt. Der Mutter, einer Witwe mit 3 Töchtern, erklärte Korn, er werde ihre Tochter Marie heiraten. Und nun begann er der Familie fast die ganze Habe abzunehmen. Zuerst stellte ihm seine Braut 1000 K. zur Verfügung, weil sie erfahren, daß er kleine Schulden habe. Die Mutter hatte ein Einlagebuch der Sparkasse Reg über 8000 K., und der Beschuldigte stellte ihr nun vor, er könne das Geld gegen 7% anlegen. Die Frau machte von diesem „günstigen“ Anerbieten Gebrauch, kündigte die Einlage und übergab die 8000 K. dem Bräutigam. Ebenso wurden die Taufgelber der drei Schwestern in der Höhe von über 1000 K. dem „Dr. Korn“ eingehändigt.

1910 Verlobung. Inzwischen hatte das Mädchen die Großjährigkeit erlangt und behob auf Zureden des Angeklagten ein Erbteil von 3000 K., die er gleichfalls für seine Braut beim Giro- und Kassenverein einlegen

sollte. Die Mutter war Besitzerin eines Hauses in Sonnenberg bei Ober-Hollabrunn und Rohn machte sich erbötig, ihr Steuerfreiheit zu erwirken. Er ließ sich zu diesem Zwecke Schuldscheine über 5000 K. und eine Generalvollmacht ausstellen, erhielt vom Spar- und Vorkaufskonsortium Ober-Hollabrunn diesen Betrag als Darlehen, das dann ohne Wissen der Besitzerin auf das Haus eingetragen wurde. Endlich fiel es einem Verwandten der Familie auf, daß diese nicht einmal einen Erlagschein über die Gelder bei dem Kreditinstitut in Händen habe, man zog Erkundigungen ein und erfuhr, daß Dr. Korn einem anderen Mädchen die Ehe versprochen habe. Nun wurde Rohn verhaftet.

Wie sich herausstellte, hat Hugo Rohn auch bei mehreren Firmen Teppiche, Kleider und teure Blumen herausgelockt. Er wies dort Karten mit der Aufschrift vor: „Bühnenschriftsteller Dr. H. Korn, Ritter des Takoma-Ordens, Redakteur“.

Der Angeklagte verantwortete sich dahin, er habe seiner Braut und ihrer Familie das Geld nicht entlockt, sondern als Darlehen zur freien Verfügung erhalten. Er sei wirklich für Berliner Blätter als Korrespondent tätig gewesen, doch könnte er die Zeitungen nicht nennen, weil er sonst für die Zukunft dort nicht mehr beschäftigt würde. (!) Auch als Bühnenschriftsteller hatte er Erfolge in Aussicht.

Was wurde aus der betrogenen Familie, die wohl ganz gewiß nichtjüdisch war, denn jüdische Bräute, Schwestern und Schwiegermütter hätten einem Heiratskandidaten, besonders der eigenen Rasse, nicht so blind vertraut.

**Rohn, Israel und Therese, nebst Kindern, „Konkurs-Familie“.** Die Alten besaßen einst („Wiener dtisches Volksblatt“ 1890) in Eufstich ein schönes Galanteriegeschäft. Als sie genug „gemacht“ hatten, sagten sie Konkurs an und gaben 1864 das Geschäft der Wwe. Sahn, ihrer gewesenen Schwiegertochter, die sich 1875 zum 2. Konkurs entschloß. Nun übernahm das Geschäft Israel R. jun., der schon 1876 den 3. Konkurs ansagte. Ein anderer Sohn des Rohn, Marcus, machte 1877 in demselben Geschäft den 4. Konkurs. Nach längerer Pause, 1885, schuf Heinrich Rohn den 5., und ging nach Amerika durch. Endlich, 1890, erlaubte sich der jüngste Sprößling Emil Rohn den 6. Konkurs innerhalb 26 Jahren. Wieviele Tausende von Kronen mögen da Nichtjuden eingebüßt haben, die als Lieferanten und Stützen in das Geschäft mit hineinbezogen waren; abgesehen vom 3. und 4. schnell folgenden Konkurs, ließen die Gauner ihren Opfern doch immer einige Zeit, um sich zu erholen und wieder schrupffähig zu werden.

**Rohn, Jacob, Feuerbachstr. 53, Nürnberg. Dir: Victoria-Werke. 1914.**

**Rohn, Jakob (Egon Dorn), \* Jolintia 1870. Literat. München. K. 20.**

**Rohn, Jakob, JG, 1847 Pápa, Ung. — 02 Wien. Der 1. ▼ Staatssekretär und Landesgerichtsrat in Osterreich, und 14 Jahre lang Vizepräsident der „österr.-israel. Union“, des 1. politischen ▼ Vereins in Wien.**

**Rohn, Johann Karl (Johann v. d. Mosel; L. van Keeth), Prof. in Lugemburg. \*1858 Griebenmacher. 80 Prof. am Staatsseminar in Brügge. 82 Schlag; Nervosität: Kur in Aachen. 94 G: Verein für Lugemburgische Geschichte, Literatur und Kunst. B: Dsra, germanische Fürstentochter; Abo Maria (Erz für das Volk); Deibeigen und frei, Erz. K. 20.**

**Rohn, Jos., \*1850 Budapest. — S: Wiener Neueste Nachr.; Allg. Corresp. für Wiener Tageblätter. Wien. K. 14.**

**Rohn, Josef, Kapellmeister, Dir. des Tempelgesang-W.'s; Jglau, Mähr., \*1876 Königgrätz. B: Konzertwalzer; Synagogen cantaten. DOL.**

**Rohn, Josef, österr. Major, \*1831 Auße, Mähren. — Fehertemplom. — F.**

**Rohn, Josef & Komp., Börsen-Comptoir, Wien I, Wallnerstr. 2, gab, um zum Börsenspiel zu verlocken, wie üblich eine eigene Zeitschrift „Der Kapitalist“ heraus, vor der in der österr. Band-Z., im Oberösterr.**

Bauernfreund und im Österr. Volksfreund gewarnt wurde. 31/1 1886.

**Kohn, Joseph, Ex-Honved-Lieutenant.** — UC 11/10 1891: „Der Bester Polizei gelang es, eines überaus gefährlichen Menschen habhaft zu werden, der das Fälschen von Urkunden virtuos betrieb und eine zahlreiche Kundenschaft besaß, für die er gewerbsmäßig falsche Dokumente herstellte. Lieutenant Joseph Kohn verfügte über eine seltene Fertigkeit in der Nachahmung von Schriftzeichen und war auch im Verfassen amtlicher Urkunden äußerst bewandert. Er verband sich mit einem Grubdr, der ihm die nötigen Stempel lieferte, arbeitete nach einem bestimmten Tarif und hatte mehrere Agenten, die ihm die Kunden zuführten.“

**Kohn, Joseph (Bonifatius Lachmuskel), Memmingen.** \*1886. — B: Phantasten und Träume der Seele, 09; Nag und Moritz im Fußballon. No. Kll 34.

**Kohn, Ju. W., Millionär, Mitinh:** Kohn & Rosenbaum, Konfektion, Berlin SW 68, Charlottenstr. 86. 1914.

**Kohn, Leopold, Berlin,** machte 1914 noch schnell vor dem Kriege eine Pleite von 5½ Millionen. Kohn hatte sich bis 1900 in Seide erfolglos versucht, dann ging er auf Grundstücke los, wobei er in wenigen Jahren zu 2 Millionen kam. Beim Zusammenbruch besaß dieser eine Jude allein 60 bebauten und unbebauten Grundstücke in Berlin. In der Hauptsache gaben das Geld: die Preussische Hypotheken-Aktienbank mit 2 758 000 M. Hypotheken, die Rheinische mit 1 500 000 M., die Medlenburgische mit 300 000 M., Iduna (Versicherungs AG) mit mehreren Hunderttausend Mark. Die Handwerkerforderungen betragen 65 000 M.

Auf Kohns 682 Quadratmeter großem bebauten Grundstück Laskerstr. 4 ruhen nicht weniger als neun Hypotheken zu 245 000 M., und zwar:

An 1. Stelle	39 000 M.	zu 4½%	eingetragen am	1/7 1912
" 2. "	20 000 "	" 5%	" "	30/8 1912
" 3. "	8 000 "	" 5%	" "	10/9 1912
" 4. "	15 000 "	" 6%	" "	28/10 1912
" 5. "	68 000 "	" 5%	" "	19/12 1912
" 6. "	10 000 "	" 5%	" "	27/2 1914
" 7. "	30 000 "	" 4½%	" "	29/4 1913
" 8. "	10 000 "	" 5%	" "	20/5 1913
" 9. "	45 000 "	" 5%	" "	20/9 1913

— Bodenreform!

**Kohn, Leopold, (L. K. Kohn), Wien.** B: Kaiserworte 1848—98; Andenken an Kaiserin Elisabeth. Kll 25.

**Kohn, Lu. (Ludwig Kettner).** \*1859 Liebkowitz. B: 1000 dtische Nebenarten, und wie englisch zu brauchen; Taschenführer von Karlsbad; Was der Sprudel erzählt (Walzer mit Text). Konsulatssekretär; Gerichtsdolmetsch. O Kapper. Er war erst Kaufmann, später Ma: N. Freie Presse; Fremdenblatt; Wolffsches Telegraphenbüro. Karlsbad.

**Kohn, M. S. (M. S. Gohn), 1824 (Wien) — ?.** — B: Ja, so sind die Herren von der Börse, 80.

**Kohn, Maximilian, DL, Dr. phil., Hamburg.** \*1847 Posen. B: Kunstwerke der dtischen Literatur in muster-gültiger Inhaltsangabe; Kabinettstücke; Viter. Pädagogik und Buchhandel, 97; Roms Weiber; Modernes französisches Skizzenbuch. Kll.

**Kohn, Martin, Dr., Kriegsgerichtsrat; Bet-ter des Theod. Wolff, Berlin; Teilhaber des BT.** — 1916.

**Kohn, Moritz, Ud, Wien 1914.**

**Kohn, Moritz, Dr., SW:** „Ohne aufgesaugt worden zu sein, herrscht heute der jüdische Geist, wo er früher kaum gebuldet war. Wir brauchen nicht mehr in mittelalterlicher Ghettodemut zu verschweigen, daß wir die Herrschaft, die uns verheißt ward, längst besitzen. Ohne uns kann kein Potentat der Welt heute das Geringste unternehmen, denn wir beherrschen den Geldmarkt. Kein Wort, das wir nicht wollen, kommt in die Öffentlichkeit, denn wir beherrschen die Presse. Kein Gedanke, der uns nicht beliebt, kommt in den Denkreis der Gebildeten, denn wir beherrschen die Bühne. Der jüdische Geist hat die Welt erobert.“ Klarer kann die vollzogene Besitzergreifung auch von keinem Judenkenner hingestellt werden. WM.

**Kohn, Moritz, Eigentümer des „Wiener Café National“, Bayerstraße, München.** Die Münch. N. Nachr. 1917, 481, begeisterten sich an der üppigen, modernen Ausführung der Säle: „In der Reihenfolge der Räume ist eine gewisse Steigerung der Wirkung. Dem Eingang zunächst liegt der Passantenraum in Blaugrün mit schweren, silberfarbenen Kugellüstern. Daneben haben die Küchenräume Platz. Dann folgen 2 salonartige Räume mit Nischen. Der eine ist in Schwarz-Weiß mit Rot und Gold delizios und bei aller zierlichen Bewegtheit harmonisch geschmückt. Kennzeichnend sind hier die eigenartigen Pendellampen und die dekorativen Gemäldephantasten von Schö in Lichter, flüssiger Manier. Der 3. Raum, gelbgestreift, wird durch eine schwere Laterne beleuchtet und seine Nische zeigt große, phantastische Blumenmuster, gelb auf braunem Grund, mit einem weiteren Gemälde der genannten Art. Der letzte Raum endlich ist als Spielraum originell mit einem Wandmuster geschmückt, aus Spielkartenmotiven auf blaßrotem Grundton, von dem sich die grünen Lampenschirme kräftig abheben. Die farbige Wirkung wird ergänzt durch reiche stimmungsvolle Beleuchtung und durch Damastvorhänge in entsprechenden Farben. So zeigt das neue Kaffeehaus, das als bürgerlich-gemütliche Gaststätte ohne Musik betrieben werden soll, wieder eine umfassende Anwendung künstlerischer Arbeit von ausgesprochener Eigenart auf gastliche Räume.“ — So was durfte von dem bekannten liberalen Blatte mitten im Weltkrieg den Münchnern vorgelesen werden, die doch in jener Zeit des Hungers und Durstes, gar nicht so viel Bier kriegen konnten, um einfach alles über sich ergehen zu lassen und Judenbeschwindelungen nicht zu merken! Aber es hat keiner sich öffentlich dagegen gewehrt.

**Kohn, Moses, Advokat, 1915 UB (Finanz), Konstantinopel.** \* Saloniki. „Zur Zeit des Balkankrieges siedelte er nach K. und erwarb sich schnell einen großen Namen als Schriftsteller“, Azi 10/12 1915.

**Kohn, Otto, Siegelgasse 11, Nürnberg.** Präf. UR: Bayerisches Terrain, Nürnberg; Süddeutsches Wasserwerk, Frankfurt a. M. Dir: Bayr. Diskont- und Wechselbank. 1914.

**△ Kohn, Paul, W.-Wilmerdsdorf, Wilhelmsau 12,** durfte sich seit dem 19/4 1913 „Körner“ nennen. Der Name Kohn, als Verkürzung aus Konrad, Kuonrat oder als nominelles Überbleibsel aus alttestamentlich falsch gerichteten Zeiten, kommt auch bei Ariern vor. Polizeipräsident von Jagow bestätigte die nichtjüdische Rasse des angefragten Herrn Paul Kohn:

„Berlin, den 10. Juni 1913.

Auf die an den Regierungspräsidenten in Potsdam gerichtete und an mich zuständigkeitshalber abgegebene Eingabe vom 2/5 1913 erwidere ich, daß es sich im vorliegenden Falle nicht um eine Person jüdischen Glaubens oder jüdischer Abkunft handelt. Die Dokumente sind von mir geprüft. Der Name „Körner“ ist von dem Antragsteller frei gewählt, ohne daß er dabei eine bestimmte Familie im Auge gehabt hatte. Hierzu bemerke ich, daß der Name „Körner“ sehr häufig ist, da allein im Berliner Adreßbuch 6 Spalten dieses Namens enthalten sind. Diesseits wurde der Umstand, daß eine durchaus christliche, ursprünglich aus bäuerlichen Kreisen entstammende Person den spezifisch jüdischen Namen „Kohn“ zu führen hatte, als ausreichender Grund zur Namensänderung angesehen. Den übrigen Herren ersuche ich von dem Vorstehenden Kenntnis zu geben. Jagow.“

„Sollte es“, schrieben die DSWI, „noch mehr Leute namens Kohn geben, die nachweislich alten christlichen und deutschen Familien entstammen, so wäre ihnen zu empfehlen, ebenfalls die Umänderung ihres Namens zu betreiben, damit sie nicht das Opfer leicht möglicher Irrtümer werden.“

**Kohn, Paul, R: Rote Fahne,** wurde 1929 (Schweizerbanner 15/3) wegen Hochverrats belangt, weil er zu Gewalttätigkeiten aufgefordert hatte.

**Kohn, Paulina, Frau, Hamburger Str. 29, Wandsbek.** Vorsitz: DG des dtischen Bundes abstinenten Frauen. 1913.

**Kohn, Pauline** (Paula Misa). \*1865 Göding. S: „Wiener Illustr. Z.“ B: Lebenskonflikte, Nov. Wien.

**Kohn, Richard** = Kerry (s. Dittel).

**Kohn, Richard**, Dr., RA, Bankhändler, Nürnberg, Campestr. 10 I. 3—0,26. — 1914.

**Kohn, Robert**, Wiener Universal-Buchhandlung und Antiquariat, Wien. 1915.

**Kohn, Rose** (Rose Kaunau). Deg. Pseud. WM.

**Kohn, Rudolf**, \* Preshburger Ghetto; Sekretär Rothschild's und Präses des j. Konsistoriums, Paris. 19. Jh. Mayer 63.

**Kohn, Rudolf**, Rfm., „wird von dem Ersten Staatsanwalt in Köln gesucht. Unter der Personalbeschreibung ist auch die „etwas gebogene“ Nase erwähnt. Kürzer gesagt heißt's: „jüdisches Aussehen.“ DfWl 29/11 1905.

**Kohn, Salomon**, Spiritusbrenner und Essigfabrikant, Vorstand der jüd. Kultusgemeinde, Geschworener, Regalienpächter und Vertreter mehrerer Pester jüdischer Hausherrn — in Tolna, wurde am 24/9 1886 durch den Finanzoberaufseher Verecz angezeigt, weil er in den Trebern zum Branntweimbrennen einen jüdischen Sodawasserzeuger bis zum Halse hatte baden und wer weiß was sonst darin erlebigen lassen; ein anderer Jude reinigte dann in der Flüssigkeit noch seine krähebehafteten Füße, und Kohn selbst seine unsauberen Hände; er verkaufte das derart überwürzte Getränk dann an Christen. In der Voruntersuchung war Kohn bemüht, seinen Ankläger zu verächtigen; Verecz verleumde ihn aus Rachsucht, weil er, Kohn, Kenntnis habe von Veruntreuungen, die sich der Finanzoberaufseher zu Schulden kommen ließ. Dann erkaufte er einen Juden, Steinberger, der vor dem Untersuchungsrichter erklärte, er sei der, den Verecz bis an den Hals in Treberbranntwein im Kessel gesehen haben wollte; doch „sei dies eine Lüge, nachdem er bloß am Rande des Kessels saß, und in dem Augenblicke, als Verecz eintrat, eben ein Brett zu seinen Füßen richten wollte und sich zu diesem Zwecke bückte; daher mag es gekommen sein, daß Verecz bloß seinen Kopf gesehen und dadurch zu der Vermutung gelangte, der übrige Körper stecke im vollen Fasse.“ Diese Verdrehung fand keinen Glauben; wußte doch jedermann, daß, wenn sich eine Person, am Rande eines Kessels sitzend, bückt, ein anderer Körperteil sichtbar sein muß als der Kopf. Schließlich gestand Kohn, der Abend sei ein Wetter von ihm gewesen, Armin Haller aus Preshburg.

Selbstverständlich lehrte sich jetzt die Aufregung der Juden in Tolna gegen Verecz: Etliche Tage vor Beginn der Verhandlungen saß er im Kreise seiner Freunde in einem Kaffeehause und erzählte seine Wahrnehmungen in der Brennerei Kohns; 2 Juden spielten in der Nähe Willard. Plötzlich stürzte sich der eine auf Verecz und schlug ihn mit dem Duelle (Willardstod) über Kopf und Gesicht. Verecz erstattete Anzeige, erschien mit verbundenem Kopfe im Gerichtssaale und deponierte unentwegt und uneingeschränkt seine Aussagen. — Osterr. Wf. 7/11 86. WM.

**Kohn, Salomon** (S. K.), Wien. 1825 Prag — ? O Regine Zeittels. „Nach Vaters Tode (63) übernahm K. das Handelshaus desselben allein. Seit 74 beschäftigte er sich ausschließlich mit Schriftstelleri. Er erfreute sich des Vertrauens seiner Mitbürger und bekleidete außer anderen Ehrenämtern auch das eines Vorstandsmitgliedes der Prager Schillerstiftung.“

B.: „Gabriel“, Ghettoroman, dtsh; engl. (Zauchnik!); hebr.; franz.; holl. [darüber Begeisterung ▼Gottschalls und Ju. ▼Rodenbergs]; Prager Ghettoilder; Judith Abrah; Spiegel der Gegenwart, No.; Silberne Hochzeit, No.; Gerettete Ehre, Erz.; Fürstengunst, Erz.; Der Netter; Die Starke; Des Stadtschreibers Gast; Ein dtshcher Minister; Lebensretter; Dtshcher Kaufmann; Josef Singer. S. K. war arger Bielschreiber! Zum 70. Geburtstag redete der Präses der Concordia diesen Romanantk mit den Worten Karls V. an: „In Ihrem Lebenskreise geht die Sonne nicht unter.“ No.

**Kohn, Samuel**, Buchhalter der Konfektion S. Guttmann, wanderte 1913 nach Amerika aus. „Kohn stand seit 26 Jahren im Dienste der Firma, die er um un-

gefähr 15 000 M. geschädigt hat, indem er sich von der Kasse nach und nach Beträge auszahlen ließ, die er im Jahresabschluß zu verschleiern verstand. Kohn bezog ein mehr als auskömmliches Gehalt, das aber nicht ausreichte, da er leidenschaftlicher Pokerspieler war. Nach Annahme anderer Leute sollen freilich die unterschlagenen Summen viel höher als oben angegeben sein. Herr Guttmann habe Gründe, die ihm genommene Summe nicht zu hoch erscheinen zu lassen.“ DfWl 27/8 1919.

**Kohn, Samuel**, Lehrer an der Rabbinerschule Budapest, \*1841 Baja. B: Wie haben wir unsere Emanzipation aufzufassen?; Juden in Ungarn. S: Ungarisch-jüdische Wochenchrift, mit ▼M. Kayserling.

**Kohn, Selig**, sp. Friedrich Korn (sb).

**Kohn, Siegmund** (Sigma Kappa). — \*1855 Untn. J.; R: Auskunftsblatt für Kaufleute und Industrielle; Ostungar. Handelsz., Wien. — Kf 16.

**Kohn, Siegmund**, eine aus dem Leben gegriffene Romanfigur im „Tagebuch einer Schauspielerin“ der Helene Scharfenstein. — Die Heldin (S. 132) muß auf der Bühne und im Publikum ihre Erfahrungen machen: „In der 3. Aufführung habe ich mein erstes Ruhmesgemälde bekommen, einen mächtigen Korb mit Rosen. Ich wollte mich schon darüber freuen, denn ich glaubte, die Anerkennung meiner Leistung habe ihn mir gespendet, da kam die Enttäuschung hinterher. Siegmund Kohn legte mir in einem dustenden Briefchen seine Bewunderung zu Füßen, sprach die Hoffnung aus, bald den Vorzug meiner näheren Bekanntschaft zu haben und bat mich um den Bescheid, wo und wann er mir seine Aufwartung machen könne. Und noch eine andere Erwägung hat mich von einer schroffen Ablehnung der verblühten Anfrage Kohns abgehalten. Ich hätte mir einen Feind geschaffen und wahrscheinlich nicht nur einen. Denn sicher hat Kohn als reicher Mann eine Menge gleichgesinnter Freunde unter seinen Stammesgenossen. Die Juden stellen in unserer Stadt die fleißigsten Theaterbesucher, es wäre also nicht vorteilhaft, unter ihnen einen Widersacher zu haben!“ —

**Kohn, Siegmund**, Rgl. sächs. Kommissionsrat, Dir: Variété „KrySTALLPALAST“, Leipzig, Vorsitz der internationalen Artistengesellschaft, ein von den Artistinnen gefürchteter und durch seine Agentur reich gewordener Theaterpasha. 1914.

**Kohn, Theodor**, Dr., Fürsterzbischof, Uß (Kirchenrecht), Nachfolger des Glavenapostels Cyrill, Olmütz. 1843 Brezeznitz — 15. Rabbi Dr. Frankl-Grün, Juden in Kremser, 1898: „Bis 1848 durfte in Mähren nur eine Anzahl jüdischer Familien (5400) bestehen, und ein Jude dort erst dann heiraten, wenn durch den Tod eines Familienvaters eine „Familie“ vakant geworden. Dieses pharaonische Gesetz wurde aber von den Juden vielfach umgangen, indem sie sich von einem Glaubensgenossen rituell trauen ließen, da der Rabbi als Beamter eine solche Trauung nicht vornehmen durfte. Es war das offenes Geheimnis, und wenn auch diese Ehen staatlich nicht anerkannt und die Kinder aus ihnen den Vermerk „unehelich“ im Geburtsregister führten, so wurden doch in der Synagoge und im sozialen Gemeindeleben solche Ehen als vollgültig und die Kinder als ehelich angesehen.“

Anders lag die Sache, wenn offizielle Anzeige von dem Bestande einer solchen Ehe bei der Regierung erfolgte, dann traten harte Strafen nach dem Gesetze ein. Auch der Großvater des Erzbischofs hatte ohne Recht der „Familie“ geheiratet, und dies gelangte durch einzelne seiner Stammesgenossen und Landsleute, mit denen er in Unfrieden lebte, zur Kenntnis der Behörde. Um sich einer gerichtlichen Strafe zu entziehen, verließ er seinen Glauben, soll aber später die Sundenburger Juden, die seinen Übertritt verursacht hatten, so gehaßt haben, daß er, wie er sagte, sich im Zorne leicht hinreißen lassen könnte, einen von ihnen zu töten. Er erlebte noch die Priesterweihe seines Enkels, dessen Vater Josef im Alter von 3 Jahren getauft war.“

E: Viehhändler K., „Dtischer Jude“. — K. schrieb dtisch, lat. und tschechisch. Um Bischof zu werden besuchte K., wie die „Schles. Ztg.“ erzählt, 1892 jeden einzelnen der bürgerlichen Domherren, sowie jeden der Anhänger der aussichtslosen Patulich-Fraktion und trug ihm als Herzenswunsch vor, bei der Bischofswahl wenigstens eine Stimme zu erhalten. Als das Ergebnis der Wahl verkündet wurde, sollen die Domherren, die dem K. die eine Stimme gegönnt hatten, lange Gesichter gemacht haben; Ministerpräsident Graf Taaffe aber rief dem Vorsteher des Präsidialbureaus, als dieser im Abgeordnetenhaus die Wahl meldete, zu, er solle keine schlechten Witze machen. Man fragte: „Ja, ist er auch schon getauft?“ Genauer schienen damals nur die Wiener Börsenblätter unterrichtet, die vor der Wahl energisch gegen das Vorrecht des Adels auf den Olmücker Bischofsstuhl donnerten und die Erhebung eines „Bürgerlichen“ befürworteten.

Die Wahl K.'s 1892 war eine Sensation ersten Ranges. Während die Presse sonst Renegaten und Konvertiten, die vom Judentum abgefallen sind, verhöhnt und verfolgt, bejubelte sie den Erzbischof als siegreichen Held und Vorkämpfer des Judentums. Daß „Kohn“ zum mächtigsten und einflußreichsten Kirchenfürsten nicht von seinesgleichen, sondern von echten Christen, Dtschen

und Tschechen erkoren ward, diente zur Apotheose des ganzen Judentums. Alle Tugenden wären, nach Schilderungen dtischer und österr. Börsenblätter in K. verkörpert. Sein hervorstechender Charakterzug sollte Wohltätigkeit sein: „Es ist bei Juden und Christen sprichwörtlich geworden“, heißt es in einem Berichte, „daß kein Bedürftiger bei Dr. K. jemals ohne Erfolg anklopfe. Daß er streng kirchlich gesinnt ist, versteht sich von selbst, doch darf man in ihm durchaus keinen fanatischen Eiferer suchen, vielmehr sollen ihn christliche Milde und Duldsamkeit auszeichnen.“ Am weitesten ging der „Berl. Börsen-Courier“, der erwähnte, daß „der erste Papst und die ersten Bischöfe durchaus Juden, sich nach wie vor Juden nennen ließen und selbst Juden nannten.“ Dann wird fortgeführt: „Daß Dr. Kohn seinen Namen beibehalten und ihn nicht vertauscht hat, ist ein Zeichen von Geschmack. Wir wüßten in der Tat nicht, welcher Name für einen Priester glücklicher gewählt sein könnte als der Name Kohn, der Priester bedeutet, und zwar Priester des Gottes, der sich Mose im feurigen Busch geoffenbart hat und welcher der Gott der Christenheit ist. Es ist übrigens ein Name, der adelige Abstammung verbürgt, älter als es sonst irgend eine in der Welt gibt. Der Name bezeichnet den Stand des Adelherrn, so wie die Adelsnamen Marschall und Schenk darauf hinweisen, daß der Ahne einmal Stallknecht oder Tafeldiener gewesen ist. Will man die Bornehmheit wagen, so ist unseres Erachtens der Diener Gottes unter allen Umständen noch ein vornehmerer Herr als der Diener irgend eines Menschen. Von der Person und der persönlichen Würdigkeit des Erzbischofs von Olmütz wissen wir absolut nichts. Seine Abstammung läßt, wofern er nicht aus der Art geschlagen ist, vermuten, daß noch wenig würdigere Männer einen erzbischöflichen Stuhl bestiegen haben.“ — Dem Loblied auf das Judentum lief parallel die Verhöhnung des Christentums.

Die „Frankf. Ztg.“ schilderte, wie Fürsterzbischof K. bei seinen Eltern einkehrte: „Eines Freitags abends, wenn die

Kerzen brennen und der Friede des Sabbath's eingekehrt ist, öffnet sich die Türe des Hauses und ein Kirchenfürst in kindlicher Liebe kniet vor ihnen und bittet um ihren Segen!" So sah das Judentum in dem katholischen Kirchenfürsten einen der Seinigen, der noch immer den Schabbes, als das von Gott gegebene „ewige Bundeszeichen“ feiert. Die „Grff. Ztg.“ erklärte weiter, daß sie bei der Wahl Dr. Kohn's, den sie bereits als Theodor Kohn I. den Stuhl Petri besteigen sähe, die „reinste aller Freuden, die Schadenfreude“, empfinde, Schadenfreude über die Niederlage des Antisemitismus. Wie andere Blätter hebt auch sie besonders hervor, daß der katholische Theologe Kohn „mit eigensinniger Treue“ an seinem Namen festgehalten hat.

Tatsächlich bewies der Olmüzer Dr. Kohn bald, daß er mit seinem Namen auch seine Gesinnung beibehalten hatte. Er war es, der an den ihm unterstellten katholisch-antisemitischen Abgeordneten Pfarrer Weber die Aufforderung richtete, im österr. Abgeordnetenhaus nicht mehr das Wort zu ergreifen, ein Rede- verbot, das seiner Zeit großes Aufsehen erregt hat. In Wahrheit war Kohn der Kandidat des Wiener Judentums.

Die „Kreuz-Z.“ ließ sich aus Wien schreiben: „Der Zweck, den die ganz vom internationalen Groß-Judentum inspirierten und kommandierten offiziellen Kreise mit der Kandidatur eines getauften Juden für die höchste oder mindestens einflußreichste katholische Kirchenwürde in Österreich verfolgten, ist handgreiflich. Das Groß-Judentum ist sich völlig klar über die steigende antisemitische Flut in Österreich, die in allen Ständen und Parteien, von den höchsten Gesellschaftsklassen bis hinunter in die Arbeiterkreise, von der manchesterlich-kapitalistischen Partei bis hinab zu den Sozialdemokraten sich trotz aller Repression immer breiter macht; und es fürchtet nichts so sehr als die Annäherung und Verbindung dieser Strömung mit der festen und so allgemein verzweigten Organisation der katholischen Kirche. Die tagtäglich von Wiener Judenblättern, voran den offiziellen, gemachten Versuche, die Klerikalen gegen

die Antisemiten und umgekehrt zu hegen, einen recht schroffen Gegensatz zwischen dem höheren und niederen Klerus künstlich zu schaffen, beweisen diese Absicht zur Genüge“. Als der österr. Kultusminister Baron Gautsch sechs-spännig unter 24 Kanonenschüssen in Olmütz eingezogen war, forderte er die Domherren auf, bei der Wahl ihres neuen Erzbischofs so zu wählen, „daß der Kaiser Freude daran habe.“ Man sagt, bei der Meldung, Dr. Kohn sei gewählt worden, habe der Kaiser nicht umhin gekonnt, freundlich zu lächeln“.

Natürlich schlang alsbald sich um Kohn ein Kranz von Legenden, dem wir eine Blüte entnehmen: Kohn empfing jüngst — erzählte der „Brünner Novnost“ 1901 — auf einer Reise durch seine Diözese eine von einem Sidor Silberstein geführte Abordnung. Silberstein, bereits seit 30 Jahren getauft, gilt in der Gemeinde als frommer Katholik. Als er dem Erzbischof vorgestellt wurde, fragte Seine Eminenz erstaunt: „Sie sind ein Katholik?“ Es ging ihm nicht ein, daß jemand, der Silberstein heißt, Katholik sein könne. „Ja, bischöfliche Gnaden“, erwiderte Herr Silberstein. „Seit wann denn?“ fragte die Eminenz huldvollst weiter. Silberstein errötete, seit Jahren hatte ihm niemand mehr seine Abstammung vorgeworfen. Er stammelte einiges, dann aber schrie er erregt: „Bist de meschügge? Jach bin ä besserer Katholik als dü. Gott soll miach strosen!“ — DW 1/9 01.

Der Erzbischof Kohn wurde hinfert immer gern vom BZ unter jenen Täuflingen aufgezählt, die schon in der 1. Generation im Volke aufgegangen wären; die „Post“ sagte deshalb 1900 gereizt: „Fürstbischof Kohn bleibt doch Jude, ebenso wie andere getauften Juden blieben. Wasser tuts freilich nicht“. — „Aber wenn heute ein Kohn auf den hohenpriesterlichen Thron der Olmüzer Diözese berufen und gewählt wurde, so steht dieser späte Enkel nicht höher, als einer seiner Ahnen stand, der vor 3000 Jahren Erzbischof in Juda, war“, meinte hinwieder ▼Agai, im „Gemeinde-Jahrbuch, 5674“.

Kohn war als Bischof Herr von 50 600 Hektaren im Wert von 70 Mil-

lionen Kronen, und machte sein Geschäft. Rücksichtslos bereicherte er sich, wurde zum Bedrücker der Armsten, die er kein Zweiglein Holz, kein Körbchen Beeren in seinen riesigen Wäldern mehr sammeln ließ; den Arbeitern auf seinen Gütern zahlte er Hungerlöhne, 20 bis 40 Seller täglich.

Neben seinem bischöflichen Amt war er Industrieller. Er besaß eine Fabrik, 11 Bierbrauereien, 8 Spiritus- und Branntweinbrennereien, 10 Mühlen, 17 Brettsägen, 5 Ziegeleien und 2 Eisenwerke; außerdem ungeheures bares Geld in verschiedenen Banken und in seinen 23 Schlössern ungezählte Schätze. Dabei betrieb er jahrelang eine Druckerei ohne staatliche Konzession und Abgabe, schätzte sich selbst so niedrig zur Einkommensteuer ein, daß die staatlichen Organe ihm die Deklaration mit dem ernstesten Bedenken zurückschickten, er möge wahrheitsgetreue Angaben machen. Das Einkommen, das er bei der Steuerbehörde einbekannte, betrug 670 000 Kr., darunter 240 000 Kr. Gehalt; aber das tatsächliche Einkommen aus Grundbesitz, Schnapsbrennereien und anderen apostolischen Gewerben, war viel höher. Der Steuerbeamte, der zu zweifeln wagte, wurde dann von Olmütz nach Sternberg versetzt.

Kohn ließ trotzdem 02 unter der Bevölkerung für sein „10jähriges Jubiläum“ sammeln.

Mit dem ganzen Parvenüstolze des emporgekommenen Schnorrers umgab er sich mit fürstlicher Pracht und schwang über dem Klerus seines Bistums die Geißel. Jede freie Meinungsäußerung wurde unterdrückt: seine geistlichen Gerichte sperrten jeden selbständig denkenden Priester in ein Strafhaus; so schaltete er mit der Willkür eines orientalischen Despoten. Prozesse häuften sich auf Prozesse, z. B. unterlag er im Januar 03 wieder einmal vor dem Oberlandesgericht in Brünn. „Als Kläger traten die ehemaligen Pächter zweier erzbischöflichen Bauernhöfe auf, ausnahmsweise keine Juden, wie das sonst bei allen erzbischöflichen Pachtungen fast durchweg der Fall ist, und verlangten Herausgabe der vom Fürstbi-

schof zurückbehaltenen Kautionen in Höhe von 110 000 Kronen und außerdem eine große Entschädigung, da sie glaubten, vom Fürstbischof vertragswidrig behandelt zu sein. In erster Instanz wurde Kohn von dem Kreisgericht Olmütz zur Herausgabe der Kautionen verurteilt und zur Zahlung einer Entschädigung von 40 000 Kronen nebst Zinsen und den entstandenen Kosten. Dem Fürstbischof erschien dies zu viel: denn er legte Berufung ein beim Oberlandesgericht in Brünn. Dieses kam zu dem gleichen Urteil, erhöhte jedoch die Entschädigung noch um 2000 Kronen.“

Die Mißstimmung gegen Kohn machte sich in verschiedenen, mit „Rectus“ unterzeichneten Artikeln eines tschechischen Blattes Luft. Kohn forschte nach dem Verfasser. Der angeklagte Redakteur des Blattes wird, nachdem er den Wahrheitsbeweis erbracht, freigesprochen. Da erhält der Fürsterzbischof eine mit „Rectus“ unterzeichnete Depesche, worin der Absender die Unterlassung weiterer Angriffe verspricht, wenn der Fürsterzbischof seine Haltung ändere. Dieselbe Zusage unter der gleichen Bedingung läßt der Verfasser dem Kirchenfürsten durch seinen Beichtvater, P. Strnad übermitteln. Obwohl die Hütung des Beichtgeheimnisses eine Grundlehre des Katholizismus ist, gab der Fürstbischof den Wunsch kund, durch ein Zeichen des Beichtvaters zu erfahren, wer „Rectus“ sei, wollte diesen also zur Begehung eines kirchlichen Verbrechens verleiten. Als auch dies vergeblich war, tat der rachsüchtige Judenbischof etwas Unerhörtes: er nötigte einen armen Postbeamten, ihm ein Telegramm mit der Handschrift des vermeintlichen „Rectus“ auszuliefern und sperrte auf ein graphologisches Gutachten den unschuldigen Priester Dcafel ins Strafhaus, worauf der wirkliche Verfasser P. Hofer (aus der Familie des Andreas Hofer) selbst seinen Namen nannte. Hofer sollte nun vor das Hochgericht. Aber das Volk ließ den tapfern Kleriker nicht im Stich, schlug in der fürstbischöflichen Residenz die Fenster ein usw. und veranstaltete Protestversammlungen, sodaß Kohn seinem Feinde bedingungslos verzieh und vor der Menge aus Olmütz

auf seinen Sommersitz flüchtete. Dann pilgerte er nach Rom, um sich beim Papste zu verantworten.

Inzwischen suchte man auf seiten der KU nach sittlichen Formeln für Kohn. O. Schönhoff wies im „Tag“ am 17/1 1904 auf die „zähe bäuerliche Natur“ des Erzbischofs; wie er um seinen Thron kämpfe, das sei ein ergreifendes Schauspiel: „Dem vielgelehrten, dem strengen Eifer gefällt sich gern ein herrischer Zug bei“. Nach der aristokratischen Schlamperei früherer Erzbischöfe hätte Kohn mit „Bauerntrog“ auf seine Sachen gehalten. Angeklagt, wäre er auch in Rom steifnackig geblieben. „Es ist etwas Impressionierendes darum, wie ein Unliebensewerter, ein Hartkopf sein begrenztes Selbstbewußtsein wider die Öffentlichkeit einsetzt, die er nicht achtet“. Und am selben Tage brachte, zum Beweise, daß System in der Sache war, der „Pester Lloyd“ eine Originalkorrespondenz aus Wien über Kohn, „diesen Bauernsohn aus Bresnic“, dem „Recht über alles gehe“; er sei gelehrt, wohl bewandert im Kirchenrecht, ein Mann von Geistesstärke und strengen Satzungen, streng auch gegen sich selbst, aber es fehle ihm an Takt: „Ein Bauer ist er geblieben, auch in seiner fürstlichen Stellung.“

Damit hatte man den Fall Kohn vor der Öffentlichkeit tragisch abgestempelt und aus dem verbrecherischen Händler einen Helden und Idealisten à la Kleist's „Michael Kohlhaas“ gemacht. Man tat nun noch etwas vom Lauch der Sentimentalität in die Suppe. Die „Politik“ schrieb: „Genug des Tadel! Der Kirchenfürst hat auch seine guten Seiten. Er ist ungemein arbeitsam, in seinen persönlichen Bedürfnissen von spartanischer Einfachheit, von hoher Intelligenz und Gelehrsamkeit und von der Heiligkeit seines Amtes ganz durchdrungen. Mit solchen Eigenschaften kann man schon etwas leisten. Es wird schon alles wiederum zum Bessern werden, bis der Sturm sich ganz gelegt haben wird. Das Alter, das bei dem Erzbischof allmählich heranrückt, wird seinen mildernden und verklärenden Einfluß nicht verfehlen. Nach dem Sturm und Drang kann noch sein goldenes Zeitalter anbrechen, und der heute Gesteinigte

kann noch einmal der gefeierte Erzbischof und Kardinal werden.“

Die Verhandlungen in Rom dauerten begreiflich lange. Kohn ließ deshalb an alle Pfarrerämter der Diözese die Weisung ergehen, daß in den Kirchen Gebete für ihn eingeführt würden, und zwar „wegen der fortwährenden Befolgungen und Feindseligkeiten seitens seiner zahlreichen Feinde, die ihm Vergehen vorwarfen, die er nicht begangen habe.“ Endlich, März 1904 wurde Kohn vom Papste „kaltgestellt“, d. h. er sollte freiwillig sein Amt gegen hohes Ruhegehalt niederlegen, da er nicht abgesetzt werden konnte. Dafür ernannte man Kohn zum Mgl. der Kongregationen für Bibelstudien und für das kanonische Gesetzbuch. Auf Wunsch des H. Waters schrieb Kohn vor seinem Rücktritt in einem Hirtenbrief seinen Diözesen: „Der Heilige Vater fand es mit Rücksicht auf das Wohl der Kirche und das Heil der unsterblichen Seelen in meiner Erzdiözese für gut, die Niederlegung meines oberhirtlichen Amtes anzunehmen. Das Band, das mich als Oberhirten mit meinen geliebten Diözesanen vereinigte, ist nun gelöst, aber die Liebe, deren das oberhirtliche Herz fähig ist, wird fort-dauern, und der letzte Herzschlag euch, liebe Erzdiözesanen, gelten. Auf Wiedersehen, wenn nicht hier auf Erden, so in der himmlischen Wohnung.“ —

Die österr. Regierung befürwortete Kohns Verbannung. Aber Dr. Botko, gewesener Sekretär Kohns, suchte in einer Monographie den Kohn noch reinzuwaschen; diesem wurde es deshalb seitens Rom gestattet, in Osterreich zu bleiben, er dürfte sich aber in seiner alten Erzdiözese nicht wieder sehen lassen.

Dr. Bauer, Nachfolger Kohn's in Olmütz, kam mit dem Vorgänger bald in Streit. Kohn behauptete, recht- und hilflos der Willkür seines Nachfolgers preisgegeben zu sein; und dieser warf Kohn vor, daß er sich unerlaubte Vorteile zugunsten seines privaten Säckels und zugunsten der „mensa episcopalis“ habe zuschulden kommen lassen.

Die streitigen Punkte wurden 04 (DfBl 8/6) von einem nationalen Wiener Blatt dahin zusammengefaßt: „Nun



kommt's heraus, warum die feierliche Inthronisation des neuen Olmüzer Erzbischofs verschoben werden mußte: Dr. Kohn stellt Forderungen, welche das Metropolitankapitel als unerfüllbar bezeichnet. Er verlangt ein jährliches Ruhegehalt von 200 000 Kronen und eine Ablösung von 800 000 Kronen für den Fundus instructus, den er als sein Eigentum betrachtet, weil sein Vorgänger, Landgraf Fürstenberg, ihn „seinem Nachfolger“ hinterließ. Das Kapitel will diesen Standpunkt nicht gelten lassen und bietet als Ruhegehalt 50 000 Kronen, was Dr. Kohn so lächerlich erscheint, daß er gar nicht antwortete. Es entsteht die Frage, was mit den Einkünften der Diözese zu geschehen hat, wenn der neue „Oberhirt“ sein Amt angetreten hat, und die zweite wichtigere Frage, wer berufen ist, über den Zwist zu entscheiden, wenn keine Einigung zustande kommt. Verwirrt wird die Sache dadurch, daß Dr. Kohn, der es verstand, seine reichen ordentlichen Einkünfte noch durch außerordentliche — besser: unordentliche — zu vermehren, bei der Holzgewinnung aus den fürsterzbischöflichen Wäldern sich nicht an den Turnus hielt, so daß das Kapitel jetzt aus diesem Titel Gegenforderungen geltend macht. Den Waldarbeitern, die ihm diesen illegitimen Gewinn brachten, hat der ehemalige Erzbischof bekanntlich ungefähr 40 S. Tagelohn gezahlt, ein Vorgehen, das mehr auf seine Abstammung als sein Amt zurückzuführen sein dürfte. Jedenfalls haben die, welche K. für abgetan hielten, die Eigensucht des gestürzten Kirchenfürsten unterschätzt, der seine Forderungen schließlich zum guten Teil erhalten wird, um den peinlichen Zustand des Interregnums zu beenden. Für den Nachfolger Bauer bleibt allerdings noch immer genug übrig. Aber der soll, wie „Pravo Vidu“ erfahren haben will, gleichfalls einer jüdischen Familie entstammen, welche sich erst seit 2 Generationen zum katholischen Glauben bekennt. Das erklärt vieles. Die „Allg. Korr.“ weiß zu melden, daß die Inthronisation Dr. Bauers nunmehr auf Sonntag, den 19. d. M. festgesetzt worden ist.“

Kohn veröffentlichte 1913 über seine Angelegenheiten ein dickleibig unerquickliches Buch „Temporalien-Übergabe“, eine Fundgrube österreichisch-jüdischer Korruption. So hatte Kohn z. B. durch Rundschreiben an die verschiedensten Behörden darin ausbaldowert:

1910 verfrachte die „Zentralkasse der landwirtschaftlichen Genossenschaften Kärntens“. Von den kleinen ländlichen Sparkassen hatte diese klerikale Gründung, an deren Spitze 2 Priester standen, an 3 Millionen Kronen zentralisiert, und fast die ganze Summe war von den Leitern an der Börse verloren. Wenn das bekannt wurde, hätten sich Kärntner Bauern wohl der Los-von-Rom-Bewegung angeschlossen. Der eine Priester wurde zu 2 Jahren verdonnert, den andern ließ man über die Grenze. Aber Geld mußte wenigstens für die vielen ganz kleinen Sparer herbeschafft werden. Der Ruf Roms, als der für die Gläubigen sorgenden Mutter, durfte nicht gefährdet werden. Hier bot sich für die Wiener Regierung Gelegenheit, sich der römischen Kirche erkenntlich zu erweisen. Sie gab 960 000 Kronen bares Geld zur Sanierung der Zentralkasse her. Aber das geht selbst in Österreich nicht ohne Zustimmung der parlamentarischen Körperschaften. So übergab man Bauer, dem Nachfolger Kohn's in Olmütz, diese Summe mit der Anweisung, sie unbefehens sofort nach Klagenfurt an die Zentralkasse weiterzugeben. Wie aber die Falschbuchungen und Verschleierungen vor dem Parlament vornehmen? Wozu hat man verständnisvolle Statthalter? Die Summe wurde dem Erzbischof für eine Stunde eingehändigt als „zubiel bezahlte Einkommensteuern“ des jetzigen Erzbischofs und seiner beiden Vorgänger, also auch Kohn's.

Nun aber hatte man diese Rechnung ohne Kohn gemacht, der nachträglich davon erfuhr und es veröffentlichte. Zu seiner Amtszeit hatte er nämlich gerade wegen „zu wenig bezahlter Einkommensteuern“ eine große Summe nachzahlen müssen und nun sollte er lt. Schreiben der Regierung an das Bistum zubiel bezahlt haben, und zwar gleich 960 000 Kronen.

Das Schauspiel war böß: Ein Priester, Dr. Bauer, der von Amtswegen fast ein Millioneneinkommen hat, der sich vom Staate Geschenke machen läßt, rauft sich mit seinem freilich nicht minder skrupellosen Vorgänger Kohn vor der Öffentlichkeit um den Mammon. Eine Kirche, die das ertrug, mußte sich stark fühlen. —

Die „N. N. Z.“ berichtet 30/11 1913 von einem Preßbeleidigungsprozeß Kohn's vor dem Dortmunder Schöffengericht: „1910 behauptete in der Essener „Arbeiter-Z.“ ein Artikel, daß der Erzbischof außerordentlich geizig gewesen sei und Unsummen von Kirchengütern für sich und in Gesellschaft von Weibern durchgebracht habe. Er habe seine Arbeiter geradezu aushungern lassen. Den Bauer Dubial habe er um seinen Besitzstand bringen wollen; der Bauer habe 8 Jahre lang um sein Recht prozessieren müssen. Frau und Kinder habe der Erzbischof ins Gefängnis geschickt, weil sie aus den bischöflichen Waldungen Reiser und Pilze gesammelt hätten. Den Vorwurf, der Erzbischof habe Kirchengelder mit Weibern durchgebracht, hielt der Angeklagte nicht aufrecht. Er erklärte, diese Behauptung beruhe auf Irrtum. Wegen der übrigen Äußerungen wurde beantragt, eine Reihe von Beweisen zu erheben, auch darüber, daß die Kurie nach Prüfung der Verhältnisse den Erzbischof auf seinen Posten nicht habe zurückkehren lassen. Über die Gründe möge der Kardinal Staatssekretär Merry de Val kommissarisch vernommen werden. Ferner wurde beantragt, Urteile österreichischer Gerichte heranzuziehen, besonders das in dem Prozeß des Bauern Dubial. Während der Angeklagte behauptet, der Erzbischof habe von all diesen Dingen Kenntnis gehabt, erklärte die Gegenpartei, es handle sich um Vorkommnisse, die untergeordnete Organe der Kirchenverwaltung zu erledigen hätten, und nicht zur Kenntnis des Erzbischofs gekommen seien.

Das Gericht beschloß, die Sache zu vertagen und die österreichischen Akten heranzuziehen“. —

Über den weiteren Verlauf ist nichts mehr zur Kenntnis gekommen. — —

Kohn hat während seiner Amtszeit besonders gegen die Dtschen gewütet, indirekt die „Los-von-Rom“-Bewegung mächtig gefördert, und wie kein anderer die Autorität der Kirche untergraben. Für sein jüdisches Familiengefühl ist bezeichnend, daß 1902 vor Gericht bekannt wurde, daß sich ein rechter Nefte Kohn's als Kellnerjunge im Wiener Würstelprater durchschlug und daß sich dieser Bursche bereit erklärte, eine ganz geringe Strafe abzugeben, da sein Onkel ihm keinerlei Unterstützung zukommen lasse, auch nicht ein paar Kronen opfern werde, um ihn durch Erlegung der Geldstrafe vor dem Gefängnis zu bewahren.

Herrschaftsucht, Habsucht und unerbittliche Härte waren Hauptzüge dieses jüdischen Hohenpriesters.

Es ist deshalb auch etwas Besonderes gerade diesen Juden, laut Germania (Stbgrz 29/12 92), in kirchenrechtlichen Vorlesungen sich über Antisemitismus verbreiten zu hören:

„Was mag die Ursache einer so gewaltigen Abneigung gegen die Juden sein? Hat die Ungerechtigkeit der Juden (Iniquitas Judaeorum) schon das Maß überschritten und ist die Zeit gekommen, wo sie für ihre Sünden mit Feuer und Schwert vom Erdrunde vertilgt werden sollen? Nicht unsere Sache ist es, zu richten, sondern Gottes.“ Nachdem er dann den Antisemitismus des Rassenhasses verurteilt, sagt er weiter: „Die Christen würden heute nicht so sehr unter jüdischer Knechtung seufzen, wenn die Katholiken gehörig die Weisungen der Heiligen Kirche betreffs des Verkehrs mit Juden beachtet hätten. Der Krieg, der heute gegen die Juden geführt wird, sei nicht so sehr eine Strafe der Juden, wie der Christen. Die eisernen Fesseln, mit denen die Christen gebunden sind, schmiedete ihnen der Ungehorsam gegen ihre Heilige Mutter. Die Kirche sei als beste und liebenswürdigste Mutter gleich von Anfang an besorgt gewesen, es könnten ihre Kinder am Glauben Schaden leiden und durch den Verkehr mit den Söhnen einer andern Mutter (Synagoge) verleitet werden, die eigene Mutter zurückzustößen oder doch weniger zu lieben. Die Kirche

habe gegen die Juden zwar Toleranz geübt, ja diese sogar in Schutz genommen, aber sie habe nie ihre Zustimmung gegeben, daß Katholiken mit Juden zusammen wohnen. Denn a) Juden können (nach dem kanonischen Recht) nicht bloß keine Sklaven in eigentlichem Sinne oder Sklavinnen (*Mancipia christiana*) haben, sondern die Juden dürfen auch nicht zum Dienste der Familie und des Hauses Christen heranziehen, noch können Christen ihnen fortwährend gegen Lohn ihre Dienste leisten. b) Speziell und streng war es verboten, daß Christinnen bei Juden Ammendienste verrichten. c) In Krankheiten dürfen Christen keine jüdischen Ärzte herbeiziehen, noch eine von jüdischer Hand bereitete Medizin annehmen. d) Auf jeden Fall ist es den Christen untersagt, unter der Strafe der Exkommunikation in demselben Hause oder derselben Familie mit Juden zu wohnen. e) Besonders soll man es zu verhüten suchen, daß Juden im öffentlichen Leben Stellungen einnehmen, durch welche sie eine gewisse Machtgewalt auf Christen ausüben könnten. f) Auch ist es den Christen untersagt, jüdische Hochzeiten zu besuchen und mit den Juden Spiele zu veranstalten. g) Christen dürfen Juden auf keinen Fall zu Mahlzeiten einladen; ebenso dürfen Christen, eingeladen von Juden, nicht ihre Mahlzeiten besuchen. — Mit diesen angeführten paar Stellen ist noch keineswegs die (ältere) kirchliche Gesetzgebung erschöpft. Ich habe nur sozusagen die Fundamentalsätze, auf denen sich die weitere kirchliche Gesetzgebung in der Judenfrage aufbaut, angeführt. Und nun frage ich: Waren denn die Christen nicht durch diese Gesetze den Juden gegenüber sichergestellt? O hätten doch die Christen immer diese Satzungen getreu erfüllt! Weil sie heutzutage die Gesetze der heiligen Kirche nicht achten, deshalb müssen sie büßen. Wem nicht zu raten ist, dem ist auch nicht zu helfen!"

Das Thema jüdische Kirchenfürsten hat 1904 Edith Gräfin Salburg in ihrem, Rosegger gewidmeten Roman „Judas im Herrn“ (Reißner's Verlag) behandelt, in dem Bischof Aron ▽Braben die Hauptrolle spielt; seine Herrschsucht,

die wahre Eitelkeitsorgien feiert, seine Gewissenlosigkeit, die lügenhaftesten Schmeichelberichte über sich im Volk verbreiten zu lassen, seine Habsucht, die keine Schonung kennt, sein Geiz, der nicht den dringendsten Anforderungen seines Standes gerecht wird, sind im Buche glaubhaft begründet. Trotzdem zuletzt alle Gequälten gegen Aron B. aufstehen, Christen und Juden, finden seine Vorgesetzten keine Schuld an ihm; er hat nicht gegen die Kirche gefehlt, die ihn hält, während sie einen jungen, wahrheitsliebenden Priester aus ihrer Gemeinschaft verstößt.

Nachtrag: Laut DW 3/10 1901 fühlte sich R. durch Reden des Sozialdemokraten Schrammel und Nemec beleidigt. Anstatt nun als „Christ“ und „Kirchenfürst“ zu verzeihen, lief er zum Kadi und fordert Sühne. „Daß ein Jude von „Genossen“ beleidigt wird, dürfte selten vorkommen. Aber auch die Art, wie Rohn von der Beleidigung Kenntnis erhielt, ist wissenswert. Er hatte 2 Spione geschickt, die ihm berichten sollten, was über seine Person in der Versammlung gesprochen wurde.“

In seinem Testament (DW 4/1 16) bestimmte dieser den größten Teil seines Vermögens (1 300 000 Kronen) zur Errichtung einer t s c h e c h i s c h e n Universität in Olmütz.

Edith Gräfin Salburg, schreibt in ihren „Erinnerungen“ über den „jüdischen Fürsterzbischof“, den sie schon in ihrem Romane „Judas im Herrn“ gewürdigt hatte: „Dieser Mann verkörpert die Möglichkeit einer Verjudung selbst in der katholischen Kirche. Kulturgeschichtlich wurde er bedeutsam. Geweiht mit Mitra, Inful und Ring, steht er da, eine geistige Macht mit irdischer Gewalt über Wehrlose. Rohn war demütig gegen Vorgesetzte und Priester. Er bettelte: „ich fühle wie ihr, nehmt mich auf.“ — Eitelkeit und gedankenloses Mitleid taten das, sie schufen den Impuls zu Katastrophen. Ein kluges Israelitenauge las in den Seelen. Der Jude saß im Beichtstuhl, den Geheimnissen der christlichen Seele nachspürend, diese aufstapelnd als Machtmittel zum Mißbrauch. In seinen Lehrjahren hat ihn niemand gekannt in

seiner wirklichen Wesenheit. Jedenfalls überlieferte ihm christliche Art ihr Fühlen und Denken im Reichstuhl, ihm, dem anderen Blute, mit dem wir nicht gemeinsam die Arbeit des Lebens, der sich entwickelnden Zeit, tun können, weil es unsere Skrupel nicht kennt, nicht unsere seelischen Ehrbegriffe, diese großen edlen inneren Hemmungen. Jehova, der unerbittlich ist, hat den Vernichtungswillen christlicher Art gegenüber; er fühlt das Raubrecht an der anderen, der hellen Rasse in sich.

Theodor Kohn steigt und steigt; er ist beliebt, aufgenommen. Bei der Bischofswahl, die er, wie er sagt, mitgemacht, gezwungen, nur um seine Berechtigung zu erweisen, ist er plötzlich Sieger. Der Herr! Wie kam das? Er ging zu jedem und hat verschwiegen; „Sei Du mir nicht feindlich; sprich unter anderen auch für mich, den Enttäuschten, Befehrten, den glühenden Christen.“ Er hatte sie alle zum Besten. Und dann setzte er den Fuß auf ihren Nacken.

Wer die Kette von Mißbräuchen, politischen Gefahren, Raubversuchen, die Bereicherungen und Übergriffe Kohns verfolgen will, der mag mein Buch „Judas im Herrn“ mit seinen Einzelheiten lesen.

Hier ist nur zusammenzufassen, dieses Semiten Bild, der in der höchsten katholischen Welt Österreichs zur Macht gekommen, auf exponiertem Posten das Volk ausbeutet, geringe Existenzen vertrieb aus ihren alten Wohnstätten, in Besitz- und Machtgier, der rechnete und knauferte, Schätze häufte, zuletzt ganz sinnlos. An die Stelle gesunder Kleinbauernbetriebe wünschte er Fabriken, die Schnaps als Goldquelle für ihn erzeugten, und tat dafür das Nötige. Seine Politik, die ihn innerlich interessierte, denn er ging nur auf Erwerb aus, reizte das Volk schließlich zum Außersten; er führte die leisesten römischen Undeutungen ad absurdum, er schuf sich eine eigene Presse und hezte die verschiedenen Nationalitäten aufeinander, bis es zu schweren Unruhen kam. Die Kirche wurde zum Handelshause. Für den Eingeweihten mag es wohl von rein menschlichem Interesse gewesen sein, zu beobachten, wie dieser

Streber aus Judäa zuerst christlich sein, sich in seinen Trieben beherrschen und Maß halten wollte, und wie dann, erst langsam, dann immer ungestümer, die wirkliche Raubtiernatur voll unbegrenzter Gier lebendig wurde, das Un-deutsche in tiefster Natur. Er konnte es schließlich nicht mehr bändigen, es ging nicht. Die Bestie brach los, sie plünderte das deutsche Volk.

Es haben sich seinerzeit alle führenden Blätter und Zeitschriften mit der Pshche dieses Menschen beschäftigt, der ungeheures Unheil stiftete, der Haß erfüllte machte, Abtrünnige, Bettler, Verzweifelte; der schließlich nur mehr ein großer Handelsmann vor dem Herrn war.

In seiner Hauptstadt auf ohnehin heißem Boden haben sich Szenen von beispiellosem Zynismus abgespielt, während er unentwegt sein mildes Lächeln zeigte, wenn er erschien. Er gab prächtige Diners. Die anderen Domherren, die seinem Treiben zusahen, bereits auf seinen Sturz wartend, gaben ebenfalls solche; es herrschte angeichts eines verarmten Volkes große Üppigkeit in den Kohn'schen Kreisen. In der Garnison gab es viele adelige, junge Herren von außerordentlichem Übermut, denen alles ein Witz, ein Gaudi und der Kohn — der Scheiß [Jude] — eine reine Freude war. Sie huldigten ihm, aßen und tranken prächtig bei ihm.

Gegen Ende seiner Epoche, als sich schon täglich drohendes Volk zusammenschlammte, gab einer jener eleganten Würdenträger, die Nachfolger zu werden hofften, den Erlesenen der Garnison ein besonders glanzvolles Mahl mit viel feinen Weinen, dem Kohn nicht bewohnte. Er hatte Sorgen und war bereits heimlich dabei, Kisten und Kisten auf eine Besizung zu spedieren, die er in Steiermark als sein Austragstüberl erworben, im Falle er doch schließlich gegangen werden sollte. Es grollte schwer gegen ihn in allen Kreisen. Die Leutnants besetzten nach dem Gastmahl den großen Balkon ihres ebenfalls sehr aufgeräumten Gastgebers und lärmten. Gruppen von Gestalten tauchten auf der Straße auf; plötzlich flogen Steine herauf. Da beugte sich der Domherr ganz

munter über die Ballustrade, wies mit der Hand auf das Bischöfliche Palais, das verschlossen lag, und rief: „Nicht da herauf, Teuteln! Dort drüben wohnt er.“ Ein ungeheures Galloh folgte dieser Aufklärung. Ein paar Minuten darauf klirrten die Fensterscheiben des bischöflichen Wohnsitzes auf den Marktplatz nieder. Die übermütige Wandraumte den Balkon, klatschte aber hinter den Fenstern Beifall.

Dann mußte Polizei herankommen. Befagter Domherr voll Mutterwitz ist nicht Fürstbischof und Nachfolger geworden. Es gibt Grenzen, sogar in Österreich.

Es kam eine Nacht, da brach die Stadt los. Aus der Umgebung strömte entfesselt das empörte Volk heran und war entschlossen, an Theodor Kohn Gericht zu üben. Aber der war schon fort; glücklich entwichen im Schutze der Beamten-schaft, des Militärs, auf Regierungsbefehl. Die wertvollsten Stücke des Kircheneigentums hatte er mitgenommen und dann von seinem Erlöse englische Jerseyhübe für seine Musterwirtschaft gekauft.

Er ging seelenruhig auf sein Gut — ein Märtyrer. Er besaß einen unentwegten Anhang in den ersten Kreisen. Wohl tobten die Zeitungen, sprach die Volksstimme, trat jetzt alles zu Tage, was er verbrochen, verfehlt, gesündigt, was er beispiellos mißbraucht. Schwer kompromittiert war die ganze Kirchenherrschaft. Aber, auch das ging vorbei. Der Schloßherr Kohn lebte noch lange. Er hatte viel vornehmen Besuch. Er gab seine Diners. Und war eigentlich ein sehr angenehmer Mensch gewesen, sagten sie später abschließend von ihm; so — tolerant. . . .“

**Kohn, Tobias**, amerikan. Seidenfabrikant, \* Prag, † 1893 Hartford, Conn. Er wanderte „infolge der Revolution von 48 nach Amerika“, J. E., und hatte schon sehr bald in Hartford ein ganzes Straßened — „Kohn-Block“ — besiedelt.

**Kohn, Wilhelmine**, Frau, Bankhändlerswitwe, Nürnberg, Eigenhaus Campestr. 10 I. 3—0, 17. 1914.

**Kohn-Speyer**, Paul, in Fa. Brandeis, Goldschmidt & Co., London. Präf. UR: Blei- und Silberhütte Braubach, AG. 1914.

**Kohn-Sträußler**, Adele = A. Sträußler-Kohn.

**Kohnberger**, Lebensretter. — **Welt** 1908, 31: „Wie die Zeitungen meldeten, ereignete sich auf Sylt ein schrecklicher Unglücksfall. Bankdirektor Daniel aus Berlin wurde ins Meer getrieben. Da die Rettungseinrichtungen versagten, stürzte sich Ingenieur Kohnberger aus Wien, trotz starker Brandung ins Meer, um nach unendlicher Mühe, unter eigener größter Lebensgefahr,

den Berunglückten ans Land zu schaffen, der dort einem Herzschlag erlag, während Kohnberger bewußtlos ins Krankenhaus gebracht wurde und an einer Lungenentzündung schwer darniederliegt. Warum wir dies berichten, etwa, um die Tat als einen Beweis jüdischen Mutes zu reklamieren? Nein, der steht für uns auch ohnedies fest. Aber die Zeitungen, an ihrer Spitze die Sylter, der des Retters Name genau bekannt war, änderte ihn um in Kronberger; Kohnberger klingt ja zu jüdisch!“

Wie die jüdische Presse bei Juden, die als Räuber und Mörder entdeckt wurden, die Namen immer unterdrückte und veränderte — soll dasselbe nun auch die nichtjüdische Presse bei Heldentaten der Juden getan haben. Das ist natürlich Blödsinn, denn eine solche Heimlichkeitserei liegt dem Arier nicht, ganz abgesehen davon, daß jene Heldentaten, bei Licht besehen, meist gar keine waren, ja solche nach dem Talmud zu Gunsten der Nichtjuden auch gar nicht hätten ausgeübt werden dürfen; aber es wirkt auf die Masse, wenn der Jude, selbst auf Grund eines Druckfehlers, wieder mal darüber klagen kann, nicht zu seinem Rechte gekommen zu sein.

**Köhne**, Amtsgerichtsrat, Führer der Bewegung für Kindergerichtshöfe, Frankfurt a. M. — 1914.

**Köhne**, Karl, J. E., Dr., Ud (Handelsrecht), T. S. G., Charlottenburg. \* 1863 Danzig. B: Geschäftsverbindungen der Unfreien nach fränkischem Recht. S: Ober-rheinische Stadtrechte. Cp: Richard Schröder.

**Kohnemann**, J. M., Tuchel, hieß bis 1812: Joseph Meier. — D. S.

**Kohnenhandel**, j. „Betrug mit falschen Goldstücken“. Stern, Vinte Massematten, 1833: „Der Kohnenhändler begibt sich auf einzelne Höfe, Mühlen, Weiler, Dörfer, zu reichen Bauern, läßt sich für Geld etwas Milch, Brot, Butter und dergleichen geben, bringt alsdann einen echten Friedrichsdor aus der Tasche und bittet den Landmann, er wolle dieses Goldstück zum Pfarrer schicken, der gewöhnlich entfernt wohnt, und fragen lassen, was dasselbe gelte. Die Antwort lautet natürlich auf den wahren Wert. Nun bietet der Gauner, indem er schnell das echte Goldstück mit einer dem Gepräge des-selben ähnlichen Spielmarke verwechselt, dem Bauer eine solche gegen einen geringeren Betrag zum Auswechseln an, wozu der Landmann gewöhnlich sogleich bereit ist, da er einen Gewinn zu machen glaubt. Der Gauner läßt dann so viele solcher Rechenpfennige austauschen, als nur immer möglich, wodurch er oft bedeutende Summen erbeutet und wenig Gefahr läuft, da der Betrug meistens erst nach längerer Zeit wahrgenommen wird.“

**Köhner**, Moritz, 1818 Neumark, Böh. — 77 Leipzig. Gründer und 1. Präses des „Dtsch.-Jüd. Gemeindebundes“, eifriger Förderer fortschrittlicher Entwicklung des Judentums und mannhafter Vertreter seiner Glaubensgenossen, 1. jüdischer Stadtrat in Leipzig, Wollhändler, Vorsteher der j. Gemeinde, — Kayserling.

„R. war ein typischer Mann in Israel, und als solcher zugleich ein symbolischer. Fernher kommend in ein fremdes Land, in eine fremde Stadt, in eine fremde Gemeinde, in ein fremdes Haus, als abhängiger Mann, — das ist symbolisch, so zieht Israel seit zwei Jahrtausenden beinahe. Aber durch eigene Arbeit und durch die Gunst derjenigen Kulturverhältnisse, in welche hinein er getreten ist, ist der abhängige Mann zum unabhängigen, der Fremde zum Heimischen, der jung und unerfahren beginnende zu einem führenden und leitenden Manne geworden, der selbständig sein Haus gegründet, selbständig eine Stellung erworben in seiner Gemeinde, eine hochgeachtete Stellung auch in der Stadt, wie sein Titel „Stadtrat“ Ihnen beweist“, sagte der Grabredner Prof. Dr. M. Lazarus, Treu und Frei, 1887, S. 255.

**Köhner de Szászberet**, 1912 nobilitiert, Industrielle, Freiherrn und Rennstallbesitzer, Budapest. G. S.

**Kohnheim**, Leo, Rauchwarenfirma, Leipzig, 1914 (Sächs. Landesztg. 28/6) Konkurs. Die Schulden sollen eine Million betragen. Die Inhaber, Konrad, Mag, Siegmund und Salomon K., rissen mit 300 000 Mark nach Budapest aus, wo sie — alles war vor-

bereitet — von einem ungarischen Bauern in Duna-haraszti auf Rat ihres Advokaten adoptiert wurden. Damit verhinderten sie die erste Verhaftung.

Leipziger Neueste Nachrichten 21/6: „Der vor etwa 10—12 Jahren verstorbene Gründer der Firma Leo Rohnheim, soll 600 000 M. hinterlassen haben. Da auch die Geschäftsbasis einen ansehnlichen Verdienst gewährt hat, so wurden Gebr. Rohnheim allgemein als wohlhabend angesehen. Andererseits ist vielfach bemerkt worden, daß einer der Brüder einen beträchtlichen Aufwand trieb, trotz alledem glaubte man nicht, daß sie über ihre Verhältnisse gingen. Vor einigen Tagen hat ein Gläubiger in dem Geschäftslokale vorsprechen lassen. Hierbei stellte sich die überraschende Tatsache heraus, daß alle 3 Brüder das Weiße gesucht hatten.“ Sie wurden dann aber mit ihrer Schwester Charlotte doch noch festgenommen, und der Minister des Innern leitete ein Verfahren ein, um die pro tempore-Adoption aufzuheben.

Dresdner Anz. 23/6: „Die Polizei stellte fest, daß die verhafteten Brüder 400 000 Kronen in verschiedenen Sparkassen unter angenommenen Namen hinterlegt haben. Vor einigen Tagen haben sie ihrem Schwager nach Breslau 35 000 M. geschickt.“ Die Leipziger Staatsanwaltschaft hat dann Ende August 14 die weitere Behandlung dieser Schwerverbrecher den ungarischen Behörden überlassen, denen die Rohnheim gewiß im Kriegstrübel entschläpft sind.

**Rohnspeher, Johanna**, geb. Weiller, Privatierin, Millionärswitwe, Frankfurt a. M., Mainzer Landstr. 23. 1914.

**Rohnstamm, Oskar, Dr.**, Spezialarzt (Nerven), „Der Philosoph mit der Künstlerseele“, wie ihn seine Anhänger nannten. 1871—17 Königstein, Taunus. B: Außerzweckhaftigkeit und Form in Leben und Kunst. Er mußte die nervöse Weiblichkeit stark zu beeinflussen. Die nicht unbegabte, aber „moderne“ Dichterin Erika v. Waghdorf-Wachoff in Weimar brachte in der Ztg. „Deutschland“ zum Totensonntag 17 einen überschwänglichen Gedächtnis- und Herzartikel auf diesen Juden, der mit seiner „edlen, durchgeistigten Stirn“ ein „Muster von starker Persönlichkeit und Idealismus“ gewesen wäre: „Er kannte und liebte Goethe nicht nur, er lebte ihn! Und Goethe hätte zu ihm sprechen können: „Bist Geist von meinem Geiste“.“

S: . . ., 98—17, L. d. R.

**Rohnstamm, Ph., Dr.**, Holland, B: Staatspaedagogiel of Persoonlyheidspaedagogiel, Rede 1919.

**Rohol, j:** die Gemeinde, Versammlung der Gauner, um auf Diebstahl auszugehen. Thiele G.

**Rührer, Erich**, gebor. Herz (Egon Wendlandt; Werner Reinhold; Nomus; Hier. Zobs), Charlottenburg. 1883 Nachen — 26, ThM: Theater. — B: Grabbe; L. M. ▼ Goldberger; Warenhaus Berlin, Ro; Hochkönigsburg 11.

Rührer berichtete BZ 7/1 14 über seine Beteiligung an den Volksunterhaltungen des „Curling“ in der Schweiz: „Ich sah höchstens, wenn ich mit Eifer meinen Stein „sweepete“, dichtgedrängte Scharen von Neugierigen den Platz umlagern, die sicherlich am meisten erstaunt darüber waren, daß auch ein Dtscher sich an dieser englischen Sinderlei beteiligte.“ Korrekter hätte er schreiben sollen: „ein dtschredender Jude“.

**Rührer [coeur], Walter**, Rfm., Charlottenburg — wurde vom Preuß. Justizminister 1929 (DZBl 11/5) aus ▼ Herz umgetauft.

**Rohri, Rabbi**, — schrieb 1872 eine Broschüre, worin er alles, was Goethe, Schiller, Lessing je über die christliche Kirche gesagt haben, aus dem Zusammenhang gerissen, als antichristlich bloßzustellen suchte.

**Rohsen, Walter, Dr.**, Gerichtsassessor a. D., Mitinhaber von M. Kempinski & Co., Berlin — vom Preuß. Justizminister aus Rohen umgetauft. Der Name ist vom Verfasser besonders geschickt dazu gemacht, die Nichtjuden zu täuschen und seinen Juden als Bruder erkennbar zu bleiben, denn kein Nichtjude vermutet unter der an „lieb-losen“ anklingenden Fülle einen Juden, und kein Jude vermutet, da in „Rohsen“ die

beiden Vokale von hebräisch: Rohen, o und e, wiederzulehren, und f auch wie h geschrieben sein kann, unter Rohsen einen Nichtjuden. DZBl 18/5 1929.

**Rohut** [= Ruhhaut; so hieß wirklich einer in der Karlsbader Kurliste, DZBl 1893], Adolf, Dr. phil. Rgl. Rat, „König der Schriftsteller“, Vielschreiber, Vortragsmeister, 1848 Mindestzent in Ung. — 17 Berlin. O Primadonna und Hofopernsängerin Elisabeth, T. d. „berühmten Gesanglehrers“ H. Manstein. S: Oswald, \*77; R: Grunewald-Gcho. Br: Dr. Alexander R., „einer der größten orientalischen Lexikographen“.

Adolf bewegte sich bis 66 auf dem evangelischen Gymnasium, dann auf dem jüdisch-theologischen Seminar Fränkelscher Stiftung zu Breslau und wurde Red. an Weltblättern: Bresl. Nachr.; Düsseldorf Z.; Schlesw.-Holst. Tageblatt; Berliner Tribune; Berl. Z.; Dresdner Z.

In Allsteins Berliner Z., Sonntag, den 2/11 1879, schrieb Rohut über die Generalsynode: „In dieselben Räume, wo seit den letzten Wochen ein so inbrünstiges Hosianah gen Himmel erscholl, und wo das Gebet der rührigsten Diener der Kirche wie ein gewaltiger Ruf aus dem Jenseits in jedes evangelische Herz drang, werden die Mitglieder des Herrenhauses einziehen, um dort klug und weise über das Wohl und Wehe, namentlich aber über die Wahrung ihrer eigenen hochkonservativen und kirchlichen Interessen zu beraten. Aus diesen Gründen wird es nicht nötig sein, die Säle auf der Leipziger Straße vorher zu desinfizieren“ usw.

Als Pestkranke stellte also der Jude die Vertreter der christlichen Kirche hin, aber auch die Mitglieder des Herrenhauses, unter ihnen der Oberbürgermeister von Berlin!

84 wurde er aus Berlin abgeschoben, weil er in der „Berliner Z.“ auch die Reichsregierung und Bismarck anfiel. Er bezog Dresden, wurde aber schon Weihnachten 89 von Bismarck nach Berlin zurückgerufen, nachdem in der „Illustrierten Z.“ vom 29/3 89 ein mit Rohuts vollem Namen gezeichneter, sehr „rechts“ geschriebener Artikel stand, der Bismarck als den größten lebenden Deutschen feierte. Rohut traf dann 90 in Berlin ein und rief als „sehr bekannt-

ter Schriftsteller“ beim Abschied des Fürsten Bismarck auf dem Lehrter Bahnhof, wie die Frankfurter Z. im Mai 90 mitteilte, am lautesten „Hier bleiben“, er sang auch die „Wacht am Rhein“ und machte in seinem Entusiasmus mit einem Blumenstrauß in der Hand und 2 Damen am Arm wiederholt den aussichtslosen Versuch, die Paradeaufstellung der Gardekürassiere zu durchbrechen. Er liebt das Dtsche Reich und seinen Begründer mit der ganzen Schwärmerei des Dichters und Nichtpolitikers, obwohl dieses Reich ihm, dem österr. Juden, trotz 17jährigem Aufenthalte, die Naturalisierung versagt. Das bittere Gefühl darüber hat seine neuliche Begeisterung nicht geschwächt. Nicht nur, indem sie zum Scheiterhaufen beiträgt, auch wenn sie den Lorbeer aufhäuft, offenbart sich die *sancta simplicitas*.“

Er war nebenbei ein Vielschreiber und machte mehr als 100 Bücher: Herder und die Humanität; Rassenbestrebungen der Neuzeit; A. v. Humboldt und das Jdtm.; Unsere 3 Dichterhelden und das Pfaffentum: Ein Trifolium klassischer Zeugnisse gegen Ultramontanismus, Jesuitismus und Mordertum, 72; Goldne Worte der Bibel, ein Lebensbuch für jedermann; Was lehrt die Bibel über Gehorsam gegen Staat und Obrigkeit; Konfessionelle Begräbnisplätze; Aus meiner rheinländischen Mappe; Naturgeschichte der Berlinerinnen, 7. A., 87; Moderne Geisteshelden, 3. A. 87; Bismarck als Humorist; Bismarck und die Frauen, 94; Cassalle; Aphrodite und Athene; Überweiber aller Zeiten; Justus v. Liebig (fd); Schiller und die Frauen; Friedrich der Große als Humorist; David Friedr. Strauß; Ludwig Feuerbach; Seume; Ärzte als Philosophen; Königin Luise und ihre Zeit; Heinr. Zeise; Wilhelm Busch und das Ewig-Weibliche; Meister v. Bahreuth; Berühmte Kaufleute; Freimaurer-Studien; Leuchtende Fackeln (Beiträge zur Kultur-, Theater- und Kunstgeschichte); Ragende Gipfel (Beiträge zur Literaturgeschichte); Heine und die Frauen; Schachspiel Moltkes; Auber; Meherbeer.

Seine „Rörner-Biographie“ nennt ▼ JC sogar ein „Standardwerk“! Der tole-

rante „B. für Dtschtum im Auslande“ ließ in seiner Zeitschrift 1909 diesen ungarischen Juden über „Das Dtschtum in Dänemark“ berichten, wobei denn Kohut auch „von unsern in Kopenhagen lebenden Landsleuten“ sprach, ohne zu sagen, ob er damit Deutsche, Magyaren oder Juden meinte. Wir heben von seinen zahllosen Schreibern ein paar heraus: 1. Memoiren eines j. Seminaristen, die aber bei Glaubensgenossen anstießen. Denn Ko. sagt selber DW 1902, 9: „Während sogar der Mord strafgesetlich nach 30 Jahren verjährt, werde ich Unglücklicher von den gar gestrengen Staatsanwälten des genannten Abbi-Seminars noch immer verfolgt, von jenen Großinquisitoren, die heimlich Wein trinken, aber öffentlich Wasser predigen, deren Lippen von dem süßen Honigseim der Liebe überfließen, die aber im Herzen nur Rache und Haß fühlen.“

2. „Berühmte isr. Männer und Frauen“, — viel zu hart besprochen im Jüd. Literatenblatt 01, Nr. 10: „Wohl selten ist eine große und dankenswerte Aufgabe so mangelhaft und schlecht gelöst worden, als in diesem Werke. . . Es stiegen gleich Bedenken in uns auf, ob der als Verfasser angezeigte Dr. Kohut der richtige Mann sei, der dieser Aufgabe nach allen Seiten hin gewachsen sein würde. . . Wenn man schon bei dem 1. Teile stutzig wurde . . . so offenbart der 2. Band vollends die ganze Unfähigkeit des Verfassers, seine Unkenntnis, seinen Mangel an richtiger Beurteilung der Personen und ihrer Bedeutung, sein schwulstiges, fast reklamehaftes Hervorheben von Minderwertigem und Ignorieren oder Unterschätzen von wirklich Bedeutenderem und Gediegenem. Welche Konfusion herrscht in diesem Buche! Welche Herabwürdigung liegt oft schon in der falschen Einreihung bedeutender treuer Juden und ihre Zusammenstellung mit Täuflingen!“

Wir danken diesem Werk, wie auch Kohuts umfangreicher „Geschichte der dtischen Juden“ trotz ihrer wissenschaftlichen Oberflächlichkeit manchen Fingerzeig für unsere Darstellungen.

3. Liebestünfte und Liebestünstlerinnen (Aphrodite und Athene). „Ein herr-

liches Buch, der Liebe geweiht. Der erste Abschnitt ist den strategischen Hilfsmitteln der Liebe gewidmet: Kunst der Liebenswürdigkeit. Augensprache. Fee Caprice. Des Haares Zauber. Alles, was eine Frau unwiderstehlich macht, was Männer fesselt, wodurch berühmte und gekrönte Schönheiten die Männerwelt zu ihren Füßen zwingen. Für Frauen ein Lehrbuch! Für Männer ein Wehrbuch“, sagten die Annoncen.

4. „Gekrönte und ungekrönte Judenfreunde“, Verlag Bask & Co., Berlin 1913. — Vorwort: „Fürsten, Päpste, Staatsmänner, Parlamentarier, Denker, Dichter, Forscher u. Künstler christlichen Bekenntnisses, von der Gloriole ihrer glänzenden Namen umstrahlt, sind hier vereinigt, um ihre Sympathien und ihre Verehrung für den jüd. Stamm, die vielen leuchtenden Tugenden und glänzenden Eigenschaften des Jdtm.'s zum Ausdruck zu bringen. Diese Geistesheroen, die sich auf dem Schlachtfelde der Judenemanzipation und des menschlichen Fortschrittes, sowie der Gewissens- und Glaubensfreiheit Unsterblichkeit errungen haben, verkünden hier ihren christlichen Glaubensgenossen mit feurigen Zungen die wahre Nächstenliebe und brandmarken die Gesinnungsniedertracht solcher Leute und Parteien, die den Antisemitismus nur deshalb mehr oder weniger gewerbsmäßig betreiben, weil sie im Trüben fischen wollen. Es sind wahrhaft goldene Worte, die einige Licht- und Fackelträger der Kultur hier ausgesprochen, und unbergänglich sind die Taten der Humanität, die sie im Interesse Israels vollführt haben.“

Der redbeflige Greis kam bis zuletzt in der dtshen Presse stets zu Worte, wenn auch seine Aufsätze noch so fadenförmig waren.

Kohut war übrigens Christ, er schrieb 1889 an Paulus Cassel (fd) von Dresden aus: „Hierdurch teile ich Ew. Ehrwürden mit, daß ich, vom Reichskanzler begnadigt, wieder nach Berlin zurückkehren darf. Mein 12jähriger Sohn Oswald, Quartaner, ist immer noch nicht getauft. Alle Anerbieten habe ich bisher strikte zurückgewiesen, da ich mich der Hoffnung hingab, die Taufe könnte

durch Ew. Hochwürden erfolgen. Diese meine Hoffnung scheint sich nun zu erfüllen. Sehr dankbar wäre ich Ew. Hochwürden, wenn Sie einige wohlhabende Paten besorgen würden, denn ich würde es gerne sehen, wenn mein Sohn Gönner fände, auf die er sich jetzt oder später stützen könnte.“

Dazu meint ▼ Bamm: „Über die „wohlhabenden Paten“, wohl das Hauptmotiv zu der projektierten Taufe, wird sich Cassel, der anscheinend noch immer eine anständige Gesinnung hat, nicht wenig geärgert haben. Er lehnte daher ab, was Kohut in einer Postkarte an Cassel bedauerte.“

Nach Cassels Tode meldete Kohut in einem seiner Bücher: „er machte als Missionar die krampfhaftesten Versuche, seine früheren Glaubensgenossen der Religion ihrer Väter abtrünnig zu machen!“

Diese Rache des Juden an einem Juden, auch bei so heiklen inneren Angelegenheiten, ist durchaus nicht ungewöhnlich. Sie können sich eigentlich untereinander bis auf den Tod nicht ausestehen: nur der gemeinsame Kampf gegen die Nichtjuden hält sie notdürftig zusammen und täuscht eine Harmonie in Familie und Freundschaft vor, die es in Wirklichkeit gar nicht gibt.

Kohut, Alexander, Dr., Oberrabbi. 1842 Félégháza — 94 New York. 67 Dr. phil. in Leipzig. B: Neubearbeitung des „Aruch“, VIII.; Aufsätze in der Bsch. der „Dtsh. morgenländ. Ges.“. Talmud und Parsismus; Verhalten der Juden den Nichtjuden gegenüber, eine rabbinische Blumenlese; 3 Parzen im Talmud; Hirtenleben unsrer Väter. Er schrieb dtsh., ungar., lat. und hebr. und war der ältere Br. von Adolph Ko.

Kohut, George Alexander, Rabbi in N. York. \*1874 Stuhlweihenburg. E: Rabbi Alexander K. — Studierte in N. York und Berlin. — B: L. U. ▼ Frankl; Hofjude ▼ Rippold; Moses ▼ Mendelssohn und Damm; Tapferkeit und Dienst der Juden in den dtsh.-span.-amerik. Kolonien des 16.—19. Jh.; Prof. ▼ Steinschneider; Simon de ▼ Cáceres; Judah ▼ Montis, jüd. Sprachlehrer an amerik. Univ.; Martyrologie der Juden, IV.

Kohut, Oswald, ChR. \*1877 Düsseldorf. B: Adolf K. (fd). „Namensverwandte: Ludwig Kohut, der sich magyarischt, spät. Kossuth Lajos nannte, der große ungarische Diktator von 48“. O O Gertrud Ding. K: Oswald, \*01. Wegen Knochenbrüche zum Militärdienst untauglich. 97 K: Potsdamer Intelligenzblatt. Ma: Berl. Vol.-Anz.; Berl. Tagebl.; Kl. Journal; Bef. des Grunewald-Echo und der Bschr. „Höfliche und herrschaftliche Klüge“. S: Adreßbuch der westlichen Berl. Vororte, Studien über Frauen und Ehen. Grunewald-Berlin, Hobrechtstr. 1.

Kohut, Rebekah, New York, Führerin der amerikanischen-jüdischen Frauen. JPB 24/5 1929.

Koigen [russ.: Kohn], David, Dr., Schmargendorf, \*1877 Wachtlari, Rußl. B: Junghegelianismus; Philosophie der Kultur; Weltanschauung des Sozialismus



(russ.). Eugen Diederichs (sb) macht immer den Mund etwas breit, wenn es sich um ein Buch seines Verlages handelt; er kündigt es folgendermaßen vorstellig an: „Eine Philosophie der Demokratie“ nennt Ed. ▼ Bernstein das Buch D. Kojacs „Die Kultur der Demokratie“, das den bezeichnenden Untertitel „Vom Geiste des völkertümlichen Humanismus und vom Geiste der Zeit“ führt. K. geht der Demokratie auf allen möglichen Wegen nach, er sucht und findet sie in den ewigen Fragen der Menschheit und in den Streitfragen des Tages, in der Kultur und Politik, der Moral und Religion, der Kunst und Wissenschaft. Er zeigt uns, daß wir die zu erstrebenden politischen Rechte nicht höher werten dürfen wie als „Formen“, in denen erst als „Inhalt“ höhere Kulturwerte zu erhoffen und zu erstreben sind. Die wichtigste Quelle demokratischer Kultur ist ihm die altgriechische Rechtsidee, die ein Schlüssel zum Verständnis der Masse vom Tyrannentum, die Tatsache des Wildens der vielen zum Volke bedeutet; die Grundlage der heutigen Demokratie aber ist ihm das Christentum in der Auffassung Luthers. „Endet das merkwürdige Buch auch in Visionen und Weisungen, so wird doch auch der Mann der Wissenschaft diese Bekenntnisschrift nicht ohne Interesse und Teilnahme aus der Hand legen, denn sie baut sich auf breiter philosophischer und historischer Kenntnis auf; sie stellt das Bekenntnis eines radikalen Ideologen dar, der mehr als die meisten ähnlich veranlagten Naturen sich bemüht hat, seine idealistischen Hoffnungen und Träume durch ernstes, tiefes Studium abzuklären.“ (G. Schmoller.) In gewisser Weise läßt sich K.'s Buch als ein modernes Seitenstück zu Platons „Staat“ bezeichnen, in welchem ohne Kompromiß der Staat auf einer Ethik aufgebaut ist, die die Freiheit und Selbstbestimmung des einzelnen rückwärtslos dem Staatsgedanken unterordnet. Der platonische Staat ist der erste Versuch einer praktischen Sozialethik, in dem der Staatsgedanke auf dem Prinzip der Gerechtigkeit gegründet ist.“

Kojac, New York, gewann 1928 (JFJ 17/8) auf der Olympiade in Amsterdam einen ersten Preis im 100-Meter-Rückenschwimmen.

Kojen, Leon, Maler, München. B: Salomo. WJ 1907.

Kolainhandel, ein einträglicher ▼ Geschäftszweig. „Unlängst wurde in Budapest Regina Krauß verhaftet, die den Handel „en gros“ und „en detail“ betrieb.“ WK 1930, S. 130.

↓ Kol, S. S. van, Mgl. der 1. Kammer der Generalstaaten, Genosse, Haag, wo er länger bei ▼ Blof, Dranjelaan 11, wohnte. Kol erwarb seine Gelder durch niederl.-östind. Anlagen, zum Ausfaugen der Eingeborenen. B: Zukunft des jüd. Volkes, 1919.

Kol, f. Kahl.

Kol Nidrei, f. Kolnidrei.

Kolažki, Elkan, Partiewarenhändler, \* Rußland. Auf die ▼ Wohltätigkeit wirkt sein „Fall“ ein unerfreuliches Licht. ▼ JF 8/8 1913 schreibt:

„K., den sein Beruf zu ständigen Reisen zwingt, und der zudem mit seiner Frau in Uneinigkeit lebt, hatte seine 3 Kinder im Alter von 3—5 Jahren bei einer Frau Braun in B.-Wilmersdorf in Pflege gegeben. Diese Frau, die keine Familie hat, lebt in ärmlichen Verhältnissen und nimmt mit Genehmigung des Magistrats Kostkinder bei sich auf. Kolažki blieb wiederholt das Pflegegeld schuldig. Als ihn dieser Tage seine Frau endgültig verließ, wurde seine Tage noch kritischer:

„Sehr geehrte Frau Braun! Zu ihrem Erstaunen muß ich Ihnen mit zitternden Händen schreiben, daß mich meine Frau seit dem 10/7 verlassen und bis jetzt nichts von sich hat hören lassen. Ich weiß nicht, was ich Wahnsinniger machen soll. Ich laufe wie ein Irrsinniger umher und kann mein Geschäft nicht allein versehen. Sie hat mich direkt zugrunde gerichtet. Ich wollte Sie bitten, meinen lieben Kinderchen kein Leid zu tun und sie zu trösten. Geben Sie bitte die lieben Kleinen in das Waisenhaus. Die Älteste heißt Bertha und ist am 7. Juni 1908 in Köln geboren, die zweite, Rosa, ist am 4. Mai 1909 ebenfalls in Köln geboren, und die Jüngste, Paula, ist am 21. April 1910 ebendasselbst geboren. Ich bin sehr unglücklich und kann mir nicht anders helfen. Elkan Kolažki.“

Nun wandte sich die Adressatin um Rat an den Inhaber eines kaufmännischen Bureaus. Dieser bat die j. Gemeinde um Unterstützung der Frau, da die Kinder j. Herkunft seien. Er erhielt von der Gemeinde die Antwort, sie könne für ausländische Kinder keine Unterstützung gewähren. Es wurde jetzt Geld für die Kinder gesammelt. Dann wandte sich Frau Braun an die Armen-direktion zu Schöneberg. Dort wurde ihr der Bescheid, sie solle die Kinder vorläufig behalten; die Armendirektion werde ihr 45 Mark Kostgeld pro Monat bezahlen. Mit diesem Betrag konnte die Frau die 3 Kinder jedoch nicht ernähren. Sie behielt sie aber dennoch einige Zeit, bis ihr schließlich, da sie nach ihren Angaben selbst Not litt, die Mittel fehlten. Nun wandte sie sich an ein Polizeirevier, wo ihr geantwortet wurde, die Polizei könne nichts machen, sie solle die 3 Kinder nach Köln schicken. Dies wollte die Frau jedoch bei der großen Jugend der Kinder nicht tun. Da sie sich keinen Rat wußte, führte sie die Kinder vor das Polizeipräsidium in der Hauptstraße zu Schöneberg. Dort bat sie eine Frau, die zufällig dort stand, auf die Kinder zu achten, bis sie eine Besorgung erledigt hätte. Von dieser angeblichen Besorgung lehrte Frau Braun jedoch nicht wieder zurück, sondern überließ die Kinder ihrem Schicksal. Die Frau nahm an, daß die öffentlichen Armen- und Für-

sorgebehörden die Kinder in ihre Obhut nehmen würden.

Dem ältesten der Kinder hatte die Frau den oben wiedergegebenen Brief seines Vaters in die Hand gegeben, durch den Leute, die sich der Kinder annehmen würden, über deren traurige Lage orientiert werden sollten.

Die Kinder gelangten in die Obhut der Schöneberger Armendirektion und diese gab die Kinder auf städtische Kosten der christlichen Zionshilfe in Pflege, wo sie zunächst bleiben durften, da der inzwischen aus Köln zurückgekehrte Vater der Armendirektion glaubhaft versicherte, daß er zurzeit nicht in der Lage sei, für die Kinder zu sorgen. Glücklicherweise fand sich dann doch noch ein j. Institut, das selbst armen „ausländischen“ Kindern Unterstützung zu gewähren bereit ist. Die 3 Kinder werden auf Veranlassung des Vorstehers des israelitischen Waisenhauses in Bad Ems in dem genannten Hause untergebracht werden. —

Fraglos muß das Vorkommnis auf einen jeden Juden, der auch im Juden jenseits der schwarzweißen roten Grenzpfähle seinen Bruder sieht, und dem auch nur ein wenig am Ansehen seiner j. Gemeinschaft liegt, ungeheuer aufreizend wirken. ... „Für ausländische Kinder können wir keine Unterstützung gewähren“ sagt die Armenkommission der größten und reichsten dtischen Judengemeinde, die sich nicht geniert, ihre Steuerbeträge auch bei eben solchen Ausländern einzutreiben und überläßt die Fürsorge der Kommune und einer christlichen Vereinigung. Wir wissen, daß solche Grundsätze der Gesinnung entsprechen, welche die in den Gemeindestuben herrschende Richtung im Judentum beherrscht. Es ist das der kleine persönliche Haß jener Leute, denen durch die östliche Einwanderung die Erfüllung ihres Lebenswunsches, der restlosen Assimilierung an die Umgebung, immer wieder gestört wird.“

Kolban, Rudolf, Hausverwalter, Kurfürstendamm, Berlin. 1916.

Kolberg. — DfBl 8/9 1906: „R. steckt voll Juden; die Badeverwaltung mit den von allen, also auch den

dtischen und christlichen Badegästen gezahlten Kurtagengeldern hält in der öffentlichen Besekalle wohl die „Jüdische Presse“, „Israel. Familien-Blatt“ und sogar die „Abwehr-Mitteilungen“, nicht aber antisemitische Blätter. Sie bevorzugt die Juden!“ # Kurärzte: M R Behrend; Margulies; Fabian.

Kole Rod, Filmkritiker und Filmpropagandachef, f. Kibel, Cheskel Jwi.

Kolensberg, Moskau, tötete 1929 (Der Angriff 4/2) den General Slastschow, zaristischen Oberst und Kommandeur technischer Sowjettruppen. K. ist stolz ob seiner Tat, weil Slastschow 1920 Pogrome veranstaltet habe, deren Opfer nun gerächt seien. Die jüdische Presse hat sich nur im stillen der gegliückten jüdischen Rache gefreut. Passieren wird dem Verbrecher kaum was. W W.

Kollinsh, Adolf = Abraham Hochmuth.

Kollisch, Fritz, Dr. phil., Wien IX, Porzellang. 30. \*1886 Koritschan, Mähren. E: Postmeister Karl K. // Jenny Melcher. Sein Großonkel war der Feuilletonist, Dichter, sowie Freiheitskämpfer Siegmund K., 1816 —81.

Kollisch, Ignaz Baron von (Jdela [= J. de R.]), G. 1837 Preßburg —89. 69 gründete er, im Geschäft wie im Spiel erfolgreich, die „Wörsen-Syndicatscasse“ und 73 eine Filiale seiner Firma in Paris. Er wurde 84 Sachsen-Meininger, um den ihm vom Herzog 81 „verliebten Barontitel auch in Österreich führen zu dürfen. — In seinem Hause ließ sich Madame Adam (Sb) bei ihren Wiener Besuchen im engen Kreise feiern“, Kreuzz. 14/11 85.

Als Kollisch die „Wiener Allg. Z.“ kaufte, schrieb der „Österr. Wf.“ 22/11 1885: „Was an ihr zu kaufen ist, läßt sich nicht leicht sagen, es sei denn ihr schlechter Ruf und ihr großes Defizit. 1880 gegründet, war sie eine Zeitlang so deutschfeindlich, daß sie für Dtschld auf zwei Jahre verboten wurde. Damals teilte die „Nordb. Allg. Z.“ mit, daß die „W. Allg. Ztg.“ in französischem Solde stehe und von Frankreich u. a. 60 000 Frcs. erhalten habe. In der Tat hatte der Chefredakteur Dr. Herzka Ende 1881 mit dem seither als Betrüger entlarvten und zu Zuchthaus verurteilten Wörsenmann Savary in Paris persönlich verhandelt, ehe er in seinem Blatte so eifrig für den Schwindel dieses Konfortiums, insbesondere für die „Banque maritime“, eingetreten war, so eifrig, daß Savary fast in jeder Nummer verhimmelt und zu Gunsten seiner Gesellschaft einmal gerühmt wurde, dieselbe werde u. a. Triest zum Sitze einer großen Faßindustrie machen, indem sie nicht mehr die Faßdauben, sondern die fertigen Faßer — nicht übel, wenn die Verpackung nicht wäre! — nach Bordeaux versenden würde. ... Die „W. Allg. Ztg.“ bezeichnete sich damals sogar wochenlang an der Spitze des Textes als die einzige nichtkäufliche Zeitung Wiens. — Von dem neuen Eigentümer des Blattes ist wenig zu sagen; er ist polnisch-jüdischer Abstammung, erlangte als guter Schachspieler die Aufmerksamkeit und Gunst Rothschilds, machte mit dessen Hilfe sich rasch ein großes Vermögen und kaufte sich endlich den Barontitel, nachdem er den Eisernen Kronenorden dritter Klasse mit dem Ritterstand vergeblich erstrebt hatte.“

Kollisch, Isaac, Bankhändler, Paris, 1879, — wurde sehr bald, nachdem er nichtsagende uruguayische Montanaktien im französischen Volke untergebracht hatte, flüchtig. Drumont 2, 249.

Kollisch, Rudolf, JG, Arzt, \*1867 Koritschan, Mähr. — Dr. Ud in Wien; aber im Sommer praktizierend in Karlsbad.

Kollisch, S., 19. Jh., Wien — wurde durch Begründung der Gummizug-Industrie ein reicher Mann. — S. Mayer, Wiener Juden, 1917, S. 302.

Kollisch, Sigmund, Literat, 1816 Koritschan, Mähr. —81. Er nahm an dem Aufstand 48 in Wien teil, floh nach Dtschld, kam 68 zurück, und hat viel geschrieben; Gedichte — gute und schlechte —, Aufsätze und Romane, jedoch keine Zeile, die ihn überlebt hätte, das muß selbst S. ▼ Mayer, Wiener Juden, S. 277, zugeben. — B: Lu. Kossuth und Metternich; Die Christin, Trag. — S: Der Radikale, eine revolutionäre Zeitschrift, 48.

**K:** Berta, O△Otto Egger K. v. Müllwald, kais. Rat. — SA.

**Kollischer, Henryl, Dr.,** Reichstagsabgeordneter, Wien. 1914.

**Kollischer, Karl,** Artur, Bibliothekar, Wien 1914. —

**Kollig△, Louis, Maler, Prof.,** Dir: Kunstakademie Rassel. 1845 Tilfit—? O▽ 72 Louise Cohnig, Düsseldorf. Kinder und Entel.

**Kollowstl, #** evang. Pfarrer und Judenmissionar; dessen Tochter heiratet: Emil Wilhelm Rudolf Kousfelle, 1884—98 Pfarrer zu Moltthaimen. K: Martin, \*1884, seit 12 Pfarrer zu Ganditten bei Wildenhoff i. Ostr. Deutscher Roland, 1929, 2.

**Koelle, Ludwig,** auch Ludmilla = Berta oder Leopold Katscher.

**Kollektivbeleidigung.** Die Reden des Grafen Büdler gegen die Juden veranlaßten 1903 einen Abonnement des BT als Jude Strafantrag gegen den Grafen Büdler wegen Beleidigung zu stellen. Der Erste Staatsanwalt des Landgerichts I Berlin Jsenbiel lehnte ab. Das überreichte Flugblatt enthalte allerdings beleidigende Äußerungen gegen die im dtischen Reich lebenden Juden. Die Angriffe des Beschuldigten richteten sich dabei aber ausschließlich gegen die Juden im allgemeinen, ohne daß ersichtlich sei, daß der Beschuldigte bestimmte Juden bei seinen Äußerungen im Auge gehabt und habe treffen wollen. „In diesem Sinn haben also auch die beleidigenden Äußerungen des Beschuldigten keine Beziehung gerade zu Ihrer Person. Fehlt es aber an dieser Beziehung, so sind Sie auch zur Stellung des Strafantrags gegen den Beschuldigten nicht berechtigt.“ Das BT erklärte es daraufhin für ungerecht, bei solchen Kollektivbeleidigungen dem einzelnen Juden das Klagerrecht abzusprechen, während man Kollektivbeleidigungen gegen das deutsche Heer strafrechtlich verfolge, und wendet sich in seinem Urteil schließlich an die Adresse des Reichsgerichts, seine Judatur, 6/10 1881, daß eine gegen die Juden im allgemeinen gerichtete Kundgebung keine Beleidigung sei, abzuändern. (StbgrB 25/2 03.) Zutreffend bemerkte die „Kreuz-Z.“:

„Die unglaubliche Überhebung des Judentums spiegelt sich kraß darin wider, daß in dieser Darlegung das deutsche Heer zum Vergleich herangezogen, d. h. auf eine Stufe mit der Masse der dtischen Juden gestellt wird, während das BT auf der anderen Seite doch zugibt, daß das Heer eine Staatseinrichtung sei. Sind das die Juden in ihrer Gesamtheit etwa auch? Sie, die vielfach nur davon leben, daß sie das deutsche Volk wirtschaftlich ausbeuten, ohne selbst viel Hand anzulegen, sollen diesem Volke ebensoviel wert sein, als das Heer, daß der Schutz seiner Selbständigkeit, Ehre und Arbeit ist... Schließlich verdient noch betont zu werden, von welcher außerordentlich praktischen Wichtigkeit die angefochtene Entscheidung des Reichsgerichts erscheint — so zwar, daß sie geradezu eine Lebensfrage der öffentlichen Kritik bedeutet. Stünde es jedem einzelnen Juden frei, wegen Beleidigung des „Judentums“ Strafantrag zu stellen, so käme es der Wiedereinführung der Zensur in weitem Umfange gleich, die das Judentum zwar grundsätzlich verabscheut, im vorliegenden Falle aber mit Jubel begrüßen würde. Denn wie viel Striche könnten da gedreht werden; was würde der „Verein von Staatsbürgern jüdischen Glaubens“, der seine Argusaugen überall hat, selbst aus harmlosesten Bemerkungen zu machen verstehen!“

**Kollenscher, RA,** Zionist, jetzt in Berlin, Führer des „▽Volksrats“ in Posen 1918—20. — DT 4/11 1926.

**Koller-Augen.** „Die küstern blickenden, schwarz-seuchten orientalischen Koller-Augen, die an gekochte Pflaumen erinnern, sind niemals „Helden-Augen“, sehr oft aber „Schweineigel-Augen“, heißt es im Buche über den jüdischen Mädchenhandel, „Dämonen der Unzucht“, 1898, S. 36.

**Kollmann, Arthur (Dr. Aron)** ao. Uß (Harn), Pöbelarzt, Dr. med. \*1858 Leipzig. B: Wie schützen wir uns vor Krankheiten?; Dtsche Puppenspiele. S: Hutchinson, Syphilis; Klein, Histologie. Leipzig. Deg 6.

**Kollmers** (auch Colmers geschrieben), Franz, gebor. Cohn, Prof., Leiter des Landkrankenhauses in Koburg. \*1875 Charlottenburg. E: Knochenmühlenbesitzer Wilhelm Cohn // Anna Redlich aus Warschau. Br: Fritz Theodor Cohn (Sb), OWiebig. Über ihn: „Der Reklamearzt von Sofia“, Lu. ▽Bauer, „Münchener Neuesten“, vergl. WW 11/12 1912: „E. hatte im mandschurischen Kriege Prinzessin Eleonora Keuß, Königin von Bulgarien als Krankenhausoberschwester kennen gelernt, die ihn dann 12 nach Sofia berief; dort hatte E. einen der Kriegsberichterstatter (den des BT) mit einem verbeulten Geschöß beschenkt, das er vor den Augen der Journalisten aus dem weit geöffneten Bein eines bulgarischen Offiziers gefischt hatte. Der deutsche Operateur wird in solcher Lage an anderes denken als an derartige Kinderlichken, weil er Empfinden für seine Aufgabe hat und nicht die überquellende Sehnsucht nach Ausmünzung seiner „Samaritertat“ in Ruhm.“ WW 18/1 13. Ungeklärt blieb, wie das Bild von einer Koburger Sanitätskolonnenübung als Bild des „Roten Kreuzes von Sofia mit Prof. E. an der Spitze“ seinerzeit in „Bobachs Frauen- und Modenzeitung“ erscheinen konnte.

Im Landtag für das Herzogtum Koburg ergriff zu dem Vorstehenden am 7/1 1913 der Staatsrat Frhr. v. Bafsewiz [über einen Zweig dieser Sippe, vgl. SA 51] das Wort: „Der jetzige Direktor des Herzogl. Landkrankenhauses, Prof. Dr. Kollmers, hatte 04 und 05 an der Expedition des dtischen Roten Kreuzes nach der Mandchurei als Chirurg teilgenommen. An dieser Expedition beteiligte sich auch als Oberschwester die Prinzessin Eleonora von Keuß, die jetzige Königin der Bulgaren, Majestät. Die hohe Frau hatte damals in den Lazaretten und Ambulanzen die hervorragenden chirurgischen Fähigkeiten und das Organisationstalent des Dr. K. kennen und schätzen gelernt. Sie hatte deshalb, als sie ihrem Gatten auf den bulgarischen Thron folgte, von K. das Versprechen erbeten, er möge herbeiteilen, wenn einmal Bulgarien in Kriegsverwickelungen geraten und ihre neuen Landesfinder seiner Hilfe bedürf-

tig werden sollten. Das war der Herzogl. Staatsregierung bekannt, als Professor Dr. K. hier angestellt wurde. Als im Oktober v. J. der Balkankrieg ausbrach, wurde Professor Dr. K. an sein Versprechen erinnert.

Und nun gestatten Sie mir, daß ich mich noch gegen einen Angriff wende, den Sie wohl alle ebenso entschieden mißbilligen, wie die Herzogl. Staatsregierung selbst. Er stammt von antisemitischer Seite. M. H.! Bei der Erzählung von dem Gleichnis des barmherzigen Samariters erhalten wir auf die Frage, wer uns der Nächste sei, ob der Priester, der Levit oder der Samariter, die Antwort: derjenige, der die Barmherzigkeit getan hat! Ja, derjenige, der die Barmherzigkeit getan hat! Und wieviel Barmherzigkeit Herr Professor Dr. K. hier geübt hat, dafür sind Hunderte von Landeskindern Zeugen, die in dem Landkrankenhaus unter seiner Leitung Heilung von schweren Leiden gefunden haben. M. H.! Oberflächliche und unreife Menschen pflegen ihre Mitmenschen nach kleinen Außerlichkeiten, nach der Barttracht oder nach den Handbewegungen zu beurteilen. Der ernste Mann sucht den wahren Wert des anderen zu ergründen und baut darauf sein Urteil. Und da steht uns, die wir die Tätigkeit des Professor Dr. K. jahrelang hier im Landkrankenhaus zu beobachten Gelegenheit hatten, wohl ein maßgebendes Urteil zu, wie einem Kriegsberichterstatter, der ihm eine halbe Stunde zugeschaut hat, nur um einen sensationellen Artikel an seine Zeitung senden zu können. Von derselben Seite sind auch in der Weihnachtstagen häßliche Angriffe gegen die Verhältnisse an unserem Hofe, in unserem Staate, gegen einen Mann, der sich seit einem Menschenalter die größten Verdienste in unserer Residenz erworben hat, sowie gegen die pflichttreue Geistlichkeit, die in Stadt und Land segensreich wirkt, erhoben worden. Diese Angriffe sind so absurd, daß es sich nicht lohnt, näher auf sie einzugehen, aber ich halte es doch für eine Ehrenpflicht, von dieser Stelle aus auf das Entschiedenste gegen sie zu protestieren und zwar selbst auf die Gefahr hin, daß auch

mir der Vorwurf eines jakobitischen Aussehens und serbiler Gesinnung gemacht wird.“ — Die Koburger Zeitung 9/1 13 aber jubelte freisinnig: „Herr von Bassewitz ging auf die häßlichen Angriffe ein, die dieserhalb von Berliner Völkblutantisemiten gegen Koburg gerichtet worden sind. Die von sittlicher Entrüstung diktierten Worte des Ministerialchefs ließen erfreulicherweise an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig. Der Pamphletist, dessen Treiben bereits in der „Kob. Ztg.“ gebührend tiefer gehängt worden ist, und die Verbreiter seiner Schmähungen mögen daraus ersehen, daß auch der in einem ihrer Artikel angezogene und den Männern „mit scharfgeschnittenem Profil“ gegenübergestellte „alte Adel“ von diesen raffefanatistischen Hezereien ekelhaft angewidert worden ist.“

Ein Jude mag zur Stelle oder mag abwesend sein, es wird von ihm geredet, damit ihn das Wirtsvolk nur ja nicht aus den Augen verliert; so begleitete das Berliner Tageblatt den Rassegenossen Kollmers in den bulgarischen Feldzug und in die Lazarette und ließ seine großen Erlebnisse bis in die letzten Provinzblätter sidern.

Koburger Tageblatt 1912, 17/11: „Der Spezialbericht des BT in Sofia berichtet über die Tätigkeit des unserm Landkrankenhaus voraussichtlich auf längere Zeit — vielleicht auf immer — entrückten Herrn Professor Dr. Kollmers im Klementinhospital, wohin Kollmers von der Königin zur Vertretung des bei der Armee befindlichen Oberarztes, mit seinen Assistenten Dilger und Meher (Sohn des Pharmakologen Horst M.) berufen war: Der Gelehrte ist ein noch junger Mann mit scharfgeschnittenem bartlosen Gesicht. Sein Name ist durch seine Tätigkeit im russisch-japanischen Kriege und nach dem Erdbeben von Messina bekannt geworden. Die muntere Art, in der er den Verwundeten zuspricht, wirkt sympathisch. Es ist bald zu erkennen, daß der dtische Doktor bei den Bulgaren beliebt ist, auch wenn er sich nicht in ihrer Sprache mit ihnen unterhalten kann. Zuerst darf ich eine Operation

mitansehen, die Entfernung eines Schrapnellgeschosses aus dem Unterschenkel eines bei Vüle Burgas verwundeten Offiziers. Der Verwundete, ein Riese mit einem energischen Gesicht, wird nicht chloroformiert. Er sieht sich aufmerksam die Röntgenbilder an, die zeigen, daß die Kugel die Knochen durchschlagen hat und im hinteren Teil der Wade sitzt. Dann dreht er sich gleichmütig um und sagt mit ruhiger Stimme: „Commencez!“ Die Stelle wird unempfindlich gemacht, der Professor nimmt ein Messer zur Hand, der Assistent und die Schwester legen Watte und Zangen zurecht, und in wenigen Minuten ist die Kugel gefunden. Der Professor zeigt mir das kleine Geschöß in dem Muskelgewebe, entfernt es dann mit sicherem Griff und gibt es dem Verwundeten. „Merci“, sagt der Offizier und dreht sich mit Mühe, aber ohne zu zucken, wieder auf den Rücken. Das Bein wird vernäht und in einen Verband gelegt, der Patient hinausgefahren. „Ein Kerl von Eisen“, sagt Professor Kollmers. Bei unserem Rundgang durch die Zimmer und Säle sehen wir noch mehr solcher Kerle von Eisen“.

In einem Zimmer liegen fünf Türken, fast alle durch Bajonette verletzt. Sie wenden ängstlich und fragend die Blicke dem fremden Besucher zu. Aber der Professor versteht es, sie vertraulich zu machen. Der eine, ein blonder Mensch mit kurzgeschorenem Haar, bringt es fertig, sich etwas aufzurichten und mit der Hand das Zeichen des Grußes zu machen, aber er sinkt ächzend zurück. So geht es weiter, von Zimmer zu Zimmer, an über 200 Betten entlang, eine ernste Wanderung. Überall stehen Blumen auf den Tischen. Die Königin, die mit den Prinzessinnen täglich kommt, sendet für alle Zimmer blühende Bäume und Sträuße, das gibt zuweilen tragische Kontraste. Um Schmerzenslager eines Soldaten, der durch den Leib geschossen ist, steht ein Glas mit dunkelroten Rosen, und ihr Duft mischt sich seltsam mit dem scharfen Karbolgeruch. Und eine schöne, blonde Wärterin in weißer Schwestertracht streicht tröstend mit ihrer von Ringen geschmück-

ten Hand über das struppige Haar des armen Burschen.“

Kollo, Walter, „Tonbdichter“, Berlin. S: VIII, \* 1904, — „er komponiert auch und schreibt in den Zeitungen über seinen Vater“, Fridericus 1929, 41.

Kolmar, Walter, Ud, Wien 1914.

Kolmer, Gustav, Dr. jur., R. d. „N. Fr. Presse“. \*1846 Prag. B: Von Goluchowski bis Taaffe; Parlamentarisches Jahrb. 88—91; Neues Parlament; Parlament u. Verfassg. in Österr., 8 Bde.; Narrenhaus des Österr. Reichsrats. 07. Wien. XVIII, Sternwartstr. 52. Deg. 6, Rü 34.

Köln (Rhein). Laut der geschwägigen, rührseligen „Geschichte der Juden in R.“ von Brisch (1887), saßen die Juden schon seit Urzeiten am Rhein: „Zu Anfang des 3. Jh's treffen wir in R. einen jüdischen Ehegatten, Androlinai aus Mehardea am Euphrat, der von hier aus seiner Gattin den Scheidebrief sendet. Zu der Zeit als Posthumus in Köln sich zum Gegenkaiser erhob und der Stadt den Glanz einer kaiserlichen Residenz verlieh (260), stand hier schon eine Synagoge.“ Es ging ihnen zunächst gut, d. h. sie wurden, wie überall, reich. Die Erzbischöfe von Köln sind vom 8. Anno an fast alle Schuldner der Juden; aber leider wurden die Gläubiger auch nicht ganz ungeschoren gelassen. E. F. v. Mering: „Geschichte der Stadt R.“ 1838, 2, 28 u. 31: Wenig günstig war Konstantin für die Juden gestimmt, wie aus einer an die agrippinensische Decurionen 321 erlassenen Verfügung hervorgeht. Es heißt (Cod. Theodos.): „Wir erlauben alle Kurien, die Juden zum Decurionat aufzunehmen, zugleich befehlen wir den Juden, sich im Decurionat einzufinden; damit aber ihre Rechte nicht geschmälert werden, setzen wir durch ein fortwährendes Privilegium fest, daß 2 oder 3 von der Berufung zum Decurionat frei sein können.“ Das Decurionat war unter den christlichen Kaisern, (wie man aus vielen Bestimmungen des Cod. Theod. ersehen kann), so herabgesunken, daß man alles aufbot, sich dieser sonst so ehrenvollen Würde zu entziehen als eine lästige und nachteilige Verpflichtung, weshalb es auch nicht an Verordnungen der Kaiser in diesem Coder fehlt, die zum Eintritt in den Stand der Decurionen gewissermaßen nötigten. Der Grund der Abneigung lag in den Lasten, die statt des früheren Ansehens und der Ehre mit dem Stand

des Decurio durch die Willkür der Kaiser verbunden waren.

Ein Weistum des Burggrafen von 1169 sagt: Der Burggraf hat in der ganzen kölnischen Diözese das Geleitsrecht der Juden. Dafür muß ihm die Judengemeinde alljährlich am Martinfest 10 Mark kölnischer Denarii und 6 Pfund Pfeffer entrichten. (Gaupps Städtegründung). Unter Karl d. Gr. waren die Juden in bedeutender Anzahl in K. Sie hatten hier schon 1010 eine Synagoge. 1096 verbreitete sich die leicht entflammte Volkswut gegen die Juden über alle Rheinstädte. In Köln wurden ihrer viele getötet, ihre Bethäuser entweiht und 200, die auf dem Rhein entflohen, eingeholt und niedergemacht. In dieser Zeit, im 12. Jh., besaßen die Juden eigene Häuser in der Laurenzpfarre, und anfangs des 14. Jh's. gehörten ihnen fast alle Häuser am Rathhausplatz, in der Judengasse, Obere Marspforten, Untere Goldschmied, und in der kleinen Botengasse. Zum Verkauf von Häusern in dieser Straße erteilte der Senat 1322, 1323 und 1335 mehreren fremden Juden die Erlaubnis, unter der Bedingung, daß sie der Kirche von St. Laurenz ein jährliches Einkommen von 6 Soliden zusicherten.

Auch auf ihre eigenen Rechte waren die größeren Rabbiner eifersüchtig. So war — sagt Jost — in Köln ein Vorsänger bestellt worden. Ein Jude wollte ihm Ehre erweisen und veranlaßte den Erzbischof, den Vorsänger kommen zu lassen und ihm zur Bestätigung seines Amtes seine Bischofsmütze aufzusetzen mit den Worten: „Hierdurch bist du bestallter Vorsänger.“ Aber der Vorsänger antwortete dem Bischof: „Mein Herr, es ist mir nicht erlaubt, ein gottesdienstliches Synagogen = Amt von Eurer Hand zu empfangen“, worauf er das Amt niederlegte und jener für die gute Absicht noch gestraft wurde.

1266 verlieh Erzbischof Engelbert II von Köln den Juden ein Privilegium, das in 2 Steinen, jeder 5 Fuß hoch und 2½ Fuß breit, in der südlichen oberen Mauer der Schatzkammer des Doms lateinisch eingegraben ist: „Wir Engelbert von Gottes Gnaden Erzbischof der heiligen kölnischen Kirche tun allen

zu ewigen Tagen kund: da uns zu Ohren gekommen ist, daß die Juden, die in unserer Diözese wohnen, auf eine ungerichte Weise behandelt werden und viele Unbilden auszustehen haben, so wollen wir und befehlen, daß denselben ihre vorigen Freiheiten, die unten näher bezeichnet sind und die denselben mit Genehmigung und Gutheißung des Domkapitels und unserer Vorfahren sowie durch Beirat unserer Gläubigen verliehen waren, wieder eingeräumt werden sollen, und zwar sollen die Freiheiten der Juden darin fortbestehen, daß es ihnen erlaubt wird, die Leichen ihrer Juden, gleichviel durch welchen Ort hergebracht auf ihren außerhalb der Stadt gelegenen Kirchhof frei und ungehindert zu begraben, ohne daß von den Leichen auch nur die mindeste Zollabgabe darf begehrt oder erpreßt werden, sie mögen in ihrem Leben ein Verbrechen, welches es auch sein mag, begangen haben. Jedoch sind die Leichen der Juden davon ausgenommen, die nach ausgesprochenem Kirchenbann der Juden starben, oder welche durch gerechtes Urteil hingerichtet wurden. Auch wollen wir, daß kein Beamter oder Richter unseres Erzbistums, weder auf gemeldetem Kirchhofe, noch an einem demselben benachbarten Ort ein Todesurteil, weder an der Leiche eines Christen, noch auch eines Juden darf vollziehen lassen, damit der Zucht und Ehre der Juden selbst und ihres Kirchhofs nicht zu nahe getreten werde. Auch soll jeder Jude, wer auch und von wannen er auch in das Gebiet des Erzbistums komme, von seinem eigenen Körper und seinen Gütern Zoll und Weggelder bezahlen, wozu jedoch der Christ mit seinen Gütern und andere nicht verbunden sind. Auch soll es jedem Hausierer (Wucherer) oder Christen, die öffentlich Wucher treiben, schlechthin untersagt sein, in der Stadt Köln sich niederzulassen, indem hierdurch den Juden ein Nachteil erwachset und da die Juden selbst bei dergleichen Freiheiten zuschützen sind, so haben wir befohlen, daß diese Freiheiten in gegenwärtigen Steinen eingegraben und zum ewigen Gedächtnis öffent-

lich und jedem zur Schau eingemauert werden sollen. Im Jahre des Herrn 1266.“

Weiter berichtet Mering in I: Einen Juden oder eine Jüdin können zu einer ehelichen Verbindung mit Christen leicht nur politische Beweggründe, Interessen und hauptsächlich sinnliche Neigungen bringen. Ein solcher Konvertit wird von den Juden von dem Augenblicke an, da er die jüdische Gemeinde verläßt und seinen Glauben abgeschworen hat, als ein verächtliches und von Gott verworfenes Individuum betrachtet, mit dem sie alle gesellschaftliche Verbindung abbrechen. Sie pflegen bei dergleichen Gelegenheiten zu den Christen zu sagen: „Gottlob, wir haben einen Schelm weniger, i h r einen mehr.“

Im 13. jh. lebte in Köln ein Jude, der sich in seiner Jugend den Studien gewidmet und es durch Fleiß und Anlagen sehr weit in den Wissenschaften gebracht hatte; so daß er seiner Gelehrsamkeit und seiner Bildung wegen in Ansehen stand und selbst unter den Christen wohl aufgenommen wurde. Ob aus eigenem Antrieb oder durch Einwirkung der ihn umgebenden Christen, entschloß er sich zuletzt Christ zu werden und sich taufen zu lassen, worüber allgemeine Freude herrschte. Seine Freunde und die Notabeln der Bürgerschaft drängten sich, als Zeugen und Paten bei der Taufe hinzu. Ein glänzendes Fest wurde zu Ehren des Täuflings gegeben, dem viele der angesehensten Bürger Kölns beiwohnten. Der Jude empfing von allen Seiten Glückwünsche, und jeder suchte sich ihm gefällig zu erweisen. Er blieb lange der Gegenstand der Unterhaltung der frommen Kölner, die seine Seele für gerettet hielten. Es währte nicht lange, da äußerte der Getaufte den Wunsch, sich dem Priesterstande zu widmen, was abermals mit noch größerer Freude aufgenommen wurde. Der Klerus, der die vielseitigen Kenntnisse des jungen Mannes zu schätzen wußte, und sich von dessen Moralität hohe Begriffe machte, erklärte sich bereit, ihm in allem behilflich zu sein. Der Konvertit wurde Priester, erhielt bald darauf ein lukratives Kanonikat im Stift zu St. Andreas und bezog die

damit verbundene Wohnung in der Nähe neben St. Paulus. An seinem Leben als Priester und Kanonik ließ sich nicht das mindeste tadeln. Streng erfüllte er die Pflichten seines Standes, lebte still und einsam und hielt pünktlich seine Stunden der Andacht. Zu seiner Belustigung hatte er in seinem Hofraume einen Hund und eine Kaze, jedes für sich in einem besonderen Behälter eingesperrt, die er mehrere Jahre hindurch sorgsam pflegen, aber niemals frei umher laufen ließ. Eine gefährliche Krankheit warf nach vielen Jahren den Kanonikus plötzlich auf das Lager, sein Zustand wurde bedenklicher und endlich war er dem Tode nahe. Man dachte, er würde bald zu den Stärkungsmitteln der Kirche seine Zuflucht nehmen. Aber wie sehr staunten alle, als er nicht nur hartnäckig den Trost der Kirche verschmähte, sondern sogar allen Priestern den Zutritt zu sich, trotz des Zuspruchs seiner Freunde, verbieten ließ. Endlich sprach er mit gedämpfter Stimme, aber mit Nachdruck und Fassung: „Verwundert euch nicht, die ihr das Lager des Sterbenden umsteht, Leichtgläubige, die ihr zu erraten glaubt, was in des Herzens geheimsten Falten geschrieben steht; verarget es mir nicht, wenn ich euren Gott Christum nicht als den wahren Gott betrachte und niemals betrachtete. In eurem Glauben blühte mir keine Seligkeit, und ich war weit entfernt sie darin zu suchen. Doch wozu der vielen Worte, da ein einziges Beispiel schon belehrend ist, das aus der Natur genommen, die nur Wahres kennt und fühlt und keine Widersprüche duldet.“ Hierauf befahl er einem Knaben, vom Hofraum den wohlverwahrten Hund herauf zu holen; einem anderen trug er auf, die Kaze sorgsam auf dem Arm in die Stube zu bringen. Danach ließ er noch einen Hasen und eine Maus, die er ebenfalls eine geraume Zeit wohl genährt hatte, zum Vorschein kommen. Jetzt befahl er dem Knaben, alle vier Tiere sich frei bewegen zu lassen. Kaum erblickte der Hund den Hasen, als er mit Pfeileschnelle darauf losstürzte und so lange jagte, bis er ihn wirklich erfaßt hatte. Mit Begierde haschte die Kaze ihrerseits nach der Maus und ver-

schlang sie. Gespannt blickten alle Anwesenden auf das seltsame Schauspiel und auf den Kanonik, der nun die feierliche Stille unterbrach: „Habt ihr gesehen, wie wunderbar die Natur in diesen Tieren sich bewährt? Keins hatte das andere oder ein ähnliches in seinem Leben gesehen; alle vier waren von dem Tage an, wo sie das Licht erblickten, von einander getrennt und für sich eingeschlossen, und so haben sie gelebt bis auf die gegenwärtige Stunde — und dennoch sind Hund und Kaze ihrer Natur treu geblieben. So verhält es sich auch mit dem Juden: er mag so lange unter den Christen leben wie er will, mag durch Bande der Liebe und Freundschaft mit ihnen verbunden sein, Wohltaten aller Art von ihnen empfangen haben, die ihn zu Dank verpflichten — er bleibt dennoch Jude. Und ebenso wenig wie möglich ist, daß der Hase nach dem Hunde jage, und die Maus die Kaze verfolge, wird es den Christen gelingen, einen wahren Juden zu überlisten und ihn zum Bekenntnis des christlichen Glaubens zu vermögen.“ — Darauf starb der Jude, und alle Anwesenden verließen sein Haus mit Abscheu und Entsetzen. Zur ewigen Erinnerung an dieses Ereignis wurden über der Türe des Hauses die Gesichtszüge des Juden in Stein ausgemeißelt. Auf der daneben befindlichen Mauer waren zwei Knaben in Erz gegossen, wovon der eine die Kaze und die Maus, der andere den Hund und den Hasen in Händen hielt. (Quadt, Herrlichkeit deutscher Nation.)“

Mering 1838, I, S. 269, Judenverfolgung 1425: „Obgleich der Senat den Juden ihre teuer erworbenen Rechte und Privilegien 1414 auf 10 Jahre erneuert und 41 Familien Aufnahme gewährt hatte, so nahm er seinen Entschluß auf besondere Veranlassung wieder zurück. 1423 nämlich weigerten die Juden, von dem Erzbischof dazu gereizt, dem Senat die Zahlung der Schirmgelder. Der Senat, deshalb aufs höchste erbittert, beschloß, daß von nun an keine neue Aufnahme von Juden mehr stattfinden, sondern alle in der Stadt ansässigen und bis dahin gegen Schirmgeld geduldeten

ohne weiteres auf immer daraus vertrieben werden sollten. Sämtliche 44 Gasselfreunde (Zunftabgeordnete) gaben diesem Beschlusse — wie es in den noch jetzt vorhandenen Ratsprotokollen heißt — aus wichtigen Beweggründen ihre Zustimmung. Eine besondere Kommission wurde mit der Vollziehung dieses Beschlusses beauftragt, die mit der unerhörtesten Grausamkeit gegen die Unglücklichen [!?] zu Werk ging. Am Bartholomäustage (24/8) 1425, als die ihnen bewilligten 10 Jahre kaum verfloßen waren, wurden sie sämtlich gewaltsam aus ihren Häusern gerissen und ohne Rücksicht auf Alter und Geschlecht zu den Toren hinausgetrieben. Am 8/9 desselben Jahres wurde ihre Synagoge (die nachherige Senatskapelle) zum katholischen Gottesdienst und zu Ehren der S. Mutter Gottes geweiht, nachdem sie (wie Winheim angibt) 414 Jahre als Synagoge gedient hatte, die Juden gelangten zur Zeit des Erzbischofs Heribert gegen 1010 in deren Besitz. (Gelen, de magn. S. 631.)“

Köln hat mehr als ein Judenpogrom erlebt und es fertiggebracht, daß 100 Jahre lang kein Judenfuß seinen Boden betreten durfte. Um so trauriger war die Geldgier der Erzbischöfe, die stets die Juden in Schutz nahmen. — Mit der Begeisterung für die Kreuzzüge verband sich eine elementare Abwehr der Juden, der Mörder Christi. Der Erzbischof aber rettet einen bedrängten Judenhafen, um ihn in der Umgebung Kölns unauffällig anzufiedeln (1096). Bald hatten die Juden in Köln wieder das ganze Viertel am Rathaus besetzt. Durch Zins (25% p. a.) machten sie große Bevölkerungsteile von sich abhängig und stapelten in ihren Häusern Geldschätze auf. Der abgeklärte Historiker Dr. Ennen schreibt: „Unter der schirmenden Hand des Rates und des Erzbischofes stieg die Geldmacht der Kölner Juden bald zu gefährlicher Höhe.“

Da der Jude die Volksmut fürchtete, ließ er sein Viertel mit starken hölzernen Toren versehen. Ihm wurde aber immer nur der Aufenthalt befristet. Wie Ennen in seiner Stadtgeschichte mitteilt, waren beim Tode des Erzbi-



schofs Heinrich (1332) erst drei Jahre von der den Juden bewilligten 10jährigen Frist abgelaufen. Walram, Heinrichs Nachfolger, erklärte sich in seiner chronischen Geldverlegenheit bereit, gegen Münze den von seinem Vorgänger zugesicherten Schutz auf 12 Jahre zu verlängern. Der Rat war einverstanden. 1347 war auch dies „Judengeleit“ zu Ende. Unter dem Eindruck der allgemeinen Volkserhebung konnten sich weder Stadt noch Erzbischof entschließen, den Judenbrief weiter auszu dehnen. Wie eine Welle stand der Judenhaß in Deutschland auf und vernichtete Abrahams eingedrungene Söhne mit der Unerbittlichkeit, mit der diese vorher das Mark des Wirtsvolkes ausgenagt hatten. Die Behörden sahen keinen Grund, das Pogrom, ein Gottesurteil, zu verhindern. In der Nacht vor St. Bartholomäus (23—24/8) 1349 brach das Volksgericht herein. Die Tore des Judenbiertels krachten unter dem Ansturm; dem Blutbad entging kein Jude. Ein Feuer gab der Siedlung den Rest. Jeder holte die Pfänder, die der Jude zur Knechtung Kölns gegen Wucherzins genommen hatte. Das jahrhundertlange Joch des Fremdlings war in einer Nacht abgeschüttelt. Tagelang trieb sich Raubgefindel auf den Brandstätten und in den Judenhäusern herum. Wie ein Rausch war der Judenmord hereingebrochen. Cardanus schildert es in seinem „Stadtschreiber von Köln“: „Wohl zwölf Häuser standen in Flammen; aus andern stieg erst Rauch auf, vom Brand der Nachbarhäuser blutrot beleuchtet. Die Türen waren gesprengt, und aus dem Innern scholl Jubel und Jammer. Sie und da sah man an den Fenstern ringende Gestalten, jetzt hebt der einen andern hoch empor, ein Angstschrei, ein dumpfer Schlag und dann ein wildes Geheul aus der Menge, die auf den Toten oder Sterbenden stürzt und ihn mit Füßen tritt. Frauen wurden an den Haaren herausgerissen und mit Steinen und Stangen erschlagen, selbst Kinder gespießt oder mit dem Kopf an die Mauer gestoßen, bis sie tot waren. Betten und Hausrat wurden herausgeschleppt, zerstoßen und zerschlagen und auf einen brennenden Haufen geworfen,

um den ein Duzend Kerle herumtanzten wie die Teufel. — Anstatt jedoch die hinterlassenen Judengüter zu vernichten, entspann sich zwischen Stadt und Erzbischof ein Streit. Am 23/9 1350 einigten sich beide dahin, daß das Judengut zu gleichen Teilen verteilt würde und Stadt und Erzbischof sich zu gegenseitigem Schutze bei Anfeindungen in der Judensache verpflichteten. Wie gründlich man im Judenbiertel geräubert hatte, erhellt, daß man nur 369 Mark an barem Gelde fand, von den ominösen Schuldscheinen keine Spur. Bis 1359 kamen 29 Häuser und 28 Hausplätze zum Verkauf, die in der Judengasse, in der Portalsgasse, Untere Goldschmied, in der Budengasse und in der Bürgerstraße lagen. An Erbzins warfen sie 1600 Mark ab, an Kapital stellten sie 40 000 Mark dar.“ *WB* 7/5 1929.

G. 3, 153, berichtet aus dem 16. Jh.:

„Es hatte sich damals ein Gleichnis unter den Christen gebildet: ein getaufter Jude gleicht weißer reiner Leinwand. So lange sie frisch ist, erfreut sich das Auge daran, — einige Tage im Gebrauche, wird sie zum Schmutz geworfen. So wird ein übergetretener Jude nach frischer Taufe von Christen gehegt; gehen dann Tage vorüber, wird er vernachlässigt, gemieden, ausgeschlossen und gar verspottet.“ Nach den strengeren Bestimmungen, die bis zur Franzosenherrschaft in Kraft blieben, gelangten nur Deutschgeborene nach der Ahnenprobe in den Senat.

Nach Brisch „Juden in Köln“ 2, 116 suchte im 30jähr. Kriege „manche Familie aus Köln bei nahender Kriegsfurie nach Holland, dem duldsamsten Staate auf dem Erdenrunde, auszuwandern“.

1728 machte, nach Mering, namentlich ein Vorfall das Ansehen der getauften Juden in K. sinken: „3 getaupte Juden schlichen sich bei einbrechender Dunkelheit in die St.-Marien-Kirche, erbrachen das Tabernakel und stahlen die mit kostbaren Edelsteinen besetzte Monstranz im Werte von beiläufig 10 000 Dukaten, samt dem Venerabile. Sie blieben während der Nacht ruhig in der Kirche, bis am anderen Morgen

der Küster eintrat, die Türe hinter sich offen stehen ließ und ihnen so Gelegenheit gab, sich ungesehen mit dem Raub davonzumachen. Zu Hause angekommen, befahlen die Diebe ihren Weibern und Kindern zu beten, daß Gott helfen möge, die geraubten Schätze zu versilbern, wodurch sie alle reich und glücklich werden würden. — Sie sollten sich aber ihres Glücks nicht freuen. Einer der Diebe, der sich mit den geraubten Kleinodien von dannen begeben wollte, wurde von der am Türmchen bei St. Kunibert aufgestellten Wache angehalten, und da er sich dem Befehl widersetzte und die Flucht ergriff, erschossen. Bei der Leiche wurde die Monstranz gefunden, die beiden Mitschuldigen bei dem Verbrechen bald ermittelt, gefangen, überführt und zum Feuertode verurteilt. Der Kurfürst milderte in Rücksicht, daß beide Individuen sich zum katholischen Glauben bekehrt hatten, das Urteil dahin, daß sie auf dem Richtplatz zu Melaten an Pfähle gebunden, erdroßelt und dann verbrannt wurden. Das Bildnis ihres Anführers wurde auf dem alten Graben, wo der Nachrichten und der Abdecker wohnten und sich sonst kein redlicher Bürger niederließ, eingescharrt. In der Quelle, in der dieser Vorfall erzählt wird, ist beigefügt: „Mithin hat Gott das Gebet der unschuldigen Kinder dieser Verbrecher erhört und beide insoweit reich genug werden lassen, daß sie ihr Verbrechen eingestanden und auf dem Scheiterhaufen verfluchten.“ (Wachtendunk, Leben Luthers und Calvins, eine Handschrift aus dem Jahre 1758 in der Bibliothek des katholischen Gymnasiums zu Köln.)

1784 (Brisch 2, 144) „hatte sich im Rhein bei Köln das Eis hügelhoch aufgestaut; der Strom suchte sich seitwärts vernichtende Wege über Land. Christen und Juden kamen in Not, bis sich die Schollendecke löste und das Wasser fiel. Als der Ruf ertönte: „der Rhein geht!“ waren alle Schrecknisse der durchlebten Stunden vergessen. In der Abtei zu Deuz erscholl der ambrosianische Lobgesang. Die Juden daselbst stimmten zu gleicher Zeit, wie ein Augenzeuge berichtet, einen so verworrenen und lärmenden Freuden gesang an,

daß die Christen, die der hebräischen Musik ungewohnt, darüber fast betäubt wurden.“

Brisch 2, 146: „Dann durften sie wieder lange Zeit nicht in der Stadt selber wohnen, bis mit dem Einzug des französischen Generals Championet 6/10 1794 in Köln, als einer Municipalstadt der Republik, den Hebräern Tür und Tor geöffnet wurde. In dem Aufbruch hieß es: „Alles, was nach Sklaverei schmeckt, ist aufgehoben. Nur Gott allein werdet Ihr von euren Glaubensmeinungen Rechenschaft abzugeben haben und eure bürgerlichen Rechte werden von diesen nicht abhängen; jene Meinungen mögen sein wie sie wollen, so werdet Ihr ohne Unterschied geduldet werden und gleichen Schutz genießen.“

Jak. Dreesen „Köln unter französischer Herrschaft“: „Jahrhundertlang war den Juden der Aufenthalt in der Stadt verboten. Für ihre Duldung in dem früheren Kurstaat hatten sie dem Bischof einen Schutzzoll zahlen müssen und sich nach der Ausweisung zumeist in Deuz und Mülheim auf der rechten Rheinseite niedergelassen. Wenn sie in Geschäften in die Stadt kamen, mußten sie bei Strafe der Verhaftung und empfindlicher Geldbuße vor dem Angelus das städtische Weichbild verlassen haben. Ein Nachtasyl gewährte ihnen die sonst so gastliche Stadt niemals. Durch Toleranzedikt Napoleon Bonapartes wurden 1801 auch die Juden frei und durften sich in Köln niederlassen. Der erste Jude, der von diesem Rechte Gebrauch machte, war Jsaak Stern aus Mülheim a. R. Er gründete an der Pauluswache ein — Pferdeleihgeschäft!“

Das geschah vor 100 Jahren, und heute? Da berichtet U. U. 1903 (DW 21/8, 3/9) über die Handelshochschule: „Ein Vorfall, der so recht geeignet ist, davon Zeugnis abzulegen, wie weit der antisemitische Geist auch in die Studierenden eingedrungen ist, hat sich dieser Tage ereignet. Der allgemeine studentische deutsche Turnerbund, der sühnungsgemäß keine Juden aufnimmt, hat beschlossen, die Mitglieder des an der Hochschule bestehenden Turnvereins aufzunehmen. Damit scheiden von selbst die jüdischen Turner, die zudem noch

alle Mitbegründer des Turnvereins an der Kölner Handelshochschule sind, aus. Ein bedenkliches und verwerfliches Zeichen unsrer Zeit, zumal wenn man bedenkt, daß weder Hansea noch Ubia, die beiden farbentragenden Verbindungen an der hiesigen Handelshochschule, Juden aufnehmen. So hat man ihnen also auch an der Stätte, wo ein freier kaufmännischer Geist herrschen sollte, den Zugang völlig versperrt."

1905 hatte die Köln. Erzdiözese (Köln. Volksz. Nr. 644) 34 185 Juden, davon die Städte Köln 9688, Essen 2619, Düsseldorf 2312, Krefeld 2046, Elberfeld 1749, Aachen 1508, M.-Gladbach 1255, Werden 1229, Bonn 1088. Die übrigen Dekanate bleiben unter 1000. Juden fehlen vollständig in Bensberg, Malmedy, Montjoie und St. Vith. Wassenberg hat 1, Wipperfürth 5, Cupen 7, Blankenheim 12, Löbenich 40, Steinfeld 66 Juden. In Müstereifel und Nideggen überwiegen die Juden gegenüber den Protestanten; in Müstereifel ist das Verhältnis 267:194, in Nideggen 231:62; genau doppelt soviel Juden wie Protestanten hat Rheinbach (244:122). In Derichsweiler (159 zu 182), Kerpen (207:218) und Lechenich (373:359) sind beide Bekenntnisse fast gleich." — Herbstmeeting 12/10 13: „Die Starterliste für das über die Distanz von 1600 Meter führende Rennen bietet folgendes Bild: Frhrn. S. U. v. D p p e n h e i m s dbr. H. Uriel v. Urd Patrid=Jbidem, 58 Kilo (Archibald); Kgl. Württemb. Priv.=Gest. ▼ W e i l s F.=H. Hoffnungsstrahl von Eide-Hecuba, 56½ Kilo (Schläffe); Herren U. u. C. v. W e i n b e r g s br. H. Dreliv v. Festino=Ormelva, 58 Kilo (F. Bullock)."

1914: I. Recht und Verwaltung: Alsborg, Adolf, JN; Apfel, Adolf, Dr. RA, Roonstr. 52, C ) BB; Apfel, Alfred, Dr., Ref., Mozartstr. 35, O 1906 — C; Auerbach, Selmar, Dr., RA, Eifelstr. 23, C ) ; Bng, Dr., RA, Spichernstr. 22, C; Bensberg, Konrad, RA; Blagheim, H., RA; Bod, Eugen, Dr., JN, O 1888 — ) §; Bodenheim, Heinr., RA; Cahen I, Lud., RA, ) §; Cahen II, RA, Rattenburg 19/21, C; Cahn, Adolf, RA; Callmann, Dr., JN, Gereonshofstr. 37, C ) §; Cappel, Paul, RA; Coblenzer, Oskar, RA; Cohn, Alfred, RA; Cohn, Alb., Dr., UGN, Voßnerstr. 12/14, C; Deisenberg, Dr., Merovingenstr. 5, O 1885 — C; Eitel, Louis, Dr., RA, Stadtrat, Berlich 30, C ) § BB; Elzbacher, Carl, JN, Habsburger Ring 3, C ) §; Emanuel, RA, O 1901 —; Engländer, Jakob, RA; Eschmann, Dr., Advokat, O 1867 —; Fall, RA, Christophstr. 39, O 1901 — C ) ; Fassbender, RA; Flechtheim, Julius, RA; Fled, C., Dr., JN, Kaiser-Wilhelm-

Ring 9, C ) §; Fled, Hugo, Frau UGN, ) ; Fled, Hugo, UGN, Käsenstr. 14, C; Frank, Heinr., RA, Dr., Mohrenstr. 8, C; Frank II, Willy, RA; Fränkel, Oskar, RA; Friede, A., RA; Friedländer, Jos., UGN, Bismarckstr. 1, C; Gerl, Lu., RA; Gottschalk, Advokat, O 1897 —; Herrmanns, D. F., Ref., Roonstr. 11, R. C.=Blätter-Kassenverwaltung; Heilbronn, Ju., JN; Hohenstein, Adolf, RA; Jonas, Sally, RA; Kahn, Carl, Dr., RA, Unter-Sachsenhausen 76, C; Kapferer Fr., JN, Mauritiussteinweg 73, C; Kaufmann, Siegfried, Dr., RA, ) ; Klein, Siegm., Dr., RA, Kaiser-Wilhelm-Ring 29, C ) ; Kohn, Ju., RA; Koppel, Jos., Dr., Landrichter, Volksgartenstr. 23, C §; Lehmann, Dr., RA, O 1867 —; Lebtinger, Otto, RA; Lebot, RA; Lebh, Mart., RA; Lieben, RA; Löwenherz, UGN, O 1897 —; Löwenstein, Eugen, Dr., RA, Klosterstr. 17, C ) §; Mannheim, S., Dr., JN, O 1891 — C ) ; Maassen, Jakob, RA; Marum, Alfred, RA; 2 Mayer; Mendel, C., RA; Meyer, Arh., RA, Mohrenstr.; Meyer, Rudolf, RA; Mültgen II, RA; Oppenheim, D., JN, Hohenstaufering 63, C; Oppenheimer II, Edgar, RA; Pagenet, Moses, RA; Reimbold; Réée II, Mag; Rosenberg, Eugen; Sachau, Ref.; Samek, Hugo; Sander, Gust., RA, Hildeboldplatz 26, C; Seelig, F., Dr., JN, ) ; Seyffert, RA; Silberberg, RA; Speyer, Richard, RA; Striemer, RA, ) ; Wahn, Karl, RA; Wallenfang, Math.; Wallisch, Herm.; Weimann, Moses, Obersekretär der Staatsanwaltschaft, Appelhofplatz, C; Wolff, Curt, Dr., Ref., Stn. d. R., Bütticher Str. 13, C; Zimmermann, RA.

II. Medizin: Albersheim, Dr., O 1889 u. 1901; Albersheim, J., Dr., Cäcilienstr. 6/12, C ) BB; Apfel, Dr., SN, Eifenstr. 15, C ) ; Auerbach, B., Dr., SN, Mohrenstr. 35, C ) §; Auerbach, Frau SN, §; Bloch, Wilh., Dr., Maastrichterstr. 21, C; Cahen, Friz, Dr., SN, O 1901 — C ) §; Goldberg, Berth., Dr., Burgmauer 23/25, C, ) ; Gottschalk, Dr., SN, Kamekestr. 14, C; Herz, Dr. (Bahn), Hohenzollernring 86, C; Hirsch, Dr., ) ; Levisohn, A., Dr., Maastrichterstr. 49, C; Loeb, Feltz, Dr., Haut- und Harnleiden, Röntgen-, Licht- und Radiumbehl., Breitestr. 107 I., Verb. „Rheno-Silesta“; Mastbaum, Otto, Dr., Hohenzollernring 46, O 1897 — C §; Mayer, E., Dr., Salierring 44, C §; Moses, Dr., Eifenstr. 3, C §; Muscat, Dr. chir. dent., Hohenzollernring 23, C; Ochs, A., Dr., Mauritiussteinweg 83, O 1906 — C §; Oppenheimer, Dr., O 1889 —; Pincus, Fr., Dr., Hohenzollernring 74, C §; van Perlstien, Dr., O 1888 —; Samelson, Dr., SN, O 1888 —; Samuelsohn, Dr., O 1870 —; Schwarzschild, Dr., O 1906 —; Spiegel, Adolf, Dr., Mohrenstr. 4, C §; Sternberg, Dr., Hohenstaufering 10, O 1889 — C ) ; Wallerstein, Jos., Dr., Karolinger Ring 10, C § ) .

III. Sonstige Wissenschaften: Adler, Dr., O 1888 —; Auerbach, Dr., O 1885 —; Bloch, Dr., ) ; Bodenheimer, Dr., O 1889 — ) ; Brünell, Dr., ) ; Carlebach, E., Dr., Seminarstr. „Feschorun“; Caro, Dr., ) §; Coblenz, B., Rektor, Karolingering, C ) §; Elzbacher, Friz, Dr., O 1883 —; Feith, M., Dr., O 1867 —; Feldmann, Ingenieur, O 1901 —; Gut, Seminarlehrer, §; Gottschalk, Theod., Dr., O 1867 —; Herz, Dr., O 1874 —; Hagenstein, Rich., Dr. Chem., Wendenstr. 24, C ) ; Levisohn, Dr., ) ; Vorsch, Dr., §; Löwenstein, Dr., O 1900 —; Marcus, Herm., Ing., Mehstr. 1, C ) ; Nathan, Apotheker, O 1900 —; Rülff, B., Dr.-Ing., ) ; Silberberg, Seminarlehrer, Dr., „Feschorun“; Bossen, Dr., O 1867 —; Wolf, Dr., ) .

IV. Bank, Handel und Industrie: Aronheim, L., Gen.-Agent, Habsburgerring, C; Bendig, Dr., adm. de la com., O 1867 —; Bendig, S., Kunststet, Hunnenrücken 11, C; Bennedit, S., RA, O 1876 —; Blumenau, E., i. Fa. Lobbenberg & Blumenau, C ) BB; Blumenreich, Leonor, Agenturen, Lindenthal, C; Brünell, Jos., Fabrik, Brüsseler Str. 83, C ) ; Cahn, Sal., Weinbldg., Roonstr. 31, C; van Cleef, Gebr., C ) §; Cohn, Adolf, Hofoptiker, Hohe Str. 105, C; Dülken, Fidor, Sachsenring 49, C ) BB; Eitel, Louis, i. Fa. S. J. Salomon, Mozartstr., C ) BB; Grand, S. M., adm. de la com., O 1867 —; Goldschmidt,

Bernh., Hofsjuwelier, Hansring 84, C; v. Geldern, Mag., Klapperhof 13, C; Heidt, Salom., Viehkommissionär, Gladbacher Str. 35, C; Herz, Herm., i. Fa. Rosenberg & Herz, ) WB; Hirsch, Leo, Dir., ); Kohnmann, B., Dir., Benloer Str. 21, C; van Seemoen, L., Kl. Sandkaul 16, C; Liebmann, Otto, RR, ) §; Mayer, S., adm. de la com. ○ 1867 —; Meyer, Erich, Str., Unter-Sachsenhausen 29/31, C; Meyer, Lud. & Co., Severinstr.; Parra, M. de la, ○ 1870 —; Plaat, Jos., i. Fa. L. Plaat, ); Rollmann, Hans, i. Fa. Rollmann & Meyer, ); Rosenberg, Mag., i. Fa. Rosenberg & Herz, C ); Rothschild, L., adm. de la com., ○ 1867 —; Seligmann, M., RR, ); Simon, W.-Dir., §; Steinberg, M., Gummifabrik, Vindenthal, C; Strauß, Elias, Fabrik., Rich.-Wagner-Str. 30, C; Wühl, Jul., Kommissionsgeschäft, Gladbacher Str. 14, C; Würzburger, L., adm. de la com., ○ 1867 —.

**Kölner Hof, Gasthof 1. Ranges**, gegenüber der Bahn, Frankfurt a. M. Der Inhaber, Herr Hermann  $\Delta$  Laaß, nimmt keine  $\blacktriangledown$  Leute auf; sein Haus bildet das arische Gegenstück zu den vielen rituellen und rassistischen Pensionen, Logen, Vereinen oder Restaurants, die sich keinem Nichtjuden öffnen. Es entwickelte sich zu dieser Höhe unter Beihilfe der dtischen „Staatsbürger jüdischen Glaubens“, als nämlich am 19–20/2 1895  $\Delta$  Ahlwardt, M. d. R., das Haus betrat. Denn sämtliche Juden, die nun mit A. dort zusammen wohnten, zogen am 20/2 unter Führung des Berliner Handelsmannes Moses unter Protest aus und forderten von ihren Stammesgenossen, die Teufelsstätte fortan zu meiden und dessen Besitzer überall zu schädigen. Moses aber teilte diesem mit, er und „sein ganzes Volk“ würden erst dann im Kölner Hof wieder Platz zu nehmen geruhen, wenn er auch einen bei ihm wohnenden Reisenden, der den Ahlwardt veranlaßt habe, dort abzustiegen, an die Luft gesetzt hätte. Herr Laaß wies das Ansinnen entrüstet zurück, wozu Moses noch außerdem folgenden Brief erhielt: „Die deutschen Stammgäste im Kölner Hof können nicht umhin, Ihnen den verbindlichsten Dank dafür auszusprechen, daß es Ihren Bemühungen gelungen ist, den letzten Ihres Stammes aus dem Hotel zu führen, und geben der angenehmen Hoffnung Raum, daß Sie auch ferner einen gleichen Eifer wie bisher entfalten werden, dem Kölner Hof alle nicht deutschen — speziell koscheren — Elemente fernzuhalten. In diesem Sinne erlauben wir uns, Sie als Mitarbeiter zu begrüßen und zeichnen mit gebührender Achtung: Die deutschen Stammgäste des Hotels

zum Kölner Hof in Frankfurt a. M.“  
Vgl. NSZ 98, 61.

Später wollte Herr Laaß mal in der Winterausgabe von Storms Kursbuch eine Anzeige seines gastlichen Hauses mit dem Zusatz einrücken: „Jüdischer Besuch verboten“. Da aber die Presse Storm riet, die Aufnahme zu verweigern, weil das Kursbuch doch auch in jüdische Hände käme, — wurde die Anzeige abgelehnt. Der Herausgeber von Hentschels Kursbuch „Telegraph“ unterfragte sogar seinen Vertretern jeden Besuch des „Kölner Hofes“ (DB 8/12 1903), obgleich sie doch keine Juden waren und Zutritt hätten beanspruchen können. Herr Laaß, bei dem man ausgezeichnet wohnt, wurde nun auch von gewissen Stellen seiner Heimatstadt belästigt, wenn er z. B. Bürgerrechte geltend machen wollte; er hat sich aber niemals, auch von andern Städten aus, etwas gefallen lassen, wie sein Briefwechsel mit dem Ullsteinschen Verlag der Voss. Z. zeigt: „Ullstein & Co., Berlin SW. 68, Kochstr. 22–24, 29/5 14. — An das Hotel Kölner Hof, Abteilung: Reception, Frankfurt a. M. Wir werden uns gestatten, Ihnen vom 1/6 ab ein Exemplar der in unseren Verlag übergegangenen „Vossischen Zeitung“ mit der illustrierten Beilage „Zeitbilder“ kostenlos zu übersenden. Im Hinblick auf das erhöhte Interesse, das der „Vossischen Zeitung“ jetzt überall entgegengebracht wird, sind wir überzeugt, daß Ihre Gäste das Ausliegen dieser Zeitung als Unnehmlichkeit empfinden werden. Gleichzeitig teilen wir Ihnen hierdurch mit, daß die „Vossische Zeitung“, ebenso wie die „V. Z. am Mittag“, in Ihrem geschätzten Etablissement durch Spezialhändler angeboten werden wird. Wir hoffen Sie hiermit einverstanden und zeichnen mit Hochachtung  $\blacktriangledown$  Ullstein & Co., Zeitungs-Vertriebsabteilung Müller.“

„Antwort auf Ihr Schreiben vom 29/5 14. Frankfurt a. M., 30/5 14. — Herren Ullstein & Co., Berlin. Seit über 20 Jahren nimmt das Hotel Kölner Hof in Frankfurt a. M. infolge jüdischen Bohotts keine Juden auf und lehnt auch ebenso ab, mit diesen in geschäftliche Verbindung zu treten. Das unter-

zeichnete Hotel ist daher nicht in der Lage, Ihnen gegenüber eine Ausnahme zu machen und muß die Überweisung eines Exemplars der Boffischen Zeitung ablehnen. Ebenso kann nicht gestattet werden, daß sowohl die B. Z. am Mittag, wie auch die Boffische Zeitung durch Zeitungsverkäufer in den Räumlichkeiten des Kölner Hofes zum Verkauf angeboten werden. Mit Hochachtung Hotel Kölner Hof.  $\Delta$ Herm. Laaß.“

**Kol Nidrei.** Am 10. ihres Monats Tischi feiern die Hebräer den Versöhnungstag, Jom Kippur, den wichtigsten Tag im Jahre, wo sie von allen Sünden losgesprochen (3. Moses 16, 29—34) werden und das Kol Nidrei beten. Es steht in allen ihren Büchern der Welt, aber immer nur in hebräischem Texte: „Alle Gelübde, Entfagungen, Bannungen, Entziehungen, Kasteiungen und Gelöbnisse unter jedem Namen, auch alle Schwüre, so wir gelobt, geschworen, gebannt und entsagt haben werden — von diesem Versöhnungstage, bis zum Versöhnungstage, der zu unserem Wohle herankommen möge — bereuen wir hiermit allesamt; sie alle seien aufgelöst, ungültig, unbündig, aufgehoben und vernichtet, ohne Verbindlichkeit und ohne Bestand. Unsere Gelübde seien keine Gelübde; was wir entsagt, sollen keine Entfagungen, und was wir beschwören, keine Schwüre sein.“

Dieser Akt wird feierlich am Abend des Festes vorgenommen. Der Vorsteher, assistiert von 2 der ersten Rabbinen, spricht das Gebet, nachdem alle 3 mit heller Stimme eine Einleitung im Namen Gottes gesprochen haben. Darauf werden alle Sünden vergeben.

Außerdem kann ein Israelit zu jeder Zeit, wenn er einen Eid geschworen, der ihm leid geworden, zu einem Rabbi oder 3 gewöhnlichen Männern gehen und von seinem Eid entbunden werden. (Schulchan-Aruch, Jore dea 228, 1.) Diese letzte Eidesentbindung mag sich allerdings nur auf übereilte Gelübde und Schwüre in betreff der eignen Person beziehen. Aber mit der Entbindung am Versöhnungstage ist es etwas anderes.

Schon S. Fr.  $\blacktriangledown$ Brenz (16), 1680, warnte: „Item von ihrem (der Juden) Eid (s. Judeneid) betreffend, so ist zu

wissen, daß sie ein sonderlich Gebet haben, darin erlauben sie einander falsch zu schwören, gegen die Goyim, das ist, gegen die Christen; und solches Gebet sprechen sie mit großer Andacht. Am dem Abend vor dem Fest Jom Kippur, der lange Tag genannt, bereiten sie sich in weißen Kleidern, und gehen mit bloßen Füßen, und 3 der fürnehmsten Juden selbigen Orts treten für die Archa, darinnen sie die 5 Bücher Moses haben, und singen das Gebet 3mal nach einander, je einmal höher als das andere, und haben eine sonderliche Melodei dazu, und dieses Gebet lautet: Kol nidre feisire usw. usw., das ist: alle unsere Gelübde und Bündnisse, und alle die Eid und Schwür, wie sie mögen genannt werden, sollen ab und todt, und nichts gültig seyn, von diesem Tag Jom Kippur bis über ein Jahr, da der Tag wieder kommt, uns zum Guten usw.“ ...

„Wir erlauben einander gegen die Goyim falsch zu schwören, nach dem Gebete Kol-Nidre. Dies sagt der bekehrte Hironymus de Sancta Fide auch und führt zugleich an, daß sie gar kein Bedenken tragen, gegen einen Christen oder gegen eine christliche Obrigkeit einen falschen Eid zu schwören, weil sie durch Kol-Nidre wieder davon entbunden werden. In dem Talmud'schen Traktat Nedarim und Chagiga liest man dies auch — und in dem theologischen Buche Sepher Chasidim steht noch folgende wichtige Stelle: Die schweren Sünden sind diejenigen, durch welche man den Tod und die Ausrottung verdient. Was die vorgeblichen und falschen Eide anbelangt, so gehören sie auch zu den schweren Sünden, verdienen aber keine Ausrottung. Da wir aus Mangel des Tempels keinen Altar zur Versöhnung haben, so ist nichts als die Buße nötig. Die Buße versöhnt alle Übertretungen, wenn jemand auch sein ganzes Leben hindurch gottlos gewesen ist.“

Und Stöcker (Origen 1, 264) erklärte, wegen seiner Kritiken am jüdischen Ge-

seß belangt: „Folgendes hat ein jüdischer Talmudist geäußert: Man hat den Judeneid (id) als eine Schmach bezeichnet; ist es nicht eine noch weit größere Schmach, wenn die Juden an ihrem heiligsten Feste vor Gott und den Menschen erklären, daß alle ihre Eide, die sie geleistet, null und nichtig seien.“ „Ich“, sagte Stöcker, „habe mich lange so scharf nicht ausgedrückt wie dieser Israelit.“ Aber nur einige Juden sind so vorurteilsfrei wie Brenz und der Gewährsmann Stöcker; die meisten halten am Kol Midre fest wie an Heine und geben es als die allerunverfänglichste Bitte aus, die je an Jahve gerichtet ward. Die „Dtischen Wespen“ schrieben Okt. 92: „Noch einmal Kol Midre: Im übrigen werden Meineide von den Bekennern aller Religionen geleistet, und es ist nur albern, dies der Religion zur Last zu legen, anstatt einfach zu sagen, daß ein Meineidiger ein Verbrecher ist, einerlei, ob er sich zu dieser oder jener Religion bekennt.“

„Daß ein Meineidiger ein Verbrecher ist“, antwortete die StbgrZ 5/11 „ohne Unterschiede der Religion, ist selbstverständlich. Aber das Judentum allein kennt die Entbindung von geleisteten Eidschwüren, und dies sogar in einem Gebet, worin der Jude sich im voraus von allem, was ihn gereut, befreien läßt. Im Hinblick auf diese eigenen Sitten- und Rechtsanschauungen ist es geboten, staatlicherseits in allen Ländern besondere Rechtsnormen für dieses Volk aufzustellen.“

Auch sonst sind Arier, die das Kol Midrei zu beanstanden wagten, stets verklagt worden. So hatte sich noch kurz vor dem Kriege vor dem Schwurgericht Marosbasarhely (Ungarn) der rumänische Journalist Dr. Seberdan wegen Aufreizung zu verantworten, weil er in der „Gazeta Transilvanici“ geschrieben hatte, daß das Kol Midre den falschen Eid und die Brechung eines Gelöbnisses ausdrücklich gestatte, die Juden also zum Eide vor Gericht nicht zugelassen werden dürften. Der Gerichtshof vernahm die Oberrabbin Dr. Löbby und Simon Mandelbaum, sowie den Hebräisten Handelsakademieprofessor Andreas Antalffy als Sachverständige.

Die Geschworenen verneinten aber die Schuldfrage, worauf der Gerichtshof ein freisprechendes Urteil fällte.

Kol Midrei ist auch vielfach (s. Mag Bruch) vertont worden, z. B.: „Kol Midre, hebräischer Text und Melodie nach der Tradition. Für eine Singstimme mit Begleitung der Orgel oder des Pianoforte; von Moriz Deutsch, Oberkantor der großen Synagoge zu Breslau. Julius Hainauer, Hofmusikalienhändler S. M. des Königs von Preußen.“

Es wird den Juden eine diebische Freude bereitet haben, daß sie den König von Preußen so unverfänglich auf dem Umschlag eines Buches anbringen konnten, in dem er mit all den anderen Goyim zusammen verraten wurde.

S. ▼Maher, Wiener Juden 1917, S. 166/7, sucht das Gebet plausibel und harmlos zu erklären: „Welchen Schauer empfanden und empfinden noch heute die Frommen, wenn sie mit dem „Kolnidre-Gebete“ den Versöhnungstag einleiten. Es war — sehr zum Schaden der Juden — bis in die allerjüngste Zeit ein Rätsel geblieben. Die wunderbare ergreifende Melodie stimmt nicht zum Text und dieser Text noch weniger zum Charakter und Glauben des Juden, denn in „Kolnidre“ erklärt der Betende, alle Eidschwüre, die er bis zum nächsten Versöhnungstage ablegen sollte, im voraus für ungültig, eine Erklärung, die mit der sonstigen Heilighaltung des Eides beim Juden ganz unvereinbar ist.“

Natürlich gab dieses Gebet den Anlaß zu den heftigsten Angriffen. .. Erst vor ganz kurzer Zeit sei es der Forderung gelungen, seine Entstehung unzweifelhaft festzustellen:

„Ein schwerer Vorwurf für die Christenheit. Die oft massenhaften Zwangstaufen der Juden, zuerst und am häufigsten bei den fanatischen Westgoten in Spanien, dann über ganz Mitteleuropa verbreitet, machten diese getauften Juden nur zu Scheinchristen, die in ihrem Innern am alten Glauben festhielten, und, wo sie konnten, zumeist mit Lebensgefahr seine Rituale weiter ausübten. Das Kolnidre war also nicht nur eine Verwahrung vor „Jehovah“,

sondern auch ein quasi juristischer Protest gegen die Ausschließung aus der jüdischen Gemeinschaft. Dieser letztere wurde nicht selten tatsächlich erhoben, wenn beispielsweise spanische Maranzen, nachdem sie nach Holland oder Deutschland gekommen waren, die Aufnahme in die dortigen Judengemeinden verlangten und sie ihnen, weil sie getauft waren, verweigert wurde.“

Damit gibt Maher selber den Zug und Trug des R=N. zu. Durch die Taufe glaubten nämlich die christlichen Westgoten, die Juden von ihren Dastern und Buchereien befreien und ihnen ohne weiteres auch den Aufenthalt gestatten zu können. Die Juden, die sich durch ihre Verbrechen bei ihren Wirtsvölkern längst unmöglich gemacht hatten, gingen auf den stillschweigenden Vertrag ein — anderenfalls hätte es ihnen ja freigestanden, auszuwandern — sprachen sich aber selber im Geheimen durch das R=N. von allen Schwüren gegenüber den christlichen Westgoten los; so war die Bekehrung nur eine Maske, die von den Nichtjuden für ein ehrliches Gesicht gehalten wurde, — das bezeugt auch die neueste Erklärung über die Entstehung des R=N.

Die „Sammelblätter jüdischen Wissens“ des Bne Brith bringen eine amtliche Übersetzung der Kol-Midre-Formel: „Alle Gelübde und Versagungen und Eide, und Bannschwüre, und Verfluchungen, und alle Ausdrücke ähnlichen Charakters, die wir gelobt und geschworen und gebannt und gebunden auf unsere Seele, von dem vergangenen Versöhnungstage bis zu diesem Tage der Versöhnungen, der zum Guten über uns gekommen ist, sie alle bereuen wir, unsere Gelübde sind keine Gelübde, und unsere Schwüre keine Schwüre, und unsere Bannungen keine Bannungen, und unsere Versagungen keine Versagungen. Sie alle sind aufgelöst, erlassen und vergeben. Null und nichtig sollen sie sein.“

Diese jüdische Übersetzung gleicht fast aufs Haar der „antisemitischen“ Auslegung. Die Sammelblätter fügen hinzu, daß Kol-Midre neuerdings in fast allen jüdischen Gemeinden wieder eingeführt sei. — WB 10/11 1927.

[Die verschiedenen Schreibweisen erklären sich aus der hebr. Sprache. Siehe Vokale.]

↓ **Kölnische Zeitung**, linksliberal, „die als rheinische Wetterfahne bekannte „R. Z.“, die in engster Beziehung zum Bankhause Bleichröder bei Anstellung ihrer Korrespondenten dieses entscheidend mitsprechen läßt.“ Emil ΔWitte, Offener Brief, Mai 1914, S. 27.

Die alten Familien der Stadt, die, meist völlig judenrein geblieben, durch treue Anhänglichkeit die Zeitung allmählich zu ihrer Bedeutung empor hoben, hätten sich nimmermehr träumen lassen, daß die R. Z. noch mal zu den „anständigen Judenblättern“ zählen würde, „so pflegt man nämlich mit Vorliebe die „National-Z.“ und die „Kölnische Z.“ zu nennen, ich weiß allerdings nicht, aus welchem Grunde“, — wie Liebermann v. Sonnenberg, in der 1. öffentlichen Sitzung des Deutschen Volksvereins 14/3 1881, Berlin, sagte: „Daß an der Kölnischen Z. eine Unzahl Juden mitarbeiten, hob schon Prof. Dr. Rebbert, 1876 Christenschuß S. 3, hervor. Nachdem aber der Judentumgeist in ihr herrschend geworden, schreckte sie auch vor gar nichts mehr zurück.“

„Als Bismarck vor dem Handelsvertrag mit Österreich warnte, der, ganz abgesehen von der Schädigung der deutschen Landwirtschaft, der geldbedürftigen Reichskasse pro Jahr 43, also in den 12 Jahren seiner Dauer 516 bare Millionen kostet, da schrieb das Kölnische Weltblättchen, „Bismarck laufe schimpfend und nörgelnd hinter dem Reichswagen einher!“ Überhaupt hat sich dies nationale Hofblatt durch seine schulmeisterliche Arroganz gegen Bismarck höchst widerlich gemacht, zumal es zwischendurch fortfuhr, Bismarcks „vergangene“ Verdienste mit Sirup zu beschmieren. Ja, man sagt, daß diese Zeitung bereits einen Nekrolog auf Bismarcks Tod im Setzertasten vorbereitet halte mit dem Motto:

Der Bismarck ist kapott,  
Nun danket alle Gott!“

Glöck, Bilderbogen. 1892, Nr. 9.

Trotz ihrer Freundlichkeit wurde die R. Z. aber gelegentlich auch von Juden getadelt, z. B. 1913, als sie den russi-

schen Roman „Sonja“ von Herrn Dr. W. Kuppel veröffentlichte. Die Redaktion erhielt alsbald (25/4) von einem Juden aus Düsseldorf [KK Leiffmann? KK Schöndorf? SA Freundlich? Dr. Horowitz?, um ein paar der damals Prominenten zu nennen] ein wichtiges Monitum: „Als eifriger Leser Ihrer Zeitung & der geistvollen Romane verfolge ich jetzt auch mit größtem Interesse „Sonja“ von Kuppel. Dabei fällt mir denn in recht angenehmer Weise die scharfe Personen-Charakterisierung auf. So z. B. „die kleine Lazarowitsch, aus einer reichen Rischinewer Judenfamilie, verlieh nie mehr als 20 Fr., konnte unangenehm mahnen, wenn nicht pünktlich zurückgezahlt wurde.“ Wie treffend: reiche Judenfamilie, deren Kind nie mehr als 20 Fr. verlieh und unangenehm mahnen konnte! Wirklich originell, mit welchem feinfühl. Instinkt dem Leben abgelaußt! & das dem Leser schon am Schluß der 2. Fortsetzung aufzutischen. Weniger begabte Romanschreiber behalten sich sonst das Beste für den Schluß auf. Da nun aber außer m. Wenigkeit sich auch viele andere Leser des Romans für den Einfluß der Religion auf die Charaktereigenschaft interessieren dürften, so würden Sie allseitigen Dank ernten & die Abonnentenzahl erhöhen, wenn Sie Herrn Kuppel veranlaßten, die Religionsangehörigkeit der Herren Dr. Kerner, Dr. Herbst, Dr. Arthur aus Billingen, woselbst ich gute Bekannte habe, sowie der Damen Hüegli, Obberscht „Chindli“, Kaplin, Stolowa & besonders der Konnefeld kurz & „auch ganz unauffällig“ zu erwähnen. Man lebt sich dann besser in die Handlung ein & genießt so erst voll & ganz den Roman wie den Schreiber. Ich hoffe, daß Sie m. Wünsche entsprechen & würde mich über eine zusagende Antwort natürlich sehr freuen.“ Dr. Willy Kuppel, dem die Redaktion diesen Brief vorlegte, antwortete dem Verfasser: „Aus Ihrem an die Redaktion der Kölnischen Zeitung gerichteten Schreiben vom 20. ds. sehe ich zu meinem Erstaunen, daß Sie in meiner Darstellung der einen jüdischen Studentin in meiner Novelle „Sonja“ eine Herabsetzung antisemitischer Natur

erblicken. Ich muß gestehen: daß man auf diesen Gedanken kommen könnte, wäre mir bei der Abfassung der betreffenden Stelle nicht im Traume eingefallen. Daß die „kleine Lazarowitsch“ ihr Geld sorgsam zusammenhält, ist doch nur ein Lob ihrer haushälterischen Natur und ein wirkungsvoller Gegensatz zu der sie umgebenden Bohème. Die Persönlichkeit dieser praktischen und klugen jungen Dame ist doch durchaus sympathisch geschildert. Im weiteren Verlauf der Erzählung, da, wo ich schilderte, wie auf dem Ball die Nachricht von den Greueln in Rischinew eintrifft [K. Z. Nr. 472], werden Sie sehen, mit welcher tiefer Sympathie ich der unglücklichen Menschen gedente. Ich glaube, daß man das Mitgefühl mit den Schicksalen der russischen Juden gar nicht wärmer ausdrücken kann — und ich empfinde Ihren Vorwurf als durchaus ungerecht und ungehörig. Ich, der ich selbst jüdische Freunde besitze, die mir seit langen Jahren nahe stehen, bin mir bewußt, niemals eine Zeile geschrieben zu haben, die auch nur im entferntesten den Geist des Hasses atmete. Ich kenne die Empfindlichkeit vieler Israeliten sehr genau und verstehe ihre Gründe, aber ich muß doch sagen, daß Ihre Bemerkungen, die in einem förmlichen Angriff auf mich gipfeln, dermaßen über das Ziel hinauschießen, daß es mir schwer wird, ruhig darauf zu antworten, eben weil ich die Ungerechtigkeit des Vorwurfs antisemitischer Darstellung, der in Ihren Zeilen liegt, so stark empfinde. Briefe wie der Ihrige, die bei einem Schriftsteller Hass wittern, der sich davon so völlig frei weiß wie ich, nützen der Sache nichts, die Sie vertreten wollen, sondern sind im Gegenteil eher geeignet, Antisemitismus zu züchten! Ich habe die Gewißheit, daß meine jüdischen Freunde mit mir völlig einig sein werden in der Zurückweisung eines derartigen Vorgehens. Freilich, meine innere Stellung zu den Fragen der Religion und Rasse können durch solche ungerechten, einseitigen Bemerkungen nicht erschüttert werden. Ich hoffe nur, daß Sie bei der weiteren Lektüre der „Sonja“ und bei einigem Nachdenken bedauern wer-



den, daß Sie einen Schriftsteller gerade in dem Moment hämisch, unsachlich und ungerecht angreifen, in dem er eine mit-leidvolle Schilderung der an den russi-schen Juden verübten Greuel veröffent-licht.“

Die Korrespondenz beweist erstens die Dummheit derer, die sich zu ihrem eigen Schanden läppisch und vorlaut über-all eindringen, und zweitens die Neu-orientierung der R. Z., die im Gedenk-jahre der Freiheitskriege ihren Lesern die üblen, von den Betroffenen freilich wohl verdienten Greuel in Rishinem vorsetzte.

**Kolo**, der ▼Parlamentarische Club im polnischen Reichstag. — Jew. Chron. 3/1 1930; JPB 14/3 1930.

**Kolonna**, f. Berlinft.

**Kolten**, „Direktor“, Berlin. „Die Deutschen sind Diebe und Betrüger“. f. Wiltinger.

**Kolz**, J., Margarinefabrik, Hamburg. Inh: Sieg-mund Straus, 1921 (DvBl 15/12).

**Komitee für die wirtschaftliche Wiederherstellung Europas**. Heimatland 1922, Nr. 18: „In New York bildete sich ein „R. f. d. w. B. G.“.

„Es heißt, daß die hervorragendsten Vertreter des Handels, der Finanz und der Wirtschaft, darunter Otto Kahn, Paul Warburg und Morgenthau“ sich daran beteiligten. — Erst richtet man die Böller zugrunde. Dann saugt man die Zusammengebrochenen bis aufs Mark aus — dann vereinigt man sich zum Wiederaufbau. Und wieder wird das Geschäft sich lohnen. Die Böller allerdings — die sinken in Sklaverei. — Zur höheren Ehre Jahwes.“ S. G. M.

**Komlós**, Madár, ungar. Dichter, B: Herbst im Som-mer. 1913.

**Kommen**, S. & Co., Kommanditges., Etablissement d'Horlogerie, Basel. — Sie suchte 1902 in verschiedenen Zeitungen 100 Arbeiter, ganz gleich welcher Branche, die sich auf leichte Weise nebenbei 10 M. täglich verschaffen wollten: Angebote postlagernd unter X., Sörrach (Ba-den). Die Bewerber erhielten aus Basel eine ausführ-liche Anweisung, wie sie Uhren absehen können. 3 Sor-ten Uhren führten die Juden dabei als besonders leicht verkäuflich an: Nr. 48, 167 und 165; namentlich Nr. 48, die „einer ganz schweren echt goldnen Uhr mit Sprung-vedel ganz täuschend ähnlich sieht, vielfach auch für echt golden gehalten wird“. Auf beigefügtem rotem Zettel sagten die Wiedermänner offen: „Wir kamen auf den Gedanken, speziell diese Sorten Uhren zu billigeren Preisen zu forcieren, weil man in letzter Zeit häufig in Restaurants und auf Bahnhöfen Leute antrifft, die z. B. so eine Weißmetall oder Goldplated aus der Tasche ziehen. Die Leute geben an, sie wären in momen-taner Geldverlegenheit, müßten aber abreisen oder dergl. und wollten daher schnell noch ihre Uhr billig ver-kaufen oder bis zur Rückkehr als Pfand lassen. Auf diese Weise sehten die Leute oft 4 bis 5 Stück pro Tag zu sehr hohen Preisen ab — und zwar meist täglich in anderen Orten —, und lassen sie sich einzeln verpackt als Brief postlagernd unter Nachnahme dahin senden. Meist dazu noch eine ins Auge fallende, schwervergoldete Kette à 80 Pfg. Es ist Ihnen dagegen leicht möglich, die gleichen Uhren, für die Sie nur 6.50 M., mit Porto 7 M. bezahlen, schon zu 12—15 M. zu verkaufen, wobei Sie einen hübschen täglichen Nebenverdienst erzielen.“ Der deutsche Uhrmacherbund rief dagegen die Hilfe der Staatsanwaltschaft an.“ DvBl 30/10 02; UEG 03, 112.

**Kommerzienrat**, j: gewerbsmäßiger Falschspieler (G). — Bischoff J.

**Kommunisten**. Der R— gilt nicht mehr als ganz verlässlich. „Da auch in deutschen kommunistischen Krei-

sen (wie in Rußland) neuerdings bei der Führerfrage Unterschiede zwischen Juden und Nichtjuden gemacht werden, ergibt sich die Unmöglichkeit der Überwindung der Judengegnerschaft auf dem Boden der internatio-nalen und kommunistischen Verbrüderung“, Der natio-naldtsche Jude 1929, Nr. 1/4.

**Kommunist**. Dinter, Sünde, 1918. S. 387/88: „Dem echten Juden gebriecht es an jener inneren Bornehmheit, welche Würde des eigenen und Achtung des fremden Ichs zur Folge hat. Es gibt keinen jüdischen Adel; und dies ist um so bemerkenswerter, als doch bei den Juden jahrtausendelange Inzucht besteht. ... Der echte Jude hat kein Ich und darum auch keinen Eigenwert. ... Der Jude ist stets lüsterner, geiler als der arische Mann. ... Der Jude ist der geborene Grenzverwischer. Er ist der Gegenpol des Aristokraten. ... Der Jude ist der gebo-rene K o m m u n i s t.“

**Kompert**, Leopold, Literat, 1822 Münchengrätz — 86 Wien. „Er schrieb seine erste „Ghettogeschichte“ in der Preßburger Judengasse, angeregt durch die in der Gasse bekannte Vergangen-heit einer verrückten jüdischen Lumpen-sammlerin.“ Statt Philosophie und Me-dizin zu studieren, mußte er, weil mit-tellos, schreiben und erziehen. „Er ist wegen Untauglichkeit zum Journalis-mus vom Flohd ausgetreten und hat die Hofmeisterstelle bei [Albert von] ▼Gold-schmidt angenommen, die Rosenthal früher bekleidete. Er ist eine Schlaf-mütze, ein Zwetschkenbaum, wie wir ihn hier nennen, weil er immer mühsam ge-rüttelt werden muß, wenn man etwas von ihm haben will“, schrieb S. ▼Vorm 1852 (S. 114). Dann heiratete R. eine reiche j. Witwe und schrieb Jahr um Jahr „eine seiner rührenden Novellen. Zweifellos sind sie, wenn auch heute vergessen, immerhin von wirklich dich-terischem Werte; er reicht zwar lange nicht an sein Vorbild, ▼Auerbach, hinan, aber er schildert die Juden wahr-er als dieser die schwäbischen Bauern“, ▼Mayer 66.

57 kam R. an die Wiener Credit-anstalt, wurde 73 Stadtrat und Vize-präsident des Israel. Waisenvereins. Er schrieb 46 die Judengeschichte: „Der Schnorrer“. 48: „Aus dem Ghetto“, der dann „Böhmische Juden“, „Neue Ge-schichten aus dem Ghetto“, „Geschich-ten einer Gasse“ und „Am Pflug“, „Franzi und Heint“ (mit der Figur der Trödlerin Perl Blütenstern) folgten. Sein Roman „Unter den Ruinen“ schil-dert „den tragischen Konflikt des Ju-dentums und Christentums in einer christlichen Mädchenseele, durch ein sie fesselndes ideales Liebesverhältnis her-

beigeführt, und die Synagoge siegt zuletzt über die Kirche“, sagt Delitzsch (Sd), der das Werk wohl gelesen haben muß. — In Wien wurde K. 84 Regierungsrat.

Auch gute Deutsche haben für „Christian und Lea“ geschwärmt; K. ist wahrscheinlich der beste unter den deutsch-jüdischen Dichtern, wenn auch vom künstlerischen Standpunkt aus nur 3. Rang; sein fälschender, weicher, Idealismus ist unerträglich. „Der epischen Bedeutung eines jahrhundertlangen Martyriums ist er erst und fast allein er gerecht geworden“, sagt R. M. Meyer und verschweigt, daß das Martyrium selbstverschuldet war. Kohut meint: „Die rührende Art der Erzählungen, der Sinn und die wahrhaft poetischen Schilderungen machen diese Ghettodichtungen zu Kunstwerken von unvergänglichem Wert.“

Kahserling: „Die „Ghettogeschichten“, in viele Sprachen übersetzt, gehören, wie Auerbachs „Dorfgeschichten“, der Weltliteratur an. Zur Verherrlichung des größten deutschen Dichters trug er durch die Gründung des Schillervereins wesentlich bei und wirkte als Präses des österr. Zweigvereins bis zu seinem Tode. Er war ein begeisterter Kämpfer für das Judentum, Mgl. des Vorstandes der Wiener Kultusgemeinde, Mitherausgeber eines Jahrbuchs und Mitbegründer eines jüdischen Journals.“

Auch Lippe, 81, S. 254, rühmt: „Die j. Novelle und die Idealisierung des j. Familienlebens, als eine literarische Eigenart vorwiegend kultivierend, sind K.'s zahlreiche Publikationen von der gesamten Kritik als in Form und Inhalt vollendete Kunstprodukte erkannt und gewürdigt worden.“

JA 1851: S. 118, benutzt die Gelegenheit, bei der Besprechung K.'s Ghettogeschichten gleich das Familienleben der Juden, ihre Leiden und Freuden usw. zu rühmen: „Das christliche Publikum ahnt freilich nicht, daß in jenen engen, schmutzigen Hütten, unter dem tobenden, schreienden, schächernden Haufen Herzen schlagen, fähig der größten Aufopferung. Mit andern Blicken würde so mancher herniedersehen auf den unter seinem Bad

feuchenden Hausierer, auf das alte Judenweib, die er jetzt nur als kalte, schlaue Erwerbsmenschen betrachtet, könnte er ergründen die Tiefen ihres Innern, erschauen, was ihr Herz durchglüht, ihr Hoffen und Fürchten. Diese Gedanken überkommen jeden bei der Lektüre von K.'s Buch, das Auerbachs „Dorfgeschichten“ unbedenklich an die Seite gestellt zu werden verdient. Es ist etwas Eigentümliches mit Darstellungen aus dem j. Leben. Noch ist es keinem Christen gelungen, den j. Charakter in seiner ganzen Gefühlstiefe darzustellen. Guklows „Acosta“ zeugt für diese Behauptung. In K.'s Erzählungen begegnen uns keine denkwürdigen Glaubenshelden, keine hervorragenden Bösewichter, wie Spindlers Jaudek, sondern einfache Handelsjuden, wie sie die Preßburger und Prager Judengassen darbieten, höchstens ein „Kandar“, so ein Dorf-Rothschild. Möchten doch auch andere j. Romellisten das Leben der Juden in Erzählungen darstellen! Dieses Feld kann noch segensreiche Früchte tragen. Bedenkt man den Vorschub, wie besonders gut geschriebene Tendenzromane gewirkt haben, so müßten unzweifelhaft auch Erzählungen aus dem j. Leben Nutzen stiften.“

**Komplex.** „Es ist heute modern, von K. — zu sprechen, wo man früher schlecht hin „Himmel“ sagte“, Die andere Seite Nr. 6, 1930. f. Debipus-Komplex.

**Komzet,** „Sowjetkommission zur Berufsumschichtung und Anstellung von Juden auf dem Lande“. JFB 14/2 1930.

**Rönce,** Emmerich, gebor. Siegmund König, österr. Oberleutnant-Rechnungsführer, 1858 Szegedin, Ung. — 02 Budapest. #88. — F.

**Rondor,** Ignaz, Schriftler, Ungarn; B: Moses-Verlag, 1913.

**Roenen,** H. J. B: „Geschiedenis der Joden in Nederland“, 1843 (wichtig für die Geschichte der Juden in Holland).

**Roner** [Kohn], Mag, Prof., Berlin, 19. Jh. †; „Kaiser m a l e r“! K. malte geschickte Photographien von Personen, ohne Persönlichkeit, auch ohne die Kunst zu fördern. Um so unbegreiflicher, daß gerade er allerhöchsten Herrschaften empfohlen werden konnte.

**E:** Univ.-Bibliothekar B. K., Berlin. 88 O Sophie, T. des Rfm.'s Karl E. - De Coq. K: Raoul 87; Sabine 92. Auch Frau Sophie K., die mütterlicherseits eine Enkelin von Chobowiedl sein will, malt Porträts, z. B. Prof. Dr. G. ▼ Klemperer; Frau Prof. Dr. G. ▼ Klemperer mit Kind; ▼ Parisi-Triest; Prof. ▼ Lesser; Frau Dr. ▼ Kunheim. Berlin W., Kurfürstendamm 24.

**Konfektion** — liegt überall in j. Händen; Millionen deutscher Mädchen und Frauen sind in diesen Betrieben der letzten Jahrzehnte an Körper und Geist zerrieben und vernichtet worden.

Dtscher, Judenlaus, 1891?, S. 14/15:

„Von den Konfektionsgeschäften und Damenmäntelfabriken en gros und für den Export sind in Berlin 4 in Händen von Deutschen und über 200 in Händen von Juden. Konfektionsstoffe en gros und Fabriken in Berlin: 3 Deutsche und ca. 90 Juden. Passementerie en gros und Export in Berlin ca. 6 Deutsche und über 250 Juden. Kindergarderobe en gros und Export in Berlin: Kein Deutscher und über 50 Juden. Auch die Engros-Firmen für Kleiderstoffe, Wäsche, Rauchwaren usw. sind in Berlin fast ausschließlich in Händen von Juden. Ja, das gesamte Detailgeschäft der Textilbranche in der Provinz ist in seiner Existenz bedroht, weil die jüdischen Engros-Firmen aus Berlin beginnen, in den Provinzialstädten Filialen für den Detailverkauf einzurichten und durch gewaltige Reklame, durch schön klingende Namen der Filialen, wie z. B. „Berliner Damenmäntel-Fabrik“ usw. den einheimischen Detailisten das Brot wegzunehmen. In Hannover, in Gotha, in Kassel und in anderen Orten existieren bereits solche Detailverkäufe für Rechnung von Berliner Judenfirmen.“

Ahlwardt, Arischer Verzweiflungskampf 1890, S. 224: „Berlin hat keine B o r d e l l e mehr, aber es hat Konfektionsgeschäfte.“

Über die von der Berliner Mäntel-K. gezahlten Löhne sagte Pastor von Soden in einem Vortrag über Arbeitsnot 1896 (TA 6/12): „Eine geübte Arbeiterin in einem guten Geschäft verdient bei angestrengtester Tätigkeit in der „Saison“ 7—8 M. wöchentlich, also weniger als sie haben muß um nicht zu verhungern! Ungeübtere verdienen natürlich weniger. Eine Arbeiterin „1. Klasse“ kam auf 9,34 M. Arbeiterinnen der „3. Klasse“, welche die einfache und grobe Ware machen, verdienen bei völlig ausgefülltem Tagewerk 4,75 M. in der Woche! v. Soden erzählte von 2 ihm bekannten Mäntelnäherinnen, Schwestern, die „Hand in Hand“, also in günstiger Verteilung der Arbeit untereinander, tätig waren. 3 Wochen lang haben sie jede 2. Nacht durchgearbeitet und die dazwischenliegende Nacht haben sie nur 4 Stunden geschlafen. Sie haben also

44 Stunden hintereinander in der angestrengtesten Tätigkeit gefessen! Und haben dabei 20 M. in der Woche verdient. . . .“

Selbst Ulsteins Berliner J. 1898 (Df. Bl 25/6) konnte in der Blusen-, Schürzen-, Unterrock- und Trikotschneiderei nicht mehr alles mit dem Mantel der Stammesliebe zudecken: „Der Export blüht nach Frankreich, Belgien, Holland, der Schweiz und Südamerika. Die Zahl der Berliner Firmen ist in raschem Wachstum. Trotzdem beträgt der Jahresumsatz selbst bei den kleinsten 100 000 Mark, durchschnittlich aber doppelt und dreimal und bei einzelnen sogar zehnmal so viel. Die fertige Ware kostet die Hälfte dessen, was der Käufer dafür entrichten muß; die gesamten Löhne machen nur 12 bis höchstens 20 v. H. des Umsatzes aus. Sie werden je nach Eingang der Bestellungen festgesetzt und richten sich nicht nach der Erfindungsgabe und Arbeitskraft der Arbeiterin, sondern ob viel Hilfskräfte an dem Berliner Menschenmarkt vorhanden sind. Bei der großen Überfüllung können die Unternehmer allein die Arbeitsbedingungen festsetzen; sie sind jederzeit in der Lage, ihr Arbeitspersonal zu ergänzen und rücksichtslos wieder auf die Straße zu setzen. Dementsprechend sind die Arbeitslöhne entsetzlich niedrig: durchschnittlich bei voll ausgenutzter 10- bis 14stündiger Arbeitszeit an allen 7 Tagen der Woche — Sonntagsarbeit ist Regel — 5 bis 7 M. wöchentlich. Dabei dauert die „Saison“ nur ein halbes Jahr, in der übrigen Zeit sinken die Löhne auf einen „schier unglaublichen Tiefstand“, und während eines Vierteljahres gibt es durchschnittlich überhaupt keine Arbeit.“

Unter dem Wohnungselend der Großstadt leiden diese Arbeiterinnen besonders, weil sie an das Haus gefesselt sind und der Wohnraum zugleich als Arbeitsstätte benutzt wird; dadurch große Ansteckungsgefahr bei Krankheiten; aber die Gesundheit von Frauen und Mädchen muß allmählich vollständig zerrüttet werden, wenn sie tagtäglich, selbst ohne Ruhepause am Sonntag, 10 bis 14 Stunden in dumpfer Stube für das Geschäft angestrengt arbeiten und da-

neben noch häusliche Arbeiten für die Familie verrichten müssen.

Ursache zu weiteren Klagen dieser Hausflaven im Hungerfolde der j. Großkonfektionäre bietet der Verkehr mit den Geschäften: „Das Fehlen von Stücken beim Zuschneiden, langes Warten bei der Ablieferung, draconische, rückwärtslose Bestimmungen der Arbeitsordnung bei der Prüfung und Bezahlung der Arbeit.“

Dabei läßt die Berl. Z. noch die sittlichen Gefahren ganz aus, die Frauen und Mädchen bei dem Auffuchen der Arbeit und bei der Ablieferung ausgefetzt sind. Oft wird die aus bitterer Not erflachte Einstellung als Arbeiterin, und eine wohlwollende Prüfung der abgelieferten Arbeit nur zu erreichen sein, wenn den Geschäftsinhabern oder ihren lusternen Kommis auf anderem Gebiete weitgehende Zugeständnisse gemacht werden.

Über Konfektionspleiten schreibt die StbgrZ 25/7 1893: „Während nach der preußischen Statistik die Konkurse im Handelsgewerbe 1892 gegen 1891 abgenommen haben und von 3554 auf 3511 gesunken sind, zeigt sich im Manufaktur- und Schnittwarenhandel eine Vermehrung von 123 auf 279, rund 125 %. Bekanntlich sind diese Geschäfte zum größten Teile in jüdischen Händen, und werden noch immer aufs neue von jüdischen Unternehmern begründet.“

Auch das österr.-ungarische Konsulat zu Rußschuk berichtet: „Die Fallimente und stillen Ausgleiche waren in diesem Jahre hier zahlreicher wie sonst. Selten jedoch waren es Kaufleute bulgarischer oder türkischer Nationalität, die in Konkurs gerieten oder einen Ausgleich anstrebten, sondern meistens fremde Elemente.“ Unter diesen „fremden Elementen“ versteht das österreichische Konsulat, da es Bulgaren und Türken ausnimmt, einzig und allein die Juden, was es aus Rücksichtnahme nicht auszusprechen wagt.“

**Konfektionsjude.** „Ein einziger K— hebt diktatorisch die Hand auf und Tausende von Frauen und Mädchen stülpen sich einen Küchentopf als „Modeneubelt“ auf den Kopf; irgendeine franz. Firma hat noch einige tausend Exemplare einer Kopfbedeckung oder eines Gürtels übrig, sofort wird sie durch einen jüdischen Geschäftsfreund in Deutschland „Mode“. Oskar Goguel, Wolf und Musil.“ BB 17/11 1928.

**Konferenzier, Unsager in Kabarett.** BB 21/6 1927: „So oft ich in einem Überbrettel der Nachkriegszeit war, bin ich nur jüdischen „Konferenziers“ begegnet. Es ist nicht der angenehme Beruf, des Abends vor ein unterhaltungsbedürftiges Publikum zu treten und mit ein paar Scherzen sein Tagewerk getan zu haben, es ist planvolle Absicht, auch von dieser Stätte her, mitten aus Flitter und buntem Licht, Gesang und Tanz, aus Humor und Sentimentalität, wo man es am wenigsten erwartet, Einfluß auf das deutsche Volk auszuüben. Dieser dem Publikum nicht bewußte Einfluß ist der gefährlichste und der wirkungsvollste! Hier wird die öffentliche Meinung gemacht, denn der Unsager spricht über alle Ereignisse des Tages, natürlich, wie er sie sieht. Was sollte er auch anderes einem Publikum erzählen, zu dem ihn nichts als die bezahlte Pflicht führt, es einige Zeit geistvoll zu unterhalten. Ein paar alte Anekdoten werden in Wortschwall gewoben, für den eben nur der Jude geboren ist.“

**Konfession, lat. confessio.** So nennen die emanzipierten Juden ihr Gesetz, um es äußerlich dem christlichen Bekenntnis anzugleichen und zugleich vor Nachforschungen zu behüten.

Schopenhauer, Parerga 2, 133: „Es ist ein Irrtum, wenn man die Juden bloß als Religionsfekte betrachtet; wenn aber gar, um diesen Irrtum zu begünstigen, das Judentum mit einem der christlichen Kirche entlehnten Ausdruck bezeichnet wird als „jüdische Konfession“, so ist dies ein grundfalscher, auf das Irreleiten berechneter Ausdruck, der garnicht gestattet sein sollte. Vielmehr ist „jüdische Nation“ das richtige.“

Viebermann v. Sonnenberg 1/4 1887 in Leipzig: „Konfession“ ist in Bezug auf das Judentum arger Unsinn. Konfession heißt Bekenntnis und darf nur Anwendung finden auf die verschiedenen Bekenntnisse des christlichen Glaubens. Die Juden aber haben, wie wir gesehen, „einen besonderen Glauben.“ (s. Goethe). — Die meisten Christen nahmen an dem Wortraub weiter keinen Anstoß und fanden sich gutmütig, wie immer, mit der „3. Konfession“ ab.

So kam es, daß bei Einschätzung der Judenfrage stets der Grundirrtum vorlag, sie als Frage der Konfession und nicht der Rasse zu behandeln. Als der Judenkenner  $\Delta$ ueger aus Wien 1902 in München öffentlich reden wollte, erlaubte man es ihm nur mit dem Vorbehalte, daß er die Konfessionen nicht gegeneinander heze. StbgrZ 22/11 02:

„Die Münchener Polizei bedient sich damit eines falschen Ausdrucks. Wie oft sollen wir es denn eigentlich wiederholen, daß die Juden keine Konfession,

sondern ein Volkstamm, und zwar ein Stammfremder Volkstamm sind, der niemals in die deutsche Volksgemeinschaft aufgehen wird. Wir haben nur 2 Konfessionen: die evangelische und die katholische, und daß d. etwa die eine dieser Konfessionen gegen die andere aufheben wollte, ist ausgeschlossen. Für die christlichen Konfessionen ist es eine Beleidigung, wenn man ihnen die Juden als Konfession an die Seite stellt."

"Was ist Antisemitismus", Berlin, Verlag Küstner, 1893: „Zwischen Konfession und Religion ist bekanntlich ein scharfer Unterschied. Protestantismus und Katholizismus sind 2 Konfessionen derselben Religion: des Christentums. Christentum aber und Judentum sind zwei grundverschiedene Religionen."

Sehr richtig sagt Liebermann v. Sonnenberg 9/3 1884, — Soziale Frage ist Judenfrage — zu Bochum: „Die Ansicht, daß hier konfessionelle Hezereien zur Geltung kommen sollten, ist durchaus verkehrt. Konfessionen gibt es nur 2 in Deutschland, das sind die protestantische und die katholische, und die will ich hier nicht aneinanderhezen; dieselben müßten sich im Gegenteil dem gemeinsamen Feinde gegenüber zu vereinigen suchen. (Bravo!)"

Durch ihre völlige Verschmelzung von Volkstum und Religion, die sich gegen alle anderen Völker und Staaten richtet, bilden die Juden in Wahrheit einen „Staat im Staat“. Robert Patzai, 1885, S. 9: „Das Wichtigste ist aber, daß die jüdische Konfession zugleich ein politisches Band bildet. Wir haben also bei den Juden eine vollständige Einheit der Rasse, dann mit dieser sich deckend die volle Religionseinheit und endlich in der Form der Konfession eine völlig einheitliche und gegliederte Organisation. In diesen 3 Faktoren vereinigt das Judentum alle Grundlagen eines abgeschlossenen Staatswesens, eines Staates im Staate in sich, der noch überdies nicht an den Grenzen des letzteren innehält, sondern über alle Staaten Europas hinaus unter sich verbunden ist. Hierin liegt die aktuelle — die politische Seite der Frage."

„Der Jude betrachtet sich in aller Welt in erster Linie nicht als Angehöriger eines speziellen Staatswesens, sondern als Jude, wohl aber will er im Staate mitreden wie jeder andere, während er von seinem viel kräftiger empfundenen Sondergemeinwesen allen anderen Einfluß ausschließt."

„Stellen wir uns ein Haus vor, für viele Bewohner. Einer davon sperrt die Wohnung gegen jedermann ab, verlangt aber, daß die anderen Wohnungen ihm offen stehen zu jeder Stunde. Der so Bevorrechtete ist in diesem Augenblicke nicht mehr ein Gleicher unter Gleichen — er ist der Herr im Hause. Verlangt er nun noch, daß, so oft er eine fremde Wohnung betritt, ihm gestattet sei, etwas fortzunehmen, die anderen aber noch die Augen dazu schließen sollen, so wird er nicht bloß der Herr, sondern bald auch der Reichste im Hause sein. Wer den ganzen Staat geöffnet haben will, für sich aber zugleich eine Sonderstellung in Anspruch nimmt, verlangt in der Tat Ungebührliches und muß dann auch ein Sonderrecht auf sich anwenden lassen, wenn er nicht aus einem Gleichberechtigten zu einem Staatsbürger erster Klasse werden soll."

Philippikus, ein katholischer Deutscher, 1892, S. 6: „Aber selbst wenn man der Judenschaft den Gefallen erweisen und die Judenfrage auch als religiöse betrachten wollte, was sie bekanntlich durchaus nicht ist, — so ließe sich doch noch darüber streiten, ob die Christenheit eine Rasse unter sich zu dulden braucht, deren Konfession dem Christentum ins Gesicht schlägt, indem sie ea ipsa den Herrn für einen Betrüger ausgibt."

Prof. Billroth, 1876 „Lehren und Lernen der medizinischen Wissenschaften": „Es ist ein ziemlich verbreiteter Irrtum, von den Juden als von Deutschen oder Ungarn oder Franzosen zu sprechen, die nur eben zufällig eine andere Konfession haben, als die meisten übrigen Bewohner von Deutschland, Ungarn oder Frankreich. Man vergißt oft ganz, daß die Juden eine scharf ausgeprägte Nation sind, und daß ein Jude ebenso wenig wie ein Perser oder Franzose

oder Neuseeländer oder Afrikaner jemals ein Deutscher werden kann. Was man jüdische Dtsche heißt, sind doch eben nur zufällig dtsh redende, zufällig in Dtschld erzogene Juden, selbst wenn sie in dtsher Sprache dichten und denken wie Germanen vom reinen Wasser. Sie verlieren ihre nationale Tradition dabei aber ebenso wenig je ganz, als die Deutschen den deutschen Typus da verlieren, wo sie unter anderen Nationen verstreut sind, wie in Siebenbürgen und Amerika.

Ebenso klar ist mir auch, daß ich innerlich, trotz aller Reflexion und individuellen Sympathie, die Kluft zwischen rein deutschem und jüdischem Blute heute noch so tief empfinde, wie von einem Teutonen die Kluft zwischen ihm und einem Phönizier nur sein mag."

Die Juden haben immer im Kampf gegen ihre allzugütig gesinnten Wirtsvölker, die „Konfession“ als Schutzwehr vorgeschoben und dadurch den Blick von der Rasse, die man sieht und kennt, auf etwas abgelenkt, das man weder sieht noch kennt. Denn wäre uns Nichtjuden die „Konfession“, d. h. der Talmud und der Schulchan Aruch nur halbwegs bekannt, so würden sich die Juden kaum darauf berufen und eine „religiöse“ Empfindlichkeit, die ein so rohes, blutgieriges Volk in Wirklichkeit auch garnicht hat, noch weiter heraus stecken. Kluge Juden haben deshalb längst gesagt: wüßte und verstände die Welt, was in unsern Büchern steht, so würde man uns alle totschiagen. Weise Nichtjuden aber sagen: wenn wir es denn durchaus nicht wissen oder wissen wollen, so werden wir eben von den Juden noch alle gefressen werden müssen. Das ist nichts besonders Neues, denn es steht längst mit etwas anderen Worten in den jüdisch geformten Teilen des NT und im Talmud drin.

„Es ist ein Irrtum, das Jdtn als Konfession zu behandeln, während es in Wahrheit einen durchaus eigenen Typus des religiösen Erlebnisses darstellt, dessen innere Substanz in keiner Konfession und Kirche zum Ausdruck gelangt“, Bossische Z. 31/1 1929.

„Konfessionalisierung der geschäftlichen Betriebe“, f. Wohltott.

**Konfessionshege** nennen Juden jede Verfolgung ihrer Rassengenossen seitens der bewußteren, betrogenen, geschädigten Wirtsvölker oder Einzelpersonen. Die „Auch-Konfessionellen“ beanspruchen für sich dieselbe Duldung, die unter Katholiken und Protestanten, den Kindern eines Volkes und eines christlichen Glaubens, herrschen sollte, und suchen dann den ewigen Born der von ihnen Gedrückten, als etwas unmenschlich Rohes und Gemeines, als unmoderne, unwürdige Glaubensschädigung in Verzug zu bringen; das gelingt meist, denn die von den Juden übervorteilten haben, durch das Geschrei betäubt, oft von einer Bestrafung abgesehen, um nur nicht mittelalterlicher Vorurteile verdächtig zu werden.

Wer sich aber näher die „Konfession“, d. h. das „Gesetz“ der Juden ansieht, erkennt bald, daß beides, Gesetz und Konfession, sich leider mit vielen Greueln der Juden decken, ja, diese sogar anordnen; Gesetz und „Konfession“ sind nämlich die Rasse selber und gingen aus der Rasse hervor. Wer sich daher gegen die Juden wendet, könnte das sehr wohl schon bloß ihres Gesetzes, „Glaubens“ oder ihrer Konfession wegen tun; wir sehen sogar sorgenvoll eine Zeit voraus, wo den Schmarogern das Geplär über „Konfessionshege“ nichts mehr nützt, weil die Wirtsvölker schließlich alle einmal die Taten der Juden gerade aus ihrem „Gesetz“, aus der „Konfession“, ableiten und die bis jetzt so bequeme Deckung der Rasse verwerfen werden.

**Konfessionsloser Gottesdienst.** „Die deutsche Kriegerkameradschaft wählte den Stadtverordneten Diersch zum Vorsitzenden, der vor einigen Wochen in einer Ausschußsitzung der Vereine den sehr löblichen Vorschlag aussprach, den Geburtstag des Kaisers durch eine glänzende Ovation zu begehen und dabei einen Gottesdienst zu halten. Er würde mit dem Probst Frhr. v. d. Goltz darüber Rücksprache nehmen, daß er, um die Gefühle der isr. Mitglieder zu schonen, einen Konfessionslosen Gottesdienst abhalten sollte. (Oho! Schamlos! Rufe der Entrüstung.) Die Geschichte ist noch nicht zu Ende. Ich möchte ihnen noch erzählen, was mir gesagt wurde von Mitgliedern, die es wissen müssen, daß nämlich diese Vereinigung aus 5000 oder mehr Mitgliedern besteht, und daß darunter 15—18 jüdischer Abkunft sind. Ist das Fremdherrschaft oder nicht? (Zurufe: Leider! Ja wohl! Empfindend!) Herr Diersch hat jedoch kein Glück gehabt. Wenn also der Herr Probst der Aufforderung hätte Folge leisten wollen, so hätte er einen religionslosen Gottesdienst abhalten müssen, und das soll mir erst einer vormachen! (Heiterkeit.)“ — Liebermann v. Sonnenberg, in der 1. öffentlichen Sitzung des Deutschen Volks-V. 14/3 1881, Berlin. — Diersch war wohl .°. WM.

**Konfessions-Statistik.** Nach 1870 fiel in Dtschld die Frage nach der Religion fort. Erst bei der Volkszählung von 1885 ward sie wieder aufgenommen. Zum allgemeinen Unwillen der Judenschaft. In der Berliner „National-Z.“ 6/12 1885 ereiferte sich darüber Alexander Meyer (Ib): „Für eben so unstatthaft, wie nutzlos, halte ich die Frage nach der Religion; es ist unmöglich, die Ausbreitung der religiösen Überzeugungen auf dem Wege statistischer Induktion zu ermitteln. Die Berufsstatistik soll man entweder ordentlich betreiben, oder gar nicht. Auf dem in der Zählkarte betretenen Wege gelangt man nicht zu brauchbaren Resultaten.“

Giese, Judenfrage: „1895 haben 2 Zählungen stattgefunden, eine Berufs- und eine allgemeine Volkszählung. Wir wissen aber dennoch nicht, wie groß die Gesamtzahl der Juden damals war, weil das statistische Amt des Reichs hartnäckig an dem frommen Glauben festhält, daß das Zählen der Juden ein Teil der „Konfessionellen“ Statistik sei, und daher nicht ausgeführt werden könne, wenn man nicht auch die 52 Millionen Evangelische und Katholiken im Reich nach ihrem Bekenntnisse auszähle, was natürlich eine zeitraubende Arbeit ist.“

Die Zählung nach der Religion im deutschen Reiche während des Weltkrieges wußte man zu hintertreiben, obwohl sie der Minister angeordnet hatte. Und der

erste Akt der Juden nach der Revolution war, die Religion aus der Statistik überhaupt auszuschneiden, um dadurch jeder Festlegung, Zählung usw. vorzugreifen. — Das kommende Dritte Reich wird aber sogar die Frage nach der Rasse stellen und jedes Ausweichen rücksichtslos zu hindern wissen.

**Kongreßversammlung**, nannte die Berliner Zionistenvereinigung (W. J. W.) ihre Tagung 19/6 1929 im Logenhaus Kleiststr. 10, wo die „Dtische Reichsloge“, die Großloge für Deutschland vom Orden Vne Brith und die „Berthold-Muerbach-Loge“ ihren Sitz haben. „Juda nimmt stets den Mund voll — warum sollte ihm die Tautologie von Kongreß und Versammlung nicht zwendienlich sein? Redner: Dr. Arlosoroff; Lazarus Barth; Dr. Wilecki; Kurt Blumenfeld; Nahum Goldmann; Dr. Kanowik; Kaplanky; Klinow; Kollenscher; Dr. Georg Landauer; Sichtheim; Dr. Walter Preuß; Dr. Saloweißchik; Dr. Oskar Wolfsberg.“ — WDR.

**König**, 1. wichtige Rolle in den Purimstücken von Esther und Hamann, daher: 2. Judenname.

**König**. In jeder Stadt der Erde begegnet man Hut-, Häuser-, Zuder-, Baumwolle-, oder Schuhkönigen und dergl.; an jeder Unübersicht gibt es: Nerven-, Pflanzen-, und Augenkönige usw. Bei allem Drang nach Proletariat-, Demokrati- und Republikanisierung, nach Verfreiheit- und Bergleichheitlichung der Wirtschaftler, will der Jude selber überall was Besonderes und womöglich der „feine Mann“, ja der „König“ sein. Schon wegen der Klame legt er sich fürstliche Beziehungen zu oder läßt sich solche von Kunden und dankbaren Patienten zuschieben!

Was wir Arier unter König und Königtum verstanden, war schon lange vor der Revolution entwertet, weil die Juden, immer bereit, 2 Fliegen mit einer Klappe zu schlagen, und sich zu nähern und uns zu schaden, diese aristokratischen Begriffe längst auf ihre plebejischen Geschäfte, Läden, Quacksalber- und Geldwechseleien übertragen hatten. Sie nahmen dem Worte und Begriff „König“ die Distanz, indem sie Leute ihresgleichen zu Königen erhoben; sie schleppten die Könige gleichsam aus der Mitte der Völker fort und legten ihren eigenen Dreck um das Amt, dessen Träger schließlich von jedem mit Du angeredet und im Straßenanzug, wie es Minister ▼Zahle in Danemark tat, begrüßt werden konnten.

Man spricht in der dtischen Presse auch von den „Freunden des Kaisers“, d. h. von den Herren Ballin, James Simon, Mosse u. a., und immer in Rangeshöhung von den „Königlichen Kaufleuten“, wobei Shakespeares „rohal merchant“ aus dem „Shylock“, ferner der bei Hebräern gebräuliche Titel „Nazi“, d. h. Fürst, und vor allem internationale Vogenelemente mit anklängen. Denn die Freimaurer, die dem alttestamentlichen König Salomo folgen, nennen bekanntlich ihr judaisiertes Gewerbe, die Könige und Kirchen zu stürzen, eine „Königliche Kunst“, und singen in ihren Birkeln mit Nachdruck: „Wir sind die Könige der Welt“, weil sie selber nachher den „Königserfah“ oder vielmehr die „Erfah-Könige“ zur Ausraubung der Völker bilden wollen, und in der Tat schon bilden.

„Doerne sagt, ein Volk sei berechtigt, seinen König wegzulagen, wenn ihm dessen Nase nicht gefalle. Wem aber soll des Juden Nase gefallen? Und soll der Jude mehr Recht haben als der König?“ Maudh, Israel im Peere, 1893, S. 11.

„König von Jerusalem“ — war einer der Titel S. Apostolischen Majestät, des Kaisers von Osterreich. — Rebbert, 13.

König△, August Frhr. v., 1831—06 Stuttgart, Dir. Ministerium des Auswärtigen; 62 O ▼Heine. S. U.

↓König, Ed. Dr. UB (theol.) Bonn. \*1864 Reichenbach i. B. O U. Löffler. Er ist freikonserbativ und „religionswissenschaftlicher Debattier“, vgl. Deg.

7. — DZ 20/1 14: „Dem Judentum ist wieder einmal Heil widerfahren. Der bekannte Alttestamentler König hat den Antisemitismus wissenschaftlich erledigt.“

(Das antisemitische Hauptdogma, beleuchtet von Eduard König, Bonn 1914. U. Marcus und E. Webers Verlag.) In der vom Verlag beigegebenen Empfehlung liest man, der Antisemitismus sei „unstreitig einer der häßlichsten Auswüchse am Baume der Kultur.“ Wir wissen nicht, ob König auch für diesen „Auswuchs der Buchhändlerreklame verantwortlich ist, da sich die betreffende Empfehlung eng an den Wortlaut der Broschüre hält. Auffallend ist jedenfalls, daß sich der deutsche Bonner Professor durch das starke Aufleben der ario-germanischen Weltanschauung, wie er sie besonders im Kreise derer um Guido von List verkörpert sieht, veranlaßt gefühlt hat, eine Lanze für das Judentum einzulegen; und wir stellen fest, daß noch nie ein jüdischer Gelehrter etwa gegen die Überhebung des Judentumes das Wort ergriffen hat. Gewisse Schauspiele mangelnder Rassewürde geben immer nur Deutsche.

Nach braver Gelehrtenart tötet König den Antisemitismus gleich dreimal in sauberer Disposition, erstens, zweitens und drittens. Dabei geht er von einem grundlegenden Irrtum aus. Er möchte nämlich bezweifeln, daß der Antisemitismus schon sehr alt sei, er möchte in ihm am liebsten eine Erscheinung der jüngeren Neuzeit sehen. Zu diesem Zwecke setzt er sich mit den in diesem Zusammenhange oft genannten ägyptischen Papyrusfunden auseinander, von denen er nicht bestreiten kann, daß sie entschieden judengegnerische Äußerungen, wie z. B. die Warnung an einen tief verschuldeten Menschen enthalten, sich immer noch lieber einem griechischen Wucherer als einem Juden in die Hände zu geben. Aber derlei wiegt für König nicht viel. . . .

Viel gewonnen zu haben glaubt König durch eine Definition des Antisemitismus, den er „den Gegensatz gegen einen Menschheitszweig wegen seiner Zugehörigkeit zur semitischen Völkerfamilie“ nennt. Wenn die Sache so

volabelmäßig einfach wäre, dann hätte man, das sollte sich der Bonner Gelehrte eigentlich selbst sagen, für dieses befreiende Wort nicht erst auf den tiefgründigen und vielbelesenen Alttestamentler zu warten brauchen. Die in ihrer Beschränkung durchaus nicht meisterhafte Definition stimmt indessen schon darum nicht, weil andere Zweige der semitischen Völkerfamilie nicht nur keinen Antisemitismus erweckt haben, sondern als Kulturschöpfer, als eingegliederte Bürger in fremden Staaten, sich mit Nichtsemiten ausgezeichnet vertragen haben, sich aber selbst im stärksten Gegensatz zu den Juden gefühlt haben und noch heute fühlen, so daß es literarisch nachweisbar, bereits seit dem 6. Jh. n. Chr. einen bis heute nicht erloschenen semitischen „Antisemitismus“ gibt, für den uns die Araber in Asien, die Mauren in Spanien und die nicht-jüdischen Völkerstämme in Nordafrika zahlreiche Belege von unbedingter Zeugnisraft liefern.

König hat eine kleine Schwäche. Er kann keine Seite schreiben, ohne seine eigenen Werke mehrfach mit der Bemerkung zu zitieren: „wie ich bewiesen zu haben glaube“. Um zum vollen Genuße seiner Darlegungen zu gelangen, müßte man daher eine vollständige Ausgabe seiner gesammelten Werke zur Hand haben, ohne die offenbar das antisemitische „Hauptdogma“ nicht umzubringen ist. Eine solche Gepflogenheit wirkt nicht gerade anziehend, aber man muß sie in Kauf nehmen. Nur möchten wir Herrn König empfehlen, nicht in zukünftigen, hoffentlich noch recht zahlreichen Werken zu schreiben, daß der Antisemitismus tot sei — „wie ich bewiesen zu haben glaube“.

Die sonst in ihrem Zuschnitt so tüchtige Arbeit leidet außerdem darunter, daß König entgegen seiner eigenen engsten Beschränkung des antisemitischen „Hauptdogmas“ eine Generalreinigung des Judentums vornimmt, an dem er fast nur Lichtseiten sieht. Selbst die politische Neigung zum Radikalismus, die sich auch nicht etwa nur beim heutigen Judentume geltend macht, wird mit ihrer Neigung zum „Fortschritt“ entschuldigt; für das „Weiterschreiten der

Gesetzgebung“ sorgen nun einmal nach der Juden und Königs Meinung die radikalen Parteien am besten. Daraufhin dürfte die Arbeit Königs im BT auf eine Würdigung im Leitartikel und in der „Zeitschrift der dtischen Staatsbürger jüdischen Glaubens“ auf die Note Ia. rechnen können. Aber leider hat sich König diese Aussichten sehr verborgen durch die unvorsichtige Bemerkung, daß die antisemitischen Urteile über das ältere Judentum von der Beobachtung der Praxis von Juden der Gegenwart ausgehen. Geheimrat, das durfte nicht kommen! Damit sind Sie, allerdings leider erst auf der letzten Seite Ihres so wohlgemeinten Plädoyers, wirklich ganz nahe an das Hauptdogma des Antisemitismus geraten, daß der Rückschluß auf die geistige Veranlagung älterer Völker, den wir aus der Beobachtung bestimmter beständiger Rasseeigenschaften ihrer Nachkommen ziehen, wissenschaftlich nicht so unbedingt abzulehnen ist, wie es ein Mann glauben könnte, der in der Entdeckungsfreude über sein allerneuestes „Hauptdogma“ vollkommen übersieht, daß Schritt für Schritt ebenso gleichmäßig wie die jüdische Praxis auch die durch sie erzeugte antisemitische Reaktion weit durch die Jahrhunderte zurückgeht. W.  $\Delta$  Scheuermann.“

Voll töricht alttestamentlichen Zornes schrieb K. im BT gegen die „Große Täuschung“ von Delitzsch: „Sie führe zum Antichristentum“. — K. Rohm, „Leuchtturm“, Ostern 1920: „Wenn das Berliner Tageblatt Stellung nimmt, sind zwei Dinge sicher: 1. daß es in deutschfeindlichem Sinne geschieht. Daraus folgt 2. daß ein deutscher Mann fürs Tageblatt keinen Artikel schreibt, und würde er noch so gut dafür bezahlt: 3. daß ebensowenig ein Christ fürs Tageblatt schreibt. Daraus folgt, daß wir den König weder für einen deutschen Mann, noch für einen Christen halten, vielleicht hält sich der Mann in einer Selbsttäuschung für beides. Was ist denn mehr Antichristentum in Personifikation, wenn nicht das Berliner Tageblatt gegründet zur Wahrung jüdischer Belange? Einen anderen als Tendenzartikel nimmt das Blatt schon



gar nicht auf. Es ist selbstverständlich bestellte Arbeit. Hätte König das Delitzsche Buch zustimmend, wie Konsistorialrat Klein im Türmer besprochen, so hätte das Tageblatt an König das Manuskript wegen Stoffandrang zurückgeschickt.“

Im Jüd. Jugend-B. zu Schweinfurt, 27/12 1922, sprach K. über „Althebräisches Schrifttum als neuestes Waffenlager des Antisemitismus“. Auch Nichtmitglieder erwünscht. — Man kann sich nicht wundern, wenn aus K.'s geharnisstem Auftreten gegen die Völkischen, seine Blutsgenossen weitere Folgerungen zogen.

Dr. Pudor, UA 5/1 1922: „Christlich war auch der Kommunist Marg, dessen Vater schon übergetreten war. Aber Jude bleibt Jude. Und auch Fr. Ed. König, der berühmte Professor der protestantischen Theologie in Bonn ist und bleibt Jude“. — Wir gingen dieser Anregung nach, konnten aber laut Geburtszeugnis aus Reichenbach i. B. — Gebühren M. 1 — nur feststellen, daß Friedrich Eduard K. durchaus ehrenwerter Abstammung, nämlich der Sohn ev.-luther. Eltern, des erst 1903 † Tuchmachermeisters Christian Friedrich K. // und der Johanna Henriette Morgner ist. Christian Friedrichs Vater war auch Sohn eines Tuchmachermeisters, nämlich des Chr. Fried. K. // Johanne Regina Heischkeil. Man darf also Herrn D. König keinen Juden, aber mit vollem Recht einen ausgekochten Judengenossen nennen, wie es oben durch das Zeichen vor seinem Namen angedeutet ward.

König, Isaaß, Privatlehrer, Weltkriegsheld. Über seine Taten berichtet der österreichische Abgeordnete, Professor Dr. Galban: „König, jüdischer Privatlehrer, der als Geschirrwäscher in einer jüdischen Volksküche arbeitete, rückte als Infanterist ein und auf unbekannt Weise bis zum Zugführer vor, um dann legal zum Feldwebel befördert zu werden. Unlänglich der Superarbitrierung hat er sich eigenmächtig die Charge eines Kadett-Feldwebels beigelegt, stellte sich in dieser Eigenschaft beim Landesverteidigungsministerium vor und bat um entsprechende Verwendung; er wurde belehrt, daß er nur für

den Fall der Gefundung eine Verwendung finden und zum Landsturmlieutenant designiert werden könnte. Er verschaffte sich beim Wiener Landsturmbereichskommando ein Diensttauglichkeitszeugnis, wurde zum Landsturmlieutenant designiert und nach neuerlicher Superarbitrierung — Sie sehen, meine Herren, daß er dreimal seinen Gesundheitszustand wechselte — der Zensur in Wien, sodann in Neusandec zugeteilt. Wie Sie sehen, ein gut geeigneter Zensur! In Neusandec ist die Zensurstelle auf seine auffallenden stilistischen und orthographischen Fehler aufmerksam gemacht worden; er wurde verhört und in Haft genommen, seine Beförderung zum Offizier wurde annulliert. Es gelang ihm aber, zu entfliehen, sich auf unbekannt Weise ohne jedwede Legitimation einem nach Graz dirigierten Krankentransport anzuschließen, in dem er sich als Kadett Joseph Neumann ausgab. Er erhielt einen offenen Befehl nach Przemysl auf den Namen Doktor Joseph Neumann. Da ihm Przemysl gefährlich schien, zog er es vor, nach Przemyslansky zu gehen, wo er sich beim Stappenkommando meldete, ohne daß man dort den Unterschied zwischen Przemysl und Przemyslansky beachtet hätte. Dem Stappenkommandanten legte er einen Dienstzettel vor, wonach er diesem Kommando zur Sammlung von Materialien zugeteilt sei; der von ihm gefälschte Dienstzettel, der dem Gerichtsakt beiliegt, strotzte von orthographischen Fehlern, was aber unbeachtet blieb. Man gab ihm sogar sechs Mann zur Verfügung, ohne auch nur zu erheben, wer ihn geschickt habe. Mit diesem Streifkommando durchsuchte er die Gegend nach Vieh, beanstandete dessen Herkunft als russisch, konfiszierte Viehstücke, versteigerte sie öffentlich, was ihm 43 000 Kronen einbrachte, die er nicht verrechnete, und aus denen er drei Monate hindurch den Unterhalt seiner Truppe, um die sich kein Kommando mehr kümmerte, bestritt.

Sodann übersiedelte er nach Gliniany, legte Leutnantsuniform und Dekorationen an und etablierte dort ein selbständiges Stappenstationskommando, in welcher Funktion er sich zum Oberleut-

nant beförderte. Er schaffte eine Amtstafel und Stampiglien an. Das vorge setzte Etappenkommando der 2. Armee (Feldmarschalleutnant v. Schilhawitsch) hat offenbar nicht einmal nachgeforscht, über wessen Befehl diese neue Etappenstelle entstanden war, und auch das in Gliniany befindliche Kavalleriedetachement ließ diese eigenmächtige „Gründung“ unangefochten.

Als die Brandschakungen zu immer größeren Klagen führten, ließ sich der erwähnte General zu einer Visitation herbei, ohne auch aus diesem Anlaß zu erheben, ob in Gliniany überhaupt eine Etappenstation legal bestehe! Die Visitation fiel glänzend aus, die Beschwerdeführer wurden mit Strafen bedroht, und der allein kompetente Chef, ein Feldmarschalleutnant, erklärte, Dr. Neumann sei der „gediegenste“ Offizier seines Etappenbereiches... Um sich gegen doch mögliche Verdächtigungen zu schützen, sagte dieser gediegenste Offizier, daß er eigentlich der 9. Armee angehöre und fragte, ob er zu ihr zurückkehren solle. Es wurde ihm bedeutet, daß er bleiben solle, da er sich so gut bewähre. Dieses „Bewähren“ bestand in einer großartigen Schneidigkeit, in Verhängung von Prügelstrafen usw. Erst ein Zufall machte seinem Treiben ein Ende; ein Intendant schöpfte Verdacht wegen des Vorschusses von 175 000 Kronen, die die Operationskasse König zum Ankauf von Kartoffeln überwiesen hatte, und ein Kadett, der ihn aus Neufandec kannte, hätte ihn entlarvt, so daß Neumann vorzog, zu fliehen, wodurch er dem Gericht verfiel. Aber über sechs Monate war die Bevölkerung diesem Menschen ausgeliefert.“ Wahrheit 5/1 1918.

König△, Heinrich Tillmann, 36, Wiesbaden, 1700 — liebte den Mosaismus so sehr, daß er, trotz des Widerspruchs der Geistlichkeit, den jüdischen Gesetzen folgte.

König, Jakob, Wien, Löwengasse 37 a. Wahrheit 4/4 1914, vor dem Kriege: „Von einem Leser unseres Blattes in Herzberg (Elster) wird uns ein Prospekt der Firma König zugesandt, der dieser Tage mit seiner Adresse bei ihm einging. Dieser Prospekt, der Uhren, Uhretetten und Ringe empfiehlt, ist tschechisch abgefaßt; auch enthält er eine Bestellkarte, die nicht mit der Rückadresse Wien, sondern mit Wieden versehen ist. Herr Jakob König hat also nicht nur die Frechheit, reichsdeutsche Männer in der tschechischen „Weltsprache“ zu harangulieren, sondern verlangt auch von der Post die Kenntnis des widerlichen Rauberworts der verbitterten Deutscheinde.“

König, Ju., Dr., Uß (Mathem.), Polytechnikum, Budapest, 1849 Raab — 13. — 89 Mgl. d. Kgl. Akad. d. Wiss. u. #. Er hatte in seiner Laufbahn wegen Konfession einiges Pech. Als er unter der Ministerpräsidentenschaft des Grafen Szapary als „herbortragende jüdische Persönlichkeit“ für das Magnatenhaus in Aussicht genommen war, mußte Szapary von dieser Ernennung Abstand nehmen, weil König bereits getauft war. Man wollte dann Professor Boeke, ein Vorstandsmitglied der Pester isr. Religionsgemeinde, zum Magnatenhausmitglied ernennen, doch auch dieser war bereits voreilig getauft. Und so erging es auch mit mehreren anderen in Aussicht genommenen „jüdischen Notabilitäten“, deshalb wurde schließlich Oberrabbi Dr. Samuel Kohn zum Mitglied des Magnatenhauses ernannt, JWo. 13, S. 331.

König, Koloman, Wien, Generalkonsul der Republik S. Marino, die ihn 1880 nobilitierte. GG.

König, Sophie, Operettensoubrette des Frankfurter Stadttheaters; vgl. Wd. Rohut's (Sd) ungewollt tomisches Buch: „Größte und berühmteste tsche Soubretten des 19. Jh.'s“.

König, Willibald = Ernst Tepper.

König v. Krabvar, Karl, 1842 Totay — 04 Wien, 00 Kabinettssekretär des österr. Kaisers. Die fabelhafte Laufbahn seines Sohnes Egon, \*78, der in den Ministerien innerhalb von 6 Monaten Rangstufen erlebte, wozu tüchtige Beamten sonst Jahrzehnte brauchen, steht im GG 317.

König, Emanuel, gebor. Kohn, Jurist und Journalist in Budapest. 1914.

Königsberg Pr. BT 17/12 1913: „Das inhumane Vorgehen unserer Behörden gegen die russischen Juden und deren Familien in unseren östlichen Städten ist zwar im Parlament schon verschiedene Male zur Sprache gekommen, aber ohne Erfolg. In R. sind ca. 500 russisch-jüdische Kaufleute ansässig. Wer diese Leute nicht kennt, meint, daß das alles ungebildete, kulturell niedrige Menschen seien, die nur eine Last sind, und keinen Vorteil bringen. Dieses Vorurteil ist unberechtigt. Im allgemeinen — Ausnahmen dürfen nicht zur Verallgemeinerung führen — sind es fleißige, ruhige Leute, die im kaufmännischen Leben guten Ruf genießen und von ihren dtischen Berufsgenossen geachtet werden. Sie bilden in Königsberg, für einzelne, große Handelszweige ein wichtiges Bindeglied im Verkehr mit Rußland. Der Kaufmannsstand könnte sie schwer entbehren.“

Wenn schon diesen Kaufleuten die Niederlassung auf dtischem Boden erschwert wird, so erscheinen diese Maßregeln unmenschlich dort, wo sie sich gegen Frauen und Kinder richten, deren Männer und Väter hier ansässig sind. Und das geschieht sehr häufig mit erbarmungsloser Härte. Es ist moralisch sehr bedenklich, wenn russischen jüdischen Kaufleuten die Erlaubnis zur Nieder-

lassung in R. nur unter der Bedingung erteilt wird, daß sie sich nicht verheiraten, wenn ihnen also das Zölibat aufgezungen wird. Diese Bedingung ist obligatorisch und dauernd, ein Zuwiderhandeln kann die Gefahr sofortiger Ausweisung bringen. Verstößt der „Fremdling“ gegen das Polizeiverbot, so beginnen Verfolgungen und Drangsalierungen, die gewöhnlich damit endigen, daß die Frau gezwungen wird, den Mann zu verlassen und nach Rußland zu wandern, gleichviel, ob sie noch ein Heim und Verwandte dort hat oder nicht. So kommt es vor, daß Ehefrauen kurz vor oder nach ihrer Niederkunft, manchmal noch leidend, gezwungen werden, ohne Frist ihre Häuslichkeit zu verlassen und nach einem Lande auszuwandern, das sie vielleicht gar nicht mehr als Heimat ansehen. Ja, selbst dtische Frauen, deren Eltern gute Dtsche sind, werden von diesem entsetzlichen Schicksal bedroht, sobald sie einen russischen Juden heiraten. Die Härte geht so weit, daß diesen Frauen sogar von der Polizei verboten wird, ihre Ehemänner, ihre Familie zu besuchen. Entsprechend sind die Vorschriften für Kinder vom 8. Lebensjahr an.

Was können die Motive dieser Maßnahmen sein? Droht von diesen Frauen und Kindern dem Dtschen Reich irgendeine Gefahr? Sind sie Anarchisten oder Verbrecher, daß sie eine so schwere Strafe verdient haben? Handelte es sich um Verbrecher, Spione oder politisch Verdächtige, so wäre das Vorgehen zu erklären, aber die Leute, denen man auf diese Weise den Aufenthalt in Dtschland unmöglich machen will, sind ruhige, harmlose Menschen, zum Teil sehr kräftige Steuerzahler. (!)

Wenn man sich an maßgebenden Stellen nicht entschließen kann, in diesen Dingen mehr Menschlichkeit und Milde walten zu lassen, so wäre es angebracht, daß die Öffentlichkeit sich mit der Gelegenheit befaßt, um schutzlosen Mitmenschen zu einer Erleichterung ihres Schicksals zu verhelfen.“

1913, bei der 100jährigen Gedenkfeier der Provinz Ostpreußen festredete in der Krönungsstadt Stadtschulrat Dr. Stettiner, die Veteranenspende nahm

entgegen: Magistratsrat Ausländer. Als Ehrenbürger beteiligten sich Stadtrat Ludwig Leo und GN Dr. Walter Simon. Es haben u. a. Auszeichnungen erhalten: Den Roten Adlerorden III. mit der Schleife: RN Beer in Königsberg; GN Prof. Dr. Simon in R.; GN Sternberg, Oberlandesgerichtsrat in R. — Den Roten Adlerorden IV.: Baehr, RA, JM in R.; Guttmann, Stadtrat, Apothekenbesitzer; Jacobson, Oberlandesgerichtsrat; Lachmanski, Rfm., alle ebenda; Lion, Stadtrat, Allenstein; Meier, Jwan, Stadtrat in R.; UP Dr. Peiser und Dr. Samter, Prof., ebenda; Simon, Stadtrat in Allenstein; Dr. Stettiner, Prof. in R.; Sachs, Landgerichtspräsident in Braunsberg. Den Kronenorden IV.: Löwenstein, Lehrer a. D. in Heilsberg; Stern, Louis, Prokurist in Königsberg. — Justizrat Eduard Holz ist Vorsteher der Synagogengemeinde.

Über die zahlreichen Tausen „angesehener“ Juden in der 1. Hälfte des 19. jh.'s, s. „Judenchristentum“.

1914: I. Recht und Verwaltung: Adamsohn, L., Stadtrat, Bord. Vorstadt 21/22, C ); Arnheim, R., JM u. R, Brobbantenstr. 13, C ) §; Aron, Ernst, RA; Askhanash, Dav., RA, Kneiph. Langgasse 30/32, C; Berent, S., Dr., RA, Steindamm 135, C ); Bernstein, Mag., Reg.-Baumstr., Steindamm 9, C; Bogusch, Paul, RA, Kneiph. Langgasse 37, C ) §; Caspary, M., RA; Cohn, Georg, RA; Cohn, Leo, RA; Cohn, Benoit, RA b. D.-L.-Gericht; Cohn, Rob., RA b. D.-L.-Gericht; Cohn-Dassar, Dr., Prof., Stadtrat, Hohenzollernstr. 5, C ) §; Anti; Fieberg, Carl, RA; Guttmann, Stadtrat, §; Haase, Hugo, RA; Heimann, Stanislaw, Ger.-Ref., Koonstr. 13, C; Hüller, Curt, RA; Hirsch, Oskar, RA, Kneiph. Langgasse 26, C §; Holz, Ed., JM u. R, Kneiph. Langgasse 33, C ) §; Hurwich, Paul, Dr., RA, §; Jacobi, Jul., RA; Jacoby, Siegf., RA; Jacoby, Paul, RA; Kahane, Mag., Dr., RA, Bord. Vorstadt 53, C ) §; Kronheim, Siegfert, Rechtskand., Kreuzstr. 33/34, C; Lapp, Bernh., RA; Nichtenstein, Dr., JM u. R, C ) § 1895 — C ); Lipmann, L., RA; Magnus, M., RA u. R; Magnus, Frau Stadtrat, §; Meyerowit, Artb., RA b. D.-L.-Gericht; Meyerowit, Mart., RA b. D.-L.-Gericht; Motulsky, Leo, RA; Pica, Mag., RA; Rau, Adolf, JM, Junkerstr. 12, C ); Sebbu, Jul., RA; Seelig, Felix, Dr., JM u. R, Kneiph. Langgasse 15, C ) § 1895 — C ); Seelmann, Stephan, RA b. D.-L.-Gericht; Stein, Felix, RA, Franzstr. 27, C; Striemer, Alb., RA und Frau, §; Bogelstein, Theod., Dr. d. Staatswissensch., Kirckstr. 8, C; Wisatyniecki, Sbig, RA, Kneiph. Langgasse 57, C §; Wisatyniecki, Jul., RA; Wolff, L., AG-Sekretär, Hinter-Tragheim 65, C.

II. Medizin: Urnsdorf, Afr., Tierarzt, Kaiserstraße 32 II., C; Askhanash, Dagobert, Dr.; Askhanash, Willy, Dr.; Askhanash, Sellh, Dr. (Innere); Butofjer, Dr., Podstr. 13, C ) §; Cohn, Erich, Dr. (Bahn); Cohn, Georg, Dr.; Cohn, Rud., Prof.; Cohn, Sally, Dr. (Augen); Cohn, Th., Privatdozent; Ellaschew, Leo, Dr.; Falkenheim, S., Dr., Prof. (Kinder), Bergplatz 16, C ) §; Fischer, Dr., Steindamm 58, C ) §; Freudenheim-Deutschländer, Jda, Dr. (Bahn); Frohmann, Ju., Dr.; Garfein, Marie (Bahn);

Gerber, Paul, Dr.; Goldstein, Kurt, Dr., Ud; Gottschalk, Wfr., Dr.; Hirsch II, Dr., SA, Fließstr. 10, C ); Hirsch, J., Dr.; Hoppe, Dr., Nord. Hofgarten 33, C ) §; Jacobi, S., Dr.; Jaffe, Max, Dr., Prof., SMA, Paradeplatz 12 II, C; Jekner, Sam., Dr., Steindamm 152, C ); Josephson, Dr. (Haut); Kafemann, R., Uß; Kellermann, Moses, Dr. (Augen), Butterberg 5, C; Klewe, Leo, Dr.; Lasar, Dr. O 1874 —; Lasar, Hugo, Dr.; Lebh, R., Dr. chir. dent. (Zahn), Junkerstr. 5, C; Lewin, S., Dr. (Zahn); Lichtheim, L., Dr., Prof.; Lissauer, Max, Dr.; Löwenthal, A., Dr.; Moses, Harry (Chirurg); Neumann, Max I u. II, Dr.; Pelz, Arth., Dr., § Antt; Pid, Louis, Dr. (Augen); Pinette, Leo, Dr.; Pinner, Oskar, Dr.; Pollnow, Leo, Dr. (Augen), O 1908 — §; Poseiner, Carl, Dr. (Zahn); Samelsohn, Jul., Dr. (Zahn); Samter, D., Dr. (Chirurg), Uß; Samuelfohn, R., Dr., SA, Hintere Vorstadt 25, O 1895 — C ) §; Schereschewsky, M., Dr.; Schleh, S., Dr.; Schreiber, Jul., Dr., Prof., Mitteltraghelm 33, C ) §; Seelig, Alb., Dr., Prof.; Seelig, Leop., SA, Aneiph. Langgasse 37, C; Simon, Max, Dr.; Simon Max, Dr. (Frauen); Simon, Walter, Dr. (Chirurg); Stein, Walter, Dr.; Stern, Hans, Dr.; Stern, Siegfr., Dr.; Taubmann, Herm., Dr.; Taubmann, Willy, Dr.; Theodor, Emil, Dr. (Zahn); Theodor, F., Dr.; Treitel, Th. (Augen); Weißbren, Willy, Dr. (Augen); Winter, G., Dr., Prof. (Frauen); Wolfheim, Hans, Dr.; Wolfheim, Paul, Dr.

III. Sonstige Wissenschaften: Cohn, S., Dr., O 1875 —; Cohn, Rud., Dr., Prof., Nord. Vorstadt, C ) §; Cohn, Frau Prof., §; Cohn, Theod., Dr., ) §; Ellinger, Alex., Dr., Prof., C ) §; Friedländer, Dr., O 1874 —; Guttmann, Georg, Apotheker, Fließstr. 20, C ); Herzberg, Dr., Chfredakteur, Münchenshofgasse 2, C ); Jacobi-Elbing, Dr., O 1874 —; Josephsohn, Dr., §; Lepehne, Gust., Apothek., Oberlat 21, C; Meyerowiz, Jul., Apothek., Hint. Vorstadt 50, C; Rosenstock, Dr., O 1875 —; Rosenthal, Max, Apothek., O 1908 — §; Schereschewski, M., Dr., §; Salomon, Eugen, Apothek., Fließstr. 24/25, C; Samuelfohn, Dr., O 1870 —; Samuelfohn, Dr., O 1886 —; Stein, Walter, Dr., ) §.

IV. Bank, Handel und Industrie: Aron, Lud., Juwelier, Junkerstr. 6, C ); Berendt, Leo, Dir., Kantstr. 12, C; Cohn, Clara, Frau RA, ); Karnowski, Z., Wfr., O 1869 —; Lasar, RA, O 1875 —; Lasar, Leo, Dr., Konful, Börsestr. 1 b, C ) §; Marsop, Norddeutsche Kreditanstalt, C ); Marx, Herm., Bank-Dir., Gr. Schloßteichstr. 4, O 1906 — C ) §; Marx, George, Bank-Dir., Weidendamm 22, C ) §; Mintowski, Max, Konful, ) §; Perlis, J., Bank-Dir., ) § WB; Rabbinowiz, Saul, M., Börsenmakler, Schleusenstr. 3 d, C; Reichmann, Adolf, Bank-Dir., C ) §; Simon, Moriz, RA, O 1874 —; Sturmman, Herm., Juwelier, Königsstr. 49, C; Winter, S., Fabrik., Bülowstr. 50; Wohlgemuth, Dir. d. Königsb. Straßenbahn, Mittelhusen, C.

Königsberg, jiddischer Dichter, „durch Sonette bekannt“, Lit. Echo 1919, 17.

Königsberg, Alfred, Dr. jur., 1829 Brünn — 95 Wien; R: R. Fr. Pr., Wien. B: Dtsche Kämpfe, Schsp.; Sekretär des Generals von Tauenzien (Vsp. aus Lessings Leben), 66. R. widmete Hebbel seinen „Manlius“. R; RA 11.

Königsberg, Ju., Literat, Plagiator. B: Giftbaum. Zaktiges Original-Lustspiel, 1880 — der Titel knüpfte an das geflügelte Wort des Preussischen Ministers Mahbach, der im Abgeordnetenhaus die Börse mit einem „Giftbaum“ verglichen hatte — wohl im Anschluß an Meherbeers Afrikanerin, die unter einem giftige Dünste aushauchenden Tropenbaum ihr Leben verhaucht.

„Haut ihn, haut ihn! Klang es uns beim Betreten des Theaters von der

Bühne aus dem Munde eines alten knorrigen Invaliden entgegen, und ein junger, etwas jüdisch aussehender Mann suchte eiligst das Weite. Es war die effektvolle Schlußszene des ersten Akts. Im Stil dieser Szene ist das ganze erbauliche Stück gehalten. Besagter junger Mann macht später bei einem adligen Fräulein eine Antrittsvisite. Er erscheint mit einem riesigen Bouquet und stellt sich mit den Worten vor: Sie bezeichnen, mein Name ist Levinsohn.“ — „O bitte, das macht nichts!“ erwidert ihm das Fräulein mit graziösem Lächeln. Der Vater dieses jungen Levinsohn ist eine alte „Giftbaumpflanze“, der bekannte hartherzige Wucherer. Sein Sohn soll um jeden Preis die Tochter eines pensionierten Obersten heiraten, den er vollständig in seinen Händen hat. Levinsohn junior ist aber gar nicht geneigt, auf den Wunsch seines Papas einzugehen, denn er möchte lieber die Erwählte seines Herzens, Rosa Rosettenstein, heiraten. Nebenbei ist dieser junge Mann sehr großmütig, ein wahres Prachteremplar von Edelsinn. Ein Prämienlos, auf welches der Gewinn von 100 000 Talern gefallen ist, sucht er noch schnell dem adligen Fräulein in die Hände zu spielen, natürlich nur um ihren Vater aus seiner schrecklichen Lage zu erretten, und ihre Verheiratung mit einem armen Offizier zu ermöglichen. Der noble Offizier heiratet das arme, aber adlige Fräulein. Levinsohn junior wird von seinem Vater für „meschugge“ erklärt, behält sein Prämienlos und wird Rosa Rosettenstein heiraten.“

„Als wir diese jüdisch-„geistreiche“ Kritik lasen“, schreibt der indirekt an dem Stück beteiligte Glagau (RA 14), wußten wir sofort, daß das „Original-Lustspiel“ „Der Giftbaum“ nichts weiter ist als eine Verstümmelung der „Aktien, Historisches Schauspiel aus der allerjüngsten Vergangenheit in 5 Akten von Otto Glagau.“ Dieses Stück, welches den Börsen- und Gründungsschwindel vorführt, wurde 73, nach dem „Großen Krach“, geschrieben, erschien 77 im Buchhandel, und wurde im Laufe des Jahres 78 zu Berlin und an andern Orten aufgeführt. Aus dem jüdischen Bankier Tugendhold der „Aktien“, der den Guts-

besitzer von Gleinen zum Börsenspiel verführt und so ruiniert, hat Königsberg einen Wucherer gemacht. Der junge Tugendhold, mit Vornamen Jakob — „Jacques, wollt' ich sagen“ — soll nach dem Willen seines Erzeugers Louise von Gleinen heiraten, auch dann noch, als deren Vater bereits ausgeplündert ist, aber letzterer weist den Antrag des alten Tugendhold mit Geringschätzung zurück. Louise von Gleinen war vor der Katastrophe so gut wie verlobt mit dem Sohne des Majors a. D. von Knorr, der in dem „Giftbaum“ des Königsberg eben der „knorrige Invalide“ ist. Jakob Tugendhold mag das verarmte Edelräulein gar nicht; obgleich er nach Wunsch des Vaters sich im „Adligen Club“ bewegt, nur mit „Baronen und Grafen“ verkehrt, die „noblen Passionen“ erlernt und sich „zum Kavaliere ausbildet“, jobbert er doch heimlich an der Börse, ist er so praktisch, für Lea Lilienthal, „Tochter des reichen Lilienthal aus der Victoriastraße“, zu schwärmen, die der alte Tugendhold verächtlich „eine altbadene Judenmamsell“ nennt. In ihrer Not verkauft Louise von Gleinen an den jungen Tugendhold ein Prämienlos, ohne zu wissen, daß darauf bereits der Hauptgewinn von 200 000 Talern gefallen ist. Jakob hat die moralische wie die gesetzliche Pflicht, das Los zurückzuliefern, und nach schweren innern Kämpfen tut er also. Diese Handlungsweise erklärt der alte Tugendhold für „menschugge“, und wie man sieht, erscheint sie auch dem „Börsen-Courier“ der Gebrüder Davidsohn so ungeheuerlich, daß er den jungen Jakob „ein wahres Prachtexemplar von Edelsinn“ heißt. Der geniale Verfasser des „Original-Lustspiels“ aber, Königsberg, hat alles gestohlen, nicht nur die Handlung und die Charaktere der „Aktien“, nicht nur das Prämienlos, sondern sogar den Blumenstrauß, den Major von Knorr im Namen seines Sohnes dem Fräulein von Gleinen verehrt, während der jüdische Ballhorn ihn durch den jungen Jakob überreichen läßt. — Da soll einer sagen, was 'ne Sache ist!

Die Glogausche „Aktien“ sind dem „Börsen-Courier“ der Gebrüder Davidsohn wohlbekannt; er hat seinerzeit die

Buchausgabe wie die Aufführung des Stückes besprochen; selbstverständlich mit dem Ausdruck der Gefühle, die, gegenüber einem solchen Thema, das Jobberblatt beseelen müssen. Auch die plagiarische Verstümmelung der „Aktien“ als „Giftbaum“ flößt dem „Börsen-Courier“ noch Angst und Sorge ein. Er schreibt: „Da das Stück vor sehr zahlreichen Stühlen, einigen Logenschließern und Billetteuren gespielt wurde, und einzelne hier und da verirrte Zuschauer sich durch Weißbiertrinken und starken Konsum von Butterstullen neben dem künstlerischen auch einen materiellen Genuß zu verschaffen wußten, so werden hoffentlich weiter keine schlimme Folgen dieses Lustspiel-Giftbaums zu beklagen sein.“ Soviel wir wissen, war der „Börsen-Courier“ das einzige Blatt, das den „Giftbaum“ überhaupt besprach. Die „liberale“ Presse ist vorsichtig genug, an dergleichen Dingen, die nur ihre Existenz untergraben können, gar nicht zu rühren; und die konservative Presse, im großen und ganzen eigener Gedankenbar und von einer wunderbaren Borniertheit, ist in allen Punkten ihre getreue Nachtreterin. Dessen ungeachtet wurde der „Giftbaum“ des Königsberg am „Variété-Theater“ wohl ein dutzendmal aufgeführt. Selbst in dieser erbärmlichen jüdischen Verstümmelung behauptete der Stoff noch seine Anziehungskraft.

Das Glogausche Schauspiel „Aktien“ hat eine lange und interessante Geschichte hinter sich: Aus Furcht vor der alles beherrschenden und alles in Abhängigkeit haltenden Judenthümlichkeit, wagte bisher kein größeres Theater das Stück aufzuführen. Verschiedene Theaterleiter erklärten ganz offen: die Aufführung würde ihren Ruin bedeuten. Einem Berliner Theaterdirektor wurde von Freunden des Stückes eine bestimmte Einnahme pro Abend garantiert; aber auch er fand nicht den nötigen Mut. Unter den größten Schwierigkeiten und Hindernissen — auch die Polizei versagte zunächst die Erlaubnis — fand sich endlich eine Schauspielergesellschaft, die das Stück in Berlin aufführte. Obwohl die Vorstellungen nacheinander in zwei ganz obskuren Lokalen stattfanden, er-

schien dennoch die Elite der Gesellschaft; obwohl die Schauspieler fast sämtlich unter aller Kanone waren, spendete das Publikum doch rauschenden Beifall, und dieser steigerte sich von Szene zu Szene. Das erste Lokal war zu entlegen, das zweite war nur an zwei Tagen in der Woche zu haben, und so liefen nach einer Reihe von Vorstellungen die Schauspieler auseinander. Auch außerhalb Berlin, in verschiedenen Mittelstädten, brachten Wandertruppen das Schauspiel zur Aufführung, und überall mit durchschlagendem Erfolg. Hätten die „Aktien“ ihren Lauf über Deutschlands Bühnen genommen, sie hätten, gegenüber dem Börsenschwindel, der Revolverpresse und der Judenfrage, eine unendlich größere Wirkung geübt, als alle sozialpolitischen Schriften Glagaus zusammen genommen. Indes kommt auch sicher für dieses Schauspiel noch die Zeit. . . .“

Diesen dankbaren Vorgängen entspricht etwa das, was man sich draußen vom schmarozenden Kuckuck erzählt, der andere Vögel um Heim und Bett statt bringt. Um die Unverschämtheit und das Verbrechen des Königsbergs, das gerichtlich gar nicht verfolgt worden zu sein scheint, auch rassenpsychologisch klarzustellen, schnitt er Glagaus wirksames Stück „Aktien“ mit dem für die Juden bedenklichen Stoff unbedenklich zu, rettete durch die Verstümmelung seine Klasse, verdiente Geld und hatte ferner etwaigen späteren Aufführungen des Urbildes der „Aktien“ durch seine Nachahmung vor der Öffentlichkeit den Reiz der Neuheit und die Sahne abgeschöpft, also die stark aktuellen Wirkungen des Werkes in Frage gestellt.

**Königsberger**, Seidenfabrikant, Sozialdem., Rheydt. „Soziale Frage ist Judenfrage“, Rede des Liebermann v. Sonnenberg 9/3 1884 zu Bochum: „In Krefeld und Umgegend sind große Seidenfabriken. In dem Städtchen Rheydt hat eine Judenfirma, Königsberger, eine solche. Dort wurde vor einiger Zeit folgender Betrug an den Arbeitern verübt. Die Seidenweber pflegen zu Hause zu arbeiten und liefern die Seide in Stücken ab. Diese Stücke werden auf Lege-Eisfen, die eine bestimmte Länge haben, gemessen, und der Lohn wird nach Anzahl der Lagen bezahlt. Da kam es eines Tages einem neuen Weber, der anderswo schon gearbeitet hatte, wunderbar vor, daß er doch jetzt in der gleichen Arbeitszeit nicht mehr so viel schaffen könne als bisher. Er mißt den Lege-Eisfen nach und es stellt sich heraus, daß er 4 Zentimeter länger ist, als üblich. Diese 4 Zentimeter von jeder Lage wurden jahrelang den Arbeitern nicht bezahlt und das macht bei Seide sehr viel aus. In gleichartiger Weise werden in allen Geschäftszweigen solche jüd. Manipulationen gemacht.

Jener Firma ist die Sache übrigens schlecht bekommen. Sie hat einer großen Anzahl von Arbeitern — etwa 100 an der Zahl — die Lohnbeträge, um die sie dieselben betrogen, herauszahlen müssen und die Chefs sind außerdem auch zu erheblichen Gefängnisstrafen verurteilt worden. — Ja, der saure Schweiß der Arbeiter wird von den Juden allenthalben benutzt, um mühelos reich zu werden. (Bravo!)“ —

**Königsberger** Allg. Z. hat zwar nichtjüdische Redaktöre, wird aber, da die meisten Aktien in Judenhänden sind, in fremdem Geiste geleitet. Sie ist durch ihre Inserate das einflussreichste Blatt der Provinz, (50 000 Auflage), nationalliberal, bringt sonntägliche „Berliner Plauderbriefe von H. K.“ (Alfred Kerr) und hat bedeutend mehr Einfluß als die „Hartung'sche Z.“ 1914.

**Königsberger**, Dr. jur., RA, Vorsitz der Ortsgruppe der Freisinnigen, Mülheim a. d. R. — „Mülheimer Zeitung“ 13/10 1913: „Protest zum „Aktienmord“-Prozeß. Sehr geehrter Herr Redakteur! Wie ich aus Ihrer Zeitung ersehe, berichten Sie über den Beilis-Prozeß (Sd) in Rußland. Ich bitte Sie sehr ergebenst, folgendem Protest Raum zu geben: Das Blutmärchen. Die Kotten der schwarzen Hundert, Messerhelden und Hexbanditen haben aus dem alten Arsenal böbsinniger mittelalterlicher Schauermärchen, Kehlerverbrennungen und des ganzen Hokuspokus, durch den das finstere Mittelalter dem Hohne aller Zeiten verfallen ist, jene Waffen gegen die Juden zum Kampfe hervorgeholt, die das niedrigste Bild einer verwilderten Phantastie darstellt: die Blutläge. Man könnte an ein Phantom denken. Es kam anfangs so unglaublich und läppisch vor, es schien so unwahrscheinlich, daß der Menschengestalt heutzutage sich mit diesem Spul ernstlich befassen würde. Nun hat sich dieser Haufen von Unmöglichkeiten zur vollendeten Tatsache der Anstrengung eines Prozesses verdichtet. Ein ganzes Volk wird in Atem gehalten, in drückender, spannender Erwartung einer Gerichtsverhandlung wegen eines rituellen Mordes, der durch eine Bekettung von Sägen und Klatsch dem Juden Beilis zugeschrieben wird. Bekanntlich fehlt für die Anklage jeder Anhalt. Daß wir diesem Bestialismus, der durch die Verbreitung wilder Anklagen seine Orgien gegen uns feiert, etwa apologetisch entgegenzutreten, dieser Gedanke allein genügt, uns die Schamröte ins Gesicht zu treiben. Unsere ganze Bornesglut lodert auf, und der bedrückten Brust entringt sich ein gewaltiger Aufschrei der in uns beleidigten Menschheit. Wir weichen voll Ekel und Entsetzen vor dieser abgrundtiefen Niedertracht zurück. Alles, was Zivilisation und Kultur besitzt in ganz Europa, empört sich gegen die Ungeheuerlichkeit dieser Beschuldigung, die von Gerichten, Herrschern, Päpsten seit Jahrhunderten und immer wieder als grundlos und verleumderisch erklärt worden ist. Die klaren Geschworenen werden hoffentlich die Stimme der Wahrheit hören; aber nichts kann uns über die fürchterliche Tatsache hinweghelfen, daß ein solcher Prozeß möglich ist.“ — Bgl. DfBl 29/10 1913.

**Königsberger**, Landschaftsmaler. B: An der Amper. Münchener Glaspalast 1920 (BB 26/8).

**Königsberger**, Ltnt., verjagte in München 9/11 1918 den König Ludwig von Wittelsbach.

**Königsberger**, B., Journalist, 19. Jh. — Ko.

**Königsberger**, Johann, Dr., (Physik), Freiburg i. B., erhielt 1913 (DfZ 3/5) aus der mathematisch-naturwissenschaftlichen Klasse der Heidelberger Akademie der Wissenschaften 800 M. für seine Untersuchungen über Kanalstrahlen und Lichtemission.

**Königsberger**, Leo, Dr., GM, Uß (Math.), \*1837 Posen. 73 O Sophie Kappel. 64 Prof. Dr. h. c. (Kristantia), Lehrer am Kadettenkorps, Berlin. 66 Uß Greifswald. 69—75 und seit 84 in Heidelberg, wo er MgI. und Sekretär der math.-naturwiss. Kl. d. Akad. d. Wiss., korresp. MgI., Inhaber der silbernen Plakette der Berl. Akad. d. Wiss. wurde. EhrenmgI. d. physik.-med. Societät Erlangen und der Münchener Literarisch-philosophischen Society, und korresp. MgI. d. Akad. d. Wiss., München. B: C. G. J. ▼Jacobi.

**Königsberger, Leopold**, Reithstr. 2, Berlin. UR: Norddtische Trikotweberei. 1914.

**Königsdorff**△, Eberhard Graf v., \*1865, Berlin, Sächsischer Str. 67. — O: 1. 98 in Dresden mit Bertha Pfund, \* das. 78; gerichtlich geschieden 10/2 05. 2. 07 in Budapest mit Elfa Maria, katholische T. des Dr. Theodor ▼ Hertha (fd) // Modern. SA.

**Königssee**, Gottlob Christian Friedrich — so wurde ein Benjamin Abraham nach seiner # in Königsee 1783 genannt. — Bgl. v. Ketelholdt, Aus dem Pfarrerleben, Rudolstadt, 1927.

**Königshütte**, 1914. Prozentfuß der jüd. Bevölkerung 12,4%.

I. Recht und Verwaltung: Baum, Ger.-Assessor; Berger, JN, ) §; Borchardt, Amtsrichter; Goldstein, Uth., Stadtrat, ) ; Grünbaum, Amtsrichter; Grünfeld, Dr., Beuthen, ) ; Klosterlich, Dr., RA, C ) §; Lachmann, RA, ) ; Maß, RA; Peltasohn, Amtsrichter; Romann, RA; Schäfer, Dr., RA, O 1909 —.

II. Medizin: Boronow, Dr., O 1870 —; Cohn, Arth., Dr., Städt. Krankenhaus, C; Goldschmidt, Alf., Dr., Kaiserstr. 26, C; Kaiser, Salo, Dr., C, ) § 28; Lewy, Dr., O 1909 —; Schottländer, Ferd., Dr., C; Steinhardt, Dr., ) § 28; Wittner, Dr., O 1909 —.

III. Sonstige Wissenschaften: Baumann, Apotheker, ) ; Gaerte, Dr., O 1870 —; Görte, Dr., O 1882 —; Rosenbaum, Apotheker, O 1909 —; Sachs, Ernst, Apotheker, ) ; Weissenberg, Sally, Apotheker, C.

IV. Bank, Handel und Industrie: Brod, Lud., Kürschnerstr., C ) ; Ernst, David, Eisenhdlg., C ) ; Heymann, S., Rfm., C ) , 28; Koenigsfeld, S., Rfm., ) ; Liebrecht, Prokurist, ) ; Preuß, Gastwirt, C ) ; Tauber, M., Rfm., ) 28; Wolff, J., Gasthausbesitzer, ) .

**Königsmard**△, Günther Graf v., SA; \*1873, pr. Leutnant a. D., unermüdlicher „Kaller“ (fd), denn er war in jüngeren Jahren schon 2mal verheiratet und heiratete 07 zu Berlin in 3. Ehe, die allerdings schon nach 4 Monaten geschieden ward, die geschiedene Ehefrau Steffens△, geb. ▼ Ludmann aus Frankfurt a. d. D.; dann in London in einer nach 14 Monaten geschiedenen Ehe die Witwe des ▼ Rippmann, die vorher von △ Wedekind geschieden, eine geb. ▼ Hahn aus Berlin vorstellte; in 5. Ehe die „Wienerin“ Olga ▼ Bernstein, die mit dem Graubenger Spediteur Schimmelfennig viel Geld zu erwerben hatte, endlich in 6. und vorläufig letzter Ehe die Betrügerin Alice ▼ Kohl, von der die Wahrheit 22/9 17 berichtete:

„Diesmal ist dieser ehrenwerten Dame Name recht deutlich vor dem Berliner Gewerbegericht gefallen. Eine „Gräfin Königsmard“ hatte 2 Dienstmädchen zu einer finanziellen „Schlebung“ verleitet. Außerdem stellte sich heraus, daß die Gräfin ihre Freundin, Pensionsbesitzerin Helene K., um all ihr Hab und Gut gebracht hatte. Gerichtsbericht: „Als die Beklagte (die Helene K.) Ende Juli durch Intrigen in den Verdacht des Betruges geriet und in Untersuchungshaft genommen wurde, habe die Gräfin K. ohne weiteres von dem Eigentum der Beklagten Besitz ergriffen und das Pensionat nebst Inventar an sich gerissen. Als die Beklagte, nachdem sich ihre Unschuld herausgestellt hatte, aus der Untersuchungshaft entlassen wurde, habe sie bettelarm dagestanden. Durch die Machenschaften der Gräfin will sie um all ihr Hab und Gut gekommen sein. Es fehlten 3000 M. bares Geld, ihre sämtlichen Schmuckstücke und ihre Wäsche. Aus ihrem wertvollen Koffer war das Monogramm herausgetragt, ihre Kleider waren zerschneiden und bereits an die Dienstmädchen verteilt. Das Gewerbegericht beschloß, der Klage der Zimmermädchen noch nicht stattzugeben, sondern das Verfahren bis zur Entscheidung des gegen die Gräfin K. und die Zimmermädchen schwebenden Strafverfahrens auszusetzen. Gräfin K. mußte, da sie in der Verhandlung die Mädchen in ihren Angaben zu beeinflussen suchte, wegen ihres unangemessenen Auftretens vom Vorsitzenden aus dem Gerichtssaal gewiesen werden.“

\*. **Königstein**, Hans, Dr., Ud (Haut und Harn), Wien, führte in derloge zu Graz 1928 (Michel 6/6) „fein-durchdacht“ aus: „Es ist der jüdische Geist, der sich den

jüdischen Körper baut! Mehr als das, was man gewöhnlich als typische Außenmerkmale des Juden ansieht (die jüdische Nase usw.), bedeutet der Ausdruck, den jüdische Intelligenz, jüdisches Gemüt im Körperlichen finden!“

**Königstein**, J., \*1841 Teschen. R: JN. B. Extrabl. Wien. No; Kll 11.

**Königstein**, Leopold, JG, Dr. med. (Augen), U# , Wien. \*1850 Bisenz (Mähren). —

**Königstein**, S., Präsident des Vereins für Post-, Telephon- und Verkehrsinteressen, Wien. R: Wiener Extrablatt. — T: Opernsängerin Henny Kemel, O Bernauer, Dir: Berliner Theater, †1913.

**Königswarter**, Familie aus Königswarte bei Tachau in Böhmen. Um die Mitte des 18. jh.'s wanderte **Jonas Hirsch R.** nach Fürth B., gründete ein Geschäft, O Charlotte Oppenheim, und hinterließ 1805 seinen 5 Söhnen ein mächtiges Vermögen, womit diese, wie die **Nothschild**s, Banken in Frankfurt a. M., Wien, Amsterdam und Hamburg gründeten. Wie die j. Kasse im Ultratum zu besserer Ausbeutung der Römer, Griechen und des Orients nach den Weltplätzen, Rom, Athen, Alexandria, usw., strebte, ohne dabei je unter sich den engsten Zusammenhang zu verlieren — haben auch j. Geldfamilien der neueren Zeit in einer Art künstlicher Diaspora ihre fähigsten Mitglieder auf die Hauptstädte Europas verteilt und dabei doch die Einheitlichkeit ihres Geschäftszweiges gewahrt, ja die Gewinnmöglichkeiten noch ungemessen vergrößert. Ohne uns nun um die Zusammenhänge zu kümmern, geben wir in Folgendem alphabetisch einzelne Nummern der Familie.

1. **Jonas R.**, 1807 Fürth †71 Wien. C: Markus R. // Jeanette Wertheimer. Er spekulierte, laut JG, schon als Schuljunge mit 20 Dukatens und gewann 10 000 Gulden, wurde Dir. der Österr. Nationalbank, der Österr. Creditgesellschaft, der Kaiser-Ferdinand-Nordbahn, der Südnorddeutschen Verbindungsbahn und der böhm. Westbahn. 70 erhielt er den Orden der Eisernen Krone und erbliche Nobilitierung. O Josefina, T. seines Onkels Moriz Königswarter.

Kaiserling setzt dem **Jonas R.** folgendes Denkmal: „Ein Mann von scharfem Geiste und sprühendem Verstande, wegen Verdienste um den Staat und das öffentliche Wohl in den österreichischen Freiherrnstand erhoben. Er hing dem Glauben seiner Väter mit inniger Überzeugung an und befolgte in streng kon-

servativer Weise die Satzungen des Judentums. Er spendete immer mit vollen Händen; förderte Kunst und Wissenschaft, bestimmte ein namhaftes Stipendium für jüdische Theologen, rief eine große Armenstiftung für verschämte Arme der Stadt Wien ins Leben und erbaute auf eigene Kosten das [▼! Sig.] Blinden-Institut auf der hohen Warte bei Wien zur Ehre seines Namens und zum Heile für die spätesten Geschlechter.“

„Jeder Schnorrer, der sich ein paar lumpige Millionen zusammengegauert, nennt sich heutzutage gleich ein Millionär“, sagte dieser Königswarter.

Zum Andenken an Jonas errichtete gleich nach seinem Tode sein Sohn Moriz Freiherr v. Königswarter viele bedeutende Stiftungen meist zu wohltätigen Zwecken; auch der Wiener Schriftsteller = B. „Concordia“ erhielt 5000 Gulden in Papierrente und die Schillerstiftung 2000 Gulden“, De 7, 135.

2. Louis Jean K., französischer Nationalökonom. 1814 Amsterdam — 78 Paris. Korrespond. Mgl. der Acad. des sciences morales et politiques. Er schrieb über außereheliche Kinder, über die Entwicklung der menschlichen Gesellschaft und stiftete den „Rix Königswarter“, der alle 3 Jahre (1500 Fr.) für die beste Arbeit über Rechtsgeschichte vergeben wird. JG.

3. Maximilien K., Baron von. 1817 Amsterdam, †78 Paris; französischer Bankhändler und Politiker; Anhänger Napoleons III., in dessen Interesse er eine Zeitung gründete; 51—63 Abgeordneter des Seine-Departements, Mgl. des Pariser Stadtrats, Offizier der Ehrenlegion. JG.

4. Moriz, von K., österr. Bankhändler, 1837—93 Wien. G: Jonas K. Inhaber des Franz-Joseph-Ordens; Dir: zahlreiche Eisenbahn- und Finanzinstitute; Generalkonsul für Dänemark. — Beim Börsenkrach 73 erhielt er das Kreuz des Franz-Joseph-Ordens. 79 lebenslängliches Herrenhausmitglied. Er zählte zu den Liberalen und versäumte keine Gelegenheit, „für seine Glaubensbrüder“ zu sprechen. 84 redete er im niederösterr. Landtag gegen die „Germania irredenta“. Sein Vermö-

gen legte er in Ländereien in Böhmen, Mähren und Ungarn an; einen großen Teil ließ er der Wohlfahrt zukommen, so gründete er z. B. die isr. theol. Lehranstalt in Wien. „Er war sehr konservativ in religiösen Dingen, und die Zeremonien bei Tische wurden in all seinen Residenzen streng eingehalten, obgleich oft die höchste Aristokratie und hervorragendste Würdenträger der Kirche seine Gäste waren“, JG.

Die Münch. N. Nachr. meldeten 5/1 1895, daß sich sein Sohn Hermann hätte taufen lassen. Der Bischof von Großwardein, Kardinal Schlauch, nahm persönlich die Taufe des Barons, der Frau und des kleinen Sohnes vor. Der Entschluß hat aus dem Grunde Aufsehen erregt, weil sowohl sein Großvater Jonas als auch sein Vater Moriz mit inniger Frömmigkeit dem Glauben ihrer Väter anhängen. Der Wechsel des Barons ist aber insofern von Interesse, als infolge testamentarischer Bestimmung des Barons Moriz K. eine Million Gulden für wohltätige Zwecke verfügbar geworden ist. Baron Moriz, der einen Wechsel seiner Söhne für ganz unmöglich hielt, hatte verfügt, daß, wenn einer seiner Enkel sich taufen ließe, aus dem hinterlassenen Vermögen eine Million Gulden wohltätigen Zwecken zugewendet werden sollte. Nun ist der Enkel, der Sohn des Barons Hermann, von diesem der katholischen Kirche zugeführt, und die verschiedenen, in der Eventualbestimmung des Testaments genannten Stiftungen sollten nun die aufgesetzten Legate erhalten. Da entdeckten Baron Hermann K. und sein Advokat einen „Ausweg“, um diese letztwillige Anordnung zu umgehen. Die Herren nutzten nämlich, wie der „Hann. Cour.“ mitteilt, den Wortlaut des Testaments, wonach die Million bezahlt werden soll, falls ein Enkel „sich taufen läßt“. Dieser aber nunmehr getaufte Enkel ist ein kleines Kind, das sich, wie der Advokat mit seinem Klienten herausgefunden hat, gar nicht taufen lassen konnte, „weil es keinen eigenen Willen und kein eigenes Urteil hat“, sondern das sein Vater, Baron Hermann K., hat taufen lassen, ohne es zu fragen. Der Enkel hätte sich also nicht taufen



lassen, sondern sei getauft worden. Diese Auslegung einer klaren und gar nicht mißzuerstehenden letztwilligen Verfügung sollte dazu benutzt werden, um das Testament anzufechten und die Auszahlung der Million für wohltätige Zwecke zu verweigern.

Der älteste Sohn des Moritz K., Heinrich, wohnt in Frankfurt a. M., Savignystr. 7. 4—6, 26.

Das Testament sah übrigens diesen Vermögensausfall auch in dem Fall vor, wenn einer der Erben eine nicht-jüdische Ehe einging.

„Wie ernst die Juden es mit ihren eigenen Ehen meinen, beweist das Testament des jüngst in Wien verstorbenen Juden Königswarter. Dieser Jude, der nach eigenen Worten vor 40 Jahren „nur mit dem Bleistift bewaffnet“ an der Wiener Börse erschien, hinterließ etwa 80 Millionen Gulden, und zwar mit der Bestimmung, daß, wenn einer seiner Erben oder dessen Kinder oder Kindeskinde eine nichtjüdische Ehe eingingen, der größte Teil dieses Vermögens an die jüdische Kultusgemeinde fallen solle. Ein richtiger Jude enterbt also lieber seine leiblichen Nachkommen, falls sie aus der jüdischen Gemeinschaft ausscheiden, als daß er seinen Mammon nicht beim Stamme ließe.“ Wb. 13.

5. Wilhelm K., Philanthrop, 1809 Fürth — 87 Meran. Er errichtete zum Andenken, 1. an seine Mutter, Elisabeth, Edle von Dämmerfeld die „Elisabeth-K.-Stiftung“ für mittellose Juden, und 2. an seinen Vater die „Simon-K.-St.“ für Handwerker.

„Seine idealen Bestrebungen kamen außer seiner Glaubensgenossenschaft in hervorragender Weise der Stadt Fürth zu gute, die ihn 20 Jahre vor seinem Tode zum Ehrenbürger ernannt hatte, und die er als Universalerin seines bedeutenden Vermögens einsetzte. In den Annalen Fürths, wo eine Straße seinen Namen trägt, hat er sich einen ehrenvollen Platz gesichert“, Kaiserling.

6. J. W., Freiherr von K., portugiesischer Generalkonsul, Dr. jur., Inhaber der Chemischen Fabrik Königswarter & Obell in Linden vor Hannover. Präf. Ur: Centralheizung; Färberei Glauchau, Sehfert. Ur: Han-

noversche Straßenbahn; Hannoversche Gummiwerke Excelsior, Dimmer. — Hannover-Linden, Gummi-Str. Er wurde 1890 zu 14 Tagen Gefängnis verurteilt, da er den Zahnarzt Dr. Klund, der wider Willen des Angeklagten zum Konsul von Spanien ernannt war, beleidigt und bei einer darüber entstandenen Holzerei mit einem Stock geschlagen hatte. K. war auch Hintermann des Telegraphenbüros „Herold“. — UC 21/12 90, 19/4 91; DfBl 13/1 1906:

„Das Opfer einer Jüdin. Der Konkurs des Gesandten Frhrn. von Cramm füllt seit einigen Tagen die Zeitungen. Statt eines Gewinnes brachte die von ihm begründete Deutsche Obstbaugesellschaft Verluste über Verluste. Als dann vor einiger Zeit verschiedene Banken gleichzeitig auf Zahlung drangen, sah Cramm sich zu einer gründlichen Regelung seiner Verhältnisse genötigt. Diese wäre auch von statten gegangen, wenn nicht Herr von Cramm für Geselligkeiten, die er der Frau eines Freundes erwiesen, in Anspruch genommen worden wäre. Er war seit Jahren mit dem portugiesischen Generalkonsul Dr. von Königswarter befreundet, dessen Gemahlin, die Baronin Helene, Tochter des Rabbi Jonas aus Hamburg, einst unter dem Namen Helene Jolanda eine von der Presse gefeierte Schauspielerin war und von 1881—84 dem Berliner Residenztheater angehörte, bis sie dem Baron die Hand reichte. Dieser galt damals mit Recht als ein mehrfacher Millionär. Er hielt sein Haus auf großem Fuße, und um so überraschter war Herr von Cramm, der in diesem Hause freundschaftlich verkehrte, als die Baronin ihm eines Tages anvertraute, sie befände sich in Geldverlegenheit. Ihr Gatte sorge wohl für sie und ihre Bedürfnisse in freigebigster Weise, habe aber schon bei ihrer Verheiratung erklärt, für ihre Verwandten nichts tun zu wollen. Als Schauspielerin habe sie ihre Mutter und ihre Geschwister unterstützt, — nun, da sie die Frau eines reichen Mannes geworden, könne sie sie doch nicht im Stiche lassen. Sie bat Herrn von Cramm um seine Unterschrift zu einigen Wechseln — und erhielt sie. Der Betrag der Papiere ward, nachdem Herr v. Cramm

sie eingelöst hatte, ihm durch die Baronin zurückerstattet. Er trug keine Bedenken, als sie sich später von neuem an ihn wandte, ihr Blankoakzepté auszuhandigen. Es sind dann 2 Wechsel von zusammen 15 000 Mark bei ihm vorgekommen und von ihm honoriert worden, in der Annahme, daß auch diesmal die Zurückzahlung der Summe nicht auf sich warten lassen würde. Da erhielt der Gesandte plötzlich von einem Hamburger Bankhause die Mitteilung, daß ein seinen Namen tragender Wechsel über 110 000 Mark zum Diskontieren vorgelegt sei, — wie es sich damit verhalte? Baron Cramm schrieb zurück, es müsse ein Irrtum vorliegen; er selbst fuhr nach Hamburg und überzeugte sich, daß der Wechsel von Frau v. Königswarter in dieser Höhe ausgestellt und giriert worden war. Ungefähr gleichzeitig erhielt er die Benachrichtigung, daß sich in den Händen eines Berliner Geschäftsmannes neben mehreren Wechslern über verhältnismäßig kleinere Summen, auch ein solcher über 67 000 Mark befände. Zur Rede gestellt, erklärte die Baronin, den Wechsel über 110 000 M. zurückziehen zu wollen, und in betreff desjenigen über 67 000 Mark gab sie an, er sei nur auf kurze Zeit als Unterlage von ihr hergegeben worden, bis eine Lebensversicherungspolice erneuert sein würde, auf die hin sie das Darlehen bekommen sollte. Obwohl Cramm energisch darauf bestand, den angeblich nicht diskontierten Wechsel von 110 000 M. zurückzubekommen, erfuhr er, daß dieser von Frau von Königswarter inzwischen an einer anderen Stelle untergebracht war. Wo diese andere Stelle ist, konnte Herr von Cramm bisher nicht erfahren. Die im Gange befindliche Sanierung zerstückte sich infolgedessen, und als das wirksamste Mittel, völlige Klarheit zu schaffen, sich und den Seinigen den Rest seines Eigentums zu sichern, hatte Czuzellenz Cramm nur noch den einen Ausweg, den er jetzt gewählt hat: selbst Konkurs zu beantragen.

Die stöckbrieflich verfolgte Baronin Königswarter soll sich in Mailand aufhalten. Immer neue Geldbeschaffungen brachten sie dann in die Hände von berufsmäßigen Geldverleihern, die Zinsen

und Kosten wurden höher, und so folgte zuletzt der Zusammenbruch. Ihr Gatte hat erklärt, daß er von den Geldverlegenheiten und Geschäften seiner Frau nichts gewußt habe. Seit 1903 habe er keine finanziellen Beziehungen mehr zum Baron Cramm gehabt, der fortgesetzt freundschaftlich in seinem Hause verkehrt habe. Die ganze Wechselgeschichte sei ihm, dem Baron, unbekannt geblieben. Ein Telegramm aus Hannover meldet der „*S. R.*“:

„Die Wechselfschulden der Baronin Königswarter betragen einem hiesigen Blatte zufolge 360 000 Mark, wovon nur ein Teil die echte Unterschrift des Frhrn. von Cramm trägt. Es ist gegen eine andere, an dieser Stelle beteiligte, hochstehende Persönlichkeit Strafanzeige bei der Staatsanwaltschaft wegen Mitschuld eingegangen.“

Über die Persönlichkeiten des Ehepaars Königswarter wurde der „*S. R.*“ weiter gemeldet, daß die Eltern des Barons aus Holland eingewandert waren, Da er in Preußen eine Bestätigung seines portugiesischen Baronats nicht erlangen konnte, wurde er sachsen-coburg-gothaischer Untertan. Ob ihm als solchem der Freiherrntitel bestätigt ist, erscheint fraglich, denn der „*Gothaische Kalender*“ führt nur die mit dem hannoverschen Vertreter des Namens nicht verwandte österreichische Linie Königswarter auf und verzeichnet die Ernennung des in Hannover lebenden portugiesischen Barons Königswarter nicht. Vor 5 Jahren traten beide Ehegatten Königswarter zum katholischen Glauben über, wobei der Baronin ein päpstlicher Orden verliehen wurde. Das Ehepaar trieb in Hannover wenig Aufwand. Baron R. soll als Anhänger der welfischen Partei aufgetreten sein.

*Königswarter, Charlotte, Baroneß, 1841—29 Wien, Gattin des 1893 verstorbenen Bankiers R., Philanthropin, Mitgründerin des österr. Roten Kreuzes, Stifterin des jüd. Waisenhauses. JPB 5/4 1929.*

*Königtum.* — Die nichtjüdischen Könige sind dem Juden bis in den Tod verhaßt, weil sie die Völker recht zu leiten und vor den Angriffen des Schmarozers zu bewahren bestimmt sind. Deshalb sollen die Könige fallen, damit die Juden zu ihrem, ihnen von Jehovab verheißenen Recht kommen.

Buch Othloth Rabbi Altiva, Fol. 9 (Eisenm. I, 723): „Diese Welt wird der Nacht verglichen, und die Könige der Welt sind den wilden Tieren gleich, welche mitten in der Nacht in dem Wald herumgehen. Sobald aber die Morgenröte anbricht, gehen sie wieder zurück, wie alle wilden Tiere wieder in ihren

Wald und an ihren Ort kehren. Also ist es mit allen Königen der Erde und den Fürsten der Welt beschaffen. Wenn die zukünftige Welt und das Reich des Messias über sie kommt, so gehen sie wieder in ihren Wald und verlieren ihre Herrlichkeit und werden wieder zu Raub."

Roninski, M., geb. Weiß (Milla Weiß), Ostrowo, \*1868 Grätz, Posen. B: Theaterstraße, z. B.: Männeremanzipation. Ro.

**Ronik, Wpr.** Der Blutmord von R. (s. Albertus). Von 1884 bis 00 wurden im Rechtsstaate Preußen 3 Morde verübt, die, obgleich durch Ausführung und Begleitumstände höchst auffällig, nicht geklärt werden konnten. Der Knabe Chylla wurde 84 in Skurz, der Knabe Hegemann 91 in Kantenn, und der Gymnasiast Ernst Winter (\*1881 Breslau, Kr. Schlochau, Sohn eines Bauunternehmers) am 11. 3. 1900 in Ronik ermordet, wo er das Gymnasium besucht hatte. Der ungeführte Mord erzeugte eine ungeheure Aufregung in Deutschland; bis die Teilnahme des Volkes durch die chinesischen Wirren von diesem schrecklichen, aber höchst bedeutsamen Ereignis abgelenkt wurde.

Übereinstimmend war an diesen 3 Morden die Tötung durch einen einzigen Halschnitt mit einem haarscharfen Messer, die Abwesenheit von Blutspuren am Fundorte, die völlige Blutleere der Leichname und — in 2 Fällen — die kunstvolle und sachgemäße Zerlegung der Leichen, die Auslösung der Glieder aus ihren Gelenken durch haarscharfe Schnitte.

In allen Fällen scheinen die gewöhnlichen Motive Totschlag im Streit, Raub, Raubmord, Lustmord völlig ausgeschlossen. Augenscheinlich war es auf die Gewinnung des Blutes abgesehen, da sowohl die Schnitte auf völlige Ausblutung des Körpers berechnet als auch das gesamte Blut spurlos verschwunden war.

Da der Halschnitt bei diesen Morden große Ähnlichkeit mit dem jüdischen Schächtschnitt zeigte, lenkte sich der Verdacht der Bevölkerung auf die Juden. Besondere zufällige Beobachtungen über das Verschwinden der Betroffenen schienen diesen Verdacht zu stärken. Andere Teile der Bevölkerung hielten die Juden einer Mordtat nicht für fähig und nahmen sie geradezu leidenschaftlich

in Schutz. Dieselben Morde sind in den letzten Jahrzehnten im Ausland, besonders in Osterreich, verübt worden.

Ernst Winter, das Opfer von Ronik, ein gesunder, kräftiger, lebensfroher Jüngling, hatte in der Tanzstunde die jüdischen Mädchen Tuchler und Caspary kennen gelernt und verkehrte in ihren Häusern, — nicht aber, was für die Geschichte des Mordes wesentlich ist, bei dem christlichen Metzgermeister Hoffmann, der ebenfalls eine, damals halb kindliche Tochter besaß. Am Mordtage, Sonntags, ging Winter nach dem Mittagessen bei seinem Pensionsvater, dem Bäckermeister Lange, auf Zimmer, das er mit 2 Gymnasiasten teilte, und erzählte, er sei nachmittags zu einem Geburtstage geladen, worauf diese ihn mit den jüdischen Mädchen neckten. Um 2 Uhr nachmittags verließ er das Haus. Gesehen wurde er noch vor dem Hause des jüdischen Kaufmanns Caspary, dann in der Danziger- und zuletzt, gegen 5 $\frac{1}{2}$  Uhr, in der Schützenstraße. Seitdem ist er lebend nicht mehr erblickt worden.

Am Montag, den 12. März nachmittags erhält der Bauunternehmer Winter zu Breslau die Nachricht, sein Sohn sei seit Sonntag nachmittag verschwunden. Er fährt nach Ronik und macht dem Chef der Polizei, Bürgermeister Deditius, Anzeige. Die Polizei verlangt von dem Vater Angaben, um etwas zu veranlassen. Der Vater muß sich deshalb selbst auf die Suche begeben und beginnt mit Bäckermeister Lange (dem Pensionsvater) die Ufer und die Eisbede des inmitten der Stadt Ronik gelegenen Mönch-Sees abzusuchen, weil sein Sohn möglicherweise dort verunglückt sein könnte. Die Nachforschungen sind zunächst erfolglos.

Am Nachmittage des 13. März fällt den Suchenden auf, daß in der Nähe der städtischen Spüle das Eis an einer Stelle zerschlagen ist. Man fährt mit einem Stode unter das Eis und bringt ein großes in zwei Bogen Packpapier eingeschmürtes Paket zum Vorschein. Das Papier wird entfernt, und man findet einen in Packleinwand sorgfältig eingenähten Gegenstand. Eine Naht wird aufgetrennt, die nackte Brust eines

Menschen kommt zum Vorschein! Menschen versammeln sich, die Polizei wird geholt, der Gerichtsarzt, Kreisphysikus Sanitätsrat Dr. Müller ist zur Stelle, desgleichen Staatsanwalt Settegast und Bürgermeister Deditius. Die Badleinwand wird beseitigt, und ein graufiger Unbld bietet sich den Umstehenden: Der Rumpf eines jungen Menschen ohne Kopf und Hals, ohne Arme, nur der Oberkörper bis unter die Rippen, das Rückgrat durchsägt, bildet den Bestand des schauerlichen Fundes. Winter erkennt an bestimmten Merkmalen den Oberkörper seines verschwundenen Sohnes.

Zeugen ist aufgefallen, daß von der gegenüberliegenden Synagoge ein jüdischer Mann den Vorfall beobachtete und verschwand, als sich die Aufmerksamkeit auf ihn lenkte.

Die Polizei sucht weiter im See und fischt noch die beiden Gefäßbäder heraus. Die Fundstücke werden nach dem städtischen Krankenhause gebracht.

Donnerstag, 15. März früh morgens, wird am evangelischen Kirchhof der rechte Arm gefunden.

Einige Herren bieten der Polizei ihre Jagdhunde zum Auffuchen der noch fehlenden Körperteile an. Polizeichef Deditius lehnt ab. Die Herren machen sich allein mit ihren Hunden auf die Suche, und die Nase eines Hundes findet an einer anderen Stelle des Mönch-Sees den rechten Oberschenkel, von dem am Knie der Unterschenkel kunstgerecht abgetrennt war.

Am 15. April wird am andern Ende der Stadt, beim Wäldchen, durch spielende Kinder der Kopf mit dem Halse entdeckt. Zahlreiche Menschen geleiten den Kopf nach dem Krankenhause. Auf allen Straßen und Gassen zieht man aus den Tatsachen Schlüsse auf Tatort und Täter. Nur die Behörden finden keine Spur.

In allen Ständen der Bevölkerung spricht man: „Es soll nichts herauskommen!“ Denn die Spuren führen auf Juden und die Juden — — — — —

Folgende Körperteile des ermordeten Winter werden voraussichtlich nie zum Vorschein kommen: der linke Arm, der

rechte Unterschenkel vom Knie ab, das ganze linke Bein, die Füße und die Bauch-Eingeweide.

Ende März 00 erscheint in König Polizeikommissar Wehn aus Berlin, um die königliche Polizei zu unterstützen, mit der Überzeugung, daß die Mörder unter den Juden in keinem Falle zu suchen seien. Er befragte einen früheren Polizeibeamten der Stadt König, der seither bei Kriminalfällen mit Erfolg zur Mitarbeit herangezogen war: „Wie denken Sie über den Fall, Herr Kollege?“ — Als der Betreffende, die nach jüdischer Seite hinweisenden Spuren aufdeckte, rief Wehn: „Was? Sie glauben auch, die Juden sind es gewesen? Dann kann ich Ihre Hilfe nicht brauchen.“ In der Tat wurde der mit königlichen Verhältnissen sehr vertraute Polizist nicht zur Mitarbeit herangezogen. Nach seiner, auch anderweitig ausgesprochenen Überzeugung von der Unmöglichkeit jüdischer Täterschaft, hat Wehn seine amtlichen Handlungen eingerichtet. Monatelang hat er Zeugen vernommen und nach Spuren gesucht, um einen Christen zu finden, der den Mord verübt habe. Die Zeugen-Aussagen gegen Juden waren für ihn belanglos. Viele Zeugen klagten über die Behandlung, die der Kommissar ihnen hat angedeihen lassen. Zeugen gegen Juden wurden stets in scharfes Kreuzverhör genommen, bis sie sich in Widersprüche verwickelten. Damit galt die ganze Aussage und der Zeuge selbst als unglaubwürdig.

Diese „Aufklärungen“, wie es in offiziellen Artikeln des „Königlichen Tageblatts“ lautete, haben Herrn Wehn bisweilen Mühe gemacht. Der größte Teil seiner Zeit wurde auf diese „aufgeklärten Fälle“ verwendet. Die christliche Bevölkerung aber sprach sich über die Tätigkeit des Wehn dahin aus, daß dieser fast einen jeden Christen für unglaubwürdig, dagegen jeden Juden für wahrheitsliebend und anständig hielt. Diese Arbeit des Wehn „christliche Zeugen aufzuklären“, d. h. den Nachweis ihrer Unglaubwürdigkeit zu liefern, hat am meisten dazu beigetragen, daß nichts herausgefunden ist und die Erbitterung unter den Nichtjuden in König einen hohen Grad erreichte.

Wie er die Aussage von Christen verdrehte und fälschte, nahm er sich auch Rohheiten gegen Zeugen heraus, um andere von Aussagen abzuschrecken. So behauptete er, „daß nur warme Brüder [Päderasten] den Mord begangen haben könnten.“ Solche Leute aber konnten nach der Anschauung Wehn's nur unter den Christen zu suchen sein, und daher warf er auf einen jungen christlichen Schneidermeister P. seinen Verdacht.

Aus sich war Wehn nicht auf diesen Gedanken gekommen, sondern Koniger Juden hatten dahingehende Gerüchte ausgestreut. Fast alle Beamte haben unbewußt in der Winterschen Mordsache nach Ideen gearbeitet, die von der Judentenschaft vorher ausgedacht und planmäßig verbreitet waren. Der vor einem Jahre verstorbene Vater des P. war früher der einzige offene Antisemit in Konig. Grund genug, seinem Sohne nun alle möglichen Schändlichkeiten zuzutrauen.

Aus P.'s Geschäft stammte aber auch der Sad (mit dem Rumpf des Ermordeten), den P. nachweislich an eine Althändlerin, die Schwester des jüdischen Schächters Adolf Lewy verkauft hatte. So wurde P. des Mordes bezichtigt. Glücklicherweise konnte er sein Alibi nachweisen. In die Zeit der Tätigkeit Wehns, am 27. Mai 1900, fiel dann das Begräbniß des ermordeten Winter.

Eine nach vielen 1000en zählende Menge, von weit her nach Konig geströmt, begleitete die Überbleibsel des Hingeschlachteten nach dem evangelischen Kirchhofe, wo Pfarrer Hammer die tiefergreifende Leichenpredigt hielt.

Mitte Mai 00 erschien zur Unterstützung der Polizei aus Berlin Polizeiinspektor Braun in Konig. Auch er brachte die Überzeugung mit, daß es Ritualmorde nicht gäbe und daher die Juden als Täter ausscheiden müßten. Bedinglich einem Christen sei die schreckliche Tat zuzutrauen.

Beweis dafür ist ein Satz in der Braunschen Anklageschrift gegen den schon erwähnten Schlächtermeister Hoffmann. „Von der, für das ganze Christentum beschämenden, während der Ermittlungen von Fanatikern oder Ignoranten erhobenen Blutbeschuldigung

— Ritualmord — als Motiv sehe ich selbstverständlich (!!!) ab, da eine solche nur der Bosheit oder finsterem Aberglauben entspringen kann.“

Von diesem Gedanken aus richtete Braun, ebenso wie Wehn, seine Amtshandlungen ein. Er studierte die schon zu stattlichen Bänden herangewachsenen Akten, stellte eine förmliche Anklageschrift mit einer Menge von Punkten gegen Fleischermeister Hoffmann und dessen 14jährige Tochter Anna her und überreichte die Schrift der Staatsanwaltschaft in Konig. Der Erste Staatsanwalt Settegast beantragte die Verhaftung des Herrn Hoffmann.

Hoffmann war ein angesehenener Mann in Konig, Hausbesitzer, Stadtverordneter und Obermeister der Innung. Jeder Christ sagte sich: Es ist ausgeschlossen, daß Hoffmann mit dem Morde an Winter was zu tun hat. Er war aber Fleischermeister, und die Zerstückelung des Winterschen Körpers konnte nur durch einen Arzt, Schächter oder Fleischer geschehen sein. Deshalb hatten die Juden, emsig bemüht, die Spuren des Verbrechens zu verwischen, gleich Hoffmann in den Verdacht zu bringen gesucht und nach Auffindung des Rumpfes im Mönchsee in der Stadt, namentlich bei den Behörden, verbreitet: „Das hat Hoffmann mit seinen Gesellen getan.“

Dieses Gerücht hatte zur Folge, daß schon am Mittwoch, 14. März, von der Staatsanwaltschaft die Hoffmannschen Räume, auch die Dunggrube, die später eine besondere Wichtigkeit erlangte, sorgfältig, aber erfolglos untersucht wurden. Hoffmann wies auch bei seiner Vernehmung nach, wo er den ganzen Tag des 11. März bis zum Schlafengehen sich aufgehalten, und mit welchen Personen er den Tag über zusammen gewesen war.

Die Behörden überzeugten sich, daß Hoffmann dem Morde fern stehe, und er wurde nicht weiter behelligt — bis Braun auf der Bildfläche erschien. Die Anklage war ein unhaltbares Gebilde; Braun suchte aber durch Rohheit und Rücksichtslosigkeit gegen Angeschuldigte und Zeugen zu ersehen, was seinen Behauptungen an innerer Beweiskraft

mangelte. Seine Anklage, ein ewiger Schandfleck in der Rechtsgeschichte Preußens, wußte als einzigen Zusammenhang zwischen Hoffmann und der Ermordung Winters nur anzuführen, daß Hoffmann einen Schuppen in der Nähe der Synagoge besaß. Das genügte zur Verhaftung H.'s und seiner minderjährigen Tochter und zu Drangsalierungen, die eine solche Erbitterung gegen Braun, seine jüdischen Freunde und Helfershelfer und die Behörden hervorriefen, daß die in ihrem Rechtsempfinden gekränkte Bevölkerung Lärm schlug, besonders als bekannt wurde, daß man Hoffmann mittels gefälschter Beweisstücke zu überführen versucht hatte. Nach der Verhaftung Hoffmanns meldete sich bei einem Bekannten des Zeitungs-Verlegers Wilhelm Bruhn, der sich als Berichterstatter der StbgrZ in Konig befand, der Arbeitsmann Masloff. Dieser Mann, bereits als Zeuge vernommen, hatte bekundet, daß er nachts zwischen 10 und 11 Uhr in dem Keller des Fleischermeisters Dewy ein Gemurmel von Stimmen gehört und Licht gesehen habe. Masloff gab an, er habe noch mehr gesehen, er wolle jetzt alles sagen, damit nicht ein unschuldiger Mann zum Mörder des Winter gemacht werde.

Bruhn führte den Masloff auf die Polizei, wo Braun und Wehn mit der Vernehmung von Hoffmann und seiner Tochter beschäftigt waren. Bruhn verlangte die sofortige Vernehmung des Zeugen Masloff. Da die Beamten Bruhn als Zeitungsverleger kannten, so hielten sie es nicht für zweckmäßig, sein Gesuch abzuschlagen.

Masloff bekundete nun vor Braun und Wehn, daß er in der Nacht vom 11. zum 12. März die Absicht gehabt habe, Fleisch von dem Dewyschen Hofe zu stehlen. Hierbei habe er, nachdem er von vorn Lichtschein gesehen und das Geräusch im Keller des Dewy gehört habe, auch den Hof vom hintern Torweg aus beobachtet und von dort aus ebenfalls ein Gemurmel von Menschenstimmen aus dem Keller her vernommen. Nach einiger Zeit sei ein Mann aus der Kellertür getreten, bald danach noch zwei Männer, von denen der eine, der alte Dewy, ein Licht in der Hand gehalten

habe. Nach längerer Zeit seien 3 Männer auf den Hof gekommen, die etwas trugen und nach der Hintertür gingen. Er habe sich rasch in der Nähe verborgen und gesehen, wie die 3 Männer, darunter Moriz Dewy, eine schwere Last nach der Mönchsee-Spüle schleppten. Diese Gelegenheit habe er ausgenutzt, sei auf den Hof gegangen, habe dort ein Stück Fleisch genommen und sich dann nach seiner Wohnung entfernt. Während er sich das Fleisch aneignete, habe er aus dem Keller ein Geräusch gehört, als ob dort geschauert werde.

Nach dieser Aussage mußten die Bezeichnungen gegen Hoffmann ganz haltlos werden. Von Fräulein Hoffmann war weiter nichts herauszubekommen, als die Worte: „Aber mein Gott, ich weiß doch von nichts, ich kann doch nichts sagen!“

Die kranke 70jährige Mutter Hoffmanns erschien auf der Polizei, wurde hart angelassen, blieb aber standhaft und verlangte ihr Enkelkind. Da Braun aus dem Auftreten Bruhns und aus der Zusammenrottung der Koniger Bevölkerung ersehen hatte, daß Hoffmann viele einflußreiche Freunde besaß, ließ er Herrn und Fräulein Hoffmann nach Hause gehen, nachdem diese von 8 bis 1 Uhr und ihr Vater sogar bis 3 Uhr auf dem Polizeibüro festgehalten worden waren.

Am 19/7 1900 ward Hoffmann der Gerichtsbeschuß zugestellt, in dem ihm die Einstellung des Verfahrens amtlich verkündet wurde:

„Nach dem ärztlichen Gutachten des Kreisphysikus Dr. Müller und des praktischen Arztes Dr. Bleske vom 29. Juni 1900 ist die Ermordung des Gymnasialisten Winter zwischen 3 und 4 Uhr und bis spätestens 1/2 5 Uhr nachmittags erfolgt. Danach erscheint es aber völlig ausgeschlossen, daß der Angeschuldigte der Täter gewesen ist, weil er am Sonntag, 11. März 1900, sich nachmittags zunächst in der Kirche und sodann mit seiner Tochter Anna, Pfarrer Rehmann, Amtsvorsteher Fengler und FrL. Fengler in dem Hause der Fleischermeister Ziebarthschen Eheleute bis nach 6 Uhr aufgehalten hat. Überdies ist es nach dem Gutachten der Sachverständigen Dr.

Müller und Bleske völlig ausgeschlossen, daß der Täter die Tat ohne Überlegung ausgeführt hat, vielmehr sprechen die Beschaffenheit der Leiche, die Art der Zerstückelung und die Art der Beiseiteschaffung der Leichenteile dafür, daß die Tat von mehr als zwei Personen und nach einem wohlüberlegten Plane ausgeführt ist. Der angeeschuldigte Hoffmann kann daher auch aus diesem Grunde als Täter nicht in Frage kommen.

Selbst wenn man auch die Möglichkeit zugeben wollte, daß die Tat nach 1/25 Uhr, in den Abend- oder Nachtstunden vollführt sei, so würde der angeeschuldigte Hoffmann gleichfalls der Tat nicht verdächtig erscheinen, weil nach den durchaus glaubwürdigen Aussagen der Hausgenossen des Hoffmann, der Fleischerlehrlinge Bougear, Mysikowski und Welke und des Dienstmädchens Kandekli, weder an dem Abend des 11. März, noch an späteren Tagen verdächtige Umstände oder Spuren der Tat bemerkt worden sind.

Die Voruntersuchung hat sonach die Nichtschuld des Angeeschuldigten ergeben. Demgemäß war der Angeeschuldigte außer Verfolgung zu setzen.

Die Kosten des Verfahrens waren gemäß § 499 der St.-P.-O. der Staatskasse aufzuerlegen.

Konitz, den 19. Juli 1900.

Königliches Landgericht, Ferienstrafkammer. gez. Schwedowitz.  
Dhme. Mürau.

Ausgefertigt Konitz, 19/7 1900.

Arnoldh, Gerichtsschreiber des  
Königlichen Landgerichts."

Auch Familie Winter erklärte Hoffmann schriftlich, daß sie von seiner Nichtbeteiligung an dem Morde überzeugt sei. —

Wo sind nun die Mörder? Wenn entgegen der Auffassung der Kriminalbeamten in der Winterschen Sache auch christlichen Zeugen noch einiger Glaube beizumessen ist, so stellt sich auf Grund ihrer Aussagen die Ermordung so dar: Am 14., 15., 20. und 21. April 1900 hatten die Juden Osterfest. Aus diesem oder sonstigem Grunde bedurfte eine einflußreiche jüdische Mörderfekte frischen Christenblutes. Die Stadt Konitz

war ausersehen, das Schlachtopfer zu liefern und das Lokal zur Schächtung zu stellen. Ein Teil der Juden in Konitz ist in das Geheimnis gezogen worden, und es haben Geldsammlungen für die Unkosten stattgefunden. Als Lokal konnte das Haus und der zur Zerlegung von Tierkörpern eingerichtete Keller des Fleischermeisters Adolf Lewy mit seinen doppelten Eingängen vorn und hinten gelten.

Von mehreren Juden sind Schritte getan worden, um am 11. März einen passenden jungen Christen in das Lewysche Haus zu locken.

Die Mörder sind von allen Seiten nach Konitz gekommen. Aus Rußland kam ein Jude über Strassburg (Westpr.). Der Reisetweg anderer russischer Juden ist noch nicht bekannt. Außerdem fanden sich eine Anzahl jüdischer Schächter aus Westpreußen und Posen ein. Aus der pommerschen Stadt Polzin erschien ein jüdischer Mann, aus Konitz und dem Dorfe Brechlau waren auch Juden dabei. Die russischen Juden waren ebenfalls Schächter oder Kultusbeamte. Besonders ist ein Mann aufgefallen, der hinkte und Bodennarben im Gesicht hatte. Er schien nach den Ehrenbezeugungen, die ihm von anderen Juden erwiesen wurden, eine Leuchte in Israel zu sein (wie eine ähnlich aussehende Persönlichkeit auch in dem Prozeß gegen Hilsner in Polna erwähnt worden ist).

Schon von Sonnabend abend ab hat ein Teil der Mörder sich unauffällig im Lewyschen Hause eingefunden und auf das Erscheinen des menschlichen Opfers gelauert. Drei junge Christen gingen nicht in die Falle: nur Winter, auf den das Auge der den Mord vorbereitenden Personen schon seit Monaten sich gerichtet hatte, betrat das Haus etwa um 6 Uhr abends und wurde von den lauernen Mördern überwältigt.

Er hat sich kräftig gewehrt, und es haben wohl 6 Mann zu tun gehabt, um mit ihm fertig zu werden. Am Schreien hinderte man ihn durch sofort übergeworfene Tücher. Einem der Mörder ist bei dem Kämpfen ein Teil des Bartes ausgerissen, einem andern das Unterfutter seines Rockes zerrissen worden.

Der Kampf mit den Mördern, Fesselung und Behandlung bis zum Abschachten haben aber in dem Körper Winters eine derartige Aufregung und Lähmung hervorgebracht, daß die Organe nicht mehr in üblicher Weise funktionieren konnten und namentlich die Verdauungstätigkeit von dem Momente aufgehört hat, wo die Mörder ihn ergriffen und knebelten. Wahrscheinlich ist Winter nicht sofort getötet, sondern im geknebelten Zustande bis zu der erst später vorgenommenen rituellen Abschachtung, zu der sich alle Mörder in der Dunkelheit im Wewyschen Hause einfanden, aufbewahrt worden.

Ritueller, abergläubischer Formeln wurden hergeleiert. Zu dem Akte selbst ist Winter mit dem Kopfe nach unten aufgehängt worden und dann ist das Abschachten vor sich gegangen. Der Schächter hat mit einem Messer Hals und Halsadern unmittelbar am Rumpf durchschnitten. Das ausströmende Blut ist in einem Gefäße (Kessel) aufgefangen worden.

Nachdem das Blut vollständig aus dem Körper ausgelaufen war (der Leiter des dortigen Schlachthauses, der in zehnjähriger Amtsführung an etwa hunderttausend Tierkörpern die Wirkung des Schlachtens und des Schächtens hat praktisch wahrnehmen können, sagte, er habe noch niemals ein Stück Fleisch so rein ausgeblutet gesehen, wie die Winterschen Leichenteile), haben die Mörder, wie es mit den Schächtieren gemacht wird, den Unterleib geöffnet und die rechte Seite des Zwerchfelles mit einem Messer durchschnitten, so daß der Schächter durch die Öffnung hindurchfassen und die Lunge befühlen konnte, ob sie lose oder angewachsen war.

Hierauf sind die Mörder unter Gebetsformeln an eine kunstgerechte Zerlegung des Winterschen Körpers gegangen: Kopf mit Hals ist durch Vollendung des Halschnittes und gewandte Auslösung an der Wirbelsäule abgetrennt worden. Die 2 Arme löste man kunstgerecht aus dem Schultergelenke. Die 2 Oberschenkel sind ebenfalls kunstgemäß aus den Hüftgelenken herausgenommen und die dahinter liegende Wirbelsäule durchjagt. Die Unterschenkel

sind an den Kniegelenken sehr geschickt abgelöst worden. Die Baucheingeweide wurden herausgenommen. Den Rumpf haben die Mörder in einen Sack von Packleinwand gesteckt, den sie zunähten und in Packpapiere einwickelten. Das Ganze wurde dann mit Stricken sachgemäß zu einem versandfähigen Pakete umschnürt.

Die Mörder scheinen die Absicht gehabt zu haben, die einzelnen Körperteile zu verschicken; sie müssen aber gestört worden sein, denn das weitere Einpacken ist unterblieben. Drei Mann haben den eingepackten Rumpf mit den losen Gefäßbäuden und einem Oberschenkel durch die Rhämgasse nach der an der Synagoge gelegenen Mönchsee-Spüle getragen und die Körperteile unter die Eisdecke versenkt.

Gleichzeitig ist auch in der Synagoge was vor sich gegangen; denn es hat in ihr in der Nacht vom 11. zum 12. März zwischen 11 und 12 Uhr Licht gebrannt, und man hat dort Stimmengewirr gehört. Die Mörder selbst haben im Laufe der Nacht und des folgenden Tages mit dem Blute sich wieder nach allen Richtungen hin von Konig entfernt.

Auffallend ist die Übereinstimmung des Winterschen Mordes mit dem 84 stattgefundenen Morde an dem Knaben Chulla in Skurz. In der öffentlichen Gerichtsverhandlung gegen den Abdecker Israelski, September 00, haben die gerichtlichen Sachverständigen diese Übereinstimmung beleuchtet: Bei beiden Morden waren Herz, alle großen Gefäße, Lungen und alle Organe absolut blutleer; Todesursache ist Verblutungstod aus den durchschnittenen Halsgefäßen. In beiden Fällen sind die Auslösungen aus den Gelenken, und namentlich die Auslösung der Oberschenkel in geschickter Art ausgeführt, mit völliger Erhaltung der Geschlechtsteile. Genau übereinstimmend ist auch die Eröffnung der Bauchhöhle ausgeführt, und zwar in beiden Fällen mit einem Schnitte, der an der rechten Seite des Nabels vorbeigeführt ist; die Gerichtsärzte machen den Bauchschnitt stets an der linken Seite des Nabels.

Auch das Fehlen einzelner Leichenteile ist charakteristisch. — Die Übereinstim-



mung in beiden Mordfällen macht den Eindruck, als wenn derselbe Täter den Chulla und den Winter zerlegte; nur hat es den Anschein, als ob bei dem Winterschen Morde größere Kunstfertigkeit zu erkennen ist. — —

Die Beschaffenheit der aufgefundenen Körperteile des Winter bildet die wichtigste Grundlage für die Suche nach den Persönlichkeiten der Mörder, zumal die Blutleere gleichzeitig den Beweggrund des Mordes anzeigt. Nachforschung nach den Motiven ist einer der ersten Schritte zur Aufdeckung eines Verbrechens. Die StbgrZ sagt 3/10 00 wörtlich:

„Die bisherigen, sehr eingehenden Nachforschungen der Behörden gerade nach dieser Richtung hin haben festgestellt, daß weder ein Rachemord, noch ein Raubmord, noch ein Mord aus Affekt vorliegen kann. Nach den Ermittlungen muß vielmehr als sicher angenommen werden, daß der Mord lange vorher geplant, vorbereitet und schließlich von mehreren Männern geschickt ausgeführt worden ist. Fest steht ferner, daß eine größere Zahl von Personen nach dem Morde daran gearbeitet hat, die Spuren zu verwischen, wobei namentlich die Verschleppung der Körperteile zu beachten ist. ...

..... Die Mörder müssen einen übereinstimmenden Zweck gehabt haben, der sie zusammenführte und bewog, eine so schreckliche Mordtat zu begehen. Eine oder mehrere Personen müssen mit dem Bau und der sachgemäßen Zerlegung eines menschlichen Körpers vertraut gewesen sein. Die Zerstückelung ist derartig geschickt und kundig gemacht worden, daß die Mörder vorher sich mit den nötigen Instrumenten und dem Verpackungsmaterial versehen haben, und daß diese Instrumente wieder von einem Manne geführt sein müssen, der eine große Erfahrung in der kunstgerechten Zerlegung eines menschlichen Körpers besitzt.

Die absolute Blutleere der Körperteile Winters beweist klar, daß die Mörder bestrebt gewesen sein müssen, das Blut bei der Mordtat aus dem Körper herauszuziehen und zu diesem Zwecke eine Tötungsart in Anwendung zu bringen, die das vollständige Auslau-

fen des Blutes ermöglicht. Der Körper des Ermordeten hat keine sonstigen Verletzungen aufgewiesen. Der aufgefundene Kopf und der Rumpf beweisen weiter, daß der Hals unten an den Weichteilen und gleichzeitig die großen nach dem Gehirn führenden Halsgefäße durchschnitten worden sind. Der Ermordete hat also seinen Tod gefunden durch äußere Verblutung der durchschnittenen Halsgefäße. Diese Tatsache kann in keiner Weise umgestoßen werden.

Diese Art der Tötung ermöglichte nun weiter ein vollständiges Auslaufen des Blutes aus dem ganzen Körper, da das Herz auch nach dem Halschnitte das Blut durch seine Bewegungen aus dem Körper herauspumpt, so daß es durch die Öffnung am Halse aus dem Körper ganz herausfließen muß; der Körper wird immer blutleerer, der Herzschlag immer schwächer, schließlich hört er auf, und der Tod ist durch Verbluten eingetreten. Wenn nun diese Mörder, die mit dem Bau des Menschenkörpers vertraut sind, eine solche Ermordungsart gewählt haben, die ein vollständiges Auslaufen des Blutes aus dem Körper bewerkstelligte, muß damit als bewiesen gelten, daß die Absicht der Mörder auf die Entfernung des Blutes aus dem ganzen Körper gerichtet gewesen sei. Und damit liegt auch der Endzweck des Mordes klar vor Augen: Die Mörder des Winters haben den Mord so sorgfältig vorbereitet und ausgeführt, um sich in den Besitz des Blutes zu setzen.

Die Aufdeckung dieses Tatbestandes war den Juden sehr unangenehm, die große Anstrengungen machten, die Tatsache der absoluten Blutleere zu verdunkeln. Die Koniger Judenschaft suchte in einer Eingabe an die Staatsanwaltschaft den Nachweis zu erbringen, daß die Koniger Gerichtsärzte bei der Annahme einer vollständigen Blutleere sich geirrt haben müßten. Sie beantragte in dieser Eingabe, die Körperteile noch einmal, und zwar durch Berliner Gerichtsärzte untersuchen zu lassen.

Auf Ersuchen der Staatsanwaltschaft haben darauf die Berliner Ärzte Dr. Mittenzweig und Dr. Störmer in Konig die Untersuchung durch Nachobdu-

tion vorgenommen. Sie stellten ebenfalls fest, daß die Tötung des Winter durch Schnitt in den Hals und Schnitt durch die großen Halsgefäße geschehen ist, daß Winter seinen Tod durch äußere Verblutung aus den durchschnittenen Halsgefäßen gefunden hat, daß die Zerkleinerung des Körpers mit Messer und Säge von kundiger Hand bewirkt ist, daß die vollständige Blutleere der Körperteile bereits vorhanden war, als die Teile eingepackt und im Wasser des Sees versenkt wurden.

Aus diesem Befunde nehmen die Herren Dr. Mittenzweig und Dr. Störmer an, der Tod Winters sei in der Weise herbeigeführt, daß er anfänglich, wahrscheinlich durch Verschlus von Nase und Mund mittels weicher Bedeckungen dem Ersticken nahe gebracht wurde, und ihm dann, durch Durchschneiden des Halses und die Blutentziehung das Leben genommen worden ist. Als Stunde des Todes nehmen die beiden Berliner Ärzte spätestens 7 Uhr abends an.

Die Juden ließen aber nicht nach, bis sie schließlich in der Person eines Herrn Dr. Puppe zu Berlin einen Mediziner fanden, der die jüdischen Ideen zu begründen versuchte. Zur Beurteilung des Puppeschen Auftretens muß hervorgehoben werden, daß dieser Herr von den Winterschen Körperteilen nichts gesehen hat, denn diese waren sofort nach der Mittenzweig-Störmerschen Nachobduktion beerdigt worden. Puppe konnte daher nur Schlüsse aus Bekundungen ziehen, die Zeugen in den beiden Verhandlungen gegen Israelski und gegen Masloff vorbrachten. Im Israelskischen Prozesse begutachtete Puppe auf Grund der Aussage eines Zeugen, der beim Auffischen des eingepackten Rumpfes eine rötliche Färbung im Wasser bemerkt haben wollte, daß das Blut durch das Lagern im Seewasser aus dem Rumpfe ausgelaugt worden sei. In dem einige Wochen darauf stattfindenden Prozesse gegen Masloff konnte aber Puppe diese Annahme nicht mehr aufrecht erhalten, nachdem ihm entgegengehalten wurde, daß ja das Verpackungsmaterial, nämlich Sack und Packpapier, keinerlei Blutspuren aufwies, solche aber unbedingt aufweisen müßten, wenn

beim Lagern im See noch Blut ausgelaufen wäre.

Puppe behauptete, daß Winter eines Erstickungstodes gestorben sei, was aus sog. Petechien, d. h. Knotenbildungen an den Gesichtsadern, zu schließen sei. Aber besser unterrichtete medizinische Sachverständige sagen, die Petechien beweisen viel eher, daß Winter lebend an den Füßen, mit dem Kopfe nach unten, aufgehängt worden ist und erst in dieser Lage den Halsschnitt erhalten hat. Die Puppeschen Ansichten sind derart minderwertig und unbegründet, daß sie gegenüber den Gutachten der Herren, die die Körperteile des Ermordeten gesehen und untersucht haben, auf Beachtung Anspruch nicht erheben können.

Es bleibt also dabei, daß dem Winter das Blut durch Halsschnitt bei lebendigem Leibe entzogen worden und daß das Motiv der Mörder die Gewinnung des Menschenblutes gewesen ist.

Auf Juden als Mörder deutet fernerhin die Art der Tötung. Winter ist sachgemäß geschächtet worden, der Halsschnitt, der Zwerchfellschnitt, die Ausblutung beweisen das. Dieser Tatsache steht nicht entgegen, daß in dem Berliner Schlachthause der Halsschnitt etwas anders, als bei Winter, angelegt wird. Die christlichen Fleischer, die das Schächten in dem Königer Schlachthause fortwährend anzusehen Gelegenheit haben, die ferner auch den Winterschen Hals und Rumpf gesehen haben, versicherten, daß der bei Winter angewendete Halsschnitt genau dem in Westpreußen üblichen Schächtschnitt entspreche.

Ganz beseitigt wird jeder Zweifel an der Schächtung durch den Zwerchfellschnitt, der das charakteristische Merkmal des Schächtens darstellt.

Die Staatsbehörden in Berlin müssen über die Todesart des Winter unrichtig von einem Beamten zu König unterrichtet worden sein; denn die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung“ ließ in dem bekannten offiziellen Artikel den Winter an einem „Stiche“ in den Hals sterben. Diese Stichtheorie ist eine jüdische Erfindung, um den Angriff gegen Hoffmann begründen zu können. In Wirklichkeit ist der Hals des Winter unmittelbar über dem Rumpfe durch zwei

Rundschnitte abgetrennt worden. Der erste Schnitt war der Schächtschnitt. Nachdem der Körper ausgeblutet war, ist der zweite Schnitt behufs Abtrennung des Kopfes vom Rumpfe gemacht. Der Täter hat dabei die Stelle des Einschnittes, an der das Messer beim Schächtschnitt angelegt war, nicht genau wiedergetroffen, wodurch eine Ungleichheit der Schnittfläche am Halse eingetreten ist.

Der Befund der Körperteile des Ermordeten deutet zwingend auf Juden als Mörder. Dazu kommen eine Anzahl sonstiger seltsamer Vorfälle, Äußerungen verschiedener Juden, u. a. des Moriz, Sohnes des Schächters Adolf Dewh, die zweifelsohne dartun, daß Winters Schächtung von den Konitzer Juden von langer Hand geplant war. Dazu gehört auch die einwandfrei festgestellte Anwesenheit von etwa 20 auswärtigen, z. T. ausländischen Schächtern in Konitz am Mordtage. So ist der Schächter Hamburger am 11. März mittags nach Konitz gekommen und abends 8 Uhr 40 Minuten mit Zug 212 nach Schlochau zurückgekehrt, hat sich dort einen Wagen genommen, ist damit wieder nach Konitz gefahren und hat bei seiner Rückfahrt am 12. März eine Kiste auf dem Wagen gehabt, die er in der Nähe des Schlochauer Sees herunternahm, damit in den Wald ging und ohne sie wiederkam.

Am Montag, den 12. März, ist gesehen worden, wie der Konitzer Rabbi Kellermann und der Konitzer Schächter, beide mit Zylinderhüten auf dem Kopfe, in der Stube des Rabbis einen aus braunem Papier gewickelten Gegenstand, der ein Stück Fleisch (Leber?) zu sein schien, besichtigten, mit einem Messer Einschnitte machten und mit dem Mikroskope Untersuchungen daran vornahmen. Es muß das eine Kultushandlung gewesen sein, weil der Schächter sonst schwerlich in der Stube seines Vorgesetzten den Zylinderhut aufbehalten haben würde. Zu bemerken ist hierbei, daß das Fleisch von geschächtetem Vieh stets in dem städtischen Schlachthause untersucht wird und niemals in der Behausung des Rabbis.

Der jüd. Händler Israelski wurde gesehen: Am 15/3 etwa 6<sup>1</sup>/<sub>4</sub> Uhr morgens, wie er mit einem Sack, in dem ein länglicher Gegenstand nach Art eines Brotes sich befand, nach dem evangelischen Kirchhofe zu ging, und um 6<sup>3</sup>/<sub>4</sub> Uhr, wie er von der Richtung des Kirchhofes herkam mit dem zusammengerollten leeren Sack unter dem Arme.

Karfreitag, den 13/4, ging derselbe Israelski mit einem Sack, in dem ein runder Gegenstand (wie etwa ein Kohlkopf) sich befand, in der Richtung nach dem Stadtwalde zu, und nach einiger Zeit mit sehr beschmutzten Stiefeln und dem leeren Sack unter dem Arme von dem Stadtwalde her zurück. Bekannt ist, daß Israelski wegen Verschleppen des Kopfes angeklagt, aber von der Strafammer zu Konitz aus Mangel an Beweisen freigesprochen worden ist. Unter den 5 Richtern befand sich auch der jüdische Landrichter Bohm.

Am 11/3 00 zwischen 7 und 8 Uhr abends ist aus der Mauergasse her, wo das Dewh'sche Hinterhaus sich befindet, der schreckliche Schrei eines Menschen gehört worden.

Am Abend des 11/3 um 11 Uhr haben mehrere Personen einen eigentümlichen Geruch, wie von verbrannten Lumpen, in der Nähe der Synagoge wahrgenommen.

Zu derselben Zeit sahen diese Personen in der Synagoge ein sich bewegendes Licht. Als dies ein Zeuge dem Kriminalkommissar Wehn mitteilte, sagt dieser: „Da sehen Sie wieder das Vorurteil, das alberne Märchen, das uns die Untersuchung so sehr erschwert.“

Frau Masloff hat in der Dewh'schen Wohnung, als sie dort putzte, die Uhrkette und die in Seidenpapier eingeschlagene Photographie Winter's gesehen. Dem Vater des Ermordeten wurde von jüdischer Seite in einem 9/6 00 in Hammerstein (Westpr.) aufgegebenen und am 11/7 in Breschlau angekommenen Brief ein Schweigegeld von 50 000 Mark angeboten:

„An  
Herrn Winter  
Breschlau.

Da jetzt das Verfahren gegen Hoffmann eingeleitet wird, so ersuchen wir

Sie zu schweigen wir versichern Ihnen das der Mord nicht heraus kommen wird. Es kostet uns die Sache schon 20 000 Mark.

Wenn Sie von heute ab gerechneten mit Ihren Verdächtigungen gegen uns die wir so handeln mußten schweigen, so erhalten Sie auch noch 50 000 Mark. Wenn Sie schweigen wollen so haben Sie umgehend in den Geselligen Graudenz die Worte = Schweige Winter = setzen zu lassen und die 50 000 Mark gehen Ihnen innerhalb eines Monats zu und zwar aus verschiedenen Orten und verschiedene Summen damit es nicht auffällt. Seien Sie endlich vernünftig es ist ihr Vorteil. Wenn Sie mit diesem Schreiben wieder nach Konitz laufen so erfahren wir es gleich und Sie bekommen keinen Pfennig. Wir Juden haben es gemacht, wir mußten es aber tun, das sei Ihr Trost.“

Der alte Lewy ließ sich kurz vor dem 11/3 00 eine neue Fleischbank machen, die dann verschwunden ist; gleich nach dem Mordtage hat Lewy seinen Fleischkloß neu abhobeln lassen, trotzdem er fast gar nicht mehr schlachtet.

Auf Grund dieser Tatsachen und einer Menge weiterer wichtiger Fälle, die meist schon in den gerichtlichen Akten ermittelt worden sind, beantragte der Vater des Ermordeten, Bauunternehmer Winter zu Breslau, bei der Staatsanwaltschaft zu Konitz, November 00 gegen den Fleischermeister Adolf Lewy und dessen Sohn Moriz wegen Beihilfe bei der Ermordung seines Sohnes das Strafverfahren. Diesem wohlbegründeten Antrag wurde nicht stattgegeben.

Bemerkenswert bei allen diesen Vorfällen ist das bei den Juden immer wiederkehrende Ableugnen um jeden Preis, solange, bis das Gegenteil nachgewiesen wird. Niemals wurde gegen die meineidigen Juden eingeschritten, wohl aber war Landrichter Zimmermann hurtig bei der Hand, Zeugen zu verhaften, die Tatsachen bekundet hatten, die auf eine Beteiligung des Adolf Lewy und seines Sohnes Moriz an dem Morde und auf Lewys Haus als Tatort hinwiesen. Dieses Schicksal traf u. a. den 17 Jahre alten Präparanden Speisiger aus Konitz,

der wiederholt gesagt hatte, daß Lewy's den Winter gekannt hätten. Als nun die Mitglieder der Familie Lewy das Gegenteil beschworen, ließ Zimmermann einfach den Speisiger verhaften und erhob Anklage wegen Meineids. In der am 6/10 00 stattfindenden Verhandlung vor der Strafkammer wurde Sp. jedoch vollständig freigesprochen, der Moriz Lewy jedoch während der Sitzung wegen wissentlichen Meineids verhaftet, da 12 von der Verteidigung geladene Zeugen ebenfalls bekundeten, daß sie Lewy mit dem Winter hätten verkehren sehen.

Auf Grund der wichtigen Befundungen des Zeugen Masloff, — der zur Zeit der Tat, unmittelbar bei dem Greuelort gewesen war, wo der unglückliche Winter, wie ein Vieh am Fleischhaken, inmitten der jüdischen Schächter verblutete, — hätte, die Behörde nunmehr tatkräftig gegen Familie Lewy vorgehen sollen. Aber Untersuchungsrichter Zimmermann verhaftete auch hier, ebenso wie in dem Speisiger-Prozeß, den Zeugen Masloff, wegen Meineides.

Dasselbe Schicksal traf Masloff's Schwiegermutter, Gesindevermieterin Roß, die ebenfalls Befundungen machte, die Frau Lewy belasteten.

Nach der Verhaftung des Masloff und der Frau Roß erhob der Staatsanwalt Settegast zu Konitz die Anklage wegen Meineides gegen:

1. den Arbeiter Masloff,
2. die Gesindevermieterin Roß,
3. die Frau Masloff und
4. die Frau Berg, eine Schwester der Frau Masloff.

Das Schwurgericht gegen diese 4 Angeklagten hat vom 26/10 bis 9/11 zu Konitz getagt. Von der Verteidigung wurde versucht, einen Teil des für die jüdische Täterschaft bei der Ermordung des Winter sprechenden Beweismaterials vorzubringen und zwar mit überraschendem Erfolge. Denn sowohl Geschworene als auch Zuhörer gewannen die Überzeugung, daß der Mord nur von Juden zu rituellen Zwecken und zwar nur in dem Keller des Fleischermeisters Adolf Lewy verübt sein könnte.

Nachdem der Gerichtshof den Masloff zu einem Jahr Zuchthaus verurteilt hatte, weil er bei seiner Vernehmung vor Amtsrichter Pankau den mit dem Fleischdiebstahl zusammenhängenden Schluß verschwiegen habe, reichten die Geschworenen ein Gnadengesuch ein, die Zuchthausstrafe in Gefängnis umzuwandeln, da diese Art der erkannten Strafe weder im Verhältnis stehe mit der Verfehlung des Masloff, noch mit den Ansichten der Geschworenen, die sie mit ihrem Spruche zum Ausdruck bringen wollten, zumal sie dem Masloff in allen seinen Behauptungen vollen Glauben geschenkt hätten.

Die nichtjüdischen Zeugen in Konitz hatten die größte Furcht vor dem Untersuchungsrichter Zimmermann, der in stundenlangen Sitzungen die Zeugen vernahm, und Speisiger und Masloff, nachdem er sie vernommen, verhaftete. Die freisprechenden Urteile sowohl der mit gelehrten Richtern besetzten Strafkammer als auch des Schwurgerichts, haben gezeigt, daß das System Zimmermann der Suche nach den Mördern nicht förderlich gewesen ist.

Bei der Beleuchtung des Prozesses Masloff kann das Auftreten der Staatsanwaltschaft nicht übergangen werden. Neben dem zuständigen Ersten Staatsanwalt Settegast trat während der ganzen Schwurgerichtsverhandlung der Oberstaatsanwalt Lautsch des westpreussischen Oberlandesbezirk Marienwerder als Vertreter der Anklage-Behörde auf. Er bemängelte vielfach die Glaubwürdigkeit der nichtjüdischen Zeugen, während er durchweg die jüdischen Zeugen für glaubhafte Leute hielt und am Schlusse seiner gewandten, das „Schuldig“ gegen alle Angeklagte beantragenden Rede erklärte er, die ganze Familie Lewy habe richtig geschworen, obschon Moriz Lewy 3 Wochen vorher in öffentlicher Gerichtssitzung wegen wissentlichen Meineides durch Gerichtsbeschluß und auf Antrag des Ersten Staatsanwaltes Settegast verhaftet worden war.

Warum ist nichts herausgekommen? Weil gleich nach der Entdeckung der Mordtat, in den ersten Tagen, als die nicht in dem See gefundenen Körperteile des Ermordeten noch in Konitz ver-

steckt waren, keine Schritte von Seiten der dazu berufenen Behörden unternommen worden sind. Bei wirklich sachgemäßen Hausfuchungen hätten die einzelnen Körperteile, namentlich der Kopf, der doch noch über einen Monat, vom 11/3 bis 15/4, in der Stadt verborgen gewesen ist, gefunden werden müssen. Damit wären auch die Mörder oder ihre Helfer ans Tageslicht gebracht worden.

Die Stadt Konitz kann nach ihrer ganzen Bauart mit geringem Aufgebot an Mannschaften völlig abgesperrt werden. Die freiwillige Feuerwehr, der Kriegerverein, die Schützengilde, oder besonders in Eid und Pflicht genommene Bürger, die sich dem Bürgermeister zu diesem Zwecke zur Verfügung stellten, hätten diese Aufgabe ohne weiteres erfüllt. Traute man es den Bürgern nicht zu, so wäre die Heranziehung einer Kompagnie Infanterie zweckmäßig gewesen.

Inhaber der Polizeigewalt in Konitz ist Bürgermeister Deditius, früher Bürgermeister von Strehlen in Schlesien. Er hat dort als eifriger Judenfreund gegolten. Seine Frau entstammt einer jüdischen Familie. Herr Deditius ist ein gewandter, in seinem Dienste sehr erfahrener Beamter; in seinen Händen lag zum großen Teil das Schicksal der Untersuchung! In ganz Konitz ist man nun der Ansicht, daß der Bürgermeister wirklich zweckentsprechende Maßregeln nicht getroffen, sondern praktische Vorschläge aus den Reihen der christlichen Bewohner zurückgewiesen hat. Die Hausfuchungen in der Stadt, abgesehen von der bei Hoffmann, wurden oberflächlichst ausgeführt, so daß sie meist wiederholt werden mußten. Bei der Hausfuchung im Lewyschen Hause gestattet man der Frau Lewy sogar, ruhig im Bett liegen zu bleiben. Das Bett wurde nicht durchsucht, obschon es möglich war, daß gerade in diesem Bett der „erkrankten“ Frau Lewy sich Körperteile des Ermordeten befinden konnten. Man wird unwillkürlich daran erinnert, wie Rahel einst die gestohlenen Hausgötzen ihres Vaters verbarg, 1. Mos. 31, 30. Bei den nochmaligen Hausfuchungen wurde aus naheliegenden Gründen natürlicherweise nie mehr etwas gefunden.

— Es sollte nichts herauskommen! Im Laufe der Zeit haben auch hohe Beamte Konig besucht, und es sind lange Konferenzen abgehalten worden. Ministerial-Direktor Lucas, Geheimer Ober-Justizrat Przewlocka, Geheimer Rat Maubach aus Berlin, Senats-Präsident Hasenstein und Ober-Staatsanwalt Wulf aus Marienwerder (Westpr.) sind mehrmals in Konig gewesen. Was von den Ansichten dieser Herren unter der Hand verlautete, deutet darauf hin, daß die Anschauungen und Urteile der Polizeiorgane Debitius, Wehn und Braun auch von ihnen geteilt wurden. Man hielt an dem in der jüdischen Presse geschickt vertretenen Standpunkt fest, daß nur ganz ungebildete Leute an die Mähr vom „Ritual-Morde“ glaubten, daß in Wirklichkeit derartige Morde nicht vorkämen, und daß deshalb bei der Ermordung des Winters eine jüdische Täterschaft nicht vorausgesetzt werden könne.

Eins steht fest: daß die vielen Besuche der Oberbeamten in Konig in keiner Weise die Wirkung hervorgebracht haben, daß auch gegen verdächtige Juden entsprechende Schritte bemerkbar wurden.

Im Gegenteil! Der gute Wille einiger Koniger Beamten, auch einmal das Judentum anzufassen, war nach solchen Besuchen abgefühlt.

Als nun gar vom Regierungspräsidenten von Marienwerder 20 000 M. auf die Entdeckung des Mörders ausgesetzt wurden, galt jeder christliche Zeuge als verdächtig, daß es ihm bloß um die hohe Summe zu tun sei. Als dann infolge der amtlichen Behandlung der Sache wiederholt in Konig von den Christen, als „Staatsbürgern 2. Klasse“ Zusammenrottungen und Unruhen ausbrachen, schrieb das in München erscheinende „Deutsche Volksblatt“ am 17/6 00: „Der Große Tote von Konig“. In Konig ist ein Bataillon Soldaten eingetroffen, das mit Kolben und Bajonetten das „verdammte Nest“ wohl zur Ruhe bringen wird. Es herrscht Ruhe! Die Ruhe des Kirchhofes! — Wer ist nun der große Tote in Konig? Ist es Winter? Nein, er nicht. Der andere, ein ungleich Größerer, den sie dort be-

graben haben: Es ist der Glaube an Recht und Gesetz im Volke.“

Germania 6/6 00: „Die vorgekommenen Ausschreitungen sind in erster Linie vielleicht auf das Konto der Juden (die Schlochauer Juden nannten Winters Begräbnis „Tierschau“) in zweiter Linie auf das Konto der Polizei zu setzen. Nun bemüht man sich in R. eine antisemitische Agitation zu entdecken. Wenn sie, die ja nicht erlaubt ist, vorhanden ist, so sind Juden und Polizei ihre Förderer, die nicht imstande sind, die Früchte ihrer Tätigkeit zu erkennen und sie darum ändern in die Schuhe schieben wollen. Wir haben hier offen und klar die Situation zu zeichnen gesucht; das Resultat der ganzen Sache ist bisher leider objektiv eine Untergrabung des Rechtsbewußtseins und der Rechtssicherheit, sowie des Glaubens an die Unparteilichkeit der Justiz im Volke! Man gebe sich nicht der Hoffnung hin, daß die Sache sich totbluten könne. Der Mord muß gesühnt werden. Und wenn die Staatsregierung darauf Wert legt, daß die Bevölkerung wieder Vertrauen gewinnt, dann ist es notwendig, daß den bisher mit der Untersuchung betrauten Personen, diese aus den Händen genommen wird, vor allem den Berliner Kommissaren.“ —

Den Tumulten, die durch jüdisch bezahlte Aufwiegler noch vergrößert wurden, begegnete die Regierung durch Entsendung von Soldaten. Die Juden aber hatten ihre helle Freude an den Unruhen, die die Aufmerksamkeit von dem Morde ablenkten und bei den höchsten Behörden unrichtige Vorstellungen über die Zustände in Konig erregten. Mit der Tätigkeit des Militärs waren die Juden nur insofern unzufrieden, als die Soldaten nicht zwischen das Volk schossen. Das haben Juden ganz offen ausgesprochen.

Kann nun geduldet werden, daß ein wildes, asiatisches Volk in unserer Mitte ungestört seinem Blutdurst fröhnen, sich die Opfer unter unsren Kindern suchen und dann die Spuren der Greuel mit seinem erschlichenen Reichtum verwischen darf? Überblicken wir noch einmal den Sachverhalt, nur die nackten und faßbaren Tatsachen, ohne Rücksicht auf

die „Imponderabilien“ des natürlichen Gefühls im Volke bei diesem besonderen Fall und des seit Jahrhunderten bestehenden und bewiesenen Glaubens an Blutmorde (fd). — Der Körper des W. wurde gefunden: 1. kunstgerecht in Stücke zerlegt, 2. mit den Merkmalen der Schächtungsschnitte, 3. blutleer.

Aus der handwerksmäßigen, vollendeten Zerlegung der Glieder geht die Täterschaft eines Metzgers hervor. Er hat sein Opfer regelrecht geschlachtet. Aber wie? Der Hals zeigte deutlich die Merkmale des von den jüdischen Meistern, Metzgern, Schächtern, zur Tötung des Schlachttiers angewandten, kunstvollen Schächtschnittes. Der christliche Metzger tötet das Tier plötzlich durch Schlag oder Schuß auf die Stirn. Ebenso wies die Bauchhöhle, besser die Grenze zwischen Bauch- und Brusthöhle, den Schnitt auf, der zur Untersuchung der Lunge auf ihre Koscherheit gemacht wird. Endlich war der Körper des Jünglings blutleer wie der eines geschlachteten Tieres. Diese 3 Tatsachen weisen unzweifelhaft auf einen jüdischen Metzger als Mörder hin. Durch die Tatsache der Blutleere wird noch der wichtigste Beweis des Vorbedachts und eines gewissen Zweckes bei dem Mord erbracht, einer Bestimmung, nämlich der des Blutgewinns. Bei allen ob mit oder ohne Vorbedacht Ermordeten, bei den Opfern eines Raubes, einer Lust oder eines Affekts, ist das Blut in den Adern durch den plötzlichen Tod verdickt; ja, der im Augenblick der Tat noch volle Geistesgegenwart besitzende Mörder wird sich eifrig bemühen, den geringsten Blutverlust zu erreichen, um sich oder den Tatort möglichst unbefleckt zu erhalten.

Es ergibt sich die logische Schlussfolgerung: Winter ist von Schächtern zwecks Gewinnung seines Blutes geschächtet worden. Man lese die ausführlichen Gerichtsverhandlungen in der von Liebermann von Sonnenberg bevortworteten Schrift über Konik.

Die roten Lebensäfte des unglücklichen Ariers Ernst Winter, zubereitet und auf dem heißen Stein getrocknet, sind längst von Hebräern in Ostland und Rußland verschlungen, ja vielleicht

noch weiter nach anderen Teilen der vom Schmarozer überwucherten Erde verschleppt worden; letzte pulverisierte Reste mögen noch heute in irgendeinem Behälter, wer weiß in welchem Tempel oder Palast dieser Welt schlummern.

1914: Repräsentanten der jüd. Gemeinde in Konik: Isidor Fleischer; Leß; S. Lewicki; A. Mehfeldt; L. Sommerfeld; J. Maschke; Heymann Meyer.

Jens Janssen, III. Beob. 1927, S. 76: „Ich bin in der Lage, einen Tatsachenbericht über die Vorgänge in Konik zu geben, die sich unmittelbar nach der Ermordung und Zerstückelung des Gymnasiasten Winter dort abgespielt haben.

Ich war damals freier Journalist in Berlin. Als der Mord geschehen war, und der Verdacht laut wurde, es müßte sich um einen „Ritualmord“ handeln, gab ich in engerem Kreise meinen Kollegen zu erkennen, ich könne an solchem Überwitz nicht glauben. Gerade deshalb — und weil man mich als Mann von starkem Gerechtigkeitsgefühl kannte — wurde beschlossen, mich sofort nach Konik zu schicken, um auf eigene Faust Nachforschungen anzustellen und dann ganz objektiv Bericht zu erstatten. Diesen Bericht will ich hier wiederholen.

Der einzige medizinische Sachverständige, der die vorgefundenen Leichenteile des ermordeten Knaben gesehen und untersucht hat, war ein Koniker Sanitätsrat und dieser hatte gutachtlich festgestellt: Winter sei an Verblutung gestorben. Nicht an „Erstickung“, wie ein späteres Obergutachten wissen wollte, erstattet von Medizinern, die die Leichenteile nicht gesehen hatten. Auf „Erstickung“ wurde geschlossen, weil Speise- und Luftröhre mit Speiseresten verstopft waren, eine Erscheinung, die durchaus nicht gegen Verblutung sprach, sondern als Nebenerscheinung gelten konnte.

Es gelang mir in Konik, Zutritt zu dem Krankenhauskeller zu erlangen, wo in zwei großen Töpfen die aufgefundenen Leichenteile aufbewahrt wurden. Wie mir das gelungen ist, möchte ich nicht verraten. Der Befund war: Vorhanden waren Brustkorb und ein Arm. Hier will ich einschalten, daß die erste

Drahtnachricht über den Mord (der doch im äußersten Osten geschehen war) aus Frankfurt a. M. (?) an die Berliner Presse gelangt war — und dahin lautete: Die Leiche des E. Winter sei im Mönchsfsee zu Konig aufgefunden worden, „Uhr und Schmucksachen fehlen“. Das leuchtete mir natürlich bei der Besichtigung ein; denn an einem nackten Brustkorb wird man selten eine Uhr finden. Jedenfalls ließ die Fassung der Depesche auf Raubmord schließen — was vielleicht der Zweck des Telegramms war, der jedenfalls erreicht wurde; denn ganz Berlin war von der Tatsache eines Raubmordes überzeugt. Als ich aber „die Leiche“ — die beiden Stücke — sah, wurde ich stutzig.

Der Arm war „vorschriftsmäßig“ von der Schulter abgetrennt. Nicht im medizinischen Sinne; ein Arzt kam als Anatom wohl nicht in Frage, eher ein Fleischer. Der hatte zunächst ein wenig zu tief angefeßt, davon überzeugte ein kurzer Fehlschnitt am Oberarm. Beim zweiten Ansetzen hatte der Täter die richtige Stelle getroffen. Der Arm war blutleer; wir zogen mit einer Pinzette die große Schlagader ein wenig heraus und stellten absolute Blutleere fest.

Der Brustkorb bot ein interessantes Bild. Die Lunge war ein schlapper, grauer Gewebelappen, völlig blutlos. Aber nun setzte mir mein Führer auseinander: „In unseren östlichen Gegenden wird es mit dem Schächten sehr genau genommen. Ist ein Tier geschächtet und ausgeblutet, so macht der Schächter unterhalb des Brustkorbes einen Einschnitt. In diesen fährt er mit der Hand hinein und nimmt das Messer — „cachiert“, in der hohlen Hand — mit. Er arbeitet sich dann mit dem Arm unterhalb des Zwerchfells durch den Körper. Hinten angekommen, schiebt er aus der hohlen Hand das Messer vor und macht von unten in das hintere Zwerchfell einen Stich. Durch das so entstandene Loch tastet er mit der Hand nach dem hinteren Ende der Lunge, also oberhalb des Zwerchfelles. Ist die Lunge hinten angewachsen, so ist das Tier „trefer“, wenn nicht, so ist es „koscher“. „Nach dieser Erläuterung zeigte mir mein Führer an dem Brustkorb Ernst Winters — den

Einschnitt unter dem Brustbein und den Stich in des hintere Zwerchfell! Weislich: Ernst Winters Lunge war hinten angewachsen. ...

Dieses war die Besichtigung der beiden Stücke; die „Leiche ohne Uhr und Schmucksachen“! Erschüttert ging ich weiter auf die Suche.

Inzwischen waren von unbekannter Hand zahllose Broschüren in die Koniger Briefkasten geworfen und an alle möglichen Leute verschickt worden, in denen beweglich dargelegt wurde, es gebe keinen Ritualmord. Ferner wurde berichtet, der Rabbi des Ortes sei bei dem katholischen Oberpfarrer gewesen und habe ihn dringend gebeten, seinen Glaubensgenossen das Ritualmärchen auszureden. Da habe der Oberpfarrer auf das Bild des Gekreuzigten an der Wand gezeigt und gesagt: „Erst schaffen Sie mir diesen Ritualmord aus der Welt.“ So ging die Rede.

Am nächsten Tage wurde mir gesagt, ein Koniger Bürger Sch. habe am frühen Morgen nach dem Morde, also am 12. März, ein Gespräch zweier Juden mit angehört. Ich suchte den Sch. auf. Er mochte mich erst für einen Beamten halten; ich hatte das Band eines (militärischen) Ehrenzeichens im Knopfloch. Wie ich nach jenem Gespräche fragte, erwiderte er in großer Erregung: „Lieber Herr, lassen Sie mich aus! Ich bin Geschäftsmann und werde ruiniert!“ Aber ich ließ nicht nach und so erfuhr ich folgendes:

Am frühen Morgen des 12. März wollte ich zum Bahnhof. Da standen an einer Ecke (er zeigte sie mir) die beiden Juden D. und S. Ich hörte: „Na, wie war's? Hat er sich gewehrt?“ „Na ob!“ „Wieviel wird's geben?“ „Sechs bis acht.“ Dann war ich vorbei und hörte den Rest nicht.“

Natürlich schleppte ich Sch. unverzüglich zum Rathaus vor den Bürgermeister. Dem sagte ich, Sch. habe eine wichtige Aussage zu machen. Der Bürgermeister fragte mich zunächst, was ich in Konig wolle; ich antwortete, ich interessiere mich für den Fall. Worauf er: „Das habe ich mir gedacht.“ Und dann sagte er, ich könne ja nun gehen, er werde Sch. vernehmen. Aber so leicht



ging das nicht; denn nun erzählte ich dem Bürgermeister den Inhalt des Gesprächs und stellte dann an Sch. die Frage: „Stimmt das so?“ Der bestätigte es. „So“, sagte ich, „nun kann ich ja gehen.“ Aber da hielt mich der Bürgermeister fest und wurde gesprächig.

„Wie einfach“, sagte er, „da haben eben zwei Juden vom Geschäft geredet. Der eine fragt, ob „er“ sich gewehrt habe — nämlich zu zahlen. Der andere sagt: „Na ob“. Der erste: „Was wird's geben?“ — nämlich Prozent oder Mark; Antwort: „Sechs bis acht“ — also Prozent oder Mark.“

„Oder Liter!“ warf ich ein. Da kam eine Stimme aus dem Hintergrund: „Nein, das haben wir schon nachgerechnet; es kommen höchstens 5 Liter in Frage!“ Der das dazwischen rief, war der Berliner Kriminalkommissär.

Aber ich ließ nicht nach: „Meine Herren, ob nur Mark Prozent, Liter, Flaschen oder Stoop (ein ostpreußisches Hohlmaß) — Sie bekommen volle Klarheit, wenn Sie unverzüglich die beiden Juden einzeln festnehmen und den einen auf Zimmer 1, den anderen auf Zimmer 4 vernehmen.“

Dies geschah aber nicht, sondern wir konnten gehen. Noch am selben Tag war dieses Rathhaus-Intermezzo Stadtgespräch in Konig, und so werden auch wohl die beiden jüdischen Mitbürger davon erfahren haben. Nach 14 Tagen (!) las man in der Berliner Presse, es seien die beiden durch ein Gespräch in Verdacht geraten; aber der Inhalt des Gesprächs habe sich als harmlos herausgestellt. Was man sich schließlich denken kann.

In den folgenden Tagen habe ich noch mancherlei gehört, was man in Konig alles beobachtet haben wollte; aber ich will nichts Unverbürgtes vortragen. Nur eines, weil es wirklich merkwürdig ist. In Konig lebte ein Jude Alexander Prinz. Er wurde „der dumme Alex“ genannt, weil er, wie es hieß, geistig minderwertig war. Von Ohrenzeugen wurde mir berichtet, der „dumme“ Alex, der ja dauernd in den Läden und Gaststätten schächernd herumlungerte, habe am Morgen des 12. März, als noch kein Mensch von dem Tode Ernst Winters

etwas ahnte (!) offen erzählt: „Wo der Winter ist, kann ich euch sagen; er ist gestern abend in dem Keller des ... geschächtet worden. Natürlich nahm das niemand ernst, es war ja der „dumme“ Alex. Aber die Sache wird doch verflucht ernst, wenn sich nachher der Tatbestand so herausstellt, wie ich ihn geschildert habe! Wie konnte der „dumme Alex“ auf solche Gedanken kommen? — Als ich in Konig war, war der „dumme“ Alex nicht mehr am Orte; ich konnte nicht erfahren, wohin man ihn geschickt hatte.

Und noch eins: Ich erfuhr, daß vor dem Mordtage ein ortsfremder, lahmer Jude mit polnischem Namen und Akzent bei einem angesehenen jüdischen Kaufmann in Konig erschienen sei und ihm ein Schriftstück zur Unterschrift vorgelegt habe. Der Kaufmann habe sich gesträubt; seine Tochter habe einen Blick in das Schriftstück geworfen und entsetzt ausgerufen: „Aber das ist ja Mord!“

Besagter Kaufmann ist bald nach dem Mord mit Familie nach Berlin übersiedelt. Die Tochter ist dort plötzlich gestorben, und ein jüdischer Arzt habe als Todesursache „Tetanus“ (Starrkrampf) angegeben. Da „Tetanus“ im Symptom auch Strychninvergiftung ist, wurde später die Exhumierung der Leiche verlangt, aber nicht erreicht. Vor Gericht wurde ausgesagt, die Tochter habe eine ständige Redensart an sich gehabt: „Der reine Mord!“ — und so sei auch dieser Vorfall harmlos gewesen.

Daß der Sohn des Schlächters Lewy, „der Aneifermoriß“ später zu zweieinhalb Jahren Zuchthaus wegen Meineids verurteilt worden ist, dient zur Abrundung des Gesamtbildes. Er hatte beschworen, Winter nicht gekannt zu haben; dabei haben sie sich geduzt!! Nach seiner Verurteilung war Moriß Lewy ein Märtyrer und Held; Postkarten mit seinem Konterfei wurden in ganz Deutschland vertrieben. Demnach scheint es Kreise zu geben, in denen der Meineid in solchen Fällen als eine edle Tat gilt. —

Ich will noch kurz daran erinnern, wie die Untersuchung dieses Mordfalles verlaufen ist, soweit ich das vorhin nicht schon berührt habe. Kurz vor dem Mord

an Winter war in Polna die Agnes Hruza unter ähnlichen Umständen ermordet worden; man hätte eigentlich auf die dort gemachten Erfahrungen zurückgreifen und sie nutzbar machen sollen. Der Jude Hilsner (sd), damals wegen Beihilfe zum Morde verurteilt, wurde, soweit ich weiß, nachher begnadigt. Genau wie in Polna, waren auch in Rönik folgende Merkmale vorhanden: absolute Blutleere; kurz vor der Tat wurden einige ortsfremde Ostjuden gesehen; irreführende Meldungen der jüdisch versippten Presse; sofortige Verdächtigung eines christlichen Fleischers in der gesamten Presse, dadurch Verzögerung der Untersuchung, weil die Behörde in eine Sackgasse geriet; ferner offenes Aussetzen der Leichenstücke (kein Verscharren!) — bei Winter wurden Brust und ein Arm im Mönchssee treibend gefunden; ein Bein wurde später über das Gitter in den christlichen Friedhof geworfen (!) und den Kopf fand man nachher auf einem Ackerfelde. Endlich: beide Morde geschahen kurz vor Ostern (bei den Juden Pessach genannt).“

Rönik, General, 1/2 ▼, Revolutionsminister, München. 1918. f.

Rönik△, Christian F. W. R. Alex, Frhr. v., aus dem Uradel des Thüringer Orlagaues, 1790—59, bayr. Oberst. 26 ○ ▼ Pappenheimer v. Kertstorff, Großhändlerstöchter.

R.'s Töchter trugen das jüdische Blut weiter in die arischen Eypen: 1. 2. Philipp u. Ludw., Grafen v. Pfensburg-Philippseich (beide ○ 50) waren bayr. Major und Generalleutnant; 3. Ludw. Hermann v. Erblich, bayr. Major. 4. Hans v. Kirchbach (○ 63), sächf. Generalmajor, dessen Töchter den Amtsgerichtspräses in Chemnitz, Richard Thieme-Garman (○ 87) und den Generalleutnant Karl Frhrn. v. Lindemann (○ 97) heirateten. 5. Ludw. v. Abelen (○ 61), sächf. Staatsminister.

R.'s Sohn Albert, \*42 Augsburg, Kgl. bayr. Kammerer und General der Kav. z. D. in München, vertrat 17 den Generalkommandeur in Nürnberg. SA.

Rönikli, Jsidor, Provisionsreisender, erhielt Juni 1914 (DfBl 24/6) wegen Urkundenfälschung und Betrugs 2 Monate, durch die Untersuchungshaft verbüßt. Auf Reisen für eine Wäschefabrik in Berlin, kam er in eine Gegend, die schon von Reisenden „abgegrast“ war. So mußte er öfter die Wühlblattfigur des „fliegenden Reisenden“ spielen. „Schließlich hatte er auch nach anderer Richtung hin Besch. So erhielt u. a. ein katholischer Geistlicher, der wärmende wollene Beinhüllen bei ihm bestellt hatte, von der Firma versehentlich zarte, mit Spigen und Schleifchen versehene — Damenbeinkleider und die Folge war, daß der Besteller, der hierin eine Verhöhnung erblickte, den ganzen Auftrag annullierte und R. die schon erhaltene Provision anderweitig verrechnen mußte. Er geriet allmählich in Geldbedrängnis und in dieser Situation ließ er sich verleiten, verschiedene Bestellscheine in der Weise umzuändern, daß er die Zahlen erhöhte.“ — Eives, Cavete Ronikim!

Ronkorbat, jüdisches. Nach dem R— der österr. Regierung mit dem päpstlichen Stuhle entworfenen Osterreich-Ungarns orthodoxe Rabbis in Wien ein jüdi-

sches R—, das den Gemeinderabbi eine ähnliche Macht über die Juden geben sollte, wie sie die katholische Kirche über ihre Katholiken besaß.

Der Impresario war Ignaz Deutsch. Erst Händler mit Fischbein und nichts weniger als fromm, errichtete er später eine Wechselstube und erwarb zum Titel „Hofwechsler“ noch den eines „Gemeindevorstandes der heiligen Stadt“ — man nannte ihn deshalb den „Herzog von Jerusalem“. Er fand Eingang bei katholischen Würdenträgern, denen er die Einheitlichkeit der Klerikalen aller drei Konfessionen (sd) weismachte. Leo Thun und die christlichen Kirchenoberen setzten sich aber für die Rabbis nicht bei der Regierung ein, die deshalb das Anstinnen, mit den Rabbis einen Staatsvertrag zu schließen, unbeachtet ließ. „Das hinderte den Hofwechsler nicht, finanzieller Vertrauensmann der geistlichen Kreise zu bleiben und die gläubigen Christen zu seinen christlichen Gläubigern zu machen; er sagte Konkurs an, und die Christen unterließen es sogar, ihre Forderungen anzumelden“, (S. Mayer, Wiener Juden, 1917, S. 369/70) — vielleicht aus Scham? So konnte natürlich auch aus dem jüd. R— nichts werden.

Ronkurs. Die Bedeutung des jüd. R.'s ist wohl am besten von U. M., Okt. 1898, erkannt:

„Preisend mit viel schönen Reden  
Der Geschäfte Wert und Stand,  
Säßen viel bekannte Juden  
Auf der Börse bei einand'!

„Herrlich“, sprach der reiche Nathan,  
„Wie mein Bankgeschäft floriert!  
Meine Aktien sind gestiegen  
Und mein Konkurrent falliert.“

„Meinen Laden sollt Ihr sehen“,  
sagte Moses Mandelbaum,  
„Vollgepfropft mit Garderoben  
Ist der ungeheure Raum.“

„Neulich kauf' ich“, sprach der alte  
Pferdehändler Silberstein,  
„Für die Hälfte ihres Wertes  
20 junge Klappen ein.“

„Ich hab' keinen großen Laden“,  
Ketzel Dillenthal begann,  
„Handle bloß mit alten Sachen  
Und was sonst ich kriegen kann.“

Doch es hat mein kleiner Laden  
Mir genug schon eingebracht,  
Denn ich hab' in einem Jahre  
Siebenmal Konkurs gemacht.“

Und es rief der reiche Nathan,  
Mandelbaum und Silberstein:  
„Dillenthal, Du bist der Reichste,  
Dein Geschäft bringt's meiste ein!“

Ronkursstrik. Das 20. Jh., 1893, S. 110: „Händler A kauft vom Fabrikanten B ein Warenlager und „verkauft“ dasselbe zum Schein an den Komplizen C in einer etwas entfernten Stadt. A meldet dann Konkurs an, bevor die Waren an B zu bezahlen sind, natürlich auch, ohne von C bezahlt worden zu sein; speist den Gläubiger B unter behördlicher Kontrolle mit einem Minimum ab und macht, womöglich in seinem alten Laden, sein Geschäft mit den von C inzwischen „zurückgekauften“ Waren vergnügten Gesichts wieder auf. Fällt es später C ein, Konkurs zu machen, so wird A die geleisteten Dienste dem C gewiß bereitwilligt vergelten. Durch solche Konkurs-Zwidmühlen werden ehrliche Fabrikanten legaliter bestohlen. Ein Gauner für sich kann solche erlaubten Diebstähle natürlich nicht ausführen; dazu gehören Gaunerverbände. WM.

Ronnersreuth, das Wunder von, f. Bruno Roth-schild.

**Konodh** [Verlängerung von Kohn], G. P., englischer Kunstkritiker und Apostel Max Liebermanns (Sd), London, 20. Jh.

**Konopinski** [Cohen], ChR: Nova Reforma (Ausgabe 15 000); Krakau. 1920. — Eberle, Großmacht 222.

**Konrad**, Emil, Dr. jur., ChR „Fremdenblatt“. \*1868 Jamniz, Mähren. Wien III, Baumannstr. 4. Deg. 6.

**Konrad**, Ernst = Paul Ehrentraut.

**Konrad**, Karl, gebor. Philipp Kohn, österr. Major, \*1865 Cernette, #87, Korneuburg. F.

**Konradin**, Karl, Ferdinand, früher: Kohn, Opernkomponist, †1833, Helenenthal, Baden. De.

**Konrad**, Ju., gebor. Kohn; \*1853. R: R. Wien. Tgl. Ma: Daily Telegraph. Wien. Ko.

**Konringl**, Alfred [Cohn-Ring] = Alfred Moeglich.

**Konserbativ.** Die staatsserhaltende Partei der Konserbativen Deutschlands, die Adel mit Kaisertreue vereinigte, wurde von Fr. ΔVist 1845 charakterisiert: „Von jeher und bis zu dieser Stunde bin ich ein Konserbativer gewesen, wenn man darunter denjenigen versteht, der die Völker, die Regierungen und die Staaten nicht nach Art des französischen Liberalismus über einen Kamm zu scheren und sie ab ovo zu konstruieren, sondern auf die Grundlage des Bestehenden bauend, diejenigen Reformen allmählich zu realisieren strebt, ohne welche Staatskörper von weit vorgerückter Zivilisation nie zu einer festen und unwandelbaren Basis im Innern, nie zu einer dauerhaften Garantie ihrer Unabhängigkeit nach außen gelangen können. . . . An der Spitze meiner Republiken stand immer ein Kaiser.“

E. Ulrich, „Staatsserhaltende Demagogie“, 1893, Glöck, Dresden: „Konserbativ sein, heißt nicht Schmeichler und Höfling, sondern der getreue Eckart der Regierung und des Monarchen sein; der ist aber nicht, was er sein soll, wenn er nicht die reine unverfälschte Wahrheit sagt, oder wenn er auch nur schweigt, wo er reden und warnen mußte“. Hierauf hätte die Partei jede Bewegung gegen Staatsfeinde stützen müssen; sie frankte aber bis 1918 an der Halb- und Lauheit einer zum Selbstzweck gewordenen „Vornehmheit“, die es in Sachen der Selbstverteidigung für unvereinbar mit ihren Grundsätzen hielt, dem Gegner unedle Beweggründe zuzuschreiben, oder ihn anders als mit Glacéhandschuhen anzufassen.

An sich schließt der Begriff „konserbativ“ jede Judengenossenschaft aus. Aber

so wenig, wie je ein Wanderer den Bege-  
lagerer dadurch besiegt hat, daß er ihm  
zurief: „ich bin Herr von . . .“, eben-  
sowenig erreichte der Konserbativ et-  
was gegen den Juden, wenn er diesem  
gelegentlich einmal den Unterschied zwi-  
schen germanischer Ritterlichkeit und he-  
bräischen Raubriterei von Ferne an-  
deutete, im übrigen aber sich nach  
Friedr. Stahl (Sd) richtete oder Jüdin-  
nen heiratete.

Diese unzulängliche Stellung der  
Konserbativen wurde schon früher er-  
kannt; Liebermann v. Sonnenberg, Re-  
form-B. zu Breslau 16/10 1882: „Es  
sind in der konserbativen Partei per-  
sönlich hoch achtbare Männer, die zu  
konserbativ vornehm sind, um etwas zu  
tun. Diese hat B i s m a r c k treffend da-  
durch gekennzeichnet, daß er sagte, per-  
sönliche und sachliche Zurückhaltung vie-  
ler Konserbativer hindert die Erfolge  
der Partei. Und Herr v. ΔLudwig sagte  
größer: sie wollen nicht bloß selber nicht  
arbeiten, sondern hindern auch andere  
Leute daran. Die Selbsterkenntnis ist  
der Anfang jeder Besserung.“

Die konserbative Partei wäre am be-  
rufensten gewesen, sich auf reines  
Deutschum einzustellen und den Kampf  
gegen Juda aufzunehmen. Leider hat  
te sie sich stark von Mischlingen durch-  
wuchern lassen und ihre Sendung ver-  
kannt. Unter den unzulänglichen Kon-  
serbativen, die sich 1892 (DW 31/12)  
gegen eine Ergänzung des Parteipro-  
gramms durch die Judenfrage ausspra-  
chen waren die Herren: 1. Adermann  
(Tharandt), 2. Bod (Minden), 3. Do-  
billet (Insterburg-Gumbinnen), 4. Graf  
D o u g l a s (B r e t t e n), 5. v. F l ü g g e  
(Maugard), 6. von Gerlach (Kolberg), 7.  
Dr. Hartmann (Blauen), 8. von Hol-  
leuffer (Löwenberg), 9. Graf von Hol-  
stein (Oldenburg-Plön), 10. Hülsh  
(Dresden l. d. E.), 11. Graf Kleist-  
Schmenzin (Dramburg-Belgard), 12.  
Klemm (Dresden r. d. E.), 13. Menzer  
(Heidelberg), 14. Graf Saldern-Abhimb  
(Kuppin), 15. Dr. Schier (Hanau), 16.  
Freiherr von Schleiniz (Rotenburg-  
Hersfeld), 17. Graf Schlieffen (Mal-  
chin), 18. von Steinau (Frankfurt a. D.),  
19. Steinmann (Thd-Johannesburg),  
20. Uhden (Züllichau-Krossen), 21.

Wichmann (Mohrungen = Pr. = Holland)  
22. von Brisberg (Hagenow).

Offenbar wollte man es nicht mit den Juden verderben, denen man angeheiratet oder verschuldet war, während man grade durch dieses andauernd unmännliche Verhalten noch die besondere Gegnerschaft des Judentums großzog. Die Wahlparole des General-Unz. des Judentums 1906 (DWI 22/12) lautete demnach: „Jetzt fragt es sich: darf ein Jude, auch wenn er politisch konservativ gesinnt ist, einem konservativen Kandidaten seine Stimme geben? Und darauf antworten wir ohne jeden Vorbehalt: Nein! Die Konservativen haben sich vom Antisemitismus ins Schlepptau nehmen lassen, sie treiben verschämt oder ganz offen Judenfresserei der schlimmsten Sorte. Es wäre eine schmachvolle Selbsterniedrigung, wenn Juden durch ihre Stimmen solchen Leuten zur Erlangung eines Mandats verhelfen wollten. Für die Juden sind die Antisemiten und ihre Freunde stets der größte Feind.“

Das Gefasel vom Patriotismus im Munde dieser Leute ist eitel Lug und Trug! Unter dem Deckmantel der „Königstreue und Vaterlandsliebe“ wird gerade durch die antisemitische Bewegung das deutsche Volk verheßt und demoralisiert. Kein größerer Feind in Dtschld für Dtschld als der Antisemitismus, das sollte man doch endlich auch in Regierungskreisen erkannt haben. . . . Und nicht nur als Juden, sondern als wahre Patrioten und gute Bürger erfüllen wir eine heilige Pflicht, soviel an uns liegt, die Wahl von Antisemiten jeder Schattierung, vom konservativen bis zum nationalliberalen Hasse'scher Struktur und darüber hinaus, zu verhindern. Die Männer des Livoli-programms, mögen sie Konservative oder Zirkus-Buschmänner heißen, sind ebenso unsere unbedingten Feinde, wie die waschechtesten Antisemiten und der Büdler-Janhagel. Aber nicht nur in den Reihen der Konservativen gibt es solche antisemitische Wölfe in Schafspelzen. Auch unter den Ultramontanen — den jetzigen Reichsfeinden — finden sie sich! . . . Ob der jüdische Wähler einem von ihnen seine Stimme gibt, mache er

von der Stellung des Kandidaten zum Antisemitismus abhängig. Der dtische Jude muß einen politisch gerecht denkenden Zentrumsmann von der Couleur des alten Windthorst oder Liebers — leider gibt es deren nicht allzu viele — unbedingt einem angeblichen Nationalliberalen aus der engeren Gefolgschaft des stark antisemitisch angehauchten „alldeutschen“ Professors Hasse vorziehen. Ein religiös toleranter Pole ist ihm politisch näherstehend als die Urgermanen Bruhn und Bökler, der roteste Sozialdemokrat verdient eine jüdische Wahlstimme viel eher als ein Reichsparteiler mit den antisemitischen Mäuren der freikonservativen „Post“.

Vor und im Weltkrieg haben die Konservativen Deutschlands ganz besonders versagt und um der Welt nicht das Schauspiel eines sich zerfleischenden Reichstags zu geben, den Staatsverbrecher Bethmann-Hollweg noch beschirmt. Ihr verbindlicher Führer, Graf Westarp, ein sonst ehrenwerter Mann, wäre an der Spitze eines Vereins von Festbesoldeten eher am Platze gewesen, als auf der Zinne einer Partei, die das Vaterland hätte retten müssen, aber lieber breite Einheit wahren wollte, als die richtigen Worte und Taten zu finden. Die Konservativen waren, auch wenn noch jung an Jahren, in Wesen und Gesinnung doch lauter alte Herren: Westarp selber, in Johanniteruniform, brachte es z. B. 1917 fertig, in einem kränklichen Vortrag außerhalb Berlins vor einem Klub mit meist nationalliberalen Mitglieder seine konservative Partei-Gesinnung alle Augenblicke gleichsam zu entschuldigen, statt sie preußisch stolz hervorzukehren. Dem kampffrohen, prächtigen, stets jugendlichen Herrn v. Oldenburg-Januschau scheint die Partei leider nicht denjenigen Einfluß eingeräumt zu haben, den sie ihm zu ihrer Gesundung und zu des Vaterlandes Heil hätte geben sollen. So nahm denn das Schicksal seinen Lauf. Man ist am Juden gestorben, den man, aus falsch verstandenem Christentum und einer von Judengold besleckten ehe-lichen Liebe heraus, immer nur geschont hatte.

In andern Ländern versagten die Konservativen genau so. Drumont: „Die Konservativen Frankreichs hatten nicht den Mut, sich mit uns zu vereinigen, um die Gesellschaft in Gerechtigkeit wieder herzustellen; sie zogen vor, ihre Sache mit der des todkranken Judentums zu verbinden; sie werden mit ihm dafür schmelzen....“

Traut niemals den Konservativen, es ist nichts mit ihnen anzufangen.... Mein grundlegender Irrtum war zu glauben, daß noch ein altes Frankreich bestände.“

Den staatserkhaltenden Konservativen standen trotz allem Entgegenkommen immer feindlicher und bewußter die stets auf Umsturz bedachten Juden gegenüber, die sich aber nur so lange radikal gebärden, als sie noch nicht im Besitze aller Macht der Völker stehen, wo sie eingenistet sind. Das Revolutionäre ist ihnen nur eines der Kampfmittel gegen die anderen. An und für sich ist das jüdische Volk das Starrste auf der ganzen Welt, seine greisenhafte Stokungen und seine Verkündung können natürlich nur von der eigenen wohlwollenden Beurteilung „konservativ“ genannt werden. Aber ohne diese übertriebene, bis zu Stein verhärtete und schier unlebendig gewordene, keiner weiteren Aufnahme mehr fähige und strenge Geschlossenheit hätte sich das Jüdische gar nicht halten können. Man hat ein Janusgesicht. Nach innen gegen sich selber ultrakonservativ, nach außen gegen die Menschheit ultraliberal. Letzteres streitet die Judentum ab, wie alles, was man ihr vorwirft, und sie hat damit nicht so unrecht, weil sie eigentlich im Grunde das andere, nämlich ultrakonservativ, ist.

„Neue Epistulae viror. obscurorum“, DZ 30/4 1914: „Notabene sind wir Juden ebenso wie die Engländer, die konservativste Klasse der Welt. Aber, weil wir eben das Gute erkannt haben, preisen wir den andern das weniger Gute mit solcher Begeisterung an: Wenn wir erst mal im Sattel sitzen — im Bügel haben wir den Fuß ja schon längst —, dann sollen Sie sehen, wie konservativ in unserm Sinne sich dann

alles gestaltet. Sobald ich die Macht habe, bin ich für stabile Verhältnisse.“

Else Croner, „Die Jüdin“, 1905: „Alles Moderne ist jüdisch, hat ein Spottvogel einmal gesagt. Und doch sind Modernität und wirkliches Judentum eigentlich Widersprüche in sich selbst, denn das Judentum ist ausgesprochener Konservatismus.... Dieser starre Konservatismus war das Geheimnis der Arterhaltung.“

Konstanz 1914. (3,54% Juden.) I. Recht und Verwaltung; Bloch, Moritz, RA, C); Jung, Leop., RA, O 1908 — C. — II. Medizin: Guggenheim, Dan., Dr., C; Maier, Adolf, Bezirksleiterarzt, C; Rothschild, Moses, Dr., C); Stössel, Max, Zahnarzt, D. — III. Sonstige Wissenschaften: Meinrat, Dr. D. — IV. Bank, Handel und Industrie: Frank, Gust., Brauereibes., C); Haberer, L. & Co.,); Ron, J. & M., C); Mann, Max, Str., C; Moos, Geb., C); Rothe, J., Gutsbesitzer, C.

Konstein (Kohnstein), Amtsgerichtsrat, † Berlin; OΔ: 1 Sohn (Arzt)?, 1 Tochter. 1915.

**Konsulat.** Dieses Amt wird von Juden sehr begehrt. Denn es erlaubt internationale Beziehungen mit Verwandten und Glaubensgenossen, die ja überall sitzen, zu pflegen und von einem zum andern Lande Börsen- und Handels-Spekulationen auszusinnen.

„Frankfurt, Wien, Berlin, Hamburg, Dresden, haben Juden als englische Konsuln“, Angl. S 260.

Blavier's „Adreßbuch der Juden Berlin's“ zählte 1888 schon 22 Konsuln auf: Bleichröder, Gerson v., Gen.-K. von Großbritannien und Irland, und Bleichröder, Hans v., Vize-K. von Großbritannien und Irland. Braß, Emil, Vize-K. von Peru. Burchard, Gustav, Gen.-K. von Persien. Dorn, Nathan, Vize-K. von Venezuela. Eisenmann, Felix, Vize-K. von Portugal, und Eisenmann, Raphael, Gen.-K. von Portugal. Friedemann Ju., K. von Venezuela. Fuchs, Hugo, K. a. D. Fürstenberg, Achilles, Vize-K. von Brasilien. Goldberger, Georg, Gen.-K. von Belgien. Gutmann, Eugen, K.; Hermann, Moritz, Handelsagent, Vertreter des Vize-K. von Brasilien. Landau, Eugen, Gen.-K. von Spanien. Levin, Gustav, K. und Levin, Siegmund, Gen.-K. von Peru. Oppenheim, Georg, K.; Sander, Karl, K. a. D.; Samelson, Ju., K. von Mexiko. Schlesinger, Martin, Gen.-K. von Serbien. Schönlanke, William, K. von Salvador. Wolffson, Carl, K. von Japan. — Wie viele mögen es jetzt ge-

worden sein! Und dabei war Blavier nicht einmal erschöpfend, es fehlt z. B. Léon, Konf. von Persien.

Die DfBl 5/1 1893 stellten nach dem Adressbuch an Konsuln in Frankfurt M. zusammen: Ber. Staaten: Frank Mason. Kolumbia: Baer-Goldschmidt. Frankreich: Henri Belle. Griechenland: Freiherr v. Erlanger. England: Charles Oppenheimer. Mexiko: Siegfried A. Löwenstein. Osterreich: Freiherr v. Rothschild. Portugal: Freiherr v. Erlanger. Sachsen-Koburg, Sachsen-Meiningen, Sachsen-Weimar: Jacob Gerson. Schweden: Freiherr v. Erlanger. Serbien: Ferd. Leuchs Mad. Spanien: Otto Braunsfels. Türkei: Max Rheinberg. Venezuela: Baer-Goldschmidt.

▼Sidney Whitman, Antisem. Bewegung 1893, S. 14, bestätigte: „Die Konsulate der großen und kleinen Staaten sind fast durchweg in den Händen von Juden. Der vorige englische Generalkonsul in Wien war ein Jude und die jetzigen in Frankfurt und Berlin sind es auch.“

Auswärts lagen aber die Dinge nicht anders. „Man nehme nur einmal den deutschen auswärtigen Diplomaten- und Konsulardienst an, und sehe, wie viele Juden und Judensprossen in denselben eingedrungen sind. Man bedenke, daß derselbe Dienst in andern Ländern, wo er nicht bereits ebenso oder noch mehr verjudet ist, der Verjudung immer mehr anheimfällt. Es ist ja dann ganz natürlich, daß solche Juden aus verschiedenen europäischen Ländern im Auslande gemeinschaftliche Sache machen, und daß sie nicht dem Staate dienen, der sie bezahlt und ernährt, sondern daß sie den jeweiligen Interessen des internationalen Judentum gegen den Staat dienen werden.“

In wenigen Jahren, so fürchte ich, werden unsere sämtlichen Konsulate im Auslande von Juden und Judensprossen besetzt sein; die Konsulate werden dann kaum etwas anderes sein, als Absteigequartiere für reisende Hebräer und Institute, wo dtische Kaufleute zu Gunsten der Juden ausspioniert werden, wo ihnen die Resultate ihrer Arbeiten im Auslande abgenommen werden. Die jüdischen Beamten in Europa können

dann nach Herzenslust mit ihren Stammesgenossen die Sachen ausbeuten. So liegen die Sachen ungefähr in Ost-Asien, ob sie anderswo besser liegen, das weiß ich nicht.“ Paasch 1891, 1, XIII; 2, 137.

Die „Politische Wochenstube“ 1892 S. 34 berichtete über die Konsuln, die Osterreich-Ungarn draußen vertraten: in Frankfurt a. M., Rothschild, in Köln: Oppenheim, in Paris: Rothschild und dessen Stellvertreter Desterreicher, in London: Rothschild, in Manchester: Sigmund Cohen, in Liverpool: Heinrich Cohen, auf Malta: Arthur Cohn, in Brüssel: Raphael Bauer, in Rio de Janeiro: Alfred Mayer und in Buenos Aires: Emanuel Salzberg, in Stockholm: Eduard Fränkel, in Petersburg: Wilhelm Pollig, in den deutschen Ostsee-Provinzen Kurland, Estland und Livland: F. W. Rosenkranz, John Eifenbein und Moriz Lübeck, in Rumänien: Rudolph Wodianer in Giurgevo, Karl Gjiller in Galatz, Elias Zágorski in Jodschan, und Franz Felinet in Schumla. In Philippopel arbeitet für ganz Ostrumelien als General-Konsul Julius Abramovich. Die österreichische Interessenpolitik im Orient leitet der Botschafter und getaufte Jude Freiherr von Calice in Konstantinopel, der mit dem unglücklichen, durch Selbstmord geendeten Botschafter Grafen von Wimpffen in Paris Agent des „Türken-Hirsch“ gewesen.

Von den k. und k. Konsulaten im Osmanischen Reiche wären hervorzuheben: Aleppo mit Moisé Picciatto, Samsun mit Lukas Petrovich, Bengasi mit Francesco Petrovich, Jerusalem mit Anton Stranz, Jaffa mit Jakob Pascal und Siut mit Elias Bistiai. Marokko ist von Seite Osterreich-Ungarns mit folgenden jüdischen Konsular-Agenten beglückt: Isak L. Ben Sheton für Arzila, Daniel Madden für Mazagan, Ruben Elmalet für Mogador und Raphael Benatar für Rabat. Von den Plätzen unter britischer Oberhoheit wären zu erwähnen: St. Helena vertreten durch Saul Salomon, Kimberley durch Ju. Pam Isaat und Singapore durch D. Brandt (verwandt mit dem österr. Konsularagenten Friedrich B. in Casablanca (Marokko)

und dem dtſchen Botſchafter v. Brandt (ſd) in Peking?).

Man hat in Deutschland und im Aus- land von dem konſulariſchen Unheil öf- ter geſprochen, ohne daß es dadurch beſ- ſer wurde. Liebermann v. Sonnenberg trug dem Reichstag, der freilich ſeiner Zuſammensetzung wegen für Raſſenfra- gen die allerunzuſtändigſte Stelle war, am 13/3 1891 vor: „In der Freien Preſſe in Chicago wird als Nachteil her- vorgehoben, daß kaufmänniſche Konſuln in erſter Linie Geſchäfts-Leute waren, und wenn die Interereſſen des Konſular- dienſtes mit ihren Geſchäftsinterereſſen in Widerſpruch kamen, ſie den letzteren meiſtens den Vorzug gaben: „Mitunter geſchah es auch, daß recht zweifelhafte Geſchäfts- Angelegenheiten mit dem Wappen-ſchild des Konſulats gedeckt wurden. Mehr als einmal lieferten faule Banterotte den Beweis, daß der Konſul-Titel zu offenbarer Bauernfän- gerei benutzt worden war.“ Ich wider- ſtehe der naheliegenden Verſuchung, ſchon hier den Beſorgniſſen Ausdruck zu geben, die viele Eingeweihte darü- ber empfinden, daß in unſeren überſee- iſchen auswärtigen Dienſt immer mehr Leute jüdiſcher Abkunft eindringen. (Lachen links.) — Ja, lachen Sie nur! — Ihr Hohn-Gelächter iſt ſchon gerade- zu traditionell geworden als Beſtätig- ung, wenn hier etwas Zutreffendes und Verſtändiges geſagt wurde.“

Bei der Deutſchen Hochwacht 1904 (DfBl 27/8) lief folgende Klage aus Braſilien ein: „Warum wird die „dtſche“ Schule in Konſtantinopel allein mit 30 000 Mk. unterſtützt, wo die mei- ſten Schüler Hebräer ſind? Hier in Südamerika wäre das Geld nutzbrin- gender zu verwerten. Denn die Er- haltung von 300 000 Deutſchen und deren Nachkommen iſt doch mehr wert, als die Erziehung von Kultuſchmarot- zern in Konſtantinopel. Sollten die dtſch-türkischen Juden aber dagegen proteſtieren, ſo wird ihnen gewiß der Zionistenkongreß die Mittel zur Erhal- tung einer Talmudſchule bewilligen. Für uns kommt erſt der Deutſche, und dann kommt der Jude noch lange nicht.“

Allerdings wird alles Schreiben und Mahnen nichts nützen, ſolange die deut-

ſche Regierung Juden als Konſuln beruft und Kolonisation unter jüdiſcher Leitung betreibt.

Wir Deutſchen in Braſilien hoffen, daß ſich im Deutſchen Reichstage Män- ner finden, die die Hand auf dieſe Wun- de legen und bei der Beratung über die Zuſchüſſe zu den Auslandsſchulen ein- mal ein kräftig Wörtlein in die Wag- ſchale werfen, damit die Regierung nicht auf ihre geliebten ſchwarzlodigen Kon- ſuln angewieſen iſt, ſondern einmal authentisch erfährt, wie die Landsleute in Südamerika denken. Deutschland in der Welt voran!“

So wird die Entrüſtung verſtändlich, die ſeit Jahr und Tag aus aller Welt über das mehr als ſonderbare Gebaren „dtſcher“ Konſuln zu uns drang, wenn die Leute ſich ſchließlich z. B. von Mag- nus Hirschfeld (ſd) zu Privat-Recherchen für § 175 ausnuhen ließen, wie E. Witte 1913 feſtſtellte.

In Frankreich aber überſetzte man einen Wiener Verſ und ſang:

Et tous ces Barons  
Se font barons,  
tous ces Schmuhs  
Se font conſuls.“

Konta, Rob., Dr., Komponiſt, Wien 1914.

Kontl, Iſidor, \*1862 Wien; amerik. Bildhauer, Danters N. D. — B.

„Konzentration S. m. b. G.“ ſaßt alle ſozialdemokra- tiſchen Parteiblätter Dſchlands zuſammen. Auffichts- führender: Criſpien (ſd) mit Dittmann, Hauptorgani- ſator des Munitionsarbeiterſtreiks 1918. Als der Schrift- leiter der ſozialdem. wiſſenſchaftl. Wochenſchrift „Neue Zeit“ Heinrich ΔCunow unbeduquem wurde, mußte die Wochenſchrift „wegen Geldmangels“ eingehen; im glei- chen Verlage aber wurde für Rudolf ▼Hilferding eine neue Zeiſchrift „Die Geſellſchaft“ gegründet. Dieſer er- hielt für ſeine Mitarbeiter bedeutend höhere Summen, als ſie ΔCunow je zur Verfügung ſtanden. D. Wortw. 17/1 26.

Konzertagenturen. Durch die wohl ausnahmslos in jüdiſchen Händen befindlichen Konzertagenturen werden Stammesgenoſſen mit oder ohne Befähigung überall mit beſten Engagements verſehen. Daher begegnet man im Konzertſaal ſo viel unbedeutenden Geſangsſtärfen mit jüdiſcher Ausſprache — ohne daß bis jezt jemand unter den artiſchen Muſikfreunden an den ſo ins Hebrä- iſche überſetzten Liedern von Mozart bis Brahms und an den Jubelartikeln der Zeitungsſchreiber mehr als platonischen Anstoß genommen hätte.

Ausübende Künſtler müſſen judenverwandt oder -ge- nehm ſein, wenn ſie voran wollen; und der Dirigent darf nur Künſtler nehmen, die ihm der jüdiſche Agent vorſchlägt, ſonſt fällt Kritik und Preſſe zugleich über Dirigenten und Sänger ſo lange her, bis ſie windel- weich oder vernichtet ſind. Gelegentlich verſpricht der Agent auch jungen Nichtjuden, die eine Zukunft zu haben ſcheinen, ſie „machen“ zu wollen; woraufhin ſie ſich zu verpflchten haben, ihm in den nächſten 3—5 Jahren 10% jeder Einnahme zu geben. Nachdem er 2 Konzerte beſorgt, müſſen ſie ſelber zuſehen, wie ſie weiterkommen; ſie werden vielleicht auch engagiert uſw.,

der Agent aber legt die Hände in den Schoß und läßt bloß sorgfältig darüber wachen, daß er von jedem Abend seinen vertragsmäßigen Zehnten kriegt.

Leider blieben bisher alle Versuche, die ausübenden Künstler in einer Organisation vor der Ausbeutung durch die Agenten zu schützen, erfolglos. Heinrich Δ Maurer, Klavierkünstler und Schriftsteller, erlitt in seinen langjährigen Bemühungen derartige Enttäuschungen, daß er nichts mehr davon wissen wollte. Die Uneinigkeit und Zerfahrenheit der Künstler, deren viele ihre persönlichen Interessen über die der Allgemeinheit stellten, wurde durch den Juden, der nun alle miteinander ausnützte, fürchtbar bestraft.

**Koogan** (Kohan), Jadie, 84jähriger Filmdarsteller, um den nach 1920 großes Tamtam vollführt wurde. Der Name ist typisch für die Namensverschleierung. Kohan wird im Russischen, das anstelle des J stets ein g schreibt und spricht, Cogan. In Amerika wird das o verdoppelt, und in der Aussprache „Kugenn“ wird Kohan nicht mehr entdeckt.

**Koonich**, Metallwarengeschäft Beuthen, f. Inflationshähnen.

**Koopmann** [Kaufmann], Hotel und Restaurant, Hamburg, Steindamm 53.

**Koopmann**, Augustus, JG, \* 1869, „amerikan.“ Genre- und Porträtmaler.

**Kopányi**, gebor. Kornfeld, ungar. Gelehrter, WM.

**Kopenhagen**, f. Dänemark. Grunewald, Juden als Seefahrer, 1902: „Der 7jährige Krieg veranlaßte viele Juden, von Holland und Hamburg nach K— überzusiedeln, um von dort aus, da direkter Handel nicht stattfinden konnte, nach China, West- und Ostindien zu exportieren. Auch im nordamerikanischen Unabhängigkeitskriege brachte die Neutralität Dänemarks den dortigen j. Kaufleuten bedeutende Vorteile.“

Simonsen, 1914: „Dänemarks 5500 Juden (2000 neuerdings von Rußland, Polen und Galizien eingewandert) leben jetzt in Kopenhagen. ... Es sind jüdische Redakteure bei den 4 am meisten verbreiteten Zeitungen: Politiken, Nationaltidende, Wort Land, und Berlingske Tidende, ebenso bei der bekanntesten dänischen Zeitschrift: Tilskueren tätig.“

Wenn Kopenhagen so alle dänischen Juden auf einen Haufen (wirklich bloß 8—10 000?) zusammengezogen hat, wäre es keine schwierige und zeitraubende Aufgabe, einen Sonder-Semi-Kürschner gleich für das ganze Königreich herzustellen — dem übrigens unser Buch an vielen Stellen (f. Georg Brandes, Raphael Meyer, Trier usw.) schon vorgearbeitet hat. Wir sind selbstverständlich bereit, unseren dänischen Freunden mit Rat und Schlagen zur Hand zu gehen.

Die dtsche Gesandtschaft in K— hat fast nur ▼ Vertrauensleute: Herr v. Neurath veranlaßte sogar den Bericht der „Frankfurter Z“ Paul Weiss (fd) zur Mitarbeit an einem dänischen Werke über den Weltkrieg beim „Kunstforlaget Danmark“ und stellte ihm eine Riste Havanna in Aussicht. — 1920.

**Kovernik**, Sigismund, gebor. Simche Silberstein, — laut Δ Schneider, österr. Abgeordnetenhaus 1901. — StbgrZ 4/5.

**Kopfflein**, RA, Seesen. — G: † Rabbi Dr. R., Beuthen, OS, Vorkämpfer des Centralvereins — wurde Landgerichtsrat in Braunschweig. Minister Stewers, Braunschweigischer Landtag: „Der 1. Vorwurf gegen K— ist der, daß er der jüd. Rasse angehört. Es ist Tatsache, K— ist Jude. Zu seiner Entschuldigung kann ich vielleicht anführen, daß er nichts dazu kann, sondern daß er das von seinen Eltern geerbt hat, genau so wie auch Abg. Groh nichts dazu kann, daß er als Patentarier auf der Welt herumläuft. ... Der Vater R.'s ist in Beuthen in Oberschlesien ein Führer des Dtschtums gewesen und 1924 gestorben. Die Zeitschrift „Oberschlesier“, Monatschrift für das gesamte heimische Kulturleben, hat ihm einen Nachruf gewidmet, in welchem es heißt: Was K— in den 37 Jahren seiner Tätigkeit in Beuthen geleistet und gewirkt hat, betrifft so jedes Gebiet menschlichen Schaffens, daß es unmöglich ist, auch nur annähernd in einem Artikel seine vielseitige

Wirksamkeit darzustellen. Nur die Eingeweihten wissen, an wie zahllosen wichtigen Besprechungen mit hohen Diplomaten er teilgenommen hat, um rechtzeitig dagegen Vorkehrungen zu treffen, daß Oberschlesien polnisch wurde. Zum Schluß: „Dr. K— wird in unserem Gedächtnis fortleben als ein Mann von edler Vornehmheit und als Verfechter echter und von heißer Liebe für Heimat und dieses Vaterland begeisterter Volksgemeinschaft.“ „Im Sinne des Vaters“, schloß Stewers, „hat auch der Sohn, UGN K— in Schlesien gewirkt. Er ist Ritter des Schlesiens Adlers zweiter Klasse für seine hervorragende Tätigkeit im Abwehrkampf gegen die Polen. Ich bin der Auffassung, daß diese jüd. Familie K— für das Dschtum wesentlich mehr getan hat, als 100 bilitische Maulausreißer.“ JPB 14/12 28.

**Köple**, Dr., Ministerialdirektor im WA, Berlin. Im Weibesstamme jüdisch. Inform.-Brief 15/6 1929.

**Koplik**, Henry, JG, \* 1858 N. York, Arzt, Dr., Prof. (Kinder). Er fand den Keuchhustenbazillus und die „Koplik'schen Flecken“ zu Beginn der Masern.

**Δ Kopp**, J. R. Arthur, Prof. Dr., Volksforscher und Bibliothekar, 1860 Jnsterburg — 16 Marburg a. d. L. Dieser feinsinnige deutsche Gelehrte hatte sich bei aller Klein- und Facharbeit den Blick auf das Ganze bewahrt und z. B. bei der Besprechung eines Buches über den „Untergang des Volksliedes“ (fd) in der „Zeitschrift für deutsche Philologie“ 1912, 379 u. a. bedauert, daß: „Der Einfluß der bodenständigen Bevölkerung in den großen Städten Deutschlands und zumal in Berlin zu gunsten einer internationalen Plutokratie gänzlich ausgeschaltet ist. Wie weit schon die Selbstherrlichkeit, Unmaßung und Verblendung dieser Berliner Plutokratie gediehen ist, hat sich letzter Tage mit erschreckender Deutlichkeit offenbart, als der „Kampf gegen die Bodenständigen und Rückständigen“ zur Losung der städtischen Erwerbskreise gestempelt werden sollte. Nicht genug, daß ein internationaler Klüngel sich der Führerschaft und Herrschaft bemächtigt, will er zu gunsten seiner mammonistischen Interessen den Sturz und Untergang alles Bodenständigen herbeiführen, womit er freilich letzten Endes sich mit ins allgemeine Verderben stürzen muß. Das Wort „rückständig“ wird schon lange nur im üblen Sinne als Tadel und Vorwurf gebraucht, gewöhnlich im Sinne des Zurückbleibens gegen die kulturellen Fortschritte der Weltstädte, längst ist es zum Schlagwort für gewisse großstädtische Parteien geworden und wird in seiner Vieldeutigkeit von der Gegenseite zurück und so zwischen den gegnerischen Parteien gleich-



sam in geistigem Ballwettbewerb hin und her geworfen. Das Wort „bodenständig“ in tadelnswertem Sinn anzuwenden, ist verblüffend und neu; Bodenständigkeit ist etwas durchaus Unzweideutiges und hat bisher stets als Tugend und Vorzug bei jedermann gegolten; alles Bodenständige bekämpfen und ausrotten zu wollen, das ist ein so frevelhaftes und wahnwitziges Beginnen, daß die deutsche Sprache, die doch ebenfalls etwas Bodenständiges ist, gegenüber solcher Ungeheuerlichkeit versagt und verstummt. Der Geburtsadel wurzelt im Volke fester und viel inniger. Mit seiner örtlichen und menschlichen Umgebung zusammen, ist er viel wichtiger für das Gedeihen von Staat und Volk als das lediglich auf eigenen Gewinn bedachte Händler-tum in den großen Städten. Es muß sich früher oder später jedenfalls rächen, wenn eine Volksgemeinschaft um einer fraglichen, verstiegene Höhenkultur willen seine natürlichen Grundlagen aufzugeben mit Zwang veranlaßt wird, und wenn Großstädter wähen, für sich allein ohne die ländliche und kleinstädtische Bevölkerung auskommen und mit Glanz bestehen zu können, wenn gar die Hauptstadt sich in diesen Dünkel gegenüber der Provinz, ihrem eigenen Land also, hineinlügt, keine anderen Anliegen kennen will als die selbstischen eigenen, diese dem ganzen Land ohne Rücksicht auf das Gemeinwohl aufzwingt und alle staatlichen Einrichtungen lediglich ihrer Erwerbsgier und ihrem Vergnügungstaumel dienstbar macht.

Kopp hatte bei dieser vaterländischen Äußerung nicht mit dem Berliner Kollegen Prof. Lu. Geiger gerechnet, der immer auf Wache, in seiner unverschämten Weise im Uzi 1913, 15, vom „Antisemitismus in Fachzeitschriften“ sprach, wie er in bössartigen Gedankengängen „die Verderblichkeit der Herrschaft einer wurzellosen Staatskultur“ nachzuweisen suche: „Man wird sich erstaunt fragen, wie solche parteipolitischen Gehässigkeiten in ein politisch farbloses Fachorgan, wie die „Zeitschrift für Deutsche Philologie“, hineinkommen. Die Redaktion dieses Philologenblattes mußte sich doch ja-

gen, daß ein nicht geringer Bruchteil der dtischen Philologen, vielleicht die weitaus große Mehrheit, dem vom Sasabund vertretenen Programm einer wirtschaftlichen Gleichberechtigung der großen Erwerbsstände, Landwirtschaft, Industrie und Handel, zum mindesten nähersteht als agrarischen Anschauungen. Man darf wohl annehmen, daß dem philologischen Blatt von agrarisch-antisemitischer Seite ein Ruckucksei ins Nest gelegt ist.“

Kopp, Wigdor, Sowjet-Gesandter in Berlin, 1920. Er hatte von Litwinow, Vertrauensmann der Sowjetregierung in Kopenhagen, den Auftrag, eine bolschewistische Geheimpolizei für Deutschland zu organisieren, und trat an die kommunistische Arbeiter-Partei heran, sich durch Bestellung einiger unbedingt zuverlässiger Genossen an seiner Organisation für den Bolschewismus zu beteiligen. Die KAPD beantragte Jung, die Angelegenheit zu regeln. Es fand am 6/6 1920 bei Kopp in Kopps Wohnung Berlin, Fasanenstraße, eine Sitzung statt, bei der Crispian, Maltzan, Dr. Rosenfeld, Dr. Hupfeld, Oskar Cohn, Paul Lebh und Dr. Thälheimer zugegen waren.“ W.W.

DZ 6/12 20: „Wigdor Kopp als Zeitungsverleger. Die kommunistische Propaganda in Deutschland. Wir erhielten durch Zufall eine neue, nicht im öffentlichen Verkauf erhältliche russische Zeitung „Iswestija“ zugestellt. Als Herausgeber und verantwortlicher Redakteur zeichnet der Sowjetvertreter in Berlin Wigdor Kopp. Redaktion: Potsdamer Straße 75, III; Druck: Eugen Gutnow, Dresdener Straße 82—83.

Das Blatt führt den offiziellen Namen „Mitteilungen (Iswestija) des Bureaus für Kriegsgefangenenangelegenheiten beim Vertreter der russischen Sowjetrepublik in Deutschland“. Es erscheint alle 10 Tage und ist 8 Seiten stark. Bestimmt ist das Blatt für Gefangenenlager und Gefangene, die außerhalb der Lager arbeiten. Für letztere ganz besonders. Es wird kostenlos durch die Post zugestellt. Wenn man diese Zeitung als ein übliches Nachrichtenblatt für Gefangene an-

sieht, so ist man sehr im Irrtum. Auskünfte befinden sich ganz kurz gehalten am Ende der letzten Seite oder fehlen ganz. Von den 8 Seiten sind  $7\frac{3}{4}$  für kommunistische Literatur und Propaganda vorbehalten. Irreführungen und bewußte Lügen, Hezen gegen alles Bürgerliche. Schilderungen über herrliche und verlockende Zustände in Sowjetrußland. Ausführungen, wieviel schöner es der Arbeiter angeblich in Sowjetrußland hat als im übrigen Europa. Aufrufe des von Halle und Berlin her bekannten Dostowski, Befehle des revolutionären Kriegsrats. Aufrufe Trozkis an die internierten roten Truppen in Deutschland, in denen er ihnen mitteilt, daß das deutsche Volk die wärmsten Gefühle für die internierten Sowjettruppen empfinde. Dann die übliche Heze gegen Besizende, Ausbeuter und Offiziere, mit den bekannten Schlagworten gegen den Kapitalismus. Schließlich der Aufruf einer Kommission aus dem Lager Cottbus, der den baldigsten und völligen Sturz des Kapitalismus ansagt und Sowjetrußland als „Leuchtturm“ für das internationale Proletariat hinstellt. Zweck dieser Zeitung ist, wie uns der Einsender aus gutinformierten Sowjetreisen Berlins mitteilt, die außerhalb der Lager sich befindlichen Kriegsgefangenen mit Propagandamaterial für ihre Wühlarbeit im deutschen Volk zwecks Errichtung einer Sowjetrepublik zu versehen. Es wäre den Regierungsstellen zu empfehlen, sich mal eine Übersetzung dieses famosen Blattes anfertigen zu lassen. Ist es der Reichsregierung bekannt, daß Wigdor Kopp neben anderen Ämtern auch verantwortlicher Redakteur dieser russischen Zeitung „Iswestija“ ist? Welche Mittel beabsichtigt sie zu ergreifen, um diese unter Leitung Wigdor Koppss stehende kommunistische Propaganda durch russische Kriegsgefangene im deutschen Volk zu unterbinden?

Was würde wohl die Sowjetregierung gegen den deutschen Kollegen Koppss in Moskau unternehmen, wenn dieser als „verantwortlicher Redakteur“ eine Zeitung in Rußland versenden würde, die gegen die bestehende russische Staatsform agitiert? Bestenfalls würde sie

ihn sofort ausweisen. Aber weder das Drucken, noch das Versenden wären dort möglich. Kein Verleger würde sich dafür finden, weil er genau weiß, daß er sofort dafür erschossen würde; vom selben Gesichtspunkt ausgehend, würde kein russischer Postbeamter eine solche Zeitung befördern!

Wir sind Gott sei Dank nicht das Land des blutigen Terrors und wollen es auch nicht werden. Wir müssen aber von unserer Regierung verlangen, daß sie sich endlich den Schlaf aus den Augen reibt und diesen Leuten zuruft: Hinaus mit Euch! B.“

Mitteld. Z. Nr. 125, 29/5 30: „Wiktors Kopp †. Der Sowjetgesandte in Stockholm Viktor Kopp, ist in einem in der Nähe von Berlin gelegenen Sanatorium gestorben. — Er war der erste diplomatische Vertreter der Sowjetunion in Berlin nach dem Kriege und hatte namentlich an den Verhandlungen, die zum Abschluß des Rapollovertrages führten, starken Anteil.“

Nach bisher unkontrollierter Nachricht hieß Kopp früher Goldseig, übersetzt in französisch *figure d'or*. Daraus machte er Wigdor. Wigdor wäre danach der Hauptname und Kopp der Vorname. Durch Umstellung beider konnte er seine Tarnung noch vergrößern. Man beachte die Schreibweise der Mitteld. Z., die in ihrer Harmlosigkeit den Namen mit k, genau wie den arischen Vornamen schreibt. In anderen Zeitungen fanden wir auch Victor. WM.

Koppanje, Theodor, \*1901 Ungarn, stud. phil. in Wien, behauptete, Sinnesorgane wie Augen usw. bei Tieren überpflanzen zu können. Aber ihn stand sogar in den einst bismärkischen Hamburger Nachrichten 23/11 1921 ein zeitgemäßer Artikel.

Koppah [Koppel] de Dretoma, Josef, Prof., Porträtmaler aus Ungarn. Er stahl Engelsfiguren in Überlingen, und wurde in Konstanz erst zu 8, dann nach Berufung zu 28 Tagen Gefängnis verurteilt. DSWI 13/3 1892; ©.

Köppe△, Hans, Dr., Ud, Gießen, O▼Laubenheimer. — 1914.

Koppel [Jakobbel], Dr., Generalsekretär des „B.'s Berliner Kaufleute“, — konstatierte noch Juni 1914 im BT einen „vollen Erfolg der Englandreise zur Förderung der freundschaftlichen deutsch-britischen Beziehungen der Berliner Kaufleute und Industriellen“: Die englische Kaufmannschaft habe die Bestimmung der Dtschen [K. meint den „B. Berliner Kaufleute“] in herzlichster Weise erwidert. K. kommt dann auf die „Anregung“ des Vorsitzers, JM Waldschmidt, der Englisch statt Esperanto als Weltsprache und dafür von England als Gegenkonzeption das Dezimalsystem in Münzen, Maß und Gewicht eingeführt wissen wollte: „Waldschmidt gab damit kaltblütig unsere nationale Sprache gegen rein kaufmännische Vorteile internationaler Natur preis.“

Wahrheit 4/7. Wir hatten freilich von Wa. nichts anderes erwartet.

**Koppel, Alb.**, Fabrikbes., Millionär, #; Sohn ist Offizier. Mühlenhausen, Thür., Augustastr. 28; f. Gg. Koppel. 1914.

**Koppel, Ernst, Dr. jur.**, Berlin. 1850 Hamburg — 20, durch Autounfall. „Ein Drama: Iphigénie in Delphi, als Student geschrieben und zur Aufführung in Weimar angenommen. Bald erfolgte ein längerer Aufenthalt in Rom. Dann erschienen Gedichte, Sabonarola, Trsp. und Merlin, Dr; letzteres gelangte in Weimar zur Darstellung. Von dramatischen Arbeiten wurden die Lustspiele aufgeführt: Man sucht einen Berleger; Die Venetianerin, und eine metrische Übertragung von Le trésor von François Coppée. Während eines wiederholten Aufenthalte in Rom, Wien und München, entstanden die Trauerspiele: Clautus, Uhasver, Roland und anderes, dem sich die Bühne bisher verschlossen hat. Eine Reihe von Novellen, Aufsätzen, Kritiken und Gedichten wurden in Zeitschriften und Zeitungen veröffentlicht, Hinrichsen. Er schrieb noch: Schelm von Bergen, Oper; Raskolnikow, russisches Mörderdrama nach Dostojewski (mit Eugen Jabel!), 90.

**Koppel, Fritz, Rfm.**, Berlin W. 50, Rantestr. 21. Präf. Ur: Drenstein & Koppel — Arthur Koppel, Berlin. 1914.

**Koppel, Gg.**, Fabrikbesitzer, Millionär, Wollweberer M. Von & Co., Mühlenhausen, Thür., Augustastr. 55; f. Alb. Koppel.

**Koppel, Hermann, Rentner**, Düsseldorf, Königsplatz 18. — 4 — 0,14.

**Koppel, Israel, Wien.** — „1896 kam ein Prozeß zwischen den Börsenjuden Ritter und Blumenfeld und der jüdischen Firma Israel Koppel zur Austragung. Die Firma R. und B. hat große Getreidemengen auf Lieferung Juni/Juli gekauft, war also sehr daran interessiert, daß die Preise in der Zeit hoch stehen. Nun besaß aber die jüdische Firma Israel Koppel Getreide, das teils in Berlin, teils laut Gerücht auf dem Wege dahin war. Darin lag Gefahr für Ritter und Blumenfeld. Kam dieses Getreide auf den Markt, mußten die Preise fallen und R. und B. kamen um den Gewinn. Man wendet sich an Israel Koppel und erlangt das Zugeständnis, das Getreide nicht zum Verkaufe anzubieten, natürlich nicht umsonst. Der Gewinn soll geteilt werden. R. u. B. tritt an Israel Koppel 10 000 Tonnen zum Preise von à 224 M. ab, während der börsenmäßige Preisstand schon à 234 Mark 50 Pfennig beträgt. Israel Koppel hat also für seine Gefälligkeit 105 000 M. verdient — ein schönes Trintgeld. Er verkaufte aber trotzdem das Getreide — daher der Prozeß.“ Seidl.

**Koppel, Leopold**, — 21—1,6—, GMA, Bankier in Firma Koppel & Co., Berlin. Mäzen, Gemäldesammler, blonder Jude, Typ: Hugo Münsterberg, und seit langem wegen künstlerischer Neigungen mit dem preußischen Kultusminister (Dr. F. Schmidt-Ott) befreundet; † 1925. Er galt als Spender für Kulturzwecke und stiftete 1910: 750 000 M. als „Universitätsstiftung für freie wissenschaftliche Institute“. Lu. Geiger, Azi: „Es wäre sehr zu wünschen, daß dieses jüdische Geld wenigstens teilweise auch Juden und jüdischen Dingen zugute komme. Gewiß ist die Wissenschaft international und interkonfessionell, aber da die Juden von den Universitäten fast systematisch ausgeschlossen sind

— man denke nur an B. Ehrlich — so wäre es eine Pflicht, daß auch sie nach dem Grade ihrer Bedeutung an diesem neuen Institute Verwendung fänden.“ — Wo 12, 44, berichtet, der Kaiser habe zur Einweihung der Kais.-Wilh.-Institute beim Weggehen auf den vieles stiftenden, rührigen und selbstlosen Koppel mit dem Finger weisend, gesagt: „Hoffentlich nimmt alles so weiter seinen guten Fortgang. Nehmen Sie sich an diesem Herrn ein Vorbild, meine Herren.“

Ab. Stein sagt über solche Beziehungen zwischen Jude und Hof: „Da Wilhelm II. rastlos umherspürt, wo sich irgendwelche ungebraucht daliegenden Energien für das Vaterland nutzbar machen lassen, so ist er zu der Praxis gekommen: Die Eitelkeit der Juden in den Dienst dtchnationaler Zwecke einzuspannen. In diesem einen Satz liegt die Lösung des Rätsels, wie es kommt, daß bei uns so viele Juden mit dem Kaiser in persönlicher Berührung sind, daß sie sehr freigebig mit Orden bedacht oder sogar geadelt werden, — letzteres übrigens meist nur, wenn sie 60 Jahre alt und kinderlos sind.“

R. hat, wie alle Juden, eine rasche Laufbahn. Er war erst Handlungsgeselle bei „Hrch. Rodsch Nachf., Dresden (Inh. GMA Victor Hahn), dann gründete er eine Bank zu Dresden und kam nach Berlin, wo er sich mit dem gutgehenden Zentralthotel und Gasglühlicht hochbrachte. Er wohnte in Berlin W., Tiergartenviertel, Rauchstr. 22, hatte arisches Personal, besaß die Fa. Koppel & Co., Pariser Platz 6, und den Wilhelmsorden, wie James Simon; war Vors. d. UA Deutsche Gasglühlicht AG Berlin, die in guten Jahren 130% Dividende gab und 1911 auf 747 notiert wurde, der Panzer AG für Geldschrank, Tresor und Eisen, und der Hotelbetriebs-AG; UA: Arthur Koppel AG und Monoline Maschinenfabrik.

„Koppel manöbriert hinter Schleiern, wird reich und reicher, Bildergalerist, Wissenschaftsmäzen, beordert, vom Kaiser belobt, als Exemplar statuiert, Berlin Typ“, meinte Alfons Goldschmidt (fd) kurz und bündig im März 1914, 865.

Über die Praktiken dieses Bankhülers berichtet StbgrZ 3/12 1913: „In der abgehaltenen Generalversammlung der Deutschen Gasglühlicht-Verriegesellschaft kämpften sämtliche freien Aktionäre gegen den einen Großaktionär, Bankier und Vorsitzenden des Aufsichtsrates der Gesellschaft, Koppel. Koppel vertrat 3025 Stimmen, d. h. einen Aktienbesitz von 16 Millionen Mark. Die freien Aktionäre verfügten über einen Aktienbesitz von 1494 Aktien. Da die durch Koppel vertretene Verwaltung der Gesellschaft im Laufe der Debatte zugeben mußte, daß die von der Verriegesellschaft erzielten Gewinne wesentlich höher als die tatsächlich ausgewiesenen seien, so sprachen die freien Aktionäre für eine höhere Dividende als die mit 25 % vorgeschlagene, umso mehr, da von dem ausgewiesenen Reingewinn von 8,6 Millionen Mark die Dividende von 25 % auf die Stammaktien nur 2 475 000 M. in Anspruch nimmt und die festgesetzte Dividende von 5 % auf die Vorzugsaktien 660 000 M. erfordert. All diesen Anträgen widersetzte sich Koppel und stimmte dieselben mit seiner Stimmenzahl nieder. Nun verfügt die Verriegesellschaft über ein Bankguthaben von 20 Millionen M., auf das die Aktionäre Anspruch zu haben glauben und das fast das Siebenfache des Betrages ausmacht, das an die Aktionäre als Dividende in Höhe von 3 Millionen Mark zur Ausschüttung kommt.

Infolgedessen wurde von den Aktionären die Frage an die Verwaltung gerichtet, wo und zu welchem Zinssatz diese 20 Millionen Mark angelegt sind. Und da stellte sich denn heraus, daß die Bankfirma des Herrn GR Koppel, die Firma Koppel & Co., diese 20 Millionen M. als Guthaben der Gesellschaft führt und mit etwas mehr als 4 % verzinst. Also nicht mit  $4\frac{1}{4}\%$  und nicht mit  $4\frac{1}{2}\%$  und zu einer Zeit, in der der Reichsbankdiskont  $5\frac{1}{2}\%$  notiert und der offizielle Lombardsatz von der Reichsbank mit  $6\frac{1}{2}\%$  erhoben wird, genießt Koppel resp. seine Firma den Vorzug, nach Auszahlung der Dividende an die Aktionäre ca. 17 Millionen Mark zu einem Zinsfuß von wenig mehr als 4 % zur Verfügung zu haben.

Eine Zinsdifferenz von 1—2 %, durchschnittlich also von ca. 1,5 %, selbst bei allererster Anlage aus diesem Kapital zu erzielen, ist angesichts der jetzigen Geldmarktslage leicht und würde nicht einmal für eine glänzende finanzielle Auffassung sprechen. Also selbst bei nur  $1\frac{1}{2}\%$  Zinsgewinn erzielt Koppel aus diesem Guthaben der Verriegesellschaft ohne Kopfzerbrechen eine Einnahme von einer Viertel Million Mark jährlich. Und außerdem, die Verriegesellschaft glaubt, die 20 Millionen M. seien ihr Eigentum. Weit gefehlt! Koppel hat die Mehrheit der Aktien und wenn er in der nächsten Generalversammlung 200 % Dividende ausschütten lassen will, so würde er seinen jetzt 16 Millionen Mark betragenden Aktienbesitz in wenigen Tagen mit Millionen Mark Gewinn verkaufen oder wenn er ihn nicht verkaufen will, gehört ihm ein großer Teil des Bankguthabens zu eigen.

Koppel regiert in der Verriegesellschaft als Großaktionär, Bankier und Vorsitzender des Aufsichtsrates und die Aktionäre und die Verwaltung haben nichts zu sagen. So will es das Gesetz und GR Koppel!

Bei solchem Intasso war es allerdings nicht mehr als Kinderspiel, sich nachher vor S. M. dem Kaiser und dem Volke als Wohltäter aufzuspielen und gar noch das „Kaiser-Wilhelm-Haus für Kriegsbeschädigte“ zu stiften, wofür die Akademie der Wissenschaften dem gültigen Spender „für die Gesinnung, aus der seine reichen Stiftungen für die Förderung wissenschaftlicher, auf militärische Ziele gerichteter Arbeiten geflossen sind“, noch die große goldene Leibnizmedaille zukommen ließ.

Koppel, Richard, Dr., Prof., Dresden. JbM 1896, 5.  
Koppel, Theben, \*1799, Gemeindevorstand, Preßburg, vgl. Wurzbachs biogr. Lexikon. — S. Mayer, Wiener Juden 1917, S. 171: „Das von seiner Familie in Preßburg betriebene Manufakturgeschäft muß sehr bedeutend gewesen sein, denn schon der Vater und Gründer Abraham Theben war durch 40 Jahre der alleinige Abnehmer des ganzen Erzeugnisses der arabischen Wollzeugfabrik in Uitz. Bekannt wurde R. in Ungarn durch die Stellung und Tätigkeit in der Heranziehung der Juden zum Militärdienste. Kaiser Joseph hatte sie 1788 zuerst für Böhmen und Mähren, dann aber auch für Ungarn verordnet. Er hatte anfänglich gegen diese sich bei den Behörden und dem Monarchen mit dem Hinweis darauf, daß ja die Juden auch nicht die gleichen Rechte hätten, wie die Christen, bemüht; da er keinen Erfolg erzielte, wendete er sich an Kaiser Franz und verlangte in einer Audienz bei diesem mit der größten Entschiedenheit als Äquivalent für die

Militärpflicht die Gleichberechtigung. Nach Würzbach hätte er — und damit stimmt die Tradition wie sie in der Preßburger Judengemeinde lebte und wie ich sie aus der Erzählung meines Großvaters kenne — sich so weit hinreißen lassen, daß ihm der Kaiser erzürnt den Rücken drehte und ihn ungnädigst entließ. Durch die Erschütterung über diesen Ausgang wäre dann Theben auf der Reise nach Karlsbad einem Herzschlage erlegen.“

Wie schwierig unsere Nachforschungen sind, zeigt dies Beispiel. Bald heißt der Jude Koppel, bald heißt er Theben. Obwohl Koppel eigentlich der Vorname ist, bringen wir ihn hier.

**Koppel, Waldemar**, Literat, Kopenhagen. \*1867. N: Politiken. G: N. // Wendigen. O Dänin. 1914.

**Koppel-Elfeld**, Franz, Dr. jur., 1840 Eltville/Elfeld — 21 Dresden. G: N u. N. 76 Prof. B: 2 Brüder in Jesu, 67; Welcher Mayer?; Don Juans Examen; Alter Adam; Süßer Fraß; Gorilla oder Schimpanse; Komtesse Sueder; Goldene Eva. Er war 90—98 Dramaturg des tgl. säch. Hoftheaters und Intendantursekretär. — Früher war er N: Dresdner Z., Humoristische Wollage der Dresd. Nachr., daher man ihn auch als „Koppel Germanicus“ zeichnete; 96 wurde er von den „Berl. N. Nachr.“ des Plagiats beschuldigt; „Germanicus“ hatte nämlich wörtlich für den „süßen Fraß“ ohne Quellenangabe wichtige Stellen aus einer Skizze des † Jng. Max Maria v. Weber „Winternacht auf der Lokomotive“ benützt, USZ 03, 100. Gps: M. Grube; F. v. Schönthan; W. Wolters; Karl Gjellerup.

**Koppen** Δ, Dr., RN, Kassel; O ▼ Dreier, #, I. d. Dr. D., gebor. Dreifus, Wiesbaden. Kinder vorgehanden. 1915.

**Kopplaus** [Kopflaus], Mayer, Dr., Uß (Patholog.), Leeds, „Erfinder des Eisbergsignals“, Birnbaum. 1912.

**Kopplhäuter**, Michael, Direktor, Kaiserplatz 10, München. RN: Umperwerte Elektrizität. 1914.

**Koppj** Δ, Eugen v., aus ungar. Adel, 1844—99, pr. Major. O ▼. N: 1. Elisabeth, 08 O Δ pr. Wlanenleutnant Schött. 2. Sybille, 14 O ▼. SA.

Δ **Koppsh**, Ju., Berlin, \*1855 Deutchen, Schlef., Rektor, M. d. N., fortschrittliche Volkspartei, sagte 1906 (DfBl 8/9) in einer geheimen Kandidatenberatung über einen vorgeschlagenen Hebräer: „Ihr werdet doch diesen Juden nicht wählen!“ was er dann, als es, wie alles Antisemitische, von der Sonne erbarmungslos an den Tag gebracht war, dahin erläuterte: „Er habe damit nur sagen wollen, die Wähler würden an der jüd. Beschaffenheit des vorgeschlagenen Anstoß nehmen.“

**Kopstein**, Felix, \*1890 Hernalz. — Im Namen von Felix K. Klage 02 der Kultusbeamte David Kopstein vor dem Bezirksgericht Hernalz-Wien gegen den Gymnasialprofessor Dr. Johann Δ Spita.

Dtsche Jbr. Z., Febr. 02, S. 116: „Eine solche Klage mag noch niemals vorgekommen sein, aber, wie wir voraussetzen, auch noch sehr selten die Sprache eines Lehrers, die den Gegenstand dieser Eingabe an das Gericht bildete. ... In der Klage war zu lesen: „Wenn mein Sohn oder sonst ein anderer Schüler mosaischer Religion irgend einmal keine Gnade vor dem Angeklagten gefunden hat, so pflegte er denselben auf folgende Weise anzuschreien: „Ich will Sie nicht bei den Döffeln reißen, sonst sind morgen alle Zeitungen voll; da würde es heißen: „Steinigt ihn, o Got, o Professor, hat das talentvolle Jüngel bei den Dören gerissen.“ Ein andermal fragt der Angeklagte: „Was ist zu tun, wenn der Vater ein Berschwender ist und zu befürchten ist, daß alles Geld vergeudet wird?“ Ein Schüler antwortete auf diese Frage in ganz unschuldiger Weise: „Das Geld verstedden.“ Darauf repliziert der Angeklagte sofort: „Wendet euch nur an jene Andersgläubigen, die alle Kniffe vom Geldverstedden wissen und was zu tun ist, wenn sie Stranten sind.“

Wenn ein Schüler mosaischer Religion geprüft wurde, pflegte er zu sagen: „Erzählen Sie mir keine Vogelach und Schmonzes, ich bin kein Freund des Alten Testaments.“ Einem andern rief der Professor zu: „Nehmen Sie sich eine andere Hofe, damit Ihr Kadaver nicht durchfalle, und nehmen Sie das Gewächse, welches Sie

Kopf nennen, puzen Sie ihn mit der Bürste gut aus, spucken Sie hinein, und dann werfen Sie ihn auf den Misthaufen.“

Die Klage registriert Worte des Professors an Felix K.: „Gerechtigkeit ist eine Tugend, die in der Familie Kopstein sorgsam gepflegt wird.“ — „Sie jüdischer Kobub, Sie Sozialistenbub! In meines Vaters Zeiten habt ihr noch gar nicht ins Gymnasium hineindürfen, und jetzt ist dies der Dank dafür, daß man euch hineinläßt!“ — „Ihnen, Kopstein, sage ich kein gutes Ende voraus. Sie werden noch Ehrenbürger von Stein werden, dort werden Sie ein sorgloses Alter verbringen. Sie werden im Landesgerichte enden; Sie sind für die grauen Mauern geboren; ich kann Sie mit nicht anders vorstellen, als mit dem Messer, das Sie einem andern in die Brust senken. Verschwinden Sie von hier und machen Sie andere Gegenden unsicher!“

Die erste Instanz sprach den Professor frei. Auf Berufung wurde dieser Tage Spita wegen Beleidigung und Beschimpfung eines Schülers zu 50 Kronen verurteilt.“

**Korach**, Dr. med., Prof., 1854—15 Posen, dirigierender Arzt für innere Krankheiten am Stadtkrankenhaus; Chefarzt des Festungslazarets in der Ansiedlungskommission. EA 2. am schwarz-weißen Bande. N: Sohn. Er praktizierte zuerst in Reifen bei Lissa, Posen; in den 1880er Jahren rückte er in die Hauptstadt ein. Uzi 10/12 1915.

**Korach**, N: Zeichen des Verkehrs, Z., Verlag Rosenbaum, Berlin. USZ 1903.

**Korach**, Leo, ChN: Börsen- u. Handels-Z., Einkäufer, Neue Pelzwaren-Z., Kolonialwaren- Delikatessen-Z., Dtsche Handels-Z. \*1855 Posen. Berlin W 56, Jägerstraße 23. Kll 34. Deg 6.

**Koralek**, Philipp, die „Archives israélites“ verlangten seinerzeit, daß man diesen Böhmen zum Lehrer der Mathematik bei Vulu, dem Sohne Napoleons III. (Sd), ernannte.

**Koranyi de Tolcska**, Jiggés [Friedrich], 1828 Nagy Rallo — 13, Dr. Uß (Inneres), Budapest — erhielt den Orden der Eisernen Krone und das Kreuz des St.-Stephan-Ordens, wurde #, nobilitiert, in das ungarische Abgeordnetenhaus aufgenommen und in Budapest mit einem Denkmal und einer nach ihm benannten Straße honoriert. — Sohn und Nachfolger: Sander [Alexander], \*66, Dr., Uß (Nerven), Budapest. GÖ. No.

**Korber** Δ, Karl v., 18. Jh., Sulkowstischer Landrechtspräsident, Mähren, O ▼ v. Henikstein. Durch Heirat seiner Tochter kam jüd. Blut in die Sippe des Josef Nr. v. Franz, 1799—27; eine 1/8 ▼ Urentelin O 73 den Friedrich Marenzi Gf. v. Tagliuno. Ein Urentel, ist auch Ernest v. K., \*1850 Trient, Dr., österr. Ministerpräsident, Wien. SA.

**Korber**, Robert [geb. Schonfelder?], RN am Patentamt, Bergasseffor a. D., O ▼ Fürst. Berlin 1915.

?**Korden**, Hans (Markward; Gawein; Apostata), \*1862 Kärnten. — ChN: Markburger Stg., dann in München N: Neueste Nachr.; Dbin. 04 in Klischberg, Bück. B: Männer heraus, Ged., 99. — O ▼ Helene, geb. ...., \*65 Wien. Diese wurde von ihrem 1. Mann getrennt, dem dafür die Kinder gerichtlich zugesprochen wurden; Helene entführte jedoch eine Tochter mit in die Schweiz. Sie ist auch Literatin und schrieb z. B. Grüße aus der Sphärenwelt, 03.

**Koreff**, [g:\*) Chôref, unpäßlich, h: Châ-rêph, wüßt], \*1780? Breslau — ?. Dr., Arzt, Politiker, verstedter Vorkämpfer des Judentums, blühte 1800—30. Er kam 1803 nach Berlin, wo er zu den Stammesgenossen und zu Barnhagen v. Gnse (Sd), I, 259, in Beziehungen trat, „seine Studien vollendete, und seine uniberfelle Genialität auch in Gedichten, unerschöpflich aber in jeder Rede-

\*) g = Gaumersprache.

weise, in erhabenen, humoristischen und poffenhaften Ausbrüchen an den Tag legte". — Er stellte sich mit großen Redeschwall sofort an die Spitze der Literaten, mit denen er auch den „Grünen“ Almanach herausgab.

Barnhagen: „Als Haupt und Meister unseres Bundes übertraf Koreff an Kenntnissen und Geistesregsamkeit uns alle, der durch sein tiefergriffenes Gemüt, in welchem eine hoffnungsvolle Leidenschaft für Marianne Saaling (fd) mehr und mehr aufwogte, und ihn weicher und Ihrischer stimmte, wie durch eine verschwenderische Phantasie uns hinriß und fesselte. Was wir noch zu lernen hätten, war ihm längst erworben, er gab uns Anleitung und Rat, selbst den ersten Unterricht, z. B. im Griechischen, wollte er bestreiten. Seine Liebe und sein Wollen für uns zeigte sich grenzenlos. Besonders galt mir seine Zuneigung und Aufmunterung. Er tadelte mich heftig, daß ich der Medizin entsagen wolle, er pries die göttliche Heilkunst als den erhabensten Beruf, er stellte sie in das hellste poetische Licht, und versetzte sie aus dem dürstigen Boden, auf welchem ich sie nur kannte, in die Mitte alles Ideenreichtums der Naturphilosophie, die mir durch ihn zuerst aufging, als auf ihr wahres Gebiet, wo sie als Königin schaltet. Mit der Poesie ließ er die Medizin Hand in Hand gehen, ein Sonett und ein Rezept waren in seiner Darstellung nur verschiedene Ausflüsse derselben Göttlichkeit. ...

Seine Vorstellungen waren lebhaft, eindringend, bezaubernd, sein eignes Beispiel wirkte verführerisch, denn selten mag sich in einem Menschen ein solch angeborener Sinn und Geist für die Heilkunst, mit so zustimmend entwickelter allgemeinen Bildung vereinigen, wie es in Koreff der Fall war, der auch als Student schon nach allen Weltseiten hin ein gemachter Mann war, und als Arzt mit größtem Zutrauen und Erfolg vielfältig in Anspruch genommen wurde. Da er wußte, daß mein Erziehungs-geschäft und die ganze Lage im Abraham Cohen (fd) schen Hause mit vielem Belagenwerten und wenigen Hoffnungen verbunden war, so lag er mir an, dieses

Verhältnis ungesäumt, und sobald ich in der Folge mich entschließen könnte, völlig aufzugeben, und mit ihm nach Halle zu gehen, und seine Studien, wie seine Mittel, die für uns beide zureichen würden, mit ihm zu teilen. Trotz aller Exaltation, in welche diese Mahnung und Anerbietungen mich versetzten, hatte ich doch Besonnenheit genug, das Bedenkliche und Ungewisse einzusehen, ob ein solch überschwenglich guter Wille des Augenblicks seine strengen Folgerungen durch eine lange Reihe schwerer Ausführungen auch wirklich werde leisten können, und lehnte daher den unaussprechlich reizenden Vorschlag beharrlich ab. Doch sonst kam Koreff immer auf mich zurück, beteuerte mir mit tausend Schwüren, ich könne jederzeit, wo er auch sein möge, mein Los an das seinige knüpfen; und er ließ mich unter gleichen Beteuerungen ihm das Versprechen geben, daß, wenn Not oder Ungeduld dazu trieben, ich nicht versäumen würde, mich zu ihm auf den Weg zu machen. Ich sah Koreff nun immer häufiger, sowohl bei mir als bei ihm, oft auch abends in der Familie der Marianne Saaling, wo auch Neumann, ▼Robert und ▼Eberth sich gerne einfanden.“

Er machte sich später als Leibarzt an den Fürsten Hardenberg (fd), der 1812 die Juden in Preußen emanzipierte, und spielte in dessen Nähe seine Rolle.

Barnhagen von Ense 4, 312, „Nach dem Wiener Kongreß“: „Bei Hardenberg fand sich zur Frühstückstafel auch Alexander v. Humboldt ein; die Gesellschaft war zahlreich und durch einige fremde Gäste besonders glänzend. Alexander, als er hörte, Koreff sei des Staatskanzlers Arzt, mißbilligte die Wahl höchlich, und unterließ nicht, in seiner satyrischen Art tüchtig auf jenen loszuziehen, woran sich die andern un-gemein ergöhten, denn der neue Günstling hatte schon Neider und Feinde genug in diesem Kreise. Hardenberg hörte die Mißreden nicht, Wilhelm von Humboldt aber, der vertraute Gönner und Freund Koreffs, ließ den Bruder ruhig gewähren und schwieg, als ob ihm die Sache ganz gleichgültig sei. Das verdroß mich, und als Alexander fortfuhr in seinen ironischen Witzeleien, die

andern in ihrem schadenfrohen Lachen, begann ich mich des Abwesenden lebhaft anzunehmen. Als Arzt, versicherte ich mit Nachdruck, sei Koreff jedes Lobes wert, und man dürfe den Fürsten beglückwünschen, ihn gefunden zu haben, ich selbst würde mir nie einen bessern wünschen. . . .

Nachdem die Gesellschaft sich größtenteils zerstreut hatte, kam endlich Koreff selbst, und beklagte besonders, daß er, wie er höre, Alexander von Humboldt hier versäumt habe, den er aber sogleich auffuchen wolle, um ihn seiner tiefsten Ehrerbietung zu versichern, indem er die prunkvollsten Lobreden über ihn ergoß. Ich sah in den Mienen einiger der Anwesenden, welche noch Humboldts Äußerungen mitangehört hatten, wie sehr sie sich über diese Arglosigkeit lustig machten, und es schien mir unwürdig, den Freund in diese Demütigung blindlings hineinlaufen zu lassen. Ich nahm ihn daher am Arm und führte ihn in den Garten, wo ich ihm rund heraus sagte, er könne jetzt nicht zu Humboldt gehen, da dieser vor allen Leuten schlimm über ihn gesprochen habe. Koreff dankte mir für die wohlgemeinte Weisung, schien aber verlegen, und je länger wir sprachen, je deutlicher sah ich, daß es ihm unwillkommen und ärgerlich war, das Vorgefallene zu wissen und sich danach richten zu sollen. Alexander von Humboldt war ihm für seine nächsten Absichten ein notwendiges Augenmerk, er hatte sich schon ganz auf dessen nähere Bekanntschaft eingerichtet, und je schlimmer derselbe von ihm dachte und sprach, desto heftiger mußte er wünschen, dies in das Gegenteil umzuändern. Er ließ sich daher nicht abhalten, und ging, wie ich bald erfuhr, dennoch hin, wo ihm denn auch gelang, ein äußerlich freundliches Verhältnis anzuspinnen, und dem früheren Gegner den tatsächlichen Widerruf seiner bösslichen Äußerungen glücklich aufzunötigen. Mir aber zeigte Koreff seitdem einige Rauheit, und tat, als ob ich gegen ihn irgendwo im Fehle sei, womit er die Beschämung, die er vor mir empfand, einigermaßen zu verdecken meinte."

Treitschke hat den K. in der „Deutschen Geschichte“ nur gestreift, aber durchschaut: II, 79: „Den alternden preußischen Staatskanzler (v. Hardenberg) lockte der gewandte jüdische Arzt K. in die Netze des Mesmerismus.“

III. 250: „Auch der Leib- und Wunderjude K. machte sich unnütz, indem er das Kultusministerium mit unreifen Vorschlägen für die Reform der Universitäten bestürmte.“

Aus den späteren Akten Koreffs hat Behse: „Gesch. des preußischen Hofes und Adels“ 6, 285 zu berichten: „Die getrennte Fürstin (Gemahlin des Staatskanzler Hardenberg, der 1822 starb), lebte mit ihrem Freunde, dem Geheimrat Dr. K o r e f f, einem jüdischen Genie, aus Breslau gebürtig, Leibarzt des Fürsten, in Dresden, von wo sie sich mit ihm nach Paris begab. Man beschuldigte die Fürstin, erzählt Lang in seinen Memoiren, eines zu vertraulichen Einverständnisses mit Koreff: sie sollen miteinander den Plan gemacht haben, durch unpassende ärztliche Behandlung des Fürsten seinen Tod herbeizuführen und sich dann seines Erbes zu bemächtigen.“ Behse: „Ich glaube kein Wort davon . . .“ Hardenberg selber hätte sich über eine derartige Behandlung kaum groß beklagen dürfen, denn gerade er war es ja gewesen, der 1812 auf Drängen von Juden, die Juden auf das dtische Volk und damit auch auf sich selber losgelassen hat.

Koreff, Solomon, Talmudist, 1700—74 Prag; JG. — Als Maria Theresia 1744 die Juden aus Prag verbannte, rückte eine Deputation auf die Regierung; dabei sagte Koreff, dieser Vorläufer von Gust. Mahler und seiner „Symphonie der Tausend“, als er wegen allzu lauten Sprechens verwahrt wurde: „10 000 Seelen schreien aus mir.“ Schon 48 wurde die Akt zurückgenommen und Koreff zum Gemeindefürsten ernannt.

Koreff, h: Chrus. „Der den Mediern untertane junge Perserkönig schenkte den kriegsgefangenen Juden die Heimat wieder, ließ den zerstörten Tempel Salomos aufbauen und erweiterte sein Königreich zu einem über 3 Kontinente reichenden Weltreich“, JPB 28/3 1929.

Korff, Kurt, gebor. Karfunkelstein, GbM: WJ. a. W.; Berlin. Der deutsche Trugname wurde ihm März 1919 vom heftigsten Ministerium verliehen. WM.

Korff, Otto, Gutfirma, Wien, Mariaböcker Str. 50, schrieb lange Zeit so niedrige Preise in den Auslagen an, daß sich das unheimlich schnell in halb Wien herum sprach. Die Preise hätten auch jeden Mitbewerber aus dem Wege geräumt, wenn sie — eingehalten wären. Die Genossenschaft der Modisten konnte aber durch Zeugen nachweisen, daß K. sie nur an Sonn- und Feiertagen oder am Abend nach Geschäftsfluß zu einer Zeit anschrub, in der kein Kunde einen Hut aus der Auslage zum angeschriebenen Preise zu fordern in der Lage war.

Wurde am nächsten Tage der Laden wieder aufgesperrt, wurden die unrichtigen Preiszettel sofort entfernt. — Im Prozeß verpflichtete sich Korff noch vor dem Urteil, in Zukunft derartiges zu unterlassen, die Kosten zu bezahlen und in zwei Tageszeitungen in großer Aufmachung seine Handlungsweise selbst an den Pranger zu stellen. — *Mischel* 1929, Folge 7.

**Korff-Schmisingl** △, Emanuel Frh. v., 1826 — 03, pr. Generalmajor, 57 O ▼ # Bianta, T. des G. Meyerbeer. SA.

B. ▼ **Kuerbach** (2, 14) kam im Frühjahr 70 öfter mit dem Kaller (Sb) zusammen: „Er ist ein vollendeter Kavaller und Gardeoffizier und dabei an allem Geistigen teilnehmend. Er war der besondere Gast des Rhebive bei Eröffnung des Suez-Kanals und ist, heimgekehrt, wieder ein lebhaftes Mitglied der philosophischen Gesellschaft.“

**Korff**, Ernst — Trugname. B.: „Biographische Charakteristik“, 1870, sie behandelt das Leben des Verbrechers „Baruch Hirsch Straußberg“ und war von diesem dem Schreiber diktirt. Olagau G. 57.

**Korze**, Stbgrz 47/21: „In Berliner Zeitungen findet man Angebote von Lobenbekleidung, die von einer „Betriebszentrale landwirtschaftlicher Maschinen, Geräte und Bekleidung“, Schöneberger Str. 27, ausgehen. Ein offiziell aussehendes Siegelchen schließt das Inserat ab. Es soll offenbar der Eindruck irgendeiner Konsumvereinigung erweckt werden. In Wahrheit segelt unter dieser Flagge ein privater Geschäftsmann namens Arthur Korze, der gleichzeitig eine Maschinenfabrik hat und seinem vielseitigen Verkaufsunternehmen, das natürlich nicht nur an Landwirte abgibt, den stolzen Namen „Verkaufszentrale“ beilegt.“

**Koritschoner**, Franz, österr. Soldatenrat — hefte durch Flugblätter die Soldaten zur Gehorsamsverweigerung auf. (Dr. R. Skalitz: Geschichte des Sozialismus der neuesten Zeit, Graz 1925.) s. auch D. Vorm. 29, 1927.

**Koritschoner**, Ju., Dr., Großindustrieller, Morphimist, geschäftlicher Berater der Maria Orska, Wien, erschoss sich 1928 (Vokal-Anz. 20/12) in Konstantinopel. Wollte er sich einer angeblich drohenden Verhaftung wegen Schmuggels von Raufgifs entziehen?

**Koritschoner**, Moriz, Dir.: österr. Länderbank, Wien. †1911. WB.

• **Kormann**, Frau, sprach am 2/5 1914 in der „Rheinlandloge“ zu RSn gegen den Wandervogel.

**Kormos**, ungarische Sippe, früher Kohn. — N. Pester Journal 1905 (DfBl 6/9).

**Korn**, Leihbibliothekar und Buchmacher, Hannover. Harburger Anzeiger 9/9 1914: „Der aus Galizien stammende angebliche Besitzer einer Leihbibliothek K. benutzte seine „Bücherleihe“ zur Vermittlung von Pferderennwetten höherer Schüler, denen er buchstäblich die letzten Groschen aus den Taschen zog. Er will diese Wettbeträge an eine größere Buchmacherfirma in Wien abgeliefert haben. Vermutlich hat er aber die Buchmacherei selbständig betrieben. Amtsanwalt Roltmeyer verurteilte scharf das verwerfliche Verhalten des Angeklagten, Schüler zur Wettleidenschaft zu verleiten und verlangte schweres Gefängnis neben einer erheblichen Geldbuße. Das Gericht verurteilte Korn jedoch unter mildernden Umständen zu 500 Mark Geldstrafe, ersatzweise 50 Tagen Gefängnis.“

**Korn**, Friedrich, Literat, gebor. Selig Kohn (Friedrich N. Korff; Wenzel Czerminka; Spiritus asper; Spiritus lenis), Onkel von Josef Popper; 1803 Prag — 50 Tepliz. G: Leinwandhändler K. „Schon im frühesten Alter dachte er, statt am heitern Spiel anderer Knaben teilzunehmen, über das Wesen des Schöpfers und das Schicksal der Seele nach der Trennung vom Leibe

nach. So kam er erst im 15. Jahre aufs „Gymnasium“, (ZM), das dieser denkende Schüler wegen boshafter Verse auf einen seiner Lehrer bald verlassen mußte. Er wurde Rfm., und schrieb nach dem Muster unseres Zachariä's eine Parodie der Ilias, die „Igliade“ auf den Bader Igel, und 28 nach dem Muster Dichterer's ein satirisches Lehrgedicht: „Wege zum Reichtum“.

„Ein Angriff Dräzler-Manfreds in der „Hebe“, der den jungen Lehrdichter einen „Juden von Profession und Schriftsteller von Handwerk“ nannte, veranlaßte eine Erwiderung gegen jenen „Sonettenklingler von Handwerk und Müßiggänger von Fußwerk“ in der Berliner Schnellpost, worauf Saphir ihn zu fleißiger Mitwirkung an seiner „Schnellpost“ und am „Courier“ aufforderte.“ 29 wanderte K. nach Leipzig, trat in die Redaktion der „Hebe“ und veröffentlichte nach dem Muster Jean Pauls bizarr-sentimental: „Zeriel's, des Infernalischen Schauspieldirektors, Reise auf der Welt, Belial und Ufarte, oder die Liebe, der Teufel.“

Dieser literarische Tausendjassa konnte auch anders und verfaßte für Leihbibliotheken die leichtsinnigen „Memoiren Figaro's“. Bald erkannte jedoch Kork seinen eigentlichen Beruf, und schrieb nach Montesquieu's „Lettres persanes“ den Roman: „Die Seleniten“, wo er aus dem Beispiel der Mondbewohner beweisen wollte, wie es auf Erden in Staat und Kirche zugehen sollte. Er hatte vor der Arbeit gründliche Vorstudien in Schröter's und Mädler's Selenographien gemacht, daher der Astronom Nürnberger zur 2. stark vermehrten Auflage (35) ein Vorwort schrieb. Die Beschäftigung mit der Sternkunde leitete auf den Gedanken, über „Zzeugung, Wachstum und Todesarten der Himmelskörper“ zu schreiben. In demselben Jahre trat er mit den „Mythen der alten Perser als Quellen christlicher Glaubenslehren“ auf theologischem Gebiete auf; fast sämtliche Organe der rationalistischen Partei vereinigten sich in der Anpreisung dieses Buches, denn noch wußte das geistliche Publikum nicht, daß der Verfasser ein — Jude sei. Um den Verdacht von sich abzu-



wenden, als habe der angestammte Haß gegen das Evangelium seine Feder geleitet, ließ N. (36) „Braminen und Rabbinen oder Indien, das Stammland der Hebräer und ihrer Fabeln“ erscheinen, die unter den Juden Argernis bereitete. Über dieses Buch hielt Prof. Johannsen in Kopenhagen Vorlesungen. N. kehrte nach Osterreich zurück, wandelte Elias und Moses in Kalenderfiguren, schrieb „Nieswurzpfeifen für Juden und Christen“, deutete die „Mythologien und Symbole der christlichen Kirche“, schmähte in seinen „Rabbinischen Quellen neu-testamentlicher Schriftsteller“ die Evangelien, und wollte in seinem „System der Mythologie“ und in einer „Populären Mythologie“ die alten Könige und Helden nur als Personifikationen einzelner Eigenschaften der Gottheit gelten lassen. Daß N.'s theologische Schriften in den kritischen Organen der Juden wie der Christen manche Unbilde erfuhren, liegt in der Natur des Gegenstandes, und was H. von sich sagt: „Während die Juden mein Judentum bezweifeln, sind die Christen so gutmütig, den Juden mir zu lassen“, darf N. auch auf sich beziehen“, JN.

„N. versuchte zu beweisen, daß Jesus nichts anderes als der Prophet Elias und daß dieser wieder nichts anderes als ein Sonnenmythus sei. — Eine Fundgrube tiefen Wissens und scharfsinniger Hypothesen ist sein „Symbolisch-mythologisches Real-Wörterbuch“ Stuttgart 1843—45, 4 Bände“, ▼De 3, 73.

Korn, Georg, Dr., N: Welt am Montag. 1906 drei Monate wegen Beleidigung des Prov.-Schulr. Ullmann, über den die W. a. W. Klatsch veröffentlicht hatte.

Korn, Heinrich Samuel, Fabrikant (!), Betrüger, f. Zigaretten.

Korn, O. J., Giesen, Kr. Dt.-Krone, hieß bis 1812: Lewin Jakob. — Df.

Korn, Samuel, Mädchenhändler, f. Mädchenhandel.

Kornakli, v., Oberst a. D., Berlin W. O Jüdin aus einer der bekanntesten, reichsten Frankfurter Familien. 19. Jh.

Kornau, Ed., gebor. Korngold, Humorist, Wien, Thurng. 11. \*1868 Brunn. Er bereiste Dtschlnd mit Parodien, Kopien und Dialektvorträgen, errang größte Erfolge im Wiener Konacher-Orpheum und schrieb Pöfen und eine Unzahl Theatercouplets. DDU.

Kornblum, Ernst, Rfm., Millionär und Hausbesitzer, Berlin W. 50, Regensburger Str. 15. 1914.

Kornblum, Hermann, Warenhändler, Hagen. 1914.

Kornelius, Rf., Berlin; hieß bis 1/4 1900: Max Rohn. UEG 1901.

Kornelli, Ritt, gebor. Rohn, Operettensängerin und Chansonette, Berlin. 1914.

△Körner, vgl. Mofner; Sonnenthal.

Körner, Bruno u. Ju., Jnh: Lederfabrik Brüder R., Eidlitz (Komotau). Die beiden hießen bis zum Erlaß der Statthalterei in Prag vom 28/5 1918: Rohn.

Körner, Friedrich Wilhelm, 1828 Altenkirchen, S.-N. — 76 Hartroden; ev. luther. Pfarrer, ebda.; 52 Schwerin i. M. O ▼Auguste Freudenthal (1825—00 Berlin). 1/2 ▼R: 1. Zwan Theodor, \*54 Hartroden; Dr. jur., Stadtrat, Ob.-Dtn., Dresden, Frenkeistr. 17; 87 Hamburg O ▼Martha, f. seines Mutterbruders, des Rfms. Karl Freudenthal (26 Schwerin — 90 Hamburg) // Josephine Goldschmidt (39 Hamburg — 98 Neuenahr); Zwans Kinder sind  $\frac{1}{2} + 1$  d. h.

1/4 ▼ und außerdem aus Verwandtenehe!

a) Karl Wilhelm, 87 Freiburg, S. — 14 gefallen Polen; Dr., Ger.-Assessor, Sächs. Dnt. d. R.; b) Rudolf Zwan, \*92 Eibenstock, cand. ing., Sächs. Dnt. d. R.; c) Gertrud Auguste, \*95 Eibenstock.

2. Paul Friedrich, \*55 Hartroden — 95 Ber. St.; Landwirt.

3. Martha Maria, \*58 Hartroden; 83 Altenburg O △Dstar Schuchardt, Buchhändler, Lichterfelde, Feldstr. 5, Jnh: Georg Reimer, Berlin W, Genthiner Str. 38. Die Kinder D. Schuchardts sind 1/4 ▼: a) Werner, \*86 Berlin, Dr., Arzt, Wippa; b) Ulrich, \*95; cand. med.

4. Hans Wilhelm, \*62 Hartroden, GSN, Prof., Dr., Bahnarzt, Halle a. d. S.; 89 Jena O △Hedwig Sieburg.

Körner, J., isr. Kantor, Smichow, Prag. Lippe 1881.

Körner, Paul, schrieb im roten „Sächsischen Volksblatt“ eine unsagbar niederträchtige Skizze: „Zwischen zwei Galunken“, worin ein lebenslänglich Verurteilter nach 21 Jahren Zuchthaus auf den Tod erkrankt, vom Arzt besucht wird. „Es wurde auch der Anstaltspfarrer geholt. Er legte dem alten Sünder ein Kreuzfig auf die Brust und betete um seine verstockte Seele. Dann rührte der Pfarrer das Abendmahl ein. Gemüthlich trank den dünnen Wein und lutschte am göttlichen Raugummi herum. Der Pfarrer fragte: „Hast Du einen Wunsch, Bruder?“ (Die Anstaltspfarrer sagen tatsächlich zu den Verbrechern Bruder, womit sie beweisen, daß sie wenigstens einmal im Leben nicht heucheln.) „Ja“, stöhnte er. „Ich möchte nicht allein sterben. Rechts von mir soll der Zuchthausdirektor und links Sie, Herr Pfarrer, sitzen.“ Man holte den Direktor. Er nahm wunschgemäß auf der rechten Seite Platz, der Pfarrer saß zur Linken. Ein paar mal gähnte der alte Sünder, sah sich beide an seiner Seite vielsagend an und sprach dann klar und deutlich die letzten Worte: „Nun kann ich ruhig abreisen. Unser Jesus starb ja auch zwischen zwei Galunken“. Tribericus 40, 1929.

△Körner, Theodor, 1791—13, der Dichter der Freiheitskriege, Sohn eines Freimaurers, — der, in jugendlicher Harmlosigkeit mit der Jüdin Adamberger verlobt, ebenso in jüdischen Häusern verkehrte, und den Juden nichts tat, der aber für Deutschland, darin sie wohlbegütet und behütet hausten, sein Leben opferte, — wurde nach seinem Tode von Heine angefallen:

„Diesen Reiterleutnant müßet, Stachelverse, ihr verschonen,

Denn er kommandiert Sentenzen und Gefühl in Esfabronen.

Wär' Melpomene ein Mädchen, gut, gefühlvoll und natürlich,

Wiet ich ihr, heirate diesen, der so milde und so zierlich.“

(Norderney.)

Und im „Brief aus Berlin“ 7/6 1822 (9 Jahre nach Körner's Tod), schreibt Heine: „Sie sehen, Theodor Körners

Gedichte werden noch immer gesungen, freilich nicht in den Kreisen des guten Geschmacks, wo man es sich schon laut gestanden, daß es ein besonderes Glück war, daß anno 1814 die Franzosen kein Dtsch verstanden und nicht lesen konnten jene faden, schalen, flachen, poesielosen Verse, die uns gute Dtsche so sehr entusiastisierten. Aber diese Befreiungsverse werden noch oft deklamiert und gesungen in jenen gemütlichen Kränzchen, wo man sich des Winters wärmt an dem unschuldigen Strohfeuer, das in diesen patriotischen Liedern knistert; und wie der greise Schimmel des Großen Friedrich wieder jugendlich sich bäumte, wenn er eine Trompete hörte, so steigt das Hochgefühl mancher Berliner, wenn sie ein Körner'sches Lied hört usw." „Ich merke, mein Lieber, Sie sehen mich etwas sauer an wegen des bitteren, spottenden Tones, womit ich zuweilen von Dingen spreche, die anderen Leuten teuer sind. Ich kann aber nicht anders. Meine Seele glüht viel zu sehr für die wahre Freiheit, als daß mich nicht der Unmut ergreifen sollte, wenn ich unsere winzigen, breit schwanzenden Freiheitshelden in ihrer aschgrauen Armseligkeit betrachte; in meiner Seele lebt zu sehr Liebe für Dtschland und Verehrung dtscher Herrlichkeit, als daß ich einstimmen könnte in das unsinnige Gewäsche jener Pfennigmenschen, die mit dem Dtschtum kokettieren, und zu mancher Zeit regt sich in mir krampfhaft das Gelüste, mit kühner Hand der alten Lüge den Heiligenschein vom Kopfe zu reißen und den Löwen selbst an der Haut zu zerren — weil ich einen Esel darunter vermute.“

Die Gründe, weshalb Heine unseren Körner haßte, sind klar. Dieser wollte völkische Freiheit, vor der jener seine berechnete Angst hinter allerlei Schwindeleien von einer noch größeren, schöneren, idealeren Freiheit verstaubte, mit der die Körnersche nicht mit konnte. Diese allgemeinere Heine'sche Freiheit ist aber bloß Freiheit für die Judenheit, um jedes Volkstum seiner natürlichen Schutzwehren berauben und es in diesem Sinne „frei“ zu machen, das heißt für alle Einfälle von Fremden bloß zu legen.

Die Abneigung gegen Körner wurde dann an deutschen Universtitäten bis tief in das 20. Jh. hinein besonders von der auf Heine verschworenen, literaturwissenschaftlichen Scherer-Schule gepflegt. Es gehörte zum guten Ton dieser Gelehrten, bei „Frisch auf mein Volk, die Flammenzeichen rauchen“ die Nase zu rümpfen, oder Anfälle von Übelkeit zu markieren, aber die Liebe, die dem Sänger und Helden aus dem Volke entgegenkam, ließ sich auf die Dauer nicht hintertreiben; aus solcher Empfindung heraus wurde 1915 das prächtige Buch von dem durch Forschungen über Schiller bekannten Professor Karl Berger in Darmstadt geboren, der, mit den Beziehungen der Eltern Körner's zu dem Schillerschen Hause beginnend, das leuchtende Leben des Jünglings am Leser vorbeiführt; er schildert den Streit von Beruf und Kunst, der auch Körner nicht erlassen war, und seine Freundschaft und Liebe, ruhig und schlicht, aber darum nur umso dringlicher die künstlerischen und völkischen Werte der Lieder und Dramen erschließend.

Das Buch mag die Verehrung für den Dichter vertiefen, den — über Deiter und Schwert hinaus kennen zu lernen, Pflicht jedes Deutschen ist. Berger wendet sich nicht nur an die Jugend: gerade für ältere Leute ist das so früh beschlossene edle Leben des Dichters in dem gleichsam der Genius der Erhebung von 1813 sich verkörperte, besonders ergreifend.

Kornfeld, Aron, 1794—81 Golc-Zenitau, Böhmen. „Als wohlhabender Fabrikant stand er mehrere Jahrzehnte einer bedeutenden talmudischen Hochschule vor, die er aus eigenen Mitteln erhielt und aus der viele sehr angesehene Rabbis hervorgingen.“ Raszering.

Kornfeld, Heinrich, herzogl. bayr. Hof- und erzherzogl. Kammerbuchhändler. \*1858 Berlin W. B: M. Mendelssohn; Untersuchungsrichter, Ko; Fall Krahnid, Ko. Kll 34.

Kornfeld, Hermann (Samuel [nach seinem Vater, dem Talmudisten Samuel R. // Henriette Eger]), Landgerichtsarzt, GMR, Dr., Gleiwitz, Schles. \*1840 Posen. B: Paralyse der Irenen des weiblichen Geschlechts; Hygienische Gesetze der Bibel; Liebeswahnsinn (Orlando furioso); Geistliche Autointoxikation; Zigaretten pro et contra; Hamlet; Moses und unsere künftige soziale Gesetzgebung; Geistliche Medizin (auch russisch); War König Saul geisteskrank?; Über die Bedeutung des Blutes, in Birchow's Archiv, 75, worin R. für Deutschland die allgemeine Einführung des Schächten und der j. Speisegesetze verlangt. Die Annäherung der Juden ihren Wirtsvölkern gegenüber geht so weit, diesen ihre fremden und verruchten Lebensformen — wie die Beschneidung und die qualvolle Tierkötung — aufzudrängen.

**Kornfeld**, Hirsch Meyer, durch das Polizeiamt Astona wegen „unzuverlässiger“ Betätigung im Handel mit Metallen von diesem Handel ausgeschlossen. Wahrheit 22/3 23.

**Kornfeld**, Josef Luis, Rabbi, Bevollmächtigter der Ber. St. in Persien 1924. — SPB 4/10 29.

**Kornfeld**, Paul. — Sein Drama „Die Räuber“ wurde im Dumont (Sb)'schen Schauspielhaus 1918 uraufgeführt; diesem Stück wird K. noch einen Tell, Wallenstein, Goetz, Faust usw. folgen lassen müssen, um die alten Klassiker allmählich überflüssig zu machen.

Lit. Echo, Ernte, 1921, S. 119, Ernst Heilborn über K.'s „Himmel und Hölle“: „Wie ein Verzückter hat P. K. seine Tragödie gestammelt. Von gedankenreicher Prosa zu lyrischer Ekstase, zum Dirnenruf der Gasse bedarf es bei ihm keines Überganges. Er ist der Expressionist, wie ihn die Zeit sich wünscht. Bleibt aber seine Tragödie als solche zunächst befremdend, wirkt er in Einzelheiten übertrieben, in Einzelheiten leer, so trägt er dennoch Überzeugungskraft in sich. Man glaubt ihm seine Sendung als Mensch und Dichter. Und selbst wer an seiner Erde den Zweifel nicht überwinden könnte, sollte seinen Gott ihm glauben.“ — Was bleibt über wirkliche Dichter noch zu sagen, wenn, nicht bloß über schlechte, sondern über die unechtesten, über Leute, die überhaupt keine Dichter sind, solche Töne in Deutschland angeschlagen werden dürfen.

**Kornfeld**, Sigmund, Baron v., 1857 Gole-Jenitau, Böhmen. — 09 Budapest, Präses der Waren- und Effektenbörse, Mgl. des Herrenhauses, Generaldirektor der Allg. Ungar. Kreditbank, Finanzratgeber des Herrn v. Szell. Seine Nobilitierung 1902 (StbgrB 3/1) begründete der „Bester Lloyd“ wie folgt: „Die Bestrebungen Kornfelds kulminieren in der möglichsten Emanzipation unserer finanziellen Tätigkeit und unserer Kreditorganisation von fremdem, namentlich österreichischem Einflusse, und in der Hebung unserer Börseninstitution auf eine Höhe, auf welcher sie gefeit sein soll gegen die Angriffe, die unaufhörlich gegen sie gerichtet werden.“ — Dazu bemerkte das Wiener „Deutsche Volksblatt“: „Zunächst ist interessant, daß jene, die in Ungarn den wirtschaftlichen Kampf gegen Österreich führen und leiten, ausgezeichnet werden; in Österreich beliebt man sie bekanntlich als „Feinde der Machtstellung der Monarchie“ zu behandeln; pikanter ist, daß die Nobilitierung Kornfelds gewissermaßen als Akt der Anerkennung der Börse als einer Hauptstütze des magyarischen Königreiches angesehen wird.“

S: P a u l, \*89, wurde schon sehr bald stellvertretender, hochbezahlter Direktor der Ung. Allg. Kreditbank.

**Korngold**, Ju. Leopold, Dr., Musikreferent der „Neuen freien Presse“, Wien. \*1860 Brünn. O Witrofsky. Er ist der Vater des Wunderjungen E r i ch Wolfgang K., \*1897, dessen Biographie schon 1914 im „Wer ist's“ stand. Korngold jun.'s musikalische Pantomime „Schneemann“ wurde, von Korngold sen. in die Abendunterhaltungen beim österr. Ministerpräsidenten B i e n e r t h (Sb) geschoben und von der Wiener Hofoper 26mal gegeben. Von der dtischen Presse wurde jeder Ton K. jun.'s bewundert. Eine an der Wiener Wiener Volksoper von seinem Lehrer Zemlinski verfaßte und aufgeführte Oper wurde vom alten K. gegen alle Gewohnheit in der „N. Fr. Presse“ beschrieben, und eine „Schauspielouvertüre“ des Jungen, „die Tinte noch naß“,

von Nikisch, Löwe, Steinbach, Weingartner usw. angenommen und in 100 dtischen Städten zu Gehör gebracht. „Westermanns Monatshefte widmeten dem Opus 1913, 474 (B) ganze 3/4 Spalten.

Eine musikalische Mitarbeiterin schrieb uns seinerzeit aus Berlin: „In der Philharmonie ist ein Konzert unter Nikisch: Das Programm ist aus den größten Werken unserer klassischen Tonkunst zusammengesetzt; aber eine Neuheit bringt doch der Abend und zwar K o r n g o l d. Er wirkte geradezu niederschmetternd auf mich, denn er ist vollkommen unreif mit deutlich hörbaren Anklängen an Beethoven, Mozart, Wagner usw. Aber siehe da, Beifallsstürme sondergleichen setzten ein, Nikisch holte den jungen Juden vor das Publikum, und das Werk begann seinen Siegeslauf durch Deutschland.

O ja, die Organisation arbeitet und das Wort „Ich bin ein Jude“ ist heutzutage der „Sesam öffne dich“ für alle Türen.“

Korngold schritt von Erfolg zu Erfolg. BT 7/1 14: „Aus Köln meldet ein Privat-Telegramm: Die Sinfonietta von E r i ch Wolfgang Korngold erlebte gestern in Köln ihre dtische Uraufführung in einer glänzenden Wiedergabe unter Generalmusikdirektor Fritz Steinbach. Die Symphonie zeigt diesen kaum 16jährigen Jüngling auf einer Entwicklungstufe von beinahe unheimlicher Reife. Korngold war anwesend und wurde vom Publikum enthusiastisch gefeiert.“

Über eben dies Gürzenich-Konzert zu Köln schreibt die Boss. Z.: „Korngold hat mit seiner Sinfonietta wahre T r i u m p h e gefeiert. Das Werk selbst ist von blühender Melodiefeligkeit und hinreißender Klangschönheit erfüllt, instrumental und harmonisch geradezu von bezwingender Kühnheit. Man steht bei diesem sowohl nach der spirituellen wie nach der Gemütsseite gleich tiefen Werk eines 16jährigen erneut vor einem Rätsel der Musikgeschichte.“

Das Beste leistete sich die Magdeburger Z. 9/1 über das Ereignis: „Der Komponist, ein Wunderkind in des Wortes ureigenster Bedeutung, bekundet

eine ganz fabelhafte Kompositions- und insbesondere Orchestertechnik, auf die die reifsten Muster der Moderne stolz sein dürften. Man könnte fast von einer Übersteigerung der Richard Straußschen Orchestrierungskunst sprechen, einer Übersteigerung übrigens in der Richtung des Wohlklingenden. Das Orchester klingt oft bezaubernd. Thematik, Rhythmiik und Polyphonie sind von größter Kühnheit; viel Übermut und Ungefühl herrscht in den Gedanken, die Kombinationen und der starke rhythmische Wechsel ergeben oft schillernde und flimmernde Eindrücke, aber letzten Endes ist doch alles organisch gewachsen und gestaltet. Ein herrlicher Satz wie aus einem Guß ist der erste, das in Quartenschritten emporsteigende fünfstönige Motiv des fröhlichen Herzens, das die ganze Sinfonie unbeschadet der sonstigen Thematik durchzuckt, kommt zu faszinierendem Ausdruck in einer grandiosen Schlußsteigerung des Finales, des kühnsten Satzes; köstlich ist das Scherzo, von wohligh wogendem Rhythmus des Trios unterbrochen, in zartem Dämmerlicht träumt das Andante. Natürlich macht Korngold alle Klangdämonen- und -Sirenen mobil, Celesta, Glockenspiel, große Glocken, Bassklarinette engl. Horn, mehrfache Teilung der Streichinstrumente, Sologeige am Griffbrett usw., nichts fehlt. Der Erfolg war echt und bedeutend, so groß war der Gesamteindruck des Werkes trotz der hyperkomplizierten Gestaltung.“

Der Gen. Anz. zu Düsseldorf am Rheine blieb 26/2 14 der schwärmenden Schwester an der Elbe nichts schuldig: „Im 5. städt. Sinfonie-Konzert zu Aachen kam die Sinfonietta mit außerordentlichem Erfolg unter Musikdirektor Fritz Busch zur Aufführung.“ Korngold drang als „dtischer“ Komponist über die Ostsee bis nach Helsingfors, das am 9/2 14, auch in einem Sinfonie-Konzert seine „Lustspielouvertüre“ anhören mußte. Ein Musikdirektor schrieb:

„Wenn Schud=Dresden und Steinbach=Köln den Korngold kommen lassen, muß ich es auch, weil Korngold's Vater, Referent der „Neuen Fr. Presse“, nur die lobt, die die Sache pouffieren.“ Das scheint auch Leopold Schmidt ge-

wußt zu haben: „Gewiß arbeitet der Knabe vorläufig nur mit schon Gehörtem, von andern Erfundenem, aber wie er es für seine Zwecke verwertet, das grenzt in seiner Art wirklich ans Geniale.“ Es kommt eben in der ganzen Judentkunst immer nur auf Entlehnungen und Meisterdiebereien, auf „Verwertung“ hinaus.

Härter urteilte die NBZ 16/2 14: „... Daß aber eine so traurig verzerrte Frage defadenter Überreife uns entgegenrinsen würde, bleibt unfaßlich. Das musikalische Variété ist nun gänzlich hereingebrochen: wer gewisse Verirrungen der Strauß und Reger ablehnen mußte, möchte nun fast versucht sein, diesen Musikern allerlei abzubitten. ... Unser junger Mann ist auf dem betäubenden Niveau strupellosen Virtuositums schon als Sechzehnjähriger angelangt. Nichts von dem naiven Überschwang gesunder Jugend in dieser Partitur, nichts von frohgemuter Begeisterung, von dem zuweilen dumpfringenden Pessimismus der Jünglingsjahre. Dieser Über-Reife brennt mit pretentiöser Geste ein aus modernsten Instrumentationseffekten raffiniert zusammengestelltes Orchesterfeuerwerk vor uns ab. Ein unangenehmes Artistenkunststück, das nicht einmal den Sinnen wohl tut mit seinem kurzatmigen Gepläcker, das, bald süßlich-elegant, bald brutal-bizarr, uns „träumerische“ Empfindung oder „tatenfrohen“ Aufschwung im Lebenskampf vortäuschen möchte, wo lediglich Seelenlosigkeit und blasierte Routine zu Hause sind. ... Mit Nutzen sollte es von den zuständigen Dirigenten aus den Konzertsälen getrieben werden, denn es hat mit Kunst gar nichts zu tun! Leider mußten die Gluck, Beethoven und Liszt es sich gefallen lassen, mit dieser öden Sensationsnummer an derselben vornehmen Kunststätte zu Wort zu kommen.“

Auch in Stockholm revoltierte man gegen den dtischen Juden, s. Wahrheit 22/12 17. Der schwedische Rezensent meinte mit erfreulicher Unbefangenheit: „Das zweite Werk auf dem Programm war Erich W. Korngolds Opus 6, Sonate für Violine und Klavier, die zum ersten und, wie man wohl hoffen darf,

gleichzeitig zum letzten Male in Stockholm aufgeführt worden ist. Ein futuristischer anmutendes künstlerisches Werk habe ich niemals in einem Kammermusikonzert gehört, höchstens in Orgelkonzerten, die auf ihren Programmen mitunter ähnliche Berrücktheiten stehen haben. Es kommt mir vor, als ob das vormalige Wunderkind in der Sonate hätte zeigen wollen, wie frei es sich von den Einflüssen all jener Komponisten gemacht hat, die es, wie man behauptet hat, in seiner „Sinfonietta“ Op. 5 abgeschrieben haben soll. Hier hat Korngold wohl mehr seinen Klassenverwandten Arnold Schönberg nachahmen wollen. . . . Pfui über eine solche defandente Musik, die nur den Ohren eines musikalisch recht ungebildeten Zuhörers imponieren kann!”

Ein anderer Berichterstatter stellte mit Genugtuung fest, daß trotz der verwickelten Harmonieführung sich der Komponist am Schlusse doch glücklich zu der vorgezeichneten Tonart zurechtgefunden habe!

Über K.'s „Violanta“ und „Der Ring des Polykrates“, die 1916 im Wiener Hofoperntheater gespielt wurden, urteilte die „Ostdeutsche Rundschau“: K. beginnt, wo das ausgepumpte Genie aufhört, und die Hypertrophie des Technischen muß den Mangel an innerer Eingebung gnädig bedecken mit Nacht und Grauen. Doch auch das Technische ist nicht eine Frucht natürlicher Reife, sondern das Ergebnis von wahllosem Aneignen und Naschen aus tausend Schüsseln, ist ein Hungern im Überfluß oder gar Übersättigung im Hunger nach den jüngsten Sensationen der Neutöner, und wer tiefer in das Orchester Korngolds hineinhorcht, wird gerade die Geige vermissen, die natürliche Stimme der Jugend, die in süßer Herzens-einfalt schluchzt und jubelt. Sie wird von dem Korhantelärm der allerneuesten Instrumentaleffekte übertönt und mit der Klangwürze der Celesta ist kaum noch ein größerer Mißbrauch getrieben worden als in den beiden Operneinaktern Jung-Korngolds. — Das Modevorbild für „Violanta“ war Puccinis „Tosca“ und das für die komische Oper „Polykrates“ Richard Straußens „Rosenkaba-

lier“. Technische Frühreife und völlige Vertrautheit mit allen Pfiffen und Kniffen raffiniertester Opernmache sind keine Zeichen gesunder Entwicklungsfähigkeit, und wer unbefangenen Gemütes die beiden Opern in ihrer kalt berechneten Gegensätzlichkeit auf sich wirken läßt, empfängt den Eindruck: hier ist ein Ende, kein Anfang. Die tragische Oper ist von einer schwülen Aufgedunsenheit, die den Zuhörer betäubt und umnebelt, und in der komischen herrscht eine aufdringliche Orchesterwitzigkeit, die den Biedermeierstil der Lustspielvorlage •• Heinrich Teweles ins gerade Gegenteil verkehrt. Beiden Opern aber ist gemeinsam, daß die Musik das Wort nicht belebt, die dramatische Situation nicht verdeutlicht, sondern alles chaotisch verwischt. Wer das Textbuch zum „Polykrates“ liest, denkt sich: hier ist ein artiges Lustspielchen, dessen harmlose Heiterkeit unfehlbar wirken müsse. In der Vertonung Korngolds erstarrt das sonige Liebesgetändel zur quälenden Langweile, trotz dem Aufwand von Orchesterscherzen, die hinter jedem Wort einherjagen.“

Eine nähere Erklärung für all den Unfug, wie wir es sinngemäß schon angedeutet haben, brachte dann die „Wien. Sonn- u. Montags-Z.“, 11/5 14, „Fall Korngold“ von Prof. Richard Robert:

„Erster Pianist: Was spielst du in deinem nächsten Konzert?

Zweiter Pianist: Die Sonate des jungen Korngold.

Erster Pianist: Ist sie dankbar?

Zweiter Pianist: Die Sonate nicht, aber der Vater.

Herr Dr. Ju. Korngold ist Musikreferent eines Weltblattes und als solcher von größtem Einfluß. Er ist aber nicht bloß Kritiker, sondern auch Vater eines jungen Komponisten. Und das war das Unglück des Kritikers, der jetzt alle Erscheinungen des Musiklebens lediglich aus diesem Gesichtswinkel beurteilt. Er fragt nicht: wie dirigiert, komponiert, spielt oder singt dieser oder jener, sondern wie stellt er sich zu Wolfgang Erich. Komponisten, ausübende Künstler, sogar neu erscheinende Musikliteratur, alles wird von diesem Standpunkte aus gewertet, ja es wird morgen

anders als heute und heute anders als morgen gewertet. Für Korngold teilt sich das gesamte Musikertum in 2 Gruppen: Künstler, welche Wolfgang Erich aufführen, Kritiker, die seine Werke mit blindem und taubem Enthusiasmus loben, und solche, welche dies nicht tun.

Wäre er ein Fabrikant, Beamter oder sonst irgend etwas anderes als gerade Kritiker, so hätte seine übereifrige Auffassung väterlicher Pflichten niemanden zu kümmern; da er jedoch das Amt eines Kritikers ausübt, so begründet dies — wie der parlamentarische Ausdruck lautet — eine Inkompatibilität, und wenn seine Doppelstellung unangestastet bleiben soll, erfordert dies ganz besonderen Takt oder zumindest erhöhte Vorsicht. Ich schätze Korngolds Sachkenntnis, seine gewissenhafte Art, sich vorzubereiten, seine unleugbare kritische Begabung, aber seit sein Sohn in die Öffentlichkeit trat, ist ihm jedes Verantwortlichkeitsgefühl, ja die Besinnung abhanden gekommen. Und das paralytisch alle Vorzüge. Es hat sich eine innerliche Verschiebung in Dr. Korngold vollzogen. Der Kritiker ist immer schwächer, der Vater immer stärker, oder genauer gesagt, der Kritiker ist immer kritischer, der Vater immer — kritischer geworden. Das ist eigentlich ein rührender, ein menschlicher Zug. Dem Vater gefällt nur, wem der Sohn gefällt.

Bleibt im konkreten Falle bloß noch die Frage, ob schließlich die ganze Musikwelt dazu verpflichtet werden kann, ihr Verhältnis zur Kunst nach den Anschauungen Vater Korngolds zu regeln. Allerdings gibt es auch Künstler, die sich nicht fürchten und so widerborstig sind, in ihren Anschauungen zu verharren; die freilich haben ihre Mannhaftigkeit hart genug zu büßen. Boykott ist ihr Schicksal. Oder — was der Zufall nun einmal will — sie gefallen nicht mehr. Die Technik hat nachgelassen, ihr Ton hat an Schönheit verloren, die künstlerische Auffassung zeigt Mängel. So spielt doch Korngold und nur Korngold, auf daß es euch wohlgerhe auf Erden!

Ich habe gesagt, daß Dr. Korngold jetzt nur vom Standpunkte des Vaters Kritik übt. Er belohnt das Lob und be-

straft den leisesten Tadel gegenüber den Werken seines Sohnes. . . .“

Robert deckt dann haarsträubende Fälle von Kritikern des alten Korngold sub specie aeternitatis filii auf, auch wie er selbst von ihm mißhandelt worden sei, aber: „Wenn ich darüber spreche, so geschieht es nicht meinetwegen. Ich denke dabei nur an die vielen anderen, deren künstlerische Stellung, weil sie eine exponiertere ist, auch leichter gefährdet werden kann. Ich denke an die vielen Komponisten, die mühsam ringen und denen es auch nach jahrelangem Bemühen nicht gelingt, ihren Werken Eingang in die Konzertsäle zu verschaffen; ich denke an die Künstler, denen es nicht vergessen wird, daß sie sich nicht dazu bereit gefunden haben, öffentliche Belobungsatteste für den jungen Korngold auszustellen; ich denke an die Dirigenten, deren Wertung im Verlaufe der Zeit auffallend gesunken oder gestiegen ist.“ Dieser Festnagelung ist nichts hinzuzufügen. Dr. Korngold ist damit gerichtet. Er müßte aus der Liste der Lebenden gestrichen werden und dürfte, nach menschlichem Ermessen, keine Zeile mehr drucken lassen. Die „N. Fr. Pr.“ müßte ihm den Stuhl vor die Türe setzen. Was aber geschah? Korngold, dem hier der Nachweis geliefert wird, daß er so und auch anders kann, wenn es sich um seinen Filius handelt, schreibt nach wie vor die Kritiken für die „N. Fr. Pr.“ und richtet weiter über Gerechte und Ungerechte! Die gesamte dtische Presse aber schwieg den Prof. Robert einfach tot. Ein „Fall Korngold“ existiert für sie nicht, darf nicht existieren, auf daß der Ruhm des Orients nicht geschmälert werde! Wir bleiben bei unserer Behauptung, daß ein Jude zwar aller Verbrechen glatt überführt, aber darum doch unter keinen Umständen verurteilt werden kann.

Korngrün, isr. Lehrer, Tarnopol. — Lippe 1881.

Kornik, Walter, Architekt und Schriftler, \*1877 Berlin. G: Louis R., Rfm., Dessau // Jenny Isaac. — O 07 Ellh, T. v. A. Wolf, Pyritz. R: Heinz 08; Jise 10. Ue: Violet-le-Duc; Wie man ein Haus baut; Dän. Baukunst; R: Reudische Bauztg.; Bautechnische Kunst (Internation. Institution f. Technobibliotheken. Berlin W, Heilbrommer Str. 30. Deg 6.

Kornik [Kurnik, Posen], Meir ben Moses, JE, Rabbi und Kalendermacher. †1826 Hamburg.

Kornitt, Seltig = Ernst Löwy.

Kornjude. DBl 29, 5/8 1892: „Aus dem gedruckten Verzeichnis der Münzen des Meisters Bermuth zu Gotha,

17. Jh.: Specificatio Vermuthlicher Medaillen, allen kurtzeusen Medaillen-Freunden zu dienslicher Nachricht, seien folgende 4 Nummern mitgeteilt:

1. Vorder-Seite: Ein Korn-Jude, der einen Sad Korn auff dem Buckel trägt, worauff der Teuffel sitzt und ihn aufreißt, daß das Korn auf die Erden fällt. Ueberschrift: Du Korn-Jude. Unterschrift: Teure Zeit 1694. — Rückseite: Ein Korn-Maß oder Scheffel. Ueberschrift: Wer Korn innhaelt, dem fluchen die Lebthe. An dem Scheffel steht: Über Segen kommt über den, der es verkaufft. Sprüche Salomo. XI. 26.

2. Vorder-Seite: Der Korn-Jude hängt am Baume, dem der Teuffel den Strid zuziehet. Zu beyden Seiten steht Korn im Felde, und eine Scheune, woran Luc. 12 geschrieben. Ueberschrift: Du Korn-Jude. Unterschrift: Wohlfeile Zeit 1695. Rückseite wie vorhin.

3. Vorder-Seite: Ein Priester steht an einem Ufer einer See, vor ihm kniet ein Jude, so getauft wird, und einen Mühlstein am Halse hängend hat, nach dem Wasser zusehend. Hinter ihm steht ein Kirchner, mit beyden ausgestreckten Armen, gebüdt, am den Juden, nach empfangener Tauffe, in's Wasser zu stossen. Ueberschrift: So bleibt er am bestaendigsten. — Rückseite: Selten wird ein Jud ein Christ, er hab denn was begangen, auch thut ers meist umbs Geld, das er nicht hängen darf, denn wann ers anders stiehlt, so strafft man ihn zu scharff. Wenn die Maus die Raze frißt, dann wird ein Jud ein wahrer Christ.

4. Vorder-Seite: Praesentiret einen Wolff und einen Fuchs: Ueber dem Wolfe ist zu lesen: O vulpes, quid fugis me, obis sum, videsne? (= O Fuchs, was fliehst du mich, ich bin ein Schaf, siehst du nicht?). Ueber dem Fuchs steht: Nobi te, fugio te, quia es nequam in cute (= Ich kenne dich, ich fliehe dich, denn du in deiner Haut bist ein Lumperich). Ueberschrift: Fide, sed cui vide (= Trau, schau, wem!). — Rückseite: Wer da trauet einem Wolf auf grüner Heid, einem Juden bey seinem Eib, einem bösen Pfaffen und Rabblisten bei ihrem Gewissen, der wird von allen viren be...."

**Kornreich**, Leib, laut Glos Narodn 1900 (DfBl 15/11): „Grundbesitzer und Branntweimbrenner in Kamienize, hatte eine Tochter, die vor 4 Jahren nach Amerika ausgewanderte. Diese schrieb ihrer zurückgebliebenen jüngern Schwester Wilma K., daß sie den römisch-katholischen Glauben angenommen habe und sich erst seit ihrem Übertritt zum Christentum wahrhaft glücklich und wie erlöst fühle. Wilma, die auch aus der Art geschlagen scheint, soll bereits als Kind häufig darüber geweint und geklagt haben, daß sie nicht Christin sei; sie würde, so klagte sie, nie erlöst werden, da sie nicht getauft sei, der Herr Pfarrer aber in der Religionsstunde gesagt habe, nur wer getauft sei, komme in den Himmel. Als der Brief ihrer Schwester aus Amerika in die Hände ihrer Eltern fiel, kannte der Fanatismus derselben keine Grenzen mehr. Das Kind wurde in ein abgelegenes Zimmer gesperrt, Türen und Fenster verriegelt und die versammelten Anverwandten der Familie berieten über die Strafe. Schließlich forderte man den Vater des Mädchens auf, an seinem Kinde... das Todesurteil zu vollziehen! Da der Vater aber vor dieser Zumutung nach längerem Besinnen denn doch zurückschreckte, beschloß man, das Kind der Tortur zu unterwerfen. Es wurde an Händen und Füßen gefesselt, auf ein Bett geschналt und bis zur vollen Bewußtlosigkeit geprügelt. Dies soll sich nach Aussagen des unglücklichen Mädchens 3mal wiederholt haben. Ihre dritte und älteste Schwester raufte ihr die Haare aus: „Hier, Satan, hast Du Deine Erlösung!“ Die ärztliche Besichtigung des mißhandelten, in der Folge noch länger in Lebensgefahr schwebenden Mädchens, ergab zahllose Wunden und Striemen und ließ an der Wahrheit ihrer Aussagen keinen Zweifel. Auf das Geschrei der Mißhandelten eilten Bauern herbei; doch gelang es den Juden, das Mädchen in einen Kasten zu verpacken, noch ehe die Bauern am Tatorte erschienen. Andern Tags machten diese aber das Versteck ausfindig und brachten darauf das Kind in ein nahegelegenes Kloster. Dieser Vorfall seht auch die Berichte der ju-

dendienertischen Blätter über angebliche Entführungen von Judenmädchen in galizische Klöster in das rechte Licht. Warum soll man solchen Juden, die ihre eignen Kinder aus religiösem Fanatismus und Christenhaß den grausamsten Quälereten, ja fast dem Tode unterwerfen, nicht auch Blutmorde an Nichtjuden zutrauen?“

**Köröin**, gebor. Wilh. Kohn, „Maghare“, — UC /2, 1888.

**Körösi de Szanto**, Jos., Dir: Kommunalstatistisches Büro. \* Budapest 1844. B: Statist. Jahrbuch 73 ff. R: Pest Naplo; Reform. Er wurde 96 nobilitiert — schreibt engl., franz., dtsch. und ungar. und schlug 00 ein internationales Abkommen für Gleichheit der Zählung vor. B: Maß und Geseze ehelicher Fruchtbarkeit; Säkulare Weltzählung vom Jahre 1900, Berlin 97.

**Körösi v. Királyhalom** [Kraushaar v. Königshügel], Albert, gebor. Neumann, 1900 in Osterreich nobilitiert. GB.

**Korrektheit**. „Die tugendhafte National-B. brachte den Begriff „Korrektheit“ auf, d. h.: „Verdiene Dein Geld wie Du kannst, streife mit beiden Armen das Zuchthaus, entrinne nur dem Strafgericht, finde die Lücke im Gesez, und Du bist der anständige, angesehene und achtbare Mann, und keinest kann Dir etwas anhaben“. (Sehr richtig.) Diesen Begriff als den höchsten moralischen weist der Deutsche Volksverein mit aller Entschiedenheit zurück. Mit den „korrekten Gründern“, um mich eines Ausdrucks des sehr verdienten Otto Glagau zu bedienen, wollen wir nichts zu tun haben. Wir wollen aber innere Ehrlichkeit der Gesinnung, persönliches Ehrgefühl, welches mehr als alle Gesezlichkeit, wieder rege machen“, — Liebermann v. Sonnenberg, 1. öffentliche Sitzung des Deutschen Volks-B.'s 14/3 1881, Berlin.

**Korruption** = „Kunst der Geld-Berwendung im Sinne der jüdischen Welt-herrschaftspolitik. Das große Ziel dieser Politik ist und muß sein, alles käuflich zu machen. Tatsächlich ging seit Avabater Abrahams Zeiten die raffinierteste Durchbildung der Korruptionstechnik mit der rücksichts- und skrupellosesten Erwerbstechnik bei den Juden Hand in Hand“, „Das 20. Jh.“, April 1893.

**Korruption und Judentum** „haben von jeher in kontinuierlicher Wechselwirkung gestanden. Der Jude zieht sich nur dahin, wo schon etwas Korruption ist. Er versteht nichts besser, als soziale und sittliche Korruption auszubeuten und zu steigern. Je korrupter ein Staat, um so mehr Juden hat er, und um so mehr nimmt er die Juden in Schutz“, Cholera und die Juden 1892, S. 19.

DB Nr. 7 v. Febr. 28 und Nr. 20 vom 17/5 28;

„Schafft ein sauberes Deutschland!“

Wählt Leute mit weißen Westen! In Deutschland erscheinen 184 sozialdemokratische Tageszeitungen, 60 sozialdemokratische Wochenblätter und eine

starke rote Gewerkschaftspresse. Dazu existiert ein sozialdemokratischer Parteipressedienst. Überdies wird Deutschland mit Millionen und aber Millionen von roten Flugblättern und Plakaten überschüttet. Daneben wirken Tausende von sozialdemokratischen Rednern. Alles ist in den Wahlkampf eingespannt unter Anwendung der gesamten außerordentlichen Finanzkraft der Sozialdemokratischen Partei, die sogar die Kassen der roten Gewerkschaften in den Dienst des Wahlkampfes gestellt hat. Alles zusammen hat nur eine Aufgabe: auf die breiten Volksmassen von allen Seiten einzureden, zu dem einen Zweck, dem deutschen Volke die Erinnerung an diejenige Zeit zu rauben, in der die „volksbeglückenden“ roten Futterkrippenjäger auf Kosten des Vermögens des Deutschen Reiches und der deutschen Steuerzahler — für die Taschen der Schieber „regierten“. In diesem Wahlkampf, in dem der oben gekennzeichnete ungeheure Apparat der Sozialdemokratie lügt und schwindelt wie gedruckt, soll die Ära der roten Schieberherrschaft in Deutschland vergessen gemacht werden, die genau solange dauerte, als die sozialdemokratischen „Arbeiterführer“ am Ruder waren und — von den Schiebern durchweg bestochen — ihre schützende Hand über die Ausfänger der deutschen Volkskraft gehalten haben. In dieser Zeit ist die Staatswirtschaft zur Luderwirtschaft geworden und die Staatsgesinnung zur organisierten Korruption und Ausbeutung.

**Verföhobenes Reichsgut.** Während für den Grenzschutz Ost Decken und warme Bekleidung durch öffentliche Aufrufe gesammelt werden mußten, während Heeresentlassene und Arbeiter in zerrissenen und zerschliffenen Anzügen und Stiefeln gingen, während Fürsorgeanstalten, Flüchtlingslager und Kriegskrüppelheime aus einstigen Heeresbeständen keine Zuwendungen bekommen konnten, erstickten die internationalen Schieber in Heeresgut. Ende Mai 1920 wurde bekannt, daß sich Heeresgut im Werte von fünf Milliarden Goldmark unauffindbar in Schieberhänden befindet — und der damalige Reichsfinanzminister Schiffer bestätigte öffentlich diese

Verföhleuderung. Verluste von 60 Millionen Goldmark sollte der sogenannte Raß-Rahn-Vertrag, der Vertrag zwischen einem jungen Spekulanten und dem Ministerium Bauer bzw. den Deutschen Werken, dem Reiche einbringen. Auch die Besitzverschiebung der Riesenanlagen und Riesenvorräte der Armeekonservenfabrik Spandau = Haselhorst durch Otto Bauer, ein Objekt von 126 Millionen Goldmark Wert, war formell „durchaus korrekt“. Einer der Partner Bauers war natürlich Barmat. Das vielgenannte Hanauer Pionierlager, dessen Verschiebung endlich im Jahre 1925 gerichtlich klargestellt werden konnte, schrumpft dagegen zum Gerümpel und Herr Swan Baruch Kutischer zum Altwarenhändler zusammen. Aus dem unendlichen Material über die Verschiebung von Reichsgut zu ganz lächerlichen Preisen nur zwei Beispiele. Sie finden sich in der Denkschrift des Rechnungshofes des Deutschen Reiches vom Juli 1925, in der alte bewährte Beamte erschüttert feststellten, daß alle ihre Versuche, in den Jahren nach der Revolution die Reichsbehörden gegen die Schiebungen scharf zu machen, vergeblich waren. Das eine Beispiel in Berlin: Da sind 10 000 Quadratmeter besten Hochbaugeländes am Nonnendamm, bis dahin Reichseigentum, für insgesamt 1,42 Goldmark — soviel betrug die Papiermarksumme — an Private verkauft worden. Das zweite Beispiel ist Wilhelmshaven. Dort hat das Reich für das gewaltige Werftgelände Küstringen mit allen Fabriken, Maschinen, Feldbahnen, ganze 2 Goldmark bekommen. Allein am Schrottgeschäft hat beispielsweise Herr Abraham Weitel Litwin, wie er im Plauener Prozeß unter Zeugeneid zugeben mußte, bare 19 Millionen Goldmark verdient. Die rechnungslos veruntreuten Werte im Betrage von 5 Milliarden Goldmark, von denen wir sprachen, waren schon in der ersten Nachnovemberperiode verschwunden. Immerhin hatte das Reich noch Besitztümer im Werte von vielen Hunderten von Millionen Goldmark, die nicht so leicht und so schnell wegzuschleppen waren. Die haben sich erst allmählich verpulvert, zumeist auf dem Wege



über die sogenannten „Deutschen Werke“, diese Aktiengesellschaft, in welcher der noch vorhandene Reichsbesitz an alten Heeresbeständen sozialisiert worden war. Im Jahre 1920 gegründet, übernahmen die Werke 14 mit Rohstoffen und Maschinen gefüllte Artillerie- und sonstige Werkstätten in Betrieb und erhielten vom Reich sogar noch 560 Millionen Mark als Finanzierung dazu. Bis Ende Oktober 1923 hatten diese staatssozialistischen Deutschen Werke so gewüstet, daß ihre Aktiva — dazu gehörten 4800 Morgen Grundbesitz, 3850 Gebäude darauf, 105 Kilometer Normalpurbahn, 6 große Trockendocks usw. — zum großen Teil „verwertet“ worden waren. Nur die für den Betrieb eines Vierteljahres notwendigen Materialien wurden den Werken belassen, alles andere verwertet, nämlich zu lächerlich geringen Preisen an private Gesellschaften verschoben; zum Teil mußte man die Rohstoffe dann mit ungeheuren Aufschlägen wieder zurückkaufen. Dazu brauchte man erneut bares Geld. Immerhin wurde damals die Substanz der Werke noch auf 400 Millionen Mark „reines, unverwässertes Goldkapital“ amtlich geschätzt. Das Reich griff wiederholt mit Unterstützungen ein, die es von uns Steuerzahlern eintrieb, aber ein Jahr später erlagen die Deutschen Werke doch. Ihre staatssozialistischen Direktoren und oberen Angestellten fanden bei den fettgewordenen Geschäftsfreunden der Deutschen Werke ihr wohl vorbereitetes gutes Unterkommen, die Kleinern Angestellten und die Masse der Arbeiter aber kamen, obwohl von der Sozialdemokratischen Partei der Abg. Stücklen in den Aufsichtsrat delegiert war und goldene Berge versprochen hatte, auf die Straße! Die letzten Reserven waren verwirtschaftet. Das Reich hat allein an den Deutschen Werken Milliarden von Goldmark verloren. Insgesamt sind 48 Milliarden deutschen Volksvermögens in die Taschen der Schieber geflossen!

Der Schieberkonzern Sklarz. Einer der schlimmsten Schieberkonzerne war der Sklarz-Konzern, der es verstanden hat, Millionen und aber Millionen aus dem leidenden deutschen Volkskörper

herauszupressen. Das haben sie jahrelang tun können, weil sie mächtige Beschützer hatten: kaum eine der sozialdemokratischen Größen der nachrevolutionären Zeit gab es, die nicht ihre Füße unter den stets üppig gedeckten Tisch der Sklarze gesteckt hätte und Geld und Geldesgut dafür in Empfang nahm, daß sie den Sklarzen die nötigen „Beziehungen“ verschaffte. Der Sklarz-Konzern und seine wucherischen Schiebergeschäfte stießen endlich mit der Staatsanwaltschaft zusammen. Schiebergeschäfte, Wucher, Betrug, Amtsannahme, Beamtenbestechung und dergleichen mehr lieferten den Stoff für eine umfangreiche Anklageschrift, die in Berlin durch den Staatsanwalt Dr. Gutjahr bearbeitet wurde. Als sich jedoch herausstellte, daß aus dem „Sklarz-Standal“ ein Riesenstandal der Revolution herauswachsen würde, daß nahezu sämtliche revolutionäre Größen von der Staatsanwaltschaft als der Mitschuld verdächtig bezeichnet wurden, haben die damaligen sozialdemokratischen Machthaber mit Gewalt in das Verfahren eingegriffen. Staatssekretär Weismann, heute die rechte Hand des Ministerpräsidenten von Preußen, Otto Braun, damals „Staatskommissar für die öffentliche Ordnung“, hat alles getan, um dem Verfahren gegen die Sklarze ein öffentliches Ende zu bereiten. Nachdem „von befreundeter Seite“ dem Staatsanwalt Gutjahr Möglichkeiten eröffnet wurden, in der Industrie einen überbezahlten Posten zu bekommen, waren die Gebrüder Sklarz bereit, als Gutjahr ablehnte, Millionen als Geschenk für Gutjahr zu opfern, wenn dieser das Verfahren abdroffelte. — Als das alles nicht zog, hat sogar Staatssekretär Weismann persönlich Gutjahr folgendes Angebot gemacht: „Lieber Gutjahr, was meinen Sie, wenn ich dem Sklarz sagen würde, geben Sie dem Gutjahr 3 Millionen, dann faßt er sämtliche Protokolle so, daß nichts dabei herauskommt!“ Gutjahr schlug das Angebot aus — und flog aus seinem Amte! Gutjahr hat über den Bestechungsversuch sodann eine Anzeige an das Justizministerium gemacht, wo sie aber trotz eifrigsten Suchens „nicht mehr zu finden“ ist. Weis-

mann ist heute Staatssekretär in Preußen beim Genossen Otto Braun. Alle Angriffe, die an ihn in dieser Angelegenheit gerichtet wurden, ertrug und erträgt er mit denkbar größter Unempfindlichkeit. Der deutschnationale Landtagsabgeordnete Kengel trug dann die ganze Angelegenheit in der Öffentlichkeit vor und verlangte vom Ministerpräsidenten Braun, gegen ihn Strafantrag wegen Beleidigung des Staatssekretärs Weismann zu stellen. Kurz bevor die Frist zur Erhebung der Klage ablief, richtete Kengel noch einmal einen offenen Brief an den preußischen Ministerpräsidenten Braun, damit dieser seinem Ununtergebenen Weismann das Gewissen schärfe. Alles war ergebnislos. ...

„Kaufmann“ Hamburger und Hörsing. Der Führer der Proletarier, jetziger Oberkommandierender des Reichsbanners, der Herr Genosse Otto Hörsing, war Reichs- und Staatskommissar für Oberschlesien. Als solcher hat er in den Jahren 1919 bis 1920 dem „Kaufmann“ Hamburger die Textilversorgung ganz Oberschlesiens in die Hand gegeben. Er hat ferner die obereschlesischen Behörden, Handelskammern usw. angewiesen, Herrn Hamburger „im Interesse der obereschlesischen Arbeiterschaft weitgehend behilflich zu sein.“ Herr Hamburger hatte sich später wegen Kettenhandels, Betruges und Preiswuchers zu verantworten. Herr Hamburger hatte sich auch — wegen Bestechung des Herrn Hörsing zu verantworten. Neben Weinsendungen an andere Persönlichkeiten spielte auch die Garderobe der Familie Hörsing eine Rolle. Es war eben mehr als eigentümlich, daß dieser wegen Kettenhandels, Betruges, Preiswuchers und Steuerhinterziehung später angeklagte Herr Hamburger Herrn Hörsing und die Hörsingsche Familie in den Jahren 1919—20 mit Anzügen usw. versorgte und Hörsingsche Schneiderrechnungen bezahlte. Herr Hamburger, der, wie es in einem amtlichen Schriftstück heißt, in solch schlimmem Rufe stand, daß er mit noch drei übrigen auf einer sogenannten schwarzen Liste stand, hat es aber trotzdem verstanden, die Versorgung Oberschlesiens mit den Waren

jener Gesellschaft übertragen zu bekommen. Hierbei erfreute er sich der Unterstützung des damaligen Reichskommissars für Oberschlesien Hörsing! Herr Hörsing hat alle diese bereits wiederholt veröffentlichten Feststellungen stillschweigend hingenommen, ohne dagegen gerichtlich vorzugehen.

Barmat und seine Helfer.

Bereits 1917 hat das Deutsche Generalkonsulat in Amsterdam den deutschen Reichskommissar für Aus- und Einfuhrbewilligungen vor Julius Barmat gewarnt. Im April 1919 hat das Generalkonsulat in Amsterdam die Warnung wiederholt und auf die Gefahr aufmerksam gemacht, die dem deutschen Wirtschaftsleben durch die Vorschläge Barmats an das Reichswirtschaftsministerium erwachsen würden. Da telegraphierte Barmat am 15. Mai 1919 an den Vorsitzenden der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands, Otto Wels: „Verständigt Reichspräsidenten, daß wegen meines Dauervisums hiesiges Konsulat noch nicht instruiert ist; denke nächste Woche nach Berlin zu reisen. Gruß an Sie und Müller. Barmat.“

Dieses Telegramm gelangte in die Hände Eberts und erhielt von ihm, dem Reichspräsidenten, folgende Bleistiftnotiz: „Das Auswärtige Amt hat neulich mitgeteilt, daß Barmat Visum auf längere Zeit erhalten soll, wünsche, daß Gesandter im Haag noch einmal ersucht wird.“

Das Telegramm ging dann ans Auswärtige Amt, das dann an das Generalkonsulat in Amsterdam telegraphierte: „Barmat möge Dauervisum ausgestellt erhalten.“ So wurde Barmat eingeführt. Barmat hat sich sodann in Deutschland „erfolgreich betätigt.“ Zum Schluß gehörten ihm eine ungeheuer große Anzahl deutscher Banken und Industrieunternehmen. Um seine Geschäfte und Schiebungen zu kennzeichnen, sei aus dem Niesenmaterial nur eins herausgegriffen: Das Geschäft mit der Preußischen Staatsbank, von der er im Laufe eines Jahres (15. Dez. 1923 bis 31. Dez. 1924) Kreditsummen in Höhe von 43,595 Millionen Goldmark erhielt, denen eine Deckung von nur 2,630

Millionen gegenüberstand. — Und diese Kredite wurden ihm durch Vermittlung von Heilmann und Genossen bewilligt zu einer Zeit, wo die gesamte deutsche Industrie an fürchterlichem Kreditmangel litt.

Barmat hat diese Summen zu unerhörten Wucherzinsen an notleidende Deutsche weiter verliehen. Während Barmat an die Staatsbank nur 13½ v. H. Jahreszinsen zu zahlen brauchte, verlangte und erhielt er für das weiterverborgte Geld 18 v. H. Monatszinsen, das sind 216 v. H. Jahreszinsen. (Und wegen dieses Kreditwuchers ist Barmat noch nicht einmal angeklagt.) Der Skandal liegt nun letzten Endes nicht allein darin, daß Deutschland durch Barmat 40—60 Millionen Goldmark Werte verloren hat, sondern daß diesem gemeinsten Ausbeuter deutscher Not der Weg bereitet wurde von sozialistischen „Arbeiterführern“.

So hat Heilmann Barmat geholfen (Brief Heilmanns an den Preussischen Finanzminister vom 31/3 1924): „Sehr verehrter Herr Minister! Ich wäre Ihnen dankbar, wenn Sie meinem Freund Julius Barmat, Großkaufmann, der bisher mit der Preussischen Staatsbank in guten Geschäftsbeziehungen gestanden hat, auch dem neuen Präsidenten der Staatsbank zur wohlwollenden Berücksichtigung empfehlen würden.“

Heilmann hat, wie er selbst einmal erklärte, täglich bei Barmat gefessen und hat mit diesem die Geschäfte des laufenden Tages stets durchgesprochen und Barmat dabei beraten. Und als Barmats Schiff zu sinken anfang, da sprang Heilmann mit seinem ganzen parlamentarischen Einfluß in Preußen ein, um von dem damaligen Finanzminister noch 6 Millionen Mark aus Staatsmitteln für seinen „Freund Julius“ flüssig zu machen (8. und 12. Dez. 1924). Heilmann hat von Barmat auch seinen Dank empfangen. Heilmann wird vorgeworfen, daß er im Herbst 1919 von Barmat 5000 Mark und im folgenden Jahre 50 000 Mark erhalten hat, sowie, daß außerdem noch eine Reihe von Zuwendungen zum Teil an Heilmann selbst, teils an eine Heilmann sehr nahe stehende Dame erfolgt sind. Heilmann

hat sich gegenüber diesen Vorwürfen ausgeschwiegen.

Auch Wels, der rote Parteivorsitzende, hat sich stark für Barmat eingesetzt. Nach dem Telegramm Barmats an ihn lief Wels spornstreichs zu Ebert. Als im Juni 1919 Barmat ein „Einfuhrmonopol für Arbeiterkleidung“ haben wollte, der rote Wirtschaftsminister Wissell aber ablehnte, erschien Wels mit Barmat Arm in Arm bei Wissell; als jener aber nichts ohne seine Räte tun wollte, grollte Wels: „Leben wir in einer Republik oder in einer Monarchie, daß da erst ein Junker und ein Rittmeister befragt werden müssen?“

Wissell parierte dennoch nicht und wurde gestürzt. Als sein Nachfolger Robert Schmidt auch nicht wollte, da grollte Wels wieder als Barmats Begleiter, schlug mit der Faust auf den Tisch und rief: „Bist du hier Minister oder deine Herren Räte?“ Da tat Schmidt, wie Wels ihm geheiß, und Barmat entleerte seine Lumpenkeller in Amsterdam für deutsche Arbeiter; Robert Schmidt blieb Minister! Feudale Hotelbesitzer sagten übrigens im Barmatverfahren aus, daß Wels in den Jahren 1919 bis 1923 regelmäßig Barmats Gast in diesen Hotels gewesen war. Wels' Sohn heiratete eine Angestellte von Barmat und jener richtete dem jungen Paare ein Geschäft ein. Wels wußte von den „Geschäften“ Barmats mit Bauer auf Kosten des Reiches, wie aus einem Briefwechsel zwischen Wels und Barmat einwandfrei hervorgeht. Im Mai 1924 wollte Wels Herrn Barmat übrigens auch den amtlichen Postabrechnungsverkehr zwischen Deutschland und England in die Hände spielen helfen; mit einem Handschreiben an den englischen Ministerpräsidenten MacDonald schickte Wels den „Genossen“ Barmat zu MacDonald, der aber händeringend verzichtete. Wels hat Barmats Essen und Weine auf dem Schloß Schwanenwerder zu schätzen gewußt und hat Barmat aus Dankbarkeit die Stange gehalten bis auf den heutigen Tag.

Das preussische Ministerium des Innern hat übrigens durch Herrn Abegg Herrn Barmat über die Grenze geholfen. Abegg ersuchte im Auftrage des

Ministers des Innern die Regierungspräsidenten in Osnabrück, Münster und Düsseldorf, sämtliche Grenzübergangsstellen zu verständigen und dafür zu sorgen, daß Herrn Barmat bei Grenzübertritten keine Schwierigkeiten bereitet werden (24/11 1920).

Um den Reichskanzler Bauer konzentriert sich der Barmat-Standal als kennzeichnendstes Beispiel des deutschen moralischen Verfalls seit 1918: Erst Reichskanzler, ein Nachfolger Bismarcks, alsdann Zuträger von Regierungsgeheimnissen an einen Großschieber und dessen Agent in Fett und Hülsenfrüchten. Bauer ließ im Sommer 1919 als Reichskanzler den inzwischen in Reichsgeschäften reich und frech, aber schon bei anderen Ministern zum „Wohltäter“ gewordenen Barmat zu sich kommen, um über ihn Näheres zu hören. Im Januar 1920, sechs Monate später, wird Bauer von seriöser Seite vor Barmat gewarnt. Trotzdem blieb Bauer Barmats mächtigster Beschützer. „Wenn ich weiß, daß jemand aus seiner politischen Stellung Geschäfte machen will, so schreite ich dagegen ein; solche Leute müssen kaltgestellt werden (Hinweis auf den Fall Sepp Derter-Braunschweig); wenn jemand Schiebungem verdeckt, so macht er sich mitschuldig!“

In dieser Zeit standen Bauers Geschäfte bei Barmat in höchster Blüte. Er lieferte Barmat Mitteilungen über politische und wirtschaftliche Vorgänge, die ihm in seiner Eigenschaft als Reichskanzler bekannt wurden, um Barmat dadurch die Tips für dessen Geschäfte zu geben. Hierfür erhielt Bauer von Barmat Provisionen. Am 29 Januar 1925 wurde Bauer vom Barmat-Untersuchungsausschuß vernommen. Auf die Frage des deutschnationalen Abgeordneten Dr. Deerberg, ob er von der Firma Barmat irgendwelche Vorteile pekuniärer Art erhalten habe, antwortete Bauer nach einigem Zögern schließlich mit einem klaren „Nein“. Am 5. Febr. 1925 veröffentlichte darauf die nationale Presse einen Brief Barmats an Bauer vom 27. September 1923, aus dem hervorgeht, daß Herr Bauer von Barmat bereits 5000 Mk. erhalten hatte und daß ihm für die Beschaffung

eines hohen Kredits 2000 Dollar ausgezahlt wurden. Es stellte sich heraus, daß Bauer für Kreditvermittlungen  $\frac{1}{4}$  v. H. Provision erhielt, in einem Falle 3500 holländische Gulden. Kurz darauf veröffentlichte die „Deutsche Zeitung“ einen großen Briefwechsel zwischen Bauer und Barmat, in welchem sich beide über die Höhe der Bauerschen Provisionen streiten, sowie einen Briefwechsel zwischen Barmat und Heilmann und Barmat und Wels; Heilmann und Wels sollten und wollten den Streit über die Höhe der Provisionen zwischen Barmat und Bauer schlichten; Wels und Heilmann haben also von der Mitarbeit Bauers an des Schiebers Barmat Geschäften durchaus gewußt, ohne dagegen etwas zu tun, sie sind also auch nach dieser Hinsicht mitschuldig. Hier liegt der Höhepunkt des Barmat-Standals. Angefichts des Interesses der ganzen Welt hat Bauer, als Nachfolger auf dem Stuhle Bismarcks sitzend, vor dem Untersuchungsausschuß und damit vor aller Welt öffentlich gelogen! (Bauer wurde aus der SPD. ausgeschlossen, um die rebellierende Arbeiterschaft zu beruhigen, wurde aber wieder aufgenommen!) Er bezieht nun nach kaum zweijähriger Dienstzeit 40 v. H. des Reichskanzlergehalts als Pension, das sind 18 500 Mk.

Der sozialdemokratische Parteiführer Hermann Müller lernte mit Wels zusammen Barmat Ende April 1919 in Amsterdam kennen, war dort dessen Gast und hat Barmat mitgenommen, damit dieser einen Einführungsbrief bei Ebert persönlich übergeben könne. Auch später hat Müller Herrn Barmat mehrfach genützt.

Daß Scheidemann in dieser Gesellschaft nicht fehlen darf, erscheint nahezu selbstverständlich, denn er und sein Schwiegersohn Frikz Hente fehlen ja auch bei — Sklarz nicht! Im August 1919 war er mit seiner Frau Barmats Gast im Grand Hotel des holländischen Seebades Zandvoort. Der Profurist Vogelgang von Barmat hatte in Zandvoort Scheidemanns Zimmer vorausbestellt, auf vier Wochen, und den Preis abgemacht; „der Name des Deutschen darf aber nicht genannt werden!“ Die Rech-

nung ging allmöchentlich an die Firma Barmat in Amsterdam und wurde von dieser bezahlt. Im April 1925 kam die Geschichte heraus, und Barmat und Scheidemann, natürlich auch der „Vorwärts“ — schwiegen!

Der Polizeipräsident von Berlin, der Sozialdemokrat Richter, war Barmats Reismarschall und Haremshüter. Richter machte mit Barmat Vergnügungs- und Badereisen, erhielt von ihm Geschenke, darunter einen gebrauchten goldenen Zahnstocher und — Schlafanzüge. Reiste Barmat allein, dann betreute Richter in Berlin Barmats jeweilige „Lieblingsfrau“. Nebenbei machte Richters Privatsekretär, vom Staate besoldet, Barmats Steuererklärungen so gut, daß Barmat trotz Millionen-„Verdiensten“ in Deutschland keine Steuern zu bezahlen brauchte, während zu gleicher Zeit Deutschlands Arbeiterschaft mit drückenden Lohnsteuern belegt wurde.

Richters Herr und Meister, der preußische Innenminister Sebering, hat Richter gehalten bis zuletzt! (Angeblich wäre ihm nichts bekannt gewesen.) Mit 12 000 M. Wartegeld wurde er schließlich zur Disposition gestellt, von einem Disziplinarverfahren gegen ihn hat man bis heute noch nichts gehört.

Der Reichspostminister Dr. Hoefle war Barmats Geldgeber. Barmat erhielt durch Hoefle 14½ Millionen Goldmark Reichspostgelder gegen eine Deckung durch einen Wechsel in Höhe von 4 Millionen. Diese Millionen hat Hoefle Barmat direkt geliehen, war aber auch für Barmat tätig, um ihm weitere Kredite zu beschaffen. Als Barmat Anfang Oktober 1924 seinen finanziellen Zusammenbruch ahnte, beschloß er, dem Minister Hoefle die Pistole auf die Brust zu setzen, um von diesem die Herausgabe weiterer Millionen zu erpressen. Barmat hatte Ende September mit Jakob Goldschmidt von der Darmstädter und Nationalbank wegen eines Kredites von 5 Millionen verhandelt. Nachdem Goldschmidt ablehnte, zwang Barmat Hoefle, mit Goldschmidt persönlich zu telephonieren — obwohl er ihn bis dahin nicht kannte —, um Goldschmidt einen Kredit von

10 Millionen Reichspostgeldern unter der Voraussetzung anzubieten, daß Barmat davon 5 Millionen abbekommen solle. Goldschmidt lehnte wieder ab. In Verbindung standen mit Barmat außerdem: der preußische Handelsminister Siering, der Reichsminister Söllmann, der Landtagsabgeordnete und Ministerialdirektor beim Reichspräsidenten Ebert, Genosse Franz Krüger, der Regierungspräsident Dr. Grünher, der preußische Finanzminister Dr. Lüdemann, Reichsminister Dr. Gradnauer, der sächsische Wirtschaftsminister Schwarz, der Reichstagsabgeordnete Lange-Hegermann und andere.

Der Schieber Kutischer. Kutischer, ebenfalls Kriegsgewinnler und Schieber, brachte 1923 das Hanauer Lager in seinen Besitz, ebenso zahlreiches Heeresgut, machte daraufhin mit der Altleder-Verwertungsstelle und der Darlehnskasse Ost Geschäfte, beschwindelte die Staatsbank um 14 Millionen Mark, wurde 1924 verhaftet und nach einer Untersuchungshaft von 18 Monaten wegen fortgesetzten Betruges und schwerer Urkundenfälschung zu 5 Jahren Zuchthaus und 4 Millionen Mark Geldstrafe verurteilt. Er legte Berufung ein, starb aber vor Beendigung der Verhandlung. Auch bei Kutischer waren, wie bei Barmat, die gleichen Genossen und Obergengenossen Nutznießer und ließen sich von Kutischer freihalten, machten Badereisen auf seine Kosten und ließen sich auch sonst recht erhebliche Geschenke und Vorteile zuwenden. Kutischer besaß zwei Banken, die „Deutsche Kreditanstalt“ und die „Steinbank“. An der Spitze des Aufsichtsrats der erstgenannten Bank stand der demokratische Rechtsanwalt Dr. Werthauer und an derselben Stelle der „Steinbank“ sein Sozius Engelbert. Kutischer erklärte vor Gericht, daß Werthauer drei Millionen Mark zum Erwerb der „Steinbank“ von ihm erhalten, daß Werthauer jedoch nur eine halbe Million dabei für ihn ausgelegt und den Rest von 2½ Millionen Mark zu Unrecht einbehalten habe.

Der Schieber Parvus-Helphand. Während Deutschland im Hunger verzweifelte, während Kirchen-

glocken und Türflinten zur Munitionsherstellung eingeschmolzen wurden, während das Volk in Lumpen ging, stärkte Parvus die Kriegskraft Rußlands, indem er alles was irgendwie aufzutreiben war, über Schweden und Dänemark nach Rußland verschob. Und obgleich jedermann wußte, wie er sein Vermögen erworben hatte, waren sozialdemokratische Größen seine Gönner und Nutznießer. Besonders nachdem er die Lurusvilla Schwanenwerder erworben hatte, nahmen sozialdemokratische Bonzen an den dort stattfindenden „Sommernächten“ und „lufullischen Winterfesten“, bei denen der Sekt in Strömen floß, teil und ließen sich wohl dabei sein, während das Volk hungerte. Aber nicht genug damit, auch Geld nahmen sie gern von ihm. Die „Münchener Post“ wünscht Januar 1919 die versprochenen 250 000 M., die sozialdemokratische Verlagsanstalt Diez Nachfol., Stuttgart, verlangt nur 100 000 M., die „Pforzheimer Freie Presse“ 50 000 Mark, und zahlreiche andere sozialdemokratische Zeitungen fordern ihren Anteil. Für Frau Staatsminister Haenisch bezahlte Parvus Rechnungen für Geflügel über 1500 M., für Delikatessen 2500 M., für Wäsche 7022 M., sogar ein Nachtgeschirr im Werte von 23,65 M. ließ sich Frau Haenisch von Parvus bezahlen. Ebenso zahlte er Reitstiefeln und Sporen für Haenisch, dessen Tochter und die Frau des Gesandten Kaufher. Auch Scheidemann fehlt nicht in diesem Kreise, er steht mit 90 000 M. in Parvus' Büchern verzeichnet.

### Barmat, das Produkt der Sozialdemokratie!

„Barmat sitzt in Untersuchungshaft und, soweit ich über den Stand der Untersuchung unterrichtet bin, hat diese noch kein Material zur Anklage ergeben... Ich fürchte, meine Damen und Herren, wir werden einmal den Männern des Auslandes dankbar sein, die uns in wirtschaftlicher Not Fett, Margarine, Butter und andere nahrhafte Sachen geliefert haben.“ (Severing, Minister des Innern, im Preußischen Landtage am 21/1 1925.)

„Mir ist bis heute noch nicht bewiesen, daß Julius Barmat das geringste Unreelle und Strafbare getan hat... Mein Freund Barmat hat mit mir jeden Abend die Geschäfte und Verträge besprochen, die er am Tage getätigt hatte, und es gab kein Geschäft, das ich nicht kennen lernte.“ (Heilmann in der „Leip. B. Ztg.“ am 8/3 1925 und vor dem Untersuchungsausschuß am 3/2 25.)

„Ich schäme mich nicht meiner Freundschaft mit Barmat.“ (Schmidt, Sächs. Wirtschaftsminister im Landtage am 10/2 1925.)

Diese Zeugnisse führender Sozialdemokraten für den „Freund Barmat“ ließen sich bis zur Übersättigung vermehren. Aber woher wußte Severing, daß Barmat Lebensmittel beschafft hat? Wer hat den Innenminister belogen? Und welchen Anteil hat Heilmann an den Geschäften, die den Oberstaatsanwalt Dr. Kaasch nach einem viertägigen Plädoyer am 10. Februar 1928 veranlaßten, folgende Schuldfragen zu formulieren: „Ich halte Julius Barmat schuldig des fortgesetzten Betruges zum Nachteil der Staatsbank, — ich halte ihn weiter schuldig der fortgesetzten Anstiftung des Oberfinanzrates Dr. Hellwig zur Untreue zum Nachteil der Staatsbank, — ich halte ihn schuldig der aktiven Bestechung.“ Dieser Antrag auf „Schuldig!“ bezieht sich nur auf die Beziehungen Barmats zur Staatsbank, die im ersten der neun Kapitel der Anklage enthalten sind. Weil Barmat ein Produkt der Sozialdemokratie ist, weil Barmat und die sozialistischen Führer wesensgleich sind, der Vertreter des entarteten Kapitalismus und die Vertreter der antikapitalistischen Partei, — weil sich in dem Betrüger und Kreditschieber Barmat die politische und amtliche Gewissenlosigkeit einer Zeit widerspiegelt, die ihren Stempel durch die Sozialdemokratie bekommen hat, — weil Barmat und die führenden Genossen so miteinander verfilzt und verwachsen sind, daß ihre Trennung auch heute noch nicht gewagt wird, deshalb muß Barmats Wirken in Deutschland als Warnung für die Zukunft den Schilderungen der Oberstaatsanwälte nachgewiesen werden.

„Justizreferent“ Ruttner. Am Montag, dem 6. Februar, begannen die Plädoyers. Im Schwurgerichtssaal versammelte sich die Berliner Presse und ein illustres Berliner Kurfürstendampublikum. Auch der Justizreferent der Sozialdemokratie im Landtage hatte sich eingefunden. Barmat ging auf ihn zu und begrüßte ihn durch Handschlag; Erich Ruttner war sichtlich erfreut. Sein Interesse galt indessen den beiden Saaltüren hinter dem Richtertisch, durch die, getrennt, die Richter und Staatsanwälte eintreten; und als sie eintraten, da rechte und streckte sich der Justizreferent inmitten der Pressevertreter solange, bis ihn Richter und Staatsanwälte gesehen und von seiner Anwesenheit Kenntnis genommen hatten. Dann setzte er sich wieder, und saß nun dem Freunde seines Freundes Heilmann so gegenüber, daß jener so oft Ermunterung, Trost und Stärkung aus Ruttners Augen lesen konnte, so oft der Oberstaatsanwalt sein, Barmats, Bild mit besonders kräftigen Farben malte.

Der Staatsanwalt. „Der Herr Oberstaatsanwalt hat das Wort!“ Der Oberstaatsanwalt Dr. Trautmann eröffnete die Serie der Anklagereden und gab den Grundton, das Leitmotiv an, das seine Mitarbeiter Dr. Raasch, Sturm, Dr. Kramberg und Dr. Erich in den nächsten — Wochen weiterentwickeln sollen. Der Oberstaatsanwalt Dr. Trautmann bemühte sich auffällig sachlich und nüchtern zu bleiben und jede Anspielung auf Barmats politische Beziehungen zu meiden, denn das entspricht den justizministeriellen Intentionen, und daß ihnen nicht zuwider gehandelt wird, darüber zu wachen ist der Genosse Ruttner, der Justizreferent der stärksten Partei des Landtages, der Freund Heilmanns, des Freundes Barmats, erschienen.

Was der Oberstaatsanwalt in stundenlangender Rede sagte, kann hier nur mit wenigen Strichen wiedergegeben werden: Dieser angeblich ungeheuer reiche Mann aus Holland ist seines Nimbus entkleidet, der Glanz seines Namens ist verblaßt, er steht in seiner wahren Gestalt vor uns. Wir kennen seine Wege, die vom Pfade des Rechts abwichen und zu überaus schweren strafbaren Hand-

lungen führten. Er hat am Kriege verdient, hat die Inflation ausgenutzt und die Deflation ausgebeutet. Er borgte auf Grund von Empfehlungen aus staatlichen Kassen Millionen zu 15 bis 20 v. H. Jahreszinsen, und verborgte das Geld deutschen Unternehmern (die sonst überall abgewiesen wurden) zu einem Wucherzins bis 126 v. H. im Jahre! Diese Unternehmer wurden dadurch zahlungsunfähig und Barmat baute auf diesem Wege seinen Konzern auf. Er erreichte das gesteckte Ziel, er wurde in Jahresfrist Inhaber eines Riesenkonzerns (60 Fabriken), — er wurde die erste Finanzkraft Deutschlands und vor ihm beugte sich alles, bis der Spuk verflog und offenbar wurde, daß dieser angebliche Wundermann es doch nur verstanden hatte, ein bis dahin in der Wirtschaftsgeschichte nicht gekanntes Schuldengebäude aufzurichten. 38 Millionen Mark waren von ihm in weniger als Jahresfrist (1924) zusammengeborgt worden. Diese Summe hätte sich noch um viele Millionen erhöht, wenn die Staatsanwaltschaft nicht eingegriffen hätte, denn es schwebten gerade Kreditverhandlungen mit der Oldenburgischen Staatsbank und der Stadtschaft Brandenburg, die unmittelbar vor dem Abschluß standen.

Barmat hat es verstanden, alle seine Mitarbeiter und die öffentlichen Geldgeber über die Höhe seines holländischen Vermögens zu täuschen, das er jedoch immer als die Kraftquelle für seine deutschen Unternehmungen bezeichnet hatte. Nichts von seinem angeblichen Riesenvermögen hat er für die Liquidationsmasse zur Verfügung gestellt! An Deutschlands schwerster Zeit konnte ein Mann wie Barmat unmöglich vorübergehen, ohne sich aus ihr alle erreichbaren Vorteile zu verschaffen. Wäre es anders gewesen, so wäre er seinem innersten Wesen untreu geworden. An eine Rückzahlung seiner Schulden hat Barmat nie gedacht, ebensowenig hat er einem staatlichen Gläubiger je Zinsen gezahlt! Wie das möglich gewesen ist? Die richtige Lösung finden wir für alle Vorgänge und für alle strafbaren Handlungen in Betrug, Untreue, Bestechung. Der Barmat-Konzern frachte und

brannte bereits an allen Ecken als die Staatsanwaltschaft eingriff; sie hat lediglich weiteres Unheil verhütet. — So der Oberstaatsanwalt Dr. Trautmann. Kein politischer Name ist gefallen, keine Andeutung politischer Erscheinungsformen. Keinerlei sittliche Empörung trug die öffentliche Anklage, eine Empörung, die der Staatsanwalt kleinen Dieben gegenüber so gern zeigt. In dieser Nüchternheit tönt der Grundakkord zur Barmat-Symphonie um so schriller, der Dreiklang: Betrug, Untreue, Bestechung.

Barmats holländisches „Vermögen“. Ist Barmat der „reiche Ausländer“ gewesen, als welcher er von den Genossen Wels, Bauer, Heilmann und ihresgleichen für Reichslieferungen und für die „Befruchtung der deutschen Wirtschaft“ bei Reichs- und Länderbehörden empfohlen worden war? Noch nach Barmats Verhaftung hatte der Reichskanzler a. D. Gustav Bauer behauptet, jener sei keineswegs als armer Schnorrer nach Deutschland gekommen, sondern habe sich schon vor und während des Krieges „ein Weltgeschäft“ in Holland aufgebaut. Der zweite öffentliche Ankläger, Oberstaatsanwalt Dr. Raasch, kennzeichnete zunächst gegenüber Barmats verschleierte Andeutungen (Heilmann hatte 10 Millionen Mark kolportiert) das tatsächlich vorhandene greifbare Vermögen in Holland. Es ist zeitlich getrennt und sachlich unabhängig voneinander dreimal festgestellt worden: durch Sachverständige der Staatsbank mit 200 000 holl. Gulden, durch Sachverständige des Gerichts mit 200 000 bis 250 000 holländischen Gulden. Durch den Liquidator der Barmatmasse, Direktor Müller, der kein greifbares Vermögen ermittelte, weil das vorhandene „durch Prozeßrisiken absorbiert sei“. Ein Geschäft wurde überhaupt nicht mehr betrieben. Als Dr. Hellwig im Herbst 1924 in Diensten Barmats stand, hatte er versucht, sich einen klaren Einblick in dessen holländischen Besitz zu verschaffen, was aber mißglückte, er hatte daraufhin die Empfindung, daß Barmat sein holländisches Vermögen intakt halten wollte und nicht daran dachte, einen Teil in die zusammenbrechenden deutschen Unternehmungen zu stecken.

Die Kredite Barmats bei der Staatsbank und ihre „Deckungen“. Als allgemeines Merkmal der Kreditentwicklung ist anzusehen, daß Barmat seinen Kredit erhöhte und die hergegebene Deckung verschlechterte: im Februar 1924 standen 5,2 Millionen Mark Schulden noch für 1 Million Mark Deckung in guten Effekten gegenüber, am 31. Dezember 1924, dem Tage der Verhaftungen, verfügte die Staatsbank über eine Deckung im Werte von 489 000 M., denen 9,5 Millionen Mark Schulden gegenüberstanden! Innerhalb dieser beiden Zeiten und Zahlen liegt ein unausgesetzter Kampf Barmats um die ursprünglich hereingegebenen guten Werte gegen vollständig wertlose, eigene Konzernwerte umzutauschen. Um diesen Werten eine möglichst große Bedeutung beizulegen, bewertete er seine eigenen Unternehmungen so hoch, daß sie der Staatsbank als genügende Deckung erscheinen mußten (z. B. die Papierfabrik „Chromo“ in Altenburg bewertete er mit 10 Millionen Mark, die Staatsbank glaubte das und sie brachte später in der Konkursmasse — — 180 000 Mark). Zu Beginn der Beziehungen zur Staatsbank, am 8. Februar 1924, schrieb Julius Barmat aus Paris an seinen Bruder Herschel in Berlin und entwickelte ihm seinen groß angelegten neuen Gründungsplan in Frankreich. Dessen Finanzierung berechnete er auf 16 Millionen Franks, für deren Beschaffung und Flüssigmachung bei der Staatsbank sich Herschel bemühen sollte. (Auch diese wahnwitzige Absicht, aus dem kredithungrigen Deutschland die Erträgnisse der Steuer-schraube nach Frankreich zu überführen, trug der Oberstaatsanwalt ruhig und nüchtern vor. D. Verf.) Wie hat Barmat das alles durchsetzen können? Hat Barmat die Staatsbank betrogen und darüber hinaus den Oberfinanzrat Dr. Hellwig zur Untreue angestiftet? Der Oberstaatsanwalt bejaht beide Fragen. Bereits bei einer Geburtstagsfeier im Hause Herschel Barmats hätte Julius Barmat den Oberfinanzräten Dr. Hellwig und Dr. Kühn das moralische Rückgrat gebrochen. Die Folge wurde, daß diese beiden Beamten nur noch willige Werkzeuge in den Hän-



den Barmats gewesen sind. Das „Kon-  
to 4“, auf das die fälligen Zinsen über-  
tragen wurden, ist im Laufe des Jahres  
1924 auf 1½ Millionen Mark ange-  
wachsen, weil Barmat es hat wagen dür-  
fen, alle Aufforderungen zur Zahlung  
von Zinsen unbeachtet zu lassen.

Die Lebensmittelklausel. Barmat  
wußte, daß Staatsgelder wohl gegeben  
werden können, um die industriellen  
und landwirtschaftlichen Betriebe über  
finanzielle Schwierigkeiten hinwegzu-  
helfen, nicht aber zur Weiterverleihung  
gegen Wucherzinsen. Deshalb gab er der  
Staatsbank als Verwendungszweck die  
Finanzierung der Lebensmitteleinfuhr  
aus dem Auslande an, und erhielt dar-  
aufhin und dafür zunächst 2½ Millio-  
nen Mark zu einem billigen Zinssatz  
(20 Prozent Jahreszinsen). In Wirk-  
lichkeit hat Barmat nie daran gedacht,  
auch nur ein Kilogramm Lebensmittel  
zu liefern, er hatte vielmehr mit Be-  
ginn der Währungsfestigung sich sofort  
vom Waren- auf den Kredithandel ge-  
worfen. Am 26. Dezember 1923, we-  
nige Tage nach der Einräumung des  
ersten Rentenmark-Kredits, weist er von  
Wien aus seinen Direktor Klenske an:  
„Sorgen Sie für die sofortige Weiter-  
verleihung. Sie wollen auch Dr. Hell-  
wig und Dr. Rühle unauffällig merken  
lassen, daß wir mit einer Erhöhung  
des Kredits rechnen.“ Klenske wuchert,  
ein getreuer Diener des Kreditschiebers,  
mit den ihm anvertrauten Pfunden, „ich  
werde mich bemühen, eine Million in  
einem Posten unterzubringen“. Am 15.  
Februar 1924 schreibt Julius an Her-  
schel Barmat: „Betreffs der Staatsbank  
wäre es gut, auf irgendeine Weise die  
Erhöhung des Kredites zu bewirken,  
vielleicht mit der Begründung der Le-  
bensmittelfinanzierung oder Aufnahme  
der Geschäftsbeziehungen zum roten  
Konsumverein in Leipzig.“ (Der Schrift-  
wechsel über solche Wuchergeschäfte reicht  
bis in das Frühjahr und hatte immer  
zum Ziel: möglichst hohe Zinsgewinne!)  
In keinem der fast täglich gewechselten  
Briefe ist die Rede von Lebensmittelf-  
lieferungen, und tatsächlich betrieb Bar-  
mat seit 1923 in Deutschland gar keine  
Lebensmittelgeschäfte mehr. Charakte-  
ristisch ist, daß Barmat dem roten Kon-

sumverein in Leipzig, der um ein kurz-  
fristiges Darlehen (150 000 Mark) ge-  
gen 8 Prozent Monatszinsen bat, dieses  
ablehnte, weil ihm die angebotenen Zin-  
sen nicht genügten; die Bürgerlichen  
zahlten ja höhere Zinsen. Das von deut-  
schen Steuerzahlern aufgebrachte Geld,  
an dem Schweiß und Tränen klebten,  
hat ein ausländischer Betrüger zu bil-  
ligem Zins geliehen und gegen Zinsen  
bis 126 Prozent an die Steuerträger  
zurückverliehen! Dem Genossen Seve-  
ring hat man erzählt, und der verkündet  
es als Innenminister von der Tribüne  
des Landtages, die Ausländer haben  
Fett, Margarine und andere nahrhafte  
Sachen an die notleidende deutsche Be-  
völkerung geliefert. (Diese beiden Sätze  
hat der Oberstaatsanwalt natürlich nicht  
gesagt.)

Barmats Privatverbrauch im Jahre  
1924. Barmat hat, wie gesagt, kein hol-  
ländisches Vermögen nach Deutschland  
gebracht. Was er nun hier verbrauchte,  
kann also nur aus den Wucherzinsen  
und den staatlichen Krediten genommen  
sein. Der Oberstaatsanwalt Dr. Maasch  
rechnet auf Grund der Buchungen fol-  
genden Mindestverbrauch in der Zeit  
vom 1. Januar 1924 bis zum 31. Ja-  
nuar 1925 vor

	Mk.	Mk.
Privatentnahme	870 496	
Unkosten	29 545	
Repräsentation	38 774	
Sonstiges	20 000	

	zusammen	958 815
Herschel Barmat		99 750
David und Salomon Barmat		10 000
	zusammen	1 068 565

Dazu kommen noch die von Bar-  
mat gebilligten Entnahmen des Ruf-  
sen Suchostawski mit 685 000 Mark.  
Der Oberstaatsanwalt erklärt, daß Ju-  
lius Barmat den Schleier über die Per-  
son des Suchostawski und die Notwen-  
digkeit des Verbrauches zu lüften sich  
geweigert habe. Das ist richtig und be-  
greiflich, denn Suchostawski ist nicht nur  
Landsmann Barmats gewesen, sondern  
auch sein Freund, noch mehr, sein  
— Hausfreund. Der Gespieler der Frau  
Rosa Barmat, und wir haben die Ehre  
gehabt, dieses ausländische „Dreieckige  
Verhältnis“ aus Steuermitteln finan-  
zieren zu dürfen! (Auch diese beiden

letzten Feststellungen hat nicht der Oberstaatsanwalt gemacht.)

Fluchtplan und Fluchtvorbereitungen. Nach verlesenen Briefen hatten die Gebrüder Barmat bereits im Oktober 1924 den finanziellen Zusammenbruch ihres Konzerns vorausgesehen. In ihnen reifte der Plan, das Land zu verlassen. Die Hoffnungen, die sie auf die Einstellung des Oberfinanzrates Dr. Hellwig (1. Oktober) und des Ministerialdirektors Rauß (November) gesetzt hatten, waren nicht in Erfüllung gegangen; da die staatlichen Kassen leer waren, nutzten auch die persönlichen Beziehungen zu Reichs- und Staatsbehörden nichts mehr. Im Oktober 1924 hatten Reichspost und Staatsbank jeden weiteren Kredit verweigert, die Allgemeine Garantiebank auch die Versicherung weiterer Kredite. Nochmals glückte es, den willensschwachen und bestochenen Reichspostminister Dr. Hoefle zu bewegen, 2½ Millionen Mark allerletzten Kredit herzugeben; Kapitalrückzahlungen und Zinsendienst konnten nicht mehr hinausgeschoben werden: Am 24. Oktober reiste Julius Barmat nach Amsterdam ab und ließ seinen Bruder Herschel als Stellvertreter in Berlin, am 25. Oktober schrieb Julius bereits an Herschel, am 26. antwortete der, am 27. Oktober drängte Julius: „bin sehr aufgeregt, hier auch keine Kreditmöglichkeit, ich bitte Dich und alle, mir täglich und ausführlich zu drahten und zu schreiben“, so ging es bis zum 7. November. — Nebenher gingen die erbittertsten Versuche, unter allen möglichen Vorwänden die beiden Blanko-Akzente, die seit langem der Staatsbank als Pfand für den holländischen Besitz gegeben worden waren, wieder zurückzubekommen, um das holländische Vermögen vor dem Zugriff zu retten, falls es zum Konkurs kommen sollte. Am 20. Oktober hatte Barmat insgesamt 1 253 000 M. von dem Konto Amexima-Berlin auf das Konto Amexima-Amsterdam übertragen lassen und vor dem Steuerfiskus in Sicherheit gebracht. Als das Finanzamt Spandau (zuständig für Schloß Schwanenwerder) die Abgabe der Steuererklärung verlangte, da berief sich Barmat auf seine Staatenlosigkeit und auf

seine die deutsche Wirtschaft befruchtende — Anwesenheit in Deutschland. Diese und ähnliche Vorgänge, um Vermögen und sich selbst in Sicherheit zu bringen, hatten zwei seiner Bankdirektoren veranlaßt, in Dr. Hellwig zu dringen, der damals noch als Finanzberater tätig war, die Pläne Barmats zu durchkreuzen, da andernfalls Barmat sich „eine Fahrkarte nach Amsterdam lösen“ würde. Dieselben Befürchtungen hatte ein anderer intimer Mitarbeiter Barmats, Kofstin, schriftlich niedergelegt. (Kofstin war zuvor Mitarbeiter des früheren Reichsaußenministers Hermann Müller im Auswärtigen Amt gewesen.)

Die angeklagte Sozialdemokratie. Barmat steht in seiner wahren Gestalt vor uns, — aber hinter ihm stehen heute noch, selbst im Gerichtssaal, die Führer der deutschen Sozialdemokratie!

Gottfried Zarnow.“

Vgl. auch die zahlreichen anderen an vielen Stellen der Sigilla angeführten Fälle.

Korfi, gebor. Leonhard Frühzeitig, „Magyar“, UC /2 1888.

↓ Körting, Berthold, GKN, Hannover; W. Nathenaus Freund. 1914.

Körting, Siegmund, Fradberleher, Färbergraben, München — hieß bis 1919 (WB 31/1 20): Kohn.

Koerting, Walter, gebor. Kohn, Prag. S: „Nationale Tageschau“, Korrespondenz. Als Sekretär des Prager Ortsrates (einer Körperschaft zur Vertretung böhmischer Interessen, die zum großen Teile aus Juden besteht) mußte er wohl seinen hebräischen Namen ablegen, um nach außen als Dtscher zu erscheinen.

Kortner, Frik, gebor. Cohn, Schauspieler, Staatstheater, Berlin, — gründete 1928 (NS 29/12) mit der Schauspielerin Frau Johanna Hofer, geb. Stern, zur Auswertung ihrer beider Tätigkeit eine „Kortner-G.m.b.H.“. Die „Auswertung“ erstreckt sich auf Engagements, Tournées mit und ohne Ensemble, Herstellung von Filmen usw.

Abg. Koch (Dn.) im Preussischen Landtag 1929 (DZ 27/9): „Neuerdings hat der Schauspieler Beit Harlan seine Familienehre gegen den Schauspieler und Heldendarsteller Frik Kortner, ursprünglich Cohn aus Wien, während einer Probe am Staatstheater mit der Hundepetische verteidigt. Kortner will dem Vernehmen nach diesen Vorfall auf sich beruhen lassen. Der Minister für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung wird gefragt, ob auch er diesen Vorfall auf sich beruhen lassen will.“

DB 18/9 28: „Im Theaterheft verherrlicht Barnowsky, Hauptaktionär der Kortner-G. m. b. H., seinen Hauptstar als „Wahrzeichen dtischer Schauspielkunst“, ein großes Kaliber. Das ist Kortner, aber nicht der junge große deutsche Schauspieler. Er ist vielmehr der älteste, der ärmste, der qualvollste, der fremdeste Schauspieler, Schauspieler auf Zuschnitt, Maß, Bestellung, Wirkung.“

WB 28/9 28: „K. eignet sich zu tendenziöser Charakterdarstellung, wie kaum ein anderer seiner Rassegenossen. Er treibt dieses saubere Geschäft mit diabolischem Fanatismus.“

WB 26/5 28: „Von Kortner-Cohn behauptete Kritiker Franz Köppen der Berliner Börsen-Z., der durch seinen Freund Wilczynsky auch zur „Funkstunde“ kam und eine Gattin mit einer großen Schwäche hat, „sein Shlod sei ganz anderen Stammes und Blutes als die ihn umgebenden venetianischen, verkommenen Bebejünglinge —, steht hoch über Antonio und Bassanio usw.“, was vor Köppen bereits Alfred Kerr äußerte, der daraufhin vom Kritiker eines nationalen Blattes Maulschellen angeboten erhielt, weil er dabei aus fanatischem jüdischen Massenhaß Shakespeare zu fälschen versucht hätte. Und nichts eiligeres hat nun der kleine Köppen zu tun, als den Geistesblitz Kerrs zu wiederholen.“

Kortner-Cohn hatte nämlich für Harlans Frau, die Schauspielerin Hilde Körber, eine Vorliebe, die sich zu eindeutigen Utanen auf diese Gattin seines besten Freundes verdichtete. Der Chemann kam dahinter und lief zum Staatstheater. Es gelang aber Fekner (fd), den aufgeregten und gehörnten Chemann zu beruhigen und den Vorfall zu vertuschen. Kortner, froh, mit einem blauen Auge davongekommen zu sein, erzählte dann auf der Probe, daß ihm Harlans Frau nachgestellt habe. Als Zeit Harlan von dieser neuen „ritterlichen“ Tat seines besten Freundes erfuhr, gab er Kortner im Theater zwei schallende Ohrfeigen und ein paar kräftige Hiebe mit der Hundepeitsche. Man wollte Herrn Harlan fristlos entlassen. Aber Kortner war klüger; er sah den unvermeidlichen Skandal voraus, und

bat besonders die Vertreter der Presse, nichts über die Geschichte zu veröffentlichen, da seine Frau — Johanna Hofer, geb. Stern (Schwester von Katta Sterna, der Tänzerin) — schon im achten Monat mit einem zweiten Kinde schwanger sei. Es kam aber doch in die Presse. Fekner bemühte sich nun um Beilegung und fand dabei die Unterstützung des Kultusministers und „noch höherer“ Stellen. Etwa Sebering oder Reichstagspräsident Loebe? Es mußte auf jeden Fall vermieden werden, daß der ewig wadelnde Fekner über seinen besten Freund Kortner-Cohn stolperte.

Angriff 30/9 1929: „Sollte man den Schauspieler K. nach seinem abgelaufenen Gastspielvertrage erneut engagieren, so sehen wir uns gezwungen, mit Material herauszurücken, das Kortner bereits in einem Klatschblatte andeutete, als er von seinen Beziehungen zu der Stieftochter des Generalintendanten Fekner sprach. Wir hätten in diesem Fall einige sehr unbequeme Fragen zu stellen.“

Das „Neue Wiener Journal“ 1929, Nr. 12 872, ergänzte den Fall: „Intendant Fekner, Förderer Frik Kortners, ist in einer Klemme. Hilde Körber, die Frau Harlans, sollte in der „Don-Carlos“-Aufführung mitwirken und Kortner hielt mit ihr eine Sprechprobe merkwürdigerweise in dem bekannten Absteigequartier, Martin-Luther-Str. 3, ab. Auf der Freitagprobe stellte Harlan seine Rolle zur Verfügung: er oder Kortner dürften nicht spielen und bearbeitete Kortner mit einer Reitpeitsche, der sich bogend [wie ein Känguruh] zur Wehr setzte. Schauspieldirektor Patry vom Kultusministerium, als Aufpasser bestellt, will die Entfernung Kortners: man könne Mitgliedern nicht zumuten, mit einem „so hemmungslosen und moralisch unbedenklichen Menschen“ zusammenzuarbeiten, einer „Gefahr“ für die Frauen des Theaters.“

BT, Nr. 451, 1929 (WB 29/9): „Der Konflikt Kortner-Harlan, privatesten Bezirken entstammend, ist durch eine gestern abend erfolgte Aussprache beigelegt. Die beiden nun wieder Versöhnten oder ihre Anwälte wollen „gegen die Urheber der unwahren Skandal-

meldungen“ Strafantrag stellen. Wir hoffen, daß sie dies unterlassen und eine erfreulicherweise schnell begrabene Affäre nicht noch einmal in Moabit ausbuddeln, zur Freude der nämlichen Dringane, die der Angelegenheit eben erst zeilenwütig die sensationelle Zuspitzung gaben.“

Wir glauben, daß Leopold Jekner und Fritz Kortner, bei genauer Abgrenzung ihrer Kompetenzen das Niveau des Staatstheaters festhalten und erhöhen können.“

Über R. gibt es schon ein Bilderbuch von 93 Seiten, worin 23 Juden beschreiben, was R. für ein Genie ist. Sechs Nichtjuden, unter ihnen Franz Köppen von der „nationalen“ Börsen-Z. stimmen in die Reklame ein. Auf den Bildern erscheint dann Cohn mit Sohn; Cohn mit Frau Johanna, geb. Hofer, gebor. Stern, einer Schwester der Tänzerin Ratta Sterna, gebor. Stern; Cohn am Telephon, — dämonisch und elegisch, im Film, auf der Bühne und immer „bedeutend“! Ein knechtlicher Schmus von Superlativen drumherum.

Man suchte die Ohrfeigen-Affäre schnell vergessen zu machen. „Fritz Engel im „BT“ gab als erster das allgemeine Notzeichen, und Ullsteins bombardierten die Welt mit erlogenen Theater-Notizen; als der „große Künstler“ dann als König Philipp auf der Bühne stand, veranstaltete die vorlaute und aufdringliche Chabruffe einen tosenden Beifallssturm auf Galerien und Rängen. Cohns ganzer Hof war feierlichst geladen: Des großen ▼Einstein Propagandakopf wurde devotest bemerkt und wirkte still und bescheiden, als Abwehr des Antisemitismus. Helene  $\frac{1}{2}$  ▼Maher, des demokratischen ▼Mahers Tochter aus Frankfurt a. M., Olympia-siegerin im Florettfechten, flanierte als Pseudo-Sieglinde im blonden Gezopf durchs Foher; in der Fremdenloge saß jene Frau, die sonst immer mit Lobe kommt,  $\frac{1}{2}$  ▼Wolfgang Stresemann tauchte auf, und im Proszenium leuchtete aus dämmerigem Dunkel Karl Heinrich ▼Weckers, des preußischen Kulturbogtes, unbergeflisches Gesicht.

Als Carlos die ersten Worte sprach, wußte man, daß aus diesem Rendezvous

ein feiner Duft des Knoblauchs zum Lob und Dank für Massel und Broche lieblich gen Himmel stinken würde.“ Angriff 7/11 1929.

**Rorum**, Bischof von Trier, 1840 Elsaß — 21, päpstlicher Hausprälat. B: Wunder bei Ausstellung des H. Kodes. — Entdeckte Henter, S. 51. — R. hielt Vaterlands-Liebe für „Barbarei, ein Vergehen an der Menschheit, eine Sünde gegen die Nächstenliebe, einen Abfall vom Christentum“. — WM.

**Rortowski**, von, Statthalter von Galizien, Chef der administrativen polnischen Behörde, Dr. Blochs Wochenschrift 1913, 24: „Er beherrscht die j. Volkssprache mit seltener Vollkommenheit, und er hat sich mit Erfolg bemüht, die j. Volkssprache zu verstehen. Er ist als frommer Katholik gewiß kein Freidenker, wohl aber ein Rechtsdenker, als solchen schätzen ihn die Juden mit allem Jug, und andererseits dürfte es wohl wenige Nichtjuden im Reiche geben, die die Juden so genau kennen, wie er. ... Er hat sich den j. Scharfsinn zu eigen gemacht und gar manche seiner Handlungen als Minister oder Parlamentarier beweisen das. Sein mit Vorliebe angewendeter j. Witz stammt nicht aus der Budapester Orpheum-Gesellschaft und hat auch nicht Herrn Eisenbach zum geistigen Vater, er ist dem j. Leben entnommen. In seiner Wirksamkeit als Vizepräsident der galizischen Finanzlandesdirektion können wir ihn nicht einer feindseligen Haltung den Juden gegenüber beschuldigen.“ — Es ist wohl anzunehmen, daß dieser von ▼Bloch als spiritueller Jude deutlich charakterisierte Herr auch über die dazu gehörige russische Körperunterlage verfügte. WM.

**Rortowski**, Gustav und Hermann, Augsburg Str. 20, Charlottenburg und Fregestr. 21/22, Friedenau. — Vorstand: Emil Heinicke AG. 1914.

**Rosa**, Nikolaus, „eine der besten Federn der ungarischen volkswirtschaftlichen Journalistik“ (Welleffs Panorama 1928, S. 34) und Zeitungsherausgeber. B: „Goldmenschen“, Porträtserie, 1926.

**Rosal**, Ju., österr. Oberleutnant, \* 1853 Pirnitz, Mähr., 93 seiner Charge verlustig. — F.

**Rosaken**. Jüdische Rosaken gab es, laut JE, bereits zu Beginn des Mittelalters. Die Kolonie besteht jetzt aus etwa 600 Familien. Sie sind äußerst fromme Juden, unterscheiden sich aber im übrigen gar nicht von ihrer wilden Umgebung. Sie sind vorzügliche Schützen, sehr geschickte Reiter, aber auch tüchtige Landwirte. Auch sonst haben sie alle Gewohnheiten und Sitten ihrer Landsleute adoptiert. Sie sind aber bereit, in ein jüdisches Neuland überzusiedeln.

DSBl 3/10 1906: „Es gab aber in Südrußland, in der Krim, früher Tataren, die den j. Glauben angenommen hatten. Ob sich ein Teil dieser Chazaren (Sb) genannten Tataren unter die Rosaken verkrümmelt hat, ist schwer festzustellen; verdächtig ist die Bemerkung auf der Internationalen Territorialorganisation in London, daß die j. Delegierten bisher nichts von deren Existenz gewußt hätten.“

**Rosch**, Rafael Jakob, Dr. med., Politiker; Mgl. der Fortschrittspartei, 1803 Lissa — 72 Berlin. G: Jakob R. — Er kam 12 nach Königsberg und „leitete in den 1840er Jahren die Versammlungen der städtischen Ressource; das erwarb ihm viel Freunde, weshalb er auch zu einem der 5 Abgeordneten gewählt wurde, die am 27/3 48 zur Beglückwünschung Berlins bei dem Unbruche des neuen politischen Lebens abgesandt wurden. Seine Richtung ist liberal-doktrinär; ohne Schärfe der Ansicht, spricht

er über die Breite der Sache“, Zolowicz. Auf K.'s Betreiben wurde 69 der Eid „more judaico“ verworfen. Er war ein „Mann der Wissenschaft und Kunst, Staatsmann, Volks- und Kammerredner, Arzt, [48!] mehrere Monate 1. Vizepräsident der preussischen Nationalversammlung und gehörte der 2. preussischen Kammer [meist als Vorsitzer der Geschäftsordnungskommission] bis zu deren Auflösung an, vertrat dann Königsberg im preussischen Abgeordnetenhaus 11 Jahre bis zu seinem Tode. Er war ein waderer Kämpfer für die Rechte des Volkes und für die geistige Freiheit und führte diesen Kampf, konsequent in seinen Grundsätzen mit Milde und Versöhnlichkeit. Dem Judentum, dem er als Vorstandsmitglied der Königsberger Gemeinde auch praktische Dienste leistete, gehörte er mit inniger Liebe an und trat jederzeit mit seltenem Freimute und warmer Herzenswärme auf, wenn das Recht der Juden verkümmert und die Ehre des Judentums angegriffen wurde.“ Kahserling.

„Kosch war ein angenommenes Kind und der ganze Stolz seiner alten Adoptivmutter, die er zärtlich liebte. Daß er unversehrt blieb und für seine Person nur geringe Bedürfnisse hatte, unterstützte seine Neigung, sich den öffentlichen Interessen ganz hinzugeben, wie er denn auch sein bedeutendes Vermögen fast nur an Wohltätigkeits- und Bildungsanstalten vermachte. Sein Name ist eng verbunden mit den politischen Bestrebungen, durch welche Königsberg in den 40er Jahren vorleuchtete und die für die Beteiligten nicht ungefährlich waren. Insbesondere ging sein Bestreben auch dahin, nicht den Juden Sonderrechte zu verschaffen, und sie in ihrem eigenartigen, nationalen und auch konfessionellen Leben zu stützen, sondern im Gegenteil, die letzten Schranken fortzuräumen, die sie hinderten, vollberechtigte preussische und deutsche Staatsbürger zu werden. Trotzdem mußte Kosch folgende Erfahrung machen: Als er seine Studien beendet hatte, und sein Soldatenjahr abdieneu wollte, wünschte er dies ebenso wie andere Mediziner, als Kompagnie-Chirurg zu tun. Dies

wurde ihm abgeschlagen, weil er ein Jude war, und als er sich an den König Friedrich Wilhelm III. wandte, versagte dieser auch die Erlaubnis, weil er nicht wünschte, daß seine Soldaten von Juden behandelt würden. Als ferner 1848 einige Tage Aussicht vorhanden schien, daß in Preußen ein Ministerium aus den Reihen der unterschiedenen liberalen Parteien gebildet werden sollte, und in Bezug auf die Auswahl der Personen schon Verhandlung mit dem Hofe nahestehenden Personen stattgefunden hatten, da war für das Kultusministerium niemand anders als Kosch nicht bloß von seiten der Führer der liberalen Partei in Aussicht genommen, seine Person war sogar auch schon akzeptiert. Am andern Tage aber kam der Unterhändler zurück und meinte, man könne den Dr. Kosch unmöglich zum Kultusminister machen, da derselbe Jude sei. Diese fast vergessene Geschichte gewinnt noch mehr Interesse in Anbetracht einer Äußerung, die Fürst Bismarck bei dem s. Z. vom Frankfurter Oberbürgermeister Mumm veranstalteten Friedensdiner getan hat. Es war von der Proklamierung des Unfehlbarkeitsdogmas und von der Schwierigkeit der Stellung eines Kultusministers gegenüber solchen dogmatischen Streitigkeiten die Rede, und dabei äußerte sich Bismarck: „Das Schlimmste an einem Kultusminister ist, daß er nie vergißt, welcher Konfession er angehört, und dabei immer Partei bleiben wird. Mir wäre deshalb ein Jude als Kultusminister am liebsten.“ — In Frankreich — wo der Kultus der Gleichheit — freilich auf Kosten aller Freiheit — seit der großen Revolution aufrecht erhalten worden, und die Juden ebensogut wie Christen in alle Ehrenstellen gelangen können, herrschen bekanntlich so engherzige Grundsätze nicht, und Juden hatten dort jederzeit im Heere sowohl als in der Zivilverwaltung die höchste Stellung bekleidet. Es machte dort nicht das geringste Aufsehen und wurde durchaus nicht besonders betont, als der Jude Crémieux am 4/9 70 in die „Provisorische Regierung“ eintrat und das Justizministerium übernahm. Er hatte dieselben Funktio-

nen bereits in der provisorischen Regierung der Februarrevolution bekleidet. Bemerkte wurde dies nur in deutschen Zeitungen," De. 7, 136.

B. ▼ Auerbach, Berlin 1/4 1872: „Nun war ich gestern früh um 11 Uhr in der Synagoge bei der Totenfeier für den kernbraven und in edelster Weise wirkungsreichen Dr. Kosch, den langjährigen Abgeordneten von Königsberg, der mir auch persönlich gut befreundet war und der durch still tätiges Wirken großes Ansehen genöß und besonders für die Juden, für ihre rechtliche Stellung und ihre soziale Würdigung von großer Bedeutung war. [Abraham] ▼ Geiger sprach vor dem mit Palmen und Blumen umstandenen Sarg. Nach Geiger erhob sich ▼ Löwe-Calbe, und die Worte des Christgeborenen [Löwe-Calbe] und in Wahrheit voll freien und schönen Menschen, wie er so klar das Wesen des Verstorbenen und die Bedeutung dieser Feier darlegte, waren tief bewegend. Das war alles so zutreffend, so gerade, so groß im Gedanken und so tief in der Empfindung, daß man nichts dazu und nichts davon wünschen konnte. Beim Herausgehen sagten mir viele Abgeordnete: Ziegler, Bunsen, Klotz, daß sie von der Rede Geigers sehr erquidat seien. Sie müßten keinen christlichen Geistlichen, der so das rein Menschliche betont hätte.“

Koschell, M., Kunstmalers, De 1908, 1. W. M.

**Koscher**, j., rein, erlaubt, unverdächtig (das Gegenteil von treife, trefer) sein, oder: —gehen, rein sein; kein Diebeswerkzeug oder gestohlene Sachen bei sich führen, sodaß bei Verhaftung so leicht nichts verdächtiges gegen die Person des Gauners festgestellt werden kann; —stehen, unbescholten sein, der Polizei nicht als Gauner bekannt sein, sodaß man ihrer speziellen Aufmerksamkeit nicht unterworfen ist, keinen allgemeinen Verdacht gegen sich haben.

Koscher bezieht sich besonders auch auf die Beschaffenheit der Speisen und Getränke, die jüdisch-rituellen Vorschriften genügen müssen ▼ G. 2, 193: Das Konzilium zu Vannes (465) verbot den Geistlichen an jüd. Gastmählern teilzunehmen, weil es unwürdig sei, „daß während die Christen die Speisen bei

Juden genießen, diese die Speisen der Christen verschmähen, und es den Ansehen habe, als wenn die Geistlichen niedriger ständen als die Juden.“ Das j. Gesetz lautet: „..... Es achte Jeder auf das, was er ißt, trinkt und atmet, auf das, womit er seinen Körper behandelt und forsche nach dem Ursprung des ihm Verabreichten; hauptsächlich aber achte Jeder auf die Person, von der es kommt.“

UC 5/1 1890: Wie die Juden (mit wenigen beabsichtigten Ausnahmen) koscher essen, d. h. alles für unrein erklären, was vom Nichtjuden kommt, können wir nicht anderes als alles für unrein zu erklären, was vom Juden kommt.

Shakespeare's Shylock (sd), 1, 3 zu dem Venetianer Bassanio: „Ich will mit euch handeln und wandeln, will mit euch stehen und gehn, und was dergleichen mehr ist; aber ich will nicht mit euch essen, mit euch trinken, noch mit euch beten.“

Das Koschermachen „besteht darin, daß das Fleisch oder Fett vor dem Kochen über 1 Stunde lang in einem mit Wasser gefüllten Gefäß liegen muß, sodaß es von dem Wasser vollkommen bedeckt ist. Nach dieser Zeit wäscht man das Fleisch ab und läßt das Wasser in einer dazu bestimmten Schwinde ablaufen. Nun bedeckt man das Fleisch mit einer dünnen Salzlage, läßt es wiederum etwa 1 Stunde liegen und begießt es schließlich 3mal mit frischem Wasser. Geflügel muß, wie die 4füßigen Tiere, von der Hand eines jüdischen dazu berufenen Schächters geschlachtet werden. Findet die Hausfrau oder ihre Vertreterin im Magen oder den Eingeweiden des Tieres ein Geschwür, irgend eine auffällige Bildung oder einen von dem Tiere verschluckten Gegenstand, so muß sie es vom Rabbi oder einer hierzu befugten Person besichtigen lassen, und erst wenn diese das Fleisch für koscher erklärt, darf es genossen werden.... Es mögen deshalb alle christlichen Mädchen, die in jüdischen Häusern dienen, auf diesen durch das ganze isr. Küchenwesen gehenden Zug der Reinlichkeit besonders aufmerksam sein. Jeder Fremdkörper im Essen macht dieses

„treife“, d. h. unrein, und der fromme Jude darf dies nicht essen“, ▼ Streifler, S. 7.

Über koscheren Wein, vgl. Österr. Wf. 17/10 1886: „Es war ein Hauer in Soos. Dieser war dem Juden Herzl, einem berühmten Wucherer in Baden, einige 100 Gulden schuldig. Der Hauer, der sich das ganze Jahr im Schweiß seines Angesichts geplagt hatte, mußte seine ganzjährige Weinfassung diesem Juden Herzl um einen wahren Spottpreis überlassen. Als nun das Leszen begann, mußten christliche Arbeiter die Trauben zutragen. Bei der Presse stand Jude Herzl und machte den Wein koscher, das heißt, die Trauben wurden auf die Presse geschüttet und vor die Presse eine zehneimerige Bottich gesetzt. In die Bottich murmelte Herzl, den Hut auf und den Gebetriemen angetan, etwas hinein, und der herunterlaufende Nebenfaß war koscher! Sofort wurde derselbe aufgeladen und nach Baden in des Juden Keller geführt

Mir machte die ganze Geschichte des Koschermachens den Eindruck, als ob es sich für Herzl nicht um eine religiöse Zeremonie, sondern nur darum gehandelt hätte, sich zu überzeugen, daß er echten Naturwein erhalte. Der Jude will einen Tropfen echten Weines trinken, für uns andere freilich hält er ein „trefenes“ Gemisch von Alkohol, Glycerin, Weinstein usw. gut genug; und unser Magen soll das vertragen. Freilich findet man den Juden gewöhnlich feist, während der Christ häufig genug durch Kummer und gefälschte Nahrungsmittel sehr herabgekommen aussieht.“

Das Oktoberheft 1913 der Zeitschrift des Vereins zur Förderung ritueller Speisehäuser, e. B. preißt rituelle Speisen an: Palmin = Palmona. Die Herstellung von koscher Palmin (Pflanzenfett) und Palmona (Pflanzenbutter-Margarine) geschieht unter ständiger Rabbiatsaufsicht. Beide Produkte sind gänzlich frei von tierischen Fetten, können daher gemäß Attest für Milch- und Fleischspeisen verwendet werden. — Tomor, hergestellt von der Sana-Gesellschaft in Cleve unter Aufsicht des Rabbi Dr. Wolf in Köln. — Toblar

„Berna“ = Schokolade, fabriziert unter Aufsicht des Herrn Rabbi Dr. A. Cohn. — Ferner werden Sorten Käse, ebenfalls unter Rabbiatsaufsicht hergestellt, empfohlen, sogar ein koscheres Putzmittel: Koscher Solarine, bestes, flüssiges Metallputzmittel, Blitzblanz-Scheuerpulver, hergestellt unter Aufsicht des Rabbiats der Jsr.-Synagogen-Gemeinde Ados Isroel in Berlin.

Die Münchener Judenschaft wandte sich 1929 (Wf 16/10) an die Bäcker, zu dem Brot und Weißgebäck der Juden keine Gefäße zu verwenden, in denen das Mehl für die gesamte Bevölkerung Münchens verarbeitet werde. Die Bäcker sollen also getrennt von dem Brot und Weißgebäck für die Goyim, in besonderen Trögen Brot und Weißgebäck für Juden herstellen, die statt treferen, nur noch koscheres Brot genießen möchten. Ein einziger Bäcker soll sich auch bereit gefunden haben. — Ob schon diese Mitteilung aus zuverlässiger Quelle stammte, möchten wir sie mit einem Fragezeichen versehen, denn Bürgermeister Dr. h. c. Scharnagl, selbst Bäckermeister, wird bei seinen engen Beziehungen zum „ausgewählten“ Volke sicher in der Lage sein, zu sagen, ob tatsächlich ein derartiges Unsinnen an seine alten Berufskollegen gerichtet wurde!

Koscher-Comité. „Eine Kashrut-Kommission (Comité) hat sich in London aufgetan unter dem Vorsitz von Englands Oberrabbi; Weißher: Jacobs, Blumenthal, Asher Feldman usw. Diese Gesellschaft wacht über Beobachtung der jüdischen Speisegesetze in Hotels, Restaurants und Pensionen und beabsichtigt, Zweigstellen auf dem Festlande ins Leben zu rufen.“ Wf 1920.

Koscher-Frieden, Koscher-peace, nennen Engländer den Vertrag von Versailles 1919, weil auf beiden Seiten lauter Juden waren.

Koschern, sich, — j: sich reinigen, sowohl am Leibe, als im Hause; wegen zu erwartender Visitation das gestohlene Gut verbergen, bei der Verhaftung die Diebstahlschüssel ausreißen, die Nachschlüssel wegwerfen, mit einem Worte alles entfernen, was den Gauner verdächtigen, d. h. ihn trefe stellen könnte. — Thiele G.

Koscielski, protestantisch; △ schlesische Adelsfamilie, angeblich aus Kleinpolen.

I. E d u a r d Christian v. K. △ — 1798 Brieg — 64 Berlin —, Major, Landrat des Kreises Lublinitz, auf Bonoschau; 20 Berlin O ▼ Betty Liman [Lipmann], 02 Berlin — 67 Breslau. — 1/2 ▼ R:

a) J l i s t a, 1821 Frankenstein — 66 Polen; O Josef v. Borowski.

b) D s t a r, 1823 Reize — 74 Charlottenbrunn, Reg. = Assessor, Premierleutn. a. D. d. Landw. = Rab., Ehren-

- ritter des Johanniter-Ordens, Landesältester des Kreises Lublitz; 56 Dppeln O  $\Delta$  Johanna, Gräfin von Büdler, \*1827 Schedlau. —  $\frac{1}{4}$   $\nabla$  R:
1. Johanna, \*1857 Patoda;
  2. Oscar, \*1858 ebda, — Premierleutn. d. Landw.; .85 Groß-Schmöllen O ?Räthe Kuhn, \*67 Preßsch; Sohn: \*86 Züllichau;
  3. Kurt, \*60 Schwedlau, — war 1915 Rgl. preuß. General z. D. in Saarburg —, O  $\nabla$  Alexandrine Gräfin v. Arco, \*1862, deren  $\nabla$  Mutter Gertrud Moßner war.
  4. Erdmann, 1868—75.

II. Adolf Karl Gustav v. R.  $\Delta$ , 1799 Seidwitz —74 Berlin, Major, Berlin; 38 O  $\nabla$  Fanny Falkenstein, 1818—73 Berlin.  $\frac{1}{2}$   $\nabla$  R:

- a) Hugo, 1840 Groß-Glogau —89 Berlin, Sek. Ltnt. a. D.; 73 Berlin O Schloßbauer, \*Kiel 1849; sie O 2. mit  $\nabla$ ? Caffong. —  $\frac{1}{4}$   $\nabla$  R:
  1. Oscar, \*1874 Berlin, Hptm. im J.-R. 31 Altona, Ehrenritter des Johanniter-Ordens; O.
  2. Edgar, \*75 Berlin.
  3. Gotthar, 77—80.
  4. Roni Toni (!), \*85 Triest.
- b) Mathilde, \*†44.
- c) Viktor, 1845 Posen —65 Luxemburg, Sek. Leutn., J.-R. 20.
- d) Arthur v. Kirchheim (fd). — —

Ein Roscielski,  $\Delta$  Josef v., † 1911, Mgl. d. Pr. Herrenhauses O  $\nabla$  Marie de Bloch, SA; im Reichstagsauschuß für die Marine, wurde April 1891 mit seiner Frau vom Deutschen Kaiser zu Tisch geladen. Berl. Börsen-Courier (AC  $\frac{3}{5}$ ) bemerkte: „Frau v. R. wurde dadurch ausgezeichnet, daß sie Platz an derselben Tafel erhielt, an welcher der Kaiser speiste. Es wird interessieren, zu erfahren, daß Frau v. R. jüdischer Abstammung ist. Ihr Vater ist der bekannte Bankier, Eisenbahnunternehmer und Nationalökonom GN Jean de Bloch in Warschau, der auch nach seinem Austritt aus der mosaischen Bekenntnis-Gemeinschaft nicht aufgehört hat, für seine früheren Glaubensgenossen wärmstes Interesse zu betätigen“.

Neues Wiener Tageblatt: „Herr v. R.—, eine sympathische Erscheinung mit graumeliertem Haar, schlanker Figur,

ist Gutsbesitzer in Posen, als solcher ins preußische Herrenhaus und aus den allgemeinen Wahlen in den deutschen Reichstag gewählt. Er ist halb Dichter, halb Schriftsteller, aber in dieser Hinsicht hat er bei weitem kleinere Erfolge gehabt, als auf dem Gebiete der Politik. Sein Element ist das gesellschaftliche Leben. Im Salon v. Roszielski in der Königgräzer Straße in Berlin sammelt sich die ganze polnische Welt in Berlin. Man sieht höhere Diplomaten, Abgeordnete, Schriftsteller und Maler der dtischen haute volée Berlins vereinigt. Es fehlt auch die charakteristische Erscheinung des Grafen von Caprioli nicht, und so plaudern die ehemaligen Reichsfeinde im besten Einvernehmen mit ihren angeblichen Blutsfeinden bis lange in die Nacht. Der Salon ist das Bindeglied zwischen der polnischen und der dtischen Gesellschaft. Wer weiß, ob an dieser ganzen politischen Wendung den Löwenanteil nicht die mit ungewöhnlicher Schönheit ausgestattete Gestalt der Frau von Roscielska für sich in Anspruch nehmen könnte“.

DSBl 12/6 92: „Hiernach würde also ein Teil der deutschen Politik nicht von der deutschen Regierung, sondern von einer jüdisch-polnischen Esther gemacht.“

Das 20. Jh., 1894, S. 471: „Welche Machenschaften müssen gespielt haben, die es dem Polen R. und seiner jüdischen Gattin ermöglichten, sich unter die Spitzen der kaiserlichen Hofgesellschaft zu drängen.“

DSBl 21/2 1906: „Roscielski-Admiral, der einstige Günstling des Berliner Hofes, wird jetzt von den Offiziösen in Acht und Bann getan, weil er neuerlich, nachdem ihm auf preußischem Boden sein antideutsches Handwerk gelegt worden, in Galizien lärmende Protestkundgebungen gegen die dtische Ostmarkenpolitik inszeniert hat. In einem offiziellen Organ wird ausgeführt: An sich schon ist es ein starkes Stück und verdient ernststen Tadel, wenn ein preußischer Staatsbürger vom Ausland aus Ränke gegen den eigenen Staat schmiedet. Herr v. Roscielski ist aber nicht bloß einfacher Staatsbürger, sondern auch Mitglied des Herrenhauses, hat also Sitz und Stimme in einer der



gesetzgebenden Körperschaften Preußens, ist mithin berufen an der Gesetzgebung Preußens mitzuwirken, hat in dieser seiner Eigenschaft den Treueid geleistet. Sein Gebaren erscheint daher in noch ungleich schlechterem Lichte und fordert zur schärfsten Beurteilung geradezu heraus. Man geht sicher nicht zu weit mit dem Ausspruch, daß dieses an Landesberrat grenzende Treiben mit der Stellung eines Mitgliedes des Herrenhauses absolut unvereinbar und eines Mannes in solcher Vertrauensstellung durchaus unwürdig ist."

**Roscnch**, Berlin, Schokoladenfälscher (sb).

**Rosellit**, J., ist. Religionslehrer, Linz — wurde laut „Linzener Volksblatt“ am 3/9 1885 in der Kapuzinerkirche ebda getauft: „Den heiligen Akt vollzog der hochwürdige Herr Pater Stanislaus Ernst, Kapuzinerordens-Priester und Direktor des Vinzentinum. Als Taufpate fungierte Herr Anton Glädler. Der Täufling erhielt den Namen Ernst Anton Maria. Bei dieser Gelegenheit sei — dem Wunsche des Getauften entsprechend — der christliche Eifer, die Liebe und Warmherzigkeit des hochwürdigen Herrn Pater Stanislaus, der den Täufling in den Glaubenswahrheiten der heiligen Kirche unterrichtete, besonders hervorgehoben.“

Dagegen wußte die „Linzener Tagespost“ schon einige Tage später zu melden, daß der eben getaufte Ernst Anton Maria Rosellit vom Gericht eines abends aus dem Kapuzinerkloster weggeholt worden sei, wo er seit etwa 6 Wochen wohnte und sich füttern ließ. „Der fromme Neubekehrte hat sich nämlich als Schwindler entpuppt. Er kam zu Pfingsten nach Linz, nannte sich Sachs, produzierte ein vom Kreisrabbi ausgestelltes, auf den Namen Sachs aus Frauenberg lautendes Zeugnis, wonach er die Befugnis hätte, als Schächter zu fungieren. Auf Grund dieses rituellen Befähigungsnachweises wurde Sachs hier als Schächter für Bad Hall engagiert, nahm als solcher ein Darangeld, trat jedoch seine Funktion nicht an und war als „Sachs“ in Linz nicht aufzufinden, weil er mittlerweile als „Religionslehrer Rosellit“ sich in das Kapuzinerkloster zurückzog, um sich taufen zu lassen.“ Osterr. Wf. 13/9 1885.

**Rösslin**. Stbgrz 15/12 1903: „Die Handelskammer für den Regierungsbezirk Rösslin zu Stolp i. Pom. hat unter ihren 24 Mitgliedern 6 Juden, d. h. ungefähr das 20fache der Anzahl, die ihnen nach der Bevölkerungsziffer zukäme. Daher wurde bei der Neuwahl 1903 für den ausscheidenden  $\Delta$ Mühlenbesitzer Herr Mag  $\blacktriangledown$ Salomon, Müllerer und Getreidehandel, zu Schivelbein“ aufgestellt und empfohlen: von der Korporation der Kaufmannschaft zu Rösslin, vom Kaufmännischen B. zu Belgard a. Persl., vom Seglerhaus zu Kolberg, vom B. der Kaufleute zu Neustettin und von dem Kaufmännischen B. zu Schivelbein. Bei der immer mehr zunehmenden Verjudung des Standes werden natürlich „Kaufmann“ und „Jude“ vielfach gleichbedeutend. Bedauerlich ist, wie deutsche Vereine für den jüdischen Bewerber arbeiten, als ob es gar keine christlichen Kaufleute mehr gäbe. Da werden den Mitgliedern der Vereine Wahlzettel auf „Mühlenbesitzer Mag Salomon in Schivelbein“ zugestellt mit dem Ersuchen, den Wahlzettel gleich mit dem vollzogenen Anschreiben in den beigefügten Umschlag zu tun und dem Postkasten zu übermitteln.“

15 Ärzte: # Moser; Simson. 11 RA: Seidemann.

**Rosminsky**, Marks, „Gründer der Stadt Hill, in Australisch Victoria“. JG. †1895.

**Rosmopolit** = Leopold Ratscher.

**Rosmopolyp**. — G. v.  $\Delta$ Schönerer, „Rede über die Presse“, 13/2 1888, Wien: „Wer wird uns endlich von diesen Rosmopolypen, von diesen am Lebensmarke des Volkes zehrenden Parasiten befreien?“

**Rosmos**, Postkarten-Verlagsanstalt, Halberstadt, Bismarckstr. 8. Inh: Oskar Cohn und sein Sohn Erich Cohn, dieser nennt sich aber: Casterra.

$\Delta$ **Rospoth**, August, Graf, Landrat des Kreises Oels. Als der Graf den im Interesse der Gesamtbevölkerung auf den 1/10 1903 festgesetzten Muzelmarkt wegen des Versöhnungsfestes (i. Feiertage) trotz Gesuches der Judenschaft nicht verlegte, behauptete die Presse Dtschlands, daß er zur Dienstentlassung reif sei. Alle Hörner tönten: „Fort mit Rospoth“; man bezichtigte den Kaiser gleichsam als Mitschuldigen, weil er der Korpsbruder dieses Antisemiten wäre. Die Breslauer J. führte an im Streit, mußte aber (Stbgrz 7/10) berichtigen, daß ihr der Graf u. a. geschrieben: „Ich habe während meiner Studentenzeit 1883—1886 niemals dem Korps Borussia zu Bonn angehört, also nicht die Ehre, ein Korpsbruder Sr. Majestät des Kaisers und Königs zu sein; vielmehr habe ich einige Jahre nach Sr. Majestät die Universität besucht und bin alter Herr der Sago-Borussia zu Heidelberg und der Sagonia zu Göttingen. Wenn auch meine Zugehörigkeit zu studentischen Korps, ebenso wie die von Ihnen erwähnte richtige Tatsache, daß ich Anwärter auf einen im Kreise Oels gelegenen Fideikommißbesitz bin, sich kaum mit der von mir erlassenen Verfügung wird in Verbindung bringen lassen, so ist mir die Berichtigung Ihres Irrtums doch darum von einigem Wert, weil daraus von solchen Herren, denen ich von Person nicht bekannt bin, unrichtige Schlüsse gezogen werden könnten.“

**Rossarst**, Ju., No. 1812 Bromberg — 79 Berlin; zuerst Rfm., veröffentlichte „Gedichte an eine schöne Brombergerin“; „Wallfahrt nach Palästina“; „Sagen des Morgenlandes“; „Titus oder Zerstörung Jerusalems“, dram. Gedicht.

Dr: Lu. R. —

**Rossarst**, Lu; No. Dr: Ju. R. — 1810 Bromberg — 73, schenkte der dtschen Sprache Gedichte, Novellen („Dämmerungen“) und ein Buch über Friedrich Wilhelm III.

**Roesler**, Lu., Dr. Dir: Urania, Volksbildungsanstalt, Wien. Dieses Vollblut ist in der jüdischen Matril der Gemeinde Wien 1861 unter „Post 1935“ eingetragen: Ludwig Roesler (auch Reßler); Vater: Anton Roesler (Reßler), Kaufmann aus Preßburg; Mutter: Julie Schwarz; Tag der Beschneidung 24/3 1861. — Selbstverständlich wurden nun auch Juden bei volksbildenden Vorträgen von der Leitung der Urania bevorzugt.

**Rohmann**, Heinrich, 1815 Dtschld —?, Dr., Lehrer (Mathem.), Petrischule, Hofrat, Petrograd. Studienfreund B.  $\blacktriangledown$ Uerbachs.

**Rohmann**, Robby August (R. Gedan), Dr. med. (Frauen) et phil., Prof. \*1849 Danzig. — „In Gießen, Dr. phil. 1871, Dr. med. 92; er war ursprünglich Naturforscher, besonders Zoologe und Embryologe; als solcher 73 bis 90 Univ.-Lehrer in Heidelberg (77 Prof.) und auf größeren Forschungsreisen im Mittelmeer, im Roten Meer und in den nordischen Meeren tätig. R. ging dann zur Gynäkologie und Geburtshilfe über und wirkt in diesem Spezialfach seit 94 in Berlin.“  $\blacktriangledown$ Bagel. B: Handbuch der Frauenheilkunde; Märchen; Dramen; Novellen. — Berlin.

$\downarrow$ **Roffuth**, Ludwig, 1802 Zemplin — 94; 49 Führer der ungar. Revolution. R: Franz, \*41, Führer der radikalen Unabhängigkeitspartei, 06—10 Handelsminister. — Er soll früher „Lu. Rohut“ gehießen haben? (s. Oswald Rohut) — Rohut, der den Lu. Roffuth zu den größten „Judenfreunden“ zählt, berich-

tet, S. 79, aus der Jugend dieses Helden: „Sein Vater war Advokat . . . . und wohnte in Ungarn, wo die aus Polen herübergewanderten Juden, die Chassidim, angesiedelt sind. Gegen den weit und breit im Geruche besonderer Heiligkeit stehenden Rabbi zu Ujhely führte nun Kossuth sen. einen ärgerlichen Prozeß . . . Er dauerte . . . lange, und es starben im Laufe dieser Zeit 2 Söhne des Advokaten und er selbst. Die Chassidim streuten nun aus, das sei der Fluch des Rabbi, und selbst die Katholiken und Calviner bekamen eine Scheu vor jenem Wunderrabbi, zu dem Kranke und Gebrechliche aller Konfessionen strömten, um sich durch seine unglaublichen Kuren heilen zu lassen. Der Rabbi genoß großes Ansehen; er war ein kluger und erfahrener Mann und benutzte den Glauben seiner Stammesgenossen und der ungebildeten Gegend in geschickter Weise für seine Zwecke.“

Des Advokaten Frau fürchtete, daß auch ihr letzter Knabe, Ludwig Kossuth, dem Fluche verfallen sei, und das Mutterherz trieb sie zum härteren Mann, um Vergebung zu bitten für die Unbill, die ihr Gatte ihm einst angetan. Die Calvinistin bat um Segen für ihren Sohn. Der kluge Rabbi zögerte, zu willfahren; aber es mag vielleicht der Umstand günstig auf den Rabbi gewirkt haben, daß Ludwig nicht mit Hohn und Mißachtung auf die fremdartige Umgebung blickte und auch nicht jene Scheu zeigte, die nahe an Abscheu grenzt. Tatsache ist, daß der Rabbi seine Hände auf den Kopf des Kindes legte und ihn segnete.

Für ein so großes Ereignis wurde dies in jener Gegend betrachtet, daß die Kossuthsche Familie den vom Rabbi zitierten Psalmenspruch sich merkte (Ps. 60, V. 6): „Matatha l'ejerecha nes lehisnosjes mipné koschet sela“ (Du verleihst deinen Frommen ein Banner, um damit zu glänzen ob der Wahrheit willen). Der Rabbi wählte diesen Vers wegen des Wortes „koschet“. Es heißt: „Wahrheit“, aber die dortigen Rabballisten schoben den Sinn unter: „Du verleihst deinen Auserlesenen ein Banner, um damit zu glänzen um Kossuths willen (sprich Koschuth).“

Diese philologische Unrichtigkeit tat dem Segen und seiner Bedeutung bei den Chassidim keinen Abbruch, zumal der Bal Schem dem Knaben noch eingepägt hatte, nicht feindlich den armen Juden gesinnt zu sein, und Ludwig Kossuth zeichnete sich schon in der Schule durch große religiöse Duldung aus.

Während des Prozesses von Tisza-Eszlar hatte sich Kossuth aufs Entschiedenste gegen den Antisemitismus ausgesprochen; seinem Auftreten war es in erster Linie zu verdanken, daß die Unabhängigkeitspartei, die Judenfeinde erster und zweiter Güte in ihren Reihen hatte und mit Antisemiten jahrelang liebäugelte, sich schließlich energisch von den Massen- und Religionshebern lossagte und sich auf ihren demokratischen Ursprung besann. Zeit seines Lebens predigte er Duldung in Wort und Schrift, war er ein beredter Verteidiger der staatsbürgerlichen und gesellschaftlichen Rechte der Juden und wies jede Gemeinschaft mit Leuten zurück, die mit mittelalterlichen Waffen kämpften.“

Sein „Geheimsekretär war ein Jude und E. d. Horn (sb) war einer seiner eifrigsten politischen Mitarbeiter.“

Kost, dachsteinischer Maler; W: Zwei Mädchen [verblüdet]. Münchener Glaspalast 1920. (WB 26/8.)

Kossanecki, Gastmir v., Dr., UP, Krakau. O ▼ Zanina, \*1870, E. des russ. Ministers J. G. v. Bloch (sb).

↓ **Köster, Adolf**, Reichsminister a. D., Dr., dtischer Gesandter Belgrad, 1883 Verden a. d. N. — 30, „einer der besten und verheißungsvollsten Sozialdemokraten, aus der kleinen Schar der Akademiker schon lange vor Weltkrieg und Revolution zum Sozialismus gekommen und in die Reihen des kämpfenden Proletariats eingetreten. Als Student der Philosophie in Marburg, Schüler Hermann ▼ Cohens und Ratorps (sb) hatte er sich, wie Kurt ▼ Eisner, schon von der Ethik Kants den Weg zum Marxismus gebahnt. Als Privatdozent der Philosophie in München wurde er, seit dem Fall ▼ Arons, der erste dtische Universitätslehrer, der sich offen zur sozialdemokratischen Partei bekannte. Vom Redaktionsfessel der „Schwäbischen Tagwacht“, unseres Stuttgarter Parteiblattes, aus unternahm er als freier Schriftsteller Reisen bis nach Afrika.“

Der Krieg machte ihm zum besten Bericht, der an den deutschen Fronten gestanden hat, K. hat sich stets bemüht, auch bei denen, die man während des Krieges „Feinde“ nennt, das Gute anzuerkennen und die Fahne der Menschlichkeit hochzuhalten. Nach der Revolution hat er als preuß. Gesandter in Hamburg und als Reichskommissar den Abstimmungskampf in Schleswig geführt. 20 Minister des Auswärtigen, 22 Reichsinnenminister. Dem Kabinett Wirth gehörte er als Innenminister an, und was er für die Festigung der jungen Republik leistete, stellt ihn neben Sebe- ring (sd). Enge Freundschaft hat ihn mit Friedrich Ebert (sd) verbunden — nicht erst von dem Tage an, an dem er auf dem Balkon des Weimarer Nationaltheaters das Hoch auf den neu- gewählten ersten Präsidenten der Deutschen Republik ausgebracht hatte. Nach seiner Ministerlaufbahn November 22 ging K. in die Diplomatie, als dtischer Gesandter nach Riga; in der Erfüllung der wichtigen Aufgabe, das Auslands- deutschtum zum Verständnis für die dtische Gegenwart zu erziehen, kann er allen dtischen Auslandsvertretern als Vorbild dienen. Seit 28 in Belgrad. Man sah vielfach in ihm den kommenden Vertreter der Dtschen Republik bei der Arbeiterregierung in London. Mit der Partei trauert an der Bahre eine Witwe mit 5 Kindern, deren ältestes soeben die Universität bezog. Borm. 19/2 1930.

Kosterlik, Albert, Dr., Bau- und Schwindelfirma in Berlin; dem Inhaber wurde Betrug an Wohnung- suchenden und Handwerkern sowie Schiebungen mit Wohnungsgesellschaften vorgeworfen. Der eine Inhaber, aus Berlin verschwunden, soll in Australien sein. BZ 13/3 1930.

Kottau, chinesisch, — die Verbeugung eines Niederen, Schuldigen oder Schuldners vor Höherstehenden, Richtern oder Gläubigern. Das Wort drang in die deutsche Sprache, als zu Anfang des jh.'s nach dem gegen uns angezettelten, chinesischen Feldzug, ein Sühneprinz aus Peking wegen der Ermordung Kettlers (sd) offiziell nach Berlin reisen mußte. — Inzwischen ist diese Art Entschuldigung, ein Kottau, vom Judentum, das ja auch nur von unserm „Anechtssinn“ redet, unzähligen Deutschen auf allen Gebieten auferlegt worden. Die andern Völker haben sich

aber gerade so devot, wenn nicht noch viel schlimmer gegen ihre jüdischen Herren benommen, — es war also wohl mehr der Zug der Zeit oder der Zeitgeist, wenn wir Deutsche das Verbeugen mitmachten, — als widernatürliche Veranlagung auf unserer Seite.

Trotz der Fülle von Kottaus, die unser Buch bringt, gab es aber glücklicher- weise doch auch allezeit Aufrechte, die sich von Juden wenig oder nichts bieten ließen, wie Joh. Scherr (sd) oder wie der Österreicher Karl Gaggstatter, der im Weltkrieg den Heldentod er- litt, aber im Kampf gegen den innern Feind jedem das leuchtende Vorbild sei, wie man aufrecht durch die Judenschan- de unserer Zeiten hindurchgehen kann. Die Alldeutsche Geschäftsstelle, Wien, 1916, 6, schrieb über die herrliche, er- frischende Erscheinung: „Der Massen- antisemitismus war bei ihm nicht Par- teisache, sondern tiefste Überzeugung. Er betätigte ihn bei all seinem Tun und Lassen; er kaufte wirklich bei keinem Juden, er las keine j. Zeitungen, er ver- kehrte nie mit Juden oder Judengenos- sen und bekämpfte stets judenfreundliche Meinungen, die hie und da auftauchten. Er war ein Freund von großen Reisen. Als er einstens in Spanien weilte, wollte es der Zufall, daß ihm durch die Tür eines Eisenbahnwagens der rechte Zeigefinger zerquetscht wurde. Da die Verletzung nicht unbedeutend war, rief man einen Arzt. Gaggstatter sah den Arzt an und fragte ihn, ob er Jude sei. Auf die bejahende Antwort hin ließ sich Gaggstatter von ihm nicht behandeln, sondern reiste unverzüglich nach Wien, wo erst die Behandlung des schwer ver- letzten Fingers erfolgte. Auf einer Reise Gaggstatters nach Salzburg, wo er öfters zu tun hatte, kam er mit einem Juden in dasselbe Abteil (s. Eisenbahn). Der Angehörige der „unartenlosen“ Klasse benahm sich sehr frech, machte es sich ungebührlich bequem und zog sich sogar die Schuhe aus. Gaggstatter forderte ihn auf, die Schuhe sofort wieder anzuzie- hen. Als sich der Jude weigerte, warf Gaggstatter die Schuhe zum Fenster hin- aus, und der Jude zog es vor, ohne Schuhe aus dem Abteil zu verschwin- den.“

**Roth.** Als Judegegner in Hamburg 20/2 1890 ihren ersten Kandidaten für den Reichstag aufstellten, liefen bei diesem während und nach der Wahlperiode ungefähr 60 anonyme Schreiben ein, sogar aus Santos und Melbourne. Einige waren, um eine besondere Beachtung zu kennzeichnen, mit Extrementen beschmiert (s. Abtritt). — Vielen unserer Mitarbeiter ist dasselbe passiert.

**Rothstein** [Cojetain, Gotheim, Ung.], JM, Düsseldorf, 1918.

**Rothmann**△, R. Th., ev. Pfarrer, f. Friedrich Adolf Philipp.

△**Rothschan**, Karl Th., Dr., Uß; Dir: Städtische Kunstausstellung, Sptm. d. Ldw., Düsseldorf (Sd). \*1886 Ohrdruf. G: Fabrikant R. // Sophie Fischmann. 93 O Gertrud, F. d. Fabrikanten Kraftstodmann // Mt. — R: Gabriele, \*94, O Ud. Dr. D. Neumann. — R. ließ sich in Stellung, Amtshandlungen, Ankäufen und Anordnungen so stark jüdisch beeinflussen, daß er von denen, die sein joviales arisches Äußere nicht kannten, zuletzt selber für einen Juden gehalten und 1928 auch von Lubendorff in der Deutschen Wochenschau mit für das Mißsamische Schandmal verantwortlich gemacht wurde, da R. in dem vorbereitendem Ausschuß mit den Juden Dr. Walther Cohen und GM Dr. Schloßmann gefesselt hatte. R. stellte aber nachher in einem ehrerbietigen Brief an den Feldherrn fest, daß er den Entwurf gar nicht gekannt, von dem Künstler nichts gewußt und das Denkmal erst nach der Enthüllung gesehen hätte, und fügte besonders bei, daß kein Tropfen jüdisches Blut in seinen Adern rolle. Die „Deutsche Wochenschau“ 23/11 1928 berichtigte deshalb: „Wir freuen uns, daß er, obwohl R. die „Moderne“, genannt „Kunst“-richtung, vertritt, mit diesem Denkmal nichts zu tun haben möchte. Wir hoffen, daß er, der im Felde als deutscher Krieger war, nun an diesem Denkmal vielleicht zum erstenmal erkennt, daß die jüdische freimaurerische „Moderne“ wie überall in der Kunst, auch in der Bildkunst nichts anderes ist, wie ein Mittel, deutsche Kunst zu entwurzeln, zu ersticken, deutsches Volk zu verhöhnen und die politische Juden Herrschaft zu festigen und zu verewigen. Vielleicht wird er dann erkennen, daß so viele sich von den jüdischen Suggestionen, dem wohlberechneten Phrasenschwall, beeinflussen lassen. Sehr erfreulich aber ist die Tatsache, daß, noch ehe solche Wirkung von dem Schauerdenkmal auf den Kunstdirektor ausgegangen sein kann, sein Massebewußtsein noch genug ist, um sich ausdrücklich dagegen zu wehren, daß er Jude ist. ... Wir können zu unserer großen Freude feststellen, daß die Düsseldorfer Bevölkerung trotz der sich dort breit machenden Juden Herrschaft die „Moderne Kunststrichtung“ als Judenmache erkennt, und dies so sehr, daß sie Vertreter dieser Kunststrichtung Juden nennt. Wir können zum andern zu unserer großen Freude feststellen, daß sogar ausdrückliche Vertreter dieser Kunststrichtung in ihrem deutschblütigen Massebewußtsein erwacht genug sind, um sich gegen den Verdacht, jüden- oder mißblütig zu sein, zu verwahren. Wir können endlich zu unserer Freude feststellen, daß die Empörung in Düsseldorf über das Denkmal groß genug ist, um es als „eine Schande von sich abwehren“ zu heißen, mit der Denkmalauswahl irgendetwas zu tun gehabt zu haben.“

**Rothschi**, \*Armenien; Pariser Bildhauer, „der im Raume an Körpern malerische Ideen darstellt“, Jew. Chron. 5/7 1929.

**Rottenstein**, Literat, Frankreich, ▼, Nd 1911.

**Rottwik**, von, f: Karoline von Gorkhe.

△**Rottwik**, Hans Ernst, Frhr. v., machte im Jahre 1834 seinen König auf die Gefährlichkeit des Freimaurerordens aufmerksam. (Seine 3 Eingaben siehe Heft 7/8 der „Vorposten“ 1918. (Vgl. auch Haugwitz). In Meyer's Konversationslexikon ist nicht einmal sein Name genannt.

?**Rück**, Arthur, v. Uß (Chemie), \*1871 Leipzig. — Göttingen. WM.

△**Roke**, Stefan v., Berlin, wurde 1894 dem deutschen Kaiser als der Verfasser von Schmähbriefen genannt, die Unfrieden in der Hofgesellschaft erregt hatten. Die

„Deutschnationale Z.“ in Düsseldorf (Das 20. Jh., 94, S. 568) wies aber, auf die Camarilla der Douglas — Roscielski — Mendelssohn (Sd) anspielend, nach, „daß die neuerdings am Kaiserlichen Hofe überwiegende Partei des halb- und ganzjüdischen Geida bels danach strebe, den Einfluß der altadligen preußischen Hofgesellschaft gänzlich zu beseitigen. Zu diesem Zwecke bediene man sich der fragwürdigsten Mittel, um die einzelnen Personen dieses Kreises gegenseitig zu verhasen und ihnen den Aufenthalt am Hofe zu verleiden. Die vielbesprochenen namenlosen Schmäh- und Verleumdungsbriefe, die auch die Fürsten von Stollberg-Wernigerode und von Pleß vom Hofe vertrieben, seien eines dieser wohlberechneten Mittel, mit denen der Börsenadel den Geburtsadel am Hofe auszustechen bemüht sei. Schließlich habe man den gewiß völlig unbeteiligten Herrn von Roke dem Kaiser als vermutlichen Verfasser der Schmähbriefe angegeben.“ Ein Mitglied der Sippe, Dietrich von Roke, richtete darauf an die „Deutschnationale Z.“ ein Schreiben, worin er es als grobe Verdächtigung seiner Angehörigen zurückwies, daß sie mit jener bezeichneten Partei des Börsenadels, also mit dem j. Großbankentum in Verbindung ständen. — Die Zeitung hatte das aber nicht nur nicht behauptet, sondern vielmehr doch Herrn St. von Roke in Schutz genommen und als Opfer hinterlistiger Machenschaften hingestellt, wodurch jene Clique am Kaiserlichen Hofe ihre Zwecke durchzusetzen hoffte. Der gute Deutsche, Herr Dietr. von Roke aber, der von all den Dingen, die unter der j. Kapitalherrschaft in nächster Nähe des Kaisers spielten, keine Ahnung hatte, verstand nicht mal den einfachen Sinn der Darstellung und mußte in der Aufregung gar nicht, was man wollte.

Wie wenig klar die Sippe Roke aber auch sonst in Massedingen war, bewies die Tatsache, daß sie sich bei ihren Verlegenheiten noch des Rechtsanwalts F. Friedmann (Sd) bediente, der früher als Repetitor einen der jungen Rokes juristisch eingepaukt hatte. Auf dem Umweg, über unsere studierende Jugend, haben — nebenbei gesagt — auch sonst Juden ihren Weg sich in den Adel und weiter hinauf gebahnt (s. P. Kahser).

**Roudelka**△, Jof. Frhr. v., 1773—50, Wien, O ▼ v. Wehlar. Während der halb-jüdische Sohn dieser Ehe, Rudolf, wie sein Vater eine Jüdin nahm, haben die 4 halb-jüdischen Töchter ihr verjüdetes Blut in arische Sippen überführt und 1. Anton R. v. Schmerling (Sd); 2. v. Dilmann-Scherau; 3. v. Wessnau; 4. Dörh v. Tobbahaza geheiratet. SA.

**Rova**, Albert, ungar. Schriftler. B: Lentei Henri. 1913.

**Kovacs**, Wwe., Lasterhöhle, Pest. Bundschuh 17/10 1894: „Zwei Geheimpolizisten ertappten in einem Zimmer einen höheren Staatsbahnbeamten in Gesellschaft eines 11jährigen Schulmädchens! Zahlreiche, im öffentlichen Leben und in der Gesellschaft hervorragende Rollen spielende Männer sind durch ihre eigenhändigen, dort vorgefundenen Briefe bloßgestellt.“ WM.

•**Kovacs**, #, gebor. Strasser, Pest; 1912 Attentäter auf Graf Tisza, aber freigesprochen. Stbgrß 20/6: „R.-St. soll nach einem hiesigen Montagsblatt der rechte Schwager des Berliner „Kunstmäzens“ James Simon sein, dessen Schwester ihn in zweiter Ehe zum Gatten nahm. Da hätten wir die Gesellschaft, die bald in Kunst, bald in Politik „macht“, beisammen, und der Fadenknäuel, der sich hinter den Kulissen der äußeren Politik abwickelt, ist etwas entwirrt.“

Die „N. Fr. Presse“ entschuldigte natürlich den Mörder, der aus bloßem Ehrgeiz gehandelt habe: „... Er hat seinen Revolver 3mal abgeschossen mit dem Über-eifer eines Mannes, dessen Sehnsucht stets gewesen sein möchte, sich mit der politisch herrschenden Gentry zu verschwistern, zu der er nicht zählt. Er war vielleicht unbewußt von dem Stachel gequält, in der Klasse, in der er aufgehen wollte, nicht ernst genommen zu werden. Er wollte zeigen, daß er noch stärker sei, als sie, ein Uhermadjar, der freilich seinen nationalen Anspruch nicht aus den Tagen von Arpad herleiten kann. Deshalb hat er geschossen. ...“

**Kovács, Josef, Dr., ungar. Schriftler. 1913.**

**Köves, Joseph, J.E., Kfm., dann Maler, Budapest. \*1853 Nagy-Karoly. W:** Juden im Triumphzug des Titus; Mendelssohn und Friedrich der Große. Spi- noza und seine Richter; König Mathias und Gemahlin, von den Juden Ofens begrüßt.

**Kovolnichy, \* Dobruisk, Rußl., #, schrieb unter allerlei Masken in Belgien, Litauen und Fiume für belgische und italienische Blätter und wurde schließlich im Vatikan Bibliothekar des Papstes, den er 1922 (Wf 31/8, 21/9) in allem, was das Mandat Palästina betraf, zu vertreten hatte.**

**Kowed, h: Ehre, Anstand, — wird von ▼Croner, S. 55, als „unübersehbar“ bezeichnet, aber poetisch um- geschrieben: „Kleidung, Wohnung, öffentliche Unterstüt- zungen, Geschenkpfllichten, all das gehört „zum Kowed“. Für den Juden gehört zum Kowed zunächst eine — min- destens — den Verhältnissen entsprechende Wohnung. Er ist häuslich von Natur aus. Da draußen umgibt ihn eine fremde Welt, wo man Geld verdient, aber im Hause sieht er sein Heiligtum; hier darf er Mensch sein.“**

**Kowner [aus Kowno], Sámely [Saul], 1837 Wilna —96 Kiew, Rabbinerschüler, „ging später zur Medizin über, war Arzt in Kiew und verfasste ein groß angelegtes Lehrbuch der med. Geschichte (russ.), das bei den Lands- leuten von K. große Anerkennung fand.“ ▼Pagel.**

**köz'n, j: Vornehmer, Reicher (h: kázin). — groß- közig: großtuerisch, prahlerisch. — Bischoff J.**

**Kozower, Josef, österr. Oberstleutnant, \*1855 Czer- nilow; #97; Plakkommandant, Lemberg. — F.**

**Kr., Einjährig-Freiwilliger vor Meh, 1870. In der Magdeburger Reform 10/11 1894 erzählt ein Mittkämpfer: „Obgleich sich Kr. von vornherein durch Schmutz und Faulheit auszeichnete, kam er schon als Gefreiter zu- gereist. Er verblieb bei der Kompagnie, d. h. fand sich nach jedem Gefecht, die wir von Meh aus im südlichen Frankreich zahlreich hatten, immer wieder ein, wenn er auch, während die Kugeln pffiffen, von niemandem da gesehen wurde, wo es galt, sich als preußischer Soldat zu zeigen. Am 6/1 71 beim Marsche auf Uzah und Mazange hatten wir, bevor wir ins Gefecht kamen, eine Strecke durch Weinberge zu marschieren, die stellenweise eine vorzügliche Deckung boten. Als uns die ersten feind- lichen Kugeln grüßten, nahm Kr. die Gelegenheit wahr, sich eine sichere Deckung zu wählen, von wo aus er zum Mitvorgehen nicht zu bewegen war; trotzdem ihm mein tapferer Hauptmann v. B. mit Erstechen drohte, schügte Kr. vor, krank zu sein, er blieb liegen; auch hat die Kompagnie nicht das Vergnügen gehabt, Kr. nochmals zu begrüßen. Zum Patrouillenfürer oder als Posten dem Feinde gegenüber war K. während seiner Kriegstätig- keit nicht zu verwenden.“**

**\*Kraak, Curt, Wiesbaden, Grillparzerstr. 5, \*1856 Berlin, O Uda Rossi. Er hatte früher einen Bonbon- laden, wurde Literat und machte greuliche Operetten- texte usw. W: Wodsprünge, Schw.; Logenbrüder; Hoch- zeitsfreuden; Die rote Ampel; Eva's Tochter, Liebesmanö- ver; Doppellehe; Gelbe Gefahr; O diese Leutnants; Poln. Wirtschaft; So'n Windhund; Der reine Tor (!); Puppchen; Tango-Prinzessin; Hochgeboren; Hoheit soll heiraten. WM.**

**Krach, fachtechnischer Ausdruck für Börsenkrisen, die von Zeit zu Zeit von den Juden über die Wirtsvölker ver- hängt werden, um in der allgemeinen Verwirrung den Leuten die letzten Gro- schen abzunehmen. Berüchtigt war der Wiener Krach 9/5 1873 (s. Roth- schild).**

**Berliner Abendpost 73, Nr. 507: „Die großen Kapitalisten und Banken in Wien wußten sehr wohl, daß die zahl-**

reichen Kleinen, aber außerordentlich waghalsigen Spekulanten daran dach- ten, sich während der Weltausstellung nach und nach ihrer Börsenengagements und ihres Effektenbestandes zu ent- äußern, um sich dann, noch vor dem Hereinbrechen des großen K r a c h e s als behäbige Rentiers procul negotiis zu- rückzuziehen. Wäre ihnen dies gelungen, so wäre die Folge davon gewesen, daß bei dem endlichen Ausbruch des K r a - c h e s die ungeheure Mehrzahl fragwür- digster Werte sich in den Portefeuilles der großen Kapitalisten und Banken an- gehäuft hätte und diese die Kosten der Katastrophe zu tragen hätten. Kurzer Hand entschloß sich die haute finance, einer solchen Kalamität vorzubeugen und die Kosten der Katastrophe so viel wie möglich auf die Schultern der klei- nen Spekulanten zurückzuweisen. Es wurden mehrere Millionen à fond perdu gezeichnet und mittels derselben am 9. Mai 1873 d e r g r o ß e K r a c h vorzei- tig inszeniert.

Als an dem unheilvollen Tage zur Mittagszeit der große Börsensaal am Schottenring geöffnet wurde, postierten sich die Agenten der verschworenen haute finance sofort in allen Ecken des weiten Raumes, und nun begann unter einem Tohuwabohu, wie es wohl noch nie zuvor in einem Börsensaal gehört worden, eine wilde Treiberei à la baisse; die Aktien der bis dahin beliebtesten und gesuchtesten Banken wurden förm- lich diminuendo ausgebaut. Die Aktien der Wechsel-Bank, die lange Zeit hin- durch an der Wiener Börse stimmfüh- rend gewesen waren, wurden in weniger als 5 Minuten von 335 auf Null, d. h. auf völlige Wertlosigkeit herabgedrückt. Der große K r a c h mit allen seinen Schrecken war da!

Wer jemals zur Geschäftszeit eine größere Börse besucht hat, der wird doch nur einen leisen Vorgeschmack haben von den entsetzlichen Szenen, welche sich an diesem Tage in der Wiener Börse abspielten. Man weinte, schrie, fluchte, tobte wie rasend, verfiel in Krämpfe und Ohnmachten. Von einem Geschäft war keine Rede mehr. Eine ganz be- sondere Wut richtete sich gegen den ersten Vertreter des Hauses Rothschild,

den vor einigen Jahren hochbetagt verstorbenen Baron Goldschmidt. Dem alten Herrn wurde der Hut aufgetrieben und Püffe und Stöße prasselte wie Hagelwetter auf ihn nieder. . . .

Schon die Abendblätter brachten schauerliche Berichte über die Katastrophe; noch mehr die Morgenblätter vom 10. Mai, in denen sich ganze Listen von Selbstmorden, Wahnsinnsausbrüchen, Kriminalfällen usw. fanden. Wochenlang sprach man in Wien, ja in ganz Osterreich-Ungarn, von nichts anderm als von dem großen Krach und seinen schrecklichen Folgen. . . .

Ein recht eigenartiges Nachspiel hatte der große Krach in den Liquidationen der zusammengestürzten Banken und sonstigen Aktiengesellschaften, wie in den zahlreichen Konkursverhandlungen. Da blühte der Weizen der Wiener Hof- und Gerichts-Advokaten, die es vortrefflich verstanden, die spärlichen Aktiva der Verkrachten für Gerichtskosten und die sogenannten „Expensen“ draufgehen zu lassen, sodaß die Aktionäre und Gläubiger zumeist auch nicht einen Heller bekamen. So standen bei der schon genannten Wechselbank einer Summe von einigen 40 Mill. Gulden an Passiven nur Aktiva von etwa 700 000 Gulden gegenüber, die bis auf den letzten Kreuzer von den Gerichtskosten und den „Expensen“ des Reichsratsabgeordneten und Hof- und Gerichtsadvokaten Professor Dr. Jacques absorbiert wurden. Tatsache ist es, daß sehr viele Wiener Advokaten erst reich wurden durch die Bestattung der Opfer, die der große Krach gefordert hatte.“

Im Anschluß an Wien folgte damals der Berliner Krach. „Er erschütterte naturgemäß die Grundfesten der „gesellschaftlichen Ordnung“, zerstörte Tausende von Existenzen und bevölkerte Gefängnisse und Irrenhäuser in gleichem Umfange. Dtschldn verlor infolge desselben mehr Milliarden, als es von Frankreich an Kriegssentschädigung erhalten hatte, aber der Börsenjude, Zeitungsverleger und gewissenlose „Volksvertreter“ gewannen Unsummen. Der Verlust so ungeheurer Gelder ist jedoch nicht die bedauernswerteste Folge der Geschäftspraktiken der abgefeymten

Börsenjobber. Viel mehr ist der Verlust an Vertrauen, an dem sittlichen Gehalte unserer Nation und die Zunahme der Macht des auswuchernden Kapitals und der Mangel an Freiheitsfönn zu bejammern.“ (Antisemitismus, Berechtigung und Notwendigkeit, 1889, S. 18.)

Der „Kladderadatsch“ suchte der Einrichtung des Krachs noch eine unverfängliche Seite abzugewinnen und dichtete 1875 (DZ 15/4) einen

„Chor der „Krachritter“ in Wien.

Ab' immer Treu und Redlichkeit!  
Dabei kommt nichts heraus;  
Doch gründ' und schwinde jederzeit,  
Dann lachst du alle aus.

Dann kannst du dir Paläste bau'n  
Und Billen wunderschön,  
Dann kannst du ohne Furcht und Grau'n  
Zum Börsentempel geh'n.

Dann hältst du Diener und Lakai'n  
Und edle Kasse viel,  
Dann streichst du Millionen ein,  
Als wär's ein Kinderspiel.

Dem braven Mann wird alles schwer,  
Er tue, was er tu',  
Die Kasse bleibt ihm immer leer  
Und stets drückt ihn der Schuß.

Drum fort mit Treu' und Redlichkeit!  
Dabei kommt nichts heraus,  
Treib' fleißig HUMBIG jederzeit,  
So lachst du alle aus!“

Mit ihren „Krachen“ verfolgen die Juden häufig noch den Zweck, die aufmerksam gewordenen Wirtsböcker von ihrem Treiben abzulenken und anderweitig zu beschäftigen, wie der Gemeindevote, Beilage zum Uzi, 13/7 1900 zugibt: „Heute gibt es nur eine Möglichkeit, um die große Menge von der brutalen Schändlichkeit und Schmach des Antisemitismus abzuwehren, und das ist der finanzielle Krach in Wien.“ Diese Blikableiter-Methode übertragen die Juden auch ins Große, indem sie statt der Börse einfach ganze Vöcker, ja die Welt krachen lassen. So sollten die von den Regierungen Frankreichs und Englands 1870 und 1914 entfesselten Kriege vor allem die schwerschuldigen jüdisch-kapitalistischen Kreise vor inneren Unruhen bewahren und Mut und Drang der Vöcker nach außen richten.

Kradel, Eisenbahnräuber, „russischer“ Revolutionär, Freund Rathenaus (s. Kadel, K.).

Kraft, Fanny, gebor. Voemh, \*1869, seit 1903 Inhaberin einer 6zimmerigen „Operettenschule“, Flensburger Str. 14, Berlin. Ein Hinterstübchen hatte ihr 80-jähriger Vater inne, der sich aber von den übrigen Räumen fernhielt. Frä. K. sang früher in Wien. Ihre Schülerinnen in Berlin waren überwiegend junge Töchter angesehenen Bürgerfamilien. In der Nachbarschaft

fiel schon länger auf, daß die „Operettenschule“, in der Mädchen ausgebildet werden sollten, sehr viel von Herren besucht wurde. Frä. K. hatte dann einer Frau S. in demselben Hause ihre Wäsche anvertraut, und als sie einmal darauf etwas lange warten mußte, bei der Wäscherin durch das Dienstmädchen anfragen lassen, ob sie die Sachen vielleicht verfehlt hätte. Entrüstet antwortete die Wäscherin, sie sei eine anständige Frau und würde auch niemals, wie sie, eine Kupplerin werden. Als Frä. K. darauf wegen Beleidigung klagte, trat Frau S. durch ihren Anwalt den Wahrheitsbeweis an, der die Klägerin in das Untersuchungsgefängnis brachte. Die 5 Dienstmädchen, die die K. in 1½ Jahren gehabt hatte, bekundeten Dinge, die die „Operettenschule“ in das unzweideutigste Licht stellten. Schon während der „Übungen“ erschienen Herren, und den Unterrichtsstunden folgten ausgedehnte für die Leiterin außerordentlich gewinnbringende Schächerstunden. Die ehemalige Sängerin hatte sorgfältig Buch geführt, aber trotz ihrer Vorsicht, die sehr zahlungsfähigen Besucher nur mit Vornamen aufzuführen, fand die Kriminalpolizei genügend Anhaltspunkte, um mehrere Herren zu ermitteln. Auch die Vernehmung der Schülerinnen belastete die Lehrerin.

**Kraft**△, Hans, Dir: Fürstl. Theater, Sigmaringen; O ▼ Jda Gohren, gebor. Gordon, T. eines Handelsmannes. „Die Geschäftsführung des Instituts liegt in den Händen der Frau. Es werden niedrige Lagen gezahlt, und Juden als Mitglieder bevorzugt. Frau Dir. treibt Kleiderluxus, und verlangt von ihren Damen Toilettenaufwand ohne jedes Verhältnis zur Lage. Von der Vergangenheit hört sie nicht gern.“ WM.

**Kraft**, Marie Frau, geb. Gumpert, Wwe., Rentiere. — 3,1 — 0,18, Berlin, 1914.

**Kraft**, Martin Karl v., gebor. Kohn, Bankhändler, sachs.-weim. Konsul, München; 1832 nobilitiert. SG.

**Krähhahn**, f. Richard Alexander.

**Krahmer**, Dr. jur., Berlin, — sprach in der Tonhalle zu Gera 17/1 1914. Im Schlußwort widerlegte Lehrer Arno Holz aus Charlottenburg die Behauptung Krahmers, daß die Juden das gleiche nationale Empfinden wie die Deutschen besäßen durch die Tatsache, daß die Juden Dtschlands beim Ausbruch des Krieges von 1870 den französischen, nicht aber der dtschen Kriegsanleihe ihr Geld zur Verfügung gestellt haben.“ DfBl 24/1 1914.

**Kraissheimer**, Moritz Philipp, Fabrikbesitzer, Königs-warterstr. 74, Fürth. Dir: Tafel-Salın- u. Spiegelglas. W: Nürnberger Hercules. 1914.

**Krajewick de Klotz**, Otto, gebor. Nathan Epizer, saß im Hofrat der kroatischen Landesregierung und im Reichsrat als Abgeordneter für Brod, 1894 in Ungarn nobilitiert, † 06. S: Alexander, sitzt im ungar. Reichsrat und im kroat.-slow.-dalmat. Landtag. SG.

**Krakau**, I. I. Jagellonische Universtität, 1914: Dekan: Sternbach, Levi, für Philosophie; Prof.: Rosenblatt, Josef, für Strafrecht; Jakubowski, Leo für Pädiatrik; Kosner, Alexander, für Gynäkologie; Kernberger, Ignaz/Jgig, für Pharmatognosie; Witkowski, August, für Pshyik. — Krakau wurde nach dem Kriege polnisch.

Laut „Glos Narodn“ (Df 27/2 1929) gingen in den letzten 7 Monaten aus polnischem Besitz 35 Häuser für 3 Millionen Bloth an Juden über, davon 10 Häuser inmitten der Stadt am Marktplatz. Unter den früheren Besitzern sind viele alte polnische Bürger und der Magistrat.

Im Nationaltheater wird ausverkauft das Stück eines Juden gegeben, der Polen in frechster Weise beschimpft und fast nur Juden auftreten läßt. Von den beiden Nichtjuden des Stückes ist der eine ein Beamter des polnischen Außenministeriums, böllig entartet, der andere ein französischer NA und übelster Gauner. Ein „sympathischer“ Mädchenhändler erklärt, Mädchenhandel sei ein Geschäft wie jedes andere, die Christen hätten bloß kein Talent dazu. In einem anderen Austritt behauptet ein Jude, ohne Juden könnten in Krakau weder die polnischen Opern noch das Theater bestehen. . .

Im Sejm sprach der christlich-demokratische Gajzewski am 4/2 über die in Massen aus Sowjetrußland

eingewanderten Ostjuden. Die Regierung habe diesen Leuten auch die polnische Staatsangehörigkeit zuerkannt. — Dasselbe tun die „Regierungen“ der Polen benachbarten Länder.

**Krakau**, Leonor, Verlagsbuchhändler, Wilmersdorf, Kantener Straße. 1914.

**Krakauer**, Dr. M., B: Bau- und Denksteine, Verlag Schätzky, Breslau. — Arthur ▼ Silbergleit, Nr 1913, 373: „Das in einem festlichen Dtsch geschriebene Werk Krakauers zeigt den Verfasser nicht nur als einen scharfsinnigen Ausdeuter von Bibel- und Talmudstellen, sondern auch als einen Mann von weichen Herzensregungen . . . es sei zu feierlicher Einteilung empfohlen.“

**Krakauer**, Prof., Dr., Breslau, hatte 3 Söhne: Fritz, Otto, Arthur, die seit 1900 (Sibgrß 18/4) „Karfen“ heißen durften, während der alte Herr seinen Namen beibehielt.

**Krakauer**, f. Carfen.

**Krakauer**, Arthur, \* Warschau, Wanderolenschieber. Im großen Ostjudenschieberprozeß vor Gericht gefordert. In den meisten Tageszeitungen wurde der Prozeß verschwiegen oder nur kurz erwähnt. Die Namen wurden von der Wahrheit 20/4 29 aus der Verfertigung gerettet. f. Zigarettenbanderolen. Nach Stellung einer Kaution von 10 000 M. flüchtig. WM.

**Krakauer**, Victor, Dr., Oberkommissär der österr. Staatsbahnen, Ma: Zeit im Bild, 1914, 1787.

**Krakow**, Mecklenburg, 1913. Max Feldmann, Produkthändler; Julius Feldmann, Damenmoden; Rosa Feldmann, Rentiere; Gebrüder Nathan, Manufaktur.

**Krall**, Mayer, aus Preßburg, † ca. 1880, erst „Platzsteher“ und „Hausierer in St. Georgen, wird dann in Wien Seinenwarenhändler, und gelangt als solcher in aller Stille zu einem Umsatz, der ihn schon Ende der 1840er Jahre zum Millionär machte“, S. Mayer, Wiener Juden, 1917. S. 241.

**Kramer**△, Ernst, Frhr. v., 1806—46, O ▼. Entel: Otto, \*73, pers. Adjutant des Prinzen Karl v. Bayern. SG.

**Krämer**. „Ein internationaler Schwindler verhaftet. Ende des vergangenen Novembers stahl in Leipzig ein angeblicher Agent Arpad Krämer aus Ofenpeft 2¼ Millionen in- und ausländischer Gold- und Silbermünzen. Die Leipziger Kriminalpolizei ermittelte, daß der Flüchtige mit anderen Ungarn slowakische Kronen gefälscht und im Verein mit einer Bande auch Betrügereien anderer Art verübt hat. Die Beamten der Dienststelle A. I. spürten nun hier einen Mann auf, der seit einiger Zeit in Hotels in der Gegend des Anhalter und Potsdamer Bahnhofes und besonders unter österreichisch-ungarischen Gästen als ihr Landsmann Graf Steiner oder Graf Stein aufgetreten war. In diesem vermuteten sie Arpad Krämer, und die weiteren Ermittlungen gaben ihnen recht. Jetzt endlich ermittelten sie den Gesuchten, der in Hotels immer nur kurze Zeit gewohnt hatte, und nach irgendeinem Aufkaufgeschäft wieder verschwunden war, in einem kleinen Logis in der Landsberger Straße. Hier wurde er festgenommen. Es werden im ganzen 5 Quartiere ermittelt, in denen er unter verschiedenen Namen untergeschlüpft war. In einem dieser Quartiere beschlagnahmten die Beamten noch einen großen Teil des in Leipzig gestohlenen Geldes, darunter einen Sad Silbergeld und Papiere, die sich Krämer in Schieberkreisen in Wien verschafft hatte.“ Df 3/1 22.

**Kramm**, W., Heinrichsdorf, Kr. Dt.-Krone, — hieß bis 1812: Moses Wolff. Df.

**Krammer**△, Mario, Dr., O ▼ Ragenstein. Direktorialassistent der Monumenta Germaniae, an deren Spitze Uß Harry ▼ Breslau steht. 1914.

**Kramsztyl**, Isaac, JG, Rabbi, 1814—89 Warschau. Er predigte zuerst dtsch, dann aus „patriotischen“ Gründen polnisch (52), schrieb auch polnisch über die „ewigen Wahrheiten der mosaïschen Religion.“

S: Stanislaus, \*41 Warschau, Bankbeamter, Lehrer und naturwissenschaftlicher Literat. R: Pshyikteil der Gr. illustr. Polnischen Encyclopädie.

**Krankenpflegerin.** Else ▼ Croner, die Jüdin: „Der Beruf der Krankenschwester unterscheidet sich von allen übrigen dadurch, daß er nur innerhalb des Judentums einer Ausdehnung fähig ist, während j. Künstlerinnen, Schriftstellerinnen, Ärztinnen usw. nicht für das Jdtm., sondern für das Dtschtum wirken und innerhalb ihrer Berufstätigkeit mit demselben verschmelzen, ihm dienen und es täglich und stündlich bereichern und befruchten.“

Für die Töchter der j. Kleinbürger-schichten mit tadellosem Ruf ist dieser neue Beruf zum Segen geworden. An der Spitze eines jeden Heimes steht, analog den christlichen Instituten, eine Oberin. Das Urteil der Oberin eines größeren Schwesternheimes auf die Frage, wie die j. Krankenschwestern eigentlich wären, lautete: „Im Außendienst vorzüglich, im Innendienst ständig zu Argernissen Anstoß gebend, weil sie keine Disziplin kennen.“ Subordination kennt keine Jüdin; das Organ für Autorität, noch dazu für die von einer anderen Frau ausgeübte Autorität, fehlt ihr vorläufig noch. „Ja, wenn jede Oberin sein könnte, dann herrschte Ruhe und Frieden im Heim“, sagte einmal eine Krankenschwester. Eine j. Oberin hat keinen leichten Posten; ihren Anordnungen wird nur sehr bedingt Folge geleistet.“

Darin also unterscheidet sich die Jüdin nicht vom Juden, der auch überall aufs Ganze geht, die Führung an sich reißt und nirgendwo nur dienendes Glied sein will. Das möchte, wo man bloß Nichtjuden beiseite drängen kann, gehen, wo man aber unter sich ist, wird es doch leicht ungemütlich.

„Vorläufig hält die j. Oberin in dieser Beziehung noch keinen Vergleich aus mit den christlichen Oberinnen, die von ihren Untergebenen wie Halbgöttinnen betrachtet werden und sich diese Verehrung für die ganze Dauer ihrer Amtszeit zu wahren wissen.“ Der Fehler liegt also auch bei den anscheinend recht fehlerhaften j. Oberinnen, die nicht besser als die Unterinnen sind.

**Kranold** △, Hermann, Pressechef, Oberpräsidium Hannover, Wohnungschieber, ließ 1921 (Sturm 12/3 1922) seine

Frau mit 2 Kindern in Leipzig und lebte dafür einträchtig in Hannover mit der Tarnopolitanerin ▼ Steinhaus, einer städt. Handelsschul- und Volkshochschul-lehrerin, die bald einem Judenjungen das Leben gab. Die nötige Wohnung erschob sich K. dadurch, daß er sich mit seiner früheren Frau und 2 Kindern in die Vorzugs-Dringlichkeitsliste eintragen ließ und dabei die St. als sein Ehegemahl angab. Die Person fand denn auch als Frau Kranold 6 nette Zimmer für sich und ihn. Alle Anstrengungen des Hausbesizers, das Scheinpaar aus der von ihnen arg verdreckten Wohnung wieder loszuwerden, prallten an deren Hartnäckigkeit ab. Das Amtsgericht wies sogar die Klage zurück, auf Aussage des RA ▼ Fraenkel, der in einem Schriftsatz bittere Tränen ob der Härte des Hauswirtes vergoß, der eine so „achtbbare“ Dame, Akademikerin, mit ihrem unschuldigen Kindchen auf die Straße setzen wollte.

Räumungsverfügungen des Wohnungsamtes wurden dann vom Oberpräsidenten Noske, der sich zur Angabe von Gründen für nicht verpflichtet erklärte, persönlich rückgängig gemacht. So förderte höchste derzeitige Fürsorge den öffentlichen Ehebruch, dieses von Steuergebern besoldeten, staatlich angestellten Judenzimmers, der Steinhaus, während 100 deutsche Lehrerinnen ohne Amt und Brot herumhungerten; so entzog man eine von jüdisch-dtschen Ehe-schändern erschwindelte 6-Zimmer-Wohnung unseren obdachlosen Familien. Und deutsche Kinder wurden weiter noch zur Erziehung von denselben Behörden der sittenlosen Steinhaus übergeben. Zur Lösung der Kranoldschen Wohnungsnot schlug der „Sturm“, Hannover, vor: Herr Noske müßte im Vertrauen einmal mit Herrn ▼ Rußbaum sprechen, mit dem er sehr, sehr befreundet ist; dieser würde sicher in echt jüdischer Selbstlosigkeit von seinen vielen Zimmern, die er als alleinstehender Herr trotz der Wohnungsnot in seiner Villa in Kleefeld bewohnt, gern ein paar an Herrn Kranold und Fräulein Steinhaus und Kind abgeben. Dann wäre Kasse bei Kasse. ... Ihr wohnungslosen Familienväter aber, die ihr in Notwoh-



nungen, feuchten Kellerlöchern und zugehörigen Baracken mit euren Familien einquartiert seid, ihr wißt nun, wie man zu einer Wohnung kommt! Ihr laßt Frau und Kinder im Stich, legt euch eine jüdische Kalle aus Galizien zu und mietet eine 6-Zimmer-Wohnung, und Herr Moske hält schützend seine Hand über euch." WM.

**Kranz, Philipp**, gebor. Jacob Komro, \*1858 Poldien, jiddischer Literat, Ber. St. — W, S. 420.

↓ **Kranz, Herbert**, Düsseldorf D; \*1891 Nordhausen, Literat. Sein Drama „Freiheit“ wurde Januar 1923 (Mittel 28/1) in Salzburg verboten. Das deutscharische „Volksblatt“: „Es ist ein Faustschlag in das Gesicht der Wahrheit, wenn der Held des Stückes, ein jüdischer Anarchist, die einzig edle Person, die zu Tieren herabgefunkenen Soldaten zur Menschlichkeit führt. Uns, die gesehen haben, wie die jüdischen „Edelanarchisten“ in Bayern, Rußland, Ungarn usw. hausten, darf man solch unwahre Mache nicht aufstischen. Wir wissen, welches Unheil das Judentum im und nach dem Kriege über uns gebracht hat. Es ist eine unerhörte Schmach, wenn heute als Held der verherrlicht werden soll, der unsere Soldaten zum Wegwerfen der Waffen verleitet.“ WM.

**Kranz, Lilly**, „die wegen ihrer Schönheit berühmte“ Frau des „Großindustriellen“ Dr. Josef Kranz, Wien, ging zum Theater, was in den Finanzkreisen Sensation erregte. — JPB 1/11 1929.

**Krasnochetoff**, gebor. Tobieson [Tobiassohn], Minister des Außen in Rußland, — Temps 25/5 1920.

**Krasnopolski**, Horace, JG, Dr., UP (Zivilrecht) Prag. \*1842 Pietyn, Gal. B: Lehrbuch des österr. Privatrechts.

**Kraßberger** (Craßus), Sigmund, vgl. Deg. 7, Pseudonyme. WM.

↓ **Kraßine**, Léonide Borisovitch, \*1870 Kurganst, Sibirien; 78 Student auf der Technischen Anstalt in Petersburg, wegen revolutionärer Umtriebe mehrfach verurteilt und verbannt. Seit 97 Reisen in Europa zur Vorbereitung des russischen Umsturzes; Verwaltung des bolschewistischen Kriegsschatzes. 1918 nach Rußland, als Vertrauter Lenins; Freund von Felix Deutsch, Berlin. Bf 5/8 1920.

**Kraßuh**, Magime v., Bankdirektor, 1911 nobilitiert, Wien. SG.

**Kraß**, Jibor, Reservist. Eine rheinische Zeitung meldete (vgl. Dv. Warte, März 15): „Das Kriegsgericht in Dortmund verhandelte am 18/2 1915 gegen den Reservisten Jibor Kraß [andere Zeitungen schrieben den Zunamen richtig: „Kag“] aus Bielefeld, der beschuldigt war, sich an dem Gut französischer Landeseigentümer vergreifen zu haben. Der Angeklagte kam in ein Haus in der Nähe von Lille, dessen Bewohner gestülpt waren. Er eignete sich aus einer Schublade eine goldene Uhr, Broschen, mehrere Kneifer und einen Geldbetrag an. Vor Reims verwundet, kam er in ein Lazarett, wo die Gegenstände bei ihm gefunden wurden. Er gab vor dem Kriegsgericht an, es habe sich um Kriegsandenken gehandelt, an einen Diebstahl habe er nicht gedacht. Das preußische Militär-Strafgesetzbuch kennt die Sammlung von derartigen Kriegsandenken nicht, und so wurde K. wegen Diebstahls im Felde unter Ausnutzung des Kriegsschreckens zu einer Gefängnisstrafe von vier Monaten verurteilt, und in die 2. Klasse des Soldatenstands versetzt.“ Der Verbrecher solcher Marodeure magt die linke Weltpresse heute noch die ehrlichen deutschen Soldaten im allgemeinen anzuklagen.

**Kraus**, gebor. Juda Rbb ben Chaim, Schächter, Antisemit, wurde in Bonn, Weihnachten 1608, katholisch. „Schon vorher hatte er den Rabbi und andere gelehrte Juden mit Gesprächen über religiöse Fragen belästigt, um hinterher deren Worte zu verdrehen und ihnen einen andern Sinn unterzuschleiben.

In der Folge ließ er es sich auch angelegen sein, den neuen Kölner Kurfürsten Ferdinand von Bayern gegen die Juden und ihre Religion einzunehmen. Der Erfolg war betrübend, denn Ferdinand bestellte besondere Kommissare, um die Lebensweise, besonders die Gebete der Juden zu überwachen. Auf Schritt und Tritt von Häckern umgeben, überall von Argusaugen umlauert, bedrängt und verfolgt, wurde ihnen das Dasein schrecklich und unerträglich gemacht“, C. Wisch, Juden in Köln, I, 112. (f. Köln.)

**Kraus**, Mitdir: Stadttheater Heilbronn. 1915.

• **Kraus**, Adolf, RA, Chicago, \*1850 Blowitz, Böhm. 65 nach Amerika. Als Präses des Jsaiah Temple nimmt er eine leitende Stellung in der „Union of American Hebrew Congregation“ und in der städtischen Verwaltung ein. Zeitweise Inhaber und R: Chicago Times. Er gründete 13 unter Mitwirkung des „United Ordre B'nai B'rith“ die „Anti-Defamation League of America“, die bezweckt, nichts aufzuführen oder drucken zu lassen, was das heilige Volk herabsetzen könnte.

**Kraus**, Alfred Heinrich Baron von, österr. General, SG; C: Gutspächter R., 1822 Pardubitz —06. Streng orthodox erzogen, studierte er Jus und trat, #, in die Armee, wo er juristische Funktionen erhielt, z. B. 49 in Mantua im Prozeß Orsini. 69—80 Präses des Kais. Kriegsgerichts. Dann wurde er tschechenfreundlicher Generalstatthalter von Böhmen, 81, wo er sich durch große Strenge gegen die Deutschen auszeichnete und nobilitiert wurde. Inh. des Ordens der Eisernen Krone usw. JG.

**Kraus**, C., Dr., Repräsentant der dtischen Partei in Prahburg, Bizebürgermeister von Bratslawa, JPB 21/2 1930.

**Kraus**, Friedrich, JG, Dr. med., UP (Pathol.), Wien und Graz, \*1851 Bodenbach.

**Kraus**, Friedrich, Genre- und Porträtmaler, Nototo. 1826 Krottingen —94 Berlin. Bild: Lessing und ▼ Mendelssohn. — Ko.

**Kraus**, Gabriel, Jurist und „Tscheche“, sagte Juni 1914 (Hamb. Nachr. 21/6) in Prag bei seiner Doktorpromotion in der Dankrede an die Professoren: „Zum 1. Male ist mir heute Gelegenheit geboten, den Professoren nicht vorgeleante Redensarten zu sagen, sondern ein freies Wort an sie und alle anderen Anwesenden zu richten. Ich will nicht nur darauf hinweisen, daß die Wissenschaft als solche an der Universität gänzlich verfehlt gelehrt und der Eifer durch ein veraltetes Lehrsystem erdrückt wird. Ich will mich vielmehr vor allem dagegen wenden, daß die Wissenschaft an der Prager deutschen Universität national und terroristisch ausgebeutet wird. Wissenschaft und Kunst sind in der ganzen Welt international. Nur an der Prager Universität werden sie zu Quellen von Schlagworten“ ... Hier unterbrach Hofrat Rauchberg den Redner und erklärte, daß politische Diskussionen nicht zu einer Promotion gehörten. Darauf erhoben sich die Professoren von ihren Sitzen und verließen den Promotionsaal.

**Kraus**, Karl, Antizionist, „Tschechowo-Slowake“, #, Wien. S: Fadel. \*1874 Gitschin. C: Rfm. Jakob R. // Kantor. B: Sittlichkeit und Kriminalität; Sprüche und Widersprüche; Chinesische Mauer; Heine und die Folgen, 11. Wegen seiner „Krone für Zion“ wurde K. in dem Zionistenblatt „Welt“ (1898, 42) von den eigenen Glaubensgenossen sehr bössartig abgefertigt:

„Ein gewisser Karl Kraus, der sich als bedeutender Satiriker nicht nur im Café Bucher, sondern auch in mehreren umliegenden Kaffeehäusern eines Weltrufes erfreut, hat leztlich den Zionismus angeeifert. Nur ein klein we-

nig; es ist ein mageres, zart gebautes Speichelflößchen, das den Lippen des bedeutenden Satirikers entquillt. Gewöhnliche Menschenfinder denken mit dem Gehirn, wenn aber Karl Kraus irgend eine Gelegenheit ergreift, um dem Denken zu huldigen, dann denkt er — man verzeihe die schlüpfrige Redensart — mit den Speicheldrüsen. Diesmal, wie gesagt, ist das Produkt der Denkarbeit etwas schwächlich ausgefallen. Zwar verzieht der bedeutende Satiriker angestrengt die Mundwinkel (der historisch spöttische Zug um die Lippen), um den Fluß seines literarischen Erzeugnisses möglichst voll und kräftig zu gestalten, — aber Flößchen bleibt Flößchen. Wollte man Karl Kraus und das Resultat seines Schaffens so behandeln wie sie es verdienen, dann müßte man einige in der Kinderstube gebräuchliche Methoden anwenden: Das kleine Geißermäulchen mit einem Tüchlein säubern und, weil man ja doch nicht immer rechtzeitig mit dem Tüchlein zur Hand sein kann, für unvorhergesehene Fälle einen niedlichen, hübsch gestrickten Brustlaß . . . Wenn man einerseits das liebliche Menschenmaterial kennt, aus dem sich die Heerscharen des lärmenden Antizionismus zu rekrutieren pflegen, und wenn man andererseits das Glück hat, über die Lebensschicksale und die persönlichen Neigungen des großen Zeitgenossen Karl Kraus näher informiert zu sein, so muß man sich wundern, warum Karl Kraus mit seinem offiziellen Beitritt zum Madau-Antizionismus so lange gezögert hat. . . Karl Kraus, der natürlich Jude ist, ist nämlich außerdem . . .

Aber fein organisierte Naturen à la Karl Kraus werden durch einen rein physischen Genuß, und wäre er auch von einem noch so melodischen Klatschen begleitet, niemals vollständig befriedigt. Ein mächtiger Vergeistigungsdrang, eine ewige Sehnsucht nach dem Abstrakten befeelt sie. Und so kam es, daß in das Gemüt Karl Kraus' auch ein starkes Sehnen nach moralischen Ohrfeigen einzog. Mit demselben Eifer, mit dem er vor dem ins Café eilte, um dort unter Mithilfe fremder Hände seinen leiblichen Bedürfnissen Genüge zu leisten, prome-

niert er nun in einer Atmosphäre, wo die moralischen Ohrfeigen auf die Juden hageldicht niederfallen."

△ Samstag, 4/11 11: „Der greulichste aller Wiener Juden, der Hardenverächter Karl Kraus (wie kann man aus der Hardenverachtung einen Lebenszweck machen?).“

Das Jüdisch = wüßteste ist wohl Kraus' in das Gebiet von Magnus Hirschfeld's (fd) „HWC“ stoßender Aufsatz über „Pervertität“, Sturm 26/5 10: „Wenn ich die Wahl zwischen einem Antinous und einer Frauenrechtlerin habe, — ich bin nicht perverts genug, um zu schwanken, und ich bin nicht Heuchler genug, um nicht zu bekennen, daß bloß der Gesetzeswahnsinn, dem ich die Freiheit außerhalb des Kerkers opfern muß, mir die Praxis meiner Wahl verwehrt. Alle Erotik beruht auf der Überwindung von Hemmungen. Eine stärkere Hemmung für den Mann, als das Merkmal des eigenen Geschlechtes gibt es nicht; gelingt es, sie zu überwinden, so ist die Zuneigung zum andern Geschlecht, die erlaubte, offenbart. Der Anormale sucht die Zeichen der Männlichkeit; der Normale flieht sie oder besiegt sie auf der sicheren Spur femininer Anziehung. Der Sieg wird erleichtert durch die Hemmung des Verbots, die gleichfalls erogen wirkt. Der Künstler, der das Gebiet der Weiblichkeit schneller abgehaut hat, als der Philister, hat vermöge der Gnadengabe einer regenerierenden Phantasie die Kraft, seinen Bedarf am Weib auch beim Mann zu decken. Der volle Mann, dem die Möglichkeiten der doppelgeschlechtlichen Naturanlage nie versperrt sind und der die Lust am Weibe nicht nur beweist, sondern vermehrt, wenn er die Lust am Manne versucht, steht dem pathologischen Homosexuellen ungleich ferner als dieser dem Weib. Wie der Magnet die Eisenfeilspäne im Holzstaub, so zieht er das Weibliche im Mann an sich.“

Zwischen Kraus und Sigi Bergmann (fd) spielte eine Fehde, die u. a. folgenden wirklich „Offenen Brief“ B.'s an K. (DW, 00?) zeitigte: „Die übliche Titulatur „Herrn“ erlassen Sie mir gefälligst, ich bin nicht gewohnt, zu — Schulkindern „Herr“ zu sagen, auch

wenn sie die Zunge herausstrecken . . . Gelacht habe ich auch über Ihren „Angriff“. Ist das alles, was Sie, ein so geübter Rotwerfer, mir nachschmeißen können? Ich habe Sie immer für einen kleinen Meister der Sauchenspritze gehalten; so ungeschickt wie Sie, hantiert kaum ein Gassenjunge des 19. Bezirks. Daß ich kein Idealist bin, eine materiell angelegte Natur! Das halten Sie doch wohl für ehrenhaft und gesund, nicht? Wie müßten Sie sich sonst schämen, das große Haus I., Maximilianstraße 13 zu betreten, an welchem in großer Aufschrift der Name Jakob Kraus prangt. Das war Ihr Vater. Der machte in Franzenthal a. d. Moldau Papier und hinterließ Ihnen so viel Geld, daß Sie bequem die Leute besudeln und dann nach Ischl fahren können, um die Bäche mauscheln zu hören. Ihre Brüder im Geschäfte mehren mittlerweile Ihr Vermögen und verheimlichen sorgfältig, wohin Sie gefahren sind. Das sind auch materiell angelegte Naturen; sie liefern das Papier und Sie „machen es voll“. Und wie wichtig Sie sind! „Was Bergmann denkt, ist Geld, und wonach er trachtet, Prozente.“

K. ist ein Literat, der alle Andersdenkenden „Kognasen“ nennt. Er verhöhnte im „Traumstück“, das ausgerechnet 2 Tage vor dem Volkstrauertag vom 4/3 1928 (WB 9/6, 13/6) von der „Jungen Bühne“ in München aufgeführt wurde, das deutsche Fronterlebnis. Ein Gefangener wird darin auf einer Bahre auf die Bühne geschleppt; über ihn wickelt ein Kriegsschieber: „Es wellen die Herzen und Hirne und Hoden im Heldenkampf und in Hurenlokalen.“ K. ließ in einem Beleidigungsprozeß gegen den Schriftsteller des WB, Herrn Hauptmann Wilhelm Weiß, der ihn einen „Wiener Judenliteraten“ usw. genannt hatte, erklären — denn er selber war nicht zugegen —: sein „Traumstück“ sei gerade im Interesse der deutschen Frontsoldaten geschrieben! Das Gericht sagte zwar: „Viele Teile des Stückes können Leute, die eine andere Weltanschauung haben, zweifellos aufs stärkste empören“, legte aber dem Angeklagten doch 100 M. Strafe für den beleidigten

Kraus auf. In einem unparteiischen Gutachten stand: „So läßt das Stück nur Dunkles, Gemeines und Seelenloses und Scheußliches zur Erscheinung kommen und negiert die Möglichkeit jeder höheren Idee im Kriege. Insofern enthüllt es an sich schon eine beleidigende Herausforderung aller Frontsoldaten. Sein Jynismus ist nicht mehr durch künstlerische und dichterische Absichten zu rechtfertigen.“

Kr. kann als Jude das Heldische eben nur hassen. Während des Krieges schrieb er, daß „der Endsieg Dtschlns eine weit entseßlichere Kulturpest und eine weit ärgere Bestialisierung des Friedens zur Folge hätte“ und später: „Sicherlich ist das bloße Dasein eines Hakenkreuzlers oder eines Monarchisten eine Provokation.“ Solche Deutschland schändenden Juden durften 1928 im selben Deutschland von einem Deutschen nicht ungestraft Verbrecher genannt werden.

Karl, der im Äußeren Siegfried Jacobsohn in Berlin ähnelt und körperlich etwas verstümmelt auf die Welt gekommen sein muß, stieß öfter, auch bei seinen eigenen Juden an. Als Békeffy's „Stunde“ 20/3 25 ein fürchterliches Jugendbildnis von ihm veröffentlichte: „Karl Kraus feiert am 18. April seinen 51. Geburtstag. Das Bild zeigt den Jubilanten in seinem 11. Lebensjahr mit seiner Schwester, mit der er bekanntlich jetzt einen Erbschaftsstreit führt“, raste der in seiner Eitelkeit schwer Gebränkte vielfach auf Békeffy los, der seinerseits auch nichts schuldig bleiben wollte und dabei dem Gegner statt an die Gurgel ans Portemonnaie griff, wo die Juden bekanntlich am empfindlichsten sind.

So schrieb Békeffy:

„Dieser Bekämpfer der kapitalistischen Gesellschaft begehrt von seinen Brüdern die Valorisierung einer Rente, die aus der Erbschaft von dem Sträfling ausbeuter Jakob Kraus aus Gitschin stammt. Dort hatte nämlich der alte Kraus eine Papiersäckefabrik, d. h. Sträflinge der österreichischen Zuchthäuser klebten dort zu Schundlöhnen Papiersäcke für ihn. — Die ganze Unabhängigkeit Karl Kraus', jener Zustand,

der es ihm erst ermöglichte, nicht in die „Neue Freie Presse“ einzutreten, sondern sich eine eigene Zeitung zu gründen und in dieser die „Neue Fr. Presse“ zu bekämpfen, kommt davon, daß der alte Kraus die Glendsten der bürgerlichen Gesellschaft, die Ausgestoßenen, die Sträflinge nach allen Regeln der Kunst ausbeutete und zu bewuchern verstand. Daß Karl dieses blutige und stinkende Geld nicht nur annahm, sondern auch seine Valorisierung will, gäbe für die Beurteilung des Gesamtcharakters immerhin gewisse Stützpunkte. Man kann anscheinend ein großer Ethiker sein und mit dem Geld eines Sträflingausbeuters für Besserung der Sitten kämpfen.“

Stefan ▼Großmann suchte sogar die „Bösartigkeit und Gemeingefährlichkeit dieses Gnoms, der mit der Galle seiner verbitterten Seele alles begeistert, aus seiner Körperlichkeit“ zu erklären und schilderte in der „Sonn- und Montagszeitung“ 26/2 1924 „Der Papierzwerge“ Kraus'ens ganzes In- und Außere mehr psychoanalytisch: „Ich sehe den kleinen Kraus immer hinter einem großen Stoß Zeitungen. So hochte er vor zwanzig Jahren Nacht für Nacht im Kaffeehaus, ein Zwerg bei einem Zeitungsberg. Sein Rücken beugte sich über den Zeitungshaufen, den er sich zusammengehamstert hatte. Der ganze Kraus ist mir aus diesem Bilde erklärlich. Vor allem braucht man zur Krausanalyse die Psychologie des Zwerges. Der Zwerg rächt sich an der Welt, aus der er hervorragen möchte. Gerade der Allzukleine hat die Sucht, herauszuzagen und wenn die Welt ihn übersieht, nimmt er an ihr Rache. Die Minderwertigkeit des Zwerges erzeugt in ihm ein tolles Superioritätsgefühl. Daher die pathologische Eitelkeit fast aller Zwerge. Ich brauche von diesen klinischen Symptomen bei Kraus nicht zu sprechen. Wer einmal ein rotes Heft in der Hand gehabt hat, kennt diese groteske, ausschweifende Eitelkeit. Vor 25 Jahren — ich mache Kraus die Freude, mich an ein Gespräch mit ihm zu erinnern — als der erste Aufsatz von Kraus in der Münchner „Gesellschaft“ erschien, fragte er mich im alten Café

Griensteidl: „Was gäben Sie drum, wenn Sie so berühmt wären?“ Diese naive Entblößung einer pathologischen Eitelkeit war der erste starke Eindruck, den ich von Kraus empfangen habe.

Das Umschlagen von kritikloser Schwärmerei in giftigste Analyse ist ihm öfter passiert. Ich will, obwohl wir von alten Zeiten plaudern, nicht von seiner frühesten Begeisterung für Otto Ernst sprechen. Am lautesten kippte er bei Maximilian Harden um, den der jüngere Kraus bewundert und imitiert hat, um die Imitation allmählich in (immer noch) nachahmende Satyre zu verwandeln. Er schwärmt Hauptmann an, wird nicht genug beachtet, wird gelb vor Giftigkeit und will dann mit einem Male Hauptmann nach dem „Hannele“ das weitere Dichten untersagen. Kein Lebendiger, größeren Formats, dem der Zwerg nicht aus mehr oder minder verschmähter Liebe, Beschimpfungen nachschmiss. Hauptmann, Hofmannsthal, Schnitzler, Werfel, Ehrenstein, Reinhardt, Rainz, jeder ist kleinwinzig vor Karl Kraus. Das gehört ja auch zum Gesetz der Gattung. Der Zwerg will nur Zwerge sehen!...

Der Zwerg verschwindet hinter dem Zeitungsberg. Der Haß des Kraus gegen die Zeitung ist die Auflehnung gegen sein eigentliches Element. Er lebt in der Zeitung, mit der Zeitung, durch die Zeitung, von der Zeitung. Er ist nicht denkbar ohne die Zeitung. Er nährt sich von der Zeitung, empfängt das Dasein durch die Zeitung, er ist einsam mit der Zeitung. Er erlebt gar nichts mehr direkt, er erlebt nur mehr auf dem Umwege der Zeitung. Er hat nicht (oder nicht mehr) die Fähigkeit, ein Buch zu lesen, sein Gebiß ist nur mehr auf Zeitungsbrei eingerichtet. Er hat nie einer politischen Partei direkt ins Auge gesehen, er kennt sie nur aus der Zeitung. Er hat den Krieg erlebt aus den Zeitungen. (Der kleinste feigste Kriegsberichterstatter hat einmal wenigstens das unmittelbare Erlebnis des Zitterns, seiner Angst, gehabt.) Er erlebt nicht einmal mehr das Theater, nur die Theaterkritik. Ich glaube, sein Liebesleben beschränkt sich auf die Lektüre von Heiratsannoncen.“

Béla ▼Bolt, auch ein Freund Bélessy, schrieb am 2/9 1926 im Magyar Hirlap über Karl Kraus' Vorlesungen: „Gen Himmel gerichtete, tragischbreite alttestamentarische Geste. Die Stimme ist kreischend, fast eine Kapaunerstimme, aber irgendwie doch nicht komisch. Das Embonpoint des niedrigen, zur Dickleibigkeit neigenden Kumpfes verliert sich in dem altmodischen Redingot, hinter der Brille ein scharfer, aber ein wenig blinzelter, sich selbst genießender, manchmal weibisch hassender Blick. Das Haar gekräuselt, die Frisur der Achtzigerjahre, wie überhaupt an der ganzen Figur wahrzunehmen ist, daß er archaisch, literaturhistorisch, oder patrizierisch wirken will. Sein Lieblingsklassiker ist Mestroy, ihn predigt er, deklamiert er, oktroiert und singt er — ja er singt ihn — denn häufig führt er allein ein ganzes Stück von Mestroy auf und singt mit näselnder Stimme die Lieder — seine Maske ist tatsächlich, wie wenn er einen Zeitgenossen Mestroys heraufbeschwören wollte.

Es ist Karl Kraus, der berühmte Fackel-Kraus, die gefürchtete Geißel des Spießbürgertums, der Schlamperei und der Korruption, des Kaisertums, des Wiens Luegers...“ Interessant, wie Juden, ihrem jüdischen Gegner gern das Jüdische anhängen!

Vor dem Kriege war Kraus in einen blutigen Kampf mit dem Berliner Alfred ▼Kerr geraten; „die Dialektik dieses Zwistes“, sagt ▼Bélessy, „ist vielleicht die rohste, die die deutsche Sprache verträgt. Hier aber trifft er auf seinen Meister. Kerr ringt ihn mit seinen umfassenden Gesichtspunkten, mit seinen feineren und eleganteren Mitteln nieder. Der Kampf endet moralisch mit einem Remis, allein es stellt sich heraus, daß Kerr der härtere Geselle ist und mit treffenderen deutschen Worten operiert. Kraus gesteht diese Niederlage nicht ein, denn sonst müßte er auch eingestehen, daß nicht er der größte deutsche Stilist seit Goethe ist. Und Kraus geht gerade hierbon aus. Neben der fortwährenden Betonung seiner Ehrlichkeit, Tapferkeit und ethischen Unerblichkeit schöpft er den Rechtstitel für ein

erzeptionelles und überlegenes Verhalten daraus, daß er die neue deutsche Journalistengeneration deutsch schreiben gelehrt hat.“

Wie Kerr „kämpfte“, zeigt sein Bericht im „Panoptikum“, 1928, S. 131: [Kraus'] Grundcharakter: Talmi plus Talmud. Sein St... Sti... Stil besteht aus zwei getrennten Nachahmungen: er verdünnt seinen Landsmann ▼Spizer und äfft ▼Harden; Herr Kraus leidet an doppelter Epigonorrhöe [Epigontum!]....

Deine Sektion ergibt zwei Kleinhirne. Was du kannst schale Haut, ist, einen Reporter lustig beschämen; den Schnatterstil des Herrn Harden glänzend nachtäuschen (später auch bewußt, mit einer Kennerschaft, die ulkig aber peinlich ist); du kannst für freie Geschlechtsübungen Banalheiten äußern — und bist ein dummes Luder, das nie mit sich allein war. Oft ein amüsanter Spaßbold: — aber ein entsetzlich dummes Luder. Nun lauf' und präge dir ein leichtes Capriccio-Lied hinter die oft strapazierten Ohren:

Krägerich; in Blättern lebend  
Mistend, mistend, „ausschlag“-gebend.  
Armer Mächtegern! Er schreit:  
„Bin ich ä Berseenlichkeit!...“

Wie der Sabber stinkt und stiebt,  
Wie sich's Kruppzeug Mühe gibt!  
Reißen Damen aus und Herrn,  
Glozt der arme Mächtegern.

Vor dem Duft reißt mancher aus,  
Lachtel-Kraus, Lachtel-Kraus.  
Armes Kruppzeug — glozt und schreit:  
„Bin ich ä Berseenlichkeit!...“

Im „Pan“ 1911. —

Als 1928 (WB 27/11) in Österreich der Preis für den besten Chiriker auf Richard Billinger gefallen war, schrieb die „Frankfurter Zeitung“: „Wissen die Herren in Wien nicht, daß dort ein Karl Kraus lebt?“

Preise kommen eo ipso Juden zu und sollen Nichtjuden nicht die Möglichkeit geben, noch etwas weiter leben und schaffen zu können.

Kraus, Leopold Gottlieb, 36, 1824—01, Arzt in Leipzig und Wien. B: Behandlung der Syphilis; Wolff. Therapeut. Taschenbuch. Dr: Bernard, Arzt, einer der 1. Ma. der „Wiener Allg. Mediz. Zeitung“.

**Kraus, Rudolf**, Ud., Wien 1914.

**Kraus, Wilhelm**, Maler, 19.—20. Jh., \* Neutra, Ung. Budapest; Königsruher-Preis. Ko.

?**Krause**, Georg Albert Julius, Konservator, B.-Pankow, Parkstr. 19. Deg. 7. \*1858 Glogau. E: Bürger- und Bäckermeister Emanuel Kr. // ▼? Jda Munt. In der Sterbeurkunde (18/5 1888) der Jda Munt oder Munt steht unter „Vor- und Zuname, Stand des Vaters, Vor- und Geburtsname der Mutter“: unbekannt. Munt ist ein sehr bekannter Judentame. WM.

**Krause**, Hermann, \*1848 Schneidemühl; Dr. med., Prof. Seit 85 Ud für Hals und Nase in Berlin, behandelte er als Maden z i e s Helfer 1888 den Kaiser Friedrich, ließ sich aber, bevor er nach S. Remo fuhr, noch taufen — ein frommer Akt, über den das BZ damals unpassend witzelte. K. erhielt den Professortitel. Über ihn, der 71 in Heidelberg wandale war, schreibt Kontneipant Frib ▼Friedmann (1, 38): „Ein kühnblinder, stark jüdisch aussehender Bursch mit tabellosen Mäuren, der sich, wie ich später erfuhr, zahllosen ökonomischen Beschränkungen unterwarf, um die Mittel zu erübrigen, Korpsstudent zu sein. Man sagte mir, er sei der Sohn eines kleinen Seifenhändlers in der Provinz. Der berühmte Operateur Kaiser Friedrichs III., Prof. Krause, soll aus jenen Tagen nur die kühle Härte behalten haben.“

**Krause**, Karl, f. Jacques Fribsh.

**Krause**, Otto, Rechnungsrevident, Pomáz. — \*1870 Budapest. — B: Rabbi Jesua, Dr., 2. U., 95; Hohelied des Weibes, G. 09; Bruder Jesus, Dr. Kll. 34.

**Krause**, Wilhelm v., Chef der Bank F. W. Krause & Co., Berlin. O ▼Eva Natalie Braemer. 1/2 ▼K: 1. Eva, \*1863; 82 O △ Major im Generalstab Hans Bogislaw Graf v. Hade (fd); 2. . . . ., Dr. WM Frz., früher in Kreuznach, dann Hildebrandtstr. 20, Berlin; O ▼E. der Hermine Strauß, geb. Massenbach. 1918. WM.

**Kraushar**, Alexander, JG, Gouvernements- anwalt, Warschau, \*1843. Vom Fürsten von Schaumburg-Lippe wurde er für seine Schrift „Sprawa Zygunmta Unruga“ mit Orden ausgezeichnet. Er dichtete auch, ebenso seine Frau Jadwiga Krausharowa, \*1858; B: Jedua Noc; Monte Pincio; A. de Mussiet, Biographie.

**Kraustopf**, Josef, Rabbi, Philadelphia. \*1858 Dstrowo; 72 nach Amerika. Er begann als Kommis im Tee-laden, studierte, und wurde eine Spitze der Judenheit, gründete eine „National Farm School“ für Rassengenossen nach einem Muster, das er bei Odessa gesehen, und präsiidierte 03 der Zentral-Rabbinenkonferenz. — B: Jews and Moors in Spain; Evolution of Judaism; A Rabbi's Impression of the Oberammergau Play. Als 1901 (Rhein. Volksstimmen 3/12) John Hay (fd) sich vergeblich um die rumänischen Juden bei den europäischen Mächten bemüht hatte, beschwerte sich K. in Philadelphia in einer Predigt „Sekretär Hay und die rumänischen Juden“, daß auf die Note 3 Monate lang nichts gesehen sei: „Das kommt daher, weil die Note selbst weder von sittlichen Grundsätzen, noch von staatsmännischen Gedanken erfüllt ist.“ Der zweite Teil sei „von heuchlerischer Selbstsucht diktiert“ und verwische den guten Eindruck der ersten Sätze. Hay hätte seinen Namen „mit unbergänglichen Lettern in die Ehrentafeln der Weltgeschichte eingegraben“ können. „Aber dann hätte er wirklich moralische Zwecke verfolgen und den rumänischen Juden zurufen müssen: Kommet her, die ihr gedrückt und bedrängt werdet, kommet alle hierher in die Vereinigten Staaten.“ Es wäre unerlässlich gewesen, daß die Vereinigten Staaten „gegen Rumänien, wenn es die an es gerichtete Aufforderung unbeachtet ließ, Zwangsmaßregeln in Anwendung“ hätten bringen müssen. „Um die geknechteten Völker des Orients aus den Händen ihrer Peiniger zu erlösen, mußten oftmals Kriege geführt werden. . . . Wie darf sich da Nordamerika noch länger sträuben, um auch einmal für das seit Jahrtausenden verfolgte und geknechtete Volk der Juden das Schwert zu führen!“ Solch Kreuzzug wäre „die größte Tat des neuen Jahrhunderts. . . . Wenn aber Se-

ekretär Hay glaubt, mit einer nichts kostenden papiernen Drohnnote um diese heiligen Verpflichtungen herumzukommen, so gibt er nicht nur sich, sondern die ganze nordamerikanische Nation dem allgemeinen Gespöht preis.“

**Krauß**, Alessandro, Baron, geb. Krachbein, 1821—05. Musikprofessor in Florenz, aus Frankfurt. G. B.

**Krauß**, Alfred, #, RA, Baurat; O # Alshemer aus Berlin. Kassel 1914.

**Krauß**, Franz Frh. v., \*1865 Wien, Baurat. 93 O ▼. G. U.

**Krauß**, Friedrich Salomon, Dr. (Suljo ferhatlija), Gerichtsdozent für slowenische und bulgar. Sprache, Sekretär der „Israelit. Allianz in Wien“ und Slavonten, \*1859 Pozeza, Slav. — „Von jüdischen Eltern geboren“, Hinrichsen. E: Rfm. Wilh. W. R. // Eva Herzog. Vorfahr: Hebr. Dichter Meir v. Rothenburg v. d. E.

K. bereifte 85 für Kronprinz Rudolf mit Unterstützung der Wiener Anthropologischen Ges. 14 Monate lang den Balkan und ist der „Mitbegründer wissenschaftlicher Volksforschung auf ethnologischer Grundlage“. B: Billige Bräute, Sp.; Geschlechtsleben der Südslawen; Zigeunerhumor, 250 Schnurren, Schwänke, Märchen; Geschlechtsleben in Glauben, Sitte; Böhmisches Korallen aus der Götterwelt; Folkloristische Bräusenberichte vom Götter- und Mythemarte. Wien 93; Künstlerblut, 4aktiges Drama. — S: Monatschrift für Volkskunde „Am Urquell“; „Anthropophyteia“, Jahrbücher zur Entwicklungs-geschichte der geschlechtlichen Moral. — Er gehört zur Dischen Fortschrittspartei und ist Mgl. der Akad. für Anthropol. zu New York.

Geißler urteilt über K.'s Werte: „Anmut des „Frauenleibs“, Geschlechtsleben in Glaube, Sitte, Brauch der Japaner, Südslawen uff. Davon handeln seine Bücher Aber nicht im Interesse der Kulturgeschichte, sondern aus einer verfehlten Spekulation auf niedere Instinkte der Leser.“

Natürlich schühte S. Jacobsohn in der Schaubü 1913 den sexualisierenden Rassengenossen: „Dem F. S. Krauß haben sie wieder einmal die „Anthropophyteia“ beschlagnahm. Was ein Oberstaatsanwalt werden will, krümmt sich beizeiten. Aber der Prof. △ Roethe sollte die Finger davon lassen und sich denn doch nicht zu einem „Gutachten“ hergeben. Wenn es sich nicht um eine offenkundige Schweinerei handelt, sollte sich jeder anständige Mensch zu schade sein, diesem preußischen System Vorschub zu leisten. Roethe dagegen geht hin und erklärt die „Anthropophyteia“ für „Schmutz“. Daß bei dem Reinen, dem alles rein ist, keine Damen Kollegs hören dürfen, ist schön, weil sie von dieser Schmutzriechei angesteckt und verdorben werden könnten. Aber schon schreibt die Tägliche Rundschau von einer „Beschlagnahme von Schmutzschriften“ — und K. ist dem übelsten Budapestier Pornographen gleichgestellt. Laßt endlich die Finger von der Folklore, die mit der am Tore nichts zu tun hat.“

**Krauß**, Samuel, UB, Rabbinseminar, Wien, erhielt das Kommandeurkreuz des griechischen Phönixordens; Weltkampf, Januar 1930.

**Krauß**, Simon v., Bankhauschef, Präses der „Nova“, Direktionsmitglied vieler Industrie-Unternehmungen, Vörsenmann par excellence, Budapest, Palatingasse. — „Simi ist ein Tausendsassa. . . Seine Begeisterung für die Kunst ist eine echte, wahre. Da streift er alles Profaische und Materielle seines Berufes ab, ist nur Zuhörer, Bewunderer, Mäzen — in der Kunst geht der erste Privatbankier des Landes völlig auf. Er begann 1900 bei den Baronen Siegmund und Viktor ▼Schosberger. . . . Simi ist heute im wirtschaftlichen Leben Ungarns ein Begriff und hierzulande bekannt wie in Wien und Paris, eine überragende Persönlichkeit, ein ausgezeichnete Redner, ein glänzender Causur, ein geistreicher Gesellschafter. Er blieb der bescheidene Mensch, aber stolz darauf, daß er der Sohn eines armen jüdischen Kohlenhändlers ist; stolz auf seinen deutsch-jüdischen Namen. Die glaubenstreue Judentum hält auf Simi große Stücke. Seine Summen für wohl-

tätige Zwecke — wohlgerneht: ohne Unterschied der Konfession — sollen eine phantastische Höhe erreichen. Er besitzt die seltene Gabe, von seinen Verhandlungspartnern alles herauszubekommen, was die — nicht sagen wollen ... — Freund von Baron Georg ▼Ullmann.“ Zu Morgenstern, Wiener J. 3/3 1929, Nr. 12, 672.

**Krauß, Samuel**, Ue, Dr., Prof.: isr. theol. Lehranstalt, Wien. \*1866 Uff, Ung. B: Jüd. Religionslehre (ung.); Talmudische Lebensregeln und Sittenlehre; Lehnwörter im Talmud; David ▼Kaufmann; Antonius und Rabbi.

Ein Dr. Krauß erklärte in der Berliner Zeitschrift „Jeschurun“: „Unter den bekannten Religionen dieser Erde ist die jüdische allein diejenige, welche die höchste und sittlichste religiöse Idee rückhaltlos zum Ausdruck und zur Geltung bringt. Von ihrer vollkommenen Höhe aus, die von keiner anderen Religion noch erreicht wurde, blickt sie mit Heringschätzung auf die niedrigeren religiösen Entwicklungsformen hinab. Sie ist isoliert wie der Adler, der auf steilsten Berggipfeln horstet.“ WM.

**Krauß, Wilhelm**, \* Ungarn; Inhaber des Verlags „Bundbrud“, Lindenstr. 3, Berlin (Geldgeber: Viktor Schweinburg). B: Zeitschrift „Nimm mich mit für 5 Pf.“ (vulgo „Blutige Hade“). K. war früher Schauspieler.

**Krauß v. Megyer**, 1882 in Ungarn nobilitiert. SG.

**Kraut**, Abstinenz, Ma. von Poperts (fd) Vortrupp, Hamburg 1913. Für seine, von ihm selber bestrittene, j. Abkunft soll laut Auskunft eines unserer Freunde, der ihn seit langem kennt, er selber am kräftigsten sprechen: „Klein, dunkel, gelbe Gesichtsfarbe; Wollkopf; als Schriftsteller ein Nachläufer, ohne eigene Gedanken, entstellt er oft noch das, was andere gut formuliert haben.“ Auch in Hamburg wird versichert, daß Kraut, wie Popert, Rassenmischling sei: „solche aber können niemals zuverlässige Führer deutsch-völkischer Bewegungen sein.“

**Kräuterkrast**, Jsaal, Philologe, \*1867 Warschau, Prof. der dtischen Sprache und Literatur am „Collegio nazionale“, Delegierter auf Weltfriedenskongressen, Torino, Via Saluzzo 15. — Fried 366.

**Kravattenmacher**, in der Gaunersprache: 1. „Halsabschneider“, Wucherer; 2. Hecker; weil beide den Hals zuschnüren.

K. ist ein Berliner Ausdruck für Leute, die die Schulden ihres Schuldners solange steigern, bis sie die um den Hals gelegte Schlinge zuziehen können.

Arminius 1892, S. 69: „Und nun, du armer Ausgefogener, du um Hab und Gut Gebrachter, sei hübsch und sein stille, störe deinen Peiniger ja nicht oder beleidige ihn nicht, wenn er dir in aller Gemüthlichkeit das Fell über die Ohren zieht! Viele Zeitungen und Schrifttücke werden dir schwarz auf weiß beweisen, daß jener Mann zu dem ausgewählten Volke Gottes gehört, — und zwar aus der Bibel, an deren Untrüglichkeit und deren göttlichen Ursprung du ja selber glaubst.“

Antisemitismus, Berechtigung und Notwendigkeit, 1899, S. 11: „Ungeheuere Ausdehnung hat der jüdische Wucher, die Kravattenfabrikation, angenommen, trotz des Wuchergesetzes, das die internationalen Gauner nur vorsichtiger gemacht hat, das Opfer aber vor der jüdischen Schächtung nicht schützt. Viele Quadratmeilen Landes mit herrlichen Gehöften sind in Fesseln, Thüringen, Posen, Schlesien usw. ausgewuchert, und die früheren Besitzer arbeiten als Bohnenklaven im Dienste der ehemaligen Fellschneider, unrettbar dem sittlichen und intellektuellen Ruin und damit der Schadenfrohen, verjubelten Sozialdemokratie verfallen, oder wandern aus. Doch halt! Der Reichstag gedenkt ja der Negerklaven in Afrika und will dem schmachtvollen Handel mit „schwarzem Ebenholz“ ein Ende machen. Gene Neger haben es aber in der Sklaverei besser, als unsere armen Näherinnen, die aus Sorge um Kleidung und Nahrung oft einem unennbaren, entsetzlichen Vorse verfallen; sie haben es besser als unsere Arbeiter und niederen Beamten, die kaum wissen, wie sie von einem Tage zum anderen kommen sollen, dank der jüdischen Großgauner-gesellschaft, die Millionen um Millionen aufhäuft, nicht um ihre riesigen Kapitalien in den Dienst der schaf-

fenden Menschheit zu stellen, sondern um, unter Ausbeutung der Geldverlegenheiten der Staaten, sich und ihren Rassenbrüdern allmächtigen Einfluß zu verschaffen und damit die Herrschaft über die besser gearbeiteten Völker anzutreten.“

Man mag ruhig sagen, daß die Mehrzahl der von Juden gemachten Millionen und Milliarden ihren Ursprung nichts anderm als einer gut gedrehten Kravatte verdanken.

**Krawattenmacher** s. Kravattenmacher.

**Kräwel**△, v., preuß. Adel 1826 (vgl. Grigner). 1. Generalmajor; O ▼Stenzler, \*1864 Berlin, L. von Konsul Johann St., gebor. Israel. 2. Oberst, O ▼Gertrud Fränkel, deren Bruder sich in „Ferno“ umtaufte. K: 3 Mädchen.

**Krahn**, Hugo, Graphiker, Schüler Drliks, Berlin. DWe 1913, 5.

**Krebs**, Gotthold, österr. Oberst, 1848 Ungar.-Ostria, Mähren; #96, Graz. F.

△**Krebs**, Gustav, Provinztheaterdirektor, Tschöe, stellt bei niedrigsten Gagen die höchsten Ansprüche. 1914.

△**Krebs**, Siegfried, war wegen seines Romans „August Daniel von Binzer oder das Ende der Romantik“, S. ▼Fischer, Berlin 1912, im SA I als Jude aufgeführt, denn in dem Roman läßt K. unter allerlei peinlichen Erlebnissen Binzer, den Dichter des „Wir hatten gebauet ein stattliches Haus“, zum Dieb und seine geistvolle Gattin Emilie zur Falschmünzerin herabsinken und selbstmörderisch enden. Als das Empörung hervorrief, bezeichnete K. sein Buch „lediglich als Roman und durchaus unhistorisch“. — Krebs ist ein häufiger Judennamen; und „da das Buch außerdem bei S. Fischer erschien, ist die Vermutung, daß wir es hier mit einem j. Werke zu tun haben, nicht von der Hand zu weisen“, sagt auch Bartels, Schrifttum, Jan. 1913. — In Wirklichkeit lag der Fall so:

Siegfried K., Sohn eines SA. in Wendsburg, Kreis Flotow, entstammt nach dem genealogischen bürgerlichen Handbuch „Bergischer Familien“, Verlag Starke, Götting, einer rein arischen Familie aus dem Wuppertal, die bis in den Anfang des 17. Jh.'s zurückgeht. Wegen hochgradiger Nervosität wenige Jahre vor dem Weltkrieg aus der Militärpflicht entlassen, trat K. bei Kriegserklärung sofort in das Heer und ist, von Borgesehten und Kameraden geschächt, in Rußland gefallen. Auch seine 3 Brüder waren im Kriege. Der älteste, der seines Vaters Praxis als Arzt übernahm, kehrte mit dem SA. I und anderen Orden heim; die beiden jüngeren sind zu Krüppeln geworden. Das sind keine jüdischen Lebensläufe. 4 Helden, Söhne einer Mutter!

„Siegfried“, schreibt man uns weiter, „war trotz seiner verfehlten dichterischen Versuche ein edler Charakter, dem auch alles Vordrängen zuwider war. Während des Studiums in München in Kreise geraten, die sich für Künstler und Dichter hielten, und gegenseitig beweihräucherten (u. a. Waldemar Bonsels, Brandenburg ufm.), kam der in strengerer, vielleicht etwas einseitiger Zucht aufgewachsene, leicht beeinflussbare Jüngling aus dem Geleise und zu literarischen Sachen, die besser unterblieben wären und mehr vom jüdischen Zeitgeist als von ihm selber enthielten. Er hat sich bald von diesen Banden freigemacht, ist dann die Pfade eines heldenhaften Germanen bis in den frühen Tod geschritten.“ Heil ihm! Wir wollen wohl sein Buch, aber nicht ihn vergessen.

**Kredit**. △Thomas von Aquino wollte christlichen, keinen jüdischen Kredit, d. h. Hilfe für den Bruder, keine Ausbeutung, um die, welche wenig haben, zu unterdrücken und zu berauben, und denen, die mehr wollen, dies noch ohne Mühe zu verschaffen. Schon vorher hatte Kirchenvater △Chrysostomus das „faule gierige“ Geld (fd) angegriffen, das ohne Arbeit Gewinn bezweckt: „Wie unverständlich, säen zu wollen ohne Erde, Regen und Pflug? Alle, die in so verwerflicher Weise adern, werden Unkraut ernten, wert ins ewige Feuer geworfen zu werden. Hinweg deshalb mit diesen Mißgeburten des Goldes und Silbers, Vernichtung jener scheußlichen Fruchtbarkeit!“ Auch △Franz von Assisi, den Liebe

zu den Armen trieb, ärmer als die Ärmsten zu sein, fand mit sicherm Triebe die Lösung sozialen Elends.

Durch die Juden ist das Geld, das im Christentum erst nur einen untergeordneten Wert hatte, der allmächtige Faktor geworden. Das Kapital in einer kleinen Zahl von Händen, regiert nach seinem Gefallen. Die Menschen sind von Gott abgewendet und dem Mammon, d. h. dem Teufel, verschrieben.

**Kreditanstalt, Wiener** — eine der fürchterlichsten Spekulationsbanken. „In Paris hatten die Brüder *Peireire*, ehemalige und dann belehrte Sozialisten, den *Crédit mobilier* gegründet. Das Institut sollte die Massen des kleinen Kapitals zusammenfassen, gegen die heute finance ins Feld führen, Frankreich von ihr unabhängig machen. Man folgte in Wien diesem Beispiele, schuf die „*K. k. priv. Kreditanstalt für Handel und Gewerbe*“. Die Regierung forderte selbst den hohen Adel auf, sich zu beteiligen, ihr erster Präsident war das Haupt der Schwarzenbergs, Fürst Adolf Schwarzenberg. ... Die „*Großen*“ folgten nie blind der Hausse bis zu Ende, sie setzten für das Papier der Wiener Kreditbank in den 1850er Jahren einen Kurs fest, bei dem sie ihren Besitz zu verkaufen begannen. Das darf nämlich nicht plötzlich geschehen, das Papier würde ja sonst sofort zurückgehen und den Verkauf unmöglich machen; der Kurs muß steigend bleiben und je mehr er steigt, desto willkommener die Gelegenheit, zu immer höheren Kursen und über den Besitz hinaus zu verkaufen. Haben die großen Spekulanten dies zu ihrer Genüge getan, so haben sie kein Interesse mehr die Hausse zu unterhalten, der Kurs wird schwankend, geht nach rückwärts; von der Menge, die sich hat verleiten lassen, der Spekulation der Großen ihre Ware abzunehmen, wollen jetzt wieder alle zu ein und derselben Läre hinaus, und in dem Gedränge fällt das Papier bis auf den Boden. Eine Gruppe von jungen Leuten war während dieser Epoche anscheinend zu Millionenvermögen gekommen. „*Wie schade!*“, sagte noch mitten im Taumel der sarkastische *J. K.*, einer der Großen der Börse, „daß diese jungen Leute gar solche Verschwender sind; was sie da ausgegeben haben werden, können wir nicht mehr von ihnen kriegen“. Das wichtige Wort kennzeichnete das Spiel. Knapp vor dem erträumten Kurs von 400 brach die Spekulation zusammen, der Kurs sank unaufhaltsam bis tief unter den Nominalwert, ungefähr auf 150, wo dann wieder die Großen als Käufer auftraten.“ *S. Mayer*, Wiener Juden, 1917, S. 339/40.

**Kreidl**, Alois, Uß, Wien 1914.

**Krein**, Alex, Musiker, JPB 7/6 1929. WM.

**Kreis**, Michael, Rabbi, Jarmut, Galiz. Lippe 1881.

↓ **Kreis**, Wilhelm, Prof., hervorragender Architekt und Tänzer, Dir: Kunstgewerbeschule Düsseldorf, Mgl. der Kunstakademie — trat 1912 dem Ortskomitee des *Bezalet*, des größten industriellen Unternehmens in Jerusalem und Palästina, zur Verbreitung jüdischen Kunstgewerbes usw. bei. Als Renommiergoi wurde er dann in dem Aufruf zur Ausstellung beim Warenhausler *Tieh* just in die Mitte von 14 Juden geschoben, vor ihm standen: Frau Bachmann, Rabbi Baed und Frau *Al Baer*, Stadtverord. *Cohen*, Frauberger, Dr. med. *Jonas*; und hinter ihm: *SM Mayer*, *Michalowski*, *Schöndorff*, *C. W. Simons*, *DQR Stern*, Frau *Sternfeld*, *Al Wehl*, — so daß *Kreis* nach keiner Seite aus dem Kreise ausweichen konnte. WM.

**Kreißler**, Friz, Musiker, 1865—29 Wien. JPB 7/6 1929. Jew. Chron. 27/9 29. Vr: Hugo, Violinist. WM.

**Kreißler**, Friz, 1929 (JPB 28/6) Ehrendoktor der Rechte (?) der Universität Glasgow. WM, insonderheit wofür?

**Kreißler**, Hugo, Cellist im Konzertverein; Vr. des bekannten *Geigers*; Wien 1914.

**Kreißler**, Karl, Dr., Prof., Brünn. \*1882 Wien. V: Junge Jahre, Geb.; *Rainer Maria Rilke*; *Jnes de Castro* im romanischen und germanischen Drama.

**Kreißler-Leibkind**, Charlotte, Opern-, Konzertsängerin und Gesanglehrerin, Dresden. 1914.

**Kreismann**, Fanny, Bildhauerin, Berlin; DBl 8/6 1899.

**Kremschky**, Johann, Ingenieur, Freund und Mitarbeiter *Theodor Herzls*, Ehrenbürger der *IGSCh* Wien und Inhaber des Bürgerrechtsdiploms von Wien für öffentliche Verdienste. \*1850 Dbeßa; Pionier in der Elektrizität. „Seine Industrieanlagen in Wien und Budapest gehören zu den führenden europäischen Fabriken. Eine große Anzahl hervorragender, weltberühmter Erfindungen brachten ihm Anerkennung und Ruhm. Auch Pionier der jüdischen Renaissancebewegung! Man lese in *Herzls* Tagebüchern die herzlichsten Worte auf *K.* nach! *K.* gründete mit Prof. *Schapira* das *Keren Kachemetz* (jüdischer Nationalfonds); für jedes Land wurde dessen kleinste Münze als Spendeneinheit festgesetzt und als Quittung Nationalfondsmarken (Davidschild im blauen Feld) ausgegeben. Der Großkaufmann und Notable *K.* ging selbst seine bekannten Juden und auch Christen an, und streckte allmähentlich bittend, fordernd seine Hand aus, um Opfergaben für den Volksschatz. So erstand damals überall von Monat zu Monat jenes Heer opferfroher Spender. *K.* führte neue, erdachte Sammelmittel für größere Gaben ein: *Telegrammbillette*, *Büchse*, *Selbstbesteuerung* und das „*Goldene Buch*.“ Das blieb *K.*'s Lieblingswert.“ JPB 22/2 1929 und 14/2 1930.

**Kremer**, auch *Cremer*, Aron; G: Josef und *Chena*; \*1865, Wilna, Korrektor der russischen Druckerei in Genf. Er wurde wegen der Genfer *Erzesse* 1901 als Hauptträdelsführer am 5/4 (StbgrZ 23/4) aus der Schweiz gewiesen.

**Kremer**, Hans, und der „*Russe*“ *Kroug*, 2 Juden, gründeten eine „*Ademische Vereinigung*“ in Marburg. 1913.

**Kremser** [*Kremfir*, Mähr.], *Simon*. 1775 Breslau — 51. Als Kommissar im Heere *Blüchers* wurde er 06 mit der Königl. Kriegskasse betraut, wofür er den *Pour le Mérite* bekam. Nach den Freiheitskriegen kaufte er Grundbesitz vom *General York* und vermählte sich mit der *Baronesse von Adlersthal*. Er verlor 22 sein Vermögen und erhielt nun das Recht, in Berlin *Dm nibusse*, d. h. „*Kremser*“, verlehren zu lassen. 27 ging er ins russische Militär über, wo er es bis zum Major h. c., zu einer Pension und 2 weiteren Orden brachte. — Gehört hierher folgendes?:

In den 1880er Jahren gab es einen jüdischen *Birkus* *Kremser*, der auch mal in *Raffel* gastierte. UC 30/11 1890: „Die Art der Vorstellungen hatte wiederholt das Takt- und Sittlichkeitsgefühl der Zuschauer arg verletzt, was den Herausgeber der „*Hessischen Morgen-Blg.*“, *Gosewisch*, in seinem Blatte zu einer Kritik veranlaßt hatte, die ihm teuer zu stehen kam. Als er das nächste Mal die Vorstellung arglos besuchte, wurde er von dem Löwenbändiger „*Mocomo*“ in den Kassenraum geladen, wo „*Künstler*“ und „*Künstlerinnen*“ bereits seiner harrten, um ihm einen unvorhergesehenen Empfang zu bereiten. Frau *Kremser* überfiel ihn zunächst mit einem Hagel von Schimpfwörtern, wie sie höchstens von einer öffentlichen Dirne zu hören sind, weiblich unterstützt von dem übrigen Personal; der „*Schulleiter Paul*“, eigentlich *Jhig* oder *Laib Levy*, packte ihn von rückwärts und nun ließ man ihm eine Behandlung angedeihen, wie sie wohl in *Wildwest-Amerika*, aber nicht in einem europäischen Kulturlande gegenüber Zeitungsredakteuren üblich ist. Die Staatsanwaltschaft hat sich der Angelegenheit angenommen.“ WM.

**Aren**, Adele, Operettensängerin, Berlin, 19. Jh. Ko.

**Aren**, Jean, \* Galizien; Mit-Dir: *Thalia-Theater*, Berlin. Mitverfasser von über 20 Puffen und Schwänke, u. a.: *Himmelhof*; *Zimmer oben auf*; *Amor von heute*; *Wis früh um fünf*; *Polnische Wirtschaft*. Berlin *SW*, *Hallesches Ufer 6*. — Über „*Die Leute von heute*“, das *Aren* mit dem *Volkanzeiger-K* *Friz Brentano* verfaßte (vgl. *E. Thomas*, 2, 90), schrieb *Theodor Wolff* im *DT*: „Die Aufnahme war nach dem 1. Akt freundlich, nach dem 2. stürmisch, nach dem 3. orkanartig. Publikum, Schauspieler und Autoren schwammen in seliger Wonne. Zübelgewitter entluden sich aus der Mitte des Parterrets.“



Des Direktors Augen glänzten in Tränen edelster Rührung, die Verfasser deuteten bescheiden auf den Komponisten und der Komponist auf die Verfasser. Niemand wollte das Stück geschrieben haben. Eine allgemeine Verbrüderung fand statt, es war ein erhebender unvergeßlicher Moment."

K. war auch mit ▼Schönsfeld Dir: Hamburger Neues Operettentheater. — Die Frage, warum er so schlechte Poffenlibretti schreibe, beantwortete Kren im Lokalanzeiger 1914 (Schaubü 16/4) mit: „Ich brauche 115 Minuten für die Schläger, die Wiederholung der Schläger und die geräuschvollen Finales, so daß für die eigentliche Poffe 90 Minuten bleiben. Für diese Zeit aber kann ich keine vernünftige Exposition und keine psychologische Vertiefung der Figuren herstellen.“ — Und man braucht dann nur noch Tausende von Aufführungen zu je 3 Stunden, um die Nichtjuden mit dem Zeug gehörig vergiftet zu haben.

Krenberger, Salomon, Dr. phil., Leiter: Privaterziehungsanstalt für geistig schwache Kinder. \*1861 Triesch, Mähren. — E: Jakob Hermann K., Geschäftsmann in Piesling, Mähr. // Salz Etscher. — Dorf: Wahrscheinlich der Goldschmied Adam Krenberger, unter Kaiser Rudolf II. O Laura Paschtes, T. d. Kantors und Religionslehrers P., Nikolsburg und Gnam. K: Josef 92; Selina 93. — W: Luiston Jller. S: Vierteljahrschrift „Eos“. — Organisierte in Österreich die zionistische Partei. Jüdisch-national. Wien XIII/8, Kuboffstr. 221. Kü 34, Deg 6.

Krenel, Komponist der 1928 (WB 13/6) auch in Deutschland überall gespielten Jazz-Oper „Sonny spielt auf“, in der die schwarze Rasse triumphiert über die weiße gestellt wird, ist Schwiegersohn des † Gustav Mahler. — In die Öffentlichkeit führte sich K. damit ein, daß er aus dem Wachschen Choral „Jesus, meine Zuversicht“ einen Fogtrott machte!

In Amerika (Nationalsozialist Nr. 2, März 1929) wurde Krenels Sonny glatt abgelehnt, — „in der langweiligen Partitur ein niedergeremtertes Allerlei von reizlosem Jazz und Anleihen bei den Modernisten von gestern, nämlich jener atonalen Klischees, die heute jeder praktische Komponist mit geschlossenen Augen fabrizieren kann. Gruenbergs Regerspirituals, Puccini und Jazz werden zu einem Gemisch verarbeitet, und zwar mit keinem eindrucksvolleren Ergebnis als einer überheblichen Musik, die weder pointiert, charakteristisch noch kurzweilig ist. Oft scheint die Partitur amateurhaft. Kraft und Lebhaftigkeit, die man erwarten durfte, ließ das enttäuschende Werk vermissen.“ Jeder dieser Sätze ist ein Keulenschlag auf den deutschen Musik- und Theatergeschmack, die „führende“ deutsche Presse noch im besonderen. Als München fast als einzige Stadt an der Blamage sich nicht beteiligte und das Werk an ihrer ersten Kunstankalt nicht zur Aufführung brachte, machten sich die „Leipziger Neuesten“ über die Münchener lustig: „Sonny, Sonny über alles, Sonny über deutsche Ehre!“

WB 9/8 1929: „Bei K.'s Niggeroperette „Sonny spielt auf“, im Gärtnertheater München, nahm die Polizei deutsche Volksgenossen, die sich gegen die Krenelsche Mißhandlung ihres Gemüts ermannen, beim Kragen. Die „Störer“ wurden empfindlich bestraft und weitere Aufführungen des Machwerks polizeilich geschächt, das inzwischen über mehr als 70 deutsche Opernbühnen ging. Das Textbuch ist eine einzige Besublung der weißen Rasse von nicht zu überbietender Niedertracht: „Nun ist die Geige mein, ich spiele auf ... Gelobt sei Jehova, der die Menschen schwarz erschuf ...“ — Zu Anita, einer Weißen, sagt der Schwarze, wie es im Textbuch ausdrücklich heißt, tierisch: „Sie sind so schön, ich liebe Sie. Warum wollen Sie nicht ... Nur eine Nacht ... O ich bin stark ... Fragen Sie nur die Mädchen von Paris ... Warum willst du nicht? ... Ich kenne ja euch Weißen: Zuerst wehrt ihr euch und dann seid ihr beglückt!“ (f. Kulturholchemismus.)

Krenn, Leop., Eisenbahnsekretär, Wien. \*1850. — W: Poffen und Operetten: Heißes Blut; Armes Mädel; Schöne von New York; Weichenmädel; Moulin

rouge; Sündiges Wien; Sehnsucht nach dem Hahn (!); Supp mein Mädel. — Kü 34.

Krenn, Rob. Ad. Lu. Gustav, Literat, Adjunkt an der städt. Hauptkasse, Wien. \*1871. E: Konzertpianist Emil K. Er wollte zur Bühne, ließ sich aber vom Watersbruder, Heldentenor Gustav K. in die sichere Beamtenbahn drängen und war nur nebenbei Bühnenschriftsteller. Seine Einakter gingen bis Holland. W: Husarenlied; Im Seebad; FrL Tantalus; Blütenzauber; École d' amour, und Aeroplan, Operetten. DÖU.

Kreppel, Jonas, W: Weltkrieg und Judenfrage, 1915, Wien, Kleinertag für jüdische Flüchtlinge. Er versucht u. a. eine neue Erklärung für die U. J. U. (f. Alexander Meyer) und verwandte Bünde, daß nämlich „fast sämtliche großen Organisationen nur infolge der traurigen Lage der russischen Juden ins Leben gerufen seien und für diese alle ihre Gelder aufbrauchten. Die Juden aller Länder wünschen sehnsüchtig Rußlands Niederlage und den Sieg der Zentralmächte.“ Ein ausführlicher Hinweis der Korrespondenz „D. O. K.“ wurde von der Weser-Z. 27/3 15 und anderen dienstfertig abgedruckt.

Kreppin, Lazar, Maler. Die ▼Welt 1910, 23: „Streng und herb, mit einem energischen Ansat zu individuellen Ausdruck. ... Die Poesie des Ehetojudentums hat an ihm einen anhänglichen und unerwähnten Vertreter. Seine Liebe zu den sinnenden, studierenden, melancholisch grübelnden Judengreisen läßt ihn nicht los. Diesmal bezeugt er sie durch ein figurenreiches, trefflich durchkomponiertes Gruppenbild.“ DWe 1908, 1; UJZK 07; K. Wien. Tgbl. 10/1 1915.

Krethi und Plethi, S: Mörder und Käufer, Umschreibung für Böbel und, laut 1. Könige, 1, 38, Bezeichnung des Judentums: „Da gingen hinab die Priester Sadol und der Prophet Nathan und Benaja, der Sohn Joabas, und Krethi und Plethi, und setzten Salomo auf das Maultier des Königs David und führten ihn gen Gihon.“ — Diese urkundliche und darum nicht beleidigend, gern gebrauchte Benennung droht, wohl auf Befehl der Oberen, neuerdings aus der modernen Sprache zu schwinden. Man will nicht mehr an den Sinn dieser Worte erinnern, wenn auch nur wenige von uns Nichtjuden über Krethi und Plethi im klaren gewesen sein mögen; daneben wird geflissentlich verbreitet, daß „Krethi und Plethi“ sich in jener Stelle, statt auf die Juden, auf die „Ausländer“, auf eine angebliche „Pflüsterleitwache“ des Königs bezöge — quod non erat demonstrandum!

Kretin f. Redelob und Zensur.

Kretscham = Wirtshaus (böhmisch), f. Krüger.

Kretschmann, R., Finanzamt, Greifswald. O Gut, L. eines Berliner Justizbeamten; „sie erklärt selbst, Halbjüdin zu sein.“ — 1921.

Kretschmer, Israeli, Zionist, Konstantinopel. Redner auf dem 11. Kongress, Wien 1913.

Kretschmer's jüdisches Restaurant, Berlin E, Spandauer Str. 26. 20. Jh.

Kreßer, \* Elsaß, französischer Generalkonsul Shanghai, 1880 ff; Paasch 4, 194.

△Kreßer, Max, Berlin, dichtete 1883 den erschütternden Roman: „Die Verkommenen“. Detlev v. Sillencron schrieb darüber an Hermann Friedrichs: „Ha! Allerdings ein ausgezeichnete Roman. ... Nie sah ich das Herz des Dichters so durch eine Dichtung leuchten, wie in dem genannten Roman.“ In diesem Werke werden auch echte Juden geschildert, woran Dr. Fu. Simon, „Die Juden und die Gebildeten unserer Tage“, Berlin 1916, sich noch nach 33 Jahren stieß. „Ich lese bei allerdings ganz verfliegener Sprache und oft verfehlter Zeichnung der einzelnen Typen nach dem längst verlassenen Schema: hier die Guten, dort die Bösewichter. Plötzlich stuzt ich: es wird ein jüdischer Altkleiderhändler geschildert: schmutzig, habgierig, blutsaugerisch. Noch schlimmer seine halb geisteschwache Ehehälfte. Nun, gut: Warum soll auch nicht ein Jude ein Halunke sein können? Es gibt auch solche. Aber bald erscheint auf der Bildfläche wieder ein Jude, ein angehender Bankier, der nicht bloß alle Welt betrügt, sondern auch die eigenen Verwandten — Don Juan und Erbschleicher

in einer Person. Ihm folgt ein jüdischer Schriftsteller — ein Gemisch von Zuhälter und Plagiator, weiter der jüdische Besitzer eines Konfektionshauses, der hartherzig seine Arbeiter um die sauer erworbenen Groschen preßt, und so fort. Nur ein Jude, ein junger rumänischer Geiger, wird mit einiger Liebe sympathisch gezeichnet — aber auch der ist eine fast unmögliche Gestalt. Berärgerst lege ich das Buch beiseite — ich bin dem heute nicht mehr gewachsen. Ja, hat denn dieser „Sittenschilderer“ gar kein Verständnis für die große volkswirtschaftliche Bedeutung der Konfektionsindustrie (die dank der Intelligenz und dem Fleiß der Juden vielfach in ihren Händen ist)? Für ihn sind die Inhaber der großen Konfektionsfirmen, die Träger eines so wichtigen Fabrikations- und Ausfuhrzweiges, der Hunderttausenden Arbeit gibt, dessen Weltitz Berlin ist, nichts als blutsaugerische Juden. Gewiß wird es auch unter ihnen minderwertige Elemente geben, neben prächtigen und hervorragenden Männern — ich sehe diesen Streifen zu fern, um selbst urteilen zu können —, aber es ist doch unglaublich, daß über Angehörige einer großen, eminent wichtigen Schicht von Kaufleuten so geurteilt wird.“

¶ Kreuger, Ivar, Streichholzkönig, Stockholm, verdiente 1928 2 Millionen Kronen. In 5 Jahren hat der geschäftstüchtige Jude sein Einkommen verfünffacht. Die „Kontrollierung“ der deutschen Zündholzfabrikation durch seinen Streichholztrust trägt erheblich zu dem Rieseneinkommen bei. Deutsche Nachrichten, 7/7 1929. Es wird von anderer Seite behauptet, K. wäre Δ.

K. ist eine gebietende Macht auf dem Welt-Wirtschaftsmarkte. Sein Zündholztrust umspannt die ganze Welt. Seine beherrschende Stellung erreichte K. dadurch, daß er den verschuldeten Regierungen der einzelnen Länder durch seine „Scandinaviska Kredit-Aktiengesellschaft“ Darlehen gab. K. übt auch einen bestimmenden Einfluß auf die dtische Kugellagerindustrie aus, ebenso auf den schwedischen Elektrolux (Staubsauger)-Konzern.

Wahrheit Nr. 30, 28/7 28: „K.'s Unternehmungen umfassen 75 v. H. der Weltzündholzerzeugung, und diese Weltmacht, die sich ansieht, nun auch Ungarn zu erobern, ist von dem schwedischen Ingenieur, dessen Namen noch vor 20 Jahren kaum jemand kannte, in etwa 1½ Duzend Jahren geschaffen worden. Jetzt ist Ivar Kreuger dabei, seinem Konzern auch einen internationalen Eisenerztrust anzugliedern; nachdem er vor einiger Zeit den schwedischen Erztrust Graengesberg unter seinen Einfluß gebracht hatte, erfuhr man, daß er mit Frankreich wegen Ankaufs der Minettegruben verhandelt. Und jetzt hat er in Chile große Eisenerzgruben

angekauft, in denen 300 Millionen Tonnen Erzvorräte zu fördern sind. Auch in Süd- und Nordafrika hat Kreuger Eisenerzlager gekauft, deren Verwaltung eine kürzlich in Holland gegründete Gesellschaft in der Hand hat. Heute schon spricht man von der Bedrohung des freien Eisenmarktes durch den „schwedischen Stinnes“, dessen Vorfahren vor etwa 2 Jahrhunderten aus Deutschland in Schweden eingewandert sind.

Der erste schwedische Zündholztrust wurde von dem schwedischen Kammerherrn Löwenadler begründet, das war bereits in der Mitte der neunziger Jahre, des vorigen Jahrhunderts. Etwa 10 bis 12 Jahre später faßte Kreuger die nicht im Löwenadlerschen Konzern vereinigten Zündholzfabriken zusammen, bildete einen Gegentrust und brachte es dahin, daß bereits im Jahre 1917 sämtliche schwedischen Streichholzfabriken in seinen Händen waren. Sein Unternehmen war inzwischen von 17 Millionen Kronen im Jahre 1907 auf 100 Millionen im Jahre 1917 angewachsen, die aber bald darauf auf 180 Millionen Kronen erhöht werden mußten. Damit konnte er seinen Plan, ein Weltmonopol zu errichten, freilich nicht ausführen; er verband sich also mit Rodefeller, dem amerikanischen Zuckertrustkönig Havemeyer und anderen amerikanischen Industrieführern und hatte auf einmal genug Geld, um seine Pläne zu verwirklichen. Die International Match Corporation wurde gegründet, die Kreuger leitet und den gesamten angelsächsischen Markt beherrscht. Heute beträgt das Kapital des „Schwedentrusts“ und seiner Gesellschaften etwa 700 Millionen Kronen, also rund 800 Millionen Mark. Die Erzeugung beträgt jährlich 12 Milliarden Schachteln, jede zu 60 Streichhölzern = 720 Milliarden Streichhölzer, das sind ungefähr drei Viertel der gesamten Weltproduktion.

Auch in Deutschland gelang es Ivar Kreuger und seinem Trust Fuß zu fassen. Unter der Hand bekam er es fertig, fast zwei Drittel des gesamten deutschen Zündholzkapitals in seine Hände zu bekommen. Er hätte wohl schließlich sämtliche Zündholzfabriken aufgekauft, wenn

die nicht zu seinem Trust gehörenden Fabrikanten sich nicht an die deutsche Regierung gewandt und dringend um Schutzmaßnahmen ersucht hätten.“

1926 gründete K. in Deutschland ein Zündholzsyndikat. Im Mai 1927 beschloß der Reichstag jedoch, „daß Zündholzfabriken nicht mehr neu eröffnet und bestehende nicht erweitert werden dürften, wenn der Reichswirtschaftsminister nicht seine Zustimmung erteilt hatte.“ (Wahrh. 30, 28/7 28). K. hat den Geschäftsgrundsatz: die Zündholzindustrie eines Landes durch Schleuderpreise zu unterbieten, sie eroberungsreif zu machen und dann die Preise willkürlich zu erhöhen, um die vorangegangenen Verluste wieder einzubringen. K. hat aber noch einen anderen Geschäftsgrundsatz: er versichert sich der Mitarbeit einflußreicher Persönlichkeiten.

„Herr Genosse Dr. Südekum, Kapitalistenfeind und ehemals preußischer Revolutions-Justizminister, betätigt sich als Syndikus und rechte Hand des Großmillionärs Ivar Kreuger im Zündholztrust. — Als solcher liegt ihm die Ausbreitung dieses Trustes in Deutschland am Herzen. — Als solcher betätigt sich dieser Sozialist also als Arbeiterfeind. Denn der Segen dieses englisch-schwedischen Zündholztrustes bedeutet für Deutschland: Stilllegung der deutschen Fabriken, bedeutet Arbeitslosigkeit! — Beispielsweise hat die Fabrik in Lauenburg (Elbe) der „Deutschen Zündholzfabriken A.-G.“ jetzt auf vier Wochen den Betrieb völlig einstellen und die Arbeiter entlassen müssen. — Und an dieser Stelle sind schon zahlreiche Fabriken aufgeführt worden, die durch den Trust für immer stillgelegt wurden.“

Wir haben eine sozialistische Regierung, die sich um das verheerende Wirken dieses Trustpolypen nicht kümmert, denn erstens ist da ja Genosse Südekum Syndikus und zweitens ist die Sache ja gar nicht so schlimm in Deutschland: Wer ohne Arbeit ist, bezieht ja Erwerbslosenunterstützung. Darum wird ja wohl auch weniger die Regierung, als vielmehr die breite Öffentlichkeit, also die Wählermassen interessieren, welche Methoden unter dem Schutze der roten Bonzen ein ausländischer Trust be-

denkenlos anwenden darf, um die noch freie, aber pekuniär wehrlose Konkurrenz niederzuknütteln:

In Bisselhövede, so schreibt der tapfere „Niedersachsen-Stürmer“ am 12/10, prangt seit einiger Zeit an einer seit Jahren stillliegenden kleinen Zündholzfabrik ein Riesenplakat, das in keinem Verhältnis steht zu dem Werte der ganzen Anlage, mit der Aufschrift: „Deutsche Zündholzfabriken A.-G., Berlin, Werk Bisselhövede.“ Es ist dies nichts anderes als ein Betrieb des mit internationalem Kapital arbeitenden internationalen Zündholztrustes.

Weshalb wird dieses kleine Werk vom Trust in Betrieb genommen? Doch nicht etwa, um dauernd fortgeführt zu werden? Es wird sicher eingehen, sobald die in unmittelbarer Nähe befindliche trustfreie Fabrik beseitigt ist. Seit dem Jahre 1866 wird nämlich in Bisselhövede eine Zündholzfabrik von v. Deylen & Söhne betrieben, deren Inhaber sich dem Machtwillen des internationalen Zündholztrustes nicht beugen, die ihre Selbständigkeit wahren und die Preise für ihre Erzeugnisse selbst bestimmen wollen. Als alle Verhandlungen erfolglos waren, kaufte der Trust die kleine eingegangene Rathgesche Fabrik auf und setzte sich so dem von Deylenschen Werk vor die Nase, um nun die Fabrikate der trustfreien Firma planmäßig zu unterbieten.

Damit nicht genug! Man erfuhr, daß die Firma von Deylen & Söhne im nahen Mindorf auch eine Ziegelei betreibt. Der Trust erwarb darauf in Jeddigen ein größeres, für die Anlage einer Ziegelei geeignetes Gelände. Bis zur Inbetriebnahme dieser gedachten Ziegelei wird der internationale Trust jetzt im Kreise Rotenburg zum „Wohltäter“ der baulustigen Menschheit! Er kauft in den benachbarten Ziegeleien Steine, das Tausend bis zu 55 Mark, auf, und läßt sie durch seine Verkaufsstelle in Bisselhövede für 34 Mark frei Bauplatz wieder verschleudern, alles nur, um die trustfreie Fabrik zu ruinieren oder sich gefügig zu machen. Es sind das eben Geschäftsunkosten, die bei der Vernichtung der Fabrik tausendfach wieder heringebracht werden. Alsdann diktiert

der Trust die Preise der Zündhölzer. Die Firma von Dehlen & Söhne sieht sich nun gezwungen, die ihrerseits hergestellten Steine zum gleichen Preise, in Höhe von 34—35 Mark, anzubieten, ein Preis, der die Herstellungskosten der Steine, ohne weiteren Gewinn, gerade deckt.

Der Trust aber wird Sieger bleiben, denn seine Mittel sind unerschöpflich, er kann die Schulden ganzer Staaten bezahlen, kann ihnen hohe Milliardenanleihen geben und dafür das Zündholzmonopol einstecken!

Und in Deutschland wird schon der Genosse Südekum dafür sorgen, daß der deutschen Arbeiterschaft der Trustsegen in Gestalt von hohen Zündholzpreisen und Arbeitslosigkeit nicht vorenthalten bleibt.“ (Fr. 25/10 28.)

Was der Fridericus 1928 voraus sagte, wurde bereits 1 Jahr später Wirklichkeit. Das Jahr 1929 brachte uns sowohl das Zündholzmonopol als auch die damit verbundene Verteuerung der Zündhölzer.

Interessant ist nun, wie die deutsche Regierung dem deutschen Volke das Monopol tropfenweise verabreichte. Noch am 30/9 29 dementiert die Regierung: „Zu der Frage der Zündholzwirtschaft wird uns von den zuständigen Ressorts mitgeteilt, daß eine Auslieferung der Zündholzindustrie an den Schwedentrust nicht in Frage kommt und daß Verhandlungen darüber auch niemals geführt worden sind.“

Es handelt sich vielmehr um folgendes: Die unhaltbare Lage aller in Deutschland produzierenden Zündholzfabriken und die damit verbundenen Fragen der Stilllegung und weiteren Überfremdung machen eine Neuordnung der Zündholzwirtschaft unvermeidbar. In diesem Zusammenhang ist die Frage einer Gegenleistung des Schwedentrustes für die Verbesserung der Lage des Zündholzsyndikates und damit auch der von den Schweden in Deutschland betriebenen Fabriken in Form einer Anleihe Gegenstand von Erörterungen gewesen. Die Neuregelung der Zündholzwirtschaft kann im übrigen nur durch Gesetz erfolgen.“ (Thür. Allg. Z. 1/10 1929.)

„Zündholzmonopol in Deutschland? Der schwedische Zündholzindustrielle Ivar Kreuger soll nach Berlin kommen, um mit dem Reichswirtschaftsminister Verhandlungen über die deutsche Streichholzindustrie aufzunehmen. Die Übertragung eines deutschen Zündholzmonopols an den schwedischen Zündholztrust gegen die Gewährung einer Anleihe im Betrage von 600 Millionen Mark soll ein Bestandteil des Finanzprogramms der Reichsregierung sein. Der schwedische Zündholztrust hat bereits durch die Erwerbung bedeutender Zündholzfabriken in Deutschland eine Vormachtstellung erlangt. — Ivar Kreuger erklärt, daß die bisher geführten Verhandlungen nur vorläufiger Natur gewesen seien, die Monopolfrage entbehre zurzeit jeder Aktualität. (30. 9. 29.)“ Zentral-Archiv für Politik und Wirtschaft Nr. 41/42 (S. 627) 29.

„Die Zündholzmonopolverhandlungen. Ivar Kreuger ist nach Berlin gekommen, um Verhandlungen zwecks Schaffung eines Zündholzmonopols und Gewährung einer Anleihe von 125 Millionen Dollar mit dem Reichsfinanzministerium zu führen. (12/10 29.) — Der formelle Abschluß zwischen Kreuger und dem Reich ist zwar noch nicht erreicht, doch sind die wichtigsten Ergebnisse bereits festgelegt. Die Anleihe, die das Reich vom Schwedentrust erhält, beträgt 125 Millionen Dollar zu 6 Prozent auf 50 Jahre. Das Reich erhält das Recht, nach Ablauf von zehn Jahren die Anleihe zu tilgen oder eine Konvertierung vorzunehmen. Der Ausgabekurs steht noch nicht fest. Das Zündholzsyndikat wird in ein Monopol umgewandelt. Die Aktien bleiben zur Hälfte in den Händen des Schwedentrusts, zur anderen Hälfte in den Händen der deutschen Fabrikanten. Der Übergang zum Monopol, der hauptsächlich die Ausschließung der russischen Konkurrenz bezweckt, wird mit einer Erhöhung der durch diese Konkurrenz gedrückten Preise auf 30 bis 35 Pfg. verbunden sein. (13/10 29.) — Die Verhandlungen mit dem Schwedentrust sind in der Frage der Realverzinsung auf Schwierigkeiten gestoßen. Ivar Kreuger ist aus Berlin abgereist. (13/10

29.)“ Zentral-Archiv für Politik und Wirtschaft Nr. 43/44 (S. 647) 29.

„Der Vertrag zwischen dem Reich und dem schwedischen Zündholzkonzern ist endgültig unterzeichnet worden.“ 26. 10. 29). Zentral-Archiv für Politik u. Wirtschaft Nr. 45/46 1929.

„Das Zündholzgesetz. Der Reichswirtschaftsrat hat dem Entwurf des Zündwarenmonopolgesetzes zugestimmt. „Er hat sich dabei trotz entgegenstehender Bedenken nicht nur von den in der Anleihe gelegenen finanziellen Vorteilen für das Reich, sondern auch von der Tatsache leiten lassen, daß auf der einen Seite die Lage der deutschen Zündholzindustrie auch ohne Verquickung mit der Finanzlage zur Errichtung eines Monopols gedrängt hätte, und daß es sich auf der anderen Seite bei dieser Industrie immerhin nur um einen verhältnismäßig kleinen Bestandteil der deutschen Gesamtwirtschaft handle.“ (30/11 29.) Zentral-Archiv für Politik und Wirtschaft Nr. 51/52, 18/12 29 (S. 727).

WB 8/10 1929: „Kreuger ist nach unseren Informationen kein Jude. Verantwortlich für das ausländische Zündholzmonopol ist in erster Linie Reichsfinanzminister Hilferding. Der ist bekanntlich Jude.“ (s. auch Krüger.)

Kreuzberg, Harald, Groteskrobator, „Tanzkünstler“, von Max Reinhardt protegirt und zum Leiter des Wiener Staatsopernballetts vorgeesehen, das aber Leonidow (Sd) bekam. WB 29/3 1929.

Kreuger, Alfred, Theateragent, Berlin. 1914.

Kreuz. 1. Corinth 1, 18: „Das Wort vom Kreuz ist eine Torheit denen, die verloren werden; uns aber, die wir selig werden, ist es eine Gotteskraft.“

Das Symbol des Heilandes, das Kreuz, möchten die Juden am liebsten aus ihrem Gesichtskreis entfernen. Sie sind in diesem abergläubischen Haß rigoros, aber meist erfolgreich vorgegangen. — Seidl 1900, S. 75: „In der Gemeinde Gula im Komorer Komitat wohnen zirka 7000 Katholiken und zirka 10 jüdische Familien. Die Katholiken errichteten ohne Belastung der Gemeinde eine Kinderbewahranstalt und hingen daselbst natürlich auch das Kreuz auf, nachdem die Gemeindevertretung mit allen Stimmen gegen die Stimme des Richters und dreier Juden dies verlangt hatte (1898). Dagegen erhoben die Juden Einsprache und das Kreuz mußte weg.“

Siebenbürger Deutsches Tagebl. 1900 (Stbgrz 4/9): „Gelegentlich des Geburtstagsjubiläums des Kaisers und Königs war auf der Synagoge in Onod eine ungarische Fahne ausgestellt, die an Stelle des Kreuzes im Landeswappen den jüdischen Stern zeigte. Als das Gemeindeamt den Rabbi zur Rede stellte, weigerte er sich, irgend eine Aufklärung zu geben; ebenso wenig leistete er der Aufforderung, die beanstandete Fahne einzuziehen und eine andere mit dem Kreuz im Wappen auszusteden, Folge. Daraufhin wurde Anzeige gegen ihn erstattet.“

Stbgrz 3/2 03: „Kaiserslautern, eine Stadt von 50 000 Einwohnern, darunter 800 Juden, hatte 1902 eine Leichenhalle. Im Stadtrat befinden sich überwiegend Liberale, ferner 3 Sozialdemokraten und der Jude Wertheim. Bei den Verhandlungen im Stadtrat wegen des Baues, setzte es Wertheim, unterstützt von den 3 „Genossen“ und der Mehrheit der Nationalliberalen durch, daß das Anbringen des sonst üblichen Kreuzes auf der Leichenhalle unterbliebe, damit das religiöse Gefühl der Juden nicht verletzt werde. Entrüstet erklärten die protestantischen und katholischen Geistlichen, unterstützt vom großen Teil der Bevölkerung, daß, solange man das Kreuz, das Symbol aller Christen, nicht anbrächte, die Leichenhalle von ihnen nicht benutzt würde. Auf den Druck dieser Erklärung und der öffentlichen Meinung mußte der Stadtrat die Anbringung eines Kreuzes verfügen.“

Kreuzigung. MA, Ostern 1914: „Der eigentlichen Exekution ging die Geißelung voraus, die mit geknoteten Stricken ausgeführt wurde und schon für sich allein eine so schwere Strafe war, daß viele der armen Sünder bereits unter ihr das Leben aushauchten, bevor der zweite und fürchterlichere Teil der Justifizierung beginnen konnte. Man legte sodann dem zu Kreuzigenden das Querholz (patibulum) auf den Nacken und band seine Arme in wagerechter Richtung an dem Holze fest. In diesem Zustande wurde der Delinquent durch die Straßen zur Richtstätte geführt, wo er samt dem Querholz an einem starken, in den Boden gerammten Pfahl in die Höhe gewunden wurde. Durch die Befestigung am Pfahle entstand die Gestalt der crux. In den meisten Fällen war das aber nicht die Figur, die wir heute als Kreuz bezeichnen, sondern die Form eines T, da das patibulum gewöhnlich auf das obere Ende des Pfahles aufgelegt wurde. Das Marterholz Christi scheint dagegen wirklich aus zwei gekreuzten Pfählen bestanden zu haben, weil es in den Evangelien ausdrücklich bezeugt wird, daß man zu seinen Häupten die Inschrift mit den Worten anbrachte „Jesus von Nazareth, König der Juden“. Nachdem man den Verurteilten am Kreuz in die Höhe gezogen und rittlings auf ein schmales Sitzbrett, das „Sedile“, gesetzt, erfolgte die Fesselung und Anagelung seiner Füße und der am patibulum ausgestreckten Arme, und nun begann für den Gerichteten ein unsagbar qualvolles Leiden. Schon der Umstand, daß das ganze Gewicht des Körpers auf dem schmalen, zur Erhöhung der Leiden oft noch nach oben zu teil-

förmig zugespitzten Sitzbrett ruhte, das tief in die Muskulatur und die dort aus dem Becken austretenden Nerven einschneidete, machte die Kreuzigung zu einer unbeschreiblichen Tortur, wie sie mit jeder unnatürlichen und erzwungenen, keine Veränderung der Stellung gestattenden Lagerung des Körpers durch die dabei hervorgerufene Dehnung und Zerrung der Muskeln verbunden ist. Die durch die Nägel verursachten Wunden waren, wenn nicht einer der Henkerknechte dabei etwa so ungeschickt oder vielleicht auch so barmherzig war, ein größeres Blutgefäß zu zerreißen, viel zu geringfügig, um den Tod durch Verblutung herbeizuführen. Der von ihnen unter den Strahlen der südlichen Sonnen schnell sich ausbreitende Entzündungs- und Eiterungsprozeß steigerte sich aber schon in wenigen Stunden zu einem heftigen Wundfieber. Das Blut strömte in Mengen zum Kopf und Herzen und erzeugte dabei alle jene stürmischen Reizerscheinungen im Gehirn und Rückenmark, die dem Arzte — natürlich in sehr abgeschwächter Form — als Begleiter schwerer Wundinfektionen, ausgedehnter Verbrennungen und mancher anderen inneren fieberhaften Krankheiten als Schrecken der Krankenpflege nur zu gut bekannt sind.

Bei der Mehrzahl der Verurteilten trat nach langen Delirien mit dazwischen liegenden lichten Bewußtseinsmomenten nach etwa einem halben Tage als mildtätiger Erlöser der Tod durch Nervenloch ein. Oft aber verlängerte sich die Qual bis tief in den folgenden Tag hinein, und es sind viele Fälle bekannt, wo die Gekreuzigten sogar erst am dritten Tage ihr Leben aushauchten.“

Kreuznach, Bad. 1913: RM Dr. Paul Meyer; Dr. med. Ju. Kullmann. — Agenturen: Aron, Daniel; Cahn, Generalagent der Viktoria; Gerson; Levy, Nathan, Karlsruher Lebensversicherung; Woog, Isaac, Hauptagent der Hamburg-Bremer Feuerversicherung.

**Kreuzspinne.** Die wahre  $\Delta$  Josephine Jurit in Marburg, Steiermark, hatte „Episteln gegen die allgemeine Verjudung“ geschrieben, die am 6/1 1885 konfisziert wurden. Vor dem Gericht 28/3 in Wien, das natürlich alle arischen Belange leugnete, äußerte sie über ihre beanstandete Fabel „Die barmherzige

Spinne“: „Eine Lüge enthalten allerdings schon diese ersten 3 Worte: „Die barmherzige Spinne“, denn barmherzige Geschöpfe dieser Gattung kennt die Naturgeschichte nicht. Es ist hier eine Fabel gebracht. — Phädrus sagte vor 2000 Jahren: „Jetzt will ich kurz erwähnen, warum man diese Art von Fabeln erfunden. Weil der Sklavenstand nicht wagt, das alles frei zu sagen, was er will, hüllt er die eigenen Gedanken in die Fabel.“

Meine Fabel wagt sich an keine Personen von Amt, Würde, Macht hinan, wie die Fabeln des römischen Sklaven, sondern sie zeichnet Gifthüttenbesitzer und Wucherer schlimmster Sorte, eine Art des Gelderwerbes, die die Berachtung sittlich denkender Menschen aller Zeiten herausgefordert, und die auch ein römischer Sklave hätte ganz offen geißeln dürfen, ohne zur Form der Fabel Zuflucht nehmen zu müssen, ohne dafür subjektiv oder objektiv gemäßigelt zu werden. Ich nahm diese Zuflucht, ohne zur Klasse rechtloser Sklaven zu gehören und mir nützte selbst die Zuflucht nichts. Welcher Unterschied ist nun zwischen dem Schicksal eines schriftstellernden Sklaven der alten Zeitrechnung und eines freien Schriftstellers des 19. Jahrhunderts der neuen Zeitrechnung? Die Antwort ist durch die Tatsache gegeben, daß dem freien Schriftsteller heute das konfisziert wird, was der Sklave vor 2000 Jahren frei schreiben durfte.

Der Kern der ganzen Geschichte zeigt das Prototyp eines ungarischen Branntweinhändlers und Wucherers. Wer, in aller Welt, will und kann eine Charakterisierung dieser Klasse für strafbar erklären? Wenn das strafbar ist, so sind nur Lobeshymnen auf das Laster erlaubt, und die entmenschte Niedertracht muß als Tugend auf den Thron der Sitte erhoben werden! Daß die Zustände in Ungarn, Galizien und in einigen Teilen von Mähren, Schlesien und Böhmen genau so sind, wie sie hier skizziert erscheinen, daß es dort gar keinen christlichen Branntwein gibt und daß alle jüdischen Branntweiner Wampyre sind, die an dem Wohlstand, wie an den Geisteskräften und dem sittlichen Marke

des einzelnen, der Familien, Dörfer, Länder saugen, ganze Völkerstämme mit entmenschem Raffinement durch den Fusel vergiften, bis sie so elende entnerbte Krüppel werden, wie die einzelnen Menschen, dafür kann ich unanfechtbare statistische Beweise erbringen, kann selbst zahlreiche jüdische Quellen zitieren.

Wenn der Herr Staatsanwalt durch dieses Spiegelbild von Zuständen, die jeder im Original schauen kann, der nach Nord-Ost reiset, die Juden beleidiget glaubt, so schiebt er ihnen die denselben fremde christliche Moralanschauung unter. Ich wüßte nicht, daß sich das Judentum der Zustände selbst schämen würde. Wohl aber schämen sich Christen habfüchtiger Mitglieder, sie verachten weniger die Dummen, als die Schlechten, nicht die Verführten, aber die Verführer. Hätte ich trotzdem sollen die Tatsachen verkehren, die Spinne christlich, die Fliege jüdisch machen sollen? Ich bin überzeugt, daß, wenn ich dies getan hätte, mich der Herr Staatsanwalt dennoch nicht der Beleidigung der christlichen Religion beschuldiget hätte, sondern abermals der jüdischen, und zwar mit der Motivierung, daß ich mir eine Ironie erlaubt hätte (Heiterkeit), die jedermann erkennen muß, da doch jedermann weiß, daß die Zustände anders sind, so eben, wie sie in gegenwärtiger Form gezeichnet sind. Für die Wahrheit und Berechtigung meiner Schilderung spricht schon die Tatsache deutlich genug, daß in Galizien ein Gesetz gegen die Förderung und Ausbeutung der Trunksucht erlassen wurde.

In der Fortsetzung wird der Börsenschwindel und Börsenwucher charakterisiert. Sollte diese Stelle deshalb inkriminiert sein, weil Rothschild genannt wird? Dann würde sie aber nicht unter § 302, sondern unter den Gesetzabschnitt der Ehrenbeleidigung fallen, und nur die genannte Person hätte ein Recht, sich gekränkt zu fühlen. Ich denke aber, Rothschild wäre sehr zufrieden, wenn nichts anderes gegen ihn geschrieben würde. — Die Fortsetzung meiner Rechtfertigung wird mir wahrlich schwer. Meine Gedanken verwirren sich, da

ihnen jeder Vernunftshalt fehlt. Ich glaube zu träumen, daß ich das, was eine unabweisliche Pflicht jedes ehrlichen Menschen ist, die Warnung vor Schwindel und Betrug, vor Gericht verteidigen muß!

Wenn Sie, was zum Zwecke einer gewissenhaften Entscheidung wohl nötig sein wird, den Inhalt der besonders inkriminierten, also jedenfalls ausschlaggebenden Stellen in Sinn, Tendenz, Wortlaut und Form mit dem Abschnitte: „Publikum, hab Acht!“ vergleichen, so müssen Sie finden, daß dieser, nicht meiner Feder entflozene Abschnitt, in jeder Hinsicht zu den schönsten Stellen gehört. Nachdem derselbe nun im Originale nicht etwa nur zufällig, infolge Übersehens seitens der überwachenden Preßbehörde unbeanstandet geblieben, sondern durch Entscheidung eines Gerichts 1. Instanz und des Kassationshofes ausdrücklich freigegeben wurde, muß ich auch auf die Freigebung aller ähnlichen, sich nur durch eine mildere Form von diesem Artikel unterscheidenden Stellen, als auf ein ausgemachtes, zweifelloses Recht bestehen, insbesondere ist schon damit die gesetzliche Korrektheit des Gleichnisses „Die barmherzige Spinne“ hinreichend erwiesen — mit Ausnahme der Stelle: „Das ist aber für die Spinne sehr langweilig und fatal zugleich. Sie können sich doch nicht gegenseitig auffressen!“ Damit beweist die Verfasserin dieser Fabel, daß sie die Börsenspinnen selbst noch nicht genau kennt. Die stehende Rubrik in dem unverfälschten Börsenblatte des Herrn Lichtblau: „Publikum, hab Acht!“ beweist hingegen, daß sie wohl imstande sind, sich auch gegenseitig aufzufressen, wenn der Spinnen zu viel und der Fliegen zu wenig werden, und tatsächlich war der Krach von 1873, wie alle Krachs, nichts anderes, als ein solenner Schmaus der ganz großen Börsenspinnen, bei dem auch die kleineren Geschöpfe gleicher Gattung ihr Leben lassen mußten. Das leugnen auch die börsenuntertänigsten Blätter nicht ab und ich denke, die Börse und was mit ihr zusammenhängt, mehr in Schutz zu nehmen, als diese, hat wohl niemand Ursache.“

Auch sonst wird die Kreuzspinne häufig zu Vergleichen für das Judentum herangezogen. Der katholische Dr.  $\Delta$  Post erklärt in seinen „Gedanken und Wahrheiten zur Judenfrage“ Alkohol, Bodenverteuerung und Judentum für die 3 Grundübel der Welt: „Seit Jahrtausenden sitzt dieser Völkerspitter den Nationen im Nacken wie ein unabwendbares Verhängnis. Das Judentum von heute gleicht einer einzigen Riesenkreuzspinne, die ihr schlaues gewebtes Netz über alle Volksschichten ausgebreitet hat. Ihr Sinnen ist auf Umgarnung und Ausbeutung gerichtet. Schon ein flüchtiger Blick in die Wirklichkeit zeigt uns das von großem Erfolge gekrönte Bemühen des Judentums. Unser Volk steht in einer ungeahnten Abhängigkeit von der Judentum der Gegenwart.“

**Kreuzzüge.** „Die Juden gaben im Mittelalter das Geld für die Kriege her — selbst die Kreuzzüge wurden von ihnen finanziert“,  $\Delta$  Baumgarten, Jdm. und Sozialdemokratie, Graz, 1920, S. 22. Diese Kriege waren ein entsetzlicher Ueberlaß für die ritterliche nordische Menschheit.

**Krihowsky,** Ger. englisch-jüdischer Agent, sollte 1929 (WB 27/7) die ostchinesische Bahn für 250 Millionen Goldrubel an Japan verkaufen.

**Krie,** j: der Miß, Totenkriß. Wenn den Juden nahe Verwandte, namentlich Eltern, sterben, so sollen sie, nach ihrem Befehle, die Kleider zerreißen, Asche auf ihr Haupt streuen, und Säcke antun, um damit ihre Trauer anzukündigen. Dies geschieht nun freilich nicht mehr; als Äquivalent dafür aber machen sie in einem solchen Falle, als Zeichen der Trauer, einen, äußerlich nicht bemerkbaren, Schnitt in ihren Rock, und dies ist der Totenkriß. Daher der Fluch: Du sollst dir schneiden 'ne Krie; du sollst dir den Totenkriß reißen, d. h. es sollen dir Verwandte sterben. Sonst wird das Wort aber von den Juden, und von jüdischen Spitzbuben insbesondere, auch in anderem Sinne gebraucht: „Er wird sich 'ne Krie schneiden“, heißt: er wird sich arg betrügen, täuschen, verrechnen. Thiele G.

**Krieg.** — „Vertraute Briefe über die inneren Verhältnisse am Preussischen Hofe seit dem Tode Friedrichs II.“, Anfang 19. Jh.'s erschienen, von F. von Cölln:

„Bei keiner Gelegenheit zeigt der Juidismus für die menschliche Gesellschaft sich gefährlicher als dann, wenn die großen Plagen der Menschheit eintreten, wohin ich den Krieg rechne. Dann, wenn jeder rechtliche Staatsbürger in der Geduld und Passivität sich übt, mancher den Kopf und die Gegenwart des Geistes verliert, dann tritt der Jude in voller Kraft auf: der Dämon der Geldgier und des Raubes entusiastiert ihn zur Wut, und er weiß die Verlegenheit seiner Mitbürger vortrefflich zu nutzen. Er, der vor jeder Degenklinge zurückbebt, selbst dem ungeladenen Gewehr mißtraut, überwindet die Todesfurcht durch die Raubgier. Um Geld zu gewinnen, wagt er sich aufs Schlachtfeld, um Leichname und wehrlose Sterbende zu plündern; er scheut den Galgen nicht und macht den geschicktesten Spion; er kennt alle verborgenen Wege und Schlupfwinkel; er fährt darauf Freund und Feind zum Ziele, wer ihn bezahlt. Trefflich nußt er das Requisitionssystem der Franken zu seinem Vorteil; er drängt sich den Generalen als Kommissär auf, requiriert auf ihr Konto alles, was nicht niert- und nagelfest ist, und verkauft es nachher wie sein Eigentum. Er schließt sich an die Traineurs

(Marodeurs), führt sie zur Plünderung an, und kauft ihnen nachher das Geraubte um ein Geringes ab; er wechselt Geld, um eine Kleinigkeit von den Feinden, und schmilzt es ein; er verrät das Vaterland, den König, die Armee, seine eigene Vaterstadt und seine Mitbürger, wenn es ihm bezahlt wird. Kaum war Schweidnitz über (1807), — als ein Heer von Juden hineinströmte; ein jeder verkaufte, was er auf dem Lande und in den offenen Städten a conto der Feinde erpreßt hatte: Materialwaren, Lächer, Geschirre, Pferde usw. Dem König wird es nach der Rückkehr an Galgen fehlen, um diese jüdische Brut daran aufhängen zu lassen.“

**Krieg,** Hans, Kapellmeister, Breslau. G: Ver. Jüdische Ehre, Breslau. JPB 31/5 1929.

**Kriege,** Juden im ... (s. Kriegstätigkeit der Juden).

**Krieger,** David, \*1853 Galizien, Rfm., Berlin — zweimal vorbestraft. Am 15/10 1914 vor dem Landgericht Dresden: Krieger verschaffte sich durch falsche Vorspiegelungen Gelddeträge als angebliche Darlehen, bediente sich des ihm nicht zukommenden Namens Horowitz, behauptete, er sei Kultusvorstand vom Lemberg, befände sich in augenblicklicher Geldverlegenheit und erhalte von seiner Mutter Barmittel zugesandt. Durch diese Lügen täuschte Krieger September 1911 einen Handelsmann und erlangte von diesem 102 M. Unter den Vorspiegelungen, er besitze ein Vermögen von 250 000 Gulden in Lemberg, beziehentlich er sei galizischer Getreidehändler, komme (soeben von Paris und erwartete Geld von seiner Firma, beschwindelte der Angeklagte 1911 in Dresden einen kaufmännischen Agenten um 49 M. sowie zwei Händler um 20 M. und 150 M. Krieger hat nichts zurückgezahlt, sodaß die Zeugen dauernd am Vermögen geschädigt sind. 1 Jahr Gefängnis, 3jähriger Ehrverlust.

↓ **Krieger,** Ferd., Dr., im UA (sd) - Ausschuß, Königberg. 1914.

**Krieger,** Foussuf Bey, \* Österreich, Dolmetscher und Sekretär des Gouverneurs von Jerusalem; 1901 in Rhodos türkischer Direktor der politischen Angelegenheiten des Archipels; er bewahrte außer dem ein reges Interesse für das Jdm. DWe 01, 1.

**Kriegsakademie,** Berlin usw. Das politische Versagen vieler höheren militärischen Führer Deutschlands im Weltkrieg ist auch mit darauf zurückzuführen, daß auf den Kriegsakademien gerade die Ausbildung in den allgemeinen Fächern, in Philosophie, Geschichte usw., zum Teil schon lange einer Reihe älterer Juden oblag, die mit ihren Redereien die jungen Offiziere und künftigen Generale grundlegend „liberal“, statt völkisch einstellten (s. von Ebel; Hoening; Du. Rief u. a.) und ihnen die eigentliche Gefahr ganz vorenthielten, sodaß sie später einfach nicht daran glaubten. So haben auch Hindenburg und Ludendorff, als sie 1914/18 schriftlich wie mündlich auf die Frage in aller Ehrerbietung verwiesen wurden, ihr keine entscheidende Aufmerksamkeit widmen mögen, weil sie ihre schicksalhafte Bedeutung verkannten — ganz abgesehen davon, daß die militärischen Aufgaben, die Ludendorff zu bewältigen hatte, so ungeheuerliche Zeit und Kraft raubende waren, wie sie nie einem Feldherrn zuvor gestellt worden sind. Aber dieses eine Versehen im Inneren hat doch sie und die deutschen Soldaten leider um den Erfolg aller glänzenden äußeren Siege gebracht, indem Juda unter 1000 Bekleidungen, als Redner, als Schreiber, als Setzer, als Journalist, als Politiker und Freimaurer, ja als jüdischer Offizier usw. mit den von ihm beherrschten Demokraten und Ultramontanen den Siegfried des deutschen Heeres und die Feldherrn mit, von hinten erschlagen konnte. Aber nach dem Kriege hat sich Erich Ludendorff auf eigene Faust und ganz gründlich auf dem Gebiete weiter gebildet, von dem er vor dem Kriege künstlich ferngehalten worden war, — und, wenigstens sich, jene umfassende Kenntnis der überstaatlichen Mächte angeeignet, die er dann niemals mehr unter den Schefel gestellt und tapfer, vorbildlich, ermunternd vor aller Welt, hat leuchten lassen — als der Erste Generalquartiermeister — deutscher Zukunft.



**Kriegsanleihefandal.** Der K — ist wohl der glänzendste Beweis dafür: 1. mit welcher Gewissen- und Rücksichtslosigkeit die internationale Hochfinanz Völkerausbeutung im großen Stile betreibt, 2. über welche hervorragende Organisation sie verfügt, um ein Geschäft, und sei es noch so dunkel, international aufzuziehen und 3. welche ungeheuerere Macht der Judookratie zur Verfügung steht; bringt sie es doch fertig, im Falle einer Entdeckung sich schützend vor die Hauptschuldigen zu stellen und die ganze Angelegenheit auf ein falsches Gleis zu schieben und derartig zu verwirren, daß letzten Endes selbst der größte Volksbetrug, sobald er vor den Schranken des Gerichtes zur Verhandlung kommt, ausläuft wie das Hornberger Schießen. (Vgl. u. a. Barmat.)

Die Kriegsanleihebetrüger hatten folgende Berechnung aufgestellt: „Deutsche Kriegsanleihe, die erst nach dem 1. Juli 1920 erworben ist, rechnet als Neubezug und wird mit 2½ Prozent endgültig abgefunden. Man erhält für 100 M. also ganze 2,50 M. Die Anleihestücke jedoch, die vor dem 1. Juli 1920 erworben wurden, rechnen als Altbezug. Und dieser Altbezug wird — allerdings im Laufe von 30 Jahren — mit 12½% aufgewertet. Sodas der Altbesitzer für 100 M. Anleihe 12,50 M. erhält. Man hat also nur nötig, die in der Inflationszeit für wenige Pfennige erraffte Anleihe durch eine gefällige Bank oder einen gefälligen Notar als Altbezug beglaubigen zu lassen und sich an den Sonderkommissar des Reichsausgleichsamts zu wenden. Sodann erhält man, wenn man nicht erwischt wird, die schönen neuen Reichspapierchen, die man an eine Bank verkauft. Wobei man nicht vergessen sollte, der freundlichen Bank und dem gütigen Notar (es haben sich nur Auslandsnotare für diese Geschäfte bereitgefunden) den ausbeudungenen Anteil an dem Gewinn abzugeben.“ Fr. Nr. 36, 1928.

Über die Entdeckung des Betruges schreibt der Fr. 19/11 1927 und 6/9 1928: „In Paris fungiert als Beauftragter des Reichsfinanzministeriums und des Reichsausgleichsamtes, und zwar als Sonderkommissar für die Ab-

lösung der deutschen Reichsanleihen in Frankreich, der Oberregierungsrat und Dir. im Reichsausgleichsamts ? H e i n z m a n n.

Vor einiger Zeit klingelte bei dem Sonderkommissar S. in Paris der Fernsprecher. Es meldete sich ein Herr ▼ L é b i t e, der ihm die überraschende Mitteilung machte, daß mit der deutschen Reichsanleihe in Frankreich ein großer Betrug vorgekommen sei. S. interessierte sich natürlich lebhaft für die Angelegenheit und ersuchte den mitteilungsbedürftigen L é b i t e, zu ihm zu kommen und ihm das Nähere zu berichten.

Es handele sich um Millionen, entgegenete der vorsichtige L., bei dem nicht nur der Name jüdisch ist, und er möchte gerne wissen, was bei der Sache für ihn herauskomme. — Alles Nähere mündlich! entschied der deutsche Sonderkommissar. Und L é b i t e kam! Seine Mitteilungen waren sehr interessant. Die deutschen Reichsanleihen, die vor dem 1. Juli 1920 in den Besitz von Auslandsdeutschen oder Ausländern gelangt sind, werden durch das Sonderkommissariat im Einvernehmen mit der französischen Regierung aufgewertet. Wer also im Besitz von alter deutscher Reichsanleihe ist, kann in Frankreich einen ganzen Wagen Geld verdienen. Diese Verdienstmöglichkeit hatte einer aus Juden bestehenden Schiebergesellschaft keine Ruhe gelassen. Sie hatte sich mit Hilfe von bestochenen holländischen Notaren und ähnlichen Ehrenmännern Besitztitel für Anleihenaltbezug verschafft und so zunächst einmal 21 Millionen Reichsmark bzw. Auslosungsrechte für 4 Millionen Reichsmark „erworben“. — Der Sonderkommissar des Deutschen Reiches war natürlich neugierig, wieso Monsieur L é b i t e von diesem Geschäft wisse. Und da erfuhr er, daß L. selber an dem Geschäft beteiligt gewesen sei. Daß ihn aber seine bösen Zunftgenossen um den sauer ergaunerten Mammon hätten betrügen wollen, und daß er daher — Ehrenmann, der er ist — zum Herrn Direktor gekommen sei, um ihm diese unerhörte Schandtats zu melden. — Und was man ihm für sein mutiges und entschlossenes Eintreten für das Deutsche Reich wohl zahlen würde.

Der deutsche Sonderkommissar Heinzmann, der früher deutscher Staatsanwalt war, hätte eigentlich den nächsten besten Polizisten herbeirufen und den betrogenen Betrüger in das französische Brixon abführen lassen sollen. Er tat dies nicht, sondern machte sich mit dem Gauner L. — 1. Klasse und Schlafwagen — auf nach Berlin.

In Berlin erkannte man die hohen Verdienste des jüd. Gauners L. nach Gebühr an und zahlte ihm 30 000 Reichsmark als Belohnung dafür, daß er seine Spießgesellen, die mit ihm gemeinsam betrogen hatten, verriet. Die deutsche Anerkennung gefiel dem Monsieur L. sehr. Er erbot sich, auch fernerhin zum Wohle des Deutschen Reiches tätig zu sein und verband sich zu diesem Zwecke mit dem ebenfalls zu einem Gaunerkonsortium gehörenden französisch-sozialistischen Abgeordneten ▼ Calmon!

Der Jude Calmon hatte ebenfalls schon versucht, das Deutsche Reich zu betrügen. Die DZ Nr. 228, 27/9 28 berichtet darüber: „Bei der Reichsbank besteht schon seit langer Zeit eine Geheimabteilung, deren Unterlagen für die Untersuchung äußerst wertvoll sind. Als Ende 1922 der Plan auftauchte, den Kriegsanleihe-Besitz aufzuwerten, wurde mit der Einrichtung von Besizlisten begonnen, und das Reichsfinanzministerium stellte anhand der Unterlagen fest, welche Kriegsanleihe-Stücke zu einem bestimmten Stichtag als Altbesitz gewertet werden können. Diese Listen wurden später an die Reichsbank abgegeben, und zugleich wurde von dieser ein Laboratorium eingerichtet, in dem die eingehenden Kriegsanleihestücke mit Hilfe der Quarzlampe auf etwaige Veränderungen untersucht wurden. Meist wurde dann den Leuten, die eine kleine „Berichtigung“ versucht hatten, mitgeteilt, daß man hinter ihre Schliche gekommen sei. So ging es auch seinerzeit dem französischen Deputierten Calmon, der ebenso wie andere seine Ansprüche zurückzog, um nicht wegen Betrugsversuches verfolgt zu werden.“

Die „französl.“ Betrüger wurden nicht verfolgt, weil Heinzmann der Meinung war, „daß durch die öffentliche Aufrollung dieses am Deutschen Reich

durch französisch-jüdische Schwindler verübten Betruges, die guten Beziehungen zwischen Stresemann und Briand gestört werden würden!! (Fr. Nr. 36. 1928). Vielmehr wurden Lébite und Calmon beauftragt, Deutschland vor weiteren Taten ihrer Spießgesellen zu schützen. Wie hoch im ganzen die vom Deutschen Reich an sie gezahlten Belohnungen waren, hat man nicht erfahren, ebenso wenig, wieviel von den ergaunerten Werten wieder hereingebracht worden ist.

„Der „Fridericus“ ist nach diesen Mitteilungen weder verklagt, noch beschlagnahmt, noch verboten, noch sonst geregelt worden. Die einzige Antwort auf diese gewiß nicht alltäglichen Mitteilungen, die im Zeitaussatz des Fr. vom 26/11 1927 wiederholt und erweitert wurden, gab der Herr Oberregierungsrat Dr. Neufeld vom Reichsfinanzministerium, Abteilung V, in einer Pressekonferenz.

In dieser Pressekonferenz wurde, nachdem der hohe Herr weidlich über den Fr. und seine Berichte über die Tätigkeit des deutschen Sonderkommissars in Paris gescholten hatte, den Vertretern der Berliner und der in Berlin vertretenen auswärtigen Presse nahegelegt, die Angelegenheit totzuschweigen.

Und so geschah es. Abgesehen von einigen mit dicken Überschriften versehenen Meldungen Pariser Blätter, in denen die Tüchtigkeit des deutschen Sonderkommissars und die Vortrefflichkeit seiner Kontrollmaßnahmen gelobt wurde, kam nichts in die deutsche Presse. Ein Berliner Abendblatt, [welches?] das mit der dicken Überschrift „Überraschende Wendung im Pariser Anleihestandal“ bereits erschienen war, wurde (es war am 10/12 1927) durch Voten schleunigst wieder aus dem Verkehr gezogen und durch ein Blatt, das die Schlagzeile „Großfeuer in der Taubentzenstraße“ trug, ersetzt. Denn es war doch beileibe kein Skandal in Paris, sondern es war alles schön und in Ordnung.“ (Fr. 36/1928).

Dieses Totschweigen der ▼ Zeitungen hörte erst auf, als man erfuhr, daß Hugo Stinnes (sd) jun. mit in den Kriegsanleihebetrug verwickelt war.

Stinnes war von der ▼ Presse seit Jahren als nationaler deutscher Mann hingestellt worden, und galt dafür in der gesamten deutschen Öffentlichkeit. Sogar der Fr. (36 / 1928) schreibt: „Stinnes hat nämlich aus seiner nationalen Gesinnung niemals ein Hehl gemacht. Die schwarz=weiß=rote Kontroflagge der Stinnesschiffe ist guten Republikanern schon lange ein überaus ärgerliches Tuch.“ Der ▼ Presse kam es also sehr gelegen, daß dieser Stinnes jun. mit in den Skandal verwickelt war. Sie konstruierte sofort einen nationalen Barmatzskandal, stellte St. als den Hauptschuldigen, den spiritus rector, und die anderen nur als verführte, kleine Helfershelfer hin, oder verschwieg ihre Namen und Tätigkeit überhaupt. Diese sonst so schlaue ▼ Taktik bewährte sich dieses Mal nicht. Die ▼ Presse hat sich im Falle St. ungeheuer blamiert, denn die Ermittlungen der deutschen Behörden förderten dauernd neues erdrückendes Material zutage, das zu einer einzigen Anklage gegen internationale jüdische Gaunerei wurde. Ein Jude nach dem anderen wurde mit in den Skandal verwickelt, ohne die, die man nicht faßte und die, die man aus diesem und jenem Grunde außer Strafverfolgung setzte, und die, deren Namen man nie genannt hat, weil sie zu wenig hervorgetreten und die Rolle, die sie gespielt haben, zu sehr Statistenrolle war.

In fast allen europäischen Hauptstädten und darüber hinaus, in New York und anderen Städten der Vereinigten Staaten tauchten gewissenlose jüdische Agenten auf und kauften für ein paar Bettelpfennige den Auslandsdeutschen ihre Kriegsanleihe ab. Die deutschen Klubs und landsmannschaftlichen Vereine von New York, Chicago, Boston usw. wurden von ihnen genau so heimgesucht, wie die von Paris, Brüssel, Prag, Mailand, Amsterdam, Madrid, Bukarest usw. Schon tauchte im Hintergrunde als Schuldige die Hochfinanz auf. Wiener Blätter melden, daß die Londoner und Pariser Filiale des Bankhauses Morgan mitbeteiligt war, in Wien taucht der Schatten ▼ Castiglioni's (sd) auf. C. hat das Wiener Geschäft finanziert. In Brüssel hat der Finanz-

magnat ▼ Löwenstein die Hand mit im Spiele. 2 Berliner Großbanken sind schwer belastet. Der Skandal droht von Tag zu Tag mehr zu einer riesigen Katastrophe für das Judentum zu werden. Die Behörden sind drauf und dran, den jüd. Rattenkönig zu fassen. Eine Verhaftung jagt die andere, alles Juden, die mit beteiligt sind. Nur einige Namen: Leo ▼ Hirsch, Eugen ▼ Hirsch, Bela ▼ Groß, Joseph ▼ Schneid, ▼ Goldwurm, ▼ Pollower, ? Siebkamp, ▼ Bloch, ▼ Untal, RR ? Steiger. Auch ▼ Lébite und ▼ Calmon werden wieder genannt. Schon ist in der Presse zu lesen, um welche Summen der Betrug geht: „Die Regierung selbst gibt an, daß schon bis zum 1. Dez. 1928 für 939 Millionen „Anleiheablösungsschuld mit Auslösungsrecht“ zugunsten der Anleihealtbesitzer anerkannt worden sind; inzwischen wird man ziemlich dicht an eine Milliarde herangekommen sein. Das heißt aber nichts anderes, als daß rund 40 Milliarden Altbesitz zur Anmeldung gelangt sind. Da nun jene 1 Milliarde zum fünffachen Wert des Nennwertes eingelöst und die noch nicht eingelösten Stücke verzinst werden müssen, so sind zur Deckung des Gesamterfordernisses nicht weniger als 9 Milliarden vom Reich binnen 30 Jahren aufzubringen, jedes Jahr etwa 240 Millionen.“ (Wahrheit 29/12 28).

Juda's Lage ist verzweifelt. Die ▼ Boss. Zeitung unternimmt den Versuch, sie zu retten. Sie beschuldigt Stinnes, die Sekretärin des Untersuchungsrichters Brühl bestochen zu haben und will so die Schuld des St. beweisen. Wenige Tage darauf wird festgestellt, daß nicht Stinnes, sondern Leo ▼ Hirsch der Sekretärin 5000 Mark Bestechungsgelder angeboten hat, um seinen internationalen Kassegenossen Tips zu geben, wie sie sich rauswindeln könnten. Der so schön aufgezugene nationale Skandal ist zur Katastrophe für das Judentum geworden.

Nun aber kommt das typisch Jüdische. Jetzt beginnt der Rückzug. Jetzt zeigt sich die jüd. Geschicklichkeit im Verschleiern, oder soll man besser sagen, jetzt zeigt sich Mjudas Macht? — Um den Kriegsanleihestandal wird es mit einem

Mal ruhig. Die ▼Preſſe bringt nichts mehr darüber. Aktuellere Fälle und neue Sensationen lenken ab. Die Menſchen vergeſſen ſchnell. Nur die Wahrheit (29/9 28) bringt noch einen Artikel, in dem man etwas vom jüd. Rückzug merkt: „Kauften Banken ſich los? Mehrfach war angedeutet worden, daß zwei Berliner Großbanken auch in dem Verdacht ſtänden, an den Schiebungen mit der Kriegsanleihe beteiligt zu ſein. Zwischen der zuſtändigen Reichsſtelle und dieſen Banken ſcheint es zu einem Vergleich gekommen zu ſein. Nachträglich ſollen von dieſen Banken beträchtliche Summen an das Reich abgeführt ſein. Im Reichsfinanzministerium hat man es abgelehnt, ſich zu der Angelegenheit zu äußern. Sollte die Nachricht zutreffen, ſo wäre das allerdings ein Vorgang, der nicht ſtillschweigend hingenommen werden dürfte. Zur Beſchönigung der Angelegenheit heißt es: „Die Rechtslage ſei ſtrittig.“

Sogar in der Reichsbank ſoll nicht alles ganz haſenrein ſein. Beamte der Reichsbank ſollen den Betrügern Material in die Hände geſpielt haben, durch das es ihnen erſt möglich geworden iſt, die Betrügereien in die Wege zu leiten. Eine dort früher angefertigte Liſte des Altbeſizes in Kriegsanleihe ſoll den Schiebern zugänglich gemacht und dieſe dadurch in die Lage verſetzt worden ſein, ihre Manipulationen durchführen zu können. Der Reichsbankrat **K o t l i n s k y** iſt in den Kreis der Unterſuchung einbezogen worden.“

Dann wurde es ganz ruhig. Bis dann Ende Mai 1929 die Hauptverhandlung begann. Als Anklagevertreter fungierte Staatsanwaltschaftsrat Dr. ▼B e r l i n e r [!], als vom Gericht beſtellter mediziniſcher Sachverständiger SA Dr. ▼L e p p m a n n [!]. DZ Nr. 123 29/5 29: „Vor dem erweiterten Schöffengericht des Amtsgerichts Berlin-Mitte begann die Verhandlung des Prozeſſes gegen Hugo Stinnes, ſeinen Direktor Erich Nothmann, ſeinen Sekretär Wolf von Waldow, ferner gegen die Kaufleute Bela Groß (Wien), Leo Hirsch (Berlin), Eugen Hirsch (Paris) und Joſeph Schneid (Berlin). Der Anklage, die gegen die ſechs erſtgenannten Angeklag-

ten auf verſuchten Betrug zum Nachteil des Deutſchen Reiches, gegen den letztgenannten auf Beihilfe zum verſuchten Betrug lautet, liegt folgender Tatbeſtand zugrunde: Im November 1926 reichte der Pariſer Rechtsanwalt und Abgeordnete Calmon bei der zuſtändigen Stelle im Auftrage von vier franzöſiſchen Staatsangehörigen Anleiheanmeldungen im Betrag von 28 Millionen Reichsmark ein. Bei näherer Prüfung ergab ſich jedoch, daß die Unterlagen für die Anmeldungen gefälscht waren. Deſgleichen erwieſen ſich auch Anmeldungen für über 15 Millionen Mark aus Rumänien als gefälscht. Aus allen möglichen Ländern kamen nun Anmeldungen, die ebenfalls gefälscht waren.

Die Anregung zu den Fälschungen von Neubefiz in Altbeſiz ſoll von den Angeklagten Schneid, Groß, Leo und Eugen Hirsch ausgegangen ſein. Letzterer hatte ſeinen Verwandten Erich Nothmann zufällig in Paris getroffen, ihm das Geſchäft vorgeschlagen und ihn veranlaßt, kapitalkräftige Leute zur Beteiligung heranzuziehen. Nothmann berichtete dem Sekretär v. Hugo Stinnes, Herrn v. Waldow, über das ihm von Eugen Hirsch gemachte Unerbieten und von Waldow trug die Angelegenheit Hugo Stinnes vor. In der Annahme, daß es ſich um ein legales Geſchäft handelte, ſtellte Hugo Stinnes rund 500 000 Mark für das Geſchäft zur Verfügung, welches jedoch auf den Namen ſeines in Zürich wohnhaften Freundes Dr. Brunner getätigt werden ſollte. Nothmann und v. Waldow beſorgten in Paris durch einen Agenten namens Schrand Hintermänner für Frankreich, in deren Namen Calmon auftrat, während Hirsch und Bela Groß die Aktion in Rumänien bearbeiten ſollten. Mit Hilfe eines holländiſchen Bankiers Hendrig wurden die erforderlichen Urkunden — Bankquittungen und Schluſſcheine — gefälscht und Calmon zur Anmeldung übergeben. Dabei ſollen Nothmann und v. Waldow von Schrand betrogen worden ſein. Der Bankier Hendrig witterte Unrat und zog ſich rechtzeitig aus dem Geſchäft zurück. Als v. Waldow Hugo Stinnes über die eingetretenen Schwierigkeiten Bericht er-

stattete, soll Stinnes erklärt haben: „Ich will von dem Geschäft nichts wissen, Sie sind mir dafür verantwortlich.“

Unter starkem Andrang wurde die mündliche Verhandlung eröffnet. Pünktlich um 9½ Uhr betritt das Gericht den Saal, drei Schöffen, drei Richter unter dem Vorsitz des Landgerichtsdirektors Arndt. Die Anklage vertritt Staatsanwaltschaftsrat Dr. ▼Berliner, 19 bis 20 Verteidiger sind erschienen.“

Wahrheit Nr. 22, 1/6 29: „Längst nicht alle, die schon auf Grund der bisherigen Feststellungen irgendwie in diese Affäre verwickelt sind, wurden angeklagt; so mancher mag vielleicht erst auf Grund neuer Aussagen im Prozeß selbst eine Anklage befürchten. Aber viele von ihnen sind ja Ausländer, dem Zugriff der deutschen Justiz entzogen. ....

Vor allem der sozialistische „monsieur le député“ Calmon, einer der Hauptnutznießer des Schwindels. Er drohte dem deutschen Botschafter mit politischen Enthüllungen, wenn man den Spuren seines Wanderns nachgehen wolle. Und sein Name verschwand. Weil sich auch angeblich deutsche Sozialisten für ihn einsetzten. Und die Holländer, an ihrer Spitze Herr van den Siebkamp, fehlen; gerade dort aber sprudelte eine der Hauptquellen der Betrugsversuche.

Nur ein geringer Teil all der ostjüdischen Schiebergesellschaft konnte gefaßt werden, die ihre schmutzigen Hände, in das große Geschäft steckten. Bela Grosz und Schneid, dann die beiden Hirsch und dahinter der Schatten eines Toten, U. D r u c k e r s, früheren Direktors der unter so üblen Begleiterscheinungen zusammengekrachten Wiener Allgemeinen Depositenbank, der sich selbst erschöß. Und noch schattenhafter taucht die Person C a s t i g l i o n i s auf, um den sich früher alle diese würdigen Gestalten gruppiert hatten. Auch der gleichfalls tote Alfred Löwenstein, der im Kanal ertrunkene Großspekulant, stand diesen Dingen nicht allzu fern. An andere Namen, an gleichfalls beteiligte, aber fern vom Schuß der deutschen Gerichte befindliche Männer braucht man nicht mehr zu erinnern. Sie haben alle nur eines gemeinsam: sie begannen

ihre „Laufbahn“ in Wien und sind sämtlich ganz unzweifelhafter Massezugehörigkeit. Wie denn z. B. über Herrn Leo Hirschs Tätigkeit in Berlin das — Haus ▼Mosse Auskunft geben kann.“ [H. war Dir. des deutsch-österreich. Verkehrsbüros und Freund des Hauses ▼Mosse. Er leitete auch die Verlags- und Gesellschaftsreisen von ▼Mosse über das dtisch-österreich. Verkehrsbüro].

Es werden zunächst die Aussagen des vom persönlichen Erscheinen entbundenen Angeklagten Eugen ▼Hirsch verlesen. „Er hat zugegeben, daß das Anleihegeschäft durch Leo Hirsch, der übrigens keineswegs mit ihm verwandt sei, — und Bela Grosz an ihn gekommen sei. Beide hätten ihm dabei gesagt, daß das Geschäft kein gesetzlich einwandfreies sei. Er habe darauf Leo Hirsch und Grosz mit einem gewissen Schrand [der in anderen Zeitungsberichten auch Schrandt geschrieben wird] bekannt gemacht, der über die Möglichkeit Geschäfte mit deutschen Anleihen zu tätigen, vollständig unterrichtet gewesen sei und erzählt habe, daß in Holland bereits ein Konsortium bestände, welches Anleihestücke aufkaufte. Er sei darauf mit Leo Hirsch, Grosz und Schrand nach Holland gereist, um mit dem Amsterdamer Bankier ▼Horn wegen der Finanzierung des Geschäfts zu verhandeln. Horn habe jedoch jede Beteiligung abgelehnt. Bald darauf sei er in Paris wieder mit Schrand zusammengekommen, der ihm erzählte, daß er bereits ein französisches Konsortium beisammen hätte. Bald darauf sei Rothmann nach Paris gekommen, der als Vertreter von Hugo Stinnes großes Interesse für das Geschäft gezeigt habe, obgleich ihn Eugen Hirsch darauf aufmerksam gemacht habe, daß das Geschäft ein illegales sei. Darauf sei Schrand hinzugekommen, der sich tatkräftig für das Zustandekommen des Geschäfts eingesetzt und u. a. erzählt habe, er habe sich des Beistandes eines hohen deutschen Beamten Dr. Voß versichert, der die Sache schon durchführen würde.“ DZ Nr. 125; 31/5 29.

Sodann wird Stinnes vernommen. „Am Tage seiner Rückkehr aus England ist St. sofort vor den Untersuchungsrich-

ter geladen worden. Noch vor Beginn seiner Vernehmung sei der Pariser Sonderkommissar der Reichsschuldenverwaltung Heinzmann, zu ihm gekommen und habe ihn dringend überredet, er solle doch ein umfassendes Geständnis ablegen. Er sei vollständig überführt und würde das Haus nicht mehr verlassen. Es läge in seinem, seiner Familie und der Firma Interesse, daß er alles eingestehe. Der Regierung sei der ganze Vorfall äußerst unangenehm, der Kredit des Reiches könne in Mitleidenschaft gezogen werden. Bleibe er bei seiner Aussage, so würden die Behörden in der Firma Hugo Stinnes „das Unerfährte zu oberst kehren.“

Unter dem Eindruck sowohl dieser Drohung, als auch der ihm von seiner Frau übermittelten Meldung, daß in seiner Hamburger Wohnung eine schonungslose Hausdurchsuchung stattgefunden habe, beherrscht von dem Wunsch, die Firma und die Familie zu schützen, habe er sich entschlossen, wissentlich die unwahre Angabe zu machen, daß ihm v. Waldow seine Bedenken hinsichtlich der Echtheit der Belege bereits im Dezember 1926 mitgeteilt habe. Bei der Abgabe dieser wissentlich unwahren Erklärung habe er sich von folgender Erwägung leiten lassen: Er habe seiner Mutter, seinen Beamten und Angestellten gegenüber ein schlechtes Gewissen gehabt, daß er sich überhaupt auf ein Gelegenheitsgeschäft eingelassen habe und es als seine Ehrenpflicht angesehen, alle Verantwortung und Schuld auf sich zu nehmen. Daraufhin sei er sofort verhaftet worden, habe jedoch unmittelbar darauf seinem Rechtsbeistand, Rechtsanwalt Dr. Hoed, mitgeteilt, daß er wissentlich ein falsches Geständnis abgelegt habe. Nachdem Dr. Hoed ihn darauf aufmerksam gemacht habe, daß sowohl der Untersuchungsrichter als auch Heinzmann ihm eine Falle gestellt und ihn geblufft hätten, habe er sofort seine falsche Aussage widerrufen.“ DZ Nr. 139, 16/6 29.

Im weiteren Verlauf der Verhandlung wird von RA Dr. Waldeck, dem Verteidiger des Angeklagten ▼Schneid, der Antrag gestellt, „den ehemaligen Justiziar der Reichsschuldenverwaltung,

Rechtsanwalt Dr. Haase, als Zeugen zu vernehmen, der es bestätigen könnte, daß auch Großbanken Anleihebesitz als Altbesitz vorgewiesen hätten, und daß in diesen Fällen der Neubesitz als Altbesitz anerkannt worden sei, ferner, daß nach Feststellung dieser Tatsache seitens der Reichsschuldenverwaltung kein Verfahren gegen die schuldigen Großbanken eingeleitet worden sei und schließlich, daß Beamten der genannten Behörde, die auf eine Strafverfolgung der Schuldigen bestanden hätten, kurzerhand aus dem Dienst entlassen worden seien.“ DZ Nr. 132, 8/6 29.

„Nach einigen weiteren Erklärungen wird die Vernehmung von Hugo Stinnes abgeschlossen, und der Anklagevertreter, ▼Dr. Berliner, wendet sich nunmehr wieder Herrn v. Waldow zu. Es ist, als ob der selige Torquemada aus dem Grabe entstiegen wäre. Jeder Satz, jedes Wort, sei es nun aus den Protokollen der Voruntersuchung, sei es aus beschlagnahmten Privatbriefen, wird zerpfückt und zerfasert, um aus dem Häcksel einen Strick zu drehen, an dem Stinnes und seine Mitarbeiter aufgehängt werden sollen. Endlich sind auch diese „Vorhaltungen“ beendet. Zum Schluß gibt noch der Angeklagte Rothmann eine Erklärung ab, die bei allen im Saal Anwesenden einen nachhaltigen Eindruck hinterläßt: Mit seiner Verhaftung sei es ein „Zug um Zug-Geschäft“ gewesen. Der Untersuchungsrichter habe ihm geraten, Stinnes zu belasten, und der Sonderkommissar Heinzmann habe ihm wörtlich gesagt: „Wozu wollen Sie diesen Lumpen Stinnes delten. Wenn Sie es noch weiter tun, so bleiben Sie bis zur Hauptverhandlung in Untersuchungshaft.“ DZ Nr. 139, 16/6 29.

Der Verteidiger des vom persönlichen Erscheinen entbundenen Eugen ▼Hirsch, JA Sonanini gibt eine Erklärung ab, die auf das Untersuchungsverfahren ein recht eigenartiges Licht wirft. „Heinzmann habe Hirsch angeblich zu einer privaten, freundschaftlichen Unterredung zu sich gebeten, habe ihm erzählt, daß der Angeklagte von Waldow ein „umfassendes Geständnis“ abgelegt habe und von ihm verlangt, er solle doch

auch die „ganze Wahrheit“ sagen, damit er nicht gezwungen sei, von seinem Haftbefehl, den er in der Tasche habe, Gebrauch zu machen. Tatsächlich habe der Kommissar überhaupt keinen Haftbefehl gehabt. Der Untersuchungsrichter Dr. Brühl habe dann bei der Vernehmung auffällig die Tür hinter sich und Herrn Hirsch abgeschlossen und ihm dann gesagt: „Wir wollen ja von Ihnen nichts, es liegt uns nur daran, Herrn Stinnes und Herrn von Waldow in die Hand zu bekommen.“ Der Untersuchungsrichter habe ferner Herrn Hirsch gesagt, daß er nur als Zeuge vernommen würde. Habe ihn aber trotzdem später als Angeklagten hinzugezogen.“ (DZ Nr. 141, 19/6 29).

„Bei der sich hieran anschließenden Vernehmung der Sachverständigen kommt es zu heftigen Zusammenstößen zwischen Staatsanwaltschaft und Verteidigung. Sobald die Verteidiger an die Sachverständigen eine Frage richten, die eine Klärung des Geschäftsgebarens der zuständigen Reichsbehörde bezwecken, hält der Oberstaatsanwalt Dr. Sturm schützend seine Hände über die Beamten. Die Frage eines Verteidigers, aus welchem Grunde die Banken in dem Kriegsanleihegeschäft bevorzugt worden seien, will der Oberstaatsanwalt nicht zulassen, und nach längerem Hin und Her stellt das Gericht die Frage einstweilen zurück.“

Nach Angabe der Sachverständigen sind im ganzen rund 133 000 Aufwertungsanträge für Altbesitz zurückgewiesen worden. In 29 Fällen sind wegen wissentlicher Anmeldung von Neubesitz als Altbesitz Ordnungsstrafen verhängt, und nur in drei Fällen seien Strafanträge wegen versuchten Betruges gestellt worden, die jedoch alle zusammen zurückgewiesen worden sind.“ (DZ Nr. 141, 19/6 29).

Interessant sind auch die Aussagen des Sonderkommissars **Heinzmann**. Trotzdem er den Juden **Calmon**, **Schrand** und **Lévitte** einen schweren Betrug am Deutschen Reiche nachweisen konnte, verbot ihm seine vorgesetzte deutsche Reichsbehörde in Berlin, gegen die drei Juden in Frankreich ein Strafverfahren einzuleiten. **Calmon**,

der zunächst noch nicht ahnte, daß sein Betrug entdeckt war, besaß sogar die Frechheit, **H.** zu drohen, die Sache in der französischen Deputiertenkammer vorzubringen, wenn er von Deutschland nicht bald sein Geld bekäme. Als **H.** ihm nachweist, daß alle Unterlagen gefälscht sind, läßt **C.** die Maske fallen und gibt an, auch **Stinnes** sei an dem Schwindel beteiligt. Sobald **H.** den Namen **St.** hört, geht er hoch. Jetzt hat er ein Opfer. Er vergift alles andere und schließt sogar mit dem Betrüger **C.** Bundesgenossenschaft. Er gibt ihm nicht nur die gefälschten Urkunden zurück, „er läßt sich auch in seinem Geschäftszimmer ein auf den 7/8 1927 fälschlich zurückdatiertes Schreiben überreichen, in dem **Calmon** auf die Ansprüche seiner Auftraggeber auf Alt- und Neubesitz verzichtet und beantwortet dieses Schreiben unter dem gleichen Datum mit einem Brief, in dem er Herrn **Calmon** dessen „Korrektheit“ und „Loyalität“ bescheinigt.“ (DZ Nr. 142, 20/6 29).

Dies tut ein hoher Staatsbeamter, der noch dazu früher einmal deutscher Staatsanwalt war.

Eigenartig sind auch die Schlussfolgerungen des **H.** Lediglich auf die Aufschuldigungen des jüd. Betrügers **C.** hin, stand es für **H.** fest, daß **Stinnes** der Hauptschuldige am Betrüge sei. Eine mit größter Rücksichtslosigkeit durchgeführte Hausdurchsuchung bei **Stinnes** verläuft ergebnislos, folglich, so schließt **H.**, habe **St.** alles ihn Belastende schon vorher fortgeschafft und erscheint deshalb äußerst verdächtig. Fürwahr ein kluger Staatsanwalt.

Gegen **H.** werden im Prozeß die schwerwiegendsten Vorwürfe erhoben. Einer der Verteidiger hat folgendes behauptet: „Wir werden im weiteren Verlauf der Verhandlung nachzuweisen haben, daß der Zeuge **Heinzmann** bei seiner Tätigkeit in Frankreich nicht nur eine Erpressung begangen, sondern auch einen Anwalt, nämlich **Calmon**, zur Untreue verleitet hat. Diese Untreue ist darin zu erblicken, daß **Calmon** den ihm von seinen Klienten anvertrauten Kriegsanleihebesitz dem Zeugen **Heinzmann** mit einer Verzichtserklärung aus-

lieferte. Ich behaupte, daß Heinzmann strupellos in einem subjektiven Fanatismus vor nichts zurückgeschreckt ist, vor allem nicht vor Dingen, vor denen ein gebildeter Zivil- und Straffjurist, wie er, hätte zurückschrecken müssen." (Wahrheit Nr. 25, 22/6 29.)

Eine sehr interessante Persönlichkeit des Prozesses ist Bela ▼ Groß. „Bela Groß hat eine bezeichnende Vergangenheit. In Wien spielte er eine nicht unbedeutende Rolle. In seinem Hause verkehrten Politiker, Wirtschaftler und namhafte Vertreter der katholischen Kirche. Bela Groß war erster Direktor der Foresta, einer Holz-Importgesellschaft, in deren Aufsichtsrat Castiglioni saß. Bela Groß war mit 24 Jahren vor dem Kriege bereits Generaldirektor. Als 1918 Bela Rhun nach Ungarn kam, um die Räterepublik zu errichten, fuhr er zunächst nach Wien, um Bela Groß zu seinem „Finanzminister“ zu ernennen. Bela Groß sagte zu, aber am nächsten Tage flüchtete er, da die Sache nicht ganz sicher war, nach Paris, um erst zurückzukehren, als der Räterput in Ungarn verfliegen war.“ (DZ Nr. 237, 7/10 28).

„Bela Groß hatte sich seinen Plan folgendermaßen zurechtgelegt: Durch seine Berliner Agenten wußte er, daß die Bearbeitung der Kriegsanleiheanmeldungen durch den Reichskommissar für Ablösung der Reichsanleihen alten Bestandes um die Auszahlung der bewilligten Beträge je nach Lage der Dinge 6—12 Monate dauerte. In dieser langen Zeit konnte natürlich der Schwindel ans Licht kommen, und so entschloß er sich, das Verfahren zu beschleunigen. Er tauchte, nachdem er durch den Rechtsanwalt Rothmann seine zunächst auf 14 Millionen lautenden Ansprüche angemeldet hatte, im Ministerium für die besetzten Gebiete auf und behauptete, daß er als Deutschenfreund Gelegenheit hätte, die vom Reich zu zahlenden Gelder auch dem Deutschland zu erhalten. Er stehe in enger Verbindung mit maßgebenden Organisationen des Burgenlandes und könne dort einer Anzahl deutscher Betriebe das Geld zur Verfügung stellen, die augenblicklich sich in schwerer Notlage befänden, die man

aber bei schneller Durchführung der Zahlungen vor dem Zusammenbruch retten könne. Sein Wunsch gehe also dahin, daß das Ministerium sich beim Reichskommissar für eine schnelle Auszahlung der Kriegsanleiheaufwertung einsetze. Dieser Schachzug war nicht ungeschickt, da Bela Groß wohl voraussetzen konnte, daß das Ministerium für die besetzten Gebiete für das Deutschland im Auslande ein besonderes Interesse haben könne.

Fast gleichzeitig versuchte Herr Siebkamp einen Plan durchzuführen, der entschieden noch raffinierter war, als der seines Freundes Bela Groß. Auch er wandte sich zunächst an das Ministerium für die besetzten Gebiete, um von dort eine Empfehlung an das Reichswirtschaftsministerium zu erhalten, denn Herr Siebkamp hatte gewaltige Pläne, die der deutschen Industrie von ungeheurem Nutzen sein sollten. Siebkamp stellte sich vor als Repräsentant der Société de marbre Caunes und der Société des mines de France und erzählte, daß diese beiden Gesellschaften einem holländischen Konzern erhebliche Beträge schuldeten, die man mit Kriegsanleihe bezahlen wolle. Nun habe er mit dem holländischen Konzern, dem die Zuschüttung der Zuider-See zum großen Teil übertragen sei, ein Abkommen geschlossen, daß er anstelle der Barzahlungen oder der Verrechnung in Kriegsanleihe auch Baumaterial für die Zuider See liefern könne. Siebkamp machte nun den genialen Vorschlag, daß die von ihm angemeldeten insgesamt 44 Millionen so schnell als möglich nach der Aufwertungsformel ausgezahlt werden sollten, da in diesem Fall das deutsche Reich das ganze Geld im Lande behalte. Er verpflichtete sich nämlich, wenn die Angelegenheit innerhalb 6 Wochen erledigt sei, alle vom Reich bezahlten Beträge der Rheinischen Basalt- und Zement-Industrie zuzuführen, die dadurch Riesenlieferungen nach Holland erhalten werde.

Nun hatten die Anmeldungen Siebkamps einen kleinen Fehler. Als er Anfang Dezember 1926 bei den deutschen Behörden auftauchte, war die Anmeldefrist der Kriegsanleihe, die er in



Händen hatte, bereits verstrichen. Der Reichskommissar für die Aufwertung lehnte deshalb zunächst den Antrag Siebkamp rundweg ab, aber der Holländer mußte sich zu helfen. Er erklärte, daß der Anmeldestermin nur deshalb verpaßt worden sei, weil sein Geschäftsführer plötzlich von einer so schweren Krankheit befallen worden sei, daß die ganzen Geschäfte ins Stocken geraten wären. Er sei bereit, ein dementsprechendes ärztliches Attest beizubringen. Tatsächlich erschien Herr Siebkamp nach einigen Tagen bei den Behörden wieder und legte nicht nur die ärztliche Bescheinigung vor, sondern merkwürdigerweise auch ein Schriftstück, das die Stempel einer hohen französischen Amtsstelle in Berlin trug und in dem die Wichtigkeit der Angaben Siebkamps beglaubigt wurden. Dieses Dokument schlug offenbar auf der ganzen Linie durch, denn schon wenige Tage später rief der Ministerialamtmann K. vom Reichskommissar für die Aufwertung bei dem Vertreter Siebkamps, dem Rechtsanwalt Rothmann an, und teilte mit, daß von den Anmeldungen des Herrn Siebkamp ein Betrag in Höhe von 24 Millionen Mark zur Aufwertung zugelassen sei. Offenbar hatte die Behauptung Siebkamps, er wolle der Rheinischen Industrie große Aufträge verschaffen, über den sonst recht langweiligen Instanzenweg gesiegt. Jrgendwo muß man jedoch Bedenken gehabt haben, Siebkamp die nicht unerheblichen Summen durch die Reichsbank auszahlen zu lassen, denn wenige Tage später, als die Zahlung erfolgen sollte, kam eine unangenehme Anfrage an den Holländer, ob die von ihm angemeldete Kriegsanleihe wirklich nachweisbarer Utbesitz sei. Siebkamp merkte, daß das Spiel für ihn gefährlich wurde, hatte aber trotzdem die Dreistigkeit, mit einer Beschwerde beim Finanzminister zu drohen." DZ Nr. 228; 27/9 28.

In Berlin selbst kaufte u. a. der Jude Bloch Neubesitz auf, brachte ihn nach Temesvár, wo der RA ▼Untal die rumänische Gruppe des Konsortiums vertrat.

Der in Paris verhaftete Schieber Joseph ▼Schneid wurde, nachdem das deut-

sche Reich der französl. Justizbehörde alle ihr entstandenen Kosten ersetzt hatte, 2. Klasse D-Zug im Schlafwagen nach Deutschland befördert.

Ein preuß. Beamter, wie er nicht sein soll, ist Reg.-Rat Dr. Steiger. St. gehört der Zentrumspartei an. Vermögen hatte er nicht. „Er war, nachdem er im Westen des Reiches an Zentrumsbültern als Redakteur tätig war, in die Berliner Redaktion der „Köln. Volksztg.“ gekommen. Von dort aus wurde er von Dr. Höfle, als dieser Minister für die besetzten Gebiete wurde, als Pressechef ins Ministerium berufen. Jedenfalls steht fest, daß Steiger größere Geldmittel in seinem Beruf nicht hat verdienen können.“ Wahrheit Nr. 39, 29/9 28.

Trotzdem trat St. schon im Frühjahr 1923 als Geldgeber für Wohnungsbauten in Lankwiz auf. „Als Dr. Steiger die für das Lankwitzer Bauvorhaben zugesagten Gelder zahlte, fiel es auf, daß er dies durch 2 große Schecks in tschechischer Währung auf eine Prager Bank tat, die von der Reichsbank aber nicht abgenommen und erst unter den größten Schwierigkeiten bei einem kleineren Berliner Bankhaus untergebracht werden konnten. Wegen dieser eigenartigen Zahlung ist damals infolge einer Anzeige ein polizeiliches Verfahren gegen Dr. Steiger eingeleitet worden, das zu einer Haussuchung bei ihm führte.

Dr. Steiger hat selbst das Bewußtsein gehabt, daß er etwas zu verbessern hatte; er versuchte, die Bauherren dahin zu beeinflussen alle bei ihnen vorhandenen Unterlagen in bezug auf den Geschäftsverkehr mit ihm zu vernichten. Diesen Bauherren gegenüber gab Dr. Steiger über die Herkunft der Schecks eine Erklärung dahingehend ab, daß er nach dem Kriege Regierungskommissar in der Tschechoslowakei für die Ablieferung des früheren deutschen Besitzes in Böhmen gewesen sei; dafür habe er von der tschechischen Regierung hinterher eine steuerfreie Gratifikation in erheblicher Höhe erhalten.“ Wahrheit Nr. 39, 29/9 28.

Bela ▼Grosz hatte einen Angestellten, namens Hausmann. Dessen Frau meldete sich eines Tages ahnungslos auf ein Zeitungsinsert, „durch das junge Frauen eingeladen werden, mit Gleichgesinnten ein Kaffeekränzchen zu bilden. Dieses Insert war in Wirklichkeit von der Inhaberin eines übelbeleumundeten „Klubs“ aufgegeben, die ihren Gästen Gelegenheit zum vertraulichen Stelldichein gab. Als Frau Hausmann in diesen Klub kam, wohin sie brieflich eingeladen wurde, lernte sie dort Dr. Steiger kennen, an dessen Tisch sie plaziert wurde. Frau Hausmann hielt Dr. Steiger für einen Juristen und wollte in einer Prozeßangelegenheit von ihm einen Rat haben. Dr. Steiger hat zur Klärung dieser Angelegenheit, es handelte sich um ein Zigarettengeschäft, bei dem Hausmann sich betrogen fühlte, den Ehemann Hausmann zu sich ins Ministerium bestellt. Dr. Steiger wurde mit Hausmann dann näher bekannt, so daß er diesen zu einem Bankett einlud, an dem Minister und auch führende politische Persönlichkeiten teilnahmen. Als Bela Grosz um diese Zeit nach Berlin kam und von Hausmann erfuhr, daß er Dr. Steiger kenne, zeigte er sich sehr interessiert und wünschte diesen kennenzulernen. Augenscheinlich gründete Bela Grosz darauf seinen Plan.

Bela Grosz hatte ganz richtig kalkuliert; in Steiger war er an den Richtigen gekommen; der vermittelte die Bekanntschaft mit dem Regierungsrat Voß, der für die Anmeldung von deutscher Kriegsanleihe in Paris zuständig war.

Es ist wirklich reizend: der Chef der Presseabteilung für das besetzte Gebiet verbringt seine Mußestunden in einem Klub, in dem die Kuppelerei ganz offen betrieben wird. Kuppelerinnen inserieren unter harmloser Deckadresse. Jeder halbwegs mit den Berliner Verhältnissen Vertraute weiß, um was es sich bei diesen Damenkränzchen handelt. Dr. Steiger wußte das auch; denn sonst wäre er nicht dort gewesen und hätte die Bekanntschaft der harmlosen Frau Hausmann machen können. Für einen frommen Zentrumsmann ist das Milieu doch etwas reichlich eigenartig.“ Wahrheit Nr. 41; 13/10 28.

Vor dem Untersuchungsrichter Iog Steiger, er habe Hausmann im Palast-Café kennengelernt. Er wollte so seinen sauberen Klubverkehr verschleiern. „Dr. Steiger vertritt gegen Bezahlung die Mitglieder des Steglitzer Mieterbundes in ihren Rechtsstreitigkeiten vor den Mieteinigungsämtern und Amtsgerichten. Grundbesitzer, gegen die Steiger Prozesse führte, haben sich beschwerdeführend an den Chef Steigers, den Minister für die besetzten Gebiete, gewandt und haben diesem mitgeteilt, daß Dr. Steiger in der Woche ganze Vormittage seiner Dienstzeit vor den Gerichten verbracht hat. Mithin sein Amt, für das er vom Staat bezahlt wird, vernachlässigt. Auch sind dem Minister tatsächliche Vorgänge unterbreitet worden, die beweisen, daß Dr. Steiger seine Klienten in seinem Dienstzimmer im Ministerium empfängt und mit diesen die Prozesse erörtert.“ Wahrheit Nr. 41; 13/10 28.

Über nicht nur die Mieter verkehrten dort, sondern auch die jüd. Kriegsanleihehändler. So weist das Besuchsbuch des Ministeriums nach, daß Bela ▼Grosz 15 mal bei Steiger gewesen ist. Auch Sieblamp war dort ein häufiger Gast. Natürlich hat Steiger den Leuten nicht nur um ihrer schönen Augen willen bei und zu ihren dunklen Geschäften geholfen, er hat auch tüchtig dabei verdient.

St. sagt als Zeuge wörtlich aus: „Grosz sei eines Tages bei ihm im Ministerium für die besetzten Gebiete erschienen und habe geklagt, daß die deutschen Behörden den rumänischen Anleiheansprüchen nur schwaches Interesse entgegenbrächten; er, Steiger, sollte für raschere Auszahlung sorgen. Steiger habe sich dann an den Bankier Jakob gewandt und ihm die Angelegenheit übertragen. Dafür hätte Jakob eine „Tätigkeitsgebühr“ von 6000 Mark und ein prozentuales „Erfolgshonorar“ zugesichert erhalten. Auf die Frage des Vorsitzenden, ob es Steiger nicht eigen tümlich vorgekommen sei, daß Grosz sich an ihn als Beamten in einem Ministerium gewandt habe, das mit der Aufwertung nichts zu tun hatte, erwiderte Dr. Steiger, daß zu ihm oft Leute ge-

kommen seien mit dem Wunsche, daß er sich für sie verwende. Es seien bei ihm schon hohe richterliche Beamte gewesen, die ihn um Befürwortung ihrer Befoldungsanträgen bei seinen politischen Freunden gebeten hätten. Auf Vorhalt der Verteidigung, daß das ganze Geld für Jakob durch Steigers Hände gegangen sei, erwiderte der Zeuge, daß er für das Großsche Geschäft selbst nichts bekommen habe, im Falle Sieblamp hätte er aber 50 000 Mark erhalten, von denen ihm etwa 30 000 Mark geblieben seien. Außerdem hätte ihm Jakob einmal 3000 Mark geschenkt. Die Frage, ob er sich seiner Beziehung zum Reichsfinanzminister gerühmt habe, bejahte der Zeuge, denn der frühere Reichsfinanzminister Köhler sei sein Landsmann und Parteifreund. Das Gericht beschloß, den Regierungsrat Steiger wegen Verdachts der Teilnahme nicht zu vereidigen.

Wenn zu Dr. Steiger tatsächlich Richter in von ihm behaupteten Befoldungsangelegenheiten gekommen sind, so sollte eigentlich ein Ministerialrat wissen, daß das etwas ganz anderes ist, als wenn er sich für Schieber verwendet. Für seine Tätigkeit für Schieber hat Dr. Steiger eingeständenermaßen 33 000 RM. eingesteckt.“ Wahrheit Nr. 27; 6/7 29.

Man müßte doch glauben, daß ein so großzügig und raffiniert angelegter Riesenbetrug, wie ihn der Kriegsanleihefandak darstellt, vom Gericht auf das schwerste geahndet würde. Obgleich wir in unserem Bericht nur einen verschwindend geringen Teil der in den Skandal verwickelten Personen aufgeführt haben, muß man sich als gewöhnlicher Sterblicher doch sehr wundern, daß noch viel weniger unter Anklage stehen, noch mehr wundern muß man sich jedoch, daß das Gericht, trotzdem es eine so große Auswahl von Betrügern hatte, unter den 7 Angeklagten auch noch 4 Unschuldige erwischt zu haben scheint, wie aus nachstehendem Urteilspruch hervorgeht: „Im Stinnes Prozeß verkündete unter lebhafter Anteilnahme des Publikums Landgerichtsdirektor Dr. Arndt heute früh folgendes Urteil: Die Angeklagten Stinnes, Roth-

mann, Leo Hirsch und Schneid werden freigesprochen. Es werden verurteilt: der Angeklagte von Waldow wegen gemeinschaftlichen Betrugsversuches zu 4 Monaten Gefängnis, wovon 7 Wochen durch die Untersuchungshaft als verbüßt gelten; der Angeklagte Bela Groß wegen desselben Vergehens zu 4 Monaten Gefängnis, wovon 1 Woche durch die Untersuchungshaft als verbüßt gilt; der Angeklagte Eugen Hirsch wegen Beihilfe zum versuchten Betrug zu 3000 Mark Geldstrafe oder einem Monat Gefängnis. Die Kosten des Verfahrens fallen, soweit Freisprechung erfolgt ist, der Staatskasse, im übrigen den verurteilten Angeklagten zur Last. Die Haftbefehle gegen Stinnes, Rothmann und Leo Hirsch werden aufgehoben. Von Waldow erhält Bewährungsfrist von 3 Jahren.“ Thür. Allg. Z. Nr. 206; 28/7 29.

Gegen das Urteil legte die Staatsanwaltschaft Berufung ein. „Am 24. Juni wird der zweite Stinnesprozeß vor der 2. Strafkammer des Landgerichts I nochmals zur Verhandlung kommen. Die Staatsanwaltschaft hatte, wie erinnerlich, gegen das Gesamturteil Berufung eingelegt, der dann auch stattgegeben wurde. In der jetzigen Verhandlung werden sich neben Hugo Stinnes wieder die Angeklagten Rothmann, von Waldow, Schneid, Leo Hirsch, Eugen Hirsch und Bela Groß zu verantworten haben. Eugen Hirsch befindet sich noch in Paris, während Bela Groß nach Wien zurückgekehrt ist. Zu Beginn des Prozesses wird das Urteil erster Instanz verlesen werden, das nicht weniger als 124 Seiten umfaßt.“ Thür. Allg. Z. Nr. 139; 21/5 30.

Wir sind gespannt darauf, welche Urteile in der neuen Verhandlung gefällt werden. WM.

**Kriegsberichterstatter.** Dieser erst im Krimkriege entstandene Beruf wurde bis 1870/71 meist von sachkundigen, ehemaligen Heeresangehörigen ausgeübt. 1914—18 waren es — bis auf wenige Ausnahmen, z. B. in Deutschland W. Scheuermann — überall und ausschließlich Juden, die vorher auf besteligen andern Gebieten meist als Simplicissimus- oder DZ-Literaten tätig, nun das furchtbarste und blutigste Drama der Welt in widerlichen Feuilletons ausmünzten und damit Orden und Ehrenzeichen einheimsten.

**Kriegsbücher** — sind von der jüdisch-liberalen, pazifistischen Presse, die kein Auffladern des völkischen Geistes und keine Stärkung des Deutschtums will, immer nur heruntergerissen worden. Umgekehrt empfahl man

dafür Romane und Schriften fremdländisch-jüdischer Autoren, die unser Leben und seine Werte, Rasse und Volk, Arbeit und Lohn verschmühten. Selten, daß sich eine Stimme für Werte regte, die von Taten um ihrer selbst willen, von Pflichten und Kämpfen, von Jugend und Entbehrung, von Haus und Vaterland berichteten. So schrieb die *NSDAP* 1912 über die Bücher von 1870: „Die starke sittliche Anspannung, der Mut und Jubel die Deutschland 1870 durch Krieg zum Sieg führten, bleiben ein ewiges Vorbild. Man kann eine Menge Kriegsbücher vertragen, wie die köstlichen von Lehnen, Litzmann, Liebermann v. Sonnenberg, Zeiß u. a., ohne unter Wiederholungen zu leiden, denn jene Monate voll Sturm und Blut, die das Reich gebaren, sind in der Fülle außergewöhnlichster Begebenheiten und persönlichster Erlebnisse vom Generalkriegswert und von Einzelberichten nicht zu erschöpfen: Es bleibt immer noch was zu sagen und zu hören. Vor allem aber muß deutsche Jugend davon zusammenlesen, was sie bekommen kann: es ist ihre eigenste Vergangenheit und vielleicht ihre Zukunft, die in den Blättern vom Felde steht. Ich denke an ein 10jähriges blondes Knäblein, das ich an der Seite seines Vaters 1903 in der Kunsthalle zu Hannover leuchtenden Auges vor Bildern aus den Dezemberschlachten von 1870 stehen sah, wie es zum Vater sagte: „Du, da haben wir uns aber mächtig angestrengt!“ — Wo mag dieser junge Deutsche später selber für Deutschland gekämpft und sich geopfert haben?

Die Bücher, die vom Weltkrieg und seinem Heldentum erzählen, sind inzwischen auch so gut wie verboten, bei uns und bei der ebenso jüdisch geleiteten Entente. (Bergl. Remarque.)

**Kriegsdienstgegner**, Arbeitsausschuß der —; die Geschäftsstelle: *Dr. Viktor Fränkel*, Berlin W., Potsdamer Straße 86 B II, verbandte mit *Magnus Schwantje* (Sb) u. a. 1920 eine Aufforderung zum Landesverrat; vgl. Vorposten.

**Kriegsgesellschaften** s. Weltkrieg.

**Kriegshaber** [bei Göggingen, Schwab.], v.; — 1794 in Wien nobilitiert. *EG*.

**Kriegshörer**. Über jüdische R— vgl. Lucian  $\Delta$  Peme-jean „La Paix nécessaire“, Paris, 189(1?).

**Kriegskommissar**. *DFW* 17/8 1893: „Der kaiserliche Stuchhauptmann v. Uffenbach in Frankfurt a. M. hatte der Universtität Göttingen 1736 eine Sammlung mathematischer und physikalischer Bücher und Instrumente vermacht. Zum Dank verlieh ihm König Georg II. den Titel eines „Großbritannischen und Kurhannoverschen Kriegskommissars“. Herr v. Uffenbach antwortete: „Dieser Titel habe für ihn keinen Wert und könne ihm in Frankfurt nicht zur Distinktion dienen, weil er von dem württembergischen Hofe selbst Juden erteilt worden sei.“ Der König von England und Kurfürst von Hannover ernannten ihn daraufhin zum Oberstleutnant der Artillerie.“

**Kriegsministerium**, Berlin. Als Aufsichtsbeamte, um „Anregungen und Rat schläge, Klagen und Beschwerden zu prüfen“, und als Bevollmächtigte des Unterstaatssekretariats, wurden Herbst 1919 angestellt: *Goldschmidt*, *Nieswand*, *Döwy*, *Schlesinger*, *Watschinsky*, *Zuder*, *Brünn*, *Wippenhausen*.

**Kriegsopfer**, — eine Entschuldigung für verbrecherische Juden. — Einer der vielen *RA*  $\blacktriangledown$  *Meyer*, Berlin, unterschlug, laut *Presse* 27/8 1928, 5000 M. für seinen Mandanten und verspielte das Geld. Schon am 28/8 meldete *BT*: „*Meyer* ist gewissermaßen als **Kriegsopfer** anzusehen. ... Er hat sich in sibirischer Gefangenschaft ein Nervenleiden zugezogen, als dessen (so!) Folgeerscheinungen sich in letzter Zeit ein Hang zum Spiel entwickelt hat.“ — „Wertwüdig, was für Kriegsleiden und -opfer vorkommen, wenn man gewissermaßen *Meyer* heißt und das *BT* zum Freunde hat“, *BSA*.

**Kriegsteilnehmer**. *Militär = Wochenblatt* 1843: „Notiz über die Zahl der Juden in der preußischen Armee wäh-

rend der Kriegsjahre 1813, 14, 15. Hinsichtlich der Zahl der Juden, welche an dem Kriege in den Jahren 1813, 14 und 15 teilgenommen haben, sind in neuerer Zeit die auffallendsten Behauptungen aufgestellt worden. So führt ein Abgeordneter der Städte in der 46. Plenarsitzung des Rheinischen Landtages vom 13. Juli (*Allgemeine Preussische Zeitung* Nr. 38 vom 7. August d. J.) an: „Sechstausend Israeliten sind in dem Befreiungskriege gefallen“ usw., was voraussetzen würde, daß wenigstens 25- bis 30 000 Juden den Krieg fectend mitgemacht hätten.

Zur Berichtigung dieser und ähnlicher unrichtiger Angaben mag folgendes Resultat, welches aus den vorliegenden offiziellen Listen der Truppen gezogen ist, dienen. Die Listen umfassen zwar nicht alle Gruppen der Armee, in dessen aller Provinzen, und aus ihnen geht hervor, daß bei: 59 Linien-Bataillonen (inkl. deren Jäger-Detachements) 138 Juden, 21 Kavallerie-Regimentern (inkl. deren Jäger-Detachements) 39, 4 Artillerie-Brigaden 4, 52 Landw. = Bataillonen mit ihren Schwadronen 162, den sämtlichen Pionier-Kompagnien kein Jude, während der Feldzüge 1813, 14 und 15 zusammen 343 Juden gedient haben, von denen 263 freiwillig eingetreten und 80 ausgehoben worden sind.

Im Jahre 1815, wo das preußische Heer seine größte Stärke erreichte, zählte dasselbe mit Ausnahme der Garden, bei welchen keine Juden dienten, 104 Linien-Bataillone, 32 Kavallerie-Regimenter und 134 Landwehr-Bataillone. Nimmt man nun an, daß die Juden in den Truppen ganz gleich verteilt waren, was als ein sehr günstiges Verhältnis anzusehen ist, weil die Listen vorzugsweise von den im Laufe des Krieges formierten Truppen und solchen, welche aus den Provinzen rekrutiert worden, in denen verhältnismäßig nur wenige Juden heimatlich sind, fehlen, und endlich, weil viele der im Jahre 1815 bestehenden Truppen keinen tätigen Anteil am Kriege nahmen, so haben nach jenem Verhältnis gedient, bei den: Linien-Infanterie-Regimentern 245 Juden, Kavallerie-Regimentern 60, Ar-

tillerie-Brigaden 8, Landwehr-Bataillonen und Schwadronen 418, zusammen 731 Juden, eine Zahl, welche eher zu hoch als zu niedrig erscheint, wenn man erwägt, daß in 27 Friedensjahren von 1816 bis 1842 im ganzen nur 3314 Juden im Heere dienten und ihre Zahl während dieser Zeit niemals mehr als 334, oft aber auch nur 150 bis 200 betrug.“ Der Streit über die Zahl der im Weltkrieg gefallenen Juden ist zur Zeit noch nicht beendet. (s. Weltkrieg).

**Kriegstüchtigkeit.** Juden in Rußland, Hamburg 1844, S. 44: „Der Jude nimmt mitunter zu den grausamsten Mitteln seine Zuflucht, um dem so sehr verhassten Militärdienst zu entgehen. Ich selbst hatte in dieser Hinsicht Gelegenheit, eine traurige Erfahrung zu machen. Ein Verwandter, den ich früher nie gesehen, von dem ich früher kaum gehört hatte, war so glücklich gewesen, zu entfliehen. Entblößt von Geld und allem Notwendigen schleppte er sich bis Frankfurt a. d. D., von wo er meinem Vater schrieb und uns von seinem Schicksal unterrichtete. Mein Vater ließ ihn zu sich kommen und eine Profession erlernen — aber wie wenige sind so glücklich. In Wilna hatte vor einem Jahre eine Jüdin ihrem eigenen Sohne mit einer Axt die Finger ab, und trat so, verzweifelt und triumphierend, vor das jüdische Komitee. Vor zwei Jahren brachte man im strengsten Winter zwölf Leichen auf einem Schlitten nach Wilna gefahren: zwölf jüdische Jünglinge, die wegen der Konstriktion in die Wälder geflohen und dort verhungert und erfroren waren.“

**Kriegswirtschaftskritik.** „Vom Leibe bleibe man uns mit einer „behördlichen Maßnahme“. Von der R- und ihrem raffenden und lähmenden orientalischen Geiste haben wir genug erduldet, und was kann wohl von der heutigen Reichsregierung dauernd Gutes kommen!“, Dr. W. Ruprecht, Göttingen, Börsenblatt f. dtsch. Buchhbl. 24/10 1919.

**Aries, v.,** Kais. GRN, Mgl. des Patentamtes, Berlin. Mutter: ▼Reichenau.

**Aries, Joh. Ad. von,** Dr. med., o. Uß (Physiologie), Freiburg i. B. \*1853 Graudenz. E: △//▼.

**Ariens, Sowjetier,** Petersburg. Niederrhein. Nachr. 15/4 1919: „Dieser öffentliche Ankläger bei den Bolschewisten ist ein grausames Untier, dessen entartete Blutgier nichts Menschliches mehr aufweist. Von allen Bolschewistentypen stellt er zweifellos den degeneriertesten und pervertesten dar. Selbst im Verbrechen wäre es eine Schmeichelei, wollte man ihn mit Marat vergleichen, denn in seinem Blutdurst und in seinem hysterischen Geschrei nach dem Todesurteil ist er so unersättlich, wie ein Morphinfist in dem Verlangen nach seinem Betäubungsmittel. Und doch hat er eine akademische Bildung empfangen und ist als Rechtsanwalt tätig gewesen. Die schweren Linien seines Gesichtes zeigen deutliche Spuren früher Degeneration.“

**Krim.** Ein autonomer jüdischer Staat entsteht im Gouvernement Baprorosche: 58 Siedlungen mit 3650 Gehöften. Bevölkerung: 20 234, wovon 14 021 Juden; 3% Deutsche befragt, ob sie in den jüd. Rayon eingliedert werden wollten, stimmten zu. Hauptstädte: Neuzlatopol; Kalinindorf. Fruchtbare Getreidegegend, intensive Pflanzenkulturen und Milchwirtschaften. Jiddisch ist Verwaltungssprache, Gerichts- und Schulsprache. Bewirtschaftung des Rayons auf kollektivistischer Grundlage. Eine zentrale Traktorenstation für den ganzen Rayon ist eingerichtet, JPB 5/7 1929.

**Kriminalität der Juden.** Mitteilungen des D. U. B. B. (vgl. Wahrheit 24/2 1923): „... zeigt doch die Kriminalität der Juden [in Amerika] einen erschreckend hohen Prozentsatz! Das ostjüdische Element, aus dem sich diese Bestraften fast ausnahmslos zusammensetzen, scheint

demnach die Beschränkung ihrer Einwanderungsziffer auf eine Norm von 3% zu rechtfertigen. ... Wir verstehen nur zu gut die Bestrebungen der amerikanischen Vögel, die Einwanderer so rasch wie möglich zu „amerikanisieren“, d. h. über die elementarsten Pflichten eines anständigen Menschen und guten Bürgers zu belehren.“

**Kriminalität.** Den erschreckenden Anteil des Judentums am Verbrechen schweigt die Presse tot, oder sucht ihn, wo es nicht anders geht, zu beschönigen und mit der bekannten Tatsache zu entschuldigen, daß es auch schlechte Christen gäbe. So Prof. Ph. Zorn, der sich in „Westermanns 3. Monatsheft“ 1916 durch seine „Deutschen Zukunftsgedanken“ beim Weltgewissen sicherlich gut eingeführt hat: „Das dtische Judentum hat seine vaterländische Pflicht voll erfüllt. Es gibt auch schlechte Christen. Jede Schlechtigkeit im Handel und Wandel muß aufs schärfste bekämpft werden, aber eine Verallgemeinerung lediglich aus Gründen eines religiösen oder Rassengegensatzes muß abgelehnt werden.“

Trotzdem wollen die Juden in Verbrecherstatistiken die Religionsbekenntnisse nicht erwähnt und höchstens nur „Katholiken, Protestanten und Sonstige“ aufgeführt haben. In Frankreich z. B. hat nach Radenhausen „Esther“, 1887, S. 245: „Crémieux in Paris durchgesetzt, daß es in der Verbrecherstatistik keine Religionsverschiedenheit gibt und dadurch die Forscher aus minder zuverlässigen Nachweisen haben ermitteln müssen, daß die Juden im ganzen nahezu 3mal mehr die Gerichte und Gefängnisse belästigen, als die Christen“.

In welchem Verhältnis steht nun die Zahl der „schlechten Christen“ zu der der „schlechten Juden“?

Diese „Die Juden und die deutsche Kriminalstatistik“ 1893 (Leipzig, Grunow) berücksichtigt dieses 1882—1889 in der Weise, daß die Anzahl der bestrafte Juden durch die Anzahl der bestrafte Deutschen dividiert worden und hierdurch der Quotient der jüdischen Kriminalität gefunden worden ist, welcher, je nachdem diese stärker oder schwächer ist als die der Deutschen, größer oder kleiner ist als 1. So ergibt sich, daß bei Zusammenzählung aller Deliktarten die jüdische Kriminalität nur einen Quotienten von 0,83 aufweist, also geringer ist, als die der Deutschen. Zieht

man dagegen die Fälle der Körperverletzung und des Diebstahls — beides Verbrechenarten, wo die jüdische Beteiligung wesentlich geringer ist — von der Gesamtzahl der Fälle ab und betrachtet nur das Teilungsverhältnis der übrigen Delikte, so ergibt sich als Quotient des jüdischen Anteils 1,42, eine wesentlich stärkere Beteiligung der Juden, besonders bei den Delikten, die auf Gewinnsucht zurückzuführen sind. Es betragen die Quotienten der jüdischen Beteiligung z. B. bei Hoch- und Landesverrat 1,25; Zuwiderhandlungen gegen die Vorschriften über Beschäftigung von Arbeiterinnen bzw. jugendlichen Arbeitern 8,86 (also das 9fache); Zuwiderhandlungen in bezug auf Konzeptionspflicht 2,05; anderen Vergehen gegen die Gewerbeordnung 2,39; Münzvergehen 2,95; Kuppellei 1,22; Ärger durch unzüchtige Handlungen 1,31; Erpressung 2,50; Fehlerei 5,07 (also über das 5fache); Betrug 2,21; Untreue 1,39; Nahrungsmittelverfälschung 1,96; Fälschung öffentlicher oder zum Beweise von Rechten dienenden Urkunden 1,79; Unterdrückung von Urkunden 2,06; betrügerischem Bankrott 11,1 (das 11fache!); einfachem Bankrott 20,9 (das 21fache!); anderen Verbrechen und Vergehen in bezug auf die Konkursordnung 5,64; Vergehen in bezug auf Glücksspiele und Lotterien 2,75; Verletzung fremder Geheimnisse 3,59; Wucher 18,9; Vergehen in bezug auf das geistige Eigentum 9,5; Herstellung und Feilhaltung gesundheitsgefährlicher Nahrungsmittel 3,99; Bestechung 2,83. — Auffällig ist ferner das Überwiegen der von der Anklage freigesprochenen Juden gegenüber den freigesprochenen Deutschen. Auf 100 Angeklagte der gleichen Kategorie kommen bei Zusammenrechnung aller Fälle an Freigesprochenen von den Juden 29,2 von den Deutschen nur 18,5. Den Grund dieser Erscheinung sieht der Verfasser mit Recht nicht darin, daß Juden öfter unschuldig unter die Anklage kommen als Deutsche, sondern darin, daß die speziell jüdischen Verbrechen, wie Betrug, Wucher, strafbarer Eigennuß, Bankrott, Meineid usw. in ihrem Tatbestand sich schwerer greifen und feststellen lassen als Dieb-

stahl, Körperverletzung usw., und daß die Energie und Skrupellosigkeit der jüdischen Verteidigung derjenigen der Deutschen bei weitem überlegen ist. Weiter wird nachgewiesen, daß die Juden als Erreger der Kriminalität erheblich stärker beteiligt sind als die Deutschen, nämlich bei Verleitung zum Meineid mit einem Quotienten von 2,63, bei Beamtenbestechung mit 2,83, bei gewerbs- und gewohnheitsmäßiger Fehlerei mit 5,07. Sein Gesamturteil faßt der Verfasser dahin zusammen, daß das Treiben der Juden, wie es in der Kriminalstatistik zum Ausdruck komme, gemeinschädlich und gemeingefährlich sei.“

Hinsichtlich der letzten Sätze bemerkt Radenhausen, Esther, 1887, S. 238: „Einer Ergänzung der Strafgesetze würde es bedürfen wider 2 wichtige Hilfsmittel, welche den Vergehungen und Verbrechen dienen, vor der Begehung durch Verleitung und hinterher durch Verheimlichung, beide namentlich von Juden betrieben, wogegen zu der zwischen beiden liegenden tatsächlichen Ausführung Christen verwendet werden. Gewöhnlich unterlassen es die Richter, gebührendes Gewicht zu legen auf Anfang und Ende, indem die rohe Handlung ihre Aufmerksamkeit so sehr in Anspruch nimmt, daß sie glauben, mit deren Aburteilung sich begnügen zu dürfen. Der christliche Missetäter wird scharf bestraft, obgleich er den geringsten Teil des etwaigen Ertrages genossen hat, und der jüdische Verleiter und Helfer geht straflos aus, obgleich er sich den Löwenanteil angeeignet hat. Es liegt hierin eine gefährliche Klippe für jüdische Untersuchungsrichter, sofern dieselben getauft oder ungetauft die Vorschrift im Gedächtnisse haben, daß ein jüdischer Staatsbeamter seine Rassegenossen durchschlüpfen lassen soll, wenn es ohne Nachteil für ihn geschehen kann.“

Auch Ferd. Witte, Vorsitzter des Deutschen Antisem. Bundes in Berlin, sagte in Magdeburg 26/6 1890, in bezug auf das Verhältnis: „Wie häufig hört man im Leben die Bemerkung: „Es gibt unter den Christen ebensoviele schlechte Menschen, wie unter den Juden“. Wie steht es nun damit? ... Nach den Resultaten der Kriminalstatistik für 1886

kommen auf 100 000 Einwohner in Deutschland:

	Juden	Kath.	Evang.
1. Verbrechen und Vergehen gegen Staat und öffentliche Ordnung	139	119	118
2. Beleidigung	136	93	87
3. Einfachen u. wiederholten Betrug	65	30	28
4. Einfachen Bankerott	19		1
5. Betrügerischen Bankerott	3,5	0,3	0,2
6. Urkundenfälschung	11	6	6,6
7. Meineid	3,2	1,6	2
8. Zuwiderhandlungen gegen § 14 der Gewerbe-Ordnung	17	5,2	11

Ich glaube, diese „amtlichen“ Zahlen besagen genug.“

Will man das wahre Verhältnis feststellen, muß man berücksichtigen, daß in Dtschld auf 80 Einwohner mindestens 1 Jude kommt. Die bei den Juden angegebenen Zahlen müssen also mit 80 multipliziert werden, d. h. z. B. auf 58 Christen (Kathol. und Evang.), die wegen Betrugs verurteilt sind, kommen 5200 Juden! Sapienti sat!

Dieses ungünstige Verhältnis wurde wiederholt bestätigt, auch in der Judenfrage vor der bair. Kammer, Weng 1901, S. 4: „Aus der Kriminalstatistik des Deutschen Reiches geht hervor, daß da, wo es sich um Vergehen und Verbrechen gegen das Eigentum handelt, das Judentum ganz kolossal weit über den Prozentsatz seiner eigenen Zugehörigkeit zur Bevölkerung partizipiert. Bei allen Verbrechen und Vergehen der Urkundenfälschungen, Wechselgeschichten, betrügerischen Bankerotten und dergleichen, wo es sich um den gewissenlosen Rebbach handelt, da ist leider das Judentum sehr stark beteiligt, trotzdem es schon bei uns in Bayern seit 90 Jahren emanzipiert ist und vollste Gleichberechtigung hat seit dem Reichsgesetz vom Jahre 1869 und bereits eine ganze Generation seitdem herangewachsen ist.“

Über das Thema schreibt unser trefflicher Fr. △ Raab, DfBl 10/8 1907: „Die amtliche Statistik unterscheidet bekanntlich nur nach dem Religionsbekenntnis, rechnet also alle getauften Juden samt den jüdischen Dissidenten auf unsere Seite hinüber. Und ich möchte annehmen, daß diese Elemente noch weit höher unsere Strafrechtspflege beschäftigen als die strenggläubigen Juden. Diesen Umstand verbessert die Statistik zu-

gunsten der Juden und verschlechtert sie für uns.“

Doch noch ein anderes muß beachtet werden. Erfahrungsgemäß verstehen es die Juden meist recht gut, ihre Verbrechen so einzufädeln, daß eine Entdeckung nicht erfolgt, sie kennen alle Schleichwege und Gesetzesmaschen und erzielen, wenn sie wirklich angeklagt werden, viel öfter ihre Freisprechung, als die schwerfälligeren deutschen Verbrecher.

Über diesen Punkt äußerte sich in offener Gerichtssitzung am 14/12 1889 der kgl. Staatsanwalt Kobligk in Breslau: „Statistisch ist nachgewiesen, daß von den wegen Betruges angeklagten Juden 50 v. H., von den Christen dagegen nur 20 v. H. freigesprochen werden. Diese Tatsache ist sehr frappant. Der Grund dieser sonderbaren Erscheinung in der Strafrechtspflege liegt aber nicht etwa darin, daß gegen jüdische Betrüger die Anklagen leichter erhoben werden als gegen die Christlichen, — im Gegenteil, da eben die Staatsanwaltschaft weiß, wie schwer die jüdischen Betrüger zu fassen sind, geht sie desto vorsichtiger zu Werke. — Der Grund liegt darin, daß unter den jüdischen Betrügern ein ganz bestimmter Typus zu erkennen ist, der zäh und unentwegt nach einem bestimmten Plane in der verbrecherischen Tätigkeit handelt.“

Der Jude ist seiner Gerissenheit wegen also kaum zu fassen und zieht sich oft mit Erfolg aus der Klemme. All diese erfolgreichen Angeklagten, die das Zuchthaus nur mit dem Armel zu streifen brauchten, fehlen bedauerlicherweise in der Statistik. Doch trotz dieser Gründe beweist sie vielleicht noch nicht, daß unser deutsches Volk besser ist als das jüdische, — aber daß es anders ist. Und darauf kommt es an. Denn es können nicht 2 verschieden geartete Völker unter gleichem Recht und Gesetze leben, ohne daß dadurch schwerer Schaden entsteht.

Man kann im allgemeinen sagen, daß der Deutsche mehr zu Straftaten neigt, die in der Trunkenheit, in der Erregung oder aus Not begangen werden, auch zu Verbrechen, die einen gewissen Mut erfordern, bei deren Ausführung der Täter, wie etwa beim Raubmord,

sein eigenes Leben aufs Spiel setzen muß. Anders der Jude. Ihn finden wir hauptsächlich da, wo es sich darum handelt, mit List und Vertrauensbruch den Mitmenschen um Hab und Gut zu bringen. . . .

Die Wesensunterschiede der beiden Völker werden auch durch Zahlen bewiesen. Ich benutze dafür die amtliche Kriminalstatistik des Deutschen Reiches von 1900 bis einschließlich 1903. Die Bevölkerung nehme ich nach der amtlichen Zählung vom 1/12 1900. Unter den ortsanwesenden 56 367 178 Personen befanden sich 586 833 Juden, so daß also auf 95 Deutsche 1 Jude kommt. Ich scheidet diejenigen Straftaten aus, die nur selten verübt werden und bei denen deshalb der Zufall ein irreführendes Spiel treiben könnte. Ferner lasse ich diejenigen Straftaten außer Betracht, bei denen sich etwa die gleichmäßige Beteiligung von Juden und Deutschen zeigte. Wären die beiden Völker auch in der Kriminalität gleich, so müßte immer 95 deutschen Verbrechern 1 jüdischer der gleichen Art gegenüberstehen. Wo das nicht der Fall ist, herrscht eben ein Unterschied, der Beachtung beanspruchen darf.

1900—1903 wurden rechtskräftig verurteilt:

Bezeichnung des Verbrechens oder Vergehens	Aberhaupt:	Dabon waren Juden:	Nach ihrer Kopfzahl durften es sein:
Mord	362	2	4
Totschlag	688	3	7
Gewalt und Drohung gegen Beamte	66816	210	703
Gefährliche Körperverletzung	384742	1284	4050
Beteiligung an Schlägereien, die Tod oder schwere Körperverletzung zur Folge hatten	515	1	5
Schwere Körperverletzung	2335	4	25
Jagd- und Fischereivergehen	23264	5	245

Wo Gewalt angewendet wird, wo es auch den Verbrecher schon bei Begehung der Tat selbst leicht an den Krügen gehen kann, zeigt der Jude gute staatsbürgerliche Seiten. Und man muß vielleicht schon darüber erstaunt sein, daß innerhalb 4 Jahren in Deutschland sich 1 Jude an einer lebensgefährlichen Schlägerei beteiligt hat, bei der doch kaum mehr als eine Tracht Prügel oder ein Messerstich einzuheimsen ist. Und daß unser deutsches Volk genau 49mal

so stark zum Jagdfrevel, zur Wildddieberei und dergl. neigt als das jüdische, ist zwar etwas beschämend für uns, aber auch von Interesse für die Beurteilung unseres Gastvolkes.

Doch nun zu den Verbrechen, bei denen das Judentum überwiegt.

1900—1903 wurden rechtskräftig verurteilt:

Bezeichnung des Verbrechens oder Vergehens	Aberhaupt:	Nach ihrer Kopfzahl durften darunter Juden sein:	Es waren aber:
Verletzung der Wehrpflicht	52602	554	888
Vergehen gegen die Religion	1353	14	24
Ruppelei, Zuhälterei	13825	146	193
Argernis durch unzüchtige Handlungen, Verbreitung unzüchtiger Schriften	10335	109	265
Betrug	86926	915	1789
Urkundenfälschung	22018	232	1550
Münzvergehen	325	3	9
Herstellung und Feilhalten gesundheitschädlicher Nahrungsmittel u. dgl.	1852	19	58
Bestechung von Beamten	1576	17	48
Gewerbs- und gewohnheitsmäßige Fehlerei	770	8	28
Fehlerei im wiederh. Rückfalle	149	2	6
Verletzung fremder Geheimnisse	826	9	36
Wissenschaftliche Verletzung von Sperrmaßregeln bei Viehseuchen, gemeingefährl. Krankheiten u. dgl.	4578	48	218
Verletzung d. Vorschriften zum Schutze weiblicher oder jugendlicher Arbeiter	4631	49	364
Strafbarer Eigennuß	1474	16	171
Vergehen in bezug auf das geistige Eigentum	672	7	81
Bucher	97	1	15
Betrügerischer Bankrott	403	4	25
Anderer Konkursverbrechen	393	4	23
Einfacher Bankrott	3007	32	470

Zu den Statistiken ist zu bemerken, daß Getaufte, Dissidenten, Religionslose und Mischlinge nur ganz selten erfaßt werden.

Diese Zahlen zeigen fast überall das gleiche Verhältnis, das Prof. S. Nathan für 1882—92 gefunden hatte. Wir haben es hier also mit ganz feststehenden unabänderlich erscheinenden Tatsachen zu tun.

Und was zeigt diese Statistik? Daß die Juden weniger Lust zum Militärdienst haben, daß die immer noch Toleranz schreienden Juden viel öfter Religionseinrichtungen beschimpfen als andere Leute, daß sie bei der Ruppelei und Zuhälterei reichlich ihre Mannen stellen, daß sie bei der Verbreitung unzüchtiger Schriften 1½ mal zu zahlreich



aufzutreten, doppelt stark in Betrügereien und noch stärker in Urkundenfälschungen „arbeiten“, bei Münzvergehen 3 mal zu stark beteiligt sind, ebenso beim Verkauf gesundheitschädlicher Nahrungsmittel, daß sie viel öfter als Deutsche durch Beamtenbestechung Vorteile erschleichen wollen, 3- und  $3\frac{1}{2}$  mal zu stark an schwerer Fehlerei beteiligt sind, 4 mal zu stark bei der Verletzung fremder Geheimnisse,  $4\frac{1}{2}$  mal so gewissenlos bei Viehseuchen vorgehen, daß sie die sozialen Schutzvorschriften gegenüber den schwachen Frauen und Kindern 7 mal öfter übertreten als deutsche Arbeitgeber (was der judenfürchtigen Sozialdemokratie zu denken geben sollte), daß sie fast 12 mal zu stark beim strafbaren Eigennutz angetroffen werden und ebenso oft beim Diebstahl geistigen Eigentums, daß sie 6 mal zu oft bei Konkursverbrechen, und gar 15 mal zu oft beim einfachen Bankrott und beim Wucher ertappt werden!

Wie alles Ungünstige, so wollen sie aber auch diese Tatsachen ableugnen: Eine Beschwerdeschrift der Wiener jüdischen Kultusgemeinde über die antisemitische Bewegung behauptete 1889 (StbgrZ 3/5): „die Antisemiten seien bestrebt, den Gedanken zu erwecken, daß die Juden ein überaus großes Verbrecherkontingent stellen, während doch nach ihrem Verhältnisse zur Bevölkerungszahl nachweisbar das Gegenteil der Fall ist.“

Das amtliche Quellenwerk über Strafrechtliches in Österreich 1885 (StbgrZ 3/5 89) erweist wiederum die hohe Kriminalität: „Hieraus ist ersichtlich, daß von den Geschworenen und Ausnahmengerichten und den Gerichtshöfen 1882—85 151 284 Personen wegen unterschiedlicher Verbrechen und Vergehen verurteilt worden sind, unter denen 8361 Juden. Die Zahlen ergeben, daß von 100 000 Juden 832, von den übrigen Einwohnern aber bloß 676 abgestraft wurden. Nach der Volkszählung von 1880 bildeten die Juden Österreichs 4,5 v. H. der Gesamtbevölkerung. Von sämtlichen Verurteilten aber waren 5,5 v. H. Juden; unter den wegen Veruntreuung Abgestraften sogar 9,6 v. H., bei den Verurtei-

lungen wegen Beleidigung einer gesetzlich anerkannten Kirche usw. 9,8 v. H., bei Betrug 15,2 v. H., bei Verleumdung 17,4 v. H., bei Verschulden von in Konkurs verfallenen Schuldner — 34,3 v. H. und bei Vergehen gegen das Wuchergesetz 61,7 v. H. Auch bei den Vergehen wegen Auflauf und gegen das Tierseuchen- und Kinderpestgesetz fallen je 10 v. H. auf die Juden! Wenn wir den Gerichtshofsprenkel Wien für sich betrachten, so wurden von den Gerichten 1882—1885 10 093 Abstrafungen vorgenommen, von welchen 873 Juden (8,6 v. H.) betrafen. Die Bevölkerungszahl in diesem Sprengel beträgt 1 239 261, darunter 86 298 Juden (7 v. H.). Es wurden also von 100 000 Juden des Gerichtshofsprenkels Wien 1012, von den übrigen Einwohnern aber bloß 875 abgestraft. Und wieder sind es auch hier vornehmlich Veruntreuung, Betrug, Konkurs und Wucher, an welchen die Juden in hervorragender Weise Anteil nahmen und den ihnen infolge ihrer Bevölkerungszahl eingeräumten Prozentsatz von 7 v. H. mit 18,6, 19,3 und 38 v. H. überschritten haben.“

Daß die Juden einen schönen Prozentsatz zur Verbrechermwelt beisteuern, beweist nachstehende Anzeige, Uzi 1902 (DW 23/3): „21 jüdische Gefangene sollen in hiesiger königl. Strafanstalt am kommenden Pessachfeste rituell bekräftigt werden. Die nötigen Mittel muß ich aus freiwilligen Spenden aufbringen. Ich bitte mildtätige Glaubensbrüder, mir gütige Beiträge zu diesem wahrhaft guten Zwecke überweisen zu wollen. Rabbi Dr. Adermann, Brandenburg a. S.“

Selbst wenn wir annehmen, daß eine Strafanstalt im ganzen 500 Verbrecher enthält, so dürften nach dem Verhältnis darunter doch nur 6 Juden sein; es sind aber 21, d. h. beinahe viermal soviel. — Jurist Berger, in seiner *oeconomia juris*, Mitte des 18. Jh.: „Judaeus qua Judaeus ad scelera perpetranda quaevis proclibus praesumitur et promptus (Der Jude als Jude ist voraussetzlich zu allen Verbrechen geneigt und bereit)! vgl. Emil Lehmann, Schriften, 1889, S. 36.

**Kriminalpsychopathologie**, s. Verbrecherwissenschaft.  
**Kriminalstudent**. Liebermann v. Sonnenberg im Reform-B., 16/10 1882, zu Breslau: „Wir haben durch das öffentliche Gerichtsverfahren in großen Städten eine gewisse Klasse von Leuten, die bemüht sind, aus den Gerichtssitzungen zu lernen, wie man das Gesetz umgeht; dafür hat man in Berlin den treffenden Ausdruck „Kriminalstudenten“ erfunden.“

**Krings** △, Ernst, Jnh.: Zimmermann & Krings, Düsseldorf, Faunastr. 41. — R. war Postbeamter, heiratete die ▼ Zimmermann und trat ins Geschäft von Zimmermann & Krings. Er brachte es während des Krieges, jung und gesund, doch fertig, durch ein leichtes Kommando bei der Kraftwagen-Abteilung stets zu Hause schlafen und dabei im Geschäft tätig sein zu dürfen — was Stadt und Land auf mancherlei Vermutungen brachte.

**Krisel**, Alexander, Brooklyn; Juli 1912 zum Konsulatsassistenten bei der Amerikanischen Gesandtschaft in Peking ernannt; WB.

**Krishnamurti**, Jeddu oder Jiddu, der neue, von den Theosophen lanzierte Messias, hinter denen jüdische und freimaurerische Kreise stecken; vielleicht soll K. mal der von den „Weisen von Zion“ verkündigte Weltkönig oder sein Johannes werden; denn der Weltkönig muß vollblütig sein, was K. nicht ganz ist. Die Presse nimmt sich aber Seiner Brüderlichkeit lebhaft an; schon das sollte alle veranlassen, die Ohren steif zu halten. Berl. Illustr. 1928, 36:

„In Dmmen, einem Heidewinkel Nordost-Hollands, versammeln sich im August 1928 zum fünften Male die Mitglieder des Ordens vom Stern im Osten, unter Führung des jungen Krishnamurti, der aus der Theosophischen Gesellschaft „Adyar“ hervorgegangene „neue Messias“. 1909 erhielten Dr. Annie Besant und Bischof Leadbeater, die Führer der von Helena Petrovna Blavatsky begründeten Theosophischen Gesellschaft, die Mitteilung, daß der Weltlehrer wieder in menschlicher Gestalt zu den Menschen sprechen werde und als Kind unter uns lebe. Bald danach kam ein verarmter Brahmine und bat für seine beiden mutterlosen Kinder um Aufnahme in Schulen der Gesellschaft. In dem einen dieser Knaben glaubten Besant und Leadbeater an bestimmten Zeichen den Auserwählten zu erkennen: es war Jiddu Krishnamurti. Sie erzogen den Knaben zum Teil in Europa für seine Aufgabe. Er wurde das Oberhaupt des etwa 100 000 Mitglieder zählenden Sternordens. Die Gemeinde, die sich in Dmmen um Krishnamurti versammelt, ist eine zufällige Auslese der über die

ganze Welt verstreuten vielen Zehntausende. Fast dreitausend Menschen aller Rassen, Klassen, Altersstufen leben da in Zelten beisammen, die zum Teil zehn bis vierzig Personen beherbergen. Krishnamurti ist ein Hindu edelster Rasse, 32- oder 33jährig, der jünger aussieht. „Ich bin gekommen, euch von der Autorität zu befreien, nicht aber, eine neue Autorität aufzurichten.“ „Ihr müßt eure eigene Wahrheit leben, nicht die eines anderen, und sei es gleich die meine.“ — Der neue Weltlehrer, meinen die Anhänger Krishnamurtis, werde das Evangelium auch auf die Tiere ausdehnen. Sein Evangelium werde überdies auch ein Evangelium der Schönheit sein. Nur ein schöner und reiner Körper könne das Verhältnis der Energien sein, deren die Menschheit für ihre Höherentwicklung zu dem Ziele umfassender Brüderlichkeit bedürfe. Unter den vielen metaphysischen und religiösen Bewegungen unserer Zeit ist die Bewegung um Krishnamurti sicherlich eine der charakteristischsten und interessantesten, schon durch den Mittelpunkt, um den sie sich kristallisiert. Sie ist über die theosophische Lehre und Gesellschaft, der sie entsprang, hinausgewachsen und gewinnt immer mehr Anhänger. Krishnamurti hat glaubenseifrige opferfertige Apostel, die sich jeder Kritik verschließen und die für die Skepsis, der sie natürlich außerhalb des Ordens begegnen, die stolze Ruhe des Eingeweihten haben. Die Verfechter der neuen Lehre beweisen, welche starke Macht der junge Jnder über die Menschen auszuüben vermag.“ —

Berliner Morgenpost 11/12 1928:

„Die Theosophin Besant hatte den K. vor 17 Jahren auf Grund eines Traumes als neuen Messias bezeichnet. Man hat K. gefragt, ob er ein neuer Messias sei oder ein indischer Gott? Er hat geantwortet, es sei ganz unwesentlich, wer er selbst oder andere Führer seien. Es komme nur auf das Ziel an, dem er seine Anhänger zuführen will, nämlich die Bejahung des Lebens. . . .“

Er ist, wie der Bonner UB Berwehen auseinandersetzt, ein Mann der Wirklichkeit, der als Sucher der ewigen

Schönheit des Geistes doch ein unbedingter Tatsachenmensch ist und nie den Sinn für das Wesentliche, das worauf es wahrhaft ankommt, vergißt. Dieser begeisterte Lehrer geistiger Reinheit und seelischer Güte ist unbedingter Anhänger westlicher Zivilisation.

Krishnamurti ist begeisterter Automobilist, wie er überhaupt mit der Prosa des Lebens auf vertrautem Fuße steht. Auf Dogmen, Religionen, Konfessionen und Zeremonien kommt es ihm nicht an. Drei Prinzipien predigt er seinen Anhängern: Sinn für Sachlichkeit, Erkenntnis des Wesenhaften und Verständnis für das Notwendige.“

**Postnitsch:** „der Messias-Unfug“, Schweizer Banner 1/3 1929: „Mit Leadbeater suchte die Besant ein passendes Kind auf, das sich für die Erziehung zum „kommenden Weltheiland“ eignen würde. Dieses Kind fanden sie in Jiddu Krishnamurti, der 1895, angeblich auf einem Schiff in der Familie eines von Amerika nach Indien sich repatriierenden indischen Judenten geboren wurde. Diesen Knaben und seinen jüngeren Bruder nahmen die beiden Spießgesellen — Besant und Leadbeater — in Erziehung, und an diesen Kindern verging sich Leadbeater so schwer, daß er vor Gericht gezogen wurde. Daß solch ein pädagogisches Eingreifen nicht ohne schweren Niederschlag auf die kindliche Seele bleiben konnte, versteht sich von selbst. Dennoch ließen Besant und Leadbeater nicht von ihrem Plan — aus Krishnamurti einen neuen Heiland zu machen — ab. Sie veröffentlichten ein großes Buch, in dem sie weiszumachen suchten, daß Besant, Leadbeater und Krishnamurti angeblich in unzähligen irdischen Inkarnationen, vom Affenzustand aufwärts, miteinander verbunden wären; Krishnamurti selber wurde zum Schriftsteller heraufgezogen. Allerdings mit geringem Erfolg. Als „Vision“ veröffentlichte er eine Broschüre „Zu Füßen des Meisters“, dessen Text er nach dem Kommentator John Aroundel's auf astralem Wege vom Geiste Plato's in den Bergen des Himalaya erhalten hätte.

Der Zulauf in Ommen (Holland) ist sehr groß und auch der schändliche Mam-

mon fließt in Strömen dem neuen Messias zu. Der „alte“ Messias lehnte den Mammon ab, aber er war ein unpraktischer Mensch, der auch deswegen schließlich gekreuzigt wurde! Der neue Messias aber wird schon viel eher andere kreuzigen; davon spricht deutlich der Luftakt zu seinen Handlungen: „Ich bin gekommen, Euch von der Autorität zu befreien“ . . . . .

Der alte Heiland sagte, man solle dem Kaiser geben, was des Kaisers ist — der neue meint, man müsse dem Sport geben, was des Sportes ist — und spielt mit Emphase Tennis. Dem alten Heiland wusch eine Sünderin die Füße, der neue küßt schönen Sünderinnen schmunzelnd die Händchen. . . . .

Matthäus XXIV, 11: „Und es werden sich viel falsche Propheten erheben und werden Viele verführen!“ 1. Brief Johannes IV, 1: „Ihr Lieben, glaubet nicht einem jeglichen Geist, sondern prüfet die Geister, ob sie von Gott sind; denn es sind viel falsche Propheten ausgegangen in die Welt!“

„A. erlitt in Kalifornien einen schweren Autounfall — Krishnamurti, der seinen Wagen selbst führte, wurde durch die Strahlen der untergehenden Sonne geblendet und fuhr gegen einen Omnibus. Er wurde schwer verletzt ins Hospital eingeliefert.“ B. J. a. Mittag 11/6 1929.

Arismanic, Erwin Ritter v., General, in Temesvár, †1912 Wien. EG.

Kristeller [Kristallhändler], Judenname.

Kristeller, J. Mag u. Moritz, Inhaber d. Fa. Gebr. K., Felle und Häute; Hausbesitzer, Berlin NW 23, Klopstockstr. 53 und 35, Karlsbad 1a. Moritz K. allein hat 4,7—0,28.

Kristeller, Paul, B: Lombardische Graphik der Renaissance, Verlag Cassirer, 1913. Gelobt in der Zeitschrift für Bücherfreunde, 1914, 194, von Dr. Rosa Schapire. — Kristeller ist der Schwiegervater des Reichstagsabgeordneten Dr. Curt Rosenfeld.

Kristeller, Samuel, GEM, Dr. med., 11b (Frauen), Berlin, 1820 Fions — 1900. B: Sinngedichte; Sprüche der Väter. — Er förderte den „Hilfs-B. für Studierende“, den „Dtsch-israelitischen Gemeindebund“, schuf die Friedrich-Wilhelm-Viktoria-Stiftung, deren preußisch-hohenzollernscher Name eine „Zentralversicherungs- und Pensionskasse des Handwerks unter den Juden“ bedt; machte 45 eine Eingabe an den Posener Landtag für die Emanzipation, wurde 1850 als erster Jude Kreisphysikus und Stabsarzt, leitete 66 und 70 Berliner Lazarette und genoß laut „Mitteilungen vom Dtsch-israelitischen Gemeindebund“, Dez. 1900, „mehrfach die hohe Ehre, seine patriotischen und humanitären Verdienste aus dem Munde des hochseligen Kaisers Wilhelm und seiner jedem menschenfreundlichen Werte zugeneigten Gemahlin Augusta anerkannt zu sehen“. Er war ferner im Vorstand des „B. zur Verbreitung des Handwerks unter den Juden“ und

der Berl. ärztl. Unterstühtungsstasse (59), und Mitbegründer der Medizinischen und Gynäkologischen Ges.

„Das meiste aber und das größte hat Kristeller für seine Glaubensbrüder geleistet. Wo immer Juden um ihres Glaubens willen zu leiden hatten, fand der Vielbeschäftigte Zeit und Kraft, hilfreich bei der Hand zu sein. Er scheute nicht die Strapazen weiter Reisen, wenn es galt, zugunsten der wohl am härtesten, am andauerndsten bedrängten Juden Rumänien einzutreten; er hat sich bei Gelegenheit des Berliner Kongresses bei dem preußischen Minister v. Bülow in persönlicher Audienz erfolgreich für die bürgerliche Stellung der Juden in Rumänien bewandt, und diese erkannten seine guten Dienste an, indem sie ihn zum Ehrenmitgliede der Rutaresten Loge „Bion“ ernannten. Wenn die rumänischen Juden, gleich den russischen, für die Kristeller gleichfalls nach Kräften eintrat, heute mehr denn je unter unmenschlichen Verfolgungen zu seufzen haben, so war das der tiefste Schmerz für den edlen Menschenfreund.“

Er verfolgte 1880 im „Dezembercomité“ die „Antisemitischen Ausschreitungen“, übersehte hebr. Nieder ins Deutsche, schrieb Etchisches, erhielt Auszeichnungen und bot „das verehrungswürdige Bild eines selbst den äbelnollendsten Feinden durch innere Hoheit imponierenden Ehrenmannes von silberner Fleckenlosigkeit“. — Seine Wwe., Sophie, geb. Zippert aus Gnesen, Millionärin, wohnte noch lange in eigenem Hause, Sigismundstr. 5, Berlin W 10.

Kristellerier de, Bogislaw, geb. Kristeller, Theaterdirektor, verunglückte durch Aufführungen in der Bittertorfabrauerei in Berlin W. am 9/5 1905  $\Delta$  Schillers Andenken.

Stbgrz 10/5: „Während das ganze Volk weihewolle Erinnerungsfeiern beging und sogar das Ausland sich angeschlossen, benutzte K. mit dem Regisseur Max Brofinski den Gedächtnistag zur Aufführung einer schmierigen Parodie auf „Don Carlos“. Nach einigen Klavierpielen, wie z. B. „Berliner Luft“, „Schenk' mir doch 'n bißchen Liebe“, „Wenn Kalkulators in die Baumblüte ziehn“ usw., ging der Vorhang schief in die Höhe und inmitten einer widrigen Szenerie erschienen schlecht geschminkte Individuen mit liederlichen und schmutzigen „Kostümen“, die ein übles Gemisch verhungzter Schillercher Verse und pöbelhafter Redensarten von sich gaben. Ebenso erbärmlich wie die Parodie war ein „Vorpiel auf dem Theater“ aus „Faust“ von Wolfgang v. Goethe, „bearbeitet“ vom Direktor. Schon nach den ersten Szenen erhoben sich Protestrufe unter dem über 1000 Köpfe zählenden Publikum, das den Saal in der Meinung gefüllt hatte, es handle sich um eine Schillerfeier, bis bei Schluß des ersten Aktes die Zuschauer in Entrüstung die Beendigung der „Vorstellung“ erzwangen. Eine Anzahl handfester Männer wollte dem „Direktor“ eine fühlbare, körperliche Züchtigung zuteil werden lassen. Dem Publikum gelang es, die für den Eintritt und Programm gezahlten Beträge von 80 Bfg., resp. 1.30 M., zurückzuerlangen. Die Empörung des allen Gesellschaftsklassen angehörenden Publikums über die Beschimpfung Schillers war allgemein. Der Tumult pflanzte sich durch die Lühowstraße fort. Verwunderlich ist nur, daß sich überhaupt Schauspieler finden, die sich so weit ihrer Ehre entäußerten, in einem Machwerk bei solcher Gelegenheit mitzuwirken, und es waren wirkliche, bekannte Schauspieler dabei! Ebenso unbegreiflich, daß die zuständige Behörde die Genehmigung zu einer derartigen, öffentliches Argernis erregenden Darbietung erteilen konnte!“

Kristianpöler, Michael, Rabbi, Brody. — Dr. M. Landau, Wien, in der Jüd. Volkstunde, Hbg. 1902, 1: „Der fromme Rabbi, den ich noch persönlich gekannt habe, hieß nicht Christian Pöler, sondern M. Kristianpöler. Den Familiennamen hatte er von einem gallizischen Städtchen Kristianpol, aus dem die Familie nach Brody gekommen war.“

$\Delta$  Krizjo, Kurt, starb am 20/11 1921 (Wahrheit 24/12) im städtischen Krankenhaus Am Friedrichshain-Berlin nach einer Blinddarmoperation. Einige Tage vorher hatte ihn seine vollblütige, gesunde Schwester besucht.

Am 28/11 erhielt sie vom Krankenhaus die Mitteilung, daß die Rettung ihres Bruders nur noch durch Blutzuführung möglich sei, sie werde daher gebeten, sofort zu kommen. Die im Christenglauben erzogene Schwester eilte sofort zu ihrem Bruder, der regungslos in seinen Kisseln lag. Ihr wurde 1/2 Liter Blut abgenommen, dann mußte sie das Krankenzimmer verlassen. Später eröffnete man ihr, daß ihr Opfer nicht mehr verwendet wäre, da der Tod eingetreten sei. Der Vater der Kinder stellt allerlei Fragen an uns, die wir nicht beantworten können, vor allem nach dem Verbleib des Blutes. Wir haben ihn an den leitenden Arzt der Anstalt, Dr. Kagenstein, verwiesen.

Kritiker. Seit Jahrzehnten sind die Juden bestrebt, nachzuweisen, daß aus ihren Reihen vielmehr Größen der Wissenschaft, Feder, Kunst, Kultur und Kritik hervorgehen, als aus denen aller Wirtsbölker zusammen. Wer aber weiß, daß Presse und Kritik, man könnte sagen „arierrein“ sind, wird nicht darüber staunen, daß so viele Juden als Kulturträger und Kritiker auftauchen und alles andere einfach totgeschwiegen wird.

Als Kritiker wollen sie nur sich selber darstellen. Es liegt ihnen nichts daran, Werke, über die sie urteilen sollen, den Lesern aufzuschließen, begreiflich zu machen, und zu vermitteln; sondern sie benutzen sie nur als Untersatz für sich. Ein Jude hat nichts zu geben, das irgend erträglich wäre. Aber sie steigen gern auf den Rücken anderer und scheinen nun größer als jene, oder sie ranken sich schlingpflanzenmäßig um unsere Bäume, die sie aussaugen, ersticken und zum Verdorren bringen; sie schlagen alles in Scherben, in deren jeder einzelnen sie sich eitel spiegeln. Die ganze arische Kunst ist für sie nur dazu da, um sozusagen in Dampf aufgelöst, nun in grauenhaften jüdischen Formen, wie ein riesiges Phantom, vor unsern erschreckten Augen auf- und abzuwogen.

Wie es mit der Kritik aussieht, zeigte „Über Land und Meer“ 1918, Nr. 37, in einer auf einer ganzen „großen Seite“ illustrierten Übersicht der „deutschen“ Theaterkritiker von dem „Wiener“ Oskar Maurus Fontana. Unter den 15, die als die „bedeutendsten“ Deutschlands ausgerufen, ist wohl nur Karl Strecker von der DK, deutschen Blutes — alle anderen 14, darunter Alfred Kerr, Alfred Klaar, Siegfried Jacobsohn, Stef. Großmann, Richard Specht usw. sind es nicht. Um dieses Kunststück fertig zu bringen, wer-

den bei der Übersicht alle nationalliberalen und konservativen Zeitungen, an denen außer Juden denn doch noch andere Leute mitarbeiten, in Berlin (außer der Rundschau), desgleichen in Wien, ausgelassen. Sämtliche deutschen Provinzblätter werden übergangen, außer den Münchener und Dresdener Neusten N., wo Professor Jul. Ferdinand Wolff und Richard Glünger sind. Die ganze Seite ist ein Beweis der Dreistigkeit dessen, was man dem deutschen Publikum an Übersichten vorzusetzen wagt, wo unter normalen Verhältnissen unter 100 deutschen Schriftstellern bloß ein judenrassistischer sein dürfte.

Die Zeitschrift „März“ erlaubte sich im 20. Jh. folgendes: „Die Vorherrschaft auf dem Felde der Kritik ist diesem . . . nicht schöpferischen, durchaus zersetzend und destruktiv wirkenden Volke zugefallen. . . . Dem Juden geht, wie schon Schopenhauer richtig erkannte, moralisch die verecundia (Scham), intellektuell die peinliche Gewissenhaftigkeit und Härte ab, von jeher ein hervorragendes Merkmal des deutschen Volkscharakters. . . . In dieser jüdischen Kritik, deren beweglicher Geist eine Zeitlang ergötzen mag, die, auf die Dauer indes höchst unproduktiv, uns die richtigen Maßstäbe für den Wert der Dinge eher entwindet als darbietet, und die schließlich vollkommen auf das Niveau eines gehaltlosen Geschwätzes sinkt, tritt uns die letzte Periode des Verfallprozesses anschaulichst entgegen. . . . Das geistige Leben der Menschheit verwandelt sich sozusagen in Asche.“

Der Jude muß wohl schon in alten Zeiten als Kritiker berüchtigt gewesen sein, denn in der Hinterlassenschaft des G. de Mézeray, der 1683 in Paris starb, fand sich ein Goldtaler in Papier gewickelt mit der Überschrift: „Diesen Goldtaler habe ich seit 20 Jahren verwahrt, um mir dafür ein Fenster auf dem Grebe-Platz zu mieten, wenn dort einmal ein Rezensent gehenkt wird.“ Es kommt freilich nie so weit, und de Mézeray starb darüber weg.

Kritiker, Israel, Schneider und Mädchenhändler, \* Rußland; Waldenburger Wochenbl. 22/1 1914; „Kattowiz. Kritiker, Heinrich Zimberknopf, Abra-

ham Glad und Janette Surin aus Bendzin wurden verhaftet, als sie lebende Ware aus Rußland erwarteten. Der Transport sollte nach Argentinien. Die Kupplerin war aus Wien hierher gekommen, um bei der „Abfertigung“ behilflich zu sein. Die russische Polizei fing die Ware bereits in Sosnowice ab. Da die Verbrechen des Mädchenhandels nicht auf deutschem Boden begangen waren, müssen die Mädchenhändler mit der Kupplerin der russischen Polizei ausgeliefert werden. Die Kupplerin soll bereits 8mal in Rußland verheiratet gewesen sein“, DfBl 25/3.

Kriwoschein — „der frühere russische Landwirtschaftsminister, in unserer Händlerpresse so wohl gelitten, ist Judenstammling; er hat sich an dem zwangsweisen Verkauf der dtschen reichen Ländereien in der Krim auf das schamloseste bereichert“, Ostd. Rundschau, Wien 28/5, 5/9 1916.

Kroch, Samuel, Leipzig, kam vor etwa 40 bis 50 Jahren aus dem Osten nach Leipzig mit Hofenträgern und Portemonnaies; seine „Firma“ wandte sich später den Lumpen en gros zu. In der Kriegszeit erbaute Samuel ein Kühlhaus am Hauptbahnhof und saß im Industriepalast mit dem Inflations-Reichskanzler Cuno im Aufsichtsrat der „Kühltransit“ zusammen; er machte sich ferner um die Auswertung deutschen Heeresmaterials verdient und gründete das „Bankhaus Kroch jun.“ im Egl. Palais, Goethestraße. „Das Bankgeschäft gibt dem Geld die Seele“, sagte sein Sohn Hans bei der Einweihung. Kroch gründete Juli 1922 mit 10 Millionen Papiermark (25 000 Goldmark) die „AG für Haus- und Grundbesitz“ und kaufte allen gesetzlichen Vorschriften zum Troch 400 Häuser, darunter 150 in Leipzig, auf. Er umgab sich dazu auch mit hohen Herren. — Es bestand nun seit November 1920 das Bodensperregesetz gegen eine spekulative Verschleuderung von Grundstücken; Städte und Gemeinden hatten Aufsichtsrechte über den Immobilienverkehr und durften Hauskäufe nicht genehmigen, aber . . . Kroch kaufte doch den Hausbesitzern ihre Grundstücke wie beim Lumpenhandel en gros ab, z. B. Friedenswert eines Hauses 258 000 M., Kaufgebot August 1922 400 000 Papiermark = 928 Goldmark, gezahlt Januar 1923 = 74 Goldmark. Und Aufwertung kommt bei solchem „Barverkauf“ nach dem „Aufwertungsgesetz nicht in Frage.

Blödsinn bot die Stadt Leipzig diesem Kamisch Einhalt, die aber schon am 18/1 23 sich dahin entschied, daß der „AG für Haus- und Grundbesitz“ der erst versagte Kauf nunmehr genehmigt sei. Kroch hatte nämlich auch die Stadt in seine AG aufgenommen, d. h. Bürgermeister Hofmann kam in den Aufsichtsrat, und die Stadt hatte nun „maßgebenden Einfluß“ auf die Geschäfte; sie beteiligte sich auch munter an der wirtschaftlichen Vernichtung. Die Kroch-Ges. kaufte 1922 69 Häuser im Friedenswert von 6 364 100 M. für 40 264 Goldmark, nach weiterer Feststellung 150 Leipziger Grundstücke von 15 Millionen für 90 000 Goldmark!

Rein wirtschaftlich gesehen, blüht Kroch aus dem Ruin der guten, alten Leipziger Hausbesitzer hervor, die dafür der städtischen Fürsorge zur Last liegen. Er errichtete in L. noch ein gewaltiges „Hochhaus“ und übergab der Stadt hochherzig eine „Samuel-Kroch-Stiftung“ von 50 000 M. — WB 5/12, Deutscher Staat 16/12 1928. Dr: R. Dr. Kroch.“

Krochmal, Nachmann, 1785 Brody — 40 Tarnopol. Eben 14 geworden, heiratete er die Tochter des reichen Rfm.'s Habermann, und lernte dann bei seinen Schwiegereltern; nach deren Tode 1814 wurde er selber auch Rfm., leider ziemlich erfolglos, und zuletzt Buchhändler.

„Wie Moses Mendelssohn von tiefem Gemüt und klarem, durchdringendem Verstande, verbunden mit lebendigem Sinn für das Schöne, war jener das Ideal, nach dem er sich bildete. . . . Schon in der Jugend machte er sich mit Maimuni's [von den Maskilim, d. h. Aufklärern viel gelesenen] „Führer der Verirrten“ vertraut und wandte später der alten jüdischen Gesellschaft, besonders der „Augenleuchte“ des berühmten Asaria dei Koffi seinen Fleiß zu. Krochmal, „der Mendelssohn Galziens“, bekämpfte die Werk- und Scheinheiligkeit, sowie die die wahre Religiosität verdrängen-

den Vorurteile. Vertraut mit den philosophischen Schriften Philo's, Uben Esra's und Maimuni's, wie mit denen Kant's, Fichte's und Hegel's, verfaßte er ein in hebräischer Sprache geschriebenes vorzügliches philosophisches Werk, die Arbeit 30jähriger Forschung." Kahferling.

„Asaria bei Kossi, der ehemals verlegerte und verschollene jüdische Forscher aus dem 16. Jh. lebte in Kroschmal wieder auf. ... Unter der Jobelstimmung sammelten sich in seinem Kopfe, nachbarlich neben den angehäuften Wissensmassen aus dem Talmud, Gedankenscharen, die eine kriegerische Haltung gegen den Talmudismus annahmen. Aber es kam bei ihm nicht zur Kriegserklärung.“ ▼ Graez 3, 596.

☞: Abraham, 1823—95. ☞: Spinoza; Religiöses Bewußtsein. „Es fehlt an Zusammenhang; sein System, von Kant, Hegel und Schopenhauer geborgt, war chaotisch.“ JG.

Krohn, U. L., Dt.-Krone, hieß bis 1812: Abraham Lewin. — DJ.

Krohn = Edith Krohn, Schauspielerin, erhielt Berlin 22/10 1910, vom Polizeipräsidenten den Namen „Krohn“.

\*Krohn, Fried. Reinhold, #, Dr. Ing., Uß (Brückentbau), Mgl. d. Herrenhauses, früher Dir. der Gutehoffnungshütte. 2. Rektor der THSch, Danzig. \*1852 Hamburg. ☞: Rfm. J. C. R. // Mathilde Lampe. O Charlotte, T. d. Fabrikbesizers Friedrich Feilgenhauer // Franziska Klein. R: Reinhold 95; Hellmut 97; Edeltraut 99; Hildegard 02; Jona 03. — Konservativ. Sein und seiner Kinder Aussehen, Schreiben und Augenzeugen, sollen nicht der öfter aufgestellten Behauptung widersprechen, daß er j. Stammes sei. 1914. WM.

Krohne, W. J., Dt.-Krone, hieß bis 1812: Wolff Jacob. — DJ.

Krojanter, Gustav, Zionist; B: Juden in der dtischen Literatur, Berlin 1922. Ma: Kunstwart, 1919.

\*Krojanter, Paul, theosophischer Generalsekretär für Dtschld, Leiter der Loge Blawatsky; Berlin W, Kaiserallee 204. — ☞B: „Neue Brücken sind zu errichten, welche die völkertrennende Kluft beseitigen. Nur geistige Güter können das vollenden. Notwendig aber wird es in Zukunft sein, daß wir bei unserer Arbeit mehr als bisher dem dtischen Empfinden und Verständnis entgegenkommen. Das sollten die Logen zum Ausgangspunkt ihres Wirkens machen.“

Krombach, David, Dr., RM, Essen a. d. R., Märkische Str. 28. O Minna v. d. Walde. WT 26/7 1914.

Kronau, Emilie = Erich Koerner.

Kroneder, UGR, Berlin. Stöder, noch sehr vorfichtig, im preuß. Landtag Mai 1891: „Ein großer Zweifel besteht in weiten, auch in juristischen Kreisen, ob der jüdischen Nation überhaupt das Maß von Objektivität eignet, das zur Fällung von Urteilen erforderlich ist. (Zurufe links.) M. S., ich habe selber darin einen höchst betrübenden Fall hier auf dem Berliner Boden erlebt. Der bekannte UGR Kroneder hatte einmal in einem Prozeß, den ich hatte, ein falsches Erkenntnis zu meinen Ungunsten zitiert. Er ist ja nun freilich getauft (Heiterkeit), aber man weiß ja, daß vielfach das jüdische Blut noch nachwirkt. (Heiterkeit.) Der Herr hatte zu meinen Ungunsten ein falsches Erkenntnis zitiert, lediglich nach Zeitungsklatsch. Das Erkenntnis war bereits publiziert, er hätte es einsehen können, aber er hielt das nicht für der Mühe wert. Er mußte sich dann von der „Kreuzzeitung“ sagen lassen, daß er rein auf Zeitungsklatsch hin geurteilt hätte. Er hat das einsehen müssen und nichts dagegen tun können. Sie werden mir zugestehen, daß, wenn ich hiervon etwas auf das jüdische Blut schreibe, ich darin nicht Unrecht tue.“ WM.

Kroneder, Hugo, Charles, Dr., Uß (Herz), 1839 Liegnitz —14. #85. ☞: Rfm. und Gutsbesitzer J. R. // Jane Prausniker. O Gertrud Bredschneider. 85 Abteilungsvorsteher am physiologischen Institut, Bern; er „regte eine neue Behandlung der „Physiologie des Geruches“ an“, Birnbaum. — ☞: „Centralblatt für des Wissenschaft“, mit Senator (Id). R: 1. Dr. R., „bekanntester Berliner Jurist“, Friedmann 1, 69; und 2. 1 Tochter.

Kroneder, Leopold, Dr., Uß, Berlin. 1823 Liegnitz —91, „der bedeutendste dtische Algebräiker“, Birnbaum.

Er wurde 88 # und Professor. ☞: Journal für Mathematik. „R., den intime Verhältnisse zur Taufe brachten, zahlte ostentativ bis an sein Lebensende Steuern an die j. Gemeinde. Ihn quälte das Gefühl, daß man seine Ernennung zum Ordinarius mit seiner Taufe in irgendeine Beziehung bringen könne“, DW.

Kronenberg, Leopold Julian, Baron (Wiejewsky), russischer Bankhausler. \*1849 Warschau. #. 93 nobilitiert. Dir: Warschauer Handelsbank. Als „Wiejewsky“ veröffentlichte er „talent-“ und „wertvolle“ Musikstücke. JG. — Wr: Stanislaus Leop. R., 46—54, Warschau, wurde in Paris Dr. phil. und Leutnant bei der Verteilung 70 gegen die Preußen; in die Heimat zurückgekehrt, wurde er Eisenbahn- und Handelsbankpräsident, schrieb polnisch über Finanzwirtschaft und französisch über den Krieg: „Campagne“; „Souvenirs d'un Ex-Officier d'Infanterie.“ Mgl. d. russ. Reichstages. SG.

Kronenberg, Louis, \*1872, „amerikan.“ Porträtmaler. JG.

Kronenberg, Moritz (Montanus). \*1865 Blotho. ☞: Salomon R. // Jeanette Wahl. Schüler der Jacobsohn-Schule in Seesen. ☞: Wochenschrift „Ethische Kultur“. Er ist das Haupt der „Dtischen Ges. für ethische Kultur“, die er zum 100. Todestag unsres heiligen Fichte am 30/1 1914 über „Fichte und die Freiheitskriege“ im Bürgersaal des Berliner Rathauses anredete. Unter der Anzeige dieser Veranstaltung im WT 18/1 1914 stand wie zufällig „Fortsetzung der Vergnügungen usw.“ Ein „Vergnügen“ muß dieser Fichte-Abend allerdings für die Massegenossen im roten Hause gewesen sein. B: Herder; Kant [„Kein Wort des Lobes ist zu viel für die Art, wie der Verfasser die schwierigsten philosophischen Probleme dem Laienverständnis nahebringt und Interesse für die innere Entwicklung Kants zu erregen weiß.“ Frankfurter B.]; Nietzsche; Französl. Kulturkampf; Spinoza; Dtscher Idealismus. — Berlin.

Über seine „Geschichte des dtischen Idealismus“ schreibt ein Freund: „Idealismus ist gängig und findet Käufer. Alle Erwartungen, die man in das Ehrgefühl der jüdischen Rasse setzen kann, bestätigen sich, wenn man sie jetzt, wie Kronenberg, vor den Judenverächtern Kant, Fichte und vor dem grimmen Schopenhauer kriechen sieht; der hat ja immer seine unbegrenzte Hochachtung dem großen und edlen König Nebutadnegar bezeugt, der eine „verspätete Gerechtigkeit ausübte“ gegen „das einzige Volk auf Erden, welches dem Menschen kein Dasein über dieses Leben hinaus zuschreibend, als Vieh, als Auswurf der Menschheit, betrachtet wurde, aber ein großer Meister im Lügen war. Von dem Pharao des Moses heißt es bei Schopenhauer, „daß er das entgeschlichene unflätige, mit schmutzigen Krankheiten (scabies), die Ansteckung drohten, behaftete Judenvolk nicht länger im reinen Agypten dulden wollte, also sie auf Schiffe bringen und auf die arabische Küste abwerfen ließ. Daß ihnen ein Detachement Agypter nachgeschickt worden, ist richtig, jedoch nicht, um die prettösen Kerle, die man ja exportierte, zurückzubringen, sondern um ihnen abzunehmen, was sie gestohlen hatten; gestohlen nämlich hatten sie goldene Gefäße aus den Tempeln: wer würde auch solchem Gesindel etwas borgen!“ (Schopenhauer, Brockhaus 1891, Band 6, S. 382f.)

Dr. Friedrich Runge, Berlin, nennt Kronenberg in den Kantstudien 1913, 167, einen „unwissenschaftlichen Popularisator“, und trifft damit die jüdischen Gelehrten überhaupt: sie eignen sich ohne Verständnis an, was unsere Wissenschaft selbstlos erschaffen und erdacht hat, verkleinern, zerlauen und speckeln es lama-artig ein, und werfen dann diese üblen Wallen gegen teures Geld dem nach geistiger Nahrung hungernen Volke zu.

Kronenzeitung, Wien. R: Richard Eisenmenger, in der Loge „Humanitas“. Der Freie 8/9 1929.

Kröner, Verlag, Stuttgart, f. SG.

Kroner, Theodor, Dr. Kirchnerat und Stadtrabbi, Stuttgart, Hospitalstr. 36. \*1845 Breslau. Er studierte am

Breslauer jüd. Seminar und am kath. Lehrseminar (für Rektoratsexamina). 69 war er Seminardirektor in Münster, wo er es verstand, auch durch den „Tierschutzverein“ für das Judentum, das gequält und schutzbedürftig wie die Tiere sein sollte, zu wirken. — 72 wurde er Landrabbi in Eisenach und leitete die Herstellung der Synagoge in Erfurt; 92 wurde er anstelle v. Wassermann theologisches Mgl. der Kgl. isr. Oberkirchenbehörde. G: Ber. isr. Kultusbeamten von Mitteldtschlnd; Ber. der Rabbinen von Württemberg. — B: Gesch. der Juden in Erfurt; Gebetsübersegleitfaden; Juden in Württemberg. — Als Pazifist schrieb K. „Schiedsgerichte der Völker“, 1910. ΔWahrmond mußte dem K., der sich in seinen Kritiken der Schriften W.'s unzulänglich erwies, folgendes in's Stammbuch schreiben:

„Den geistlichen Vorsteher einer religiösen Gemeinde nennt sich dieser Mann, und er tituliert sich Doktor, wahrscheinlich der Philosophie, dem Liebe zur Wahrheit eigen sein soll. Diese Titel sind wichtig. Denn wenn am grünen Holz derlei geschieht, was Kroner mit sich vornahm, was erst müssen wir vom dürren Holz erwarten? Wenn der Hirte und Lehrer Unwahrheit betreibt und die Gesetze Moses umstößt, was erst werden die Schafe und Schüler tun? — Meinen Ausdruck „die Synagoge glaubt“ bedachte der „Doktor der Philosophie“ mit der weisen Bemerkung, die Synagoge sei ja ein Haus von Stein und Holz! Freilich, solch' eine Synagoge dürfte absolut verhärtet gegen allen Glauben sein. — Zu Lev. 20, 10 hatte ich gesagt, der Talmud lehre, Moses verpöne hier die Entehrung der Frau des „Nächsten“ d. h. des Juden, nicht aber anderer Weiber. Dr. K. mit einer ihm eigenen „unaussprechlichen Kühnheit“, vielleicht auch Berwegenheit, greift dies mit der Bemerkung an, daß der Name Moses in der fraglichen Talmudstelle nicht vorkomme! Als ob man nicht richtig schreibt: „Mose sagt“, wenn es z. B. heißt: „Levit. 20 wird gesagt!“

Hammer 1907: „Eine vernünftige Ansicht in bezug auf die zionistischen Bestrebungen äußert auch Kirchenrat

Dr. Kroner (Stuttgart), wenn auch in anderen Punkten die Welt-Fremdheit dieses gelehrten Kirchenlichtes hindurchklingt. . . . „Wenn sich in der Judentheit bei dieser vollen bürgerlichen Gleichstellung ein Teil findet, der von der Sehnsucht nach einer staatlichen Existenz erfüllt ist, so ist auch dieses Verlangen, wenn es im Geiste des Judentums geschieht, naturnotwendig und völkerdienlich; dieses Verlangen den danach sich sehrenden Juden zu gewähren, wird eine Aufgabe aller Völker sein. Denn nicht gegen sie, sondern nur mit ihnen zu wirken ist der Inhalt eines solchen Sehnsens. Die Juden wollen und sollen nicht Gegner, sondern Segner aller Völker sein; sie wollen nicht herrschen, sondern helfen. Die Judenfrage zu lösen ist eine sittliche Aufgabe vor allem für die Juden selbst, für jeden Staat an sich und für alle Völker der Erde insgesamt.“

Der Hammer wußte damals wohl noch nicht, daß das, was er ein „Kirchenlicht“ nannte, ein Irrlicht und bloß einen mehrarmigen Synagogen- und Tempelleuchter darstellte, und war vom Titel „Kirchenrat“ nasgeführt, denn „Kirche“ kommt aus dem Griechischen und bedeutet soviel wie „Haus unseres Herrn und Heilands“, oder aus dem Germanischen, gleich „Ring“, — jedenfalls konnte man von fern sehr leicht hinter „Kirchenrat“ einen Mann vermuten, der nichtjüdischen Blutes und Glaubens ist — was eigentlich für Kroner eine unbeabsichtigte Kränkung enthielt.

Unter den Akten dieses Kirchenrates wird sich u. a. ein Brief finden, der ihm bald nach Beginn des Weltkrieges geschickt wurde, aber für unseren Geschmack noch viel zu höflich und formvoll ist. Mit Juden muß man anders reden:

„Sehr geehrter Herr Rabbi! Durch Zufall gelangte ich in den Besitz eines von Ihnen unterzeichneten Rundschreibens vom 10/8 1914, das folgenden Wortlaut hat:

„P. P. Unsere armen russischen Glaubensgenossen sind durch den Krieg in die äußerste Not versetzt. Um sie dem sicheren Hungertode zu entreißen, haben die hiesigen Wohltätigkeitsvereine eine Aktion

eingeleitet und reichen den in Betracht kommenden Familien eine tägliche Unterstützung in Geld, soweit ihre Mittel ausreichen. Die Unterstützungsuchenden sind Handwerker und Arbeiter aller Art, die jegliche Arbeit gegen geringes Entgelt gerne verrichten. Wenn es gelingen würde, eine Anzahl derselben in gewerblichen Betrieben unterzubringen, wäre den Vereinen ihre schwere Arbeit erleichtert.

Es ergeht daher auch an Sie die herzliche Bitte, bei Bedarf an Arbeitskräften sich der armen Russen anzunehmen. Die in unserer Gemeinde seit Jahren bestehende Arbeitsnachweisstelle (Kirchenpflege) ist gern bereit, passende Leute vorzuschlagen.

Wir bitten um möglichst baldige Äußerung, um einer Gefahr vorzubeugen.

Für die Zentrale für jüdische Wohlfahrtspflege: Kroner."

Da sich Deutschland zur Zeit im Kriege befindet und somit jede Handlung eines einzelnen, die auf die allgemeine Lage einzuwirken geeignet ist, der öffentlichen Kritik unterliegt, so gestatte ich mir die ergebene Anfrage, wie Sie es mit den Pflichten eines dtischen Staatsbürgers (ich weiß, daß Sie Mitglied des Vereins dtischer Staatsbürger jüdischen Glaubens sind) vereinbaren, zu einer Zeit zu einer Unterstützung russischer Staatsangehöriger aufzufordern, in der man in Rußland die deutschen Arbeiter nach Sibirien verschiebt, mißhandelt und tötet?

Ist es Ihnen, sehr geehrter Herr Rabbi, unbekannt, daß zur Zeit Tausende und Abertausende deutscher Arbeiter arbeitslos sind? Ist das Band, das Sie mit diesen deutschen Arbeitern verbindet, minder stark als dasjenige, das Sie zu den russischen Arbeitern Ihres Glaubens zieht? Es wird Ihnen klar sein, welche Antwort Ihr Rundschreiben auf diese Frage gibt, zumal Sie sich ja nicht im Zweifel darüber befinden, daß jeder Russe, der auf Ihr Rundschreiben hin untergebracht wird, einen deutschen Arbeiter mehr arbeits- oder verdienstlos macht. Ihr

Rundschreiben ist somit nichts anderes als eine Unterstützung unseres rücksichtslosesten Feindes auf Kosten des Deutschen Reiches. Einen schlimmeren Beweis für die Gefährlichkeit des Grundsatzes „Ganz Israel bürgt für einander“ konnten Sie nicht liefern.

Hochachtungsvoll gez. U. J.

Hamburg, am 21. September 1914."

Rabbi Kroner hatte jedenfalls mal probieren wollen, wieviel sich die Deutschen bieten ließen, und ob die Christen- und Humanitätsduselei schon so weit um sich gegriffen hätte, um für „Russen“ jüdischen Glaubens trotz Kriegszustandes mit einzutreten. Wir wissen nicht, ob Behörden damals dem Kirchenrat sein sauberes Handwerk gelegt haben.

Ein Reformrabbi, Kroner, Dr., Berlin — Theodor? — erklärte in einer Streitschrift gegen Rohling: „Fremde und Nichtjuden sind dasselbe“, und „den Juden gilt nur der Jude als der Nächste, und zwar mit Recht, weil auch die Bibel dies lehrt.“

Kronfeld, Adolf, städt. Oberarzt, ChR: „Wiener med. Wochenschr.“; Ma: „Neue Freie Presse“. \*1861 Lemberg (Galiz.). E: Jacob R., Goldarbeiter // Ernestine Saß. O 97 Adolfsine Waltenberger. R: Peter 99; Paul 01; Otto 02. N: „Böhnig“. B: Hysterie; Meisterwerke der Malerei; Cicero durch die Gemäldegalerie; Spaziergänge in der Modernen Galerie; Zahnarzt in der modernen Kunst; Arzt in der schönen Literatur (Jahresrevuen); Ärzte und die schönen Künste; Geschichte der Syphilis; Goethe und Darwinismus 09; Sonntagführungen in Wiener Gemäldegalerien. Liberal. Wien IX, Porzellangasse 22. — Deg 6.

Kronfeld, Ernst Moriz, Vertrauensmann des „Rossmos“, Gef. d. Naturfreunde, Dr., Kais. R., N: Fremdenblatt, Sekretär d. Wiener Volksbildungsver., Korresp. Wgl. d. I. I. Gartenbauges. \*1865 Lemberg. O 98 Rosafalle Lanzer. R: Curt \*97. B: Vereintes und Unge-reimtes; Safran; Frauenheilkräuter; Mutter Grün; Lazarettfahrt des Fhrn. Gbß v. Verlichingen im dtisch-franz. Kriege; Frauen und die Medizin; Automatenzauber (Ballett); Wenn die Kage nicht zu Hause ist (Ballett); Weihnachtsbaum, 2. H. 1907; Osterr. Gartenbau z. J. Kaiser Franz Josephs; Führer durch die Rothschildegärten; Wünschelrute. Wien II., Kaiser-Joseph-Strasse 33. Cps: E. Höfer; H. Jeger; Godlewski.

Kronfeld, Eugen Moriz, österr. Oberleutnant, \*1867 Budapest, #91, kassiert 01. — J.

Kronheim, Louis, Kommissionsrat, Bromberg. — Hammer 1914: „Das Rittergut B. im Kreise Graudenz war früher von seinem Besitzer dem Domänenfiskus zum Kaufe angeboten, weil jener sich, zu Spekulationen verleitet und in der Hand zahlreicher jüdischer Händler, nicht mehr sicher fühlte. Nach seinem Tode 1907 boten die Erben das Gut, das sie unter Aufwendung all ihrer Mittel in gutem Zustande erhielten, dem Domänenfiskus und der Ansiedelungskommission zum Kaufe, danach der Bauernbank zur Regulierung an. Alles wurde abgelehnt, weil das Gut überlastet sei. Fast 2 Jahre später, als die Belastung um mindestens 50 000 Mark höher war, kaufte Louis Kronheim das „überlastete“ Gut für einen Spottpreis im Auftrage der Ansiede-



lungskommission und verdiente dabei 20 000 Mark unmittelbare und ebensoviel mittelbare Provision! Die Witwe und ihre 4, erst zum Teil volljährigen Kinder, wurden mit einem Trinkgeld abgespeist, das kaum für eine anständige Gasvergiftung reichte. Der Staat hat bei diesem Kaufe 100 000 Mark weggeworfen, und er hätte jedenfalls dem Deutschtum besser gedient, wenn er ohne bürokratisches Bögen und ohne Bereicherung eines jüdischen Händlers selbst zugegriffen und fünf deutschen Ostmärkern ein kleines Kapital rettete. Ähnliche Geschäfte werden öfters gemacht, und Kronheim ist heute eine schwerreiche „Stütze des Deutschtums“. Wenn da der Ostmarken-Berein den Frieden mit dem Judentum predigt, so wird es den Westdeutschen vielleicht verständlich, weshalb sich nicht die gesamten nationalen Ostmärker um seine Banner scharen.“

**Kronheimer & Leiter**, München. AG 11/1 1891: „Die Bleistiftfirma Johann Faber in Nürnberg versandt ein Zirkular, in dem sie auf die seit Jahren von den Herren K. & L. in M. verübten Fälschungen ihrer Bleistifte hinweist. Diese Herren sind durch das Landgericht M. am 21/10 80 zur Abschung der von ihnen angenommenen Firma „Johann Wilhelm Faber“ angehalten und zu einer Entschädigung von 1000 Mark an Herrn Faber verurteilt worden.“

**Kronheimer**, Jacob, Melbourne, Australien — stiftete 80 000 Mark für Wohltätigkeit in Jerusalem. NZ 19/12 1913.

**Kronstein**, Sonja, Frau, Vorsitz: Badischer B. für Frauenstimmrecht, Karlsruhe, Mathystr. 18. 1914.

**Krönungssteuer**. Mit dem Tode eines deutschen Kaisers hatten die Juden früher gewissermaßen ihren Schutz verloren, den sie sich dann von dem Neugekrönten neu zu erwerben hatten. So erhob König Sigmund aus Augsburg 1500, aus Ulm 400 fl. Steuer. Miedel S. 7.

**Kropfeld**, protest. Pastor, Holland, 1919. WM.

△**Kröfzell**, Pfarrer in Kloxin, wurde wegen seiner Bemühungen, den Koniger **Blutsmord** (sd) aufzuklären, der Behörde angezeigt und bis ins Abgeordnetenhaus hinein verfolgt: „ein solcher Mann dürfte nicht mehr Seelenhirte sein“; bei judenkennenden Lehrern wird gesagt: „man kann ihnen die Jugend nicht weiter anvertrauen“, und bei Beamten: „sie erschüttern die staatliche Grundlage“. — StbgrZ 12/3 1901: „Briegzig, Pomm. Uns Bewohner eines Weizackerdorfes nimmt es wunder, wie die Broden eines in unserem Schulhause gehaltenen Vortrages bis ins Abgeordnetenhaus getragen und dort von einem „freisinnigen“ Doktor vor die Füße des Herrn Kultusministers gestreut werden. Wir hatten Herrn Pfarrer Kröfzell gebeten, uns etwas über Konig zu erzählen und über Talmudmoral aufzuklären. Er hatte freundlichst zugesagt und betonte in seinem Vortrage besonders die Heiligkeit des christlichen Eides, was ihm ja auch von Amts wegen zusteht. Bei uns im Schulhause sind schon oft Vorträge gehalten worden, es ist durch verschiebbare Wände besonders dazu eingerichtet. Über diese Vorträge ist niemals etwas in die Zeitungen gekom-

men ... auch Pfarrer Kröfzell ist uns durchaus als friedfertiger Herr bekannt. Diesmal aber war's anders, diesmal war Talmud dabei.

Kommt da in der Dunkelheit in einer Mietskutsche aus Pritz ein unbekannter Berliner Jude angefahren, geradeswegs von Berlin nach Briegzig, zu einem Vortrag, von dem außer uns Briegzigern und den Lettinner Nachbarn kein Mensch etwas weiß oder sich darum bekümmert. Dieser Jude fragte unterwegs geheimnisvoll den Pritzer Kutsher, ob er einen Pfarrer Kröfzell kenne, und ob derselbe heut abend in Briegzig sprechen wolle. Dann steigt der Jude einen Kilometer vorm Dorf vom Wagen, schleicht sich im Finstern heimlich ins Schulhaus und versteckt sich da so halb unter einer Schulbank. Der gute Kutsher hatte uns inzwischen alles erzählt, und einige von uns, die zum Bahnhof herausfahren, um den Pfarrer abzuholen, berichteten diesem das neueste Ereignis. Der erklärte ruhig lachend, er habe hauptsächlich über den Eid zu sprechen, und das wäre ja auch wohl dem Juden sehr nützlich und gut zu hören, zudem wolle er es dem armen Reporter nicht gönnen, die Reise von Berlin und die teure Fahrt mit dem Wagen so ganz umsonst gemacht zu haben. Im Absteigequartier meinte ein alter erfahrener Bauer, es wäre besser, dem fremden Juden so ein bißchen auf die Hühneraugen zu treten, denn die Kerls pflegten doch bloß immer Unheil anzustiften. Ein anderer meinte, es sei doch eine niederträchtige Frechheit, sich so in ein fremdes Schulhaus einzuschleichen; und ein dritter: wenn die Versammlung aus lauter Juden bestände, würde sicher kein Christ hingehen. Der Pfarrer blieb aber bei seiner bekannten, milden Gesinnung, er habe nur die Wahrheit zu sagen, und die könne auch der Jude hören. Als wir den Schulraum betraten, war der Fremde zunächst unsichtbar, er hatte sich wieder untergeduckt, und zwar mit bekannter Vorsicht an der Seite, wo mehrere Frauen und Jungfrauen saßen. Aber merkwürdigerweise — es muß das wohl an dem gesunden Instinkt liegen — erhob sich auch hier ein Schieben und Drängen

und ein Seitwärtstreten mit Stiefeln und Holzpantinen, und der Fremde kam wohl oder übel bis sehr hart an die Wand. Aus dieser Lage, die die ganze Versammlung mit schallendem Gelächter beobachtete, befreite den Armen der Pfarrer. Nun aber forderten die jüngeren männlichen Mitglieder der Versammlung aus gerechter Empörung, daß der Fremde herausginge; sie beruhigten sich erst, als der Pfarrer erklärte, er kenne den Mann von Konig her, er habe dort zu den Richterstatlern gehört, habe sich nur seine Kotelettes abrasieren lassen, es sei auch noch nicht sicher, daß er ein Jude sei, er schreibe für die freisinnige Korrespondenz oder dgl., wie er angebe. Der Fremde blieb und stenographierte mit, aber nicht alles, wie einige von uns genau beobachteten, wohl nur das, was ihm in seinen Kram paßte. Erst mehrere Wochen später wurde uns klar, daß auch dieser jüd. Reporter wohl im Dienst irgend einer Judengesellschaft steht; was er sich dort notiert hat, ist sämtlichen Behörden angeboten worden, nun auch sogar noch dem Kultusminister. Wenn die Behörden wissen wollten, was der Herr Pfarrer Kröfzell uns gesagt hat, dann brauchten sie uns ja nur danach zu fragen, was wir gehört haben, was machen sich die Juden deshalb so viel Mühe und Kosten! Soviele wissen wir, wenn wir diesen Juden hinausgeworfen hätten, dann hätte unser Amtsvorsteher viel Schreibereien gespart, und wenn wieder ein Jude in unsere Versammlung kommt, dann muß er raus, und wenn Pfarrer Kröfzell auch wieder zum Frieden und zur Gastfreundschaft mahnt."

Pfarrer Kröfzell antwortete auf Anzapfungen der Gegner, ob er nicht wisse, was sich für einen Geistlichen gehöre, am 19/4 1901 mit 20 Thesen, denen wir entnehmen:

„1. Daß der Jude, welcher vor Christlicher oder heidnischer Obrigkeit wider einen Juden Zeugnis ablegt, in den Bann getan werden soll, lehre nicht ich, sondern der T a l m u d.

2. Die liturgische Formel, nach welcher am jüdischen Versöhnungstage in der Synagoge alle Gelübde und Eidschwüre der Juden aufgelöst werden kön-

nen, stammt gleichfalls nicht von mir, die Talmudisten leiten ihren Ursprung auf Numeri (d. i. 3. Buch Mose) 30 zurück, wonach der jüdische Hausherr berechtigt ist, Gelübde und Eide von Frau, Töchtern und Gesinde unter gewissen Bedingungen zu annullieren.

3. Zwischen dem christlichen und dem talmudischen Eide besteht der ungeheure Unterschied zweier völlig verschiedenen Weltanschauungen; eine Gleichwertung beider ist ein schweres Unrecht gegen die christliche Bevölkerung Deutschlands.

4. Der Jude glaubt entweder an den Talmud oder an nichts; das Alte Testament, Gottes Wort, unterliegt bei ihm völlig der talmudischen Auslegung.

5. Glaubte der Jude an den Talmud, so ist seine Eidesauffassung durch talmudische Beeinflussung beeinträchtigt, und der Talmud zeigt überall erbitterte Feindschaft gegen das Christentum; glaubt der Jude an nichts, so fehlt ihm das Verständnis für die Heiligkeit des Eides überhaupt, der Eid ist bei ihm lediglich eine Rechtsformel.

13. Die Ausdehnung der jüdischen Blutsfekten, wenn es sich überhaupt nur um Sekten handelt, festzustellen, ist ernsteste Pflicht der Staaten. Die Forderung, in der Praxis der Verbrecherverfolgung das Motiv der bloßen Blumentziehung unter die bisher anerkannten Mordmotive aufzunehmen, ist lediglich das gute Recht der vom Aberglauben freien Bevölkerung.

14. Der Mord an Ernst Winter in Konig ist in seiner Vorbereitung, Ausführung und in der Verwischung seiner Spuren die Tat eines Komplotts.

15. Die Realspuren dieses Mordes, soweit sie noch vorhanden, lassen auf Juden als Mörder schließen, und zwar nur auf Juden.

20. Den vielen jüdischerseits gegen mich ergangenen Angriffen, Verdächtigungen und Verleumdungen gegenüber kann mir keine preußische Behörde das Recht versagen, diesen meinen in obigen Thesen gekennzeichneten Standpunkt zu einer überaus ernstesten Sache öffentlich zu rechtfertigen bzw. durch die Ergebnisse der Koniger Presse sowie eigener Studien zu verteidigen."

**Krossen**, Ober. 1910. Calvary, festangestellter Oberlehrer an der Realschule; Behrend, Amtsrichter; Friedmann, Assessor am Amtsgericht; Dr. Köhler, praktischer Arzt, Stabsarzt der Reserve.

**Krotoschin**: Landrat Hahn — E: S., # —, Graeg, 1914.

**Krotowski**, Stephan, W.-Wilmersdorf, Plakatmaler, Modeschneider, \* Polen, beschäftigt — wohl grundsätzlich — meist Kassegenossen. 1914.

**Krozner**, Beria, \* Rußland. 1928 bei Ausgabe von englischem Falschgeld ertappt. Flammenzeichen 30/3 29.

**Krüden**, Oskar v. = Alexander Jasznigi.

**Krug**, Maria, geb. Bleser (Alinda Jacoby), \* 1855 Trier. W: Judenknabe von Prag; Jda Hahn-Hahn; Saulus, Dr. 1905; Samson, Dr. 08; Charlotte Corday, Dr. 11. Mainz.

**Krug v. Ribba**△, Ludw., pr. Obstlt., 50 O ▼ Friedländer, Berlin. SW.

**Krüger**. Der Krüger-(Gastwirts-)Beruf war im Mittelalter, besonders in Süddeutschland, auf dem Lande fast ausschließlich in Juden Händen, wie es auch heute noch in Böhmen, Polen, Ungarn der Fall ist. Daher ist der Name Krüger ein bei Juden sehr gebräuchlicher Name. Das Gastwirtszeichen ist daher heute noch der Stern Davids, den man an Gaststätten als Schild hängen sieht, den auch die Angehörigen der Gastwirtsverbände als ihr Abzeichen — meist an der Uhrkette tragen. Die jüdische „Berliner Illustrierte Zeitung“ suchte diese Tatsache dadurch zu verschleiern, daß sie das aufwärtszeigende Dreieck als Zeichen für Wasser, das abwärtszeigende als für Feuer erklärte. Durch Zusammenfügung beider entsteht: „Feuerwasser“ = Schnaps. Eine wissenschaftliche Entgegnung hat dies Illustriert trotz Einsendung nicht gebracht.

**Krüger**, 1905 (DfBl 25/3): Berliner Handelsregister. „Bei Nr. 2784. (Offene Handelsgesellschaft Dr. Cassirer & Co. Charlottenburg). Der Prokurist Cohn führt jetzt den Namen Krüger.“

**Berl. Blatt**: „Was sagt das ehrliche Geschlecht der kerndeutschen Krüger dazu, daß ihnen gegen ihren Willen ein orientalisches Cohn aufgezwungen wird? Der hohe Beamte, der diese Namensänderung erwirkte, hätte Cohn seinen Namen geben können! Das scheint ihm nicht gepaßt zu haben.“

▼ **Krüger**, Franz, Ministerialdirektor, Sozialdem., M. d. L., f. Ebert, Friedr. Sig. II, 133 a.

**Krus**, Dr., Literat und Redner, Zürich. Nzi 8/8 1913.

**Krumhaar** v., Österreich. Adel; Herbert, Ritter v. Krumhaar, \* Berlin 1897; E: v. R. // Melitta Manikewicz.

**Krümmer**△, Adolf, sozialistischer, kommunistischer Ingenieur, Conwittrage, Bonn; dann Frankfurt a. M. E: Verghauptmann R. — O ▼ Anita Weill. — 1921.

△ **Krupp**, Friedrich Alfred, Essen a. d. R., soll Öster als Mischling bezeichnet worden sein. Wir haben dafür keine Unterlagen. — Der Vater, Alfred Krupp, 1853 O Bertha, E. des Kölner Stellerrats und Rhein-zollinspektors Eichhoff. Vgl. das vertraulich herausgegebene Prachtwerk: „Krupp 1812—1912“.

**Kruschwitz**, Dr. med., Wronsfeld, Arzt. 1914.

**Kruse**, Erwin = Julian Goldschmidt.

**Kruttschnitt**, Ju., \* 1854 N. Orleans, amerikan. Eisenbahnmagnat. Seine Mutter war eine Schwester von Judah P. Benjamin (Id).

**Krysiński**, Dominik v., 1786—53, Abgeordneter im polnischen Landtag 18; Dr., UP, Warschau. SW.

**Krzyman** [Kreuzmann], # Judenfamilie in Polen, die im Namen die neue „Konfession“ kenntlich machen wollte oder mußte. SW.

**Krzymski**, UP, Kratau, 20. Jh. SW.

**Krzyzanowski**, v., polnische Nobilinge. SW.

**Ksube**, j: Heiratskontrakt.

**Ktenas**, Sarah. W: Helene, Erzählung aus dem Orientalischen, 1883 Zürich. Pa.

**Kubel**. Das Amtsblatt der Rgl. Regierung in Köln 1905 (DfBl 8/2) erteilt das Recht, den Namen Kubel zu führen, 1. dem Schneider Josef Abrahamczik in Godesberg, 2. seiner Ehefrau Anna Maria W., 3. seinen Kindern Josef und Maria Margareta.

**Rubinzytz**, Emil, Frhr. v., 1843 Prag — 07 Wien. Grund- und Bodenhändler in Fa: Friedrich R.; 84 nobilitiert. SW.

**Rubinzytz v. Hohentubin**, päpstlicher Marquis, 20. Jh. SW.

• **Rubismus**, eine ultradelatente Malmanier von 1914, die mit Würfelformen arbeitete. — Prof. Dr. G. Siebert, Offenbach, „Neues Deutschland“, 14, 242:

„Der Rubismus fußt auf der Auffassung des Judentums von der Entstehung der Welt, die die Zahl 4 als die Welt- und Menschheitszahl betrachtet. Aus dieser Vorstellung erwuchs ihnen die Einrichtung des Allerheiligsten in der Stiftshütte in Form eines Würfels von 10 Ellen Länge, Breite und Höhe, dessen Maße sich im Salomonischen Tempel auf 20 Ellen erweiterten. In diesem innersten Teil des Gotteshauses stand die Bundeslade. Auf ihr ließ sich Jehovah beim Durchzug der Juden durch die Wüste nieder und leuchtete ihnen als Wegweiser voran.“

Gott strahlte aus diesem Würfel seinem Volke gleichsam seine ganze Schöpferkraft entgegen. Er wurde so zur immanenten, welt schöpferischen Kraft, die aus einem Kubus heraus das All bewirkte und erzeugte. Dadurch wurde das Universum in der Form eines Würfels oder Kubus aufgefaßt. Gott selbst als der Makrokosmos wandelte sich in den Urkubus oder Urmwürfel, und der Mensch als der Mikrokosmos und das Ebenbild Jehovahs ward ebenfalls zu einem Würfel oder Kubus.

Die Anschauung, daß sich der sittlich strebende Mensch in einen Kubus verwandeln müsse, um seinem Ursprunge, seinem Schöpfer Jehovah als dem sittlichen Urkubus, dem sogen. Adam Kadmon oder Homo oriens, d. i. dem vorweltlichen Urmenschen zu gleichen, trug den endgültigen Sieg in der jüdischen Metaphysik davon, die bekannter ist unter dem Namen der Kabbalah oder Überlieferung.

Diese kabbalistische Anschauung lebt wieder auf in der Malweise der heutigen Rubisten, welche als ein Rückfall in alttestamentliche, jüdisch-kabbalistische, jetzt längst überwundene kosmologische und ethisch-anthropologische Vorstellungsweise und Weltanschauung zu betrachten ist.“

Der Mensch als „Kubus“ ist ein maurerisches Ziel; vgl. Rudendorff, Die Vernichtung der Freimaurerei, 1927.

**Kubus**. Rudendorff „Vernichtung der Freimaurerei durch Enthüllung ihrer Geheimnisse“, S. 37: Der Kubus ist die vollendete Figur, dessen Ebenbild der vollkommene und gerechte Jude ist. In einen solchen Kubus sollen sich die Freimaurer wandeln. Die Freimaurerei ist die königliche Kunst, die durch Zeichen, Griff und Wort als Werkzeuge den von Natur einem rohen Steine gleichenden Menschen zu einem vollkommenen Kubus, zu einem getreuen Ebenbilde der Gottheit, gestalten will. Somit ist der Kubus auch das Ebenbild Jehovahs und endlich das Zeichen der „vollendet“ geschaffenen Welt, in deren Mitte der kabbalistische Weltenschöpfer Jehovah thront. So wird der Kubus auch ein Zeichen jüdischer Weltherrschaft. . . .

Den doppelten Kubus, wie er Stahlhelme des alten Heeres zerquetscht, finden wir in den Straßen Münchens an der Stelle errichtet, an der am 9. Nov.

1923 das Blut völkischer Männer floß. Die jüdische Orthodogie leugnet dreist diese Symbolik; ihr glauben die Deutschen ja mehr als mir. Oder haben sie eine bessere Erklärung für das „wundervolle“ Denkmal, dessen Schöpfer es begrüßen wird, wie gut er verstanden ist. Um das Gedächtnis der jüdischen Orthodogie etwas zu stärken, bemerke ich: „Nach jüdischer Lehre waren die „Gesetzestafeln“ 1 Elle lang, 1 Elle breit,  $\frac{1}{2}$  Elle dick und vierkantig. Legte man beide Gesetzestafeln aufeinander, so war das ganze Gesetz 1 Elle lang, 1 Elle breit, 1 Elle dick und vierkantig. Beide Gesetzestafeln ergeben also das jüdische Gesetz in Gestalt eines vierkantigen gehauenen Kubus, 1 Elle lang, 1 Elle breit, 1 Elle dick.

Das Judentum unterscheidet 2 Arten von Ellen: a) Die heilige Elle = 6 flache Hände breit = 24 Zoll, b) die gemeine Elle = 5 flache Hände breit; s. „Rabbi Juda Leo, de templ. lib. 3, cap. 15“, „Burtorff, Historia arc. Foederis, Cap. 15.“ Das Münchener Denkmal besagt durch seine Symbolik, daß der deutsche Stahlhelm durch das mosaische Gesetz zerquetscht wird.

Über das Material der Gesetzestafeln herrscht im Judentum große Ungewißheit und Streit. Einige meinen, sie seien von Saphir gewesen, andere von Smaragd, andere, es sei Marmorstein gewesen. Vergl. besonders darüber: Rabbi Juda Leo, lib. 3, cap. I, § 5, de templo. Die Juden meinen, daß die ersten Gesetzessteine, die nachher Moses zerbrach, von Gott besonders dazu erschaffen worden seien. Die Juden schreiben darüber:

Wie Gott ohne jede Hilfe Himmel und Erde erschaffen, wie er die Sterne ohne jedes Werkzeug bloß durch sein Wort und seinen Willen dahin gesetzt habe, daß sie da sein sollten, also habe er auch in diese Tafeln die Buchstaben durch seinen bloßen Willen und sein Wort hineingebracht und dies nenne die Schrift, daß das Gesetz mit Gottes Finger, das ist, durch seine Allmacht, ohne Hilfe der Engel oder irgendwelche andere Hilfe, durch seine eigene göttliche Wirkung, darauf geschrieben worden sei.“ (Vergl.

hierüber ganz besonders: Maimonides „More Nebuchim“, part. I, cap. 66.)

Diese Tafeln zerbrach Moses unten am Berge Sinai, aus Grimm, weil er die Juden um das goldene Kalb tanzen sah. (Exod. 32/15. 16. 19.) Nachher verführte Moses die Juden wieder mit Jehowah und mußte nach Exod. 34/1 und Deuteron. 10/1 auf Gottes Geheiß wieder zwei ebenso große Tafeln wie die ersten nun selbst hauen, in die Gott von neuem das 10-Gebote-Gesetz schrieb. Die ersten Tafeln waren von Jehowah selbst zugerichtet und beschrieben worden, die zweiten Gesetzestafeln mußte Moses herrichten. Gott schrieb nur das Gesetz darauf. Exod. 34/1 und Deuteron. 10/4, nämlich die 10 Gebote; vergl. Exod. 20/1 folgende und 34/28; Deuteron. 4/13 und 10/4. Über die Beschaffenheit der Steine der zweiten Gesetzestafeln schreibt der berühmte und hochgelehrte Talmudist Rabbi Salomon Jarchi:

Gott habe abermals dieselben Steine wie die ersten durch seine göttliche Allmacht erschaffen, sie Moses gewiesen, woraus dann Moses die 2 neuen Tafeln wie die ersten gehauen habe. Was an Kleinen abgehauenen Steinen abgefallen sei, das sei dem Moses gewesen und habe ihm gehört, und weil es köstliche Steine gewesen, so habe Moses ein großes Stück Geld daraus gemacht.

Wir sehen daraus, daß die jüdische Geschäftstüchtigkeit schon auf dem Sinai begründet wurde.“

Ruchler, Rudolf, JG, Mgl. der Gesetzgebung von Utah, Ver. St. — 1900.

Ruckud. Schmeißner 1883, S. 9: „Unter den Tieren weichen Abarten in ihrer Lebensweise von ihrer Gattung ab, die sie durch üble Gewohnheiten und Untugenden empfindlich schädigen, wie der Ruckud, der selbst kein Nest baut, sondern seine Eier in die Behausung anderer Vögel legt und diesen die Arbeit des Ausbrütens und die Sorge der Erziehung seiner Jungen überläßt. Der ausgeschlüpfte und gleich den übrigen Jungen treulich gepflegte junge Ruckud macht sich sofort unverschämt breit, indem er die besten Wiesen wegknabbert und, sobald er nur stark genug geworden, die rechtmäßigen Inassen mit schönem Undanke aus ihrem eigenen Neste herauswirft; so gibt es unter den Völkern Sonderassen, die es scheuen, selbständige Staats- und Gemeinwesen zu bilden und hartnäckig unter andern Völkern als verächtliche Schmarotzer nomadisch vegetieren, wie die Zigeuner, — oder, um gar andere Nationen zu beherrschen und zu unterdrücken und mit unersättlicher Gier um die Früchte ihrer Arbeit betrügen wollen, ohne selbst zu arbeiten, wie die Juden.“

**Kuczynski, Arnold**, Besitzer von Buschs Antiquariat, Augsburg, 19. Jh.

**Kuczynski, Max**, ao Uß, Abteilungsvorsteher, Path. Institut. — \*1890 Berlin; G: ▼Rfm.; Berlin W 15, Kurfürstendamm 213.

**Kuczynski, W.**, Bankhändler, Millionär, Berlin W 10, Tiergartenstr. 13. 1914.

**Rudowa, Bad.** — Ärzte: Bloch; Cohn; Löbinger; Marcuse; Münzer; Sandler; Silbermann; und 2? und 9△. 1914.

**Ruffler, Heinrich**, Großgauner, Philanthrop und Spekulant in Wien, der u. a. den Dir. der Eskomptebank, **Jauner**, zum Selbstmord trieb. Kurz vor seinem Ende nannte J. den R. „einen furchtbaren Menschen, der ihn schändlich durch List und Betrug mit teuflischer Gewalt zu Tod und Verderben bringenden Handlungen gebracht hätte.“ Es kam im September 1885 zum Sensationsprozeß Ruffler, wobei die Presse unerhörte Stimmung für den „wahrhaft bemitleidenswerten“ Angeklagten machte. Vor allem malte ihn das „Neue Wiener Tgbl.“ in rosa: „Eine Reihe von persönlichen Eigenschaften läßt diese Menschennatur noch eigentümlicher erscheinen. Eine fast krankhafte Sucht, Wohltaten auszuführen, erfüllte ihn. Von bescheidenen Bedürfnissen für sich selbst, galt er als ein stets hilfsbereiter Freund der Armen und Bedrängten. Sein ganzer Ehrgeiz schien darauf hinauszulaufen, immerdar die Rolle des großen Unbekannten spielen zu können, welcher aller Not durch die bekannte rotlederne Brieftasche mit 20 000 fl. ein Ende macht. Ja, sogar sein Sturz erfolgte durch diesen Antrieb, denn schließlich genügte es ihm nicht mehr, in geringeren Beträgen „auszuhelfen“, sondern er verwendete Hunderttausende an — verarmte Firmen.“

Wie es in Wirklichkeit mit R.'s Wohltätigkeitssinn aussah, darüber gibt die 1. Verhandlung und die Anklageschrift Aufschluß, die über die Sanierungsversuche kranker Firmen sagt: „Die Geldquellen, die ihm zur Verfügung stehen, namentlich die von Jauner defraudierten Summen, bildeten die Fonds zu diesen kühnen Unternehmungen, die, wenn sie gelingen, alles retten, wenn sie misslingen, alles verderben können. Auf diese Weise unternimmt Ruffler mehrere Sanierungen schwankender Firmen, darunter Laško, Weinrich, Tschinkel.“ Es kam auch der Wohltätigkeits-

sinn des Angeklagten, dem Angeklagten Umschler und anderen Leuten gegenüber zur Sprache.“

„Präs. Sie haben auch Geschenke von Ruffler bekommen? — Angekl. Jawohl. Fünf Theißlose, nicht vier, wie es in der Anklage heißt, Salm- und Windischgrätz-Dose und 30 000 fl. Rente. — Präs. Glauben Sie, daß das auch zum rein geschäftlichen Verkehr gehört? — Angekl. Ruffler ist zu mir gekommen und hat gesagt: Sie sind so beschäftigt immer, wenn ich nur Ihnen einmal eine Freude machen könnte. — Präs. Das ist ja die Manier, mit welcher Herr Ruffler sich an die Leute herangemacht hat. Also weiter. — Angekl. Einmal hat mir Ruffler gesagt, er wird mir etwas geben, ich solle ihn nur beim Wort nehmen. Das war im 83er Jahre, und im 84er Jahre hat er mir wirklich ein Los eingehändigt und gesagt: „Ich wünsche Ihnen, daß Sie den Haupttreffer machen.“ Ende 1884 habe ich mir erlaubt, Ruffler die Geburt meines Kindes mitzuteilen. — Präs. Ja, was geht denn Ruffler Ihr Kind an? — Angekl. Ich bin eben mit Ruffler bekannt geworden und habe ihm deshalb die Geburt angezeigt. Ruffler hat mich dann besucht und mir 5000 fl. gegeben, für jedes Kind 1000 fl. — Präs. Ist es Ihnen nicht aufgefallen, daß Ruffler Ihnen so viel Geld gibt? — Angekl. Nein; er hat mir eben gesagt: „Sehen Sie Herr von Umschler, ich stehe allein auf der Welt da, habe keine Kinder.“ Bitte, Herr Präsident, Herr Ruffler wird das bestätigen. Im November 1884 ist Herr Ruffler zu mir gekommen und hat mir gesagt: „Borgen Sie mir die 30 000 fl. Rente?“ Da ich nicht das geringste Mißtrauen gegen Ruffler hatte, habe ich sie ihm gegeben, und er hat mir dafür Kassenscheine der Böhmisches Kreditgesellschaft eingehändigt.“ — Der Wohltäter holt sich die spendierten Tausender wieder, um schlechte Papiere dafür zu geben.“ (Österr. Wf 20/9 1885.)

**Ruffner, Carl**, Ungarn, 1881 O Gräfin Marie von Girmian.

**Ruffner, Ignaz** v., 1822 Rundenburg — 82 Wien. G: Brauerei Ottakring. Er wurde durch Bier reich und Bürgermeister, 78 nobilitiert und in besserem Sinne wohlthätig. G. Wetter: Herm. Firsch v. R. Er ermöglichte den Sozialdemokraten, „aus eigener Kraft“ ein Arbeiterheim zu erbauen. „Sieg“, 1914. Nr. 22.

**Ruffner de Diófzegh, Karl**, ungar. Zuderindustrieller und Gutsbesitzer, 1896 nobilitiert. 68.

**Ruefser, Friedrich**, \* Ungarn, kam 1850 nach Amerika und wurde General in der Konföderationsarmee. 7.

**Rugel, Misil**, R: Russl., Antsliberale Z., Petersburg. DZ 10/8 1907.

**Rugel, J.**, Theateragentur, Wien. 1914.

**Rugelmann**, Journalist des 2. Kaiserreichs, Paris — führte u. a. den **Albert Wolff** (sb) beim **Figaro** ein.

**Rugler** Δ, Franz, Dr., Uß (Kunstgeschichte), Wortr. Rat im pr. Kultusmin., Berlin. 1808 Stettin—58, schrieb eine „Geschichte Friedrichs des Großen“, die Δ **Menzel** illustrierte, und dichtete das schöne: „An der Saale hellem Strande“. O ▼ **Clara**, E. v. **Eduard** (S) Hlg. †75. R: 1. **Vernhard** von **Rugler**, Dr., Uß (Geschichte), Tübingen. 1837—98. 2. **Hans**, Maler, †1875. 3. **Clara**, O 1/2 ▼ **Bzul** **Hejse** (sb).

**Ruegler**, R. U., Berlin, O ▼ **Lewin**. 1914.

**Kuh, Anton**, Ma: **Boss**. Z., Stunde (Wien), Südböische Sonntags-Z., München 1927 (WB 3/5).

**Kuh, David**, 1818—79 Prag, studierte Medizin und Jus, wurde Lehrer, Schauspieler, Journalist, und Anhänger L. **Rossuths** (sb). Er kam ins Gefängnis und wieder heraus, gründete 50 in Prag eine dtische Ztg., focht gegen die Tschechen und saß auf kurze Zeit als Abgeordneter im österr.-ungar. Reichstag. **David** schrieb Oktober 1858 im „Tagesboten aus Böhmen“ einige, von dem Prager Gelehrten **Anton** **Zeidler** inspirierte Aufsätze, „handschriftliche Lügen und paläographische Wahrheiten“; sie bedten die Fälschungen der **Königinhofer** Handschrift auf, die der tschechische Dr. **Hanka** 1817 in **Königinhof** (Böhmen) aufgefunden haben wollte, mit angeblichen Resten uralter tschechischer Dichtung bis aus dem 8. Jh., die von **Hanka** sehr geschickt gemacht waren. So glaubte man allgemein, daß die böhmische Kunst und Literatur doch ein recht ehrenwürdiges Alter hätte. **Hanka**, mittlerweile Prof. in Prag geworden, ließ **Kuh's** Angriffe nicht auf sich sitzen: es kam zu einem Prozesse, der viel Staub aufwirbelte; in 2. Instanz wurde **Kuh** verurteilt, und erst eine besondere Verordnung des Justizministers, die die Ursache nicht als Beleidigung, sondern als wissenschaftliche Kritik bezeichnete, rettete **Kuh** vor Strafen. Nach **Hanka's** Tode 1861 kam man dann zu der Ansicht, daß die **Königinhofer** Handschrift ein aus russischen Volksliedern, aus **Bürger**, **Schillers** **Müll** usw. zusammengestellter Betrug wäre. 1916 (DZ 17/9 17) wurde sie auch aus der Sammlung des böhmischen Museums in Prag ausgeschieden. — Die Rolle **Kuh's** ist nicht ganz geklärt. War es Eitelkeit, die auch ein gerichtliches Martyrium nicht scheute? **Zeidler** selbst hat sich nie zu den Aussagen bekannt.

**Kuh, Emil**, Biograph Fr. Δ **Hebbels**, 1825 Wien — 76 Meran. Er trat 47 in **Vaters** Geschäft und war eine Zeitlang bei der Nordbahn, dann ging er zur Literatur und 57 in Berlin zum Katholizismus über. O **Adele** **Ferrari**. Seit 58 lebte er in Wien, wo er 64 Prof. für Deutsch an der Handelsschule ward. S. ▼ **Vorm** (sb) gratulierte zu dem freudigen Ereignis nicht übel und recht charakteristisch: „Teurer Freund! Ich schreibe eigentlich lieber an die Spitze dieser Zeilen: „Geehrter Herr Professor“, denn ich möchte gerne der Erste sein, der Ihnen den neuen Titel gibt. Glückauf! Es ist ein origineller Posten, dtische Literaturgeschichte zu vertreten in einer Handelsschule. Was zur

dtischen Literatur zählt, verstand niemals, sich zu bereichern, und was Handel treibt, hat niemals der Literatur Segen gebracht, am wenigsten, was mit dieser selbst Handel trieb. Die neue Verbindung sonst sich ausschließender Elemente wird also auch etwas Neues hervorbringen und möge dies ein glückseligener zufriedener Literat sein, der nebenbei Professor an der Wiener Handelsakademie ist.“

**Kuh's** 1. Tat als dtischer Literaturprofessor war natürlich eine neue Ausgabe von **Heine's** Briefen. Zuletzt weilte **Kuh** aus Gesundheitsrücksichten in Meran. Er ist wohl die stärkste ästhetische, aber natürlich unschöpferische, Begabung unter den modernen Juden. So hielt er es auch einige Zeit neben **Hebbel** aus, dem er durch **Deinhardstein** zugeführt wurde, und ging Sommer 51 mit **Hebbel** nach Berlin. **Hebbel**, Tagebuch 31/12 51: „Die Bekanntschaft mit dem jungen **Kuh** ist inniger geworden“; aber noch der erste erhaltene Brief **Kuh's** an **Hebbel** (bei **Bamberg** (vom 1/3 52, 1 Uhr nach Mitternacht, ist jüdisch überschwänglich. Nach und nach hat **Hebbel** den **Kuh** dann erzogen und in ihm einen brauchbaren Gehilfen erhalten. Die Briefe **Hebbels** lassen das Verhältnis deutlich erkennen, zeigen u. a. auch, daß **Hebbel** den **Kuh**, als er 54—57 in Diensten der österreichischen Nordbahn zu **Troppau** stand und sich 57/8 zu Berlin literarisch etablieren wollte, gut beraten hat, auch bei seinen dichterischen Versuchen. **Kuh** scheint gelegentlich ähnliche Anwendungen über seine Klasse gehabt zu haben, wie **Weininger** und **A. Trebitsch**, und trat 58 zum Christentum über.

Er brach 1860 mit **Hebbel**, der in ihm nun — leider zu spät — den **Schmaroher**, **Verräter** und **Ischarioth** zu erkennen glaubte, aber ganz zuletzt ihn doch wieder aufnahm. „Ich gebe auf die Veröhnung auf dem Totenbett nicht allzuviel“, sagt **A. Bartels**, **Hebbel** und die **Juden**, S. 62. Nach eigenem Geständnis hat dem **Kuh** die strenge **Hebbel-Schule** genützt; so hat er über **Grillparzer**, **Stifter**, **Mörke**, **Keller** usw. geschrieben und zuletzt eine, freilich enge, Biographie **Hebbels** geschaffen. Er sah

Hebbel zu sehr als Ausnahme und verkannte das Typisch-Germanische in ihm.

Im 1. Teil lenkt er redselig von der Hauptsache ab und beschreibt Land und Leute in Dithmarschen, sowie das junge Dtschld usw. mit jener umständlich jüdischen Falschwissenschaftlichkeit, als handelte es sich um ein Quellen- und Nachschlagebuch für das gesamte „geistige“ Leben der 1830er Jahre; dabei kommt Hebbel selber zu kurz. Menschlich hat R. einiges Sympathische; rassische Schwächen treten im Briefwechsel mit Keller auf. Unsprechend, wenn auch unbedeutend, sind seine Gedichte und Erzählungen. ▼Vorm drängte ihn 63, „eine Geschichte des dtischen Geistes in Wien von ▼Sonnenfels bis Schmerling“ zu schreiben. Sie werden damit leisten, was Ihnen keiner zuvorgetan hat und was Ihnen keiner nachmacht, und schon deshalb einen unbergänglichen Erfolg und einen leuchtenden Namen erringen, weil das Werk naturgemäß dem höchsten wissenschaftlichen Interesse wie der frivolsten Neugierde ein Fest bereitet, ja diese ausnahmsweise einmal mit jenem sätigte und befriedigte.“

Br: Angelo, 1830 —?, Wien, wurde 73 als Zentralinspektor der Nordbahn für Verdienste um die Weltausstellung nobilitiert.

Ruh, Emil, Dr., verantwortlicher R: Dtsche Arbeitgeber-Z., Zentralorgan der Großindustriellen, Rheinbed bei Hamburg. 1914.

Ruh, Ephraim Moses, Nefte des Münzjuden Beitel Ephraim, 1731—90. Er starb geistestrant in Breslau, war der 1. jüdische Dichter der neueren dtischen Literatur und wurde von B. ▼Auerbach zum Helden des Romans „Dichter und Kaufmann“ gemacht. Mit Lessing und ▼Mendelssohn bekannt, führte er „ein ruh- und rafflos Wanderleben“, das an die alte Schnorrerei erinnerte, er trieb sich in Holland, Frankreich, in der Schweiz und in Dtschld herum, wo er durch den „Leibzoll“ nicht bloß am Portemonnaie, sondern oft auch im Inneren getränkt wurde. Seine Gedichte, unselbständig, zeigen etwas epigrammatische Begabung, Patriotismus und Respekt vor Friedrich dem Großen, Klagen über die Unterdrückung der Juden.

Ruh, Hans, gebor. Hidor Ruh, Gesellschafter der Fa. Adolf Kofenthal, Berlin. — Wahrheit 29/1 1921.

Ruh, Oskar, GhM: Montagsblatt, Prag. 1918.

Ruhladen-Prozess, s. Republikusgesetz.

Ruehl△, Gotthardt J., ausgezeichneter Architekturmaler, GhM, Akad.-Prof., Dresden, 1850 Lübed —? G: Volksschullehrer Simon Heinrich R. // Brogwaldt. 89 O ▼Henriette, Schwester des Prof. Simonson-Castelli. R: Louise, \*92. Nationalliberal.

↓Rühle, Herford W., GhM: Freisinnige Z., — von der Synagoge ebda längere Zeit mit jährlich nur 8000 Mark unterstützt? 1917.

Rühle, j: Gefängnis, Arresttotal; aus h: gehilla = Gemeinde, das zu Kille = Gaunergenossenschaft, wurde;

die Umdeutung in dem Sinne, daß der Gefangene auf eine gewisse Zeit kaltgestellt ist. — Bischoff J.

△Ruhlenbeck, Ludwig, ein Märthrer der Rasse, Uß (Deutsches Recht), Dr., Lausanne, wo er aber vertrieben wurde, dann RA, JM in Raumburg a. d. S.; 1857 Osnabrück —20. — O Helene Uhrer, R: 1. Sohn, L. d. R., 1915 gefallen, 2. Adelheid, O Dr. G. Lehmann, Breslau, 3. Hartwig, Dr. med. (s. Vorposten, Juni 1920). — R. war nicht nur in der Rechtskunde außerordentlich tätig und übersetzte G. Bruno (sd), er arbeitete auch für sein Volkstum und beging dabei das größte Verbrechen eines Nichtjuden: Er sprach und schrieb über Rasse! Am 17/6 1905 hielt er auf dem Alldeutschen Verbandstag in Worms einen Vortrag über „Rasse und Volkstum“ und veröffentlichte ein ausgezeichnetes „Evangelium der Rasse.“

Die Juden in Lausanne bekämpften seitdem den volkstundigen Hochschullehrer. An ihrer Spitze standen der berühmteste Verschwörer aus Rußland, Prof. Herzen-Silberstein (sd), dann der Ud Sternberg (sd), der sich dabei freilich so bloßstellte, daß er die Schweiz verlassen mußte; als dritter im Bunde wirkte stud. Reichenheim mit, Nefte jenes Berliner Dr. James ▼Simon, der als Vorsitzender des „Hilfsvereins der Deutschen Juden“ sowie als Mitglied des B'nai B'rith Ordens und des Zentralausschusses der Alliance Israélite Universelle in Paris, eine führende Rolle unter seinen Stammesgenossen in Dtschld inne hatte. —

Die Schweizer Behörden gelangten durch Verhekung dahin, den auf Lebenszeit angestellten deutschen Hochschullehrer gegen Recht und Gesetz ohne Entschädigung zu entlassen; vgl. R.'s Schrift: „Lausanne, ein Wort zur Berichtigung und Abwehr“, 1906, J. F. Lehmann, München. Wir wollen aber daran erinnern, daß nicht allein die Juden gegen unsern deutschen Hochschulpfessor gearbeitet haben, vielmehr noch der jüdisch verippte Professor Ermann-Münster, Herzen's Schwager, mit im Bunde war.

In dem gleichen Haffe trat auch Uß Dr. v. Litz (sd) Mai 1909 im Preussischen Abgeordnetenhaus schloßhaft ge-

gen K. auf. Im Berliner Kultusministerium hatten ferner Dewald, Freund und Genossen ebenfalls kein Interesse daran, dem Vorkämpfer für das Evangelium einer Klasse, der sie nicht angehörten, Dienste zu leisten. Minister Δv. Trott zu Solz versprach dem Vertriebenen zwar eine Hochschul-Professur, vergaß das aber völlig! K. verklagte nun den Kanton Waadt auf Entschädigung, wurde aber auch hierbei von unserer Regierung im Stiche gelassen, die sich — pfui der Schande! — einem „Alldeutschen“ gegenüber wohl zu guten Worten, aber zu keiner Tat aufraffen konnte und ihn lieber im Elend sterben ließ, statt sich selber bei den Juden mißlieblich zu machen.

**Kühenthal** Δ, Karl, Konteradmiral, Berlin, O ▼ Helene, L. des KA Ju. Mendel (1848—30/10 29), Hannover. K: Karl; Heinz. — Helenes Schw.: 1. Lilli, O ▼ MA Dr. Sigmund Doppler; K: Edwin; Eva. 2. Anna, O ?Zübell. — WM.

**Kühler**, Mag, Trugname für Samuel Messing, Mädchenhändler. s. Mädchenhandel.

**Kühmann** Δ, v., Dtscher Staatssekretär, während des Weltkrieges, München.

„Marie-Anne Friedländer-Guld wollte zuerst einen etwas ästlichen Fürsten heiraten und lernte eifrig russisch. Dann heiratete sie einen ebenso westlichen Weinadelord, der in einem Kontor in Hamburg arbeitete, ein eigenes Palais in der Berliner Wendlerstraße nebst Mitgift erhielt, aber die Frau als Bellage ablehnte. Es kam zur Scheidung 1920. Nun hat Kühmann die Geschiedene, das Geld, das Palais, und veranstaltet Feste und lädt ehemalige Kollegen dazu ein. Auch der Freiherr von Versner geht neulich hin und erschrickt: In allen Sälen ist es voll von Entente-Offizieren. Er stellt Herrn von Kühmann, der entschuldigt sich und sagt, das Einladen besorge seine Frau, die Friedländer, und nötigt Versner zum Bleiben. Schickt am nächsten Tage auch noch einen aufklärenden Brief hinterdrein. Es vergeht einige Zeit; es kommt eine neue Einladung. Versner geht hin und findet wieder diese fremde Gesellschaft vor, macht diesmal allerdings kurz kehrt und verschwindet.“ Rumpelstilzchen 1922, S. 124.

**Ruhn**, deutscher Familienname. Er braucht mit Rahn, Rohn, Kohn, Cohn usw. nicht zusammenzuhängen. Der Jude stahl, als er in Palästina die dort befindliche arische Kultur sich aneignete, auch dort mit den Ämtern die Namen. Im arischen Volke war der Ruon, der oberste Wissensbewahrer und gleichzeitig der König, der Kundige. König aber wurde auch nur der Ruhn-e. s. Melchisedek, 1. Moses 14, 18, „aber M. der König von Salem ... und er war ein Priester Gottes (E) des Höchsten“.

Aber die von Aaron gestohlene und verfälschte, vor den Juden in Palästina herrschende Religion siehe vor allem Hebr. 7.

**Ruhn**, gebor. Rohn, österr. Kriegsminister, suchte das österr.-ungar. Offizierskorps zu „demokratisieren“. „Niemand hätten sich solche Skandalaffären wie ▼ Hofrichter, ▼ Redl ereignet, wenn die österr.-ungar. Offizierskorpsgesellschaft so einheitlich gegliedert wäre wie die deutsche.“ DZB 22/8 1913.

**Ruhn**, v., 1908 in Wien nobilitiert. SG.

**Ruhn** Δ P, Abraham, Dr., UP (Ohren), Straßburg i. E. 1837 Biffersheim i. E. — 00. O ▼ Amalie Selligmann. — Ue: Troelsch's Ohrenheilkunde ins Französ. L: Anna, \*1872, O Δ Albrecht Wethe, Dr., UP (Physiologie), Straßburg i. E. K: Hans, 06.

**Ruhn**, Arno, bad. Konsul für Kolumbia, Mannheim. 1912. DZ.

**Ruhn**, David, Prinz-Wilhelm-Straße 4, Mannheim. Dir: Südbische Bank. UR: Heilbronner Straßenbahn. 1914.

**Ruhn**, Karl, Dr. jur., Geh. Staatsrat, Ministerialdirektor, Kirchenrat, Weimar. 1840—? — 72 O ▼ Adele Weinberg.

**Ruhn**, Moriz, JG, Mathem.-Prof., Staatsober-Realschule, Wien. S: Realschule; Zschr. für Realschulwesen.

↓ **Ruhn**, Richard, Dr., leitete Gisela Ghels Übersetzung von Michelets „Frauen der Revolution“, Verlag A. Langen, München, mit einem Vorwort aus „Paris, 1913, am Tage des Sturmes auf die Bastille“, 14/7 etc. Er förderte dabei die fortschrittlichsten und revolutionsfreudigsten Unwahrheiten zu Tage: „Oft genug hat man uns mit den Greueln der Revolution die große Furcht einjagen wollen, oft genug die Männer der Revolution als blutberauschte Unmenschen dargestellt. Dagegen läßt sich zweierlei sagen: Aus dem Blute jener Jahre erwuchs die Freiheit Europas. Die Sache der Revolution ist die Sache der Menschheit.“

So hat man für die Zertrümmerung Deutschlands lange vorher Stimmung gemacht; und Ruhn ist nur eine kleine Note in dem großen Chor. —

Michelets „Frauen“ waren übrigens gar keine Übertragung wert. Wir brauchen von jenen Damen bestimmtere Bilder, als sie jener an seiner eigenen Sentimentalität berauschte Franzose zu entwerfen vermochte. — WM.

**Ruhn-Brunner**, Charlotte, Frau, Kgl. Hofopernsängerin, München; O preuß. Gerichtsassessor a. D., Dr. jur. Paul ▼ **Ruhn**, gebor. Rohn, \*1874. Hofopernsängerin, der 1913 noch ganz gut den David in den Meistersingern gab.

**Ruhn v. Ruhnefeld**, österr. Reichsfreiherrn, #, nobilitiert 1862. — Moriz R. v. R., \*69, kam als Dir. der Volksbank in Innsbruck wegen Fälschungen ins Untersuchungsgesängnis. SG.

**Ruhn, Loeb & Co.**, deutschfeindliche Bankhäuser, N. York; zeichneten 1915 gewaltig auf englisch-französische Kriegsanleihe. Alle Inhaber dieser Firma sind aus Dtschld: Jacob und Mortimer Schiff (sb), Otto Rahn (sb), Paul Warburg (sb) und Salomon Hanauer, sind Trußleute. „Das „Harriman-System“, das die Zusammenfassung aller amerikanischen Eisenbahnen zum Ziele hatte, wurde im wesentlichen durch das Bankhaus Ruhn, Loeb & Co. unterfüttert und gefördert“, Sombart S. 40.

Dr. Δ Bödel im Reichstag 11/2 1901: „Die amerikanische, bei Ruhn, Loeb & Co. aufgenommene vorübergehende Achtzigmillionenanleihe ist schon an sich eine sehr bedenkliche finanzielle Transaktion; man darf sich nicht wundern, wenn die Amerikaner durch solche finanziellen Vorgänge des Dtschen Reiches übermütig werden und heute behaupten, Dtschld sei ein armes Land, aber Amerika sei reich, und der Moment werde kommen, wo Dtschld auf die Hilfe der amerikanischen Großfinanz angewiesen sei.“ Unter Dr. Strefemann (sb) als Minister des Auswärtigen ist dieser Moment 1925 ff. gekommen.

**Ruhn**, Emil, gebor. Rohn, österr. Fregatten-Ltnt., \*1862 Proßnitz, Mähren, #82, Wien. — F.

**Ruhn**, Richard, geb. Rohn, österr. Major, \*1859 Proßnitz, Mähren, #83. — F.

**Ruhner**, Emanuel, Wien, Gumpendorfer Straße, „der plötzlich aus dem Nichts mit 4 oder 5 Speisefabrikanten in Wien, Verona usw., auftauchte, war Jude. Das genierte den päpstlichen Staatssekretär und Jesuiten Merry del Val nicht, dem Vertreter der Veronaer Werke eine Audienz beim Papste zu erwirken zwecks Überreichung einer kunstvoll gearbeiteten Amphora, gefüllt mit Runerol. Nach Prüfung der Gabe in der vatikanischen Küche bestätigte der Papst in erneuter Audienz dem Runeroler seine außerordentliche Zufriedenheit mit dem Fett seiner geliebten Juden; er meinte sogar, er könne der gläubigen Welt zur Herstellung der Fastenspeise das Runerol nur warm empfehlen, was in der katholischen Presse eifrig veröffentlicht



licht und breitgetreten wurde. So dient selbst Seine Heiligkeit der Papst den Jesuiten zur Empfehlung ihrer Ware: Selig sind des Ignatius Bienen, ihnen muß alles zum Besten dienen!" Ahlwardt, Mehr Licht 1910, S. 79.

**Ruhn-Stiftung.** „Wiener Neues Journal“ 12/2 1930: „Aus der Ruhn-Stiftung sollen 10 Legate à 500 Reichsmark solchen jüd. Familien übergeben werden, die ihre 12—14jährigen Töchter in christliche Pensionate geben wollen mit dem Ziel der Taufe. Bewerbg. der jg. Mädchen mit Lebenslauf und Begründung des Schrittes, Zustimmung der Eltern oder Verwandten an Dr. Berger, Quellenhof-Bad, Wachen. (Inlandsporto)“. (WB Zeitung 14/3 1930, S. 135).

**Kultur Klan,** ist, laut WZ, 1920, „in den Ver. St. eine Art völkische Rechtsübung und Feme in Fällen, wo Behörden und Staat versagen. Das ist meist bei Judenverbrechen der Fall. So wurde der Zionist Leo Frank, der in Atlanta 1915 ein junges arisches Mädchen genozidisch und ermordet hatte, zwar von der Justiz zum Tode verurteilt, aber nachher vom Gouverneur begnadigt. Da haben gute Bürger ihn aus dem Gefängnis befreit, im Automobil an die Stätte seines Verbrechens geführt und dann ohne Federlesen aufgehängt. Darauf fingen in Chicago die Juden, die dem Sojim gegenüber jede Meintat ihres auserwählten Volkes für gerechtfertigt halten, an, zu schreien; und sie sandten Detektive nach Atlanta, um die Urheber des Mordaktes festzunehmen usw. Als aber die Polizisten an Ort und Stelle kamen, wurden diese von denselben guten Bürgern wie vorher aufgegriffen, mit dem Revolver in der Faust zum Bahnhof geleitet, in einem Blechwagen verschlossen und einfach nach Chicago verladen, woher sie gekommen waren.“ Siehe Frank.

**Russischer,** Mikhail Ignatyevich, JG, RA, Petersburg. \*1847 Sophista. Er studierte erst Rabbinologie und später in Berlin, Wien und Odessa die Rechte, wobei er seine Wochenschrift „Dien“ mit „Artikeln über die großen Juden Dasker und Jacobl“ versah. 76 veröffentlichte er in Leipzig das „Leben Jesu, eine Sage“, und arbeitete für dtische Zeitschriften (Kosmos; Globus; Ausland usw.) Essays über die menschliche Familie aus. Russische „Philanthropen“ machten 80 den begabten Mann zum H der „Zarya“, einer Zeitung, die gegen den Antisemitismus und für die unterdrückten Polen und Ukrainer war. 88 siedelte er nach der Hauptstadt, vertrat 95 Rußland auf dem anthropologischen Kongreß zu Karlsruhe, und schrieb viel über die Lage der Juden. Im selben Sinne betätigte sich der „russische“ Pshyiker Kneben Moiseyevich R., 28 Dubno — 96 Kiew.

**Kulla,** Adolf, 1823—98, Wiener Schriftsteller und H der Wiener Allg. Z. und Ostdtischen Post, der auch Novellen und Gedichte („Chanukalichter“, vielfach übersetzt) schrieb. Er war 48 lebhaft an der Revolution beteiligt, und nachher der 1., dessen Gedichte ohne Zensur gedruckt wurden. 58 Gründer und ChR: Gerichtshalle. No.

**Kulla,** Robert (Rob. Thalberg), Wien. \*1850 Prag. B: Gewerbliches Bildungswesen in Österreich; Handels- und Gewerbe-Adressbuch für Wien 89. Kù 16.

**Kulle,** Eduard, No, 1831 Nikolsburg — 97 Wien; Sohn eines Rabbin in Mähren, seit 1859 in Wien, kam er Hebbel, nachdem der mit Emil Kuh (fd) gebrochen hatte, näher. R. wird zwar in Hebbels Tagebüchern und Briefen wenig genannt, hat es aber doch so weit gebracht, von ihm als „Freund“ bezeichnet zu werden, und scheint nach seinen eigenen anekdotischen „Erinnerungen an Friedrich Hebbel“ Wien 1878, einer der schätzenswerteren Juden in der Umgebung des deutschen Dichters zu sein. Kulle war auch Verehrer Richard Wagners und Musikreferent für „Waterland“, „Fremdenblatt“. B: Aus dem j. Volksleben; Geschichten (Hgg. v. Verein für j. Lit), 70; Don Perez, Tr.; Korah, Tr.; Der gesiederte Dieb, Asp.; Wagner und Nietzsche; Glascherbentanz; David Einhand; Zigeunerhanne; Künstemacher (in Hejse's (fd) Novellenschatz!)

**Kulm,** Fr. — Friedrich der Große an seinen Bruder Heinrich, 12/6 1772: „Ich habe dieses Preußen gesehen, aber um weniger beneidet zu werden, sage ich jedem, der es hören will, daß ich auf meiner Reise

nur Sand, Tannen, Heidekraut und Juden gesehen habe. ... Die Städte sind in einem beklagenswerten Zustande. Kulm z. B. soll 800 Häuser enthalten; es stehen nicht 100 aufrecht, deren Bewohner entweder Juden oder Mönche sind; und es gibt noch elendere Städte. ... Die Betteljuden soll man aus dem Lande schaffen, aber nur allmählich und ohne Ungeßüm.“

**Kulmann,** Pagier, Kindererschänder, München, 1890 ff. „Unter der Spitzmarke „Ein jüdischer S..... Hund“ schrieb seiner Zeit das „Waterland“ des Herrn Dr. jur. △ Sigl: „Pagier Kulmann, Zigarrenhändler an der Schillerstraße, ein aus Rußland zugelaufener polnischer Jude, wurde vom Landgericht München I wegen unzüchtiger Handlungen, begangen an kleinen Schulmädchen, die er in seinen Läden zu loden wußte, zu 6 Monaten Gefängnis verurteilt. Der Staatsanwalt hatte für das „moralisch verkommene Subjekt“ ein Jahr Zuchthaus beantragt. Wir bringen ausnahmsweise diesen Gerichtsfall, weil das moralisch verkommene Subjekt die Frechheit hatte, uns um Totschweigen dieses „Malheurs“ anzugehen, weil es ihm sonst im Geschäft Schaden könnte.“ Der jüdische S.-Hund gehört aber, anderen zur Warnung, an die schwarze Tafel, und dann hinaus aus München.“ Dämonen der Unzucht, S. 49.

**Kulmer,** — „der allermodernste Rohn, der sich Clermont oder Kulmer nennt“, Dr. Marcus Landau, Wien, Jüd. Volkskunde, Hbg. 1902, 1.

**Kulmer z. Rosenpichl u. Hohenstein** △, Jof. Emmerich v., 1717—90, aus altem (1170) kärntischem Geschlecht, O ▽. Urentelin: 1/2 ▽ Anna, 1873 O Heinrich Fürst v. Drf. in. SA.

?Külle, Francis, Frau, \*1862 Orel. G: Fabrikant John Benifson James, England. O Pastor in Kurland — schrieb baltische Novellen und trat für Meyring ein. „Sie ist mir etwas jüdischer Herkunft verdächtig“, Bartels DDG 511. WM.

**Kultur,** — jüdische R. „ist keine technische und keine erotische Kultur. Jüd. Kultur der Seele und des Körpers, ist kristallklare Ethik. Erotik kennt sie nur im Rahmen der reinen Ehe, kennt sie nur als Mittel zum Zweck der Selbsterhaltung.“ JPB 8/3 1929.

Daß die Deutschen keine Kultur besitzen, erklärt Julius Meier-Gräfe (fd): „Sie alle, Böcklin, Klinger, Thoma usw. mit ihrem billigen barbarischen Anthropomorphismus zeigen uns, daß der Fall Böcklin der Fall Dtschlands ist. Was diesen Männern völlig fehlt, das heißt Kultur. Kultur fehlt auch den Deutschen“ (Judas Schuldbuch, 5. Aufl., S. 49.)

**Kultur,** (lat.) eigentlich Pflege und Vervollkommnung eines nach irgend einer Richtung der Verbesserung fähigen Gegenstandes, z. B. des Bodens, der Waldungen, einzelner Tiere, besonders aber die Entwicklung und Veredelung des menschlichen Lebens und Strebens.

**Fichte:** „Wahre Kultur ist Gesinnungskultur.“ „Damit“, schreibt A. △ Rosenberg im WK. 57, „ist das eigentlich treibende Wesen aller Kulturschöpfungen des germanischen Abend-

landes aufgedeckt, denn gerade auf Gefinnungswerten fußen alle gesellschaftlichen Voraussetzungen kultureller Schöpfungsmöglichkeit, sie sind auch das treibende Motiv germanischer Kunstgestaltung und des ehemals germanischen Rechtsempfindens.

Niemand empfindet diese Tatsache deutlicher, als der geborene Feind einer art eigenen Gesittung, . . . der heute durch seine Presse Millionenarmeen beeinflusst und kommandiert, stellenweise diese Armeen bereits zum Sturme angeführt hat. . . . Es handelt sich um den instinktiven sowohl als meist auch bewußten Kampf zum Sturz aller jener Werte, welche deutsche und germanische Kultur bestimmten. s. Kulturbolschewismus.

Das Wort Kultur wurde vom Jdtm. zu einem internationalen Schlagwort gemacht. Beredt ist nur der Mensch und das Volk, die sich ihres Abwehr-Instinktes berauben ließen und sich willig aussaugen lassen.

In der Steigerungsform: „westliche K.“ mit allen Vorzügen der „Kultur-Menschheit“ [= Jdtm] von Paris bis London usw., wird das Wort den Opfern solange in's Ohr geblasen, bis diese sich wehrlos alles gefallen lassen.

Da die Deutschen vor dem Kriege noch nicht ganz so weit waren, um das ohne weiteres mit sich vornehmen zu lassen, galten sie als „Barbaren.“ — s. Kultur, jüdische.

Der amerikanische Botschafter Gerard in Berlin meinte: „Die Deutschen rühmen sich ihrer Kultur und möchten sie der ganzen Welt aufzwingen. Aber was ist diese Kultur? Nimmt man die Juden weg, so bleibt in Deutschland von wirklicher Kultur nicht viel übrig: Gutmann, Bleichröder, von Schwabach, Friedländer-Fuld, Rathenau, Simon, Warburg in Finanz; Borchardt und andere als Ärzte und fast der ganze medizinische Stand; die Meyers, Ehrlich, Bamberger, Hugo Schiff, Neuburger, Bernheim, Paul Jacobson in Chemie und Forschung, Mendelssohn und andere in Musik; Harden, Theodor Wolff, Georg Bernhard und Prof. Stein in Journalistik. Aber warum fortfahren?

Ungefähr die einzigen Nichtjuden im intellektuellen, künstlerischen, finanziellen oder kommerziellen Leben Deutschlands sind die Pastoren der lutherischen Kirchen.“ —

Stille, Schule S. 30, erkennt richtig: „Sie verstehen unter Kultur haarscharf denjenigen Grad von nationaler Schlappheit, von sittlicher Verkommenheit, von gesetzgeberischer und administrativer Unbeholfenheit, der ein Volk unempfindlich gegen die Schmach jüdischer Herrschaft macht und unfähig, sich dagegen zu wehren. Setzt man diesen Begriff überall an Stelle des Wortes „Kultur“, so begreift man, warum Singer sie für ein Menschen- (d. h. Juden-) Recht hält und warum die jüdischen Stadtverordneten Berlins sich für geborene Kulturträger halten.“

Uzi 18/4 1913: „Gar mancher Staat, der die Juden ausschloß, mußte sie zurückerufen, oder ging elend zugrunde. Wir sind nicht der irrigen Meinung, daß das Heil nur von den Juden kommt, aber wir wissen aus den unwiderleglichen Lehren der Geschichte, daß die Juden, wo sie ihre Kräfte ausbilden konnten, sich als mächtiger Kulturfaktor, nicht als Kulturhemmnis bewährt haben.“

Und „wißt ihr nicht“, sagte Ju. Simon, „Juden und Gebildete unserer Tage“, Berlin 1916: „daß jederzeit die Juden die Kultur ihrer Zeit aufs höchste erfaßt hatten — schon in der Zeit der Griechen und Römer —, daß sie im frühen Mittelalter vielfach die eigentlichen Träger der Bildung in Deutschland waren und ebenso später in Polen und Rußland? Kennt ihr nicht die Bilder Rembrandts, die jüdische Typen und jüdisches Leben darstellen und euch zeigen, daß gerade bei ihnen die höchste Kultur jener Zeit zu Hause war? Und glaubt ihr, daß es im Deutschen Reich unserer Tage anders sei? Wißt ihr nicht oder wollt ihr nicht wissen, daß in gebildeten jüdischen Kreisen Kunst und Wissenschaft, Musik und literarischer Geschmack genau so gepflegt wird wie bei Christen, und daß der Ton in einem guten jüdischen Hause zum mindesten auf ebenso hoher Stufe steht wie in einem guten christlichen?“ —

Das mußten wir allerdings nicht, glauben es aber dem Fu. Simon auch nicht, selbst wenn er es beeidete.

Die „Kultur“ kennt vor allem keinen Antisemitismus. Seine Träger totzuschlagen, ist ihre letzte Aufgabe, und damit wäre der jüdische Ursprung und Zweck der Richtung aufgedeckt. Dr. E. Sello (sd) klagte 1911 in der Vorrede zu Friedländer's Kriminalprozessen, 3, 4: „Daß noch immer dicht unter der dünnen Decke unserer gerühmten Kultur die uralten Menschenfeinde, die Dämonen des Uberglaubens, des Massenhasses, des Neides und der Habgier nur auf die Gelegenheit lauern, ihre schwachen Fesseln zu sprengen und die Menschen in wahnwitziger Betörung aufeinander zu hezen, — wo könnten wir das mit erschreckenderer Deutlichkeit inne werden, als in der beschämenden Erinnerung an jene von uns selbst miterlebte Volksseuche, die in dem Kulturleben unserer Zeit einen der dunkelsten Flecke bedeutet?“

Unser Herz krampft sich zusammen, wenn wir der aberwitzigen Ausgeburteten der Antibernunft und Antimoral gedenken müssen, die noch vor wenigen Jahrzehnten in den Hirnen und Herzen von Leuten [in Koniz] spuken konnten, die sich gebildet, die sich gar mit Stolz Christen nannten.“

Nun begreift man auch Ad. Grabowski's (sd) „Kulturkonservatismus“, ein Wort, das Juden, die zwischen den Zeilen lesen können, zu verstehen geben sollte, daß es sich hier ausdrücklich nur noch um solche „Konservative“ handelte, denen die gefährlichen antisemitischen Zähne ausgebrochen oder ausgefallen waren.

**Kulturbolschewismus** = Vernichtung der Kultur eines Volkes. Ein Flugblatt der B. z. v. B. (sd) beginnt mit den Zeitsätzen: „Ein Volk, das militärisch entwaffnet ist, bleibt solange eine Gefahr, bis man es auch sittlich und moralisch entwaffnet hat. Will man es zu einer Ausbeutungskolonie fremder Elemente machen, muß man ihm seine Seele nehmen.“

Genau nun, wie im Leben parasitär lebende Bakterien nur die kranken Stellen eines Körpers befallen können, in

denen die Abwehrorgane geschwächt oder vernichtet sind, ist es im Völkerleben. Nur kranke Stellen eines Volkskörpers, nur kranke Völker werden die Beute des Sozialparasiten (vgl. Einführung Bd. I, S. 75 u. flg.).

Die Völker müssen also zuerst planmäßig krank gemacht werden, dann geht der Verfall in immer beschleunigtem Tempo vor sich, sodaß man schließlich nicht mehr erkennen kann, was primäre Ursache, was sekundäre Folgeerscheinung ist. Die Ausmerzungen jedes arteigenen Lebens, jeder arteigenen Sittlichkeit und Kultur findet man in der Geschichte bei allen Völkern, die jeweils zur Schächtung an der Reihe waren. Auf gleiche Weise gingen Rom, Griechenland, Mazedonien, Persien, Ägypten und auch das vorjüdische Palästina (Melchisedek) unter. Vgl. Sig. I, S. 95 u. flg.: „Das Messiasreich in Rußland“. Wie und auf welchen Gebieten die Zersekungsarbeit vor sich geht, zeigen folgende Ausführungen,

### I. Vernichtung des heldischen Geistes.

Zur Untersuchung, ob dieser Vernichtungskampf planmäßig geführt wird, lese man III.

Wir bringen nun einige Beispiele.

### II. Jüdische Beschimpfung und Verächtlichmachung des Helden an sich, Lob der Feigheit.

1. Das BT (sd) darf am 30/8 1927 schreiben: „Rede, leider nicht gehalten am Grabe der Opfer. ... Da kann ich Euch also vor allem nicht verhehlen, daß Ihr fürchtbare Narren wart, als Ihr um einer „Sache“ willen Euch opfertet, daß Ihr eine grenzenlose, greuliche, in der Tat todeswürdige Dummheit begingt, als Ihr das Leben wegwarft gerade um dessentwillen, was es Euch lebenswert macht, als Ihr, Sinnlose, um den Inhalt zu retten, ausgerechnet das Gefäß zerschlugt, das diesen Inhalt faßte und hütete ... ein Beispiel zu nehmen. Nämlich ein abschreckendes ... Euer Tod würde, sagen die priesterlichen Anreißer, die Sache, deretwillen Ihr starbt, fördern. Trifft das zu, dann

ist Eure Sache als Göze deklariert, der Blut säuft, um zu gedeihen. . . .“

2. In der Weltbühne Nr. 28, 1927 schreibt ein Bursche unter einem Decknamen: „Sport als Kriegsersatz ist, auch abgesehen von den Wehrverbänden, eine akute Gefahr. . . . Wir brauchen Anerkennung des Mutes und Anerkennung der Feigheit. Es hilft nur eins: eine unbedingte lebensbejahende Feigheit. Wo Lebensgefahr ist — keine Freiwilligen vor!“

3. In derselben Weltbühne Nr. 30, 1927 schreibt Ignaz Wrobel: „Möge das Gas in die Spielstuben Eurer Kinder schleichen! Mögen sie umsinken, die Püppchen! . . . Wer aber sein Vaterland im Stiche läßt, in dieser Stunde, der sei gesegnet!“

4. In der Weltbühne Nr. 26, 1927 greift Tucholsky die Soldatenehre in einer Weise an, wie es nur ein Jude fertig bringt.

5. In der Zeitschrift „Der Fackelreiter“ heißt es in der Aprilnummer 1928: daß die Mütter, die ihre Söhne Soldaten werden ließen und ins Feld schickten, „Kindesmörderinnen seien, die verworfensten, verächtlichsten Geschöpfe auf Gottes Erde.“

6. Nach WK 57 schrieb Ernst Toller (fd) im BT (fd): „Das Ideal des Helden sei das dümmste aller Ideale.“

7. DZ 10/7 28: In der „Boss. Ztg.“ schreibt die Gräfin Gerda v. Stillfried und Rattonik, geb. ?Grabenstein aus Charlottenburg: „Wir wollen hoffen, daß die Kategorie „Held“ bald ausstirbt und der Nachwuchs an Heldennaturen nicht zu reichlich ist. Unser Bedarf an Heldennut wird von Feuerwehrleuten, Rettungsbootleuten und Inhabern von Rettungsmedaillen reichlich gedeckt. Für Kampfflieger, U-Boot-Kapitäne und Sturmataillons-Kommandanten ist augenblicklich keine Konjunktur, und die Abwanderung so veranlagter Menschen in den Sport oder in die Mobile ähnlichen Unternehmungen ist unvermeidlich.“

8. Über den Heldentod des Kapitäns Theodor Dreher, der nach treuester Seemannstradition mit seinem Schiffe, der Monte Cervantes (sein Heldenlied singt Fr. 31/1 30) unterging, nachdem

er dafür gesorgt hatte, daß alle Passagiere und die gesamte Mannschaft gerettet wurden, wagt die Ullstein'sche Mittagsjournalle zu schreiben: „Den Tod zu suchen, der niemandem nützt, nur um Begriffe einer veralteten Romantik aufrecht zu erhalten, das Leben sozusagen auf dem Altar des Kapitäns-Prestiges zu opfern, muß der moderne Mensch als Verirrung, als Aberglauben ablehnen.“

Außerdem appelliert der Schmierfink an die „Bernünftigen, die solches Menschenopfer als sinnlos und überflüssig ablehnen müßten“ und an den „modernen Menschen“.

Die Abendzeitung von Mosse (fd) nennt Dreher's Tod „eine im Grunde sinnlose Tat“.

Nach Nietzsche „ist die hochsinnige Tat das einzige, was die Menschen aller Art anerkennen und dem sie sich beugen“. Das ist der Grund, weshalb die gesamte deutsche Judenpresse ihren Giftschleim besonders reichlich diesmal von sich gibt.

Wir bringen nur noch einen Schwindler der Ullsteinpresse, der im Fr. 1/2 30 angeprangert wird, weil er in rohester Gemeinheit dem tapfern Dreher Selbstmord aus Furcht vor Strafe vorwirft. Der Schwindler, R. R-n, will als Fachmann erscheinen und bezeichnet sich als „Kapitän für Große Fahrt“. Das Judenblatt und sein „Fachmann“ müssen sich vom Reichsverbande Deutscher Nautiker und vom Verbande Deutscher Seeschiffer-Vereine sagen lassen, daß es überhaupt keine „Kapitäne für Große Fahrt“ gibt, sondern daß das Kapitäns-patent die Bezeichnung führt: „Schiffer auf großer Fahrt“. (f. Ullstein.)

9. Als am 21/6 1919 Vizeadmiral v. Reuter die internierte deutsche Flotte versenkte, schrieb das BT: „Wenn ein Besiegter lieber seine Waffen zerbricht, als sie ausliefert, so liegt darin ein Zug von heroischem Stolz, allerdings eines Stolzes, dem kommende Generationen hoffentlich ebenso verständnislos gegenüberstehen werden, wie der Europäer den Stolz der Kannibalen auf feindliche Schädelkrohnen nicht erfasst. . . . Dtschld ist heute nicht in der Lage, sich den Zugus derartiger Heldenposten zu leisten, und die kurze

Genugtuung, noch zum letzten Male in bengalischer Beleuchtung vor der Welt dazustehen, mußte unter Umständen teuer bezahlt werden."

10. DZ 9/5 1930: „So hat ein Dr. Willy Blumenthal im BT an hervorragender Stelle das vielverbreitete „Deutsche Lesebuch für höhere Schulen“ von Deckelmann-Johannesson (Berlin, Weidmannsche Buchhandlung) denunziert, weil es mehrere Lieder enthält, die dem Berliner Pazifismus gefährlich erscheinen. Dr. Blumenthal beanstandet besonders einige Gedichte wie „Kein schöner Tod ist in der Welt, als wer vorm Feind erschlagen“, „Der Trompeter an der Raabach“, „Die Trompete von Bionville“, „Des deutschen Knaben Tischgebet“ usw.“

Wie mitgeteilt wird, hat sich der Verlag beeilt, öffentlich ergebenst zu versichern, daß er die beanstandeten Gedichte in den neuen Auflagen des Lesebuchs ausmerzen werde, und treffend wird dazu bemerkt: „Eine Verbeugung vor dem Judentum, die nicht von Charakter zeugt.“

11. Fliegerhelden werden Tröpfe genannt (s. Thomas Mann).

12. Da sendet am 11/2 29 die Besatzung der Emden dem Ober-Bürgermeister von Breslau folgendes Telegramm: „Am Heldengrab Ihres Patenschiffes [die Breslau, (Midilli) gesunken 20/1 1918 in türkischen Diensten durch Mine] versenkten wir heute unvergängliche Lorbeeren und gedenken der Taten der Breslau, welche an den altwürdigen Namen der schlesischen Hauptstadt neuen Ruhm knüpfte.“

Die sozialdem. „Volksmacht“ druckte 15/2 29 das Telegramm ab mit der hundsgehmeinen Überschrift „Bum, bum.“

13. v. Schoenaich, „Das andere Deutschland“, 27/4 29: „Herr Schlager hat sicherlich ebensoviel persönlichen Mut bewiesen wie jeder Zirkusakrobat, der gegen hohen Lohn (!) heute im Berliner Wintergarten dieselben Kunststücke vorführt wie morgen in der Londoner Alhambra. Mit Heldentum hat das gar nichts zu tun.“

Diese Beispiele mögen genügen. Wir haben in unseren Akten noch Stöße ähnlichen Unrates.

B. Da der heldische Sinn vor allem im Heere gepflegt wird, müssen folgerichtig alle militärischen Einrichtungen beschimpft und dem Volke verächtlich gemacht werden.

So bringt:

1. Marieluise ? ↓ Fleißer in dem Stück „Pioniere in Ingolstadt“ die rohesten erotischen Gemeinheiten ins Lampenlicht und nagelt den Feldwebel als Schreckgespenst ans Spottkreuz. (DZ 3/4 23.)

2. Vgl. auch Remarque.

3. Nach DZ 16/11 28 schreibt Tucholsky (sd): „Unter meinen Kindheitseindrücken an das deutsche Militär [der Deutsche sagt zwar Erinnerungen an etwas, aber nicht: Eindrücke an etwas, sondern Eindrücke von etwas] rangieren zwei an erster Stelle. Der früheste, also (Logik in Tatsachen!) stärkste, ist eine nach Urin stinkende Latrine einer Stettiner Kaserne; und jene, denen die Terminologie der Psychoanalyse das bischen Verstand genommen hat, mögen deutend ergründen, wie schon der Knabe eine ganze Institution mit dem herben Geruch der Männerausscheidungen identifiziert, und tatsächlich habe ich das auch heute noch in der Nase, wenn ich einen General sehe.“

4. Nach DZw 18/4 29 brachte die Leipziger Volksztg. vom 24/12 28 ein Gedicht „Soldatenweihnacht“. In diesem Gedicht kommen die Zeilen vor:

„Es stöhnt die ganze Kompagnie  
Und schüttelt ihre Flügel.  
Ehre sei Gott in der Höhe!“

Man beachte, wie geschickt auch gleichzeitig ein Spieß gegen religiöse Feste ausgeteilt wird.

5. Nach dem „Stahlhelm“ vom 23/12 28 wagt Tucholsky (sd) in der „Weltbühne“ zu behaupten, jeder Reichswehrosoldat koste den Tod eines Lungenkran-  
ken, um sein zynisches „Gedicht“ mit den empörenden Versen zu schließen:

„Sie brauchen Feldgeschütze,  
Schiffskreuzer und Musik;  
In schwarzrotgoldner Mäße  
Bezahlt die Republik.“

Sie sehen an zum Sprunge,  
Sie sind das Militär,  
Sie fehlen uns Herz und Lunge.  
Wann — Junge, Junge! —  
Wirfst du sie in hohem Schwunge  
Ihrem Kaiser hinterher — ?"

6. Ein weiteres Beispiel siehe unter Goldschmidt, Alfons.

C. Mit besonderen Jauchekü-  
beln müssen die Helden be-  
gossen werden, die ihre  
Treue mit dem Tode besie-  
gelten. Ihre Taten könn-  
ten das zu vernichtende  
Volk ja zur Racheiferung  
anzuspornen.

1. DZ 3/3 29 nagelt folgende Gemeinheit der Judenschutztruppe fest: „Das rote „Volksblatt“ in Hagen widmete dem Andenken der Gefallenen ein Gedicht „Zum Volkstrauertag“, das folgende schamlosen Verse enthält:

Ich hatt' einen Kameraden,  
Einen bessern findst du nit,  
Den fressen nun die Raben  
Als feinsten Sonntagsbraten,  
Mit größtem Appetit,  
Gloria mit Herz und Hand!  
Pro patria, fürs Vaterland!

Marßliert nur, ihr Soldaten  
Zum Totentag-Appell.  
Der Pastor wird euch raten;  
Hernach ein dunkles Spaten!  
Dann wird man wieder heil!  
Gloria mit Herz und Hand!  
Pro patria, fürs Vaterland!

Der Gauvorstand des Berliner Reichsbanners hat es für geschmackvoll gehalten, am Vorabend des Volkstrauertages in der Philharmonie einen „Ball der Republikaner“ zu veranstalten, auf dem bis in den Morgen hinein getanzt und der Volkstrauertag durch ein Mitternachtskabarett eingeleitet wurde. In demselben „Volksblatt“, dem wir das obige Gedicht entnahmen, finden wir diese Notiz: „Stiepel. Reichsbannerfeier. Am Sonntag, dem 24. Februar, nachmittags 5 Uhr, findet im Lokale G. Wegemann die Gründungsfeier des Reichsbanners Schwarz = Rot = Gold in Verbindung mit dem Gedenken der Kriegsoffer statt. Nachher Tanz.“ Im „Tangermünder Anzeiger“ lesen wir die folgende Notiz: „Reichsbanner Schwarz = Rot = Gold, Ortsgruppe Tangermünde. Unser diesjähriges Rappenkränzchen

findet am Sonntag, dem 24. Februar 1929, abends 8 Uhr, im „Elbparl“ (Gäde) statt. Hierzu ladet freundlichst ein der Vorstand.“ Und im „Dortmunder General = Anzeiger“ wird angekündigt: „Reichsbanner. Das Dortm. Reichsbanner veranstaltet im Fredenbaum einen Maskenball, dessen Reinertrag zur Errichtung eines republikanischen Ehrenmals dienen soll.“

So feierten die Sozi den deutschen Heldenehrentag und behaupten, man verneine den Staat, wenn man ihren Geist verneint.“

2. Zum Volkstrauertag schreibt der ▼ Weinert im „Montag = Morgen“ des ▼ Stefan Großmann (sd):

### „Volkstrauertag.“

Herr Rechnungsrat legt ernst und stumm  
Die Pietätskravatte um  
Und lauscht den dumpfen Glocken,  
Die ihn zur Trauer loden.  
Er greift zum Büchlein des Gebets,  
Sich würdig zu durchschauern.  
Zum Innersten entschlossen, geht's  
Zum offiziellen Trauern.

Der Bollbart auf der Kanzel grunzt  
In vaterländ'scher Innenbrunst  
Und orgelt tremolando  
Zum Trauern das Kommando.  
Das Auge hängt am Himmelszelt,  
Sie stehen wie die Mauern,  
Um über alles in der Welt  
Die Helden zu betrauern.

Durch alle Eingeweide fährt  
Das Bibelwort: Ich bin das Schwert!  
Schon stehn die neuen Sprossen  
Zum Heldentod entschlossen.  
Schon sieht man manchen Heldensohn  
Auf große Beiten lauern.  
Für diesen kann man heute schon  
Gleich mit auf Vorschuß trauern. —

Nachdem man so durchtrauert war,  
Saß draußen auf dem Trottoir  
Ein Häufchen mit Prothesen,  
Das auch dabei gewesen.  
Besitzt der Mann so wenig Takt,  
Die Stimmung zu versauern  
Nach diesem weihelollen Akt,  
Anstatt zu trauern?

Man muß es dem Weinert lassen: Das ist vollendet hundsgemein.“ (Alte Dessauer 26/3 27.)

3. Nach Fr. 5/4 28 beantragte in Salzburg das sozialdemokratische Gemeinderatsmitglied ? Winternegg die Streichung des Zuschusses für die Erhaltung der Kriegergräber. Er wurde unterstützt durch die Sozialdemokraten ? Nidel und ? Renner, mit den Worten: „Warum sind sie denn hinausgegangen, die Affen, die blöden!“ Den Entrüstungsturm taten sie ab mit den Wor-

ten: „Halten S' de Pappen, Sö besoffene Sau!“

4. Sogar in den Denkmälern werden die Toten des Weltkrieges noch verhöhnt, s. Düsseldorf. Ein anderes Beispiel ist das Erfurter Reiterdenkmal in der Bahnhofstraße, das von einem von den Juden hochgelobten Bildhauer ↓ Walter gemacht worden ist. Symbolisch ist unsere Lage dargestellt durch 2 völlig nackt-ausgeplünderte, verhungerte, waffenlose, sogar körperlich entmannte Männergestalten. — Hohnlachend geht der die Symbolik verstehende Jude daran vorbei, während manch ahnungsloser Deutscher nur kopfschüttelnd das Machwerk betrachtet.

Zur planmäßigen Ausrottung des heldischen Geistes gehört ferner die

D. Verächtlichmachung und Herabsetzung aller der Kreise, die Führer sein könnten im heldischen Kampfe;

a) der Offiziere und der angestammten Fürsten.

Ihr Name muß „stinkend“ gemacht werden (s. Offiziersheke). Es gibt keine Judenzeitung, die nicht täglich Häßliches, Entstelltes, Gefährtes und Unwahres, offen und versteckt, über Fürsten und Offiziere berichtet.

Einige Beispiele:

1. Da wagt der Sozialdemokrat Ernst ▼Hamburger (sd) am 17/2 1928 von Schlageter (sd) im Abgeordnetenhaus zu sagen: „Was die Erregung über Sch. angeht, so ist Sch. für uns kein nationaler Held, weil er mit demselben Haß, mit dem er gegen Leib und Eigentum der Fremden vorgegangen ist, auch das Gleiche getan hat gegen Leib und Eigentum der eigenen republikanischen Genossen.“

Und der preußische Innenminister, Grzesinski, erteilte auf die erregten Zuerufe deutscher Abgeordneter: „Teilen Sie die Ansicht Ihres Genossen Hamburger?“ die Antwort: „Was geht das mich an?“

2. Da wird im ▼Vorwärts, Abendausgabe 409 B, 30/8 1924 das Haus des Massenmörders Haarmann in Han-

nover als „neuer Wallfahrtsort“ beschrieben und dann heißt es: „Über ebenso staunen die Menschen vor der Villa im Hindenburg-Viertel, wo der alte General wohnt, der in allen Offensiven Hunderttausende von Menschen in den Tod getrieben und nutzlos geopfert hat. Auch hier dieses herrliche, graufige Gefühl. Die Gänsehaut auf der Lippe, mit der man siegreich Frankreich schlagen will. Und Gänsehaut auf der Bierleber. . . .“

3. Über den Kaiser schreibt Zille (sd) im kommunistischen „Eulenspiegel“, in dem Toller (sd) und Tucholsky (sd) schreiben: „1918. Bei Kaisers: Sie: „Ich weeß nich, Willem, ich wer' nich dünner! Immer dicker! De Keulen, Bauch, Brust! Seit drei Jahren renn ich aus een Lazarett ins andere. Zu den Blinden, Berückten, bei den Schüttlern bin ich gewesen — zu den „Mittern“, den Jeschlechtskranken, hab' ich Blumen jebracht — wat soll det Volk bloß denken?“ — Er: „Das Volk denkt nicht! Hat die Schnauze zu halten!“ — Sie: „Weinen soll zehren, ich werde jetzt die Heldengräber abklappern!“

4. Im „Abend“, der Nachtausgabe des ▼Vorwärts, schreibt ein Schmierfink (nach dem „Stahlhelm“ v. 3/6 28) über die Komödie „Odysseus von Ithaka“: „Die Bearbeitung hatte der Dramaturg des Halleischen Stadttheaters Dr. Edgar Groß in der Form vorgenommen, daß die auf die erste Hälfte des 18. Jahrhunderts passenden Zeitgrößen durch aktuelle politische Satiren ersetzt werden. Amanullah, Phobus-Uktion, Panzerkreuzer-Millionen und ähnliches mehr spielen vor und bei der Belagerung Trojas eine große Rolle. Odysseus ist als Wilhelm II. herausstaffiert und darf vor Beginn der Schlacht bereits auf einem Feldstuhl von seinen Heldentaten ausruhen. Ein ergötzliches Konsortium der verschiedenen Feiglinge von Odysseus bis Paris passiert Revue. Der einzige Held des Stückes zeichnet sich dadurch aus, daß er den Mut zur Feigheit hat. So wird der Militarismus bis ins Mark getroffen.“

Der „Stahlhelm“ schreibt dazu: „Das ist nicht nur Mut zur Feigheit, sondern ein Mut zur Frechheit, die be-

kanntlich mit Feigheit immer verbunden ist."

5. W e n d e l, Hermann (sd) verhöhnt die unglückliche deutsche Kaiserin im Tagebuch 1926, S. 1879, indem er sie mit der Königin Maria von Rumänien vergleicht und am Schlusse folgende Sauerei bringt: "... mir ist ein gut gewaschener Sünder lieber als 77 Gerechte mit Schweißfüßen, um die rumänische Majestät ästhetisch anziehender zu finden, als unsere verflorfene Auguste Viktoria mit's Jesangbuch."

6. Fr. Nr. 9, 29: „Ein rotes Schwein schrieb 1927 in einem roten Magdeburger Blatt, nachdem es die unvergeßliche Königin Luise als hundsgemeines Weibsbild hingestellt hatte, wörtlich: "... Das soll ein Vorbild für deutsche Frauen sein? Nun, solche Vorbilder sind an allen Straßenecken für 3 Mark zu haben. — Solche — — Dulderinnen!"

Fr. führt dann aus, wie ähnliche viehische Gemeinheiten in einer Reihe offizieller sozialdem. Organe gebracht sind. Planmäßige Entfittlichung!

7. Da schreibt Stefan ▼ Zweig (sd), natürlich im BT (sd) 16/9 28. Wir folgen dem Bericht des Fr. v. 22/11 28: „Herr Zweig kam auch — Anno 1928 — nach Ypern, sah Soldatenfriedhöfe und schrieb (BT Nr. 439 vom 16/9 28):

„Zwar sind sie rührend hineingeschmiegt in die Wäldchen, ihre Holzkreuze heute noch hell und aufrecht, aber der erschütterte Einklang des Gefühls wird für einen Augenblick von dem Mißbehagen verdüstert, daß im Gegensatz zu den englischen, französischen und belgischen Friedhöfen, wo Offiziere und Mannschaft selbstverständlich gemeinsam bestattet sind, auf den deutschen noch sorglich die Absonderung waltet zwischen Offizier und Soldat, also Offiziersfriedhof separiert vom Mannschaftsfriedhof. Nicht genug, daß sie andere Kleidung hatten, andere Nahrung bekamen, in anderen Wagenklassen fahren, andere Unstandsorte und Bordelle benutzen mußten, auch für den gleichen Tod hat das deutsche Armeestatut die schreckliche Scheidewand von Kaste zu Kaste, zwischen Offizier und dem „gemeinen“ Mann sichtbar verewigen wol-

len und mit diesen Friedhöfen erster und zweiter Klasse eine letzte Spur und, hoffen wir's, ein Todesdenkmal militärischen Klassengeistes zurückgelassen in fremdem Land."

Darauf ist es dem BT mächtig in die Bude gehagelt. In einer der Zuschriften heißt es:

„Ich bin während des vierjährigen Heldenringens um Deutschlands Ehre wiederholt an der Front jener in dem Artikel beschriebenen Gegend mit meinem Truppenteil gewesen, wir haben manch einen Kameraden selbst zur letzten Ruhe geleitet auf jenen Friedhöfen, ich habe aber nicht einen „Offiziersfriedhof separiert vom Mannschaftsfriedhof“ gesehen. Ich bitte deshalb, mir mitzuteilen, wo in jener Gegend ein „Offiziersfriedhof separiert vom Mannschaftsfriedhof“ sich befindet.

Sollte ich bis zum 25. September d. Js. nicht im Besitz der erbetenen Mitteilungs sein, wo nämlich jener Friedhof liegt, von dem der Verfasser spricht, so nehme ich an, daß Sie mich ermächtigen, dann festzustellen, daß jene Behauptung von dem „Offiziersfriedhof separiert vom Mannschaftsfriedhof“ eine gemeine, niederträchtige Verleumdung der Offiziere des alten Heeres ist, die Sie nur deshalb in Ihrer Zeitung bringen konnten, weil Sie davon überzeugt sind, daß die Mehrzahl Ihrer Leser ja wahrscheinlich doch nicht an der Front gewesen sind und deshalb nur zu leicht geneigt sein werden, der Behauptung des Stefan Zweig Glauben zu schenken, und daß Sie weiter mich ermächtigen festzustellen, daß die bewusste Gegenüberstellung des „Offiziersfriedhofs“ und des „Offiziersbordells“ derart gemein ist, daß sie durch nichts übertroffen werden kann."

Dem BT war nach Erhalt dieses Briefes gar nicht wohl, denn woher sollte es den Offiziers-Friedhof von Ypern nehmen, da er tatsächlich nicht vorhanden ist. Aber Stefan Zweig aus Wien wußte Rat. Er schrieb in Nr. 478 des BT vom 9. Oktober 1928 — also fast 4 Wochen später — einen länglichen Entschuldigungszettel: Der Führer eines der Gesellschaftsautomobile, in dem auch Stefan Zweig saß, habe in



bezug auf einen der Friedhöfe gesagt: „Der deutsche Offiziersfriedhof. German officers.“ Über diese „klassenmäßige Einteilung der letzten Erde“ hätten sich alle Reisenden aufgeregt und er — Stefan Zweig — habe es für „pflichthaft“ gefunden, öffentlich darauf hinzuweisen. Jetzt sei's heraus, daß der Führer gelogen habe und daß es deutsche Offiziersfriedhöfe nicht gäbe, und die Feststellung dieser Wahrheit sei sein — Stefan Zweigs — Verdienst.

Wäre der Jude Zweig beispielsweise durch Nürnberg gefahren und hätte aus dem Munde eines Fremdenführers vernommen: „In diesem Hause wohnte der Jude, der jetzt im Zuchthause sitzt, weil er deutsche Mädchen bergewaltigte und ans Kreuz schlug!“, so hätte er es sicherlich für „pflichthaft“ gefunden, sich über die Wahrheit dieser Behauptung — und sie ist wahr! — zu erkundigen, bevor er „öffentlich darauf hindeutete.“ Hier aber handelte es sich nicht um irgendeinen stammesverwandten Schweinigel, sondern um deutsche Offiziere, um das alte deutsche Heer. Und um dieses Heer und sein Offizierskorps zu verleumden, war jedes Mittel recht, auch das Geschwätz eines deutschfeindlichen Fremdenführers. Da tat es nicht not, etwa das Reichswehrministerium oder den Verein für Kriegsgräberfürsorge zu befragen. Man schmierte darauf los, man druckte das Geschmiere, froh darüber, dem alten „Militarismus“ kräftig eins ausgewischt zu haben.

Deshalb bleibt's dabei, daß das BT und sein Stefan Zweig das alte deutsche Heer und sein Offizierskorps in unverantwortlicher Weise verleumdet und sich hinter faulen Ausflüchten versteckt haben, als sie erwischt wurden“.

#### 8. Metallarbeiter Btg. 5/1 29:

„Es spricht das Blei, das Wasser kocht.  
Was hat der Gutsherr sich gegossen?  
Einen Stahlhelm ...  
Einen Stahlhelm, heldenhaft, durchlocht.  
Wer hat den bloß beschossen!?  
Doch freilich sind die Linien wirr.  
Ein Topf und, rundrum Rauhes ...  
Vielleicht ist's auch ein Nachtgeschirr.  
Man weiß hier nichts Genaues.“

Man beachte, wie hier gleichzeitig Haß gegen Gutbesitzer und den Stahl-

helm geschürt, Offizier und Soldat getroffen werden soll.

9. Folgende ▼Sauerei, bei der Monarch und Kirche gemeinsam getroffen werden sollen, berichtet Fr. 46/1927: Ungehindert darf eine Erbauungsstunde abgehalten werden mit folgender Litanei:

„Wen hamse nach Holland verschoben?  
Den Willem den doosen,  
Den Oberganoven,  
Den hamse nach Holland verschoben.  
Wer hat ihm die Krone geklaut?  
Der Ebert, der helle,  
Der Sattlergeselle  
Der hat ihm die Krone geklaut.  
Der Pfaffe, der Affe,  
Mit seinem Geblaffe,  
Der hat uns das Beien gelehrt,  
Wer an Fergott und Himmel  
Noch glaubt, hat 'nen Himmel ...“

#### b) Kampf gegen das nordische Blut.

Da das nordische Element in allen kulturellen Fragen die Führerschicht stellt, muß auch dieses „stinkend“ gemacht werden.

Einige Beispiele:

1. Mehrink (fd) darf sich erfreuen, folgenden sittlichen Tiefstand zu offenbaren: „Eine — ein „pinselblondes deutsches“ Bieft, ein echtes Gewächs aus wendisch-faschubischem Obotritenblut, hatte ich schon unter dem Messer, da sah ich, daß sie — — gesegneten Leibes war, und Moses' uraltes Gesetz gebot mir Halt. Eine zweite fing ich ein, eine zehnte und hundertste, und immer wieder waren sie gesegneten Leibes! Da legte ich mich auf die Lauer Tag und Nacht — wie der Hund mit den Krebsen —, und so gelang es mir endlich, im richtigen Augenblick eine direkt aus dem Wochenbett herauszufangen. Eine glatt gescheitelte sächsische Betthäsin mit blauen Gänseaugen war es.“ Vgl. Fr. 8/1927.

2. Der Jude Kellermann schreibt einen Roman „Tunnel“; in diesem darf er schildern, wie der Jude Woolf von seinen Reisen „Nichten“ mitbringt, die er nach New York verpflanzt. Die Mädchen mußten jung, schön und blond sein. S. Woolf rächte auf diese Weise den armen Samuel Wolffsohn (seinen Vater), den die Konkurrenz gutgebauter Tennisspieler und großer Monatswechsel vor Jahren bei allen schönen Frauen

aus dem Felde geschlagen hatte. Er rächte sich an jener blonden Rasse. . . .“

3. Die bekannten Nürnberger Prozesse regten einen Bremer Juden Taufsig zu einer Revue an. Louis Schloß, der seinen zahlreichen blonden Opfern sein Monogramm (L. S.) mit glühenden Drähten auf den Leib brannte, der ehemalige Amtsrichter Maher, der deutsche Mädchen erst trunken machte, sie dann entkleidete, ans Kreuz (!) band und ihnen Wundmale beibringen ließ, wie bei Christus, und der sich dann daran ergötzte, waren die Vorbilder für die Revue, zu der Taufsig wörtlich folgende Erklärung gibt: „Da sitzt eine schöne Dame der besten Gesellschaft. Man sieht . . . wie sie den zudringlichen „Orientalen“ (!) abzuweisen versucht. — Die Brutalität seiner Rasse Frauen gegenüber bricht durch.“ „Sie will fliehen, aber er packt sie und reißt ihr das Kleid in Fetzen. Er zwingt sie zum Tanz, zu einem schwülen, lüsternen Tanz!“ — „Während sie in Todesangst schwebt, greift der Mann zum Kokain, seine Nerven weiter aufzupeitschen“. — „Dämonische Wut packt den Orientalen“ — — „Die weiße Tochter der Christen soll für seinen Gott büßen. Er faßt sie, die vor Schrecken Gelähmte, und bindet sie in symbolischer Kreuzigung . . .“ . . . „reißt ihr die Kleider vom Leibe“. „Er wirft die Messer nach der Frau . . .“ „Schneller fliegen die Messer, und eins trifft ins Herz. Blutend sinkt sie zusammen, die Fesseln geben nach, sie rollt die Treppe hinunter. Das Tier, der Vampyr ist in ihm erwacht. Er stürzt sich auf sie, er trinkt ihr Blut. Sein Gott ist gerächt.“

4. Auf 60 deutschen Opernbühnen wird heute die „Jazzoper“ „Jonny spielt auf“ gegeben. Diese „Oper“ versinnbildlicht den Sieg des dunklen Blutes, des farbigen diebischen Lüstlings über die weiße Rasse. Die Nachfolger Davids schlagen in der ganzen Welt die Werbetrommel für ihren Freund Jonny. Jonny stiehlt die Geige des Weißen und singt, auf dem Erdball stehend: „Jetzt ist die Geige mein, und ich will darauf spielen, wie Alt-David einst die Harfe schlug (Yvonne, ein von ihm verewaltigtes arisches Dienstmädchen,

kniert bei diesen Worten vor ihm in Anbetung nieder!) und preisen Jehova, der die Menschen schwarz erschuf!“ Vgl. Reichssturmflamme 21/6 26.

5. Arnold Ullig schreibt im „Simplissimus“ (32. Jahrg. Nr. 22) folgende Verhöhnung:

Erlahmen soll die Hand, mit der ich schreibe,  
Dient sie nicht stets nur rassistischem Belang!  
Verdorren soll die Frucht in meinem Weibe,  
Wenn sie nicht nordisch reiner Saat entsprang!

Verfaulen soll das Glied an meinem Leibe,  
Wenn je in rassenfremden Schoß es drang!  
Für jeden Teilschuß sei mein Herz die Schelbe,  
Wenn ich nicht immer lebte, wie ich sang!

Sprecht mir den Schwur, ihr Dollknochengehen,  
Den Nordlandschwur, den deutschen Schwur der Schwäre:  
„Anechtsvölker mögen mit dem Geiste prahlen,  
Wir aber, wir!“ — schon lächelt die Walfäre, —  
„Wir ruhen nicht, bevor am deutschen Wesen  
Die ganze Welt vom Geiste ist genesen!“

6. DZ 16/3 28: Kerr (sd) dichtete im BT (sd):

„Wo zur Alm die Maultierherde  
Über krumme Grate kriecht,  
Und der Mensch den Schweiß der Pferde  
Durch den Mist der Hammel riecht.  
Dicker Dung; und dünne Dirnen,  
Sühner-Unrat weißlich blond.“

7. Dr. Edwin Redlob (sd), Reichskunstwart, erklärte in einer unter Severing's (sd) Vorsitz stattgefundenen Rundgebung des „Kampfausschusses gegen Zensur“, daß „der deutsche Normalmensch ein Kretin sei und deshalb der Nation nicht die Wege zu weisen habe.“ Der Jungdeutsche 13/3 29.

8. DZ 13/3 28: „Die ausgezeichnete Monatschrift „Deutschlands Erneuerung“ prangert nachstehendes Nachwerk der jüdischen „Reichenberg. Ztg.“ (Böhmen) in ihrem letzten Heft an: „Blaue Augen sind gefährlich!“ Blaue Augen sollen Treue bedeuten? Aber nein, das Gegenteil ist der Fall. Die Mehrzahl der Männer, die ihre Frauen betrügen, haben blaue Augen! Nicht etwa, daß ihnen die blauen Augen nachher von ihren Frauen erteilt werden. Sie haben sie von Natur und die Augenfarbe ist die Ursache, nicht die Folge ihres außerehelichen Benehmens. Denn so behauptet ein englischer Fachmann, der viel mit Verbrechern zu tun hat, blaue Augen sind das Kennzeichen des aktivistischen Temperaments. 90 v. H. aller mit dem häuslichen Glück nicht zufriedenen Gatten sind blauäugig. Vandru, der französische Blaubart, hatte blaugraue

Augen — desgleichen Rasputin, der Abgott und Verführer der Frauen — nicht minder der böse Dr. Crippen, der seine Frau grausam unterm Fußboden vergrub und dann mit einer anderen nach Nordamerika auskniff. Überhaupt, sagt unser Gewährsmann, hat die Mehrzahl der Verbrecher blaue Augen. Alle blauäugigen Leser seien gewarnt. Wenn sie nicht auf der Hut sind, können jederzeit dunkle Triebe in ihnen erwachen. Blaue Augen sind nämlich die Erbschaft der wilden Nordvölker. Sachsen und Wiking, Kelten, Germanen und Dänen — alle hatten sie blaue, hungrige Augen, die sie übers Meer trieben, fremde Völker bekriegen und Unruhe in die Welt bringen ließen. Man braucht nur an die bewegte Geschichte Englands zu denken. Erst als die Normannen im 11. Jahrhundert sanfte, braune Rehagen importierten, kam Ruhe ins Land. Infolge der vielen Mischehen sind im heutigen England die Blauaugen seltener geworden. Aber die heute noch frei herumlaufen, sind eine stete Gefahr: (man denke an die Waliser, Schotten und Iren). Gewiß gibt es Ausnahmen. Anglikanische Geistliche z. B. haben vielfach himmelblaue Augen. Und es ist natürlich klar, daß sie keine Verbrechen begehen. Aber Ausnahmen sind bekanntlich nur dazu da, um die Regel zu bestätigen. Nach den erschütternden Feststellungen wird man jeder Mutter eines blauäugigen Kindes zurufen müssen: „Nimm dich in acht — dein Sohn hat die Voraussetzung zu einem erfolgreichen Raubmörder!“

Man wäre versucht, das alberne Geschreibsel für einen Faschingsulk oder einen verfrühten Aprilscherz zu halten, es ist aber tatsächlich der Ausfluß irrfinnigen Rassenhasses.

9. Dafür wird die Niggerkultur gepriesen:

- a) daß Bettauer selbstverständlich auch einen Roman „Das blaue Mal“ geschrieben hat, in dem sich Weiß und Farbig paart, ist bei B.'s Einstellung selbstverständlich;
- b) daß in Nordamerika die Juden auf Seiten der Neger stehen, die Rassenvermischung wollen, ist auch selbstverständlich;

c) daß 1928 plötzlich in allen Kaufhäusern Propaganda gemacht wurde für schwarze Puppen, da dtische Kinder nur Negerpuppen wollten, sei nur erwähnt.

d) Wir bringen Platzmangels halber nur ein Pressebeispiel, wie „es gemacht wird.“

Mitteldeutsche Z. 14/10 28:

„Niggerkultur für die . . . deutsche Frau. Die „Frankfurter Zeitung“ hat auch eine illustrierte Beilage „Für die Frau.“ Das Modernste vom Modernen wird dort „liebevoll gepflegt.“ In der letzten Nummer dieses wirklich „mondainen“ Blattes ist eine Seite „Für die Frau“ dem . . . Niggerkult gewidmet. Deutsche Frauen können sich da begeistern für Amerikas großen Niggerschauspieler Paul Robeson. Im Bilde — nackt natürlich, wie Nigger von Natur sind! — wird der wulstlippige Buschelkopf . . . „Für die Frau“ vorgeführt. Dann wird ein Loblied den Negertänzen gesungen und schließlich werden . . . der deutschen Frau für eine Erholungsstunde . . . Niggergedichte vorgelesen. Eines wollen wir zum höheren Preise der demokratischen Frankf. Ztg., eines der „führenden“ Organe der Linken, unseren Lesern unterbreiten:

Meiner!

Blick mit seinen Augen,  
Bis ich närrisch bin,  
Blick mich an elektrisch,  
Und es schlägt mich in.  
Mit dem ersten Schlag  
Bin ich im Himmel drin.

Banjo kann er spielen,  
Bonnig pling pling pling.  
Niemand klumpert Banjo  
So mit Kling Kling Kling.  
Und im Dusel spielt er  
Immer wundervoller pling pling pling.

Daß die Schultern schaukeln,  
Jungchen, mach Klappklapp!  
Daß uns tanzen,  
Gib dir, was ich hab!  
Honigbabymann, mein Plingpling,  
Himmlich auf und ab!

Über den Niggerdichter sagt das Blatt: „Der Negerlyriker Langston Hughes, der Verfasser der beiden Gesänge, ist im Jahre 1902 in Joplin (Missouri) geboren. Er abenteueret als Kellner, Koch, Matrose und Doodarbeiter durch halb Europa und kommt bei seinen Arbeitsfahrten bis an die Westküste Afrikas. Er erarbeitet sich das

Studiengeld und ist augenblicklich Student an der Lincoln-Universität in Pennsylvania."

Wie einige Eheberatungsstellen arbeiten, zeigen die „Leipziger Neuesten Nachr.“, in denen es (Stürmer 13/12 28) heißt: „Dagegen wird sie (die öffentliche Eheberatungsstelle) gerne jeder Leipzigerin, die einen Neger liebt und nicht weiß, ob sie ihn heiraten soll, sagen: An und für sich, warum nicht? Aus solchen Rassemischungen sind schon prachtvolle Menschen geworden, ja sogar Genies, denken Sie an Puschkina und an Dumas Vater. Die besonderen Erwägungen müssen dann natürlich der jungen Dame „mit dem erotischen Geschmack“ überlassen werden.“ Solche Ratschläge gehen planmäßig auf Verniggerung (sd) hinaus.

Ein anderes Beispiel s. Goldschmidt, Alfons. (Sig. II, 746a).

## II. Vernichtung des Vaterlandsbegriffes.

1. Nach Fr. 25/1927 schrieb Kurt Tucholsky (sd) in „Das andere Deutschland“: „Das Land, das ich angeblich verrate, ist nicht mein Land, dieser Staat nicht mein Staat, diese Rechtsordnung nicht meine Rechtsordnung.“ (s. Landesverrat).

2. s. Crispian.

3. s. Sozialdemokratie.

4. „Die Nation ist der Abfalleimer aller Gefühle die man anderswo nicht unterbringen kann.“ Weltbühne, zitiert vom  $\Delta$ DBw 19/7 28.

5. Tucholsky: „Die Toten des Weltkrieges sind für einen Dreck gefallen.“ Der Lämmel bekam dafür in einem Pariser Café von einem französischen Frontsoldaten eine hinter die Ohren. Und bei uns? DBw 19/7 28. Die Backpfeife ist übrigens neuerdings von dem Juden dementiert.

6. Mehrink (sd) (nach Fr. 8/27): „Ich gebe dann lieber ganz offen zu, daß ich ein verkommenes Mensch bin, der kein Interesse an den Dingen hat, die die Nation mit Stolz erfüllen.“

7. DZ 18/4 28 prangert folgendes aus „Lachen links“ an:

„Wurf sie ab, die Plebität!  
Kostig sind die Ideale.  
Reiß dir jeden „deutschen Spruch“  
Aus der Seele, aus dem Magen.“

Deutsches Volk, es ist dein Fluch,  
Plebität herumzutragen.“

8. Erich Weinert bringt unter photographischen Aufnahmen hervorragender Persönlichkeiten:

„Herr Haarmann, sind Sie wieder genesen?  
Seien Sie mir nicht böse, wenn ich mir gestatte:  
Sie kommen auf die Mitte der Platte!  
Sie gehören doch auch zum deutschen Wesen.“

9. Hasencleber (sd): „Wenn Chaplin die Hosen verliert — das ist das Leben.“

10. Thomas Mann (sd) sagt nach DBw 13/12 28, daß die „nationale Haltung heute Atavismus“ sei.

## III. Untergrabung der Familie und ihre Beseitigung.

Zur Untersuchung, ob auch dieser Kampf planmäßig geführt wird, nur ein Beispiel von vielen: 1901 wurde eine Schrift: „Ein Rabbiner über die Goyim“ in Österreich beschlagnahmt. Ein jungtschechischer Abgeordneter richtete dieserhalb eine Anfrage an den Kriegsminister. Er las diese Schrift vor und rettete sie so vor der Vergessenheit. In dieser Schrift heißt es u. a.: „Wir werden der Welt vorschreiben, was in derselben Ehre und Vertrauen genießen, was mißachtet werden soll. Vielleicht werden sich gegen uns einzelne Individuen erheben und uns mit Beschimpfungen und Flüchen überschütten, aber die unwissenden und nachgiebigen Massen werden uns beschützen und für uns Partei nehmen. Wenn wir erst einmal unbeschränkte Herren der Presse geworden sind, wird es uns leicht möglich sein, die bestehenden Begriffe von Ehre, Tugend, Charakter umzuändern und der geheiligten Institution der Ehe, welche bisher sakrosankt war, die erste Wunde zu schlagen und ihre Vernichtung zu Ende zu führen. Wir können dann den Glauben und das Vertrauen in alles, was unsere Feinde, die Nichtjuden, bisher erhob, ausmerzen, und nachdem wir uns aus den Leidenschaften die erforderliche Waffe geschmiedet haben, wird es uns möglich sein, allem, was bislang geehrt und geachtet war, den Krieg zu erklären.“

Beispiele, wie es gemacht wird.

1. s. unter Oedipus-Komplex.

2. Mitteld. Btg. 10/2 29: „Ein „Kunsthistoriker“, Dr. Deri in Frank-

furt a. M. empfahl kürzlich die Gruppenehe in einem Vortrage. Nach kommunistischen Blättern hielt dieser Kulturbolschewistische Verkämpfer „für die beste Eheform — vor allem nach seinen psychoanalytischen (sd) Gesichtspunkten — die Gruppenehe das heißt, es wohnt eine Reihe von Ehepaaren zusammen; jeder Mann hat eine Haupt-Frau, jede Frau einen Haupt-Mann; sie lieben sich aber nach eigenem Willen durcheinander.“ Nach der Erklärung der Genossin Passynkova im Moskauer- Exekutiv-Ausschuß ist derartiges im sowjet-judäischen Rußland bereits eingeführt worden. (s. Rußland.)

3. „B. Z. am Mittag“ 23/2 1928: „Übrigens sind die glücklichsten Ehen keineswegs diejenigen, wo die Ehegatten einander nichts zu verheimlichen und nichts vorzuwerfen haben. Nach meinen Beobachtungen sind die glücklichsten Ehen diejenigen, wo die Ehegatten als gute Kameraden durchs Leben wandeln, im gleichen Schritt und Fehltritt“.

4. siehe auch Sig. II 159b unter Ehebruch und Eheform.

5. DZ 10/3 28. „..... diesen durch Jazz, Zigarette und Jagd nach Vergnügungen verdorbenen Mädchentyp einer zerrissenen Zeit zur allgemeinen Einführung zu empfehlen. Dies geschieht in der sogenannten „Berliner Familien-Zeitung“ Nr. 193 von Mosse (sd) unter der Überschrift: „Die 3 Freundinnen“ in mehr als realistischer Form durch Walter Galbert. Das Eheleben der Beamtenfrau in Züllichau und der Landwirtsfrau in Mecklenburg wird als langweilig geschildert und das Leben der dritten Freundin als Kurtisane eines — natürlich mit deutschem Namen versehenen — Tuchhändlers verherrlicht.

Auch dieser Giftsprizer in träumende deutsche Mädchenherzen wird seine Wirkung tun, ebenso wie der Illsteinsche Ausflug mit den Kindern seiner Abonnenten zum Tanzturnier im Sunapark. (Vgl. IV B. 9 Illstein.)

**IV. Untergrabung der Sittlichkeit Zucht und Ordnung, vor allem bei der Jugend.**

**A.**

Um zu sehen, wie planmäßig dieser Kampf geführt wird, lese man

1. zuerst „Ahasvers (sd) fröhliches Wanderlied“. Dann wird man verstehen, was

2. Artur Landsberger (sd) in seinem Roman „Asiaten“ S. 94 vorträgt:

John Adamsjohn aus Amerika setzt seinem Diener seinen Plan einer Vereinigung aller örtlichen Geishafeste Japans an einem Ort auseinander: „Das Goto-Komitee tagt in jeder Stadt, die mehr als 500 Kurtisanen beherbergt —. Sie läßt in diese Städte die Preisträgerinnen der kleinen Städte kommen und an dem Drian-dochu der betreffenden Stadt teilnehmen. — Wir spannen unser Netz über ganz Japan. Wir haben entscheidenden Einfluß auf sämtliche Liebesinstrumente dieses Landes. Alle werden die Melodie spielen, das Lied pfeifen, das wir angeben. Stellen Sie sich Japan als einen Riesenkörper vor. Jedes Land ist nichts anderes. Wer die Unterleibsfunktionen dieses Körpers reguliert, hat Einfluß auf den ganzen Körper, hat Gewalt über ihn. Sehen Sie endlich, was ich will? Der Kampf um die Weltherrschaft muß zwischen Amerika und Japan ausgefochten werden. Durch einen Krieg? Das wäre grausam. Durch diplomatisches Feilschen? Das wäre eine beständige Unruhe, verbunden mit fortgesetzten Rüstungen. — Es gibt aber noch eine dritte Methode: Amerika saugt Japan auf. Es vertraut nicht nur die Liebe. Es faßt das Land bei seinem stärksten entwickelten Instinkt. Hier, wo der Geschlechtsakt eine natürliche Funktion des Körpers wie jede andere ist, wo man daher nicht wie bei uns ganze Berge moralischer Widerstände überwinden muß, um zu ihm zu gelangen, braucht man nur in geschickter Form den nötigen Anreiz zu geben — und das entfesselte Geschlecht entkräftet sich in einem Rausch, dessen Dauer von uns bestimmt wird. — Durch Schaffung immer neuer Reizmittel kann man diesen Rausch in Permanenz erklären und aus diesem Lande die Insel der Besessenen machen.“

3. Max ▼Glaß schreibt in seinem No. „Die entfesselte Menschheit“: „Das Tau der Geschlechtlichkeit, wie ein Lasso schwang er es in den Händen.“

Der einzelnen ersticht darin. Und die Masse? Nichts ist so stark in ihr, wie der Trieb zur Schändung."

Wie die allgemeine Ordnung untergraben und die zerstörenden Kräfte entfesselt werden sollen, zeigt er.

"Man muß die Lust, die aus ihrem Schoße entspringt, in Gewalt umsetzen".

"... hatte das Laster aufgerollt, hatte sie in ein rauschendes Fieber gehezt, daß ihre schäumende Tierheit zu schreien begann."

"Um einen Menschen völlig zu besitzen, restlos, gibt es nur einen Weg: man muß ihn isolieren. Er muß das Gefühl haben, frei im Raume zu schweben."

"Die Geschlechtlichkeit wird von der Ehe getrennt."

"Man muß sein Blut heken, es toll machen. Daraus springen dann die Gedanken, die Herz und Hirn nicht mehr kontrollieren können. Man muß ihn in die Raserei der Leidenschaft versetzen, seinen Leib in den Irrsinn der Wollust jagen. Das übrige ist ein Spiel, wir kneten dann die Form nach unserm Willen."

"Aus dunkeln, verpesteten Winkeln sprang das Laster hervor, wälzte sich durch die breiten Straßen... es war der Schrei der entfesselten Tier: Zerstört... mordet... schändet!"

4. Bronnen (sd) zeigt in „Septembernovelle“, „Geburt der Jugend“ und vor allem in den „Erzessen“, wie aus der Sinnengier die Tier nach Blut und der Mord entsteht, eine weibliche Hauptfigur gibt sich mit zwei Hunden geschlechtlich (Erzesse) und auf einer Wiese mit einem Boock ab, eine andere lockt (Geburt der Jugend) den Mann mit den Worten: „Ich bin eine Hündin, komm!“ Kinder geben sich auf einer Waldwiese in wüstem Durcheinander ihren Trieben hin; „Inkarnation“ nennt es Bronnen, und die Jugend macht die Eltern, Lehrer und Soldaten nieder mit dem Schrei:

„Ma-a-a-Ge, Ma-a-a-Ge!  
 Betritt! Zerstamp!  
 Mord! Nieder  
 Du grauer Feind!  
 Blut tranken wir,  
 Uns ausgeaugtes Blut,  
 Blut tranken wir,  
 Das gibt neue Kraft.“ (Geburt d. Jugend.)

und in den „Erzessen“ heißt es:

„Führer: Zerstört die Städte. Anarchos heißt der Gott. ... Was sind euch die Menschen, die Bürger, die Bauern, die Arbeiter?

Einer: Wir verachten sie!

Führer: Was steht vor euch?

Alle: Eroberung!

Führer: Es gibt keine Werte. Auch die Bahnhofshalle singt Arien. Es gibt nur Eroberung. Man muß reif für die Laternen werden. Ein Gott:

Alle: Der Teib!“

5. Schnitzler (sd) zeigt in allen seinen Werken, daß Sittlichkeit, Reinheit, Treue lächerliche Begriffe sind, und schreibt (Ges. Werke 2. Abt. I. Band S. 372): „Warum ich sie verführt habe? ... Das Natürliche ist das Chaos.“

6. Bettauer (sd) zeigt in allen seinen geschlechtlichen Zotenorgien (vgl. Hartner: Erotik und Masse), daß er das Geschlechtliche als die revolutionäre Kraft ansieht und deshalb anpreist. Nur 2 Aussprüche charakterisieren den Burschen schlagend: „Es ist dies: die erotische Revolution“ und „Ungeheuerlichkeit, die einen Schandfleck unseres jungen Staates bedeutet: In der Republik Österreich hat die Dirne das Wahlrecht nicht.“

B.

Nur einige Beispiele für das, was das Judentum sich heute leisten darf:

1. Aus dem „Tagebuch“ vom 11/12 1926: „Schmutz dem Kinde“: „Ganz unentbehrlich ist für die Jugend jedenfalls der Schmutz. Es steht in Wirklichkeit so, daß die Phantasie junger Menschen im Pubertätsalter und noch etwas nachher schmutzig ist — und diese Phantasie bedarf der Schmutzschriften, um ihre Erregungen auf unschädliche Art abzureagieren. Nimmt man der Jugend die Schmutzschriften, so wird die Zahl jugendlicher Sexualverbrecher furchtbar anwachsen — die Ventile sind geschlossen, der innere Druck muß zerstörend wirken. Für die Jugend bedeuten Schmutzschriften ebensoviel und noch mehr, wie für den Erwachsenen die Zote.“

2. Dr. Magnus Hirschfeld (sd) sagte bei einer Rede gegen das reichsdeutsche Gesetz wider Schund und Schmutz: „Unsittlich sind weder Bücher noch Bilder noch Tänze, unsittlich sind nur die Verbote.“

3. Aus der „Roten Fahne“ November 1926: Kampfansage der linksgerich-

teten Verleger (gegen das Schund- und Schmutzgesetz). „Wir werden diese mufterische Handlung schon jetzt in Flugblättern geißeln! Wir werden in der Presse die Wähler immer wieder daran erinnern! Wir werden allen Interessenten: Papierfabrikanten, Papierhändler, Buchdrucker, Buchhändler, Buchbinder, Verleger, Autoren und Künstler, die durch dieses Schundgesetz schweren materiellen Schaden erleiden, alle Abgeordneten denunzieren, die für dieses morderische Gesetz gestimmt haben! Wir werden sofort nach Annahme dieses Gesetzes mit der Sabotage beginnen: Wir werden Schauspieler und Autoren aufordern, aus den Schriften, die auf der Schmutzliste stehen, öffentlich vorzulesen! Wir werden uns bemühen, die Listen in der großen Presse zum Abdruck zu bringen! Wir werden weder Kosten noch Strafen scheuen, um das Gesetz und die Gesetzgeber im In- und Auslande der Lächerlichkeit preiszugeben!“

4. Am 13/9 1928 bringt der „Arbeiterwille“ ein Gedicht „Chor der Fräuleins“ von Erich Kästner:

„Wir hämmern auf die Schreibmaschinen,  
Das ist genau, als spielten wir Klavier.  
Wer Geld besitzt, braucht keines zu verdienen.  
Wir haben kein's. Und darum hämmern wir.  
Wir winden keine Jungfernkranze mehr.  
Wir überwandten sie mit viel Vergnügen.  
Zwar gibt es Herren, die stört das sehr,  
Die müßten wir belügen.  
Zweimal pro Woche wird die Nacht  
Mit Liebelei und heißem Mund,  
Als wär' man Mann und Frau, verbracht.  
Das ist schön! Und außerdem gesund.“ —

5. Aus der „Weltbühne“ (Berlin) Heft 25/27: Liebesgedicht von Swan Groll.

„Gestern schlürfte ich noch Mond aus deiner Hand,  
Du gabst mir Nachtwind in kleinen Dosen  
Gegen das Fieber.  
Ich will die Drehung der Erde aufhalten,  
Des Mondes Zahnräder bren,  
Ich will den asthmatischen Wind erwürgen.  
Damit du schlafen kannst,  
Will ich die Trambahnschienen auswattieren,  
Den Regen in Schnee verwandeln,  
Und jeden Morgen alle Umseln morden,  
Deren Gesang dein Barthertz rizen könnte,  
Damit du schlafen kannst.“

6. Den Gerhart Hauptmann-Preis für Dichtkunst in Höhe von 3000 Mark erhielt ein Jakob Haringer; ein Beispiel seiner „Kunst“:

„Einsamer Spatz auf einem Dampfer nach Amerika.  
O blinder Passagier im toten Schnellzug der Seele.  
Bin ich, des giftigen Ichs Bervielfältigungsanstalt, noch  
nicht ausgestorben.“

Leb wohl, Deutschland, romantisches Revolberinstitut.  
Du glöht die Zeit an . . . Ich die Abortwand,  
In der jeder Commis sich bereuigt . . . nimmer  
Blättre ich dich aus des seidnen Hemds letzten Abslein  
Und der Sonne Heringstone schauelt grau in der Blut-  
lache desmonds.

Und die Sterne: Gottes Möven flattern, und die Jugend,  
Der alte Maggi-Suppenwürfel, bittert.  
Der liebe Gott ist gestorben.

Und die Sagen des Bergdorfs verschüttet dein greisig  
Haar. Und der Himmel

Die blaue Kaffeewärmplatte

Streichet deine Seele mit Schwarz und Glend an.“

7. Der neue Dichterheros hat aber noch andere schöne Gleichnisse. Zum Beispiel:

„Der Schnee des Herzens wird zu Dred  
Und die Sterne  
Gottes Unterhosenlöcher schwindeln“ . . .

oder:

„Der Hoffnung Käse stinkt.“

8. Fr. 32, 1926: „Damit das deutsche Volk seine großen Dichter kennen lerne und damit die deutschen Dichter wissen, wie man dichten muß, um einen Preis zu bekommen, seien ferner einige der Schöpfungen des preisgekrönten Verfesslers aus dem Buche „Die Dichtungen“, Verlag G. Kiepenheuer, Potsdam hier abgedruckt.“

Zunächst aus einem Gedicht, das „Dfenbach“ überschrieben ist.

„Kein Lied tröstet zum Tod uns. Eine müde Hand warf  
verloren

Uns schwarze Gassen hin. Nimmer donnert Tränen süß  
der Mutter rubinene Nachtigall,  
Komm in den wehenden Abend. . . Wer weiß, ob noch  
ein einzigmal

Schauernd dir seine gelben Vorfrühlingshimmel Abschied  
dornn.

. . . ich möcht so gern noch leben! — ach, dein Traurigtun  
flötet aus letzter Böglein stürzendem Marienzimmer  
ins Moor

Der Stebe, drauf Rehe grotten zum Morgensternrot,  
O Sommerwein, der uns so müde weint — verspeit dich  
kein Menschtaifun

Aufs Glasgelock der blondumpalmen Gur,  
Ein sanfter Schoßhund graßt silbern Meers durch böses  
Eiterherz,

Der Mondkommis harrt blechern Domgebirg marmorner  
Waldbornflur,

Aus meiner Seele schwärmt viel Knabensperma zer-  
setzter Winterwurm,

Des . . . hirs Fraunlaterne haßt dunkle Jesutürme juli-  
wärts,

Draus baumelt grüner Gott vermummtem Mädchen-  
steinbruch maitigen Fliedersturm.“

Dann aus dem Zyklus „Der Jahrmarkt“:

„Die Vorstadtwaschfrau flittert blaue Zithern  
Und möcht ins Bauernringeltangel gehn.

Gaskeffel donnern unsre Schnermut nieder,

O Zimmer draus süß Polka dich alleen.

O Haus, da tauben dunkle Pferdelauben,

O Magd, dein Unterhalsband moost wohl Tod.

Der Bettler will uns Abendtreppen zaubern,

Ein Schwalbenfluß stert wintend Schmutzgerboot.

Bald sterben wir an ewigen Maschinen

Und träumen mondig elfner Heimat See.

Run dolcht unsäglic Nachtfrost dich zu sühnen,

Das Kind ertrank. Kaserne schleet im Schnee,  
Und möncht blau Besub. Dein granatner Park  
Bergißmeinnicht aus Lindem Prager-Wänkel  
Um birtnen Pyramide Hentersarg,  
Die Tischlerstochter schmiegt Planeten mohnig.  
O Herz, an irdner Angel arg zerfischt,  
Biel Angst vertraut ihr purpurn Jesuhonig,  
Der Vater früh im Hemde sie erwischt."

9. Ullstein (fd) gibt eine Zeitschrift:  
„Die Dame“ heraus. Nach Zwiefelfisch  
1920 ist in der Nr. 9 auf S. 19 ein  
Bild: „Herr und Dame“. Die abgebil-  
dete Dame geht im Unterrock in Gesell-  
schaft, unter dem Rock sehen bis unter  
das Knie gehende Höschen heraus. Ein  
geiler Judenlummel hat den linken Arm  
um die Schulter der „Dame“ gelegt und  
zwickt sie in die Brust, die „Dame“ hat  
ihre rechte Hand an der Spitze des stark  
sich durch die Hose abhebenden erigier-  
ten Geschlechtssteils, an dem sie spielt.  
Ihr Gesicht zeigt, daß sie dabei beson-  
deren Spaß empfindet, der Gesichtsaus-  
druck des Judenlummels ist allergrößte  
Geilheit.

In Hasbers Wanderlied heißt es:  
„Seht ich bin ein kluger Taster.“ Das  
Judentum baldobert auf solche Weise  
aus, welche Schamlosigkeiten sich die  
Frauen des Wirtsvolkes gefallen las-  
sen. Kommt kein Widerspruch, so kann  
man einen Schritt weiter gehen. (Vgl.  
III 5 Mofse).

10. Klabund (fd) dichtete:

„Es hat ein Gott mich ausgekost,  
Nun lieg ich da, ein Haufen Dreck,  
Und komm und komme nicht vom Fleck.“

— oder:

„Sie hat an ihrem Liebesmunde  
(Verflucht ja!) eine offene Wunde,  
Zu Ende ist mit meiner Ruh es,  
Ist das nun Lues? ...“

„Kondoms? Sie mangeln mir; oder Allmente?  
Wer aus mir einen roten Keller holen könnte.“

und Kerr (fd) empfahl ihn: „Junge  
Menschen sind anständig. Indem sie so  
unanständig sind“, und spricht von R.'s  
„fortgeschrittener Hyrif“:

11. Aus dem „Tagebuch“ das Bo-  
sel-Großmann Nr. 40/27. Erich Käst-  
ner dichtet über den „Jahrgang 1899“,  
der zum Militär einberufen wurde,  
u. a.:

„Wir haben die Frauen zu Bett gebracht,  
Als die Männer in Frankreich standen.  
Wir hatten uns das viel schöner gedacht.  
Wir waren nur Konfirmanden.  
Dann gab es ein bißchen Revolution  
Und schnelte Kartoffelflöden;  
Dann kamen die Frauen, wie früher schon,  
Und dann kamen die Gonokokken.“

12. Aus der „Tribüne“ Nr. 36/37:  
„Sei deutsch! von Kasimir Sublimier.

Deutscher, schling nur deutschen Käse!  
Niecht er auch nach Nieselfeld ...  
's schmeckt, wenn man die deutsche Käse  
Fest und treu zusammenhält!

Deutscher Käse ist nicht ohne ...  
Roquefort? Gervais? Erbfeinddreck!  
Schweizer? Bah. Neutrale Zone.  
Auslandsware! Hände weg!

Deutscher, liebe deutsche Frauen!  
Wenn sie oft auch fade sind. ...  
Daß dich mit 'nem Gretchen trauen:  
Jedes Jahr kriegst du ein Kind!“

13. Der „Tagebuch“ = Mitarbeiter  
Erich Kästner schreibt im „Herz auf  
Taille“ (C. Weller & Co., Verlag, Leip-  
zig) folgendermaßen:

„Mädchens Klage.

Wir wohnen im Hinterhaus. Im vierten Stod.  
Ich kriege schon die ersten Achselhaare.  
Mein Bruder will mir manchmal unterm Rock.  
Und nächsten Juli bin ich vierzehn Jahre.

Wir haben bloß ein Zimmer, wo wir schlafen,  
Und trotzdem einen festmöblierten Herrn.  
Der ähneln Sonntags einem Grafen  
Und gibt mir Geld. Da tut man manches gern.

Herr Lehrer Günther könnte mir gefallen.  
Beim Turnen zieh ich drunter nicht viel an.  
Erst gestern sagte er den andern allen  
Wie gut ich mit den Keulen schwingen kann. ...

Wenn wir Herrn Günther bei uns wohnen hätten!  
Geld oder so was nähm' ich von ihm keins.  
Wir lägen nachts fast in denselben Betten,  
Und Ostern kriegte ich in „Sittlichkeit“ die Eins!

Wenn niemand da ist, hab' ich meine Ruh  
Und lese in der Bibel von der Liebe.  
Borgestern kam die Mutter grad dazu.  
Sie fragte diesmal gar nicht, was ich triebe.  
Mitunter fragt sie nämlich, was ich, was ich tu'.  
Dann setzt es Hiebe.“

14. Der Wiener „Abend“ vom 6/10  
1928 schreibt:

„Der Hurensohn.

Ich hatte — ein Kind — aus dem Kot mich gepackt  
Und trat durch die Küche verloren heran  
Und sah auf dem Gurtbett die Mutter mein nackt  
Und fremd über ihr einen leuchtenden Mann.  
Ich ging, wie ich kam. Meine Mutter war gut.  
Sie tat es für mich nur. Bald kam ich zu Kraft.  
Ich ging in die Lehr' auf die Fleischbant; das Blut  
Der Däsen, es rauchte, vertropfender Saft.

Was kann ich noch heut' wie die andern nicht sein?  
Mir trauert im Schädel ein stummes Begröhl.  
Zur Nacht vor den Huren mein Schluchzen wird klein,  
Betrifft von der Brust sie mein ranziges Öl.

Ich schwinge das Beil und in mir wohnt der Bohn,  
Ich schneide das Fleisch und in mir wohnt der Schmerz.  
Eindrückt ich mir gerne den eisernen Dorn,  
So erbte die Erde mein rasendes Herz.“

15. Aus der Weltbühne 1927, Nr.  
41. Lied der Kupplerin. Szene aus  
einer Revue von Alfred Polgar und  
Theobald Tiger.

„Suchen zwei nachts um drei —  
„Pst“ mach id — „hier is'n Zimmer frei —!“



Treppe kracht, in dunkler Nacht —  
 Masochisten, Homosexuellen,  
 Frisch gelehrte Minderjährige ...  
 Ja sie stir.  
 Manchmal nur  
 Schlägt in unsan Salon die Uhr.  
 Wäsche haucht sich — Wasser rauscht —  
 Ja hör, wie eena Kühlens tauscht.  
 Da hehst hart auf hart ...  
 Matratze knarrt.  
 Nebenbei ein voller Schrei —!  
 Junge Meise  
 Bittergriese —  
 Kennbanditen —  
 Transchbestiten —  
 Lauter Bruch aus'n Ausverkauf —  
 Wie mein Mann seine Strümpe."

16. Aus „Lachen links“ (Berlin) von  
 Ruttner.

„Mutta geht uff'n Strich —  
 Großmutter kann nicht mehr —  
 Jde aba, id derf noch nich —  
 Ach ja, det Leben is schwer.“

17. Aus der Magdeburger Wochen-  
 schrift „Revue“ Nr. 31 von 27 von  
 Klabund:

„Drei junge Mädels,  
 Die führte ein Kavaller aus,  
 Und wenn erst ein Mädal mal Selt genascht,  
 Liebe genascht, Liebe genascht,  
 Die kommt nicht mehr nach Haus.

Und ich pfeife auf meine Jungfernschaft,  
 Und ich pfeife auf mein Leben.  
 Der Kerl, der sie mir genommen hat,  
 Um eins und um zwei und um drei bei Nacht,  
 Der kann sie mir nimmer geben.“

Die beiden Schlußzeilen dieses Mach-  
 werks lauten:

„Ich will mir eine Villa kaufen oder einen Sarg ...“

18. Aus der „Literarischen Welt“  
 vom 12/8 27 Nr. 32 Sondernummer  
 „Deutsche Jugendbewegung“.

„Der Januar war unser Mai.  
 Im Treppenhause wurde uns warm.  
 Wir standen da wohl bis morgens zwei,  
 Ich krault ihr das Haar unterm Arm.

Ich hab' ihr die Hose herabgezogen,  
 Sie half mir sträubend dabel,  
 Dann waren wir bebend eng versogen.  
 Ein Schugmann klappt draußen vorbei.

Und ging zu ihr  
 Bis morgens drei.  
 Da glöht bei uns lautlos auch ein Tier,  
 Und wir fielen wimmernd entzwei.

Mitblutend lauert ich wie im Bersted;  
 Es war nach Monden drei  
 Der Doktor nahm ihr das Unglück ganz weg.  
 Weinend verhielt ihr die Mutter den Schrei.

Am Morgen trieb eine rote Lüte  
 Auf petroleumbuntem Kanal,  
 Drin war gefarbt eine blutige Menschenblüte,  
 Und Himmel gont Frühling! Sonne war Strahl!“

Aus dem „Simplizissimus“ (Berlin)  
 vom 21/11 1927, Nr. 34, Jahrg. 32  
 von Blau:

„Eines Morgens beschloß ich kalt,  
 Unsere Zugesfrau zu verführen.  
 Und sei es mit Gewalt!“

Sie war nicht einmal abgeneigt. ...  
 Nur später hat es sich gezeigt,  
 Daß es nicht praktisch war, die Leidenschaft zu schüren.  
 Affekte hin, Affekte her —  
 Sie wog zwei Zentner ... eher mehr.“

19. Aus dem „Prager Tageblatt“  
 vom 20/11 1926:

„Die schlafende Erna.“

Von Paul BOLD.

Auf einer Ottomane aus Mohär  
 Liegt sie in Seidenröcken, eine Truhe  
 Voll Nacktheit, und ich denke voll Unruhe  
 An dein geheimstes schönes Sekretär.

Die Frauen tun Wundervolles in die Seide.  
 Am Anie beginnt es. Ich will es auspellen,  
 Wenn Küsse summen nach hautfüßen Stellen  
 Im Bett, daß wir nicht schlafen können beide.

Du großes Mädchen, die noch kleinen Brüste  
 Schmücken dich mir. Auf den geheimen Schmutz  
 Hast du die linke weiße Hand gelegt.  
 Ich dachte: Soll die eine, die sie trägt,  
 Die schwarze Blume welken von dem Druck?  
 Und nahm die Hand weg, die ich leise küßte.“

20. Carlhans Sternheim im „Quer-  
 schnitt“ 9/3:

„Ich hab' meinen Vater im Bade gesehn,  
 Ein faltiger, leerer Schlauch.  
 Ach nee, Papachen is jar nich schön  
 Mit rotem Filz auf dem Bauch. (!)  
 Es roch nach Schweiß und nach Hydroform,  
 Im Wasserglas lag sein Gebiß  
 Ich spürte in meinen Gliedern enorm  
 Die erbliche Syphilis. (!!)  
 Der Nacken ist feist und die Füße sind platt, (!)  
 Der Schädel rundlich und klein. (!)  
 Sein stures Auge rief blöde (!) und matt:  
 „Komm, schlag' mir die Hirnschale ein!“  
 Ich schluchzte im Walde, von Grauen gepackt,  
 Die Häufte ins Erdreich getralt.  
 Das Leben hatte sich ruhmlos und nackt  
 Zu früher Erkenntnis geballt.“

21. Wahrheit 28/9 27: In der „Lit.  
 Welt“ wird ein Gedicht veröffentlicht:  
 „Der abnehmende Mond“. Darin heißt  
 es:

„Ich habe von dir mein Schicksal lächelnd abgemendet.  
 Und möchtest du auch meinen ätherischen Glanzleib in  
 dir brennen fühlen  
 Ich kann mich nicht mehr in dich übergießen.  
 Stumm in der Andacht  
 Senke in dein Leben zurück, ich pflückte dich aus ihm  
 heraus, wie Blutblume,  
 Dein Glühen versiderte in der fremden Hand, der du  
 dich aus der meinen entgegenbeugtest,  
 Und dein schattenhafter Stengel hält sich in der Hand  
 Wie ein toter Finger, der eisig versengt. Falle  
 Ich kann dich nicht mehr aus mir nennen.“

Über den „Verfasser“ schreibt die  
 „Liter. Welt“: „Ein Seltener, ein Ein-  
 famer, ist Georg Dobo, 18 Jahre, ein  
 besessener Knabe, von irgendwoher, aus  
 einer zerzausten Ecke Europas, hinter  
 Ungarn, gekommen. Höret ihn, so spre-  
 chen Begnadete!“

Nun wissen wir Deutschen, wie Be-  
 gnadete sprechen!

22. Ossib Kalenther darf nach Fr. 46/1927 folgende Schweinerei veröffentlichen:

„Schwärmerei.

Ich möchte immer meine Küsse trüb  
Auf deine Knabenhände niederweinen.  
Fünf blaue Monde müßten dazu scheinen.  
Und Grammophon mit Motorbetrieb  
Wie kleine Vögel singen: „Hab mich lieb ...“  
Es müßten unsere Mäuler so sich einen,  
Daß deiner Zunge Blut du saßt in meinen  
Mund speien könntest, wo es blieb  
Als melanchollisch süßer Trank zum Nachtmahl.  
Die Sterne müßten sich in unser Haar  
Leuchtenden Läusen gleich verfilzen. Achtmal  
Müßte durchs Nadelöhr ein Dromedar ...  
Dann möchte ich dich ganz träumerisch umfassen  
Und mich ganz sanft von dir erschießen lassen ...“

23. Wahrheit 28/1 1928 berichtet: „In dem Poesiealbum einer Schülerin steht folgende Eintragung: a) „Kirchen sind der Dummheit stärkste Festung“. Dein Lehrer Hampel, Penzig (Oberlausitz); b) „Es wird nicht besser trotz Gen darm und heiligem Sakrament, als bis am letzten Pfaffendarm der letzte König hängt.“ Frau Lehrer Hampel, Penzig (Oberlausitz).“

24. Fr. 23/8 28: „In der Volksschule zu Werder sagte Lehrer Frank zu den Kindern: „Man müßte die Kriegsurheber an den Kirchtürmen aufhängen und das Fleisch lotweise von ihnen abschneiden.“ Mit solchen Roheiten, die sich noch dazu gegen die vermeintlichen Urheber, das Preußentum, nicht etwa gegen einige Herren der Hochfinanz richteten, vergiftet dieser Bursche kleine Kinderseelen.

25. Da darf der von der „Liga für Menschenrechte“ (fd) als bedeutendster republikanischer Pädagoge hochgelobte Oberstud. Direktor ↓? Kauerau nach Mitteldeutsche Btg. 17/4 29 in einem Vortrage fordern: „daß endlich Deutschlands Schuld am Weltkriege auch in den dtischen Geschichts- und Lehrbüchern wahrheitsgetreu (!) festgestellt würde.“

26. Im „Freidenker“ darf folgende Jugendweihe veröffentlicht werden:

„Sohn, den ich in Sünde und Eitel gezeugt,  
Den meine Mutter mit Abscheu gesäugt,  
Grausam kamst du und ungebeten,  
Ich habe dich geschlagen und getreten,  
Ich hab dich gequält und hab dich gestoßen,  
Heut trittst du ein in die Reihen der Großen!  
Steh auf und verkünde!  
Dein Körper ist voll von Beulen und Malen,  
Deine Augen gespenstisch von Zaubelwissen,  
Deine Kleidung schmutzig und zerschliffen,  
Dein Hirn ist in tausend Fetzen zerissen ...  
Du kamst auf die Welt, um zu bezahlen.  
Sohn des Elends, Kind der Goffel

Auf! Tritt ein in unsere Reihen  
Und empfang' unsere Weihen!  
Steh, ab heute bist du Genosse!“  
(Reichssturmflagge, 31/7 1928.)

27. Fr. 13/9 28: „Ein zwanzigjähriger Bursche stand dieser Tage vor dem Schwurgericht in Moabit, weil er seine Schwiegermutter vorsätzlich und mit Überlegung mit einem Beil niederschlugen und sie zwar nicht lebensgefährlich, aber doch schwer verletzt wurde. Der Bursche wurde zu einer Zuchthausstrafe verurteilt.

Das in der Zeitungsfabrik von Mosse erscheinende „8-Uhr-Abendblatt“ Nr. 208 vom 5/9 1928 bringt den ersten Verhandlungsbericht dieses Prozesses mit der fetten Überschrift: „Der Schwiegermutter mit dem Beil den Scheitel gezogen ...“

Das ist weder Roheit, noch Gemeinheit, noch Frechheit, sondern jener gewisse, unsere Presse und Bühne beherrschende herzig-goldige jüdische Humor. Aber du, deutscher Zeitgenosse, solltest dich mal unterstehen, in bezug auf „Fememorde“ usw., einen ähnlichen Humor zu entfalten. Israel würde sofort den vor Trauer schwarzgerandeten Zeigefinger erheben und ein bitteres Klagelied anstimmen über die gänzliche und abgrundtiefe Verrohung und Gemeinheit der mit dem lächerlichen Hakenkreuz geschmückten völkischen Strauchritter.“

28. Wahrheit 20/10 28: „Wißt ihr noch, wie damals die ganze demokratische und sozialistische Meute einstimmig gegen das Schund- und Schmutzgesetz wetterte? Die böse Reaktion wolle „die Freiheit des Geistes in Fesseln legen“, hieß es. Und das Vorhandensein wirklicher Schundliteratur wurde glattweg gelegnet.

Zufällig fällt mir nun das „Börsenblatt für den Deutschen Buchhandel“ in die Hände. Und da finde ich folgende Anzeige: „Ich suche für Neudruck zu Kolportagezwecken honorarfremde, umfangreiche Volksromane. Viel Liebe, Eifersucht, Abenteuer, Verbrechen, kurz, gesteigerte Sentimentalität und vor allem Spannung Grundbedingung. Für Nachweis und Übersendung eines Belegstückes zahle ich außer Rückvergütung der Spesen zwanzig Reichsmark ...“

29. „Der Stürmer“ berichtet Nr. 48, 1928: „Die „Berliner Illustrierte“ setzt zur Zeit ihren Lesern einen Roman vor, der vor wenigen Wochen an allen Unschlagsäulen durch riesige Plakate angepriesen wurde. Er ist betitelt: Helene Willfüer. Seine Verfasserin heißt Widi Baum.

Widi Baum gehört nicht dem deutschen Volke an, das ist schon aus dem Namen ersichtlich. Zu allem Überflus aber hat die „Illustrierte“ noch das Bild der Verfasserin gebracht, so daß es selbst dem harmlosesten Erdenbürger möglich war, ihre Rassezugehörigkeit einwandfrei festzustellen. Sie ist eine Jüdin. Auch in dem Roman kann Widi Baum ihr Blut nicht verleugnen. Man merkt sofort, wes Geistes Kind sie ist und was sie will. Sie will das Volk „aufklären“ in ihrem Sinne und dazu hat sie sich die Geschichte der „Helene Willfüer“ ausgedacht. Die Heldin dieses Romanes ist Studentin der Chemie. Sie zeigt sich den „Kollegen“ sehr „willfährig“, es wird geschildert, wie sie mit ihrem Freund „auf nackten Sohlen“ in ihre Bude schleicht. Bis sich dann die Folgen einstellen und sie mit Schrecken wahrnimmt, daß sie Mutter zu werden droht. Helene Willfüer beschließt, die werdende Frucht zu beseitigen. Und nun erklärt Widi Baum in breiter deutlicher Art die verschiedenen angewandten Abtreibungsmethoden. Inzwischen wird der Liebhaber Helene Willfüers durch eine Kellnerin syphilitisch angesteckt. Er bekommt gute Ratschläge zu Gegenmaßnahmen.

Aber das genügt der Jüdin noch nicht. Nicht nur die deutschen Studenten und Studentinnen müssen verunglimpft werden, auch der Stand der Universitätsgelehrten wird hergenommen. Widi Baum läßt die Frau eines berühmten Professors ein Verhältnis mit einem Neger (!) beginnen. — So plätschert sie mit grunzender Wonne in allem möglichen sexuellen Morast herum. . . . Dabei ist zu bedenken, daß die „Berliner Illustrierte“ die weitverbreitetste, bebilderte Zeitschrift ist. Nach der Angabe des Verlages (er gehört den Juden Ullstein usw.) hat sie eine Auflage von 1,8 Millionen Exemplaren.

Wie viel tausende und abertausende junge Mädchen zwischen 10 und 16 Jahren werden mit rotem Kopf diesen Roman verschlingen und werden so auf eine Weise „aufgeklärt“, die nie und nimmer zu einem guten Ende führen kann. Aber das ist die Art, in der der Jude sie für seine rasseschänderischen Zwecke vorbereitet und willfährig macht.

Wenn aber ein Blatt wie der „Stürmer“ den Mut hat, diese verruchten Methoden aufzudecken und das Volk davor zu warnen, dann nimmt die Staatsanwaltschaft den Kampf auf. Aber nicht etwa gegen die allmächtige „Berliner Illustr.“, sondern gegen — den „Stürmer“! Das Judenblatt aber mit seinem seelenbergiftenden Inhalt wird ohne Protest auf die deutsche Jugend losgelassen. Wo bleibt da die evangelische, wo die katholische Kirche, die doch die Hüterinnen der Volksseele sein sollten? Wo bleibt da die fromme „Bayerische Volkspartei“? Aber deren Sprachrohr, das „8-Uhr-Blatt“, ist ja um kein Haar anders und druckt die ihm von dem Ullsteinjuden zugehenden Berichte ab. Gegenwärtig werden in diesem übelsten aller Presseerzeugnisse die perversten Ausschweifungen „berühmter Liebespaare“ enthüllt und auf die frommen Volksparteischäflein losgelassen.“

30. „Der Stürmer“ 1/12 28 berichtet: Einer dieser falschen Propheten, die sich mit ihren „Reformvorschlägen“ an die Öffentlichkeit gewagt haben, ist der Berliner Jude Dr. F r i z E i c h e n g r ü n. In seinem Korrespondenzblatte „Die Information“ berichtet er neuerdings über eine „außerordentlich stark besuchte“ Versammlung, die am 17. Oktober im früheren Herrenhause in Berlin stattgefunden habe und in der die Probleme der „Kameradschaftsehe“ öffentlich zur Sprache kamen. Er schreibt: „Die Frage der Ehereform nimmt sozusagen mit jedem weiteren Monat größeren Umfang an und stets mit wachsender Leidenschaft werden alle Probleme erörtert, die damit zusammenhängen. Während man früher noch diese ganze Erscheinung für eine reine Zeitkrankheit halten konnte und also die Ansicht vertreten durfte, es handle sich hier um

eine vorübergehende Sensation, sieht man heute wesentlich klarer. Vielleicht der interessanteste Vorschlag, der jetzt zur Diskussion steht, ist die Kameradschafts Ehe. . . . Sie ist kein Ausweg aus der Ehe, sondern versucht umgekehrt die heutige Ehe glücklicher und reibungsloser zu gestalten. Man kann eigentlich sagen, daß hier der Gedanke der Verlobungszeit, die doch nichts anderes sein soll als eine Zeit gegenseitigen Kennenlernens und Prüfens, weiter ausgedehnt und vertieft wird. Zwar sollen sich die beiden Menschen, die gewillt sind, zusammen zu leben, nun auch wirklich heiraten, aber es soll ihnen in der Form der Kameradschafts- oder Zeitehe die Möglichkeit gegeben sein, sich nach Verlauf einer bestimmten Zeit, die von den einzelnen Vertretern schwankend abgegrenzt wird, von einander trennen zu können, ohne schwieriges Scheidungsverfahren."

„Noch gefährlicher als der Jude Eichengrün hat sich bis jetzt der berüchtigte Sexualpädagoge Dr. Magnus Hirschfeld betätigt. Der Jude Hirschfeld ist ein Prediger der gleichgeschlechtlichen Liebe, er tritt für die Aufhebung des § 175 ein und ist zugleich ein heftiger Gegner des § 218, des sogen. Abtreibungsparagraphen. Alles in allem spricht er einem hemmungslosen Austoben der sexuellen Triebe das Wort. Der Einfluß dieses gefährlichen Hebräers, besonders auf die studierende Jugend, ist ein ungeheurer. Im Huxmann-Prozeß wurde die entsetzliche Feststellung gemacht, daß die Schüler des Gladbecker Gymnasiums eifrige Leser seiner Werke waren. Nirgends aber zeigen sich die Früchte seiner sauberen Tätigkeit in erschreckenderem Ausmaße, als in dem Aufrufe, der kürzlich von einem „Schülerbunde“ des Werner-Siemens-Realgymnasiums an die Schüler anderer Lehranstalten Berlins gerichtet wurde. Der Aufruf fordert nichts weniger als:

freie Liebe und ungefährlichen gleichgeschlechtlichen Verkehr zwischen den Geschlechtern,

Fallenlassen jedes lächerlichen Zwanges zwischen ihnen,

Kampf gegen den § 175,

offenes Bekenntnis der gleichgeschlechtlichen Liebe für alle gleichgeschlechtlich veranlagten Schüler vom 16. Jahre ab,

Kampf gegen diejenigen Lehrer, die dem Bunde feindlich gesinnt sind.

Die Fröchterl, die lt. „Brenzlauer Zeitung“ diese Forderungen aufstellen, stehen zwischen dem 15. und 20. Lebensjahr! Daß es aber soweit kommen konnte, daran ist nur die planmäßige jüdische Persekutionsarbeit von Magnus Hirschfeld und Genossen schuld."

31. „Der Deutsche Staat“ 2/6 29: „Der Volksschullehrer Kultusminister Sievers in Braunschweig, der Wirkungsstätte Till Eulenspiegels, hat ein Geschichtsbuch herausgeben lassen mit folgenden Kuriositäten: Ebert (4 Seiten), Rathenau (1½ Seite), Reichsgründung (4 Zeilen!), Blücher, Königin Luise, Moltke (0 Seite, 0 Zeile), Heinrich der Löwe (0 Seiten), Schlesische Kriege, Siebenjähriger Krieg (6 Zeilen), 1870/71 (12 Zeilen). Braunschweigische Revolution 1830 (2 Seiten). Unter dem Kapitel „Versailler Vertrag“ wird festgestellt, daß Deutschland seine Schuld am Weltkrieg anerkennt. Dies ist der Geist, an dem unser Volk zugrunde geht! Wir nennen diesen Geist Geschichtsfälschung!"

32. „Die Schulgranate“, Schulzeitung der X. Berufsschule: „Noch immer herrscht der Prügeldirektor. Deshalb ist verstärkter Kampf aller Berufsschüler das Gebot der Stunde. Kommt zur öffentlichen Schülerversammlung am . . . . . Stadtverordneter Lange spricht über die Mißstände der Berufsschule. Zeigt, daß Ihr nicht länger gewillt seid, Euch schikanieren und prügeln zu lassen.“

33. „Montag Morgen“ vom 5/3 1928. Unterredung mit dem Lehrer Koch. „So würde uns der Junglehrer Adolf Koch im Grunde nicht als tapferer Neuerer erscheinen, selbst wenn er wie vor 8 Tagen in der Piscator-Bühne junge nackte Menschen vor uns turnen und laufen läßt. Die Entblößung der Sexualorgane bedeutet das Bekenntnis einer natürlichen Sexualität . . . . . Es kommt in Kochs Körperkulturgemeinschaft vor, daß ein junger Mann und

ein junges Mädchen vor den Lehrer treten und fragen: „Dürfen wir uns schon geschlechtlich vereinigen?“ und der Lehrer antwortet: „Wartet noch ein halbes Jahr, bis Eure Körper ganz reif sind.“ . . . Die Mitglieder werden mit Vorbeugungsmittel versehen . . . . . Noch gibt auch die diskretesten Organe seiner Anhänger den Blicken frei . . . . .“

34. „Berliner Lokal-Anz.“ vom 29/1 28. „Zeitehe für Jugendliche?! Mit einigem Schrecken erzählte man sich in Elternkreisen von einem Vortragsabend, bei dem kürzlich die Direktorin eines Berliner Gymnasiums zur Bekämpfung zweifellos bedenklicher Umstände sich dafür einsetzte, das sexuelle Problem zum Mittelpunkt des ganzen Erziehungs- und Lehrwerks zu machen. In der Aussprache vertrat eine Rednerin den Standpunkt, man müsse vor Abstellung der beklagten Umstände dahin wirken, daß der Staat die Zeitehe auf Zeit zwischen Jugendlichen, also etwa zwischen Obersekundanerinnen und Unterprimanern legalisiere.“

35. „Welt am Abend“ vom 28/1 28. Erich Weinert:

„Aber wenn da jemand in Broschüren für die Jugend (nein, das ist zu viel!) darstellt, wie wir innen funktionieren, Das verlegt das deutsche Schamgefühl. Wer den jungen Mädchen und den Knaben (Wissenschaftlich? Kennt man schon!) erklärt, Wozu sie Geschlechtsorgane haben, Der entfittlicht den Familienherd. Er verteidigt freie Liebespärchen, Wo kein Pastor überm Bette schwebt.“

36. DZ Nr. 118, 20/5 28. „Eine Stunde bei den Ahtjährigen. Es ist gerade Spieltunde. Drei Mädchen spielen „Mutter und Kind“. Der Sinn des Spiels — dieser Ahtjährigen — ist: Eine Frau hat eine erwachsene Tochter, und die Tochter hat ein uneheliches Kind. Die Tochter treibt sich immer herum, geht in Kinos, Kneipen und Tanzdielen. Die Mutter sucht mit Hilfe des kleinen Kindes die Tochter, indem sie das Kind in die Kneipe verschickt, „nach dem Schwein“ zu gucken. Wenn die Tochter dann spät abends nach Hause kommt, spielt sich ein wüßtes Gezänke zwischen Mutter und Tochter ab. „Du dämliche Dlle hast mir gar nichts zu sagen.“ — „Halt's Maul, du freche Zöhre“ und ähnliche Ausdrücke mehr werden in die Gegend geschrien.

Während des Spiels steht der Lehrer der Klasse ruhig da, hört zu und sagt keinen Ton. Sofort nach Beendigung des Spiels werden die Kinder nach Hause geschickt.“

37. In der Oberprima eines staatlichen Berliner Gymnasiums wurde 1928 im Deutschunterricht ein Drama aus dem Inselverlag mit folgenden Texten erläutert: „Sie, Madame, waren die Fee, aber es ging schlecht, die Dame lag immer in den Wochen, jeden Augenblick bekam sie einen Buben. Ich würde meine Tochter dergleichen nicht spielen lassen, die Herren und Damen fallen so unanständig übereinander, und die Buben kommen gleich hinternach.“ — — Weib zu ihrem Mann: „Hättest du nur ein paar Hosenschnüre hinaufzuziehen, wenn die jungen Herren nicht die Hosenschnüre unserer Tochter herunterließen? Wir arbeiten mit allen Gliedern, warum nicht auch damit? Ich habe damit geschafft, als die Tochter zur Welt kam, und es hat mir weh getan; kann sie für ihre Mutter nicht auch damit schaffen? Und tut's ihr auch weh dabei he? Du Dummkopf!“

38. Gegenentwurf zu den Strafbestimmungen des amtlichen Entwurfs eines allgemeinen deutschen Strafgesetzbuches über geschlechtliche usw. Handlungen, herausgegeben vom Kartell für Reform des Sexualstrafrechts (Berlin 1927, Verlag der Neuen Gesellschaft). Mitglieder des Redaktionskomitees: Magnus Hirschfeld (fd), Kronfeld, Halle, Teilhaber, Helene Stöcker, Hiller Kurt (fd) und Werthauer (fd).

„In Wirklichkeit sind die Ursachen der männlichen Gewerbsunzucht genau wie die der weiblichen in der allgemeinen wirtschaftlichen Not und in der sexuellen Not zu suchen, welche letztere durch den § 175 unnötigerweise verschärft wird, aber keineswegs durch das Strafgesetz behoben werden kann. Außerst informativ waren die Zustände in Deutschland während der ersten Nachkriegszeit. Die Unmöglichkeit, sofort eine geeignete Beschäftigung zu finden, trieb Zehntausende junger Männer der Prostitution in die Arme. Durch den Krieg aus der Arbeit verjagt, aus dem gegebenen Beruf gerissen, seiner natür-

lichen Erwerbsmöglichkeiten beraubt, war der junge Mann in vielen Fällen gezwungen, sich auf eine zwar gewiß sehr unschöne, aber doch prinzipiell ehrliche Art durchs Leben zu schlagen. Er zog die Prostitution dem Verbrechen vor. Der Verzicht auf beides hätte für viele den Hungertod bedeutet."

39. Weltbühne (Tucholsky) vom 4/10 27: Kurt Hiller schreibt Seite 515: „Die männliche Prostitution, um die sich das geltende Recht mit Recht nicht kümmert, wird von diesem Entwurf folgendermaßen behandelt: Man stelle sich einen gut gewachsenen, aber ohne seine Schuld erwerbslosen jungen Monteur vor; dafür, daß er nicht stehlen will und keinen Raubmord und kein Eisenbahnattentat begehen will, auch sein Mädel nicht auf den Strich schicken will, aber schließlich doch nicht verhungern und verrecken will und deshalb seinen Körper manchmal für eine Weile an eigenartige Herren verkauft, die in noch leidenschaftlicheres Entzücken vor diesem lebendigen Leibe geraten, als die gewöhnlichen Kunstschwärmer vor einer Statue Polhlets, Michelangelos oder Rodins — dafür soll er mit zehn Jahren Zuchthaus belohnt werden (§ 297 Abs. 3). Das ist allerdings die Höchststrafe. Ein Richter mit tuntenhausener Mentalität wird sie bestimmt verhängen.“

40. „Das dritte Geschlecht“ vom 5/12 28. (Monatschrift von Radszuweit in Berlin) Dr. Zenon: „Die homosexuelle Form der Befriedigung liegt dem Jungendlichen näher, als der normale Geschlechtsverkehr. Der Übergang von der Anleitung zur Onanie zu homosexuellen Handlungen ist in Schülerheimen begreiflich. Die erotische Bindung des Jungendlichen an andere Personen ist durchaus normal, selbst wenn sie zu geschlechtlichen Handlungen führt. Die sich daraus ergebenden gleichgeschlechtlichen Neigungen sind normal als Durchgangsstadien.“

41. „Die Welt am Montag“ vom 7/1 1929. Dr. Frosch: „Die homosexuell veranlagten männlichen Prostituierten würden wahrscheinlich sehr viel lieber ihren Trieb unabhängig von Entgelt austoben. Vollends aber kämen die zahlreichen ganz normalen jungen

Leute, die sich verkaufen, nie auf diesen Erwerb, wenn sie nicht durch die Not dazu gezwungen würden. — Sie tun damit niemandem etwas zuleide.“

C.

Was dabei aus der Jugend und der Schule schon geworden ist, mögen einige Beispiele zeigen:

1. Die Wahrheit 19/5 28 berichtet von einer Kasperle-Aufführung, die Ostern 28 bei der Aufnahme der Schüler an der weltlichen Schule in Braunschweig veranstaltet wurde:

„Ungefähr 100 bis 150 Kinder wurden mit ihren Müttern oder Vätern zu einer Feier versammelt; außer hübschen Darbietungen von Liedern und Geschichten veranstaltete Herr Meddermeyer ein Kasperle-Theater. Es traten dabei auf: 1. Kasperle Kinderlieb, Vertreter der weltlichen Schule; 2. Christian Schlagegern (!), Vertreter der christl. Schule; 3. ein Sipo; 4. Kaiser Wilhelm II. Die Kasperle-Vorführung verfolgte den tendenziösen Zweck, die Kinder und Eltern für die weltliche Schule zu gewinnen, dagegen die christliche Schule herabzuwürdigen und in ihren Idealen zu entstellen. Es wurde gesagt, die Kinder sollten „Sipo“ rufen, wenn ihnen bei der Vorführung etwas nicht gefalle.“

Kasperle tritt auf und sagt: „Heute wollen wir einmal sehen, welchen Lehrer sich ungefähr 100 Kinder wählen.“

Christian Schlagegern: „Bei mir müßt ihr geradesitzen, ihr müßt viel arbeiten, ich habe sonst einen Freund, den sollt ihr auch sehen! Wollt ihr tüchtig arbeiten? Wollt ihr zu mir kommen? (Die unschuldigen Kinder rufen fast sämtlich begeistert „Ja“. Vereinzelt ertönen auch „Nein“-Rufe, ob von Kindern oder Eltern ist ungewiß.)

Christian zeigt seinen Freund, den Stoc. Nun ertönen „Sipo“-Rufe.

Sipo erscheint und sagt zu Christian: „Was fällt Ihnen ein, so kleine Kinder schlagen zu wollen? Sie gehören ins Gefängnis!“ (Der christliche Lehrer wird wie ein Verbrecher abgeführt.)

Kasperle: „Kinder, wollt ihr viel lachen? Wollt ihr schöne Geschichten hören? Wollt ihr viel im Freien spielen? (Begeistertes „Ja!“) Wollt ihr also zu mir kommen?“ (Kinder: „Ja, ja!“)

Kaiser Wilhelm II. (in roter Galauniform, von manchen Kindern deshalb für den Teufel gehalten) tritt auf.

Kasperle: „Der hat eure Väter und Brüder in den Tod geschickt. Wollt ihr, daß er wiederkommt?“ (Schreie: „Sipo! Sipo!“) Sipo erscheint und führt den Kaiser ab.“

2. Nach der Mitteldeutschen Z. 3/6 28 hat der aus der Kirche ausgetretene Lehrer Kaufmann aus Goldisthal bei der Hochzeit seiner Schwester einen Talar angezogen, der im Schulhause für den aus Singen zum Gottesdienste kommenden Pfarrer verwahrt wird, und die kirchliche Trauung verspottet: „Es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei. Darum hat sich Dora den Karl genommen. Es ist nicht gut, daß der Dohse allein sei. Es ist nicht gut, daß das Schwein allein sei.“ Dieser Jugenderzieher darf Kinder unterrichten.

3. DZ 20/5 28 berichtet von einem Versuchsschulunterricht:

„Der Unterricht in den beiden obersten Klassen begann mit der Frage des Direktors, wer zum heutigen Tage einen Aufsatz geschrieben, ein Gedicht oder Lied gelernt hat. Von ungefähr 25 Kindern haben 5 ein Gedicht, 1 ein Lied gelernt und 7—8 einen Aufsatz geschrieben. Die übrigen Kinder haben nichts getan, da es ja „nichts mehr aufgibt“ in diesen Schulen. Die Aufsatzthemen, die gänzlich frei sind, waren folgende: „Feine Leute“, „Onkel Bräsig, der Stiefelputzer“, „Sone Jöhren“, „Der Besoffene“, „Na warte man“, „Eine Herrenpartie“. Die Herrenpartie war in Neuköllner Mundart geschrieben und wurde mit vielem Pathos von dem Kinde vorgelesen. Der Inhalt war kurz folgender: Vater Müller will morgens nicht aufstehen und wird von seiner „Ellen“ mit großem Geschrei aus dem Bett gejagt. Als er sich nun schließlich mit seinen Freunden auf dem Platz trifft, geht es mit der Elektrischen nach einem Borort und bei der Ankunft dort sofort in ein Gasthaus. Unterdes besuchen sich die Frauen untereinander. Abends kommt Vater Müller vollkommen „besoffen“ nach Hause, wird von seiner Frau mit „Schwein“ und „besoffener Kerl“ emp-

fangen und kriegt eine Tracht Prügel von ihr.

Während dieser Aufsatz vorgelesen wird, herrscht in der Klasse tiefe Stille, zum Schluß aber erhebt sich ein brausender Beifall.

Der Aufsatz „Feine Leute“ ist ein richtiges Zerrbild. Als „fein“ gelten eben diejenigen, die einen Pelzmantel und viele Ringe tragen und zuguterletzt beim Kaufmann Schulden machen. Während nun Gedichte aufgesagt oder Aufsätze vorgelesen wurden, kam es gar nicht darauf an, daß einige Kinder (obwohl in 10 Minuten Pause war) ihr Frühstück aßen, andere lasen oder zeichneten. Es ist ja Gemeinschaftsschule!“

4. DZw 26/4 28: „Eine weltliche Schule in Braunschweig feierte ein Schulfest. Es wurden von Bierzehnjährigen Szenen mit rhythmischem Sprechchor aufgeführt. Eine Szene zeigt die Schulpflichtigen, wie sie die geballten Fäuste drohend dem mit hohen Lackstiefeln versehenen Fabrikherrn vor das Gesicht halten und rufen: „Wir wollen uns nicht für einen schinden! Fort mit dir! Uns gehört die Zukunft!“

5. DZ 22/2 28: „Ein städtischer Bezirksarzt als Wortführer. Vor 60 Berliner Schulen sind in den letzten Tagen mittags von Halbwüchsigen Flugzettel aufreizenden Inhalts verteilt worden, die zum Besuch der Versammlung des sozialistischen Schülerbundes in der Berliner Stadthalle aufforderten. Nebenbei bemerkt: trotz dieses aufreizenden Inhalts fand die Polizei — wie in der Versammlung selbst am Montag abend mitgeteilt wurde — nur in einem Falle Veranlassung, gegen diese Verteiler politischer Flugschriften an Kinder einzuschreiten.

Es zeugt von dem noch gesunden Geist des Großteils der Berliner Schulkinder, daß sich zu dieser „Rundgebung“ auf der die Erfahrungen des Krankprozesses, für eben diese Schulkinder ausgewertet werden sollten, nicht viel mehr als zweihundert Halbwüchsige beiderlei Geschlechts eingefunden hatten. Unter ihnen eine ganze Anzahl Schüler und Schülerinnen, die noch nicht das zwölfte und dreizehnte Lebensjahr überschritten haben dürften.

Den Rest des Saales füllte jener sattfam bekannte Teil der Lehrer- und Erzieher-schaft, der die deutsche Jugend unentwegt mit marxistischen Schlagworten zu vergiften sucht.

Auf der Treppe schon bekam jeder Jugendliche ein Flugblatt in die Hand gedrückt, das gewissermaßen den Extrakt des ganzen Abends bringen sollte. Dieses Flugblatt allein schon ist eine Ungeheuerlichkeit. Man liest unter der Schlagzeile: „Was lehrt der Krank-Prozeß die Jugend?“, Sätze wie: „Wir müssen die Herrschaft des Alters in jeder Form bekämpfen.“ „Noch niemals ist die Einheitsfront des Alters so deutlich sichtbar geworden wie in diesem Prozeß.“ „Laßt euch nicht täuschen von denen, die mit „Reformen“ und Scheinversprechungen euch Sand in die Augen streuen, damit ihr nicht seht, daß die Schule ein Instrument im Kampf des Alters gegen die Jugend ist!“ „Nicht um Verbesserungen geht der Kampf, sondern um die Vernichtung der Schule.“ — „Die Befreiung der Jugend kann nur das Werk der Jugend selbst sein!“ Und so fort.

Man könnte diese ganze „Schülerkundgebung“ als einen zwar unerhörten, aber doch unglaublich lächerlichen Sertanerunfug abtun, wenn nicht. . . . . Ja, wenn nicht eben ein Berliner Stadtarzt in Amt und Würden, Herr Dr. Hodann, vom Rednerpult nach der gleichen Weise zu den Zwölf- bis Fünfzehnjährigen sprechen würde, wenn nicht noch ein paar hundert Erwachsene in diesem, von städtischen Behörden zur Verfügung gestellten, Saal wären, die diesen für halbwüchsige Schüler und Schülerinnen Berliner Lehranstalten zu rechtgestutzten Nihilismus — anders kann man diesen Kampf um die „Vernichtung der Schule“ kaum noch nennen — unaufhörlich mit tosendem Beifall begrüßten.

Was hatte der Berliner Stadtarzt Dr. Hodann den Zwölfjährigen über den Krank-Prozeß zu sagen. Er stellte ausdrücklich mit Befriedigung fest, daß nur unter dem Druck der Öffentlichkeit ein Freispruch erfolgt sei. Also: Deutsche Richter werden in der Öffentlichkeit der Beeinflussbarkeit gezogen. Un-

ter dem Beifall und Jubel Zwölfjähriger. Herr Stadtarzt Hodann schilderte eingehend intimste im Krank-Prozeß besprochene Vorgänge, die in der Presse gar keine Erwähnung gefunden hatten. Um deutsche Richter — besonders den Vorsitzenden im Krank-Prozeß — vor Zwölfjährigen lächerlich zu machen. Er sprach von einem Staatsanwalt, der „mit frecher Stirn“ Anklage auf Mord erhebt. Von einer „Leichtfertigkeit in der Anklageerhebung“, die schwer zu überbieten sei. Und brachte damit Zwölfjährige zu kindlichem Gelächter. Er sprach in der herabsehendsten Weise von der Psychologie der Erwachsenen, von dem „veralteten“ Autoritätsprinzip der Erwachsenen. Vor Zwölfjährigen! Er säte eifrig die Keime seiner „revolutionären“ Ideen in kritiklose junge Herzen und kam zu dem Schluß, daß die praktischen Folgerungen aus diesen „Zuständen“ wohl gezogen werden könnten, wenn die politische Linke zahlenmäßig stark genug wäre. Was sich die christlich-nationale Elternschaft für die kommenden Reichstagswahlen merken möge.

Es erübrigt sich, auf die Ausführungen der übrigen Redner des Abends noch einzugehen. Höchstens, daß Frau Helene Stöcker das Verhalten der Hilde Scheller — vor Zwölfjährigen!! — warm mit den Worten entschuldigte: „Auch reiferen Menschen pflegt es zu passieren, daß der Gegenstand ihrer Neigung wechselt!“ — daß Frau Stöcker ihr jugendliches Auditorium für reif genug hielt, in längeren Ausführungen für die Abschaffung des Abtreibungsparagraphen und für die freie Liebe einzutreten. „Auch euere Eltern. . .!“ vor Zwölfjährigen! Die Folgen dieser Erziehungsarbeit zeigte sich bereits am Schluß der Versammlung, als eine ältere Dame in der Diskussion darauf hinwies, daß sich die Jugend dem Alter, und vor allem der Mutter, genau so anvertrauen könne wie früher. Die Antwort darauf war ein ungeheures Lärmkonzert der anwesenden Jugendlichen.

Das war also die Kundgebung des „Sozialistischen Schülerbundes“. Man wird sich also nicht zu wundern brauchen, wenn nächstens — die



Jugend ist mit der Nutzenanwendung neuer Erkenntnisse schnell zur Hand — irgendein tatendurstiger Quintaner den unbequemen Mathematiklehrer kurzerhand über den Haufen schießt. Daß irgendeine Untertertia ihren Ordinarius verprügelt und hinauswirft. Daß sich Vereinigungen von Zwölf- und Dreizehnjährigen bilden, die die anschaulichen Theorien der Frau Stöcker in der Praxis erproben. „Die Jugend wird sich wehren“, verkündete ein halbwüchsiger Diskussionsredner stolz nach einigen unerhörten Ausfällen auf die christliche Religion.

Man kann nur das eine fragen: Wo bleibt hier die Polizei? Wo bleiben die für die öffentliche Sicherheit und Ordnung und für die Jugend verantwortlichen Stellen angesichts eines derartig frechen, nicht mehr zu überbietenden Unfugs. Wo bleibt das Bürgertum, dessen Schlafmüdigkeit bei den letzten Stadtverordnetenwahlen uns in Berlin eine marxistische Mehrheit beschert hat, deren Willkürherrschaft eine derartige Vergiftung unreifster Jugend durch besoldete Kommunalbeamte erlaubt?“

Der Wortlaut einer solchen Einladung lautete nach Fr. 1/3 28:

„Schülertragödie in Steglitz!

Einzellerscheinung oder Symptom.

Der Krank-Prozeß eine Anklage gegen das bestehende Schulsystem, gegen die bestehende Rechtspflege, gegen die bestehende Gesellschaftsordnung.

Darüber werden in der

öffentlichen Schülerversammlung, die am Montag, den 20. Februar, um 1/2 20 Uhr, in der Stadthalle, Klosterstr., stattfindet, sprechen:

Dr. Max Godann (Sachverständiger im Prozeß);

Dr. Helene Stöcker (Schriftstellerin);

Dr. Kurt Rosenfeld (Rechtsanwalt);

Dr. Fritz Ausländer (Studienrat).

Sozialistischer Schülerbund,  
Ortsgruppe Berlin.

Fahrverbindung: U-Bahn Klosterstraße,  
Stadtbahn: Alexanderplatz.

Verantwortlich: Fritz Michael, Ehlauer  
Straße 25. — Druck: „Silesia“, Berlin  
ND 55.“

6. „Deutsche Zukunft“ 5/4 28: „Zeitehe für Schulkinder! Wie die deutsch-nat. Abg. Frau Annagrete Lehmann in einem Vortrag in Darmstadt bekanntgab, wurde vor kurzem in Berlin in einer ernsthaften wissenschaftlichen Gesellschaft in den Räumen der Universität Berlin der Vorschlag gemacht, Schülern und Schülerinnen vom 16. Lebensjahre ab die Zeitehe (!) zu gestatten! Höher geht's wirklich nicht! Der moralische Abstieg unseres Volkes hat also schon die „wissenschaftlichen“ Kreise erfaßt.“

7. DZ 13/4 28 berichtet von einer Austreibung 800 christlicher Kinder aus einer christlichen Schule Berlins, die einer Minderheit weltlicher Schulanfänger Platz machen müssen, und schreibt zum Schluß: „Weltliche Kinder kommen vereinzelt, — klein an Zahl, und doch die Turnhalle, in der sie sich aufhalten, dröhnt wider vom Toben. — Ein Lehrer kommt als einer der Letzten. Irgendein junger Reichsbannerhüter brüllt: „Mach' daß du raus kommst.“ Der Lehrer bleibt stehen: „Sie werden mich hier nicht vertreiben!“ — „Der war — Provokateur, haut ihn, schmeißt ihn raus.“ Zehn, zwanzig Fäuste drohen, der Lehrer wird aus der eigenen Schule vertrieben. — Draußen gehen die Schupoposten ruhig auf und ab.“

8. DZ 24/7 28 berichtet über weltliche Schulen: „Darüber hinaus aber sucht sie [die Sozialdemokratie] in weltlichen Versuchsschulen nach den wesentlich freieren, ungebundenen Formen für ihre Schulen der „werdenden Gesellschaft“. Anstelle der starren Klassenverbände nach Jahrgängen tritt hier der bewegliche Zusammenschluß der Kinder nach Gemeinschaftsrücksichten; ganz nach freier Wahl tun sich die Schüler um einen ihnen zusagenden Lehrer zusammen, wobei natürlich aus dem Geiste der Freizügigkeit heraus Umgruppierungen jederzeit zulässig sind. In diesen „Lebensgemeinschaften“ blühen begreiflicherweise in den Zöglingen — nein! nicht „Zöglingen“, in den „frei produzierenden Kinderseelen“ die Vorstellungen einer neuen Moral, der Geist eines neuen Zeitalters ganz von selber auf; hier bilden sich die geistigen Kräfte her-

an, die einmal das Gemeinschaftsleben der „werdenden Gesellschaft“ völlig reibungslos und zu allgemeiner Beglückung gestalten werden.“

„Um 8 Uhr sollte die Stunde beginnen. Um halb neun war es so weit. Pünktlichkeit mit ihrem Zwange schließt ja die freie Entfaltung der Persönlichkeiten aus! Der Rektor, der sich übrigens selber den Kindern gelegentlich als „verlorenen Sohn der Bourgeoisie“ bezeichnet hat, leitet mit der Frage ein: „Wer hat etwas gearbeitet?“ Ganze drei Schülerinnen melden sich; sie haben einen Aufsatz gemacht; natürlich jede einen anderen in freier Wahl des Gegenstandes. Daß es nur Schülerinnen waren, kann nicht Wunder nehmen. Der Mann gilt doch seit Alters als der Bahnbereiter des Fortschritts, und Fortschritt heißt weniger Arbeit! Könnten sich die Herren Jungen besser auf ihren späteren Beruf im Leben vorbereiten, als wenn sie sich üben, aus freiem Willen nichts zu tun?“

Also drei Aufsätze liegen so als Inhalt für die Stunde vor; sie werden von den Verfasserinnen vorgelesen. Einer über den Hund Barry; ganz nett erzählt; Hundeaufsätze sind eine besondere Liebhaberei dieser Schülerin. Der zweite schilderte eine Szene vor einem Automaten in der Untergrundbahn: Einem Jungen, der seinen Groschen einwerfen will, ist die vornehme Dame (natürlich) im Wege, die sich im Spiegel des Apparates mustert. Als sie dem Drängelnden schließlich die Bahn frei gibt, denkt der in seiner inzwischen aufgekeimten Oppositionsstimmung — wer möchte sie nicht für berechtigt halten? — „Nun gerade nicht!“ und erklärte der Dame patzig: „Nee, nu wer id mir für den Groschen Kaujummi koofen.“ — Der dritte Aufsatz behandelt ein Ereignis auf der Straße nach Form und Inhalt etwa folgendermaßen: Eine „vornehme Dame“ — man beachte die Wiederkehr des Motivs! — also eine vornehme Dame geht an mir vorüber, sie „riecht nach 4711“. Sie verliert ihr Portmonneh. Scheine und Hartjeld fallen raus. Da denk id gleich „da kannste wat klaun“. Id suche mit auf und sehe meinen Fuß auf eenen

Fufziger. Die Dame sieht nach und meint: „Da fehlt mir noch'n Fufziger und sucht ringsum weiter. Id bleibe ruhig stehn und suche ooch. Dann geht se weg und id stecke den Fufziger ein.“

„Der Unterricht geht weiter, indem das Verlesene zur allgemeinen Beurteilung gestellt wird. Ein hin und her von Äußerungen ohne Ziel und ohne Leistung folgt. „Mir ham se ja alle ganz jut gefallen; aber eijentlich möcht id woll mal wat Höheres hören, so wie Schiller und Goethe; aber die mag id ooch nich“. Rektor: „Mein Kind, du bist jetzt in der Krisis“. Ein Schüler: „Sie is innerlich zerbrochen“, usw. Die Tiefe seelischer Erkenntnis und wechselseitiger Befruchtung wirkt überraschend. Aber auch die Höhe der Besittung! Die Tatsache des beabsichtigten und vollendeten Diebstahls wurde bei der Beurteilung überhaupt nicht erwähnt, von keinem der Kinder auch von dem Rektor nicht; der Sachverhalt hatte offenbar gar nichts Auffälliges für die Gemeinschaftsschule. Überlebte Anschauungen sind eben auf dem Wege zur Sonnenhöhe der Kultur nicht mehr zu finden.“

„Der Rektor bedeutete der einen Schülerin, wenn sie nur erst ihre Grenzen erkannte, dann würde sie sicher einmal gute Stücke für die „Rote Fahne“ liefern können. Aber auf die Erkenntnis der Grenzen käme es an. Goethe hätte auch erst seine Grenzen erkennen müssen.“

(Vgl. Hans Jmmow: „Die deutsche Schule in Gefahr.“ Verlag Boppnow, Berlin N D 18, Elisabeth-Strasse 9. 2,75 M.)

9. Die Erfurter sozialdem. „Tribüne“ 3/4 29 schildert ein Gespräch mit einem nichtverlesenen kleinen Dummel: „Du hast leicht reden, Onkel Troll! Du weißt ja gar nicht, wie rüchständig mein Vater ist! Das ist ein waschechter Prügelpädagoge! Man meint, er würde nie die Zeitung und gute Bücher lesen, in denen doch immer gegen die Prügelpädagogen so schön und richtig geschrieben wird!“

„Na, Maxel, es wird nicht so schlimm werden!“

„Hast du eine Ahnung! Du kennst nicht die gute Handschrift meines Va-

ters! Und nicht den dicken Spanischrohrstod, den er sich extra zu meiner Bearbeitung zugelegt hat!"

Ich schwieg still.

Magel aber sprach weiter wie ein Buch.

„Mein Vater weiß gar nicht, daß wir im „Jahrhundert des Kindes“ leben. Weil er immer seine Prügel von seinem Vater, meinem Großvater, gekriegt hat, wenn er nicht versetzt wurde, meint er, das müsse noch die Jahrtausende so weitergehen. Ich kann mir das nicht länger gefallen lassen. Ich protestiere lebhaft, wenn er mich heute wieder über das Knie legt!“

„Welcher Art wird dein Protest sein, Magel?“

„Ich werde schreien, daß man es zehn Straßen weit hört. Und wenn er dann nicht aufhört, dann kizele ich ihn am Knie. Du mußt wissen, Onkel Troll, Vater ist sehr kizlich. Mutter sagt es auch. Und wenn das nichts nützt, dann beiße ich ihn ins Bein. Da wird er mich bestimmt loslassen. Diesen Augenblick benutze ich, um auszuweichen. Und zwischen Tür und Angel werde ich ihm zurufen: Du Prügelpädagoge!“

Mit so etwas werden Arbeiterkinder vergiftet.

10. Nach „Der Deutschnationale“ 1/4 29 war in der Aula des Köllnischen Gymnasiums in Berlin eine vom „sozialistischen Schülerbunde“ einberufene Versammlung. In dieser führte Genosse Dr. Magnus Hirschfeld (sd) aus:

„Der Freitod, der stärkste Ausdruck der Lebensverneinung, habe zwar nicht unter der Schuljugend zugenommen; er würde aber abnehmen, wenn die Lebensfurcht und die Geschlechtsnot der Jugend schwinde.“

Ein natürlicher Geschlechtsverkehr der Jugend sei, wenn kein Zwang auf den anderen ausgeübt würde, keine Sünde und nichts unehrenhaftes, denn die Ehre des Menschen liege nicht unter, sondern „über dem Nabel“ — das Rechte wäre es, so schloß Sanitätsrat Hirschfeld seine von vielen Kindern mit Beifall aufgenommenen Ausführungen, wenn der Schüler zur Schülerin sagte: Lege deine Hand in meine Hand und führ

mich ein in die geheimen Dinge. [S. hat diese Äußerung bestritten.]

Ein Primaner führte ferner an, daß die Schüler aktiviert werden müssen für ein freies Menschheitsideal; dem Lehrer, der als Vertreter der Autorität der geborene Feind des Schülers sei, müsse jede Strafgewalt genommen werden. Ferner wurde ausgeführt: Bei der Festsetzung der Zensuren sollten die Schüler ein Mitbestimmungsrecht, in den Lehrerkonferenzen den ausschlaggebenden Einfluß haben.

Auf gefallene Zwischenrufe rief ein Primaner: „Wer stört, kriegt ein Messer zwischen die Rippen!“

11. Der Berl. Volk.-Anz. 17/3 29 berichtet, daß von dem „sozialistischen Schülerbunde“ des Mommsen-Gymnasiums in Berlin-Charlottenburg Hefte „Der Schulkampf“ zu 10 Pf. das Stück herausgegeben werden.

„Reisten doch diese Hefte im Kampf gegen Höhere Schulen und Lehrerschaft, im Kampf gegen Anstand und Sitte, gegen Religion und Vaterland schlechthin Unmögliches. Ein jugendlicher Dichtering rafft sich, um nur ein Beispiel zu geben, zu folgenden Zeilen auf:

„Deutsch bleibt deutsch und wird deutsch bleiben!

Man kann sowas nicht mit Willen vertreiben...“

Das Tollste ist jedoch die Denunziatenede der Hefchen, in denen jeder beliebige Schüler Berlins Denunziationen gegen Direktoren und Lehrer abladen darf. Da werden „schlagfertige“ Lehrer und Lehrerinnen beim Herrn Minister denunziert, da wird mit Entsetzen festgestellt, daß ein Direktor noch von einer „Sünde wider das deutsche Volk“ und einer „Sünde wider Gott“ etwas sagt; da werden Lehrer, die vier Jahre lang für das Vaterland ihr Leben in die Schanze geschlagen haben, mit billigem Spott bei ihrem Offiziers-titel benannt.“

12. DZ 14/3 29: „Wer sich um die sogenannte „Aufklärung“ der Jugend besonders kümmert, dafür ein Beispiel aus Hamburg. Der „Reichswart“ berichtet darüber: „Die Jugend amüsiert sich auf ihre Weise und wird „aufgeklärt“! — Wie unlängst in Hamburg,

wo ein jüdischer Arzt in einem vor Gymnasiafen und Gymnasiafinnen in der Aula der Eppendorfer Oberrealschule gehaltenen Vortrag die Jugend zu zügellosem Geschlechtsverkehr aufforderte! Der Vortrag war durch Flugblätter den Schüler und Schülerinnen fast sämtlicher höherer Lehranstalten Groß-Hamburgs angekündigt worden. Die Aula war durch den Bildungsausschuß (!) der SPD. gemietet. — Die Angst vor Geschlechtskrankheiten sei ein Mangel an Charakter, so hieß es in dem Vortrag, und „jeder soll so leben wie er müsse.“ — Eine Obersekundanerin (!) fragte in der Diskussion, wie man sich verhalten müsse, wenn „Kinder zu erwarten“ seien, worauf der jüdische Referent „vor Kindern warnte“ und im übrigen seine ärztliche Hilfe versprach. —

13. Der Jungdeutsche 13/3 29: „Am Charlottenburger Goethe-Gymnasium erscheint eine Schülerzeitschrift der Obertertia, die „Kurve“ betitelt. Sie wird mit der Schreibmaschine geschrieben und vervielfältigt. Ihr Inhalt sind nicht nur Schülerfragen, sondern auch Berichte aus der Umwelt. Eine Artikelserie heißt „Köpfe“ und befaßte sich beim letztenmal mit — Trude H e s t e r b e r g. Da heißt es:

„Die Hesterberg!

Mit diesem Namen verbindet der Theaterbesucher einen Begriff. Mit diesem Begriff sucht er Minuten voller Wucht zu zeichnen. Die Hesterberg. Keiner bleibt ruhig versnobt auf dem Stuhl sitzen, wenn sie unverschämt und toll ihre Chansons in das Parkett schmettert, wenn sie einen Song durch die Luft fegen läßt, daß einem das Blut erstarrt vor rasendem Entzücken.

Die Hesterberg!

Wenn sie wie eine lohende Flamme über die Bühne fegt und hinter sich ein Lied und eine Musik und eine Welt schleift, dann kann ihr niemand was. Dann entströmt ihr die Hesterberg.... und vor der machen alle mal halt.

Der Spießbürger wagt es nicht, wenn die Hesterberg so ein kleines Lied braust — — —

Wir wollen sie immer und immer wieder bejubeln, solange wie wir können! Die H e s t e r b e r g....

Die Trude !!!“

14. Nach dem „Stahlhelm“ 17/2 29 hat der Gau Hamburg des „Stahlhelm-Bund der Frontsoldaten“ die unglaublichen Vorkommnisse an dortigen Schulen zum Anlaß einer Rundgebung an die Elternschaft Groß-Hamburgs genommen. Der Aufruf lautet:

„Am Freitag, dem 1. Februar, hat in der Aula der Oberrealschule in Eppendorf, Hegestraße, ein Vortrag des Dr. med. John Doeplik stattgefunden über das Thema „Sexuelle Fragen im Schulleben“. Die Aula war durch die „Vereinigung sozialistischer Schüler“ bzw. durch den Bildungsausschuß der SPD. für den Vortragsabend gemietet.

Nachdem durch Flugblätter den Schülern und Schülerinnen verschiedener Hamburger Lehranstalten der Vortrag angekündigt war, haben etwa 100 Jugendliche den Worten des „Vortragenden“ gelauscht, die in dem Satz, daß die Angst vor Geschlechtskrankheiten ein Mangel an Charakter sei, denn „jeder soll so leben, wie er muß“, ihren schamlosen Höhepunkt fanden. An der Aussprache über diese Ausführungen des Herrn Doeplik beteiligten sich Kinder in schulpflichtigem Alter.“

15. In der Hohenzollern-Schule in Schöneberg wurde eine Jugendbücherausstellung nach Berl. Lok.-Anz. 9/12 28 eröffnet: „Die Sozialistische Arbeiterjugend hat einen riesigen Stand aufgetan. Ihn „schmücken“ Bücher über Kapital und Kapitalismus, über Regierungsumsturz, ferner Bilderbücher vom Kriege mit schrecklichen Abbildungen von zerschmetterten Menschenkörpern, Gliedern und Schädeln. Man kann sagen, es liegt eine Heftchrift neben der anderen. Und alles — für die Jugend! — An die Ausstellung schließt sich eine Anzahl von Vorstellungen an. Die eine von ihnen war überschrieben: „Bunter Abend der sozialistischen Arbeiterjugend.“ Im Gedanken, unpolitische Vorträge zu hören, besuchte ich die Vorstellung. Aber wie wurde ich enttäuscht?! Ich kam etwas zu spät, aber kaum war ich im Saal, als auch schon die Marseillaise erklang. Ein Lichtbild war an die Wand projiziert. Ein Arbeiter hielt Heftreden an die Streikenden. Ein zwei-

tes: Ein feiner Herr steht vor einer Menge von Arbeitern, die ihm drohen. Dazu sang der Chor: „... wir sind die neue Zeit... mit uns die rote Fahne...!“ oder wie dieser Hekchorus heißt. Das ist die „Jugendbücherausstellung“!!

Noch erwähnen möchte ich den ersten Teil dieser Vorstellung. Er war überschrieben: „Gegen das Spießbürgertum.“ Das klingt gut, aber was wurde daraus gemacht? Ganz einfach die Parole: „Gegen den alten Staat“ (d. h. gegen den jetzigen). Die Revolutionäre wurden verhimmelt, der Staatsbürger, der sein Alles für sein Vaterland einsetzt, wurde zum „Spießer“ gemacht.“

16. DZ 11/10 28: „Sehen wir uns dann schließlich noch an, was die modernen Schulreformer an die Stelle der „Verpfaßung und Verdummung“ setzen wollen. Anschaulich beschreibt das ein kommunistisches Jugendblatt „Die junge Garde“ in der Schilderung einer roten Weihnachtsfeier in Leipzig. Da heißt es u. a.: Wir nannten den Abend nicht „Sonnenwendfeier“, sondern „Roter Kummel“. Motto: „Religion ist das Opium für die Völker“. Bilder, Transparente, Karikaturen u. a. wurden gemalt, der ganze Saal damit dekoriert, eine Bühne gebaut und der Saal sah einfach knorke aus.

Und nun zum Programm: Im Saal war es finster. An einem Tisch, auf welchem zwei Wachskerzen brannten, las ein Genosse aus der Bibel: „Am Anfang schuf Gott Himmel und Erde. Die Erde war wüst und leer und der Geist Gottes schwebte über dem Wasser.“ Wir hatten nur ganz primitiv einen Geist aus einem Stückchen Papier geschnitten, der am Bindfaden über die Bühne hin und hergezogen wurde. Zugleich plätscherte einer hinter der Bühne in einem Wassereimer herum. Das sollte heißen: der Geist Gottes schwebte über dem Wasser. Im Saal hatten sich unsere Zuschauer Falten in den Bauch gelacht. Nee, so hatten wir noch niemand zum Lachen gebracht.

Der Genosse las weiter: — und Gott sprach: Es werde Licht. Und es ward Licht. Und da hatten wir einfach im Saal das Licht angebrannt und das war genug Licht, um von uns aus zu sehen,

wie sich die Jugend vor Lachen in ihren Stühlen festhielt. Wir brachten dann noch andere Szenen und Schattensbilder, von Adam und Eva, die im Paradies die Banane klauten und vom Schupoerzengel daraus verjagt wurden usw. usw.“

## V. Untergrabung der Religion.

### U.

Wir untersuchen zuerst, ob auch dieser Kampf vom Judentum planmäßig geführt wird. Nur wenige von hundert von Beispielen:

1. Schon Goethe hat die Planmäßigkeit in „Das Jahrmarktsfest zu Plundersweiler“ dargestellt:

„Und dieses schlaue Volk sieht einen Weg nur offen,  
Solang die Ordnung steht, so lang hat's nichts zu hoffen.  
Es nährt drum insgeheim den fast getuschelten Brand,  
Und, eh' wir's uns versehen, so flammt das ganze Land,  
... sie haben einen Glauben,  
Der sie berechtigt, die Fremden zu berauben.“  
„Berachtest dein Gesetz und spottest deiner Götter,  
Daß selbst dein Untertan...  
Zweifelt, ob er auch vor rechten Göttern kniet.“

2. Im Talmud heißt es (Sch. U. F. D. § 45): „Es ist ein gutes Werk, daß jeder Jude, soviel er kann, sich befeißige, die nichtjüdische Kirche oder was zu ihr gehört, oder was für sie getan wird, zu verbrennen und zu Grunde zu richten, die Asche in alle Winde zu zerstreuen oder ins Wasser zu werfen. Ferner ist es Pflicht für jeden Juden, zu suchen, jede Kirche auszurotten oder ihr einen Schimpfnamen zu geben.“

3. Bebel (fd), vom Judentum geführter sozialdemokratischer Judenschutztruppler, sprach offen den Grund der Religionsfeindlichkeit aus:

„Ist erst einmal die himmlische Autorität untergraben, so hört auch die irdische Autorität sehr bald auf.“ (6/6 1892 im Reichstage.)

4. „Wir leben in einem christlichen Staat. Das ist mit den Interessen des Judentums unvereinbar. Der christliche Staat muß beseitigt werden.“ (Versammlung der geseßestreuenden Juden am 24/1 1912.)

5. „In der nichtjüdischen Welt gibt es eine starke... und unerträgliche Lebensform zu zerstören und nun versuche man dieselbe Methode der Revolution in unserer Welt.“ (Jüd. Rundschau 39/40 1921.)

6. „Aus diesem Grunde müssen wir unbedingt den Gottesglauben zerstören, jeden Glauben an Gott und den heiligen Geist aus den Herzen der Nichtjuden herausreißen und ihn durch zahlenmäßige Berechnung und durch körperliche Bedürfnisse ersetzen“.

„Als wir dem Volke den Glauben an Gott geraubt hatten, sank die Macht der Krone auf die Straße. Hier wurde sie als öffentliches Eigentum von uns aufgegriffen.“ Protokolle (fd) gedruckt 1902.

7. Den jüdischen Haß gegen die christliche Religion s. Freud, Gerichtsassessor.

B.

Nun einige Beispiele, wie es gemacht wird:

1. In Heft 15/1927 der „Masken“ schreibt der Jude Berthold Viertel folgendes Gedicht:

„Geburt eines Hengstes.

Die Scheune war's, der Stern, das Stroh.  
Die Stallaterne blinkte so.  
Als wie bei Frau Maria weiland,  
Wo sie gebettet ihren Heiland.

Von Schmerzen noch nicht ausgelebt,  
Die mütterliche Flanke bebte.  
Die Stute blüht — „Mein brauner Junge“.  
Sie wäscht das Kind mit ihrer Zunge.

Die Mutter sich behütend regt,  
Daß nicht ihr Huf den Kleinen schlägt.  
Ihr Herz, in Liebe angstbeholden,  
Läßt keine Deute näher kommen.

Das Bild, das ihr zur Seite ruht,  
Sättigt so mild ihr Mutterblut.  
Da braucht's nicht Könige und Hirten,  
Den armen Sendling zu bewirten.

Der runden Euter wehem Drud  
Entquillt der erste warme Schlud.  
Die Süße fließt in langen Bügen.  
Die mag dem Heiland selbst genügen.“

2. Der Halbjude Judmayer (fd) durfte sich ungestraft folgenden Scherz leisten:

„Auf den Dächern schrein die Ragen Weh,  
Wie der Herr im Garten Gethsemane!“  
Münchener Allgem. B. 1926, in der Karwoche.

3. Wahrheit 21/11 27: Ungestraft darf ein sogenanntes Weltblatt am Oftertage Sätze erscheinen lassen, in denen „dem Papste empfohlen wurde, seine abgetragenen Pantoffeln um teures Geld an Sammler zu verkaufen und den Ertrag des Geschäftes zu Propagandazwecken zu benutzen.“ Ungestraft darf es die Sätze schreiben: „Christus würde heute 3000 Ansichtskarten pro Woche unterschreiben!“

4. Das Israelitische Fremdenblatt 31/3 27 darf nach einem Lobgesang auf die „großen Erneuerer der deutschen Bühne“: Jekner, Brahm, Reinhardt schreiben: „Charlie Chaplin ist zum Mythos unserer Zeit geworden, und sollte er einen Christustilm vorbereiten, wird er Brücken schlagen vom Judentum zum Christentum.“

5. Nach den österreichischen Nachrichten 15/7 26 werden Flugzettel verteilt, die die Überschrift tragen: „Der Vater der Jungfrau Maria.“ Die Flugzettel sind mit dem Namen M. Bernstein unterzeichnet. Darin wird von einem wenig bekannten hebräischen Werk erzählt, das der Rabbi Dr. Melinel in Wien besitzen soll und das „Seser Zehrones“ (Buch der Erinnerungen) heiße. Darin werde erzählt, daß die 17jährige Jungfrau Maria zwei gute Freunde gehabt habe, den Joseph und den Judas (Schariot), deren ersterer sich mit Maria verlobt habe. Nun gäbe es ein talmudisches Gesetz, welches dem Bräutigam erlaubt, einmal im Monat die Braut zu besuchen, jedoch dürften sie gegenseitig ihr Gesicht nicht sehen. Das habe sich Judas zunutze gemacht, die Maria getäuscht und sie beschlafen, und so sei Judas Schariot zum Vater des Jesus geworden.

Hunderttausende von gläubigen Menschen lassen sich gefallen, daß dem Judentum keine Rüge zu dumm, keine Verleumdung und Niedertracht zu schlecht ist, um ihrem Haß gegen Christus Ausdruck zu verleihen und uns unsere Religion zu verhöhnern und zu erschüttern. (Wunderbar ist dieser Haß ja nicht, da im Talmud, dem Gesetzbuche des Judentums, der Gottessohn Jesus, als Hurensohn, Bastard, Sohn des Unzuchtieres, der Gehenkte, der Narr, der Sohn des Kotes, der Bösewicht, der Verfluchte usw. bezeichnet wird.)

6. Nach „Judas Schuldbuch“ 5. Neudruck S. 33 darf ungestraft Sigmund Feldmann in der Boffischen Zeitung (fd), die nicht nur von Juden, sondern auch von zahllosen Deutschen gelesen wird, die christliche Lehre mit folgenden Worten beschimpfen: „Die neue Lehre, die von den in Nächstenliebe verzückten

Lippen eines erhabenen Landstreichers in Galiläa geflossen war.“

7. Im *BT* darf Alfred Kempner, der sich unter dem Namen Kerr (fd) versteckt, für die Geschmacks-Verbildung deutscher dummer Michel sorgen, indem er von Christus schreibt: „Du gefählter Fzig, sanfter Reb Joschua! . . . Lieber, gehenkter Antimilitarist! Stehst immerhin meinem Herzen nah, doch mit peinlichem Unterton . . . habt Ihr eine Ahnung von dem Innigkeitsasiaten Jesus! . . . Ich höre Christus mauscheln! Geschmauschelt hat er . . .“

8. Derselbe nennt die Jungfrau Maria: „die stille Mutter des Heilandsbochers.“

9. Ein Siegfried Eichenlaub schreibt in „Judenchristliche Bekenntnisse“ (Dtcher Lindenverlag, Berlin NW 10)

„Abendmahl!“

Das heilig Abendmahl hält man für Christenbrauch. Jedoch im alten Peru fand mans auch! Man aß dort in den Tempeln dicht gedrängt Vom Brot mit Opferlammesblut besprengt. Auch dort verspeiste man mit frohem Mut Sinnbildlich seinen Gott und dessen Blut Als Nest von aller Menschenfresserei. Bei Licht besehen: Gottesgunsterpresserei, Für aufgeklärte Menschen üble Karrelei! Wann wird die Welt von diesem Irrwahn frei?!

10. Ruttner (fd) schreibt in seinem sogenannten Witzblatt „Lachen links“ folgendes Gedicht, um die Heiligen der katholischen Kirche zu verunglimpfen:

„Die heiligen drei Könige.

Der erste trägt eine lederne Hos',  
Der zweite ist gar am A . . . bloß,  
Der dritte hat einen spizen Hut,  
Auf dem ein Stern sich drehen tut.  
Kyrieleis.

Der erste, der hat den Kopf voll Grind,  
Der zweite ist ein unehelich Kind.  
Der dritte nicht Vater, nicht Mutter preist,  
Ihn zeugte höchst selbst der heilige Geist.  
Kyrieleis.

Der erste hat einen Pfennig gespart,  
Der zweite, der hat Käuse im Bart.  
Der dritte hat noch weniger als nichts,  
Er steht im Strahl des göttlichen Lichts.  
Kyrieleis.

Wir geben euch unsern Segen drein  
Gemischt aus Kuhdreck und Rosmarein.  
Wir danken für Schnaps, wir danken für Bier.  
Ander's Jahr um die Zeit sind wir wieder hier.  
Kyrieleis.“

(Der Sturm, 4/7 26.)

11. Das „Note Echo“ 27/12 28 dichtet ähnlich:

„Die heiligen drei Könige . . .“

Die heiligen drei Könige mit ihrem Stern  
Beschenken, laut Bibel, die Armut so gern  
Mit Myrrhen, Weihrauch und Spezerein

Und andren Dufteln  
Des Orients.

Denn der Geruch der Armut ist nicht gut,  
Man tilgt ihn drum — wenn nötig mit Blut —  
Sonst mit Myrrhen und Spezerein  
Und andren Dufteln  
Des Orients.

Die heiligen drei Könige gehn immer noch um  
Und halten die Leute für fürchterlich dumm  
Mit Myrrhen, Weihrauch und Spezerein  
Und andren Dufteln  
Des Orients.

Aber natürlich kleiden sie sich heute modern  
Die drei „königlichen“ Herrn.

Myrrhen, Weihrauch und Spezerein  
Und andre Dufteln  
Des Orients

Sind längst passé  
Und verbraucht wie die Teutsche Märchenfee.  
Was schenken die heiligen drei Könige drum heut  
Beim Getön des Adventsgeläut

In einer Landschaft aus Papiermaché?  
Die christlichen Exoten  
Schenken heute: Noten.

Natürlich nicht den Geloten,  
Nicht den Proleten.

Die speist man ab mit largen Moneten.  
Sie schenken Policen, Kontolorrente

Und Aktien mit zehprozentiger Dividende  
Den Averbwandten und alten Tanten.

Zusch sind Myrrhen, Weihrauch und Spezerein  
Und andre Dufteln  
Aus dem Oriente.

Die heiligen drei Könige mit ihrem Stern  
Wüten heut wie einst Herodes und Holofern

Statt Balthasar, Kaspar und Melchior  
Stellen sie sich mit Namen vor:

Thyssen, Klödner und Hugenberg.

Dem braven Kind schenken sie „Zuckerwert“,  
Das heißt die dürfen schuften in ihren Betrieben  
Bis sie verrecken und bleiben, wo die anderen geblieben.

Dem bösen Kind aber, welche meutern  
Muß man die heilige Trinität erläutern

Der Thyssen, Klödner und Hugenberg,  
Den Verwaltern von Rute und Zuckerwert

Durch Aussperrungsbeschlüsse.  
Das sind der Proleten Weihnachtsnüsse,

harte Nüsse.

Zusch sind Weihrauch, Myrrhen und Spezerein  
Und andre Dufteln  
Des Orients.

Geblichen ist der Schweißgeruch  
Dieses Momentes,

Den immer noch — es ist zum Lachen —  
Drei Könige machen.

Drei Könige und ihre Trabanten,

Damit sie zu Weihnachten ihren alten Tanten  
Und anderen Leuten

(Außer denen, die sie ausbeuten!)

Schenken Policen, Kontolorrente  
Und Aktien mit zehprozentiger Dividende.

Die heiligen drei Könige sind noch im Land,  
Aber schon hallt sich eine Faust,

Die ihnen dereinst die Kappe lauft.

Dann hilft nicht Reichswehr noch Polente.

Zusch gehen Myrrhen, Weihrauch und Spezerein  
Und andre Dufteln  
... und nicht nur ... aus dem Oriente.“

12. Klabund (fd) dichtet zum Weihnachtsfest s. Sig. III. 542 b.

13. Im Tagebuch verzapfte Dion Feuchtwanger (fd) folgende Sudelei ungestraft als Weihnachtslied:

„In Bethlehäm (Palästina) im Jahre 1 vor Christ  
In der Nacht vom 24. zum 25. Dezember Christus geboren ist.

Hallo! Ehre sei Gott in der Höhe.

Drei Könige aus dem Orient kamen auf den raschesten  
Verkehrswegen,  
Nicht ohne Risiko, um dem Säugling erstklassige Gratifi-  
kationen zu Füßen zu legen.  
Hallo! Und Friede den Menschen auf Erden.  
Noch in 1926 feierte man überall in U. S. A.  
Die große und nachhaltige Bedeutung dessen, was da-  
mals geschah.

Hallo! Ehre sei Gott in der Höhe.

Und da der Verkauf von Alkohol in jenen Zeiten ver-  
boten war,  
Starben in der Christmette an Ersatzalkohol elf  
Menschen und drei Nigger in jenem Jahr.  
Hallo! Und Friede den Menschen auf Erden."

(Fr. Nr. 46, 1927.)

14. Das BT leistet sich folgende  
Weihnachtsbetrachtung: „Wir saßen zu  
fünft bei Alschinger, aßen Pischinger und  
sangen mondäne Weihnachtslieder, wie:  
„Ich weiß, daß mein Eloesser lebt.“  
(Eloesser ist der Name eines Juden.)  
(Der Hammer Nr. 572, 1926).

15. Die Reichssturmfahne 1/10 27  
entreißt folgendes Pfingstgedicht der  
Vergessenheit:

„Der heilige Geist der Revolution.

Auch ein Pfingstgedicht.

Vater unser,  
Der Du nicht bist im Himmel,  
Nicht auf der Erde,  
Nicht unter der Erde,  
Entheiligt ist längst Dein Name ...  
Dein Reich, Deine Herrlichkeit, sie kam,  
Ein stinkender Pfuhl,  
Darin sich in Haufen die Ermordeten wälzten.  
Dein Wille geschah, Dein Wille, der gebot,  
Der eine soll Herr  
Der andere soll Knecht sein ...  
Ja, aber in Versuchung hast Du uns oft geführt,  
In die Versuchung  
Milde angebeihen zu lassen unseren Peinigern.  
Erlöst hast Du uns zwar vom Übel nicht,  
Sonst hättest in einer Stunde,  
Du Allmächtiger,  
Hingerafft durch eine Seuche Du  
Alle Menschenbedrückter.  
Wir beten nicht:  
Bergib uns unsere Schuld!  
Wir werden unsere Schuld uns selbst vergeben.  
Bergeben wird uns die Schuld  
In dem Augenblick,  
Da wir das Messer hindurch die Rippen  
Unseres Zwingherrn gestoßen haben,  
Da wir den Geist der Knechtschaft in uns gemordet  
Dann  
Wann wir allwissend,  
Allführend,  
Allsehend,  
Allerkennend,  
Allmächtig.  
Dann  
Wenn wir frei sind — —!  
Amen!"

16. 1920 setzten die in Rußland herr-  
schenden Juden in Swijaschsk ein Denk-  
mal für Judas Ischariot. Bei der Denk-  
malseinweihung sprach ein rothaariger  
Jude und führte aus: „er sei lange im  
Zweifel gewesen, wem ein Denkmal zu

errichten sei. An Luzifer und Cain hätte  
er gedacht, denn beide waren Aufrührer  
und Verfolgte. . ." (Vergl. das Buch des  
Dänen Henning Röhler: „Der rote Gar-  
ten.“)

17. Am heiligen Karfreitag, zugleich  
Dürers 400. Geburtstag, darf Erwin  
Piscator im Lessingtheater das Drama  
„Judas“ vom Rabbinersohn Mühsam  
aufführen. (Mühsam gab auch einen  
Kainkalender heraus.)

18. Heine (sd) vergleicht das Glocken-  
geläut mit Ferkelgrunzen, nennt die  
Kreuzigung Christi „eine Unannehm-  
lichkeit“, sagt: „Soviel wir wissen, hat  
Gott Vater keine Kinder“.

19. George Groß (sd) verhöhnt Chri-  
stus am Kreuz mit Gasmaske und Kom-  
mißstiefeln und wird freigesprochen (s.  
Sig. II S. 819) und Mithat-Stahn.

20. DZ 14/10 28: „Das Moskauer  
Jüdische Theater hat unlängst in Ber-  
lin eine phantastische Ghetto-Groteske  
— mit deutschen Worten kann das nicht  
wiedergegeben werden — „Die Nacht  
auf dem alten Markt“ aufgeführt. Das  
Stück wie die Darstellung hat die Ber-  
liner Theaterkritik in einer Weise begei-  
stert, die sie jedes Maß vergessen ließ.  
Im Nachstehenden seien einige Proben  
aus dem Berliner Tageblatt wie-  
dergegeben, für die Alfred Kerr (sd)  
verantwortlich zeichnet.

„Das ist große Kunst. Große Kunst.

Außenbild und Seelenerkütterung.  
Wortklang, Blutklang, Farbklang, Bild-  
klang. Da sind Rufe, Stimmen, Fra-  
gen, Schreie, Chöre. Das ist Spaß und  
Grauen . . . und Menscheneinkehr zum  
Letzten.

Das ist, jawohl, die Pantomime mit  
dem Ewigkeitszug. Etwas Wunderba-  
res. (Große Kunst.)

Die Leute gehn heim. Laternenzün-  
der. Nachtwächter. Dirnen — mit nack-  
tem Bauchknopf. Säumige, Schlanderer.  
Schwankende. Nachtbrutalitäten. Frat-  
zen. Niedrigkeiten. Kinder im Dunkel.  
Stimmen zur Warnung. Schatten. Ver-  
spätete. Musikanten. Geräusche. Lebens-  
mahnungen.

Alles huscht, wirbelt, springt, kraucht,  
stelzt, schleicht, wankt, steigt, flüzt, wan-  
dert, schwindet, leuchtet, sinkt.

Etwas Wunderbares.



Zwei Narren lachen, kugeln, schabernaden, fliegen — und kreischen gen Himmel:

„Gott, Gott,  
Es bankrott.“

Auf dem Brunnenrand brüllt es einer von den Spaßmachern.... Seelendämmerung bricht an. Die Toten ruft man aus den Gräbern. Das ist unsterblich. Etwas auf der Bühne kaum zuvor Bekanntes. Die Toten sogar warten immer noch auf den Messias..... (Hier gesprochen „Moschiach“). Die Toten (die „Toten“) sagen ihr Gebet.....

Alles Tiefste jeder Menschendichtung wächst hier zum Herrlich-Ungeheuren. Vergleichlos. Jeder Name bleibt zu nennen. Alle. So gewiß es bei einem Viertelhundert unmöglich ist. Also nur: Alexander Krein — Musik. Und R. Falk — Farbumriß. Von den Schauspielern.... bloß nach dem Klangreiz des Namens (denn an dreißig sind es): Finkelfraut; Lurje; Silberblatt; Rottbaum; Jngster; Askenazi.

Große Kunst, Große Kunst.“

21. Im „Hannoverschen Kurier“, einem volksparteilichen Blatt erzählt ein Heinz Diepmann in Nr. 209, 1927, von Charlie Chaplin, dem galizischen Heldenideal von heute, folgendes:

„Chaplin: Kerlchen in Dur, zerläuft vom Schicksal, unbewehrt schon lange der Tücke preisgegeben — — Still: sie ist verziehen, — — aber er ist immer so. Seine Hosen wackeln Hilflosigkeit, sein Stöckchen schüchterne, lächerlich-schüchterne Sehnsucht zum Gentleman, der man nie sein wird. O, heiliger Chaplin, du bist der liebe Jesus unserer Zeit, da wir alle so maßlos einsam sind. Und du leidest für uns alle. Aber: Du, mein Junge, bist ein geriebener Hund, du bist ein Gauner, mein kleiner sehnsüchtiger Charlie, du hast ja deine kleinen und dann ein bißchen großen Trümpfe und meistens ein happy end, du bist eben doch ein klein wenig amerikanisch, mein Charlie, — in Rußland hießest du Kas-  
kolnikoff.“

22. Mitteldeutsche Z. 28/4 29: „Wie die Monatszeitschrift für Leiter und Helfer der kommunistischen Kinder „Das proletarische Kind“ mitteilt, soll zum 1.

Mai in den Berliner Schulen eine kommunistische Zeitung der Arbeiter- und Bauernkinder „Die Trommel“ vertrieben werden. Diese Zeitschrift hegt mit unerhörter Skrupellosigkeit die Kinder gegen die Schule, gegen jede göttliche und menschliche Autorität auf. Die Märznummer enthält u. a., nach berücksichtigten russischen Vorbildern, mit Illustrationen das „letzte Lied vom lieben Gott“: Ein „alter Mann“ steigt mit segnender Gebärde vom Himmel auf die Erde nieder und wird von dem Volke mit Gelächter empfangen. Ein Bild zeigt den „Großpapa“, vor ihm steht ein kommunistischer Junge, der sich nicht fassen kann vor Lachen. Zuerst will man „den Alten“ in den Fluß werfen. Dann aber wird beschlossen, ihn, der so lange in der Erde geschlafen hat, zur Arbeit an der Maschine zu zwingen. Da packt die Transmision ihn an seinem langen Bart: „Gott starb mit Duldermiene als Opfer der Maschine.“

23. BB 14/12 28: „In Cincinnati gab Rabbiner Wise (wohl ein Vorfahre des heutigen Zionistenführers) eine jüdische Familienzeitung „Debora“ heraus. Anlässlich des Weihnachtsfestes 1880 schrieb dieser ehrenwerte Mann: „Es ist ein Mässel (Glück), daß der Talui (der Bekreuzigte) in die Welt gekommen ist. Die alte Sage, daß der Talui von den Juden kommt, hat noch heute ihre Gültigkeit; aber lehren wir die Ordnung der Dinge für den Augenblick um, und sagen wir, daß die Juden die größten Profite des ganzen Jahres dem Sohne der Maria zu verdanken haben. Die Schaufenster haben ein einladendes Aussehen, sie sind angefüllt mit den schönsten, ausgesuchtesten Sachen.. und manch schönes Mädchen wird glücklich gemacht, wenn der Geburtstag des „Sanftmütigen und Demütigen“ anbricht, der unter Eseln und dergl. geboren wurde... Es ist übrigens weit besser, den Christtag zu haben, als die Boden; und wenn sich die Jungfrau nur dazu verstanden hätte, uns noch einen Buben im Sommer zu beschenken, so daß wir zwei Christtage hätten, so hätte ich ihr gerne unsere Chinesen (!) überlassen.“ [Vom Judentum wird die Echtheit dieses Dokuments bestritten.]

24. Daß die Pfarrer aller Konfessionen — aber beileibe nicht etwa die Rabbiner — mit Spott „stinkend“ gemacht werden müssen, ist einleuchtend. So stellt George Groß (sd) einen Pfarrer dar, der ein Kreuz auf der Nase balanciert, und auf einer anderen Zeichnung: „Ausgießung des heiligen Geistes“ einen Pfarrer, aus dessen Munde Granaten, Gewehre, Säbel u. a. Waffen fahren.

25. Hafencleber (sd) schreibt eine Komödie: „Ehen werden im Himmel geschlossen“. „Der Schauplatz ist „im Himmel“, wo Gott als alter, zeitungslesender und zigarrenrauchender Herr in kurzen schwarzen Kniehosen auftritt und mit „Venchen“ (das ist die heilige Magdalena!) zynische Witze macht und biblische Worte frivol mißbraucht. Absichtlich häufig werden mit entsprechendem Augenzwinkern Redensarten wie: „Ach du lieber Gott“, „Um Gotteswillen“ und „Gott behüte“ angewandt, und Petrus, der als alter Trottel auftritt, sagt, als gegen seinen Wunsch „der liebe Gott“ eine Entscheidung trifft, recht salbungsvoll: „Dein Wille geschehe!“ — Das Konsistorium der Mark Brandenburg hat gerichtlich beantragt, gegen diese in den „Kammerspielen“ des Moses Goldmann verübte Gotteslästerung gemäß § 166 des Strafgesetzbuches vorzugehen. Dieser Antrag ist, wie zu erwarten war, von der Staatsanwaltschaft dieses Preußen abgelehnt worden, weil kein Verstoß gegen den Wortlaut des genannten Paragraphen vorliegt! — Denn wohl darf man die religiösen Empfindungen der Juden nicht verletzen, andersherum aber bestehen längst keine Hemmungen mehr!“ *Fridericus Nr. 49, 6/12 28.*

26. Am Vorabend des Totenfestes (Fr. 6/12 28) darf ein Sketsch in Berlin gespielt werden, in dem der Himmel als Bordell dargestellt wird und der himmlische Richter nach dem zum Fortrott umgewandelten Liede: „Das ist der Tag des Herrn“ über die Bühne „steppt“.

Darüber schreibt der *Jungdeutsche* 6/12 28: „Das „Berliner Kabarett der Romiker“, das zu den repräsentativen Kleinkunsthöfen Berlins gerechnet werden muß, führt einen Sketsch aus

der Feder Egon Erwin Kischs auf, der durch sein Buch vom „Masenden Reporter“ in weiteren Kreisen bekannt geworden ist, und sich bei den verschiedenen öffentlichen Gelegenheiten als ausgesprochener Gegner der Kirche und des religiösen Erlebens überhaupt erwiesen hat. Sein Stück, das den Titel „Die Himmelfahrt der Galgentoni“ führt, stellt den Weg der Seele durch das Fegefeuer in das Himmel- oder Hölle Reich dar: von der „Hi-Po“ (Himmels-Polizei) begleitet, mit weißen Gewändern angetan, Kerzen und Kränze in der Hand tragend, besteigen die „Seelen“ eine dem bekannten Berliner grünen Polizeiwagen ähnliche Himmelskutsche und werden im Fegefeuer vor den Tisch des himmlischen Richters gestellt. Die Hauptperson des Stückes, eine ehemalige Prostituierte, gelangt denn schließlich auch, durch den Schiedsspruch des Richters, mit dem sie eine Fülle gemeinsamer Erdenbekanntschaften auffrischen konnte, wirklich in den Himmel hinein. Dieser ist aus besonderer Aufmerksamkeit für den beruflichen Vorstellungskreis der Galgentoni als — Bordell (!) ausgestattet. Und während die Musik das Lied „Dies ist der Tag des Herrn“ als Schieber intoniert, fortrottelt am Ende des Stückes der himmlische Richter mit der Dirne quer durch den Bordellhimmel. . . .

Das Stück gehört zum Novemberprogramm des genannten Berliner Kabarets. Das besagt, daß es auch am Vorabend des Totenfestes aufgeführt wurde“.

27. *DZ* 28/10 28: „Den Vorwärts hat die Hugenbergwahl sogar zu einer „dichterischen“ Leistung begeistert. Sein Hauspoet hat einen „Dank an Hugenberg fertiggestellt, dessen erster und letzter Vers folgendermaßen lautet:

Der Messias ist gekommen,  
Niemand weiß, wie es geschah;  
Bestatzt hat der Herr genommen,  
Aber Hugenberg ist nah.  
Laßt uns allesamt frohlocken,  
Läutet, läutet alle Gloden:  
Hosianna, hosianna,  
Der Erlöser ist schon da.

Ach, so füttert nun der Brave,  
Auf daß sich sein Gut vermehrt,  
Alle schwarzweißroten Schafe,  
Die er sanft, doch gründlich schert.  
Auf, ihr Schafe und Kamele:  
Singt ihm eure Dankhoräle!

Hosianna, hosianna,  
Der Erlöser ist uns nah!

Ob die jüdische Schriftleitung des „Vorwärts“ wirklich gar kein Gefühl dafür hat, wie verlegend diese blöde Geschmacklosigkeit auf jeden Christen — auf Hugenberggegner natürlich genau so wie auf dessen Anhänger — wirken muß? Die Herrschaften sind doch immer so empfindlich, wenn irgend welche „mofaische“ Belange in Frage kommen. Gibt es für sie tatsächlich außerhalb der Synagoge nichts Heiliges mehr?“

28. siehe IV. C. 16.

29. Nat.-Soz. 22/9 28: „In der „Deutschen Tonkünstler-Zeitung“ (26. Jahrgang Nr. 480/81) befindet sich allen Ernstes folgende Anzeige, die keineswegs als eine vereinzelte, sondern typische anzusehen ist: „Israelitischer Tonseker gesucht für Weihnachtsmärchen-spiel, der Verbindung mit Theater hat. Leo Hirsch, Dresden-Neubniz, Ostrastr. 20.“ — Von dem hervorragenden Deutsch ganz abgesehen, spricht hier der richtige kalte Geschäftsjude, der aus dem Jesuskind-Feste Gold zu schlagen trachtet. Die Knute dem Päd! Es ist wahrhaftig sonst keine andere Möglichkeit mehr, die deutsche Kultur und Sitte vom Satan Judas zu bewahren.“

30. Im ▼Vorwärts 29/3 28 wird der Eid verhöhnt:

„Mensch komm mit mir uff't Amtsgericht  
Da schwör'n wir alle beide  
Dem Richter treu ins Angeficht  
Die allerschwersten Eide.“

31. a) der Geschichtsklitterer Emil Kohn (s. Emil Ludwig) schreibt ein Werk: „Der Menschensohn“:

Er stellt darin Jesus als unfähigen Schwäzer, den Judas-Isharioth dagegen als die einzige Idealfigur hin. Die 30 Silberlinge werden gar nicht erwähnt.

b) Zu gleicher Zeit erscheint in Rußland ein Buch: „Neues Testament des Evangelisten Demian.“ Darin wird Jesus zum Trinker und Weiberhelden. Er verbringt seine Tage in „aromatischen Genüssen“, d. h. in den Urmen feiler Frauen, und seine

Jünger helfen ihm dabei. Nur einer geht seine eigenen Wege, Judas aus Karioth. Er, der im Evangelium den Beutel führt und von Johannes (Kap. 12, V. 16) bei der Fußwaschung so treffend als Dieb geschildert wird, lebt bei Demian in voller Armut. Der Heilige wird zum Charlatan, der Verräter zum Heiligen. Wir bringen nach Fr. 1/3 28 einen Vers:

„Inmitten all der aromatischen Genüsse  
Und all der verruchten Weibertüffe  
War einer nur, der unverzagt  
Dem Heiland hat die Wahrheit gesagt ...  
Nur einen gab's, der niemals bestach,  
Nur einen, dem ständig an Reichtum gebrach,  
Einer nur lebte in Armut und Not,  
Judas — der Mann aus Karioth ...“

32. Nach einer der vielen Eisenbahnkatastrophen brachte die Bahrtsche Volkspartei im Bahrtschen Landtag folgende Anfrage ein: „Die Regierung wird um Auskunft darüber ersucht, ob sie in Zukunft Maßnahmen treffen will, um bei den häufigen Eisenbahnunfällen sofortige Seelsorge für die Sterbenden zu ermöglichen.“

Das „Rote Echo“ Nr. 193, 17/8 28 nimmt diese Nachricht zum Unlaß für folgende Glossierung: „Die Regierung wird im Einverständnis mit der Reichsbahndirektion die folgenden Maßnahmen treffen:

1. Auf jeden Zug kommt in Zukunft ein diensttuender Geistlicher, mit zwei Hilfsgeistlichen, einem Kirchendiener und zwei Chorknaben.

2. Die geistliche Mannschaft wird in einem gepanzerten Sonderwagen untergebracht.

3. Nach Unglücksfällen, bei denen wider Erwarten der geistliche Wagen in Mitleidenschaft gezogen sein sollte, sind seine Insassen zuerst zu retten.

4. Sterbende sind erst dann unter den Trümmern herborzuziehen, nachdem sie durch den Geistlichen die hl. Sakramente empfangen haben. Wenn ein Sterbender Miene macht, vorher seinen Geist aufzugeben, so ist er durch das Bahnpersonal auf die Folgen seiner voreiligen Handlungsweise aufmerksam zu machen.

5. Während der Bergungsarbeiten untersteht der Zugführer dem Befehl des ersten Zuggeistlichen.

Jedes mit Erfolg verabreichte Sterbesakrament gilt als volle Arbeitsstunde, die von der täglichen Dienstzeit in Abzug gebracht wird. Der Verabreicher eines Sterbesakraments hat Anspruch auf eine Prämie von 10 Reichsmark für jede erteilte Himmelfahrtsbescheinigung."

**VI. Auch die Kunst muß revolutioniert werden, um revolutionierend zu wirken.**

Zum Beweise der Planmäßigkeit.

„Die Kunst ist hypnotischer Natur, es gibt keine stärkere Macht als die Kunst, um politische Revolutionen vorzubereiten.“ Le Corbusier (fd) im „Esprit Nouveau.“

Beispiele, wie es gemacht wird.

**U. Bildhauerei und Malerei:**

Die Denkmäler in Düsseldorf und Erfurt sind bereits erwähnt.

Wir bringen noch einige Beispiele:

1. Man sehe einmal die in der Ausstellung des bolschewistischen „Sturm“ ausgestellten Bilder an. Da ist ein Bild, bezeichnet „Nabelbild“. Maschendraht, Reißzwecken, halbe Scheren sind auf ein Brett genagelt, Watte ist an verschiedenen Stellen aufgeklebt, in der Mitte ist ein Weinforken befestigt; auf diesen zeigt ein aus Pappe geschnittener etwa 30 cm langer Pfeil mit der Aufschrift: „Nabel.“ Ein anderes Bild: Alle möglichen Fahrkarten, Straßenbahnbillets, Einlaßkarten, Garderobemarken, Zeitungsausschnitte sind schräg oder auf dem Kopf stehend nebeneinander und übereinander geklebt, sodaß sie nur  $\frac{1}{4}$  oder  $\frac{1}{2}$  lesbar sind. In der Mitte ist ein Wahlaufdruck, von dem nur noch zu lesen ist: „Bürger heraus!“, wobei das letztere Wort nur noch zur unteren Hälfte sichtbar ist. Das ganze heißt: „Bürgerbild.“

Dann die Bilder von Switters, der schlechter wie ein Kind 10—20 Kaffeemühlen krumm, schief und auf dem Kopf stehend, nebeneinander setzt, oder der Krikelkrakel malt und auf das Bild

schreibt: „Eli is doof.“ Und an anderer Stelle schreibt: „Ich bin doof.“

Dann die Bilder und Plastiken von Alexander Archipenko, die man überhaupt nicht beschreiben kann, die man gesehen haben muß.

Und dann lese man die 68zeilige Lobeshymne des Vorwärts vom März 1920 oder 21, von der wir nur folgendes bringen: „Archipenko, der russische Bildhauer, den die jüngste Künstlergeneration als ihren Führer und Meister verehrt, und der vielen als das größte plastische Genie unserer Zeit gilt, hat im Sturm, Potsdamer Str. 134a, eine Ausstellung. Die 52 Werke, darunter auch Aquarelle, Tusch- und Bleistiftzeichnungen, geben eine klare Anschauung von der Eigenart und der Entwicklung dieses künstlerischen Phänomens, dem alle Empfindungen, Gefühle und Stimmungen mit elementarer Gewalt in plastische Form sich umsetzen, und dessen jüngste und reifste Werke alle Elemente bildhauerischen Gestaltens zu einem vollkommen neuen, ganz persönlichen, konsequent und organisch gewachsenen Stil zusammenfassen.“

2. In seinem trefflichen Werke: „Kunst und Rasse“ zeigt Prof. Schulze-Naumburg in einer Bilderreihe die moderne Schule und schreibt: „Man muß schon lange herumsuchen, wenn man auf solche Wirklichkeiten stoßen will. Man muß schon in die tiefsten Tiefen menschlicher Not und menschlichen Abschaums hinabsteigen: in den Idiotenanstalten, psychiatrischen Kliniken, Krüppelheimen, den Stationen der Lepra oder in Schlupfwinkeln, in denen sich die Verkommensten verbergen, findet man zur Not und auch nur annähernd das Material“... „daß diese Bilder also Vorstellungen hervorrufen wollen, wird sich nicht leugnen lassen.“

Schulze-Naumburg glaubt im Gegensatz zu uns allerdings nicht annehmen zu sollen, „daß die Kunst sich aus agitatorischen Gründen einseitig einstellte. Wohl gab es eine Zeit, in der die Kunst die Rolle des sozialdemokratischen Wanderpredigers übernahm... Aber um einen derartigen Mißbrauch zu demagogischen Zwecken handelt es sich hier nicht, denn Künstler und anscheinend

die Allgemeinheit der Betrachter fühlen sich durchaus wohl in dieser Luft."

Sch.-N. sieht als Grund nur den allgemeinen Masse- und Kulturverfall.

3. Wie die Malerei absichtlich unsere Frauenwelt versauen will, zeigt IV. B. 9.

4. Die auf reine Grotik eingestellten massenhaft vorhandenen Feste und Zeitschriften wollen wir nur erwähnen, ohne sie zu nennen. Jeder Blick auf die Bahnhofsbücherstände zeigt den jedem Kinde zugänglichen Schmutz.

### B. Baukunst.

Wir verweisen nur auf Le Corbusier und seine Zeitschrift *L'Esprit Nouveau* und seine Werke. „Vers une Architecture“ und „Urbanisme“. In „E. N.“ schrieben u. a. Walter Rathenau (sd) Gropius (sd) vom Dessauer Bauhaus, ? Delaisi, Dzenfant.

Einige Zitate:

1. „Das Leben hat bloß Sinn in der Gegenwart“.

2. „Die Erinnerung ist eine Prelerei“.

3. „Das Haus wird ein Instrument sein, wie das Automobil. — Das Haus wird nicht mehr dieses archaische Gebilde sein, welches schwerfällig im Boden verwurzelt ist . . . und zum frommen Kultus der Familie und der Masse beigetragen hat“. [!!!!]

4. „Das Haus ist eine Wohnmaschine.“

5. „Der Mensch ist ein geometrisches Tier.“

6. „Der Weltkrieg bezeichnet die neue Ara. Sie hat den Menschen belehrt, daß man leben und vom Leben profitieren soll . . . hat den persönlichen Opfer Sinn verringert, um dem Vergnügen seine Stellung wiederzugeben. Diese Zeit ist endlich vorbei, wo man von Geschäftsmaklern und Geldhändlern sagte: „sie sind Zyniker“.

7. „Rußland ist eine der Rassen, die uns am meisten seit 40 Jahren geschenkt hat: auf literarischem, musikalischem, politischem Gebiete.“

8. „Die Landesgrenzen sind die finsternen Hindernisse vor leuchtender Landschaft.“

9. „Es gibt keine nationale Kunst.“

10. „Wie soll ich mich dem Lächeln einer Heiligenfigur von Reims widmen, wenn unten . . . ein Zitronen-Tagi mich erwartet, um mich zum traurigen Lächeln von Charlie Chaplin zu führen, welches mir weit näher liegt, wie das andere Lächeln“.

11. „Die verrenkte Gotik.“

12. „Spizige, stachelige, verrenkte, komplizierte, pittoreske, aber peinliche Formen [der Gotik]“.

13. „Wir ziehen dem Individualismus, diesem Fieberprodukt, das Banale, Gemeine vor.“

14. „Die Straße ist eine Verkehrsmaschine“.

15. „Die moderne Straße ist eine Art langgestrecktes Fabrikgebäude.“

16. „Ein Stuhl ist ein Sitzwerkzeug“.

17. „Alle Privatbauten müssen gleich sein. Mit 5 Jahren müssen die Kinder der Familie fortgenommen und gemeinsam auf Staatskosten erzogen werden“.

18. „Die träge Verehrung der Tradition“.

19. „Der „E. N.“ bringt seine Stütze dem Bauhause von Walter Gropius in Weimar . . . Das Bauhaus . . . stellt eine der lebendigsten Zellen des neuen Deutschlands dar“.

20. „Eure Studien über die Gottheit oder Nichtgottheit Jesu sind ja ganz interessant, aber der amerikanische Einfluß auf den Kinematograph . . . steht er nicht unserm Geiste wie unserm Herzen näher“.

21. „Es ist unnötig, den Louvre zu verbrennen, . . . er wird sich von selbst vernichten, wenn die mechanischen Menschen neue plastische Ausdrucksmittel gefunden haben werden, welche die kleinen schmutzigen Prozeduren der Malerei und der Skulptur überflüssig machen . . . ich verlange, daß der bolschewistische Architekt die Galerie Rubens in ein Skating und den Salon Carré in einen Saal für Körperkultur umbaut“.

22. „Zerstörung, Unterdrückung der Geschichte, der Shtag . . . der Punctuation . . . der Zeiten, Personen, Verben . . . der künstlerischen Erhabenheit . . . der Häuser . . . Scheiße auf Kritiker, Pädagogen, Historiker, Benedig, Toledo,

Bertheidiger von Landschaften, Bayreuth, Dante, Shakespeare, Goethe, Aeschylus, Fiesole, Wagner, Beethoven“.

23. „Der Regenbogen, das Firmament sind, weil unerast, weniger schön.“

24. „Eure Kronleuchter tun meinen Augen weh“.

25. „Man muß ohne Gesetz sein, um das neue Gesetz anhören zu können“.

26. „Raue Haselhühner und iß Ananias! Dein letzter Tag ist angebrochen, Bürger!“

27. „Die andern Dichter werden weiter gehen. Sie speien schimpfend Blut in die geisteskranken Augen Gottes; sie versichern, daß sie den mageren Körper Christi in der Eschela verrenken werden“.

28. Ein Wort Rathenaus im „C. N.“ Nr. 10: „Wenn es uns gegeben ist, einen neuen Geist zu schaffen, wenn 4 Jahre der Hungersnot, ein verlorener Krieg und eine Militärrevolte uns befreit haben.... so ist aber ein zivilisatorisches Ideal nicht für uns tragbar..... Es ist dies ein unerklärliches Schauspiel und welches zur Einführung zur großen Zeit dient, von welcher sich der Okzident in seinem bürgerlichen Gewissen keine Vorstellung macht..... Die Fadel, die den Osten erhellt, scheint dem abendländischen Bürgertum eine todbringende Feuersbrunst. Was aber die Umbildung der Gesellschaft anbetrifft, so dürfen wir nicht hoffen, sie so billig zu erreichen“.

29. „Serienweise hergestellte Häuser für den erstbesten Durchschnittsmenschen“.

30. „Die Neger, durch eine lange traditionelle Erziehung unterrichtet, verschaffen uns plastische Genüsse von unerhörter Gewalt“.

Vergl. das treffliche Buch des Alexander v. Senger.

Als dieser dem Corbusier in der Schweiz den Boden zu heiß machte, ging C. nach Moskau. Er ist jetzt Mitarbeiter der Cahiers de l'étoile.

Die wahllos den Bauhausstilmen- schen entnommenen Zitate zeigen eigentlich genau denselben Kampf gegen alles Bodenständige, den wir in den vo-

rigen Seiten an anderen Zitaten feststellten.

Das Ornament des „C. N.“ war der Sowjetstern. Als der „C. N.“ 1927 einging, tauchte in Paris die Zeitschrift Cahiers de l'étoile mit gleichem Zeichen auf.

Daß diese 30 Zitate nicht die Entgleisungen einer Zeitschrift und ihrer Anhänger sind, zeigen Beispiele aller Art:

1. Lenin verfügte, daß die Kunst „der Agitation zu dienen“ habe.

2. Der in Rußland führende Architekt Tatlin verdammt Holz und Stein als „bourgeoismäßiges Material“. Die Losung sei für das Bauwesen: „Die Zukunft gehört dem Unbegabten. (W.R. 53).

3. Die um das Dessauer Bauhaus (früher Weimarer Bauhaus) gescharten Kreise haben sich zu einer Kampfgemeinschaft: „Der Ring“ zusammengeschlossen. Laut Bauzeitung (W.R. 53) lautet ihr Manifest: „Gemeinsam der internationalen Bewegung zu dienen, die.... bestrebt ist, den Boden.... für eine neue Baukultur der neuen Wirtschaft- und Gesellschaftsepoche zu bereiten.“

Selbstverständlich begrüßt die Ulsteinsche Bauwelt den „Ring“ freudigst.

### C. Musik.

Der Nachweis der planmäßigen Entseelung ist hier schwerer zu führen, da man die Entseelung der Musik auch allein aus der jüdischen Wesensart erklären könnte. Spengler, Untergang des Abendlandes II, 395: „Was die abendländische Kultur in ihren Machtgebieten durch Reformen eigenen Stils vernichtet hat, ist nicht auszudenken, und ebenso vernichtend wirkt das Judentum, wo es auch eingreift.“

„Romain Rolland: „Christoph gegenüber vertrat Lévy-Coeur den Geist der Ironie und Zerkünderung, der sich leise, höflich, schleichend an alles Große in der absterbenden alten Gesellschaft macht: die Familie, die Ehe, die Religion, das Vaterland; in der Kunst an alles Männliche, Reine, Gesunde, Volkstümliche; der jeden Glauben an eine Idee, an Ge-

fühle, an große Männer, an den Menschen benagt. Im Grunde dieses ganzen Denkens saß weiter nichts als ein mechanisches Vergnügen an der Zersetzung, der Zerfetzung bis zum Äußersten, ein tierisches Bedürfnis, das Denken zu benagen, der Instinkt eines Wurms. Und neben diesem Ideal eines geistigen Nagetiers die Sinnlichkeit einer Dirne.“ Auch daraus, daß die Musik vom Juden sehr bald aus einer urschöpferischen Leistung zum Geschäft gemacht wird (s. Moscheles), braucht nicht auf Planmäßigkeit geschlossen zu werden. Eine Planmäßigkeit des Kampfes weist Grunsky in seinem „Wagner und die Juden“ (s. Wagner) S. 49—51 nach: Gleichmäßig in der ganzen Welt fällt die Presse über Wagner her mit Ausnahme von Rußland, wo die Zeitungen damals noch nicht in Judenhand waren.

Wir bringen nun einige Beispiele. Zuerst ein neuestes über Wagner:

1. Fr. 20, 1930: „Da hat eine Schallplattenfabrik die Grauserzählung und „Atmest du nicht die süßen Düfte“ aus Lohengrin auf die Platte gebannt. Gesungen von einem Tenor, Le ?Gra-beure, gespielt von den Berliner Philharmonikern, dirigiert von Mehrowitz. Ein jüdisches Blatt schreibt begeistert über die Platte: „E n t d e u t s c h t, e n t f i t s c h t, gleich bewundernswert als Darstellung und Aufnahme.“

2. D W w 6, 1928: „Im Anschluß an die „Internationale Musikausstellung“ 1927 in Frankfurt a. M. schrieb der staatlich angestellte, fremdstämmige Musikdiktator Leo Kestenbergs (s. d. im 1. Nachtrag der Sig.) in der „Frankfurter Zeitung“ von „einer Musik über den Völkern“ von der „Einheit der Musik“. „Die Begebenheiten der letzten Zeit . . . zeigen deutlich, daß der Gedanke der Einheit aller Musik immer mehr Boden gewinnt.“

Kestenbergs, der Musikreferent im Kultusministerium, meint damit, daß die Musikkultur nicht auf dem Boden des Volkstums wächst, daß nicht auf diese Art jedes Volk entsprechend seinem Volkstum der Menschheitsentwicklung am besten dient, sondern daß die nationale Entwicklung Unsinn sei, daß die

Musik allen Völkern gleichmäßig dienen muß, daß die Musik ein Gebrauchsgegenstand des alltäglichen Lebens ist; darum müsse es eine einheitliche Musik geben, an der sich alle Menschen gleichmäßig erfreuen. Was ist die Folge dieser „Internationalisierung — sagen wir ruhig „Sozialisierung“ der Musik?“

3. Nach D W w. 6, 1928 hat man sogar den Pilgerchor aus Tannhäuser zum Charleston verhandelt.

4. ▼Krenek, der Komponist von „Sonny spielt auf“ komponierte einen Forttrott über den Choral „Ja, ich glaub' an Jesus Christum.“

5. Nach D W w. 6, 1928 tanzt man in Berliner Hotels nach der zum Charleston verjazzten Melodie unserer Weihnachtslieder: „Ihr Kinderlein kommet“ und „O Tannebaum!“

6. Nach D W w. 6, 1928 schreibt ein Mann mit Namen Studenschnidt: „Die Zeit rechnet nicht mehr mit subjektiven Gefühlswerten, sondern in Kalorien und Pferdekraften. Es geht schon längst nicht mehr um Ewigkeitswerte. Wir pfeifen darauf. Mit seelischen Konflikten lödt man keinen Hund mehr von der Zentralheizung fort. Es gibt nur noch ein Dogma, das Dogma des Effektes.“

7. Das von ▼B. Selles geleitete „Dr. Hoch'sche Konservatorium“ in Frankfurt am Main führt den Jazz als Lehrfach ein und schreibt wörtlich: „Hier kann eine von einem taktvollen Musiker vermittelte Transfusion unverbrauchten Niggerblutes wirklich nur nützen, denn eine Musik ohne jede Triebhaftigkeit verdient den Namen Musik nicht mehr.“

8. Kestenbergs sagte 1926 nach D W w. 6, 1928: „Das Konzert ist überlebt, für das Volk ist es eine Art Kuriosum.“

9. Die Musikantengilden der „Jugendbewegung“ stehen unter Führung ? Jüdes mit dem Erfolg, daß an Übungsabenden das Lied gesungen wird: „Mädel mit dem roten Rock, komm' tanz' mit mir“ und gleich hinterher zur selben Tanzmelodie: „Komm, Herr Jesus, sei unser Gast, segne was du uns bescheret hast“.

10. Kestenbergs politisiert selbstverständlich auch die „Staatliche Hochschule für Musik“, indem er seinen judenschuz-

trupplerischen Genossen hineinsetzt; ferner richtete K. eine Orchesterschule ein, die er dem sozialdem. „Deutschen Musikerverband“ unterstellte, um auch dort zerfetzenden Klassenkampfgeist einziehen zu lassen. Zum Leiter der „Orchesterschule“ ernannte er seinen Genossen ? Fauth.

Diese Beispiele zeigen, genau wie die Baukunstbeispiele, wie auch auf dem Kulturgebiete der Musik der Kampf gegen die Kultur des Volkes auf allen Gebieten, Geschmack, Religion, Sittlichkeit, Gemüt usw. jetzt planmäßig — geführt wird.

Das 1928 erschienene „Handbuch der deutschen Sängerschaft“ schreibt daher mit Recht: „So sucht man dem Deutschen die Seele zu stehlen. Denn man weiß, daß der Deutsche nur aus der Eigenart seiner Innerlichkeit heraus, nur mit der Kraft seiner Seele zum Handeln fähig wird. Bei Simson waren es die Haare, beim Deutschen ist es das Gemüt. Wenn wir unsere Innerlichkeit, unsere Seele nicht wiederfinden, so ist es mit uns auf immer vorbei.“

#### D. Kino (sb), Theater (sb),

#### Mundfunk (sb).

Vergl. auch das besonders lesenswerte Buch von △Buchner: „Im Banne des Films“ (D. Volksverlag, München) vor allem die Kapitel: Ablenkung, Suggestion, Reiz und Rausch, Politische Zersetzung, Gesellschaftliche Umschichtung, Polit. Kampfmethoden, das Schlachthaus des guten Geschmacks. Bolschewistische Propaganda, Geschichtsklitterung, Rolle des Sexualismus, Welt und Halbwelt, Lasterhöhlen und Unzuchtsfabriken.

Wir zitieren nur das Wort eines ?▼ Siemens: „Erst wenn Chaplins menschliche Gestalt . . . unsere Heldenbarste und Hindenburger mit einem erstaunten Blick und einer zaghaften Handbewegung weg aber auch radikal weggewischt haben wird, dann erst wird es in Deutschland wieder so werden, daß wir wieder leben, wieder atmen, wieder denken können . . . So harmlos die Chaplinaden alle aussehen, in Wirklichkeit sind sie nichts anderes,

als eine fortgesetzte Unterminierung alles dessen, was heute in Ansehen, Amt und Würden ist — sie sind ein einziger Kampf gegen die Gesellschaftsordnung von heute. Chaplin lupft die Kullissen. Er lehrt daß man nichts ernst nehmen soll, nichts als die allereinfachsten menschlichen Dinge . . . Er lehrt die vollkommene, die radikale Respektlosigkeit. Gott segne ihn. Er ist ein Revolutionär.“

Kann man sich deutlicher ausdrücken? Darum wird dieser Jude auch in allen ▼Zeitungen derart gelobt, als „Künstler“, als „die geliebte Märchenfigur des 20. Jahrhunderts“, als „letzter Romantiker“ dargestellt.

Betreffs der planmäßigen Entsittlichung durch das Theater beschränken wir uns heute nur auf einige Beispiele:

1. Im „Deutschen Theater“ Berlin läuft allabendlich ein Heßstück gegen die Justiz über die Bretter: „Die Verbrecher“. Eine Schaustellung homosexueller Liebe, moralischer Verkommenheit, sozialer Not, die zum Verbrechen führt, ein Tendenzstück, das unter dem Deckmantel einer schmierigen „Menschlichkeit“ jedes feste Gefüge der Sittlichkeit sowie der staatlichen Ordnung unterwühlt.

2. Im „Theater in der Königgräzer Straße“ wird „Der Frauenarzt“ gezeigt, ein Tendenzstück, den Abtreibungsparagraphen 218 zu Fall zu bringen. Das Recht auf den eigenen Körper wird verkündet. Die Ausübung des „eingeborenen und unveräußerlichen Rechts“ der Selbstbestimmung über die Frucht des Leibes soll kein Straffall sein.

3. Im „Theater im Palmenhaus“ Berlin. „Bibi, Jugend 1928“ von Heinrich Mann. Ein neudeutsches Lebejüngelchen „Bibi“, ein nichtstuerischer Müßiggänger mit Zuhältermanieren wird zum Helden dieses modernen Bühnenstücks.

4. Ein Sonntagnachmittag im „Neuen Theater am Zoo“. Operette „Frühlingmädel“ von Rudolf Eger. Man hat den Eindruck, daß die von gewissen Seiten angestrebte „Kameradschaftsehe“ gesetzlich schon eingeführt sei. Die überwiegend anwesende Jugend wird durch den mehrmals gesprochenen und gesungenen



Refrain dahingehend belehrt: „Komm, die Nacht gehört der Sünde!“

5. Die Theaterdirektion des „Wallnertheaters“ Berlin, macht eine rege Flugblattreklame für ein „Pariser Sittenstück“: „Die Art, sich hinzugeben,“ das im Untertitel die Bezeichnung führt: „Eine Sommernacht der Sünde“. Es wurde im Dezember 1928 besonders darauf hingewiesen, daß das Stück auch Weihnachten aufgeführt würde. „Paprika, Paprika!“ heißt es noch weiter in der Ankündigung. Unter den Briefen an den „Berl. Lokal-Anz.“ lesen wir über das Stück selbst: „Es ist kein „Sitten“, sondern ein „unsittliches Stück!“ Einem Menschen, welcher einen Funken von Schamgefühl im Leibe hat, steigt der Ekel hoch angesichts dieses auf tierische Instinkte spekulierenden Machwerks, in dem der Ehebruch verherrlicht und das göttliche Gesetz verspottet wird.“

6. Ergänzt sei dieser Kulturspiegel durch folgende Titel „moderner Schläger“:

„Frauen lügen jede Stunde, ihre Schwüre sind nur Schein, doch ich kann nicht 'ne Sekunde ohne solch ein süßes kleines Mistvieh sein.“  
 „Ich hab' ein Zimmer, goldige Frau.“  
 „Die Mädchen sind wie die Sterne, am nett'sten in der Nacht.“  
 „Kokolores mach ich gern mit einem süßen Kind.“  
 „Erst trink mit mir ein bißchen Alkohol.“  
 „Ich brauch zum Sonntag eine neue Braut, denn meine alte hab'n sie mir geklaut.“  
 „Komm mit mir ein bißchen baden.“  
 „Was ist denn mit der Großmama passiert?“  
 „Gott, hab ich 'nen Schwips.“  
 „So lang' nicht die Hose am Kronleuchter hängt.“  
 „Wir verkaufen unsrer Oma ihr klein Häuschen.“  
 „Ich bin nicht für die Treue gemacht.“  
 „Halloh, mein kleiner Floh!“  
 „Wenn Du nicht der erste bist ...“  
 „Sag, wo hast du diese Bewegung her?“  
 „Die Liebe geht durch die Nase.“  
 „Was will denn bloß der Otto von dir?“  
 „Hast du eine kleine Freundin ...“  
 „Liebling, du hast mich in Stimmung gebracht.“  
 „Mit mir kannst du's ja machen!“  
 „Was hat man denn schon von der Treue!“  
 „Zeig mir mal dein Muttermal, wo es sitzt, ist ganz egal!“  
 „Eine Nacht mit dir!“  
 „Der stramme Hund!“  
 „Wo hast du denn bloß hingefast, daß du heut so viel Maffel [aus dem Hebräischen, vgl. auch den Kapellmeister Mafel Topf (Mafel tob)] hast?“  
 „Ich möchte ein Würstchen mit Senf beschmiert.“  
 „Katinla hat ein Häuschen an.“  
 „Fräulein, haben Sie kein Bett für mich.“  
 „Laß mich mal, laß mich mal, laß mich mal im Stehn ...“  
 „Schau hast Du mir was mitgebracht, ein Spielzeug für die lange Nacht ...“  
 „Das kannst Du Deiner Großmutter erzählen, daß Du 'ne Unschuld bist, daß Du noch nie geküßt ...“  
 „Was machst Du mit dem Knie, lieber Hans ...“

7. Stücke, die nach DZ 10/3 28 in Berlin am Totensonntag gespielt wurden:

„Lulu.“  
 „Nachtasyl.“  
 „Getärensprache.“  
 „Die Frau an der Kette.“  
 „An und aus.“  
 „Absteigequartier.“  
 „Der Jüngling aus der Konfektion.“  
 „Von Mund zu Mund.“  
 „Ich hab' dich lieb.“  
 „Ninon am Scheidewege.“  
 „Kavalier von Sing-Sing.“  
 „Bunte Tüte.“

8. Wir bringen einige Anzeigen a): aus, dem (man höre und staune!) Sozialanzeiger 18/10 1928: „Römische Oper allabendlich 8¼ Uhr: James Klein's Revue = Sensationsstück „Donnerwetter — 1000 Frauen!“ Die große Revue der freien Liebe (in 42 Bildern). Der Sensationstrieb: Tausend nackte Frauen! Die Wasserrutschbahn ins Publikum mit Hans Ubers Aufklärungsunterricht auf der Liebesinsel. Nachtzauber im Harem mit Paul Westermeier. Alle Brücken der Welt (Original New Yorker Revue) hunderte Mitwirkende. DW 12/7 28.

b) Aus der demokratisch-volksparteilichen Thür. Allgem. Z. 28/8 26 (Theater-Referent ist der #▼ U. Holland): „Absteige-Quartier“. Gal. Abenteuer mit schönen Frauen a. Uchaume. Die Weltstadtpresse schreibt:

„Es ist für den Badfisch zwar kein Stück, Auch nimmt man die junge Braut nicht mit; Doch sah ich von den Besucherhaufen Nicht einen früher von dannen laufen — Sie lachten alle und keiner ward rot, Das ist so die Zeit der schmeren Not.“

[Der Name Uchaume besagt genug!]

c) Das gleiche Stück sieht in der Erfurter sozialdem. Zeitung folgendermaßen aus: „Der beispiellose Lacherfolg! Der pridelndste franz. Schwank! Lachstürme über Lachstürme! „Absteigequartier.“ Galante Abenteuer mit schönen Frauen in 3 Akten von Uffhausen. [Hier heißt der Verfasser plötzlich „Uffhausen“.] 1. Bild: Die geheimnisvolle Badewanne 2. Bild: Im Bett. 3. Bild: Der Keuschheitsgürtel. Für jugendliche verboten!“

9. Eine andere Anzeige der Thür. Allg. Ztg. 4/12 28: „Kampf in der Hochzeitsnacht“. Eine sexuelle Begebenheit in 3 Akten von Ulrich Wendt. Für Jugendliche verboten, für Brautleute wichtig,

für Eheleute lehrreich, für Ärzte und Wissenschaftler interessant."

10. DW 12/7 28 geißelt folgendes: „Revue des Juden James Klein in Berlin: „Zieh' dich aus. Ein Abend ohne Moral.“ Untertitel: „Jagd auf schöne Frauen“. — „Erlebnisse mit einer 15jährigen“. — „Riesenhimmelbett“. — „Frau mit der Peitsche“. — „Sonnenlicht und Nachtzauber.“

Wer peitscht den Juden aus, der die Gemeinheit schrieb: „Wenn du noch eine Drüse hast“ nach: „Wenn du noch eine Mutter hast!“

11. Folgende Auszüge aus „Regeneration“ von Herbert Weder (Verlag: G. Weller u. Co., Bühnenvertrieb. Untertitel: Komödie der Zivilisation. Leipzig, Königstr. 33a) sollen zeigen, wie die „Geistigkeit“ unserer Zeit aussieht. Seite 50 ff.

Hirn: .... Die auswendig gelernte Menschenliebe. — Danach kann ich mir vorstellen: alle Menschen lieben einander wie die Promenadenhunde. Den ganzen Tag reiben sie die Hinterteile aneinander und versichern sich gegenseitig, noch nie etwas Schönes gerieben zu haben.

Seite 9 ff.

Supervolt: Was sollten wir eigentlich hier?

Watterdampf: Ein Komet funkte in meiner Privatwelle herum: auf nach Buchara! Christus ist wiedererstand.

Supervolt: Glauben Sie, daß mit Christus heute noch ein Geschäft zu machen ist?

Watterdampf: Aber kräftig: „Nette deine Seele und gehorche deinem Trust!“ Besseren Katechismus kann sich der Milliarden gar nicht wünschen. Wir kaufen große Christusaktien. (Der Perser geleitet Chaim Wisamson herein.)

Wisamson: Schon vorherkauft.

Filz (springt auf, verneigt sich tief): Chaim Wisamson Trans-Bank. Fünf- undzwanzig Milliarden.

Supervolt: Was haben Sie vorgekauft?

Wisamson: Ihren Christustyp.

Watterdampf: Woher wissen Sie —?

Wisamson: Was brauch ich zu wissen? Ein echter Wisamson riecht sowas. Wenn mir einer aus Bolschewistien in die Pri-

vatwelle funkt: neue Zukunftsidee geboren!, handelt es sich immer um Welt-erlösung. Wisamson funkt zurück: Trans-Bank kauft unter allen Umständen.

Watterdampf (segelt auf ihn zu, halt sich unter): Aber Chaimchen. Sie als Jude können doch kein Christuskind finanzieren.

Wisamson: Warum nicht? Was hat das Geschäft mit meinem Väterglauben zu tun.

Supervolt: Biete Ihnen den Margismus dafür (halt sich von der anderen Seite ein.)

Wisamson: Zu materialistisch. Viel zu materialistisch. Kundschaft will heute wieder Seelenmoschus. Religionsstifter Hochkonjunktur. Ich lasse jeden Laut dieses Welterlösungs Säuglings per Radio in die kleinste Hütte dringen. Monatsmiete drei Dollar. Geschäft.

Seite 12:

Supervolt: Wozu wollen Sie sich eine Armenschzucht anlegen?

Potwal: Geschäftsinteresse. Heute ist jeder Niggerjunge so gründlich in unsere Profitgeheimnisse eingeweiht, daß er nur für Gewinnanteil arbeitet. Kohlenkipper treiben Wirtschaftspolitik. Und verdammt logisch. Was macht Potwal? Kauft den Professor samt seiner Armenschzucht. Prämiert Kinderrekorde. Läßt die Halbaffen sich in Quadratwurzeln vermehren. In fünfzig Jahren haben wir eine Arbeiterrasse, die für Brot und Peitsche von früh bis abends schuftet und Sonntags nachmittags mich als ihren Obergott knierut-schend anbetet.

Potwal: Nepp gibts nicht. Hier habt ihr euer Christuskind zurück. Her mit dem Urmenschen! (Wirft Filz Watterdampf zu, der ihn verblüfft auffängt.)

Watterdampf: Verwechseln Sie mich nicht mit der Kinderkrippe!

Filz: Kaufe! Kaufe!

Watterdampf: Halts Maul! Marsch zu Wisamson. Der kauft Christkinder. (Wirft ihn Wisamson zu, der ihn entsetzt auffängt.)

Wisamson: Was heißt kaufen? Wie kann ich Christkinder kaufen — bei

meinem Väterglauben! (Läßt Filz fallen.)

Seite 66 ff.:

Hirn: Suchtest du einen gerissenen Geschäftsführer oder ein männliches Kraftreservoir? Zum ersten erbiere ich mich untertänigst.

Fris: Danke Läusechen! Lieber das hirnlose Kraftreservoir.

Hirn: Also!

Umsel: Ich halte dein männliches Kraftreservoir für eine bisexuellpathologischverdrängte Abnormität. Wie kann ein ausgewachsenes Manntier ein ausgewachsenes Weibtier erblicken, ohne erotische Komplikationen zu bekommen?

Hirn: Besagtes ausgewachsenes Manntier wäre geradezu verseucht von erotischen Komplikationen, wenn es bisher Gelegenheit bekommen hätte. Aber es besitzt schließlich eine dritte Eigenschaft, die innerhalb der geschlechtlichen Hemisphären ohne Vergleich ist: es hat noch nie ein Weibtier erblickt.

Fris und Umsel brechen in vulkanisches Gelächter aus.

Umsel: Der beste Wit, den ich jemals gehört habe!

Fris: Laß dir eine Million auszahlen, daß du meine Lusternheit so boshaft zum besten gehabt hast.

Hirn: Ich gedenke mir eine Milliarde auszahlen zu lassen und den Wit in einer halben Stunde leibhaftig vorzuführen.

Umsel: Den Mann ohne geschlechtliche Hemisphäre?

Fris: Wie hat er das fertiggebracht? (Gelächter.)

Hirn: Unser Adamson ist das größte biologische Experiment seit der Entdeckung Amerikas. Urahnen Schimpansen.

Umsel: Aex!

Hirn: Herkunft längst abrasiert. Fortgesetzte Kreuzung mit Kulturmännchen. Zweck: Bluterneuerung der menschlichen Rasse. Adamson erstes gelungenes Regenerationsbaby. Von meschuggenem Professor ohne jede Weltberührung hinter elektrischen Mauern nach Methode Jesus Christus hochgezüchtet. Sollte in wenigen Jahren als Welterlöser auf degenerierte Menschheit losgelassen werden. Rechtzeitig von mir geklaut. Gegen Höchstgebot verkäuflich an

Milliardärinnen mit Übermannskomplex.

Umsel: Fris, deine Idee.

Fris: Ist das wahr, Lause, was du eben erzählt hast?

Hirn: Vorschlag: draußen stehen die Bewerber auf deine Funkannonce Schlange. Hereinlassen. Meinen Adamson dazwischenstellen. Jeder Blick wird urweltliches Staunen vor unserer Kultur verraten. Danach Vorhang zurück. Soloszene in deinem Boudoir. Der Regenerationeser wird nicht mal begreifen, warum das Sofa so ausschweifend gebaut ist.

Fris: Hol ihn her, sofort!

Hirn: Sched.

Fris (erregt hin und her): Noch nie ein Weib gesehen —? Das muß ein ungeheurer Augenblick sein, wenn er vor meinem Anblick erschrickt, erbebt, erschauert, zum erstenmal sein Blut hochschießen fühlt, seine Männlichkeit begreift. Zum ersten Male! — — Fris, das hast du dir immer in deinen heißesten Weibträumen ausgemalt: der Mann, der dich wie ein unbegreifliches Wunder empfängt. Lause, den Mann her!

Hirn: Sched.

Fris: So schreib ihn doch, Umsel!

Umsel: Eine Milliarde —?

Fris: (trance) — für die Stunde, die nur Eva vor mir erlebt hat.

Hirn: Adamson wird vielleicht gemäß seiner Affenherkunft anfangs etwas ungeschickt sein. Es wäre ratsam, das Boudoir mit einigen einführenden Erläuterungen im Stile des Klapperstorchmärchens zu tapizieren. — — —

Meinen Sched.

Umsel: Hier liegt er. Den Mann daneben. Dann wird getauscht.

— — —

Fris: Durch die Tür.

Hirn: Herzlich gern. Aber draußen steht das liebestolle Amerika und holt um eine Audienz bei Euer Milliarden. Man würde mich zu Sohlenleder prüfen, wenn ich als glücklich Empfänger aus deiner Tür träte.

— — —

Hirn: Gottes Segen über ihren Zukünftigen! In ihrem Boudoir, Madame,

spürt man, daß die Zeiten der Mannherrschaft endgültig vorbei sind. Die Amazonenrösser wittern Morgenluft. Laus Hirn wird geschlechtslos, wenn sie es verlangen und gut bezahlen.

Fris: Den letzten Mann her, Eunuche! — — —

Fris (trance): Er hat noch keine Frau gesehen. — Ganz nah laß ich ihn herantreten. Langsam Welle um Welle meiner betäubenden Atmosphäre zu ihm hinübergeweht. Wie sich seine Rüstern erregt spannen. Wie die brennenden Augen den schweren Brokat durchlodern! Und jetzt, — er ist schon im Sprung —, reiße ich jäh die Mantelfalten auseinander und genieße die grenzenlose Wollust, den Urmann vor dem Anblick des ersten Weibes in die Knie brechen zu sehen. Eva beneide mich um diese Wonne!

Lautsprecher: Achtung! Achtung! Auf alle Wellen weitergeben! Fris Fluid, die reichste und schönste Frau der Welt, sucht einen Mann, der mehr Wert hat, als er sich selbst zu gestehen wagt, der mehr Männlichkeit enthält, als von ihm gehalten wird; der ihr mehr zu geben vermag, als ihre Milliarden ihm bieten. Achtung! auf alle Wellen weitergeben! Vgl. Erfurt. Sig. II, S. 253.

Zum Schlusse einige Namen,

a) Theaterdirektoren: Es versteckt sich unter

dem Namen	der Jude
Mag Reinhardt . . . . .	Moses Goldmann
Viktor Barnowsky . . . . .	Isidor Abrahamowsky
F. Saltzburg . . . . .	Herchel Salz
Gebr. Kötter . . . . .	Gebr. Chate
Eric Charell . . . . .	Eric Löwenberg

b) Vom Bnei Brith Orden in der Ordenstagfestnummer nach WB 5/1 28 als jüdisch völkisch reklamierte Schriftsteller: Julius Bab, Georg Herrmann, Ludwig Davidsohn, Fritz Engel, Kurt Binthus, Johannes Nacht, Kurt Walter Goldschmidt, Fritz Goldberg, Rudolf Kahser, Franz Neuß, Richard Wilde, Ludwig Marcuse, Franz Karl Gafmann, Heinrich Eduard Jacob, Salomon Dembizer und Kurt Mühsam.

Behandelt wird das Schaffen der nachstehenden Dramatiker: Ludwig Fulda, Georg Hirschfeld, Moriz Heimann, Artur Schnitzler, Hugo von Hofmannsthal, Richard Beer-Hofmann,

Stephan Zweig, Karl Sternheim, Max Brod, Arnold Zweig, Franz Werfel, Paul Kornfeld, Alfred Wolfenstein, Ernst Toller, J. E. Poritzky, Emil Bernhard, S. E. Jacob.

c) DZw. 12/4 28: „Die „Welt am Montag“ läßt unter der Rubrik „Vorträge und Versammlungen“ in einer Nummer folgende jüdische Geistesgemeinschaften aufmarschieren. Die Vortragenden setzen wir in Klammern: Verein sozialistischer Ärzte (Stadttrat Dr. Löwenstein), Bund entschiedener Schulreformer (Dr. Hirsch, Dr. Korach, Dr. Marcuse), Deutscher republikanischer Beamtenbund (Dr. Breitscheid), Deutsche Liga für Menschenrechte (Dr. Apfel, Dr. Gumbel, Dr. Lewi, Toller), Gruppe revolutionärer Pazifisten (Hirschhaff), Gesellschaft für Geschlechtskunde (Dr. Goldstein), Deutsche Friedensgesellschaft (Herr Abraham).“

d) Der völlig links orientierte Rundfunk (rd) bringt u. a. folgende Namen: (Fr. 15/11 28.)

„Montag, 5. November 1928: Dr. Lewandowski, Dr. Marcuse, Dr. Muskat, Dr. Dessoir (= Dessauer).

Dienstag, 6. November 1928: Hirschstein, Siegfried Melken, Dr. E. Heilfron, Prof. Weißmann.

Mittwoch, 7. November 1928: Jaro Jarekky, Hedda Westenberger, Ludw. Desser, Maurits Frank.

Donnerstag, 8. November 1928: Cheskel Zwi Klögel.

Freitag, 9. November 1928: Dr. Rosenfeld, Dr. Blumenthal, Prof. Dr. Hirsch.

Sonnabend, 10. November 1928: Dr. Th. Saling, Dr. P. Frank, Josef Schwarz, Dr. R. Singer.

— Wie gesagt, ich spreche nicht vom Frankfurter, sondern vom Berliner Sender!“

e) DZw 21, 1928: „Deutsche Nationalliteratur seit 1918. Es wurde ein Preis von 10 000 M. für das beste Gesellschaftsstück gestiftet. Preisrichter sind die Juden Polgar, Barnowski, Fegner, Mag Reinhardt, Saltzburg. Alles Nähere teilt mit der Jude Dr. Hamburger, Rechtsanwalt in Berlin.“

f) Volksverband für Filmkunst f. Mann, Heinrich.

**VII. Verherrlichung des Verbrechertums.**

1. f. Emil Ludwig-Kohns „Der Menschensohn“ (V. B. 31).

2. f. Demian (V. B. 31).

3. f. „Das Denkmal Judas Ischarioths“ (V. B. 16).

4. Mühsam (fd) gab einen Rain-Kalender heraus.

5. Am Karfreitag 1928 schrieb ein ▼Friedemann im Berl. Börsen-Courier des Dr. Emil ▼Faktor unter dem Titel: „Zurück zu Barrabas!“ einen langen Aufsatz, in dem es unter anderem heißt: „Aber auch Barrabas ist nicht tot. Sein Geist führt ein verurteiltes, von den Bekennnissen mißachtetes, dafür aber erdenmächtigeres, an äußeren Wirkungen stärkeres Leben als der des Nazareners.“

6. Der Massenmörder Schlesinger (fd) brachte bei Leiferde einen Eisenbahnzug zum Entgleisen, um die Fahrgäste auszuplündern. In der ▼Bosfischen Zeitung 10/2 1927 schreibt Sling (fd):

„Und dennoch neigt sich namentlich dem einen der Verurteilten allgemeines Mitleid zu. Er ist Musiker, Kapellmeister. Mehr als ein Mensch mag sich sagen: vielleicht geht hier eine große Begabung zugrunde. Dürfen wir einen solchen Menschen töten? Und es könnte jemand auf die Idee kommen, zu fragen: sollte man nicht dieses Talent noch einmal prüfen, bevor man es dem Scharfrichter überliefert?“

.... Es sei nicht einmal der Versuch unternommen, die Tat auf einen künstlerischen Notstand zurückzuführen. Mag seine Begabung sogar eine unterdurchschnittliche gewesen sein. Aber eines steht fest: seine leidenschaftliche Hinnegung zu einer Kunst, von deren simpelster Ausführung schon der Volksmund sagt: „Böse Menschen haben keine Lieder“. Das Wort ist leider nicht immer zutreffend. Wir wissen nur allzugut von gegenseitigem Haß, Neid und Mißgunst hochbegabter Musikanten. Aber immerhin, dieser junge Mensch liebte seine Kunst in ihrer höchsten Daseinsform, seine Triebe waren auf ideale Betätigung eines Kunstwillens gerichtet — und zu dieser Tatsache steht sein Verbrechen in scheinbar unlösbarem Widerspruch. Der Widerspruch muß als ein

scheinbarer gelten, seit Goethe das Wort von seiner Fähigkeit zu jedem Verbrechen ausgesprochen hat.

Die Tatsache, daß Goethe keines begangen hat, widerlegt nicht sein Wort. Wohl aber dürfen wir glauben, daß ein geistiges Individuum sich um so tiefer der eigenen schlimmen Triebe bewußt sein wird — je weiter es seelisch von der Möglichkeit ihrer Auswirkung entfernt ist. Der grobmateriell eingestellte wirkliche Rechtsverbrecher nimmt seine schlimmen Triebe viel weniger ernst, obgleich er so oft ihrer Auswirkung unterliegt.

... Für das Halbtier Haarmann war das Morden ein Alltägliches. Für den Jüngling, der zumindest die niederen Weihen einer hohen Kunst schon empfangen hatte — eigentlich etwas Unmögliches. Und dennoch: wissen wir für beide nichts als dieselbe Strafe, denselben Nichtblod, dasselbe Beil?“

Daß dies nicht eine einmalige Entgleisung ist, zeigt die Tatsache, daß ein Ullstein(fd)sches Mittagsblatt von „einer Idee von Leiferde“, von einem „künstlerischen Nerdenmenschen“ spricht.

Eine dritte Zeitung spricht von einer „Ohrif für Jugentgleisung“. DZ 10/3 1928.

7) a) Eine geständige Mörderin, die zum Tode verurteilt wird, nennt Stefan Großmann (fd) im Tagebuche „unschuldig“.

b) Daß dies nicht eine einmalige Entgleisung ist, zeigt die ▼Weltbühne (fd) die folgendes Klage lied anstimmt: „Sie ist schön wie der Tag, hat eine Stimme wie die Duse und ist jetzt vom Schwurgericht zum Tode verurteilt worden.“ (DZ 10/3 28.)

8. Der Massenmörder Haarmann (f. I. D. a) 2.)

9. Vom Massenmörder Trozki (fd) lobt die Frkf. Ztg. die „Geistigkeit seiner Hände“.

10. Die jüdische Rundschau 25/11 1927 stellt den Wucherer Shhloß (fd) als „Märtyrer mit unsichtbarer Dornenkrone“ als „hoheitsvolle Gestalt, in ihrer Einsamkeit und Würde ergreifend“ als „Patriarch“ hin: „um der Gerechtigkeit willen besteht er auf seinem Schein“.

11. Den Verbrecher an sich verherrlicht Alfred ▼ Polgar (sb) im BT (sb) 20/10 1925:

„Ein Jenseits von Gut und Böse kann man sich nur sehr schwer vorstellen, fast so schwer wie das „Jenseits“, das par excellence diesen Namen trägt. Hin- gegen eine Weltanschauung, die zwischen Gut und Böse nicht aufgeregter unter- schiebe als zwischen blond und schwarz oder breit- und schmalhüftig, die kann man sich, mit etlicher Einbildungskraft- anstrengung, schon denken. Da wäre dann das Böse nicht ein Übel, das be- kämpft und beseitigt werden müßte, son- dern eine Farbe im Weltbild wie jede andere. Und wer wollte so dumm sein, einer Farbe das Daseinsrecht abzustrei- ten, sie als absolut häßlich zu verwer- fen? Sagt einer: „Lumpereien kann ich durchaus nicht leiden“, nun, so ist das seine ganz persönliche Idiosynkrasie und gilt nicht tiefer, als wenn einer sagte: „ich hasse Gelb“ oder „Speisen aus But- terteiig widerstehen mir“, Geschmacksache.

Die Entwicklung, das ist offenbar, strebt dahin, Gut und Böse weniger als sittliche, denn als farbliche Valeurs zu nehmen. Und die Mode, der wie alles andere auch das Moralische unterliegt, ist ganz deutlich gegen strenge Muster. Man trägt heute gern zum Charakter etwas Gemeinheit, ein wenig offene Fi- louterie steht dem freien Mann nicht übel zu Gesicht, und etwas aufgelegte Schurkerei gibt seiner Geistigkeit einen pikanten Zug. Ich kenne einen jungen Mann, der sich sozusagen eine geachtete Position als gemeiner Kerl gemacht hat. Es ist kein Wunder, denn die Menschen dieser so überreizten wie abgestumpften Zeit haben was übrig fürs Penetrante. Die Geruchsnerben sind, seit zehn Mil- lionen Kriegerleichen die Luft der Welt verpestet haben, nicht mehr zimperlich. Der Zweck-Niedertracht, jener, die um eines Vorteils willen verübt wird, haf- tet ja auch heute noch ein gewisses Odi- um an. Aber die Büberei um der Bü- berei willen, begründet einzig und al- lein in der konstitutiven Gemeinheit des- sen, der sie begeht, die hat ihr Würziges. Sie pfeffert die zähe Speise, an der der Mensch schon viele tausend Jahre kaut.“

12. Die Weltbühne verherrlicht die anarchistischen Raubmörder ▼ Sacco und ▼ Banzetti in Nr. 32, 9/8 1927: „Wenn sich einmal das Arbeitervolk des gan- zen Erdkreises erhebt, so wird es auf seinen Bannern die geweihten Namen Saccos und Banzettis vorantragen, und im Namen Saccos und Banzettis wird der Sklavenaufuhr der Zukunft die Justizpaläste in Trümmer legen. Auch das kämpfende Proletariat hat seine hei- ligen Märtyrer, auf Goldgrund wird es die Köpfe Saccos und Banzettis ver- ehren, wie die junge Christenheit in den Kataomben ihre Gekreuzigten und Ge- vierteilten . . . .

Jetzt liegen sie auf die Britsche ge- streckt, in der traumlosen Versunkenheit erfüllter Pflicht, einerlei, ob das Erwa- chen Freiheit oder Ende bringt. Die Wächter stoßen sich an, tuscheln und gehen auf Fußspitzen hinaus. Sacco und Banzetti schlafen. Sacco und Ban- zetti dürfen wieder schlafen.“

13. Der Fall des Sexualmörders Böttcher, der die Gräfin Lambsdorf und ein kleines Mädchen viehisch geschlachtet hatte, wurde vom BT 13/1 1928 be- sprochen: „Ferner muß erörtert wer- den, ob es eines modernen Staates wür- dig ist, die Schandtaten eines solchen Menschen dadurch zu sühnen, daß man ihn enthauptet. Und auch diese Frage muß verneint werden, denn die Auslö- schung eines Menschenlebens kann nie- mals die furchtbare Wirkung der Ver- brechen auslöschen, die dieser Mensch be- gangen hat, und insofgedessen entfällt das eigentlich Wesentliche: der Sinn der Bestrafung.“

14. Von Kindern verübter Diebstahl und sadistisches Prügeln wird verherr- licht (s. Koda-Koda).

15. Fr. 14/2 29: Sachverständige. „Es wird stets eine halbe Arbeit sein, wenn man Strafrecht und Strafprozeß vom grünen Tisch aus reformiert. Dazu muß man außer Juristen und Gelehrten auch „Leute vom Fach“ heranziehen, die die Gesetze nicht anwenden, sondern von ihnen erfaßt werden. Leute der Unter- welt, die ihre Kreise kennen und ihr hal- bes Leben im Zuchthause verbracht ha- ben.“ Das behauptet der Schriftsteller

Dr. Artur Landsberger in einem demokratischen Berliner Blatt.“

VIII. Wie das Judentum den kulturlosen zersetzenden  
Neid und Haß gegen jeden rechtschaffenen  
Besitz

gefördert und gepflegt hat und noch heute pflegt, s. Sozialdemokratie.

### IX. Unsere Abwehr.

Zum Schlusse bringen wir aus dem WK 53, dem wir die letzten Beispiele entnahmen, folgenden Aufruf:

„Wir stehen heute vor der Tatsache, daß Hand in Hand mit dem von volksfeindlichen Kräften geförderten politischen Niedergang auch ein planmäßiger Kampf gegen sämtliche deutschen Kulturwerte geführt wird. Rassefremdes Literatentum, verbündet mit den Abfällen der Großstadt, gefördert und finanziert durch gleichgerichtete schmarotzende Emporkömmlinge, hat sich mehr denn je zusammengetan, um dem deutschen Charakter seine letzte Widerstandskraft gegen ihm feindliches Wesen zu rauben. Zu diesem Zweck wird durch tausende bezahlte Federn alles Art-eigene des Deutschen lächerlich zu machen versucht, werden andererseits dank des international verbundenen Presse-ringes wirklich werteschaffende Kräfte auf allen Gebieten totgeschwiegen, werden ferner Männer besoldet, um das Wesen der deutschen Großen zu fälschen, zum Zweck, neben der Gegenwart und einem Glauben an die Zukunft uns auch den Stolz auf die Vergangenheit zu rauben. An Stelle des Volksgemäßen tritt auf allen kulturellen Gebieten der internationale Bastard offen in den Vordergrund, selbstbewußt gemacht durch die Kenntnis der Macht der hinter ihm stehenden finanzkapitalistischen Kräfte und der internationalen, nur zufällig noch deutsch geschriebenen Presse. An Stelle der germanischen Werte von Mut, Ehre, Rechtlichkeit wird bereits — nahezu ohne jede Gegenwirkung — Pazifismus, Feigheit, Schiebertum als fortschrittlich und geistig gepriesen. Eine ungeheure Anzahl niederträchtiger Wochenblätter und Monatschriften „erotischer“ Natur geht außerdem zielbewußt darauf aus, auch das heranwach-

sende Geschlecht seelisch zu vergiften und es zum Führer einer deutschen Wiedergeburt unfähig zu machen.

Gegen diesen offenkundigen Gesittungsverfall, für deutsche Charakterwerte und arteilene Kultur zu kämpfen, ist Hauptziel der Gesellschaft (oder des Bundes) für deutsche Kultur.

Diese Gründung geht aus von nationalsozialistischen Kreisen, doch richtet sie sich mit dem Aufruf zur Mitarbeit, zum Mitkämpfen, an alle noch volksbewußten Deutschen innerhalb und außerhalb der augenblicklichen politischen Grenzen des Reiches. Eine Zugehörigkeit zur politischen Nationalsozialistischen Deutschen Arbeiterpartei ist also nicht nur nicht Bedingung; im Gegenteil: wir hoffen, daß in der Abwehr aller deutschfeindlichen Mächte auf kulturellem Gebiet sich gerade auch jene volksbewußten Persönlichkeiten zusammenfinden werden, die vielleicht in Fragen der politischen Neugestaltung Deutschlands glauben andere Wege gehen zu müssen wie die NSDAP. Allen diesen verstreut in ähnlicher Front ringenden Einzelnen oder Verbänden stellt jedoch der Nationalsozialismus viele Zehntausende werbende Kräfte zur Verfügung, etwas, was allen bisherigen kulturellen Vereinigungen fehlte und was — neben dem mangelnden Angriffsmut einer rücksichtslosen Offenheit — ihre Mißerfolge erklärlich machte.

In der Erkenntnis, daß die letzte Gegenüberstellung der kämpfenden Kräfte sich durch die Bezeichnung Rasse und Chaos kennzeichnen läßt, wird die Gesellschaft das rassisch Gebundene als Voraussetzung der deutschen Gesamtgesittung betonen und in jeder sich ermöglichenden Weise die Erkenntnis dieser allein das Schöpferische gewährleistenden Verbundenheit auf allen Gebieten der Kultur in die weitesten Kreise zu tragen bemüht sein. Massenforscher, bildende Künstler, Gelehrte aller Fachgebiete usw. sollen diese Grunderkenntnis im Kampf gegen die Bastard-Ideen der alles Echte zersetzenden Internationale durch Wort und Schrift vertreten, während Schriftsteller, Publizisten, Männer des öffentlichen Lebens berufen sind, die

noch immer mangelhaft unterrichteten Schichten der nationalen deutschen Intelligenz über den wahren Zustand unserer Theater, unseres gesamten Schrifttums aufzuklären und zum Kampf zu sammeln.

Sichte hat mit dem Wort, jede Kultur sei Gesinnungskultur, das Wesen der germanischen Gesittung genau gekennzeichnet. Deshalb ist es Pflicht, die Gesamtheit der deutschen Gesinnungswerte als Voraussetzung jeder kulturellen Tätigkeit rücksichtslos zu wahren, und die heute tagtäglich vor sich gehenden freien Angriffe auf sie in Presse, Leben, Rechtswesen gebührend zu kennzeichnen.

Ist es gelungen, in diesem Kampf gegen Verbastardierung und Vernegerung unseres Daseins eine geistige, aber zugleich willensstarke und opferbereite Gruppe deutscher Männer und Frauen zusammenzuführen, dann wird sich eine Erweiterung der Arbeit von selbst ergeben. (Heranziehung bestehender artbewußter Zeitungen und Zeitschriften, Förderung heute unterdrückter deutscher Gelehrter oder Künstler, Veranstaltung von Ausstellungen, Einwirkung auf Theaterspielpläne, Filmvorführungen usw.)

Das Ziel der Gesellschaft (oder des Bundes) wird in § 1 ihrer in Aussicht genommenen Satzungen wie folgt ausgesprochen:

„Die Gesellschaft (oder der Bund) für deutsche Kultur hat den Zweck, mit aller Entschlossenheit in öffentlichen Veranstaltungen und in jeder anderen sich bietenden Form die Werte des deutschen Charakters zu verteidigen und jede art-eigene Äußerung deutschen kulturellen Lebens zu fördern.

Die Gesellschaft setzt sich zum Ziel, das deutsche Volk über die Zusammenhänge zwischen Klasse, Kunst, Wissenschaft, sittlichen und soldatischen Werten aufzuklären. Sie setzt sich zum Ziel, bedeutende, heute totgeschwiegene Deutsche durch Wort und Schrift der Öffentlichkeit näherzubringen und mit allem Nachdruck das kulturelle Gesamtdeutschtum ohne Berücksichtigung politischer Grenzen zu fördern. Sie setzt sich zum Ziel, durch Sammlung von diese Bestrebungen fördernden Kräften die Vor-

aussetzung für eine das Volkstum als ersten Wert anerkennende Erziehung in Schule und Hochschule zu schaffen. Sie setzt sich namentlich auch zum Ziel, im heranwachsenden Geschlecht aller Schichten des Volkes die Erkenntnis und den Willen zu wecken für das Wesen und die Notwendigkeit des Kampfes um die kulturellen und Charakterwerte der deutschen Nation im Hinblick auf die zu erkämpfende Freiheit.“

Eine große Anzahl deutscher Männer und Frauen aus allen Berufen hat sich — politisch nach jeder Richtung ungebunden — bereit erklärt, den Kampf um deutsche Geistesfreiheit und Schöpfermöglichkeit zu eröffnen. Wir richten nun auch an Sie das Ersuchen, dieses uns bevorstehende schwere Ringen zu unterstützen in einer Form, wie es Ihnen möglich ist: sei es als ordentliches Mitglied der Gesellschaft, sei es als Vortragender, sei es als Organisator, sei es als werbender Freund.

Alfred Rosenberg, Vorsitzender,  
Diplom-Arch., München,  
Paul Hefestr. 9/II.

(Als Monatsbeitrag sind 2 Mark in Aussicht genommen. Außerdem eine Anfangs-spende. Postcheckkonto beim Postcheckamt München 16 481. Anmeldungen, Anschriften usw. sind an obige Anschrift zu richten.)

**Kulturell.** Zu den Fremd- und Dedwörtern der internationalen Gaunersprache, womit Juda die bische Sprache „bereichert“ hat, gehört als übelstes das von Kultur (heute Leben im jüdischen Geist) abgeleitete Eigenschaftswort „kulturell“. Die meisten dieser, in der Geheimsprache ihres eigentlichen Sinnes entkleideten Wörter (intellektuell, kommunal, liberal, national usw.) sind dem Französischen entnommen, auf das der Deutsche, wie der Jude erkannte, am meisten verfallen ist. Da er mit der schnellen Ausbreitung seiner „Kultur“ das Eigenschaftswort dringend brauchte, die französische Sprache aber „culturel“ nicht kennt, machte der Jude dem Deutschen zum täglichen Gebrauch eine französische Form zurecht, in der Voraussetzung, daß der besonders in Sprachen vielseitig gebildete Deutsche das Karrenspiel nicht merken, sondern die „kulturelle“ Entwicklung bis in den Abgrund hinein in allen Tönen preisen werde.

**Kulturkampf,** eine in den 1870er Jahren gegen die katholische Kirche gerichtete politische Bewegung in Deutschland. Wiener Vaterland, 1875 (DZ 1/6): „Durch ganz Europa herrscht eine allgemein bekannte, aber leider zu wenig beachtete Tatsache, daß überall im liberalen Kulturkampf das Judentum an der Spitze steht, heßt und schürt und



in die Kriegstrompete seiner zahllosen Zeitungen bläst. Wo immer „Gesetze“ gegen die katholische Kirche geschmiedet werden — Juden reden ihnen das lauteste Wort in- und außerhalb der Land- oder Reichstage; wo immer eine Glaubenslehre oder eine Institution der Kirche verhöhnt wird — Juden stehen an der Spitze; wo Böbelelzesse gegen religiöse Orden oder Professionen aufstauen — Juden schreien am ärgsten; wo es gilt, eine Sündflut von Lügen, Verleumdungen oder erdichteten Schandtaten auf den Klerus zu schleudern, um seine Autorität und Mission zu vernichten — sind obenan die Juden. Keine Loge der Freimaurerei kann ohne Juden eröffnet werden, und wo die Freimaurerei an den Fundamenten der Altäre und der Throne nagt und wühlt, Juden sind dabei. Was wäre der Liberalismus ohne Juden, und wo könnte er herrschen ohne Hilfe der Juden? Der Liberalismus ruht auf dem Judentum, und dieses ist seine Stütze und sein Leben. Keine Irrlehre, keine Sekte kann sich ausbreiten ohne Hilfe der Juden. Der Ultrakatholizismus zählt seine eifrigsten Verfechter und Wortführer in den Reihen der Juden; Juden sind in seinen Konventikeln, bei seinem sakrilegischen Gottesdienste und bei seinen Raubzügen auf katholische Kirchen gegenwärtig und tätig. Und wo Kirchengut geplündert oder geraubt wird, der Löwenanteil fällt in die Taschen der Juden. Sie gebärden sich in ihren Zeitungen als die Lehrer, Propheten und Hirten der katholischen Völker und schleudern das neue konfessionslose Evangelium unter die Massen. Was auch nur seit Jahren offen oder geheim zur Entchristlichung der Völker, zur Verfolgung der Kirche, zur Unterdrückung des katholischen Lebens und zur Zertrümmerung der christlichen Staatenordnung geschieht, Juden sind die gewandtesten und rücksichtslosesten Agenten. Selbst das Wort „Kulturkampf“ scheint zur Verhüllung ihrer Zwecke eine jüdische Erfindung zu sein. Die Habgierde, die unersättlichste Goldsucht ist es, welche dem Judentum seine zähe Lebenskraft einflößt und es enig in sich und verbündet gegen alle übrigen Völker zusammenhält. Raum je-

mals wird ein Jude seinen Mitjuden verraten. Überall findet der verfolgte und flüchtige jüdische Wucherer oder Betrüger bei seinen Stammgenossen eine sichere Zufluchtsstätte, wo er unter anderem Namen abermals sein Geschäft oder Gewerbe beginnt; bilden doch alle zusammen eine europäische Fehlerbande, welche das geraubte Gut in Sicherheit bringt und es an fremden Orten, in ihren Spelunken und Trödelbuden vereschachert. Mag der Jude ein Börsenkönig, ein Bankier, ein Spekulant, ein Agent, Kaufmann, Hausierer oder Bündeljude sein, alle, ob duftend von Salben und mit goldenen Ketten geschmückt oder im Raftan und mit den bekannten Haarlocken, tragen dieses Merkmal, und ihr ganzes Denken und Handeln wird davon belebt. Daß es Ausnahmen gibt, versteht sich von selbst, doch mit der Ausnahme hört der Jude bereits schon auf, Jude in der vollen Bedeutung dieses Wortes zu sein.“

Glagau B. XXIV. Die Juden sind die „wütendsten Kulturkämpfer“ gewesen. Wenn nicht Takt und Anstand, so hätte sie schon Klugheit und Vorsicht — denn sie können nicht wissen, was ihnen bevorsteht — zurückhalten müssen, sich in den Streit zwischen Staatsregierung und Katholizismus zu mischen. Aber gerade die Juden schürten diesen Kampf aus Leibeskraften . . .“

W. Marr, „Sieg des Judentums über das Germanentum“, Hamburg, 1879: „Während wir Germanen seit 1848 in die Preß-Nacht erklärt und preßvogelfrei geworden waren, wenn wir nur im Geringsten Jüdisches ins Bereich der Kritik zogen, mischt sich das Judentum nicht nur in unsere konfessionellen und Kulturkämpfe mit dem Ultramontanismus, Nein! es führte in der Presse fast ausschließlich das große Wort. In seinen Witzblättern, die ängstlich nach Allem spähten, was es als „Judenhake“ niederpöten konnte, goß das Judentum Sturzbäder über den Ultramontanismus aus. Nun ja! Dieser war ja der Konkurrent des Judentums in dem Ringen nach der Weltherrschaft! Von Zartgefühl kann man doch hier wohl nicht reden beim Judentum, das

von uns verlangt, wir sollten es wie dünnes Glas behandeln, oder wie eine Mimosa pudica.

Ja, es gab große Zeitungen, in denen wir Germanen in der Kulturkampffrage gar nicht zum Worte gelassen wurden, weil wir, um den römischen Fanatismus zu kritisieren, diesen als einen Ausfluß des alttestamentarischen jehobahnischen Fanatismus bezeichneten. In Büchern (à la Johannes Scherr) konnte das Judentum eine solche kulturgeschichtliche Deduktion und Analyse nicht hindern; in seinen Zeitungen unterdrückte es selbst die dem Ultramontanismus feindlichen Darlegungen, sobald Israel nur dabei leise gestreift wurde!!

Versuche es Einer und glossiere die jüdischen Ritualien und Sagen. Er wird sehen, daß kein Papst unfehlbarer und unantastbarer ist als diese. Das ist „Glaubenshaß“, aber wenn der Jude das große und schließliche Wort in unsern kirchlich-staatlichen Angelegenheiten führt, das ist ganz etwas anderes!

Ich und mehrere meiner Freunde haben es beim Beginn des Kulturkampfes versucht, uns an demselben von einem höhern, kulturgeschichtlichen Standpunkte aus zu beteiligen. Umsonst. Wir durften nur reden, wenn wir ohne Prämissen redeten, wenn wir ex abrupto gegen „Alerikale“ schimpfen wollten. Nicht einmal unter der Rubrik „Eingesandt“ gab uns die jüdische Presse Hospitalität, wo sie uns doch hätte bekämpfen lassen können. Und so hat das Judentum die freie Meinungsäußerung in der Tagespresse — monopolisiert. Es ist sehr wohlfeil, unsere eigene Impotenz mit einem phrasenreichen Judentum zu bemänteln. Wir Deutsche haben mit 1848 unsere offizielle Abdankung zu Gunsten des Judentums vollzogen. Fragt Euch selbst: in allen Branchen des Lebens geht der Weg zum Ziel durch die jüdische Vermittelung. Es ist überhaupt kein „Kampf ums Dasein“ mehr möglich, ohne daß das Judentum seine Provision davon zieht.

Das ist das Resultat des 30jährigen Krieges, den das Judentum seit 1848 offiziell mit uns geführt hat, und der nicht einmal mehr die Hoffnung auf

einen faulen „westfälischen Frieden“ übrig läßt.

Uhlwardt, Rettung S. 11: „Sie wissen, daß bei den Stierkämpfen in Spanien die Torqueadores den wütenden Stieren bei ihrem Anlauf einen roten Lappen entgegenhalten, bis das Tier sich vollständig ermüdet und erschöpft ergibt. Ebenso hat das Judentum uns Deutschen so einen roten Lappen mit Hilfe der Presse entgegengehalten. So ein roter Lappen war der Kulturkampf, der die katholischen und protestantischen deutschen Brüder gegen einander hegte.... Die Juden malten dann den Arbeitern ein schönes, buntes Bild in den Wolken von einem Zukunftstaate, der praktisch überhaupt nicht durchführbar ist. Hierdurch wurden die Arbeiter von ihren nächsten Zielen auf Verbesserung ihrer Lage abgelenkt. Die Sozialdemokraten sind leider töricht genug, den Juden zum Dank dafür willige Vorspanndienste zur Erreichung ihrer dunklen Ziele zu leisten. Das ist der zweite rote Lappen, der von den Juden dem deutschen Volke entgegengehalten wird.“

Kulturkonservativ f. Kultur.

Kulturträger. Die Juden geben sich als die Verbreiter aller Kultur, Gesittung, Religion, Kunst und Wissenschaft aus. Neuerdings wird der gläubigen Welt aber dargelegt, daß der Jude nicht nur der Verbreiter, sondern auch Erfinder aller höheren Menschheitswerte sei.

Seidl 1900, S. 56: „Dr. Ernst (sd) in Wien sagt: Osterreich ist ein sehr reiches Land. Überall, wohin die Juden kommen, herrscht Reichtum und Wohlhabenheit. [Gewiß! Reichtum bei den Juden und Armut bei dem Volke.] Vor 30 Jahren stand es in Osterreich schlecht, es blutete aus 1000 Wunden, aber seitdem die Juden sich frei bewegen können, seitdem sie an der Spitze der liberalen Partei zu Macht und Ansehen gekommen sind, seitdem hat es sich wunderbar erholt, und es ist eines der reichsten Länder in der Welt. Wie steht es dagegen in Spanien. Und warum? Weil es keine Juden hat!“

Ein Rabbi in Landsberg a. d. W. schrieb 1903 (StbgrZ 6/3) einen Arti-

fel: „Warum ich Jude bin.“ Es heißt daselbst: „Durch die Macht der Wahrheit durch seine höhere Sittlichkeit, durch den lebendigen Gottesgedanken, dessen Träger es war, hat das Judentum Propaganda gemacht — eine Propaganda, der kein gesittetes Volk auf Erden sich entzogen.“

H. Graetz sagte in London 1887 (DfBl 15/1 93): „Israel streute einige Lichtfunken in Alexandrien, Antiochien und Rom aus, und daraus entstand das Christentum. Es streute einige Samenkörner in Mekka und Medina aus, und daraus entstand der Islam. Aus einigen von ihm ausgegangenen Lichtspuren entwickelte sich die scholastische Philosophie des Mittelalters“ usw.

Jsr. Fam. Blatt 21/3 1907: „In jedem Falle sind die Juden heute dank ihrer Veranlagung und Entwicklung, die ausgesprochensten Vertreter der kapitalistischen Wirtschaftsweise, an deren Vollendung sie rastlos mitarbeiten.“

Sombart nennt die Juden wegen der treibenden Kraft, die ihnen inne wohnt, den Sauerteig, der das Mehl der dtischen Volkswirtschaft in Gärung bringt. Nun, eine solche Eigenschaft hat gewiß ihre kulturfördernden Seiten, aber sie bietet auch nicht zu unterschätzende Gefahren für ihre Träger sowohl, als auch für den Wirtschaftskörper, in dem sie sich betätigt.

Ihnen vermag der Staat nur dadurch wirksam zu begegnen, daß er den Sauerteig in enge, feste Gesellschaftsformen prägt, und ihn auf diese Weise sich dienstbar macht oder mit anderen Worten: Es muß Aufgabe des Staates sein, soweit es in seinen Kräften steht, den Prozeß der gesellschaftlichen Eingliederung der Juden in seinen Organismus zu beschleunigen.“ — DfBl 23/3: „So richtig der vorletzte Satz ist, so falsch und rabulistisch ist der letzte. Wer den Sauerteig in enge feste Formen prägt, kann ihn doch nicht gut zugleich durch beschleunigte Eingliederung in den Gesamtorganismus verbreiten wollen. Es muß schon beim vorletzten Satz bleiben, der Sauerteig muß in engen, festen Formen festgehalten werden, sonst wird das Brot übersäuert, und die Esser bekommen leicht Magenkrämpfe, wie seit

Jahren am Deutschen Reich leider wahrzunehmen ist. Zuhilfenahme jüdischer Sauerteig ist eine schwere Gefahr für den deutschen Wirtschaftskörper.“ Es ginge überhaupt besser ohne allen Sauerteig.

Wir haben über Kultur-bringen und -träger eine Meinung, die schon deshalb von der alljüdischen abweicht, weil wir unter „Kultur“ etwas anderes verstehen, als der Jude und die von ihm betörte, großstädtische Welt. Aber wer je die Geschichte der Völker und ihre Kultur verfolgte, gewahrt ohne weiteres die Tatsache: dem Arier und Nordländer folgte, wohin er kam, eine Völkerblüte; die Schmarozer dagegen trugen überallhin nur den Völkerfraß.

Drumont 2, 410 brachte das auf eine, für Frankreich aber auch für alle anderen Völker gültige Formel: „Steigt der Jude, so sinkt Frankreich, sinkt der Jude, so steigt Frankreich“.

Ud. ΔBartels, Hammer 1906: „Jrgendwo wurde neulich ein modernes Drama mit Peter dem Großen als Helden aufgeführt. Der Verfasser hatte darin ganz richtig die Deutschen als Kulturbringer und Peter den Großen als notwendigen autokratischen Reformator hingestellt; der jüdische Rezensent aber jammert, daß sich in dem Stück kein Hinweis auf die glorreiche russische Revolution fände.“

Der Jude will, bei allem Guten und Schönen, das sich irgendwo zeigt, gleichsam als dessen letzter Urheber öffentlich laut erwähnt und gepriesen werden, — während er seinem Äußeren und Inneren nach gerade mit dem Guten und Schönen auf dieser Erde in keine Verbindung gebracht werden kann. Auch Rußland ist von der Gabe der jüdischen Revolution nicht etwa beglückt, sondern davon getötet worden.

„Kulturberein, 1841 in Berlin, zur „Beförderung des gesamten Judentums“ begründet, — Lu. Geiger, J. in Berlin 1871, 191.

Rubinschky, Jfau, Maler, \* Rußland. G: Tischler R. — „Seine Gemälde in ihrer Farbenfrische und Materialreichtum Musterbeispiele für einen künftigen, auch den Geist einbeziehenden Realismus, für den der Begriff „neue Sachlichkeit“ zu wenig besagt. B: Das Haus des jüdischen Tischlers; Schauspieler Tschernow, „bis zum Besten mit Leben erfüllt“. JfB 1/12 1928.

Rummel, Dr., Uf, Heidelberg, 1914. WDr. Rummelblättchen, ein Glücksspiel mit 3 verbedeten Karten, von denen eine gesucht werden muß, aus h: Gimmel = g, oder Zahl 3; also = Dreiblättchen. Dies

Ergaunerspiel stammt von englischen Rennplätzen, Venz, Wörter- und Zitatenbuch, 1894, S. 11, Bischoff, F.

Kummer, Hans v., pr. Offizier, J.-Mgt. 51, 1909  
 O v. Heher, SA.

Kummer, Heinz v., f. Leop. v. Göhen.

Kun, seit 1925 Generalmusikdirektor am Stadttheater in Danzig und Liebling der Synagogengemeinde, #, soll in einer katholischen Kirche für sich und seine Frau feste Plätze gemietet haben. Kürzlich ist er (Angriff 17/2 1929) der Sozialdemokratischen Partei beigetreten, wohl weil die Marxisten im Theaterausschuß der Stadtbürgerschaft das Wort führen. „Der neue Weg“, Berlin, amtliches Organ der Genossenschaft deutscher Bühnenangehöriger, Nr. 3, warnt vor dem Stadttheater in Danzig, wo von 27 Chormitgliedern wieder 13 abgebaut werden, darunter unser vorjähriger Obmann, der wegen sittlicher Verfehlungen des Chordirektors Kun im vorigen Jahre gegen diesen einschreiten mußte. Er wurde damals freilos entlassen, erzwang aber unter Rechtschutz unseres Verbandes durch Urteil des Schieds- und Oberschiedsgerichtes seine Wiedereinstellung für diese Spielzeit. —

Kun, Bela, (Kohn, Aron), bolschewistischer Massenmörder, der ungarische Lenin, Rätediktator in Budapest, Tschekas-Bevollmächtigter in der Krim, Journalist, Defraudant. Über B. K. schrieb Geza v. Herczeg ein spielerisches Buch (Verlag für Kulturpolitik, Berlin), das zwar nicht alles Schändliche verschweigt, aber für den Weltrevolutionär doch merklich Mitleid zu erwecken sucht. — \* 1884 Czernowitz (Siebenbürgen). G: Dorfnotar, Winkeladvokat Samuel Kohn. DZ 28/8 1928: „K. sollte Rechtsanwalt und Verteidiger werden. Aber dem abschreckend häßlichen Bocher, in fanatischem Haß gegen die arische Rasse erzogen, dünkten 8 Jahre Gymnasium genug, der Welt „etwas zeigen“ zu können. v. Dippowicz im „Neuen Wiener Journal“, WB 10/7 28: „Bela Kun, eine historische Grimasse. Er ist ein gedrungenen junger Mann, früh verfettet, in fleckig blauem Anzug, mit roter Cavalliere-Krawatte, vernachlässigt, verschmuckt, mit großem Schlapphut, ewig mit Zeitungen unterm Arm..... eine furchtbare Mischung von Begabung und Nichtskönnen, von Arroganz und Halbbildung.... Die heißersehnte Karriere wollte sich nicht einstellen, bei der Bourgeoisie so wenig wie bei den Sozialdemokraten. Der schmutzige Junge wird immer dicker, immer schmieriger, seine Gestalt gedrungenen, er macht keine Bewegung, nur die ins Kaffeehaus. So kommt er nach Budapest, mit 2, 3 Hemden, einigen Kragen... Sieht, gleich! Mit der roten Cavalliere-Krawatte geht es nicht. Folglich wechselte er sie und wird — bürgerlicher Journalist. Wird

aber in der Redaktion des „Budapesti Naplo“ als Plagiator entlarvt, fliegt — die rote Krawatte wird wieder herausgeholt. Die sozialdem. „Nepszaba“ weist ihn ab. Also in Opposition...“ — Dieser jüdische Tagedieb, der auch Krankenkassengelder unterschlug, geriet im Kriege in russische Gefangenschaft und warf sich dort aus angeborener Neigung zu den Moskauer Mordbuben dem Kommunismus in die Arme. (Bela Kun von Geza Herczeg, Verlag für Kulturpolitik, Berlin). Nach der Revolution errichtete er in Ungarn die „Diktatur des Proletariats“ und brachte während seiner 135 Tage dauernden Schreckensherrschaft unsägliches Elend über das Gastland. Als Opfer des Terrors nannte sein eigener Verteidiger nach der Frkf. Ztg. zweihundert — „für eine derartige Revolution sei das garnicht so viel!“ „Nationalsozialist“ Juni 28: „Ein fürchterliches Morden begann, dem Tausende zum Opfer fielen. Als die Gegenrevolution marschierte, verkroch sich das jüdische Raubtier in das tiefste Kellerloch, während die Kriegsschiffe auf der Donau einen mehrere Kilometer entfernten Stadtteil Budapests beschossen. K. wagte sich 3 Tage nicht hervor und nahm während dieser Zeit aus Angst keinen Bissen zu sich. Zu seinem viehischen Blutdurst und Sadismus gesellte sich eine ganz jämmerliche, hündische Feigheit.... K. hatte mit Tibor Samuely (fd) seine Todesurteile in gemeinster und grausamster Art vollstreckt: ukrainischen Offizieren hing man zentnerschwere Mühlsteine um den Hals und ersäufte sie in der Donau. Der Rittmeister Franz Wildner wurde nachts aus dem Bett geholt, bei der Kettenbrücke mit Messerstichen durchlöchert und in den Strom geworfen. Als bei einer verfrühten Meldung vom Sturz K.'s der Pfarrer Wohlgemut im Kreise Komorn einen Dankgottesdienst hielt, wurde er aufgehängt und mit ihm 6 Bauern ermordet.“

Nach dem Zusammenbruch seiner Herrschaft in Ungarn wurde K. Leiter der Tscheka in der Krim, um die Reste der Wrangelarmee aufzureiben und die Gegenrevolutionäre auszurotten. Er hauste so bestialisch, daß die Krim seit-

dem als „allrussischer Friedhof“ bezeichnet wird. Der russische Schriftsteller Schmelew gibt die Todesopfer K.'s auf 120 000 an, eine für die kleine Halbinsel fürchterliche Zahl. Die Maschinengewehre arbeiteten von früh bis spät mit glühenden Läufen an der Verwirklichung dessen, was K. bei seinem Einzug der Presse mitteilte: „Ich bringe der Bevölkerung zur Kenntnis, daß der Genosse Leo Trotzki mir erklärt hat, daß er nicht früher in die Krim kommen wird, bis nicht der letzte Konterrevolutionär verschwindet. Die Krim ist die Flasche, aus der kein einziger Konterrevolutionär herauskommen wird, und da die Krim in der revolutionären Bewegung um 3 Jahre zurückgeblieben ist, werden wir sie jetzt rasch auf das gleiche Niveau mit Sowjetrußland bringen.“

△Vormwärts, 5. Nr. Mai 28, Dr. Georg Ritter von Lodgeßky, Direktor des Roten Kreuz-Komitees zur Hilfeleistung für die Opfer des Bürgerkrieges: „Nach dem offiziellen Bericht der aus der Krim entkommenen Oberschwester wurden die Gefangenen in Keller gesperrt, wo es unmöglich war, sich niederzulegen, Frauen und Männer zusammen. Das Gerichtsverfahren beschränkte sich auf Feststellung, daß der Angeklagte dem alten Heer angehörte. Man erschoss Greise, die nie in der freiwilligen Armee gedient hatten. Es wurde verurteilt in Abwesenheit der Angeklagten, vollstreckt meist zwischen 2 und 3 Uhr nachts. Die Verurteilten wurden entkleidet in Gruppen von 300 und 400 mit Maschinengewehren abgeschossen. Tags mußten sie sich ihr eigenes gemeinsames Grab schaufeln, an dessen Rand sie gestellt und unter den Augen der folgenden erschossen wurden. Als sich Fluchtversuche mehrten, band man die Gefangenen mit Seilen aneinander; Invalide und Kranke wurden aus den Krankenhäusern auf Lastwagen nach dem Richtplatz geführt. Die Gefangenen erhielten rohen Weizen und etwas Salz als Nahrung und fast kein Wasser. K. ließ töten in Theodosia 7500, Sebastopol 10 000, Simferopol 12 000, Kertsch 6000, Jalta 5000, darunter 17 Rote Kreuz-Schwester und 3 Rote Kreuz-Ärzte. Aus dem Sanatorium in Mop-

ta wurden 272 Kranke und Invalide erschossen. Zeugen schätzen die russischen und tatarischen Opfer K.'s auf 60 bis 70 000“. Nach anderen Berichten (Nationalsozialist, 1. Nr. Juni 28) warf man die Erschossenen in die genuesischen Brunnen, die in wenigen Tagen gefüllt waren. Frauen und Kinder, Mütter mit Säuglingen wurden abgeschlachtet. In Sebastopol hängte man die Offiziere in Uniform an den Bäumen der historischen Boulevards auf. Trotzki, der bei der Erregung der Bevölkerung eine Revolution befürchtete, berief K. schließlich ab. — April 28 wurde K. in Wien verhaftet, wo er unter 5 verschiedenen Decknamen im Auftrage Moskaus die Wiedererrichtung der Sowjetherrschaft in Ungarn vorbereitete und die kommunistische Propaganda für Deutschland, Österreich und den Balkan organisierte. (Wiener Kleine Volks-Ztg. 28/4). Seine Auslieferung nach Ungarn wurde entgegen dem Gutachten der zuständigen Gerichte vom Justizminister Dr. Dinghofer (Großdeutsche Volkspartei) in Übereinstimmung mit Bundeskanzler Seipel abgelehnt. Zwar mußte Dinghofer gehen, aber es blieb bei der Nichtauslieferung K.'s. Er wurde lediglich zu 3 Monaten Arrest verurteilt. WB 10/7 28: „Wohl selten hat sich eine Regierung so erniedrigt wie im Prozeß K. Dieser Bolschewist verdankt seine Freiheit der internationalen Hochfinanz, die in der österreichischen Regierung brave Diener hat. Wäre er ein Nationalsozialist gewesen, er hätte die Staats„autorität“ zu fühlen bekommen, so aber war der Verbrecher ein Jude, der in Deutschösterreich eine Blutherrschaft aufrichten sollte. Und damit ihm kein Härchen gekrümmt wird, bringt man ihn mit einem Verkehrsflugzeug auf reichsdeutschen Boden und von dort in die offenen Arme der Moskowiter. Die Börsenhänen können sich grinsend den Bart streicheln. Die Macht des internationalen Wucherkapitals hat wieder mal gezeigt, was Regierungen sind. Der Mörder und Schänder von tausend Bauern und Arbeitern verläßt Wien wie ein Gentleman. Um seine affenartigen Lippen den Hohn auf eine Regierung, die schon lange keine mehr ist, auf ein

Parlament, das vor jedem Verbrecher im Asphaltstaub kriecht, auf ein Volk, das sich selbst aufgab.“ — Wie alle Massenmörder nahm die jüd. Presse auch diesen in Schutz. ▼Felix Salten sagte in seinem Prozeßbericht, BZ 30/6: „Diese Herrschaften konnten sich jetzt von der belanglosen (!) Tatsache überzeugen, daß R. kein Jude ist. Seine ganz gedrungene Erscheinung, sein hartes, von Willenskraft geprägtes Gesicht hat weit mehr magharischen Charakter.“ — Also den tapferen Ungarn, die im Weltkrieg Ströme von Blut für ihre Freiheit vergossen und lieber untergingen, als sich knechten ließen, will der Jude den Menschenschlächter an die Rodschöße hängen! Salten betont: Österreich habe recht gehandelt, den „politischen Kämpfer“ nicht an die Ungarn auszuliefern, die sicher seine Henker geworden wären! — Wenn ein Jude 100 000 Nichtjuden umbringt, gilt seinen Massengenossen sein Leben mehr als das seiner 100 000 Opfer! — Auch die Frankf. Ztg. sympathisiert: „... er war keine Bestie. Man kann nicht behaupten, daß er schön ist, aber welcher Politiker (!), mit Ausnahme englischer Lords, ist heute noch schön? Die Gegenwart setzte an die Stelle der aristokratischen Häße die Stiernäden, an die Stelle der nobel hingleitenden Handschuhe die derbe Faust, die Massen knetet, segnet, erdrückt. Bela Kun steht breitbeinig da, untersezt Maurerbewegungen, magharischer Schnauzbart, schwarze enge, spitzbüßische Pupillen. Er weiß zu herrschen und ist beherrscht. Wenn er dasitzt, die Bügelsalte der Hosens hochzieht, starr geradeaus blickt, hat er wieder etwas Lausbuben-, Schuljungenhaftes, vorne thront der Lehrer, mit dem großen Bart, Examen in der Terttia. Einmal wird er auch wirklich wichtig (!), als er mit freundlichem Schmunzeln von „unserm Kaiser Franz Joseph“ spricht — Nichtjuden aber sehen die Grauen erregende Frage eines jüdischen Massenmörders, der als Werkzeug der Personalunion Judentum-Weltfinanz die Lage des internationalen Proletariats bergestalt verbesserte, daß jeder, der eine eigene Meinung hatte, sich sein eigenes Grab schaufeln durfte. R. ist keine Ausnahmeerscheinung.

Die Bestien, die das übrige Rußland so „befreiten“ wie R. die Krim, waren zu 83 % Massengenossen. Das „Sowjetparadies“ mit seinen Filialen in Westeuropa ist in Wirklichkeit nach Judas Willen die „Diktatur der Sklavenpeitsche und des Henkerbeils“. Im Gefängnis machten sich die Mitgefangenen über R.'s „Diamantenbauch“ lustig. R. hatte nämlich die Innenseite seiner Weste mit gestohlenen Diamanten benäht.

Kun „wird wohl nie nach Ungarn zur Aburteilung kommen. Hinter den Kulissen wird vom Judentum mächtig gearbeitet, um ihn ganz frei zu bekommen. Henri ▼Barbuse begab sich aus Frankreich nach Wien, um Fühlung zu nehmen. Für diesen Mörder setzt sich auch der Dtsche Hermann Müller ein“. Eiferer Besen 8/3 1929.

Dem bereits erwähnten Buche von Geza Herczeg entnehmen wir noch folgendes über R.: „Der Sohn eines jüdischen Dorfnotars, Ladenschwengel von Beruf, kam er in seiner Jugend nicht vorwärts. Er sattelte um und ging zur roten Presse. Sein Mütchen kühlte er durch Greuel während der Räteregierung. Zum Tode verurteilt und gegen in Sowjet-Rußland gefangene ungarische Offiziere eingetauscht, entwickelte er in Lenin's Reich eine Tätigkeit, die ihm den Beinamen „Kommissar des Todes“ eintrug. Über hunderttausend Menschen ließ er allein bei der „Eroberung“ der Krim hinrichten! Er watete so im Blute, daß selbst der sadistische Henker, Kommunist Redrow, nach Moskau drahtete: Halten Sie die sinnlose Mezelei ein!“ ... Und diesen Bluthund lieferten die Österreicher nicht aus, sondern schoben ihn nach Rußland über deutsches Gebiet ab, wo sein Leben von der Polizei, vom kommunistischen Frontkämpferbund, unter Führung des Kommunisten Eberle, bewacht wurde! Selbst Polen und die Tschechoslowakei verweigerten dem Bluthund die Durchreise. In Dtschld wurde sie ermöglicht. „Deutsche Schutzleute mußten das Scheusal im Flugzeug von Passau nach Hamburg bringen, wie es M. d. R. Dr. ▼Rosenfeld in Wien und bei der dtschen Regierung durchgesetzt hatte.“ Hamburg. Akademische Bl. 1/12 1929. — „R. ist Hoch-

grad-Freimaurer, und da Logenschwur über Staatschwur geht, ist die Nichtauslieferung und die Einwilligung der dtischen Behörden, ihn den dtischen Boden passieren zu lassen, durch maurerische Bindungen erklärt. Als Major  $\Delta$  Henning das Ministerium des Auswärtigen fragte, wer von den Beamten die Angelegenheit Kun bearbeitete und ob dieser Beamte Freimaurer sei, blieb die Frage unbeantwortet“. Schweizerbaner 1/8 1929.

Kun leitete nach dem Eingeständnis Moskau's im Frühjahr 1921 in Deutschland von Berlin aus die Marx-Hölz-Bewegung und übernahm 1930 (WB 3/2) unter falschem Namen und mit falschen Pässen, in Deutschland die kommunistische Aktion. Er wird von der Auslandspropaganda der dritten Internationale überall da verwendet, wo schmutzige Arbeit zu leisten und im Trüben zu fischen ist. 1920 mußte er in Turkestan halb-wilde Völkerschaften Moskau-gefügig machen. K. gebrauchte mehrfach den Namen „Wilhelm Neumann.“

Kun, Josef, ungarischer „Dichter“. 1888 änderte sein Vater Moriz Kohn, Kuppächter in Sobmezó-Básárhely, samt Familie seinen Namen in Kun. „Wir hatten kaum einen Poeten, dessen Wesen anziehender gewesen war, wie das seinige“, sagte Josef  $\blacktriangledown$  Patai 1914 im Magnatenlande, im Reiche des Königs Stephan. — Sein Nachlaß wurde für die Nachwelt von der Gattin 1913 in zwei Bänden veröffentlicht. Das Vorwort schrieb dazu Josef  $\blacktriangledown$  Kis.  $\frac{1}{3}$  von Kuns Werken sind Übersetzungen: Baude-laire, Verlaine, Wilde, Fontane, Spitteler und Nietzsche.

Kun v. Dabdola, ungar. Grafen.  $\text{GG}$ .

Kunda, Georg von, gebor. ? B: Siegwart Morgenländer, Roman, Berlin 1871. — Das 20. Jh., 1894, S. 220 ff: „Ein echter Judenroman zur Verherrlichung des auserwählten Volkes, dessen Eindringen in die deutsche christliche Gesellschaft durch dieses Werk befördert, ja als etwas Heiliges und Notwendiges geschildert wird! Um aber das Gemüt empfänglicher für die Eigenschaften des wahren Juden und Helden zu machen, werden einerseits einige „schlechte“ Juden vorgeführt, von denen dann die „guten“ um so herrlicher abstechen, und andererseits bekommt die Erzählung eine christliche Salbung, die um so mehr zur Nächstenliebe begeistern soll. . . .

Der alte Arzt Nathan Morgenländer ist der Menschheit Wohltaten zu erweisen bestrebt; den Armen, die er behandelt, gibt er noch Geld dazu. So wäre

er beinahe selbst arm geworden, wenn er sich nicht rechtzeitig erinnert hätte, daß er in jungen Jahren um 1860 vor der westlichen Stadtgrenze Berlins einmal ein Stück Ackerland gekauft hatte . . . er wird Millionär, ohne es zu wollen, . . . kauft am äußersten Teile der Tiergartenstraße ein vornehmes Haus mit Park und wird Mäcen. Sein Sohn Siegwart soll Künstler werden. Deshalb kauft er ihm ein Reitpferd, läßt ihm im Park eine Bildhauerwerkstatt erbauen und ihn durch erste Meister unterrichten. Dann schickt er ihn nach Rom und Paris, und schon mit 22 Jahren hat Siegwart eine Marmorgruppe „David vor Samuel“ fertig, die ihm in Paris 1869 die Goldene Medaille einbringt und ihn unter die „Koryphäen“ der Kunst reißt. Dabei ist er ein großer, schöngebauter Mann, blonder Vollbart, blaue Augen; und wenn er noch ein wenig jüdisch aussieht, ist es nur eine gewisse Ähnlichkeit mit — Christus! — Damit er um so blendender erscheine, werden die Juden seiner Umgebung nach Kräften herabgesetzt. Die eigene Mutter ärgert den alten Nathan täglich mit ihren Schimpfereien und nennt ihn in höchster Wut sogar „Christ“. Für die Kunst ihres Sohnes hat sie kein Verständnis und will ihn an die „große und schöne Rosalie“, die reiche Tochter des Betters Wolff, verheiraten. Die übrigen Verwandten, die allwöchentlich einmal von Nathans Gattin eingeladen werden, sind vom Verfasser so intim geschildert, daß wohl auch seine Wiege, trotz des angenommenen adligen Schriftstellernamens, in derartigen Kreisen gestanden haben muß.

Die Witzchen über das Judentum sind nur täuschendes Beiwerk, Brocken für den Leser, der bei diesen Überhebungen des jüdischen „Heldentums“ etwas unruhig werden darf. Die Hauptsache liegt auf anderem Gebiete. Die Verherrlichung der Juden, als der wahren Aristokratie des Geistes, ist nur möglich, wenn zugleich Christentum, Deutschtum und hochstehende Kreise unseres Volkes in den Staub gezogen werden. Nathan hat einen Seitenflügel seines Hauses zu geringem Satze an den Geheimen Regierungsrat Förster abgegeben, damit

„auch der Christ an dem Überfluß des Juden Teil nehme“. Förster läßt sich dies gefallen, verachtet aber trotzdem den Juden! Er gehört zum strenggläubigsten Luthertum und lebt selbst fast mönchisch, nur um Geld übrig zu behalten für Missionsvereine und Konventikel, wo sein Name stets zuerst genannt wird. Zu Hause ist er ein Tyrann; seine um vieles jüngere und zarte Gattin behandelt er wie eine Sklavin, seinen Sohn verstößt er, weil er nicht Geistlicher werden will — worauf Nathan dem Unglücklichen Geld schenkt, das ihm ermöglicht, Offizier zu werden. Die Tochter soll ebenfalls Veterin werden, ihr ist selbst das Rauchen verboten! — Nathan stirbt; aus seinem hinterlassenen Tagebuch aber sieht sein Sohn, daß der Alte schon jahrelang heimlich zum Heiland und Erlöser gebetet hat und in der That ein viel besserer Christ war, als der glaubensstarre Geheimrat, der den Juden verachtet hatte; ferner, daß der Vater ihm als Gattin des Geheimrats Tochter wünschte, die tatsächlich dem jungen Künstler ihr Herz geschenkt hat. Das Mädchen ist ein Ideal, Urbild eines edlen deutschen Frauenwesens, und erst ihr Besitz soll das Glück des Juden voll machen! Siegmart, der Held, will sie erringen, trotz des Geheimrats, der sogar Siegmarts Mutter auf ihre Werbung hin anfährt: „Glauben Sie denn, daß die heilige Taufe Christi dazu da ist, um Judenjünglingen einen Berechtigungsschein zur Befriedigung ihrer fleischlichen Lüste auszustellen?“

Der Verfasser läßt deshalb auch den Geheimrat bei nächster Gelegenheit sterben. Statt dessen aber entstehen dem Juden, der mittlerweile, mit 23 Jahren, das Professoren-Diplom erlangt hat, neue Feinde: Seine Hoheit ein Prinz, ein Mitglied des den Juden verhassten Junkertums; Baurat Schulze, Vertrauensmann der Berliner Orthodogie, und ein Jesuitenpater, aus polnischem Adel. Diese drei bieten Gelegenheit, die ganze Schale jüdischen Hasses über den Adel und die christlichen Glaubensgemeinschaften auszuschütten. Der Prinz ist der eitle und hohle Verschwender, der den Juden verachtet, aber Judenfrauen nachstellt, der sich in

Brählerei ergeht aber im Augenblick der Gefahr nicht zu gebrauchen ist. Während dieses Durcheinanders ist der deutsch-französische Krieg ausgebrochen, wo Siegmart dem in einem Sumpfe stengebliebenen Prinzen das Leben rettet, während er sich selbst eine fast tödliche Verwundung zuzieht. Er wird Halbinvalide und erhält das Eiserne Kreuz, während der Prinz durch unvernünftiges Verhalten eine Heilung unmöglich macht und ein Jahr nach dem Feldzug stirbt. Aber nicht nur dieser Prinz wird hämisch herabgesetzt, sondern noch viel mehr dessen Familie, deren inneres Leben auf Hohlheit und heuchlerischer Frömmigkeit beruht. — Schlimmer kommt Baurat Schulze weg. Er zieht als Johanniter hinter dem deutschen Heere her, um Liebesgaben zu verteilen, unterschlägt in Wahrheit alle wertvollen Gegenstände, verkauft die guten Zigarren für teures Geld und gibt den Soldaten die schlechtesten Dinge oder reicht ihnen Bibelsprüche statt leiblicher Nahrung. Dabei lebt er ausschweifend, gibt sich dem Trunke hin und entgeht zuletzt mit genauer Not dem Strick, als man ihn bei der Beraubung Gefallener trifft. Demgegenüber die aufopfernde Tätigkeit jüdischer Frauen zur Pflege der Verwundeten und Unterstützung der entbehrenden Soldaten! Auf die niedrigste Stufe wird der Jesuitenpater gestellt, der sich ohne Bedenken des Dolches, des Giftes und der Sprengstoffe bedient, um zu seinen Zielen zu gelangen. Den Siegmart, der sich am Rhein nahe dem Niederwald ein Schloß erbauen läßt und daneben ein geheimnisvolles Heiligtum errichtet hat, läßt der Vater in einer stürmischen Nacht in die Luft sprengen, ohne daß das Verbrechen entdeckt wird. Der Held aber bleibt trotz schmerzhafter Quetschungen am Leben. Dann versucht derselbe Jesuit den Juden in der Schweiz zu vergiften; zufällig erhält ein kleines Kind etwas von dem Gift, und da es sofort stirbt kann das Verbrechen an dem Juden nicht mehr ausgeübt werden. Der Schmerz der Mutter des toten Knaben bietet dem Jesuiten Gelegenheit diese zum Ehebruch zu verleiten. Mit seinen Genossen brütet sodann der



Vater die schrecklichsten Pläne wider das neubegründete Deutsche Reich aus, ja sie erscheinen sogar als die Führer der (von Marx und Lassalle!) begründeten umstürzlerischen Arbeiterbewegung! Dies wurde bereits im Herbst 1871 gedruckt, als der „Kulturkampf“ noch nicht begonnen hatte. So wird klar, wo die eigentlichen Triebfedern für jenen unrühmlichen Feldzug gegen die katholische Kirche zu suchen sind. Es war der Haß wider das Christentum, der am sichersten sein Ziel erreichen konnte, wenn er die christlichen Kirchengemeinschaften zu gegenseitigem Vernichtungskampfe aufzupeitschen im Stande war.

Die Juden Nathan und Siegwart bleiben als die wahren Vertreter christlicher Lehren übrig! Sie brauchen die christliche Taufe, um die Christen aus ihrem Hause hinauszusetzen und selbst die Leitung zu übernehmen: So wurde Ju. Stahl Begründer der neueren christlich-konservativen Weltanschauung, Paulus Kassel Leiter der freisinnig-protestantischen Vereinigung, Professor Casson Führer des Evangelischen Bundes und Dr. Theodor Kohn Fürstbischof von Olmütz und zweitnächster Bewerber für den päpstlichen Stuhl, ohne daß durch diese Übertritte der eigentliche Bestand des blutgierigen Jdums gefährdet wurde.

**Kunden-** [Landstreicher-] Sprache (Jshr. d. Allg. Sprachvereins, 1/12 1913, S. 184), hat wie die Gaunersprache reichliche jüdische Bestandteile.

**Kundler**, gebor. Lewin, Wilhelm — erhielt den Namen K. vom Regierungspräsidenten zu Potsdam, 19/8 1919. Er ist Dr. jur., Gerichtsassessor, W.-Halensee, Westfälische Str. 37, wurde während des Krieges plötzlich als „Sektionsleiter der Kriegsrüststoff-Abteilung“ nach Berlin kommandiert und war nachher Sektionsleiter in der Reichswirtschaftsstelle für Baumwolle.

**Kunzer**, s. Emanuel Kuhner.

**Kunewalder**, Philipp M., Rfm., Budapest. †1901. Er hatte — DB 2/7 — der ungar. Akad. d. Wissenschaften 18000 Kronen vermacht, mit der Bestimmung, jedes 2. Jahr abwechselnd auf ein Lustspiel und ein Volkstück einen Preis auszuschreiben, mit der Bedingung, daß „in den Konkurrenzarbeiten der Jude als festen Charakters und edel denkend gezeichnet werden soll.“ Das Urteil obliege der Akademie, doch hatte sie die Ansichten einzelner auf schöngelbigem und literarischem Gebiete tätiger Glaubensgenossen zu berücksichtigen. — Die Akademie hat das Legat zurückgewiesen: „Das testamentarisch unter besonderen Bedingungen der ungarischen Akademie der Wissenschaften hinterlassene Legat weiland Philipp Kunewalder's wird mit Rücksicht darauf, daß die Akademie sich zur speziellen Förderung der Interessen einzelner Klassen oder Konfessionen nicht erbötig machen kann, nicht angenommen.“ — Der Erblasser hat übrigens auch für diesen Fall testamentarisch verfügt. Heute würde wohl keine Akademie in den Ber. St. v. Europa ein solches Legat zurückweisen dürfen.

**Kunst**, gebor. Kohn, Minister, Uß. Budapest.

**Kunheim**, Erich, Dr. phil., Rf., 1871—21 Berlin; O. T. v. Eduard Arnold (Sb). Er erhielt zum Kaiserjubiläum 1913 den Roten Adler 4. Italienischer Konsul. — UR: U. Schaaffhausen'scher Bankv. Rf.; Chemische Wesseling; Vorstand Ilse Bergbau, Niederlausitz. — In der DB 2/11 1921 beklagen Profuristen und Direktoren von R. & Co. in einer Anzeige seinen allzufrühen Heimgang: „mit nie ermüdendem Eifer hat er es verstanden, dem Werk, an dem er mit großer Liebe hing, die richtige Entwicklung zu weisen und es im Geiste seiner Väter vorwärtszuführen.“ Dem R. gehörte früher das prächtige Gefandtschaftspalais der Schweiz am Platz der Republik. (Gestalten rings um Hindenburg, S. 76.)

**Künigl v. Ehrenburg**, Tiroler Adel, ÖG.

**Kunizer**, Moses, Kabbalist, 1774—37, Altöfen. Ein begabter Talmudist, Student in Breslau, „wurde der dürftige Jüngling von einem sehr reichen Manne seiner Vaterstadt, Salomon Kohn, als Eidam nach Hause berufen und sogleich in dessen „Geschäft“ genommen. Kunizer wurde Kaufmann, arbeitete aber auch geistig weiter. „Einen glänzenden Beleg hierfür liefert sein Meisterwerk „Ben-Jochai“ (Wien 1815) die Echtheit des Sohar (Sb) und eine ausführliche Schilderung des Simeon ben Jochai behandelnd — ein Werk zehnjährigen ausharrlichsten Fleißes.“ Das viele hebräische Arbeiten brachte ihn aber kaufmännisch so herunter, daß er zuletzt sich im Tempel anstellen lassen mußte, an dem er erfolgreich wieder tätig war. — Als die Kunde seines Ablebens sich in Prag verbreitete, wurde in mehreren Synagogen daselbst beschlossen, von nun beim „Mascht neschamoth“ dreier Moseffe feierliche Erwähnung zu tun: des Moses Majmonides, Moses Mendelssohn und Moses Kunizer, was noch heute — wie glaubwürdige Zeugen versichern — in der ehrwürdigen „Alt-Neu-Schul“ in der Tat geschehen soll.“

„Im Manuskripte hinterließ der Verewigte 3 starke Bände Predigten, die er als Homilien gelegentlich in seiner Behausung hielt, und die vermögliche Inhaltsverzeichnis auf mehrere 100 sich belaufen mußten, daß man gleichsam hieraus wie bei dem Hirschen aus den abgeworfenen Ästen — die Zahl der Jahre und Sabbate bestimmen könnte, die er als Kabbalassessor verlebte“, Ignaz Reich, Ehrentempel verdienter ungarischer Israeliten.

**Kunoz**, Ignaz, JG, \*1861, Samson, Ung., Dr., Uß (Türkisch), Dir: oriental. Handelsschule, Budapest. S: Relet Szemlé, Zeitschr. für Ural-Altaiisch. Ep: Bernh. Munkácsi.

↓ **Kunowski**, O. v., Landesgerichtspräsident, schrieb in seinem Buch „Wird die Sozialdemokratie siegen“, Preis 1 M., 1890 (UE 28, 12) — „der isr. Bevölkerung Hochachtung der Kinder vor ihren Eltern“ zu, während es doch nicht erst jetzt sehr häufig gerichtlich, sondern schon vor Tausenden von Jahren im UR festgelegt ist, daß jüdische Söhne ihren Taten oder daß Brüder den Bruder betrogen. Schon Stammvater Jacob verriet seine Familie. Ferner soll nach Kunowski der Israelit „eine tiefe Scheu vor dem Meineide haben“, wogegen auch wieder Erfahrungen sprechen, die unbefangenerer Landesgerichtspräsidenten sonst zu machen pflegen.

**Kunst**, „Gemeinnützige Vereinigung zur Pflege Deutscher Kunst“, 1928 (D. Wochenschau 31/3), Berlin, geleitet von dem Zahnarzt und Regitator Dr. Heinrich ▼Michaelis; Symbitus: Rf Otto ▼Werba; Kaufm. Beirat Bankdirektor Ernst ▼Treske und 2. Vorsitzender der sozialdemokratische Stadtrat Schneider; Mitglied des Vorstandes: Pianist Eduard △Behn. — Maßgeblich scheint der musikalische Beirat des Kultusministers, der linkssozialdemokratische Prof. ▼Restenberg; er soll mit Minister ↓Beder schon manche Gelder in den Ausbau der „G. B.“ getan haben, die nichts Geringeres bezweckt, als alle Bildungs-, Vortrags-, Literatur- usw. -Vereine in Deutschland zusammenzuschließen und in diesen zunächst jüd.-sozialdemokratische Redner und „Künstler“ wirken zu lassen. Ein Blick auf die Programme unterrichtet über Art und Fahrt der Kräfte: Max Brod, Elise Laster-Schüler, Hans Kriebensahn, Martha John

(Cohn), Samuel Feinberg (aus Moskau), Lotte Leonhard usw. usw. Bedauerlich, daß dieser „Gemeinnützigen“ Pro-Palästina-„Bereinigung“, sich aus „Unkenntnis der Verhältnisse auch Vereine und Verbände angeschlossen haben, die sonst von überstaatlichen, feindlichen und anti-nationalen Bestrebungen nichts wissen wollen, z. B. Deutscher Offiziersbund, Berlin; Verein zur Pflege der Kunst, Eschwege; Volksbildungsverein Forst (Lausitz); Literarische Gesellschaft, Frankfurt a. d. O.; Vortragsgesellschaft Garz auf Mügen; Goethebund, Gießen a. d. L.; Harzer Konzert- und Vortragsbund, Wernigerode, usw. usw.

**Kunst.** Man kann kaum sagen, daß völkische Stellen die internationale Gefahr, in der unsere Kunst, ja, unser ganzes geistiges Leben schon vor dem Kriege schwebte, nicht erkannt hätten. Aber die Warnungen wurden, statt weiter gegeben zu werden, von dem Pressechor unter schlagen oder überhüllt. So sind Worte, womit am 5/12 1910 eine Gemäldeausstellung in Mülheim-Ruhr eröffnet wurde, damals kaum über eine gutwillige Lokal-Z. hinausgedrungen.

„Uns wird in den großstädtischen Tageszeitungen immer vorgehalten, daß es mit der deutschen Kunst eigentlich nichts ist und das wahre Heil im Internationalen, in Paris, Petersburg oder sonstwo liegt. Sehen Sie sich einmal auf unsern Bühnen um, fast nur Stücke aus Norwegen, Ir-, Holl- und Rußland, oder Frankreich. Dort werden „Talente“ haufenweise entdeckt! Was sind das aber für Schau- und Schauerstücke! So irr, wirr, dumm, schmutzig, geschmacklos, daß man wünschen möchte, sie würden alle „Vom Teufel geholt“, wie der blöde Schmarren Knut Hansum's heißt. Und gehen Sie in große und kleine Bilderausstellungen von Berlin bis Interlaken, von Hamburg bis Wien, soweit die deutsche Zunge klingt, und beobachten Sie, was die Zeitungen loben und was schlechtberatenen Unglücklichen laufen, um nur nicht unmodern genannt zu werden: lauter Dinge, die bloß von gewissen Leuten à la hausse spekuliert worden sind! Wir Deutschen sind gerade dumm genug, um auf diese schlechten Papiere noch zu setzen. Es laufen gewiß gelegentlich Kunstwerke mit durch, aber öfter sieht man nur groteske Kunststücke, Einfälle, Launen, deren einziges Verdienst darin besteht, daß sie dem Auslande entstammen.

Wir brauchen nicht eng und einseitig zu sein. Es gibt gewiß im Auslande eine Menge großer und edler Kunst.

Wir Deutschen haben auch immer den Wert anderer Kunst für uns betont; wir schließen uns nicht ab, aber für uns kann nur das Beste aus der Fremde gerade gut genug sein, um der Beweglichkeit des deutschen Geistes zustatten zu kommen. Wir wünschen gar nicht unsere Kunst mit einer anderen zu vertauschen. Wir Deutsche haben immer mit triebartiger Sicherheit überall das Bedeutende herausgespürt und in der Weltliteratur das Beste aller Zeiten zusammengestellt. Aber neben diesem Besten, das uns willkommen ist, gibt es gerade jenseits der schwarz-weiß-roten Pfähle ungeheuer viel minderwertiges Zeug, das lieber dort bleiben sollte, wo es ist. Es wäre ein Verbrechen an uns selber, wenn wir es aufnehmen und uns dadurch den Blick für das trüben würden, was bei uns zu Hause strebt, ringt und ans Licht will. Wenn irgendwo ein Duzend anmaßender Fremdlinge sich zusammentun, um die Welt gehörig mit ihren Bildern vor den Kopf zu stoßen, sollen wir uns doch zu gut dafür halten, solche Schmiererei ernst zu nehmen. Wir wollen es in Deutschland wieder für unsere Pflicht ansehen, vor allem auch unsern Künstlern unsere Teilnahme zuzuwenden, — das wird gerade der Jugend ein erneuter Ansporn sein, immer wieder zu versuchen, ihr Bestes zu geben. . . .“

Wie alles andere, beansprucht der Jude auch die Kunst als sein eigentlichstes Gebiet, während er nur Nachahmer, niemals Selbstschöpfer sein kann, — aber kaltlächelnd hat er immer wieder behauptet, daß er der Schöpfer und die anderen die Nachahmer seien.

Lothar ▼ Brieger = Wasservogel (sb), DWe 1904, 3: „Wir Juden sind geborene Künstler, mögen auch Chamberlain und Driesmans dagegen sagen, was ihnen einfällt. Wir besitzen als Volkstümligkeit die tiefste Gabe unersättlicher Phantasie, die allein den Künstler ausmacht.“

Prof. Dr. Franz Landsberger bei Eröffnung einer jüdischen Ausstellung im Lessinghaus, Breslau 1921 (Jüd. Volksz. 11/11): „Ungeheuer schwer ist es, das Jüdische in der Kunst zu definieren, herauszuschälen. Auch zu sa-

gen, was dtische Kunst ist, ist sehr schwer. Man empfindet das eine, wie das andere, aber man kann es nicht sagen. Liebermann ist gewiß ein dtischer Künstler, Israëls ein holländischer, Pissaro ein Franzose, Chagall ein Russe. Und doch haben sie auch etwas Jüdisches. Man könnte vielleicht in einer großen internationalen, die jüdischen Künstler aller Länder zusammenfassenden Ausstellung eher dahinter kommen, was dies Jüdische ist. Es scheint, als ob das Schicksal sie alle bedrückt und leicht spielende Phantasie ihnen versagt ist. Sehr auffällig ist eine starke Neigung zur Graphik, die auch bei Liebermann vorhanden ist. Sie ist anders als die dtische Graphik. Die Plauderlust, das nicht genug Erzählenkönnen des dtischen Graphikers fehlt dem Juden. Bei ihm ist es eine Neigung zur Abkürzung, eine rasche Art, sich über Eindrücke klar zu werden. Eine solche Linienführung sehen wir besonders glücklich in den Porträts von Tischler und Aschheim. Häufig eine ganz leichte Neigung, ein wenig zu karikieren, wenigstens Züge hervorzuheben, die das tun.

Nicht alles sind Meisterwerke, aber durchweg sieht man ehrliches Streben. Charakteristisch ist, daß jeder Kitsch absolut fehlt. Bei allen ist das Streben, ehrlich zu bleiben.

Es ist Pflicht der Juden, ihre Künstler zu stützen, nicht bloß materiell, sondern durch innere Anteilnahme, für die der Künstler so empfänglich und dankbar ist. Viele von ihnen sind Expressionisten. Daher gestalten sie zuweilen die Natur um. Der seelische Klang, der aus diesen Bildern spricht, ist ein jüdischer."

Dr. Kurt Wiener: „Schicksalsgenossen haben da gemeinsam ausgestellt. . . Auch ihm erscheine es schwer, das herauszuschälen, was in den Werken der Künstler jüdisch sei, was nicht von Umwelt, Lehrer, Schule bedingt sei. Aber immer sei darin etwas Jüdisches zu finden."

In Wirklichkeit sind die Juden aus angeborenem Mangel an Idealität für jede Art von Kunst unbegabt. Schon der große Forscher des 18. Jhs. Joh. Winkelmann III, S. 265, sagte, daß „wir von der Kunst unter den Juden nichts wissen“. Virtuosität ist kein

Beweis dagegen; das lehnt sich an Muster, die es geschieht benutzt. Die Plastik wurde dem Juden wohl deshalb ausdrücklich verboten, damit man ihm nachher keine Vorwürfe über seine Unfähigkeit machen und er sich auf die „göttliche“ Sakung berufen könnte. R. Wagner durchschaute in seinem „Jdtm in der Musik“ S. 17 die Unfähigkeit auch nach dieser Richtung: „Die sinnliche Anschauungsgabe der Juden ist nie vermögend gewesen, bildende Künstler aus ihr hervorgehen zu lassen: ihr Auge hat sich von je mit viel praktischeren Dingen befaßt, als Schönheit und geistiger Gehalt der förmlichen Erscheinungswelt sind."

Gelegentlich klagten sie selber darüber, wie das Jsr. Fam.-Bl. 1906 (JfBl 29/8): „Wer bisher einen Blick in die Silberkammern auch der größten Synagogen tat, mußte mit Bedauern die Armut an Kunstsinne wahrnehmen, die sich an den verschiedenen Kultusgegenständen, besonders dem Schmuck der Thorarollen zeigte, nichts als Kronen und Löwen, manchmal auch Türme, große und kleine, goldene und silberne! Selten einmal eine Abwechslung, nirgends ein tieferer Sinn, nirgends Geist, nirgends Gemüt!"

Gelegentlich einer Ausstellung jüdischer Künstler in London sagte The Jewish World, 1906, S. 650: „Es gibt und kann keine jüdische Schule in der Malkunst geben, wie man es drolligerweise behauptet hat. Denn Moses Maimon malt ja wie ein Russe, Lévy-Dhuriner wie ein Franzose, Carl Schlösser wie ein Deutscher, Pilichowski wie ein Pole, ebenso wie Solomon wie ein Engländer malt. Und wenn Emile Lévy ausgestellt hätte und der Schlachtenmaler Benoit-Lévy und Madame Fould, die so liebliche Gesichter und Kleider aus der Zeit Ludwigs des XIV. pinselt, so würde man doch nur gefunden haben, daß alle diese Juden in der Eigenart dieser betreffenden Länder aufgegangen sind. Es gibt nur eine Sprache der Kunst, vielleicht mit vielen Dialekten, aber Jiddisch gehört nicht dazu."

Der Jude bildet nur nach, er kennt kein eigenes inneres Erschaffen und Erleben. Unselbständig, arm und un-

fruchtbar, greift er, wie die Elster, Glänzendes, das er irgendwo liegen sieht, mit Schnabel und Fang auf, und plündert unter unaufhörlichen Verstößen gegen das Urheberrecht arischer Künstler und Meister, um mit den Federn und Federn aus ihren Werken, effektivt frisiert oder popularisiert, möglichst viel für sich herauszuschlagen. Unsere Kunst z. B. ist unseres Volkes, seines innersten Wesens, Ausdruck. Und da wir Deutschen uns als germanisches Volk fühlen, wäre es unsere Pflicht, auch das Spiegelbild unserer germanischen Seele in der Kunst vor jüdischer Entstellung zu schützen. Das Schicksal des Volkes aber, das diese seine Pflicht nicht tun will, hat Richard Wagner in den „Nibelungen“ verkündet, wo Wotan, der sich selber untreu ward, zu Grunde gehen muß.

Mit Alberich und Mime, der Habgier und Verstellung, sind die Fremden gemeint. Alberich stiehlt der Erde das Gold und schmiedet daraus den Ring, d. h. er überlastet die Erde mit den Drangsalen des Kapitalismus, dessen endgültige Herrschaft auch das Ende alles Lichtvollen, Großen und Schönen bedeutet. Und Mime, sein Bruder, macht dazu die Tarnkappe, die vor dem Erkantwerden schützt. Wotan entreißt Alberich den Ring, aber leider nicht um das gestohlene Gut seinem rechtmäßigen Besitzer, d. h. der Natur, dem Rhein zurückzugeben, sondern um der durch die Berührung mit dem Ring erweckten Machtgier derart zu erliegen, daß er Reif und Hort besitzen will. Sein Gewissen (Erde) warnt; er überläßt daher den Ring zögernd dem Riesen. Aber schon dieses Abweichen vom Wege des Rechts rächt sich; Wotan und die Götter verdämmern; als des Lichtes Sohn, war Wotan alles, was er ist, nur durch Verträge, deren unbedingtes Halten allein seine Selbsterhaltung gewesen wäre.

Ebenso ist das deutsche Volk alles, was es ist, gleichsam durch Vertrag mit dem Urgeist, der die Edelrasse schuf. Deren grünender Zweig, wir Germanen, sollen die chaotische Erde in einen Weltkörper wandeln, wo Ordnung, Gesetz und Recht herrschen: wir sollen den Stoff durchgeistigen. Aber die Mächte der Finsternis haben sich auch Diener

und Kämpfer geschaffen, und überall, wo arisches Volk je an der Schwelle des Aufstieges stand, erschienen Geschöpfe mit oder ohne Tarnkappe; woher sie kamen, wußte man nicht, man sah sie auch nicht und fühlte sie nur am Verfall der Sitten; und viele Völker, in deren glänzenden Anlagen große Entwicklungsmöglichkeiten lagen, wie die Griechen, gingen zu früh dahin, weil sie entartet, sich nicht gegen die schädlichen rassistischen Einflüsse zu wehren verstanden.

Wenn nun hebräischer Geist deutsches Wesen und deutsche Kunst umspinnen will, so ist Gefahr im Anzug für unser Volkstum, die Zeichen des Verfalls werden wie Ausschlag an unserm Leibe sichtbar.

... Es wird noch behauptet, das Antijudentum habe befruchtend auf die Kunst der Wirtsvölker gewirkt. Die Sucht, Krankes und Krankhaftes darzustellen, der Blödsinn der Zelebristen und Futuristen, die aufgepeitschte oder widerlich-süße, immer aber verlogene Operettenmusik, die Schundliteratur alljüdischer, oder von ihrem Geist angefränkelter „Schöngeister“, sprechen anders. Unser Volk hat Kant, Schiller, Goethe, Kleist, Beethoven, Dürer, Wagner, Mozart, Bach usw.! Wo jüdischer Einfluß beginnt, mischen sich Verwesungsdünste in den Blüten- und Fruchtgeruch deutscher Kunst. Deutsches und hebräisches Empfinden, Feuer und Wasser sind unvereinbar. Die Juden haben selbst in der Blütezeit ihres eigenen Volkstums keine Kunst gehabt; was sie machten, war ägyptische, phönizische oder assyrische Entlehnung. Ein Volk ohne Kunst ist kein Edelvolk. Jüdische „Kultur“ war immer bloß, wie die Geschichte des Judentums zeigt, eine mangelhafte Zivilisation! — Heute ist jüdische „Kultur“ das, was wir, von unserm Volkstum aus, als Unkultur, Entartung, Dekadenz empfinden.

**Kunstkollschewismus**, s. Kulturbolschewismus.

**Kunstadt, Siegmund**, gebor. Kohn, Operettenreor Theaterdirektor; er gastiert mit leichtem Operetten im Variété-Theater, Berlin. 1914.

**Kunstförderer**. Juden — bei allen Theater-Premieren der Großstädte gegenwärtig, Schauspieler und Sängerrinnen auf ihren Gesellschaften ausnuzend und sich gierig auf jedes Neue stürzend, um es dem nächsten Neuen hinzupfern — weisen stets darauf hin, wie durch ihre Aufnahmefähigkeit allein die Kunst gefördert würde. Judengenossen schieben nach. S. S. Ewers schrieb im

WZ, Okt. 1908: „Ohne unsere jüdische Intelligenz, die nicht das Hergebrachte, sondern auch das werdende Neue verstehen will, würde heute den ringenden Künstlern der Literatur und bildenden Kunst eine starke Nährquelle fehlen, eine der wenigen, die wir überhaupt haben, die einzige vielleicht, die sich greifbar nachweisen läßt“ — eine Anschauung, die dem reinen Gemüt des sonst so blutdürstig pervertierten Dichters alle Ehre macht. Die Köln. Z. behauptete sogar am 5/4 1909, das Kaufen belletristischer Werte und das gesteigerte Interesse am ersten Schauspiel in Döschlnd sei den überall im Vordergrund stehenden Juden zu verdanken, ja, eine intelligente jüdische Jugend habe die christliche mit fortgerissen. Ju. ▼Wab. stellte im selben Blatt (17/9 1911) den Satz auf, daß „die Juden für die Verbreitung unserer großen Künstler gesorgt“ hätten: „Die norddeutsche Goethe-Gemeinde ist von Jüdinnen [s. Henriette Herz] geschaffen, die persönlichen Freunde, die literarischen Herolde Friedrich Hebbels sind jahrzehntelang Juden und fast nur Juden gewesen. Und am Triumphzug Wagners so gut wie Nießes haben Juden wesentlichen Anteil gehabt.“

Wenn sich geldliche Fragen mit Kunst verknüpfen, kann Wab recht haben, denn als Theaterleiter ist mancher Jude durch die Gnade Wagners und untrer andern Großen reich geworden; aber sonst hat Wab unrecht, mag auch der Berliner Teil der Goethe-Gesellschaft noch so sehr aus Juden bestehen. ▼Kuh, ▼Bamberger und ▼Engländer haben unsern Hebbel nicht „gemacht“, und Wagner, dem großen Tonidichter, ist von der Klasse soviel in den Weg gelegt worden, daß die nachträglichen Gefälligkeiten einiger ihrer Bankiers, Dirigenten und Weiber daran nichts änderten. Wer dann aber unter den bedeutenderen Männern unseres Volkes von Juden zur Mode erhoben war, ist damit im höheren Sinne stets ein „Moriturus“ geworden. Gerhart Hauptmann haben die Posanen von Jericho in den 1890er Jahren so umgeblasen, daß er niemals wieder ganz aufrecht stehen konnte.

**Kunstfreunde, jüdische.** — Kunst und Wissenschaft der Wirtsvölker wurden von den Juden (eigene Künste und Wissenschaften haben sie nicht) immer nur deshalb unterstützt, um ihren Kassegenossen und Hörigen in den betreffenden Branchen weiterzuhelfen und der gläubigen, nichtjüdischen Welt mal den feinsten, kaum merkbaren, aber um so gefährlicheren Sand in die Augen zu streuen. Denn der Durchschnittsmensch, der in der Zeitung von den jüdischen Kunstgönnern liest, schaut zu diesen selbstlosen Förderern idealer Belange ebenso auf, wie zu seinen, von jenen „gemachten“, bedeutamen Gelehrten und Künstlern. So bringt es das jüdische Mäzenatentum, diese Reklame und Stütze für das „ausgewählte Volk“, schließlich soweit, daß in der Kunst und Wissenschaft der Wirtsvölker, das heißt in deren „öffentlicher Meinung“ nur noch jüdische und judenfreundliche Persönlichkeiten vor der Zeitungskritik bestehen, die dann von nichtjüdischen Wirtsvölke bald als die maßgebende Größe angesehen werden.

Legt sich ein Jude mit seinem Gelde Kunstsammlungen zu, so hat er die Gemälde, Plastiken usw. nicht ihrer selbst willen, aus Freude am Schönen, erworben, sondern als Werte, die — vorsichtig ausgeführt — eine bessere Kapitalanlage als manche Papiere oder Ländereien sind. Die Neigung des Juden zum Althandel hat ihn früh zur Nutzung von Kunstwerken gebracht. Jetzt setzt, wie auf der Börse und auf allen von Juden beherrschten Gebieten, auch auf dem Kunstmarkt die Konjunktur, ein Auf und Nieder der Preise, ein, das mit Unterstützung „Sachverständiger“ den wissenden Besitzern viel Gewinn abwirft. Kein Wunder, wenn dann auch Kunsthändler „sammeln“, d. h. nicht gleich verkaufen. So gestaltete Marc'ell von Neumes (Sd) seinen ästhetischen Besitz nach allen Regeln der Konjunktur aus, „machte“ rechtzeitig den Greco-Rummel, an dem er nachher tüchtig verdiente, und brachte bald darauf beste deutsche Figuren des Mittelalters zusammen, die gegenwärtig hoch bewertet werden.

Dem Schriftsteller Walter ▼Bondy-Berlin, der seine Ostasiensammlung zur Versteigerung brachte, war-

fen sogar jüdische Kunstzeitschriften vor, daß er sie nur spekulativ zusammengestellt hätte (s. Marcus Kappel). Andere Sammler schlachteten ihre amtliche Stellung aus, um für sich das Beste vom Besten billigst zu erwerben, wie GR ▼Bippmann sel., Direktor des Berliner Kupferstichkabinetts, dessen Gemälde kurz vor dem Kriege versteigert wurden, wobei wundervolle Sachen dem deutschen Volke, das L. ausgeräubert hatte, verloren gingen. Der Sohn dieses Mannes, Friedrich Wilhelm S. (Sd), bekannte sich ganz offen zum Kunsthandel, hatte aber dabei das „Pech“, bei einem Silberdiebstahl auf der Radolzburg mit erwischt zu werden. DWoch 12/8 1928.

**Kunsthandel, ein Monopol der Juden,** das auf natürlichem Wege keine Millionen einbrächte, wenn nicht tausend Tricks und Gaunereien dabei wären. Schon J. F. Stern, Linke Massmatten 1833, S. 61 ff. erzählt von einem Bubenstreich, wobei nicht zu übersehen ist, wie der Urier selber im Drange Geld zu verdienen, dem Juden vorarbeitete, der überall da gewonnen Spiel hat, wo man sich zu seinem Prinzip des Erwerbs um jeden Preis bekennt. Ja, man möchte fast sagen, es geschieht solchen Menschen nicht so unrecht, wenn sie durch den andern ausgemerzt und als Tote von den Toten begraben werden:

„In M. . . . lebt ein sehr wackerer königlicher Hofbeamter, der vor wenig Jahren noch ein bares Vermögen von etwa 30 000 Gulden besaß. Bei einem ruhigen und achtungswerten Leben besuchte derselbe in der Regel täglich ein öffentliches Gesellschaftslokal, wo er zuweilen unwillkürlich den geheimen Wunsch mochte blicken lassen, sein Vermögen vergrößert zu sehen oder wenigstens mit einem Teile desselben irgend ein einträgliches Geschäft zu machen.

Ein anwesender Jude, der sich mit Gemäldehandel und Bilder-Restaurations befaßte, lauschte dem Beamten seine Schwächen ab, und baute darauf Voratz und Plan, denselben um sein Vermögen zu betrügen. Er verband sich zu dem Ende mit mehreren anderen Juden und Judengenossen, teilte jedem seine Rolle zu, und begann die Ausführung seines Vorhabens.

Vorerst machte er sich an den Beamten, sprach von Kunst und Kunstschätzen, von alten und neuern Gemälden, wie viel mit dem Handel solcher Gegenstände zu gewinnen sei usw. — Nach einiger Zeit erbot er sich, dem Beamten mehrere vortreffliche alte Gemälde zu zeigen. Jener, dadurch geschmeichelt,

gestand gerne zu, daß diese Bilder in seine Wohnung gebracht und daselbst aufgestellt würden. Der Jude bat um die Erlaubnis, die Gemälde so lange stehen lassen zu dürfen, bis sich ein Kaufliebhaber fände, weil er in seinem Hause nicht Raum und das vorteilhafte Licht nicht habe. Das wurde zugestanden. Der Jude bemerkte von jedem Bilde den Preis, für den er es erkaufte habe und für den er es wieder zu verkaufen gedente, wonach sich ein bedeutender Gewinn herausgeworfen hätte.

Nach Verlauf einiger Zeit brachte der Jude mehrere Kaufliebhaber in des Beamten Haus, ließ die Gemälde besehen und verkaufte deren mehrere in Gegenwart des Beamten um bedeutend höhere Preise, als er sie zuvor selbst angeschlagen hatte. Daß die Käufer Helfershelfer des Juden waren, und dies alles nur geschah, um den Beamten irre zu führen, wußte und erkannte dieser freilich nicht.

Durch diese Spiegelfechtere, wie durch die Hoffnung gereizt, mit solchem Handel leicht Geld gewinnen zu können, ließ sich der Beamte endlich verleiten, nach und nach mehrere Gemälde, die ihm der Jude hier oder dort bei seinen heimlichen Verbündeten nachwies, zu kaufen. Andere dieser Genossenschaft kamen als Käufer, kauften die Bilder wieder, und ließen dem bereits Betörten an manchem Gemälde 6 bis 8 Louisdor und noch mehr gewinnen, wenn es gleich an und für sich nicht einen Louisdor wert war. Das wurde eine Zeit lang so fortgesetzt; man ließ dem Beamten in kurzer Zeit einige hundert Gulden gewinnen, und dieser fing nun an, sich für einen Kunstkenner zu halten.

Nach diesem Vorspiel rüdten die Betrugsgenossen mit dem Hauptplane endlich näher und führten ihn auch glücklich aus.

Eines Tages, als der Beamte sein gewöhnliches Gesellschaftslokal besuchte, traf er daselbst den Gemäldejude von einer Gesellschaft zum Teil ihm unbekannter Herren, zum Teil solcher Personen umgeben, von denen er entweder einzelne Gemälde erkaufte, oder an die er welche verkauft hatte. Er achtete auf deren Gespräch und vernahm, daß ledig-

lich von Kunstgegenständen die Rede sei. Über eine Weile hörte er, daß der Gemäldejude zu seinen Tischgenossen halb leise sagte: „er wüßte in diesem Augenblicke eine große Spekulation zu machen, wobei 30 bis 40 000 Gulden zu gewinnen wären, wenn es ihm nur nicht an Geld fehlte. Es seien nämlich an mehreren Orten vortreffliche alte Gemälde verkäuflich, die zwar eine Ankaußsumme von mindestens 20 000 Gulden erforderten, an denen aber in kurzer Zeit das doppelte und dreifache, wo nicht noch weit mehr, gewonnen werden könnte. Die fraglichen Gemälde würden teils aus Not, teils wegen schneller Abreise der Besitzer verkauft, darum gegen ihren wahren Wert äußerst billig gegeben, aber es sei sogleich bare Zahlung nötig, und eine solche Summe aufzubringen, sei er gegenwärtig nicht im Stande.“ Jeder der Tischgenossen bedauerte nun, nicht so vieles Geld zu besitzen, um diese Spekulation unternehmen zu können und erkundigte sich nach den näheren Umständen, die das Haupt der Betrüger aber geheimnisvoll verhüllte.

Der Beamte war ganz Ohr, konnte die folgende Nacht vor lauter Begierde nicht schlafen und ging mit dem frühesten Morgen des anderen Tages zu dem Wisse des Geheimnisses.

Auf Vorhalten dessen, was er gestern zufällig vernommen, gestand der Jude auch ihm nach einigem absichtlichen Widerstreben die Gelegenheit, im Nu durch den Ankauf vieler alter wertvoller Gemälde große Summen gewinnen zu können, wenn er das nötige Geld dazu besäße. Der Beamte erbot sich zum Vorschießen des Geldes, und man kam endlich dahin überein: dieser sollte die nachzuweisenden Gemälde für seine Rechnung kaufen, und der Jude, der sie — wo es nötig — unentgeltlich zu restaurieren versprach, sollte beim Wiederverkauf den dritten Teil des Gewinnes beziehen. Nun wurde der Beamte bald da, bald dorthin geführt, und in wenig Tagen hatte er bereits eine große Sammlung von Gemälden, angebliche Rubens, Leonardo da Vinci, Dürer, Raphael und andere Meister aller Schulen, in seinem Hause, wofür er eine

Summe von baren 20 000 Gulden ausgegeben hatte.

Die Gemälde wurden geordnet, restauriert und in einem eigenen gemieteten Lokale aufgehängt. Unmittelbar danach begab sich der Gemäldejude auf Reisen, — und soll heute noch wiederkommen. Der Beamte, der sich ein König dünkte in seiner Galerie, ersuchte mehrere Liebhaber und Kenner, ihn zu besuchen und seine Sammlung zu besuchen. Das geschah. Aber wie entrüstete sich der Besitzer, als man die ganze Sammlung für völlig wertlos, die Originale für schlechte Kopien usw. erklärte, nicht ein einziges Bild von Wert finden wollte, und ihm geradezu sagte, daß er schmachlich betrogen worden und der Wert der ganzen Galerie nicht auf 150 Gulden anzuschlagen sei. Er schalt die Sprecher solcher Urteile Nichtkenner, Unverständige und dergleichen, mußte aber leider bei jedem anderen Besuche diesen Ausspruch wiederholt hören. — Kurz, nachdem er durch viele Kunstverständige seine Sammlung hatte taxieren lassen, welche kein anderes Urteil, als das eben bemerkte, fällen konnten, sah er endlich ein, daß und wie schrecklich er betrogen und geprellt war. Der Gemäldejude, dem er einen absichtlichen Betrug nicht beweisen konnte, war, so wie mehrere der Verkäufer dieser Gemälde, verschwunden; andere die noch anwesend waren, leugneten jedes Einverständnis und beriefen sich auf den freiwillig abgeschlossenen Kauf, und der Betrogene mußte ohne die Betrüger zur gerechten Strafe ziehen zu können, seinen Schaden verschmerzen.“

**Kunsthändler.** Sie schaffen keine Kunst, aber handeln und verdienen an Kunstwerken. Liebermann v. Sonnenberg auf dem 2. antijüdischen Kongress, 27/4 1883, Chemnitz: „Der jüdische Kunsthändler — denn deutsche gibt es wenig mehr heut — geht in die Kunstausstellung der neuesten Sachen, sieht die Bilder an von den neuesten Leuten und findet bald heraus, mit dem und dem Bild ließe sich ein Geschäft machen. Er sucht den Künstler auf und sagt: Ich bin der Kunsthändler so und so, und möchte Ihnen Bilder abkaufen. Er bietet annehmbare Preise, der Künstler muß sich aber dafür verpflichten, alles, was er malt, dem Juden zu überliefern. Wenn er darauf eingeht, gut, dann geht der Tamam in der Presse los. Jede isr. Zeitung hat die Verpflichtung, für einen Mann Propaganda zu machen, an dessen Bildern ein Jude verdienen will. Nun wird der Künstler ungeheuer gelobt, es tauchen hier und da Notizen auf: der berühmte Maler so und so hat sein Bild fertiggestellt und jedes Stadium der Entstehungsgeschichte wird angetündigt.“

In einem Brief an den „Ami du Peuple“ sagt Camille Maclair über diese Leute: „Aus seinem Aus-

stellungskotal oder seiner Dülsterbude heraus belauert auch der Händler. Er wird auch Auskunft geben. Hier ist es Herr Liegenbod, dort Herr Klebrig, bald heißt er auch Lövy-Tripp, bald Rosenschwein, immer derselbe Typ, der seine Zweigstellen vermehrt, die Kursliste aufstellt, Gelegenheiten erspäht und durch den Verkauf der Salbadereien sein Geschäft macht. Es ist ein bedeutender Mann, der seine Presse zu pflegen und die Publizität zu handhaben weiß, denn er hat herausgefunden, daß die Methoden des kommerziellen Bluffs sich ausgezeichnet auf Kunst anwenden lassen, und daß die Qualität des Produktes keineswegs in Betracht fällt, vorausgesetzt, daß man versteht, es zu lanziieren und an den Mann zu bringen. Fast immer hat er, als Bettler geboren, in zehn Jahren sein Vermögen gemacht.“ Schweizerbanner 2/1 1929.

↓ **Künstler,** Franz, M. d. R., Sozialdemokrat, Parteisekr. in Berlin-Neukölln, Vorführer der Sozialdem. Partei Groß-Berlin. \*13/5 1888 in Berlin. Konfessionslos. War früher Maschinenschlosser. Vor dem Kriege erhielt er 14 Tage Gefängnis wegen Beleidigung des Offizierskorps. R. war Mgl. des 1. Rätekongresses 1918 und ist einer der berüchtigtsten Pazifisten. Ihm war sogar das sozialdemokratische Wehrprogramm noch zu reaktionär. Nach seiner Ansicht müsse „die heutige Wehrmacht umgeformt werden zu einer Grenzsicherungsarmee.“ R. betrieb auch Landesverrat. Er „enthüllte“ Verhandlungen zwischen Reichswehr und Sowjetregierung, die wahrscheinlich nur in seiner Phantasie stattgefunden haben.

**Kunstmänn,** Arthur, Reeder, peruanischer Konsul für Pommern und Mecklenburg, spanischer Vizetonsul für Swinemünde, wo sein Vater, Werner R., einst Schiffabwrader war. U.'s Schwiegersohn war D. A. Lin, der Sapag-Direktor; die Hamburger Gesellschaft gewährte dem A. R. aus Menschenliebe [s. Talmud] viele schöne Vorrechte, sodaß er der größte Reeder in Preußens größtem Seehafen werden konnte.

**Kunstverfall.** ▼ Jochenhäuser, S. 92, höhnt: „Man hat oft das Gefühl, daß auch die Literatur wie die anderen Künste in Berlin nicht viel anderes sind als Industrie und business. Bald vielleicht wird hier der letzte wirkliche Poet ohne Geschäftskennntnis nur noch ausgestopft neben dem letzten Droschkensperde vorgezeigt werden. Oder es wird ein neues Dichtergeschlecht entstehen, das Dichtungen ohne Worte zu schreiben versteht, Kinodichtung.“

Damit ist ungewollt aber richtig das hohle Wesen jener unerträglichen „kulturellen“ Entwicklung gekennzeichnet, deren höchste Trümpfe, Mammon und Herrschsucht, Verwaltungstechnik, Demokratie und Größenwahn, alle Großstädte regieren. Die industrielle Sturzwelle, die durch die ungeahnten, aber überschätzten Ertragsenschaften auf rein technischem Gebiet heraufkam, setzte alle die feineren Gebilde deutschen Lebens weg, die sich aus den Verwüstungen des 30jährigen Krieges in die Gegenwart gerettet hatten. Sie schuf für das Zeitalter des Verkehrs ein Feld voll Trümmer. Vordröbert wurde diese „amerikanische, siegreiche Überwindung der Rückständigkeit“ durch das Judentum, das planmäßig alle Erinnerungen, die das Volk mit seiner ruhm- und gemütreichen Vorzeit verbanden, zerstört. Kirchen, Stadt- und Rathäuser, Patrizier- und einfache Bürgerhäuser, ja, ganze Stadtteile wurden im Anlauf niedergedrückt, für still- und geschmacklose, der „Neuzeit entsprechende, mit allen Bequemlichkeiten ausgestattete“ Progenbauten. Traute Dörfer wurden der widerwärtige Abklatsch einer Groß-Vorstadt, und von den Felsen, die man in ergiebige Steinbrüche wandelte, mußten die fagenummobenen, als Leichenstein des finsternen Mittelalters verächtlich gemachten Burgruinen herunter. Das gleiche Bild auch anderswo: In Italien machte Bürgermeister Nathan einen Teil des alten Roms dem Erdboden gleich; in Frankreich ließ man die Schätze und herrlichsten Kathedralen bewußt verkommen, soweit man sie nicht, wie nachher im Kriege, absichtlich zerstörte. In England sprengten die jüdisch geleiteten Suffragetten, anscheinend zwecklos, weit abgelegene, efeuunranke Abteilen der Vorzeit in die blaue Luft. Dieses gleichmäßige

Borgehen läßt auf einen einheitlichen Plan des Judentums schließen, der sich auch gegen die Künste richtete. In der Malerei sind mit den unsterblichen Werken der Vergangenheit auch die Schöpfungen solcher Künstler der Gegenwart in Acht und Bann getan, die in den Bahnen wahrer Kunst Neues auf dem Alten aufbauen wollen. Impressionismus, Sezessionismus, Futurismus und Kubismus führten einen Gegensatz von Klarheit und Unfähigkeit auf, der weiten Schichten des Volkes jede Freude an den bildenden Künsten nehmen sollte. Was in dieser Hinsicht auch auf dem Gebiet des Schrifttums, der Prosa und Poesie, auf der Bühne usw. durch Unterdrückung und Fälschung älterer Schöpfungen und durch die „moderne Produktion“ geleistet wird, spottet jeder Beschreibung. Als einziger Trost bleibt die Hoffnung auf Wandlung, und die Erkenntnis, daß auch die traurige Erscheinung heute Vorläufer hat. So sagte im Dez. 1911 Friedrich Lübbecke aus Hanau in einem Vortrag über: „Die gotische Kölner Plastik“: „Köln war unbestreitbar im 14. Jh. die Hauptstadt Deutschlands, in der sich das gesamte Leben des Westens vereinigte, in der die Bürgerchaft zuerst um die Befreiung vom erzbischöflichen Joch und dann die Künste um die Herrschaft mit den Patriziern rangen. Diese unterlagen völlig 1398, nachdem die Weberherrschaft von 1370 noch einmal vom Patriziate niedergeschlagen war. Mit dem endgültigen Sieg des Plebs ist die innere geistige Entwicklung bald erschöpft. Ein fattes Spießbürgertum erstickt immer mehr die kräftigen Ideale der Kampfzeit und veranlaßt auch den Verfall der großen Kölner Kunst, die ja in ihrer Malerei weitberühmt wurde.“

**Kunstwein.** Da ein guter Wein von vielen ganz unüberseh- und unberechenbaren Umständen, von Boden, Sonne und Menschen abhängig ist, verlegen sich jüd. Händler bequemer auf den überall ohne Hilfe auch im Dunkeln herstellbaren Kunstwein. UC 15/5 1888 ließ sich diese Manipulation aus Müllheim i. B. beschreiben: „Unsre Gegend, speziell als gute Weingegend (Marktgräfler) bekannt, ist seit einigen Wochen der Schauplatz großartiger jüdischer Geschäftstätigkeit, die über kurz oder lang das ganze Land nicht nur in einen schlechten Ruf bringen, sondern ihren Bewohnern, namentlich den Weinbauern, die Wirtschaft ruinieren wird. Es schließen nämlich „Weinfabriken“, die kolossale Geschäfte machen, wie Pilze aus der Erde; es bestehen hier 6 „Erste deutsche Kunstweinfabriken“, die Kunstwein fabrizieren aus Rosinen, Taninrinde usw.; die Anschaffungskosten zu einem Hektoliter Kunstwein stellen sich auf circa 6 M., und sie verkaufen den Hektoliter zu 14, 15, 16 M. Das Wasser nehmen sie aus einem Bache, in welchen verschiebene Aborte direkt hineingehen, Kadaver von Ragen, Ratten, Hühnern, darinnen liegen und das Blut und die Abfälle von Gedärmen usw. aus dem Schlachthause mit abfließen. Und dies Gemisch trinken die Abnehmer auf dem Schwarzwald und im Elsaß. Unsere Weinbauern, die das ganze Jahr über in Schweize und mit vielen Kosten und Mühen ihre Reben bebauen, können ihren Naturwein zum niedrigsten Tagespreise nicht losbringen. Unser Naturwein, der als Marktgräfler sich eines guten Namens erfreute, ist jetzt schon ganz verschrien, und wenn dies so fort geht, so wird in nicht allzu weiter Zukunft bald mehr und Ernsthaftes von hier zu hören sein. Die Petition an Reichs- und Landtag um Erhöhung der Steuer auf Kunstwein müßte denn Berücksichtigung finden.“

Auch das Donau-Eßlinger Wochenblatt wimmelte 1888 (UC 15/5) von Anzeigen für „Kunstwein“, d. h. für einen Mantisch aus Traubenzucker, Wasser und Spiritus, der als „angenehmer Hausstrunk“ empfohlen wurde, von: U. Mayer, und Mayer-Mayer, erste deutsche Kunstweinfabriken; Salomon Maierjung; J. Sommer usw.

Seibl 1900, S. 39: „Nach Einführen des Zudersteuergesetzes gebrauchen die Weinjuden nicht mehr Zucker, sondern Zuderrüben. Aus den Rüben wird der Zuderstoff ausgelaugt, dann wird die Flüssigkeit zum Gären gebracht, und nach einer Woche ist der Wein fertig. Dieser Pantisch kommt den Juden auf 6 Heller per Liter und wird mit 36—42 Heller als „ungarischer Wein“ in Tausenden von Hektolitern in den Handel ge-

bracht und Tausende von Menschen holen sich davon ein unheilbares, schleichendes Magenleiden.“

**Kunz,** Leuteschinder, Hauptmann zu Marseille, der 1901 einen Unteroffizier so quälte, daß dieser sich das Leben nahm, — wurde in  $\Delta$  Rocheforts „Intransigent“ als Jude bezeichnet. Dazu bemerkt die „Voss. Z.“ 20/8: „Rochefort braucht es ja nicht zu wissen, daß dieser urgermanische Name niemals von einem Juden getragen wurde.“ — „Das ist leider unrichtig“, wies DW 24/8 nach, „wir können z. B. folgende Berliner Juden nennen, die den urgermanischen Namen Kunz führen: Mag Kunz i. Fa. Mag Kunz; den General-Agenten Salo Kunz; den Vorsther des isr. Vereins „Humanitas“ Kunz u. a.“

**Kunwald,** Lu., Vizepräsident der Wiedermann-Bank, Wien, geistiger Vater der Sanierung: „Der österreichische Staat verpfändet für ein Darlehn von 600 Millionen Goldkronen restlos seine ganzen Einnahmen, Steuerquellen, Monopole usw.“ DWoch 18/11 1928.

**Kunz** = Theodor Herzl.

**Kunze**  $\Delta$ ?, Richard, Tapezierer, Welfenstr. 13, Neukölln. Uzi 25/9 1912: „Berlin, 19. September. Mit der Teilnahme von Dissidentenkindern am jüdischen Religionsunterricht hatte sich das Schöffengericht in Neukölln am 12. d. M. zu befassen. Der Tapezierer Richard K. hatte ein polizeiliches Strafmandat auf 1 M. erhalten, weil er fortgesetzt versäumt hatte, seinen schulpflichtigen Alfred in den Religionsunterricht der 7. Gemeindegemeinde zu schicken. Um ein prinzipielles Urteil zu erzielen, hatte er richterlichen Einspruch erhoben. Laut Ergebnis der Beweiserhebung hatte der Angeschuldigte, nachdem er aus der evangelischen Landeskirche ausgetreten war, sein Kind am j. Religionsunterricht teilnehmen lassen, bis die isr. Gemeinde dem Knaben den Weiterbesuch verbot (warum?). Jetzt hielt K. sein Kind unter strikter Beobachtung der formalen Vorschriften von jeglichem Religionsunterricht fern. Der Verteidiger machte besonders darauf aufmerksam, daß es nicht nur unmoralisch, sondern auch gesetzlich nicht zulässig sein kann, einen Dissidenten zu zwingen, sein Kind an dem Religionsunterricht derjenigen Kirche teilnehmen zu lassen, aus der der Vater ausgetreten ist. Schlimmstenfalls könne man nach der Rechtsprechung des Kammergerichts fordern, daß das Kind an irgendeinem staatlich anerkannten Religionsunterricht teilnimmt. Das sei auch der j. Religionsunterricht, an dem das Kind 2 Jahre lang ohne Beanstandung teilgenommen habe. Wenn plötzlich die j. Gemeinde sich weigerte, das Kind weiter an ihrem Religionsunterricht teilnehmen zu lassen, so könne man doch dafür nicht den Angeklagten verantwortlich machen. Der Gerichtshof hielt ein Verschulden des Angeklagten nicht für erwiesen und erkannte daher, ohne eine prinzipielle Entscheidung fällen zu wollen, auf dessen kostenlose Freisprechung.“

**Kupernil,** Elow, „einer der hervorragendsten M A Südrußlands“, J. C. Verteidiger der Juden in Wien, 1881. DW 1912, 5.

**Kupers,** Staatsopern-Direktor, Petersburg, landbierte 1922 (DW 20/12) als „Generalmusikdirektor“ der Oper in Frankfurt a. M. — WM.

**Kupferkuch,** A. J., Großrabbi der ostjüdischen Gesellschaft, Berlin, Münzstr. 25 II. DW 18/5 1929.

**Kupieren der Pferdeschweife.** „Diese unnötige und qualende „Mode“ stammt von jüdischen Pferdehändlern, weil die Hinterhand des Pferdes um so mächtiger erscheint, je kleiner die Schweiftrabe ist: also Betrug. Und aus dieser Tierquälerei (es gehen an der Operation viele Pferde ein) ist die „große Mode“, der „Typ“, geworden! Aber auch ein schweres Pferd sieht mit laugem Schweif sehr schön aus. Deutscher, merke dir, nur Juden beschneiden Menschen und Pferde! Staat, sehe eine Steuer von 1000 M. je kupierten Schweif fest, dann hört diese „Kunst“ auf! Jesse, Major a. D.“, DW 24/8 1929.

**Kuranda,** Arthur, Präf. M: Bränner Brauerei Hof- u. Gerichtsadvokat, im Vorst. d. Österr. isr. Allianz, Dugel 7, Wien I. (f. Dr. Felix Kagau). Er sagte 1913 (Österr. Wochenchr.) im Abgeordnetenhaus: „Es sind in der letzten Zeit sogar Fälle vorgekommen, daß in Flugschriften und Versammlungen, letzteres in Gegen-



wart eines Landesfürstlichen Organs, die Behauptung aufgestellt wurde, die Juden seien der Ehre bar. Haben Sie, die Sie alle das Ehrgefühl an die erste Stelle der Empfindungen setzen, eine Ahnung davon, wie sehr eine solche Beschuldigung einen gebildeten Mann, der sich nie eines Vergessens seines Ehrgefühls schuldig gemacht hat, trifft? Wissen Sie nicht, daß dies jedem — wenigstens innerlich — blutige Tränen kosten muß?"

Sieg 1914, Nr. 19: „Der Jude Ruranda hat bei den Stichwahlen der letzten Reichratswahl in Deutschböhmen an alle jüdischen Wähler die schriftliche Mahnung gerichtet: „Jeder Jude begeht Verrat an Stamm und Glauben, der dem Kandidaten des „Deutschen Nationalverbandes“ seine Stimme gibt.“ —

Ruranda, Emil, Hofrat, Wien. 1912.

Ruranda, Felix, Dir: Bantverein, Colloredogasse 40, Wien. 1912. — *VB*.

**Ruranda, Ignaz, 1812—84, Wien.**  
*E*: Büchertrödler *K*. Eine Lithographie von Kriehuber (50) zeigt ihn mit stumpf-hammelartigem affektiertem Gesicht, zurückgehender Stirn, starker Nase und wulstigen Lippen. Hanslied 1, 142: „Wir Wiener wissen, daß der geistvolle Ruranda mitunter recht komisch aussehnen konnte. Die illustrierten Witzblätter lebten geraume Zeit von seiner mit 3 Linien umrissenen sofort kenntlichen Karikatur. Wenn das kleine, hagere Männchen in Eifer geriet, — und das geschah sehr leicht —, dann schien seine berühmte Nase noch weiter vorzuspringen, seine Bewegungen überhasteten sich, und seine Stimme überschlug in einen wunderlichen, orientalisches modulierenden Diskant.“ Er war der Sohn eines unbemittelten Antiquars und las in früher Jugend ohne Wahl und ohne Leitung vieles durcheinander. Erst Journalist, dann dramatischer Dichter („Die rote und die weiße Rose“, in Dtschlnd viel gegeben), ging er, erglüht für die Freiheit ins Ausland, nach Paris und Brüssel, wo er über dtische Literatur las und über „Belgien seit der Revolution“ schrieb, sowie mit Henry Conscience 1841 die „Grenzboten“, eine Zeitschrift begründete, die „in vornehmem Stile eine freie Bewegung“ anbahnte und, von politischer Bedeutung, Belgien mit Dtschlnd wissenschaftlich verbinden sollte. *Ku*. siedelte nach Leipzig, wo er sie bis zum 1/7 48 weiter leitete. *S*. ▼ *Mayer*, Wiener Juden, *S*. 276: „Weit aus der größte Teil der Auflage dieser grünen Hefte wurde nach Österreich eingeschmuggelt und verschlungen; er war dem Wiener Publikum als Kontrolle für die „Augsburg. Allgemeine“ wertvoll, wohl die einzige ausländische

*Z*., die gelesen wurde, aber man traute ihr nicht, da sie wegen ihres Absatzes in Österreich der österr. Regierung gefällig sein mußte und häufig für österr. Leser eine Sonderausgabe drucken ließ. Vor 1848 hat sich noch selten eine *Z*. ein solches Verdienst um die Aufklärung der öffentlichen Meinung erworben, wie die „Grenzboten“ in Österreich. Es war die Glanzzeit Rurandas, die ihn an die Spitze jenes Fünfziger Ausschusses brachte, der in den Märztagen 1848 das Parlament der Paulskirche zusammenrief.“

Dann gründete er in Wien die „Östliche Post“, eine Tageszeitung, die ihre Leser mehr wägen als zählen mußte. Konservativ-liberal, konnte sie auf die Leser der radikalen Zeitungen nicht rechnen, und den Schichten des Wiener Bürgerstandes war die spezifisch „dtische“ politische Tendenz nicht sympathisch. Immerhin wurde die „Östliche Post“ eine *Z*. von bedeutendem Einfluß auf den besten Kreis der Leser und Leitenden; schon aus dem Grunde, weil sie die einzige Wiener *Z*. war, die damals im Auslande gelesen wurde.

„Dem Ideale seiner Jugend blieb er stets treu: als Redakteur, als Mgl. der dtischen Nationalversammlung in Frankfurt a. M., des österr. Landtags und des österreichischen Reichstags, dem er 23 Jahre ununterbrochen als Führer der dtisch-liberalen Partei angehörte. Er war ein warmer Verteidiger seiner Glaubensgenossen, die er als (12 Jahre langer) Präses der Wiener Kultusgemeinde häufig vertrat, ein begeisterter Freund der jüdischen Wissenschaft, besonders der jüdischen Geschichte, deren Forschung er als Vizepräsident der „Jsr. Allianz“ wesentlich förderte. In der Geschichte der österr. Publizistik, des österr. Parlaments und der ersten jüdischen Gemeinde des Kaiserreichs füllt sein Name für alle Zeiten ein ehrenvolles Blatt aus.“ *Kahserling*; *J. U*.

„Er genoß in jüd. Kreisen den höchsten Respekt, sie stellten in richtiger Abschätzung für das Ansehen der Gemeinde das Lustre seiner glänzenden politischen Laufbahn höher, als die erworbenen Millionen dieses oder jenes Reichens.“

S. ▼Maher, Wiener Juden, 1917. S. 507.

Wenn man so die Juden über ihre Juden reden hört, tut es einem fast leid, immer wieder kritisches Wasser in den Wein dieser Begeisterung schütten zu müssen. Aber man begreift auch, woher alle Juden ihren guten Ruf haben: sie können im Todesfall immer auf die schönsten Nachreden seitens überlebender Glaubensgenossen zählen. Nach ▼Kahserling muß auch ▼Kuranda geradezu ein Ausbund von Tugenden gewesen sein, die aller Welt zugute kamen. Nur Sigmund Maher ist etwas unvorsichtig, wenn er von einer Berechnung der Gemeinde spricht, die genau zu wissen schien, was alles ihr an unerlaubten Vergünstigungen K.'s politischer Einfluß innerhalb der nichtjüdischen Kreise verschaffen konnte und sicher heimlich auch verschafft hat. So etwas sagt man doch nicht.

Ku. war Führer der dtsh-liberalen Partei, Ritter des Leopoldordens usw. Über seine Leipziger Zeit berichtet der milde Treitschke, 5, 195: „Der Literatenkreis an der Pleiße vermehrte sich 42 beständig durch mißvergnügte Zuzügler aus den Nachbarlanden; aus Osterreich kamen Schlesinger, Herloßsohn, Hartmann, Meißner. Wer unter diesen Halbflüchtigen etwas gelten wollte, mußte mindestens eine liberale Brandschrift oder ein Sonett gegen Metternich geschmiedet haben. Die meisten dieser burschikosen Literaten trieben Politik, keiner eifriger als der unstäte Kleine Böhme Ignaz Ku. Der hatte in Brüssel eine literarisch-politische Rundschau, die Grenzboten, gegründet, um seine österr. Landsleute aus dem Schlummer zu rütteln, verlegte sie nach Leipzig, wo sie dem Wiener Hof bald lästig wurde und mit der Zeit auch die preußischen Zustände scharf zu beobachten begann. Ku.'s teurer Gehilfe war ein anderer böhmischer Jude, der kindlich gutherzige Jacob Kaufmann, ein schüchternes Stubengelehrter von linkischem Wesen, dem man gar nicht ansah, wie klar und sicher er über politische Fragen urteilte.

Einen Aufsehen erregenden Prozeß hatte △Brunner mit ▼Ku., als dieser die

Christenheit für den traurigen Zustand der Judenheit verantwortlich machen wollte. Als Brunner in der „Wiener Kirchen Z.“ 28/9 59 bewies, daß der Fluch über die Juden wegen Verwerfung des Messias gekommen und an ihrem Zustande nichts Schuld sei als das eigene Gebaren gegenüber den anderen Völkern, verstieg sich Ku. in seiner „Ostdeutschen Post“ u. a. zu der Verleumdung, Brunner habe die Judenheze zum literarischen Industriezweig gemacht. Letzterer antwortete in erster Linie mit Ausschreibung eines Preises von 100 vollwichtigen Dukaten, wenn der Verfasser der betreffenden Artikel auch nur eine einzige der darin enthaltenen Behauptungen beweisen könne. Ku. schwieg. Dann forderte Brunner den Juden zum Widerruf der Lügen auf. Ku. schwieg noch immer. Da brachte Brunner die Ehrenbeleidigungsklage wider ihn ein. Die Verhandlung fand am 16/5 60 unter Landgerichtsrat Frühwald statt. Ku. wurde freigesprochen! Brunner erklärte, nicht an ein höheres Gericht, sondern nur an das Urteil der Weltgeschichte appellieren zu wollen. Doch legte er in seiner Kirchen Z. eine Rechtsverwahrung ein. Und ein gewiegter Wiener Jurist gab zu seinen Gunsten eine eigene Broschüre unter dem Titel: „Die Schlußverhandlung des Prozesses Brunner-Ku., beleuchtet von einem österreichischen Rechtsfreunde für gebildete Leser“ heraus. Für Brunner nahmen Partei das „Stuttgarter Morgenblatt“, die „Berliner Revue“ und die „Neue preußische (Kreuz-)Zeitung“, welche über „das neue österreichische crimen laesae majestatis judaicae“ berichteten. Dem Sieger im Prozeß setzte David Gordon (sd) aus Lha ein hebräisches Denkmal.

Als dtshcher Journalist, der gleichzeitig im Vorstand der ANU in Paris saß, war K. einer der allergefährlichsten, der unter der Marke des österr. Patrioten und Menschenfreundes sein Wirtsvolk, um so unbefangener in die Fänge des jüdischen Drachens leiten konnte.

Kuranda, Kamill, M. d. R.-R.; Ministerialrat, Wien. E: „Der berühmte 48er Publizist Ignaz K.“, so rühmt Kamill den eignen Erzeuger, Deg. 7. — Dtsch-fortschrittlich. \* Wien 1851—1914, Ritter des Leopold-Ordens, Komtur des Franz-Joseph-Ordens mit Sternen.

Mayer 353: „Er ist ein Mann von hoher allgemeiner Bildung, moderner Sozialpolitiker und besitzt gründliche und wertvolle Sachkenntnisse. Die Aufrichtigkeit und politische Ehrlichkeit seines Charakters sind über allen Zweifel erhaben. Trotz aller dieser Vorzüge erreichte er im Parlament nur schwer und langsam eine Stellung. Die Ursachen liegen weniger in ihm als in den Verhältnissen des Hauses. Seine Stellung zur Judenfrage ist mir persönlich gewiß sympathisch, er ist ein Assimilant alten Schlages. Es gehört zu den verkehrten Konsequenzen einer Scheidung unserer Abgeordneten rein nach den Interessen der Nationalitäten, daß die Assimilanten bei den Parteien weniger Anklang finden, als jene vier Juden, die sich zu einer jüdisch-nationalen Partei vereinigt haben.“

↓? Kurella [Korellen, ein russ. Volksstamm, vgl. Tolstoi, Antisem., S. 129], Hans Georg, Dr. med. (Nerven). — H: Zeitschr. f. Elektrotherapie. — R: Centralblatt für Nervenheilkunde. — G: Bibliothek für Sozialwissenschaften. Villa Waldhaus bei Bonn; im Sommer Bad Kudowa. \*1858 Mainz. E: Govv. Auditor JF A. K. // Mathilde Wardeleben. Vorfahren: Prof. und Stadtrichter K., Königsberg, 1720—81; Dr. med. G. G. K., Präses d. Obercollegii medicini in Berlin, 1717—97 (Verkannter Chemiker: Brustpulver!). — O 90 Maria v. Karzenwsta. — 5 K. B: ▼Dombroso und Naturgeschichte des Verbrechers, 92; Wohnungsnot und Jammer; Zolltarif und Lebenshaltung des Arbeiters; Theorie der künstlerischen Begabung, 09; ▼Dombroso als Mensch und Forscher; Welt der Träume, 11. — H: Grenzfragen des Nerven- und Seelenlebens (m. A. ▼Loewenfeld). — Ue: Strindberg; Hansum; Amalie Stram; Karl Lange; Harald Höfßding; Ramon v. Cajal. Sozialliberal.

1893 von der „N. Fr. Presse“ um seine Meinung über Antisemitismus gefragt: „Ich ging anfangs auf diese Bitte nicht gerade gerne ein, denn ich empfand dabei etwas von dem Widerwillen, mit dem auch der unverdrossenste Forscher an die Untersuchung der widerwärtigsten Sekretionen des Menschen geht.“ Dombroso, Antisemit, S. 1.

Kürnberger, Ferdinand, 1823 Wien — 79 München. Nach 48 längere Zeit in Ditschind verstedt, erhielt er einen Preis bei der Novellent Konkurrenz für das „J. lust. Familienbuch des Oßter. Lloyd“; 64 in Österreich; 70 Sekretär der Schillerstiftung, Wien; 77 in Graz. — B: Amerikanisches Kulturbild; Goldmärchen; Siegelringe, Feuilletons; Alinet und der Derwisch; Löwenblut. K.'s jüd. Rasse wird bestritten. Otto Sander, deutsche Hochschulfürsprecher der Ostmark, 1914, 3: „Für Kürnbergers j. Abstammung ist auch nicht der Schatten eines Beweises erbracht. Die Beziehungen zu A. V. Franke (sb) und der „Neuen Freien Presse“ beweisen nichts für den, der unsere Verhältnisse in der Konkordanzzeit und der darauf folgenden liberalen Vera kennt; man halte sich nur vor Augen, daß selbst die nachmaligen Führer der antisemitischen Bewegung einmal im Banne des Liberalismus standen! K.'s rassistische Ehrenrettung, die seinerzeit schon im „Deutschnationalen Taschenbuch und Zeitweiser 1909“ gegenüber Fritschens „Handbuch der Judenfrage“ geltend gemacht wurde, ist gerade jetzt, wo eine Ausgabe seiner Werke veranstaltet wird, doppelt am Platze.“

K. war nach U. E. Schönbad der „Sohn eines magistratischen Laternenanzünder und einer Obstfrau“; aber „meinem Empfinden nach“, sagt A. Bartels, Gesichte der deutschen Literatur 2, 456, Jüdische Herkunft und Literatur-Wissenschaft 79, „schwerlich ohne jüdische Blutzumischung“. Vielleicht spielte Illegitimität mit: 1. Hebbel konstatierte die Eitelkeit des jungen K., Freundes von Sigmund Engländer (sb); 2. K. nimmt an der Revolution teil und schlägt; 3. K. arbeitet für Wiener Judenblätter und wird Redakteur der „N. Fr. Presse“; 4. K. verteidigt sich in den „Siegelringen“ (in denen auch manches Nationale steckt) ungehörig gegen die von katholischer Seite aufgestellte Behauptung, er sei Jude; 5. K. stellt seinen Roman „Der Amerikamüde“ mit starker Nachempfindung und auf Grund herzhafter Plagiate aus Franz Böhrs amerikanischen Reisebüchern her; 6. in seinen „literarischen Herzenssachen“, die

gewiß Richtiges bringen, steckt jüdischer Feuilletonismus und viel liebevolle Beschäftigung mit dem Judentum. Er schrieb auch ein Drama „Catinina“, (Novellen à la Heine (sb) und kritisierte à la Emil Kuh (sb). Er ist Blende à la Heine; seine Erzählungen, die wohl auf jugendliche Gemüter versfangen, sind keine reife Kunst; 7. K. ist, trotzdem einige böllische Äußerungen an ihm konstatiert werden, immer lieblich bei Juden und -Genossen gewesen; 8. Der Kunstwart schwärmte früher für K.; Karl Kosner hat sein „Schloß der Frevel“ und Otto Erich Deutsch seine Werke bei Georg Müller herausgegeben; 9. Sein Bild in den „Herzenssachen“ hat nichts Jüdisches, aber man soll auch andere Bilder von ihm ansehen. Es ist wohl anzunehmen, daß K. illegitimer Halb Jude war und dies wußte, wie es auch die Juden wissen, — die einzelne „patriotische“ Äußerungen von ihm zitteren.

Paul ▼Vindau 2, 307, schreibt über K., als Ma.: „Honorarfragen und Abrechnungsrisiken spielten in allen seinen Briefen eine große Rolle. Obwohl er mein Angebot jedesmal und ohne weiteres dankend angenommen hatte, kam er fast in jedem Schreiben darauf zurück. Er bat um umgehende Einsendung, oder nach Abdruck des Manuskriptes, oder zu einem späteren Zeitpunkt, den er bestimmen wollte, oder auch um einen Vorkuß, eine Kontozahlung und dergleichen. Das langweilte mich mit der Zeit. Da schrieb er mir: „Über — Handelsschaft ist immer eine kleine Schelmerei: man fordert zunächst den höchsten Preis und denkt: Warum sollst du dich selbst herunterhandeln? Das werden schon andere tun.“ Das verhinderte aber nicht, daß er noch zu Dutzenden von Malen immer wieder auf dieselbe Geschichte zurückkam.“

Kurrein, Adolf, JG, Dr., Prof., Rabbi, Teplitz. \*1846 Trebitz, Mähr. B: Patriarchenbilder I: Abraham; Frau im jüd. Volk; Soziale Frage im Judentum; Rabbisch; Judäa und Rom; Brauchen Juden Christenblut?; Bibel, Heidentum und -bekehrung; Lichtstrahlen aus Reden Adolf ▼Jellineks. H: Jüdische Chronik, zionistisch.

Kurrein [Korein, Ort südl. von Abu-Kebir, Ägypten], Mag., Dr., Prof., Ud (Tsch, Charlottenburg), Vertreter des Uß Georg ▼Schlesinger. Nach „Messer und Schere“, Nr. 15 und 16, 1929, Ludwigshafen a. Rh., wurde K. von der amerikanischen Gillette-Ges. in ihren Betragsregeln gegenüber dem Usan-Patent des Ingenieurs Alfred △Schlüßler, Neutölln, gewonnen, um dem Reichsgericht als Sachverständiger in einer von Schlüßler angestregten Nichtigkeitsklage gegen den Hauptanspruch des neuen Gillette-Patents 379 742 untergeschoben zu werden. Man glaubte K. um so mehr, als er glänzend überzeugend und den Laien verständlich zu machen wußte. Schlüßler durchschaute das Lügengewebe K.'s und lehnte ihn als Sachverständigen wie auch den Kostenvorschuß für seine Beteiligung beim Reichsgericht ab. Nun zahlte die Gillette-Gesellschaft die Kosten und kam so zum Ziele. K. gewann für die Patentinhaberin einen unschätzbaren Wert als Gutachter für ihren Verletzungsprozeß. „Messer und Schere“ erwähnt weiter die trügerischen Kunststücke des falschen Gutachters. Später wurde ein vom Volksbildungsministerium in dem Dienststrafverfahren gegen den „unlauteren Gutachter“ beauftragter, auswärtiger Hochschulprofessor, weil er „von dem Kurrein'schen Schmutz gesprochen hatte, in dem herumzuwühlen“ er genötigt sei, — von dem Gillette-Betreiber als befangen abgelehnt. WM.

Kürschner, Adolf Frhr. v., \*1844, Zuderfabrikant in Währen. Er war erst der Buchhalter eines Viehhändlers in Brünn, wurde reich in Zuder und anderen Spekulationen, erhielt 08 den einfachen Adel und 2 Jahre darauf gegen Zahlung von 1 Million die Baronie. Juli 13 kam seine Fa. Kürschner & Co. in Schwierigkeiten, die von gefälligen Banken behoben wurden. EG.

△Kürschner, Joseph, 1853 Gotha — 02; emsiger Reizograph, Verfasser ungezählter Nachschlage- und Handbücher über Literatur, Staaten, Statistik usw., — wurde vom „Volk“ 13/5 1891 als „Jude“ angesprochen, weil er judenkennerische Stellen eines Aufsatzes vom

Feldmarschall Moltke beim Nachdruck in „Über Land und Meer“ ausgelassen hatte. Er berichtigte aber: „daß er weder Jude sei, noch, soviel ihm bekannt, jemals ein Glied seiner Familie diesem Glauben (!) angehört habe“, für seine allgemeinen Unterrichtsbücher, die man schlechtthin als „Kürschner“ zitiert, sollte der sich vornehmlich mit Juden befassende Semikürschner ebenso das Gegenstück sein, wie es der die j. Nobilinge behandelnde Semi-Gotha zum Gotha, dem allgemeinen adligen Taschenbuch ist.

Kurz, Rudolf, schrieb in der „Kritik der Kritik“ jüdisch-zynische Ergüsse, wobei er sich obendrein als Arier bekannte, während er in Wirklichkeit ein gebor. Leo Horwiz, Verfasser der „Zauscheinhistorie; Glosse über einen Literaturgeschichtsschreiber“ (W. Bartels) war, wie F. W. in den DfBl 16/11 1907 nachwies.

Kurze, F. = Emil Schiff.

Kurzig, gebor. Abraham, Präses des Oberversicherungsamts, Magdeburg 1929 (Informationsbrief, 28/2).

Kuruczen. 1903 (Stbgr 3/10) wurde in Lissaufsat eine Katozcy-Feier veranstaltet. Ein Ausschuß erließ einen flammenden Aufruf, der mit den Worten begann: „Wir, die stolzen Nachkommen der ruhmreichen Kuruczen...“ Unterschrieben war der Aufruf von: Blum Solzef, Frank Lajos, Friedmann Jakob, Kaufmann Jend, Kramer Lipot, Sternberg Ede, Sternberg Goltan u. dgl.

Kurz△, Erwin D., Professor, Bildhauer. \* 1857 Stuttgart. E: Dichter Hermann K. // Baronin v. Brunow. O: 80 ▼Dittlie Herzfeld. K: Otto Orlando, 81, Architekt; Irene Grazia, 89. B: Dästen: Paul ▼Heyse, Wilhelm Jensen, Hermann ▼Levi. München.

?Kurz, Hermann, \* 1880 Basel. — B: „Die Guten von Gutenberg“, No., 1912; „Sie tanzen Ringelreihen“. Darüber Werner von der Schulenburg (Sd) aus Hamburg, Leipziger N. Nachr., 31/8 13: „Schweizer Kunst, vielleicht ein wenig bewußt schweizerisch. H. K. ist ein junger Mann (nicht zu verwechseln mit seinem Älteren verstorbenen Namensvetter) ... hieß dieser „Schweizer“ Kurz früher anders, und läßt er sich nun gern mit dem Namensvetter, dem trefflichen schwäbischen Dichter Hermann Kurz (1813—73) verwechseln? Wir würden uns freuen, mit unserer Vermutung Unrecht zu haben. WM.

Kurz, Selma, aus Osterr.-Schlesien, Opernsängerin, in Frankfurt a. M.; Gustav ▼Mahler berief sie nach Wien. — O Uß Josef Halban, #, gebor. Blumenstod, 1910 (Die Welt 6/5).

Selma stammt aus Bielitz, begann als Mitglied des ▼Tempelchors, heiratete den Gynäkologen Halban-Wien und wurde „in Würdigung ihrer großen Verdienste um die Wiener Staatsoper Ehrenmitglied des Instituts“. SP 3 12/7 1929.

Kuschinski, Roman. Wahrheit 10/3 23: „Er heißt Roman Kuschinski, ist also ein Pole. Seit zwei Jahren „gründet“ dieser Mann in Berlin Lokale mehr als eigenartigen Rufes. Gegenüber der „Nibelle“ in der Jägerstraße, so teilt K. mit, hat er jetzt einen „Bergnügungspalast Esprit“ errichtet. K. will aber „Damen“ aus der „Nibelle“ nicht bei sich haben. „Elegante Herren“ treffen sich bei ihm; so teilt er mit. Kenner sind im Wilde; die, „die es angeht“, wissen Bescheid; sie kennen Roman schon; er war im „Elite-Palast“ in der Nühowstraße, in der „Conti-Diele“, Bülowstraße, im „Palast Europa“ in der Potsdamer Straße und hat sich jetzt in die Jägerstraße hineingeschlingelt. Roman Kuschinski preist den „intimen, orientalischen Stil“ seiner Räumlichkeiten an. Der Pole will den Berlinern beweisen, daß er in ihrer Stadt machen kann, was er will. Den französischen Freunden wird es zwar nicht gerade angenehm sein, daß ein solches Lokal französisch firmiert; aber Kuschinski zeigt doch, wie weit es ausländische Frechheit in Berlin treiben kann. Der Jägerstraße, die sowieso einem abendlichen Bergnügungspalast gleich, hat „Esprit“ gerade noch gefehlt. Auf Grund des soeben zustande gekommenen Notgesetzes ist die Bedürfnisfrage auch bei schon bestehenden Schankkonzessionen nachträglich zu prüfen. In der Jägerstraße ist die Zahl der „Klimmer“- und „Animier“-Betriebe so groß, daß sie in ihrer Gesamtwirkung zum öffentlichen Argernis werden. Nicht

nur Haus an Haus, sondern in einer ganzen Anzahl Häuser sind sogar mehrere Restaurationen konzessioniert; das ist das Signum der Jägerstraße. Roman Kuschinski hat dort gerade noch gefehlt mit seinem französischen „Esprit“ für „Herrn“. „Esprit“ soll „anders als die andern“ betrieben werden; für diese „Neuheit“ ist also erst recht kein Bedürfnis vorhanden. Auch manchem anderen der Jägerstraßen-Zingeltangel sollte das Lebenslicht ausgeblasen werden; das würde zur Hebung dieser stark frequentierten Verkehrsgegend Berlins wesentlich beitragen. Wer abends die Friedrichstraße entlang geht und das Nichtmeer in der Jägerstraße links und rechts mit dem turbulenten Treiben daselbst sieht, fühlt sich abgestoßen von dieser Stätte des Berliner „Bergnügungsliebens“. Schön ist anders!“

Kusel, englische Nobilinge, 19. Jh. JG.

••Kusel, Rudolph, RA, 1809—90 Karlsruhe — verteidigte 49 mit Erfolg die Badener Revolutionäre, kam 61 als 1. Jude in die 2. Kammer der Landstände, beeinflusste 62 die Gesetzgebung für die Emanzipation und war ein guter Nationalliberaler. JG.

Kusenbergh, Otto v., RA, Kassel und Darmstadt, O. E. der Alberta v. Buttamer, geb. Welfe. 1913 nobilitiert. — SG 737 läßt die ▼Abkunft offen. WM.

Kuß, Anton, B: Juden und Dtsche, E. Reiß, Verlag, Berlin, 1921.

Kusserow△, Friedr. Wilh. Ferdin. v., General, O ▼Oppenheim aus Köln; 1844 nobilitiert. K: 1. L., O Louis Rabené; 2. L., O Adolph Hansemann; 3. Heinrich, 1836—02; SW; er kam 71 in den Reichstag, wo er die liberale Reichspartei gründete; 85 wurde er preuß. Gesandter in Hamburg, 86 Bundeskommissar für Übersee im Reichstag und 96 Czellenz. — O ▼Antonie Springer, eine Adoptierte des Frh. v. Oppenheim in Köln. Durch seine Tochter kam jüdisches Blut in die Sippen des bair. Offiziers Friedr. Grfn. Edbrecht v. Dürckheim-Montmartin (95 O) und des pr. Hauptmanns Alfred Frhr. Henn von Henneberg (93 O).

Heinrich v. Kusserow war selbstredend jüdenfreundlich, und meinte (WG 9/3, 25/5 90) als Parteikandidat für Wesel besorgt in einer Wahlsrede „Ich halte die Judenhege für in hohem Maß verwerflich, namentlich wenn sie von sogenannten Gebildeten betrieben wird.“ — Man stelle sich vor, welche Berwirrung solche Worte eines halbwegs germanisch aussehenden Adligen in Kopf und Herz derer hervorrufen mußten, die keine Ahnung davon hatten, daß der halbjüdische Redner mit einer Jüdin und vier regelrechten jüdischen Kindern versehen war.

↓Küster, Fritz, Sozialdemokrat, Pazifist, Landesverräter, Schriftleiter des Volksverrat betreibenden Schundblattes „Das andere Deutschland. Auf einer öffentlichen Kundgebung der Reichsbannersozialisten und Pazifisten in Stettin führte K. u. a. wörtlich aus: „Den Kriegsverbrechern von gestern rufen wir zu: Solange es dtsche Pazifisten gibt, werden alle Verstoffe gegen Versailles schonungslos aufgedeckt und angeklagt werden...“ (Mitteldeutsche Z. 31/3 29).

In Leipzig sagte K.: „Landesverrat ist keine Schande mehr! Für mich gibt es nur eine Parole: Weitermachen!“ (Deutscher Vorwärts 21/2 29).

K. veröffentlichte auch eine geheim zu haltende Denkschrift des Reichswehrministers Groener in seinem Verräterblatt „Das andere Deutschland“. DZ 22/1 29: „Die Hinweis der „Deutschen Zeitung“ auf die Quellen des Verrats der Groenerschen Denkschrift werden durch eine Veröffentlichung der Zeitschrift bestätigt, die bewußt und mit vollem Recht den Namen „Das andere Deutschland“ trägt. Ein sogenannter verantwortlicher Mann dieser Zeitschrift, die sich nach wie vor der Duldung gewisser amtlicher Stellen erfreut, darf es wagen, in diesem Blatt folgende Verhöhnung der mit der Untersuchung des Skandals beschäftigten Stellen in deutscher Sprache abzurufen, ohne sich bis jetzt einer Verfolgung oder Hausfuchung auszusetzen: „Im Reichswehrministerium ist alles in heller Aufregung. Man will die herausgegebenen Exemplare der Denkschrift sofort einziehen. Auch die Abschriften, Herr Groener? In dem Fall können

wir Ihnen auch eine solche zur Verfügung stellen.“ — Es dürfte demnach feststehen, daß dem sozialdemokratischen Schriftleiter des „Anderen Deutschland“ die Denkschrift bzw. eine Abschrift zugänglich gemacht worden ist. Da dieser Vertreter mit Namen Fritz Küster auf seinen Ausspruch, daß Landesverrat keine Schande mehr sei, auch noch stolz ist, bleibt es völlig unverständlich, daß bis jetzt noch mit keinem Wort von einer Verhaftung dieses Schädlings die Rede ist, obwohl der mit Recht empörten deutschen Öffentlichkeit gegenüber der Eindruck erweckt wird, als ob die verantwortlichen Stellen mit allen Mitteln auf der Suche nach den Verrätern der Denkschrift sind.“

Küster, Ju., Patentanwalt, Königgräzer Str., Berlin. 1913.

Küster△, Konrad, Dr. med., GSN, Berlin. ○ ▼ Schneider-Blaurod. L: Eise, 1896 ○ △Albrecht Frh. v. Wittgenstein, Sanitätsmolkereibesitzer. 3 R. SA. R. gründete mit Walbert v. Hanstein und Eugen Wolff in den 1880er Jahren in Berlin die literarische Vereinigung „Durch“, deren „Ademische Zeitschrift“ Leo ▼ Berg leitete.

**Kutisker, Jwan**, †, ostgalizischer Schießerjude, \* in Libau, litauischer Staatsangehöriger. Seine kaufmännische Laufbahn begann er als Angestellter eines Heringsgeschäftes im litauischen Flecken Wainoden, hart an der kurländischen Grenze. „Es roch in dem Laden nach Schuhwische, grüner Seife, Heringen und edlem Wodka. „Was steht zu Diensten, gnädiger Herr?“ fragte Jwan Baruch Kutisker den einfachen Landmann, der den Schnee von Schafpelz und Stiefeln klopfte und sich bei der vornehmen Unrede nichts weiter dachte, als „Achtung! Der Jud' will dich begaunern.“

Der „gnädige Herr“ wünschte ein Duzend Salzheringe und erklärte nach Besichtigung der Tiere, sie seien faul und grammelig. — Da wurde Jwan Kutisker zum Volksredner. Mit begeisterten Worten machte er dem armen Landmann klar, wie weit doch das platte Land noch in der Kultur zurück sei, viele hunderttausend Meilen hinter der Weltstadt Wainoden in Kurland, deren vornehmstes Geschäftshaus keine Mühe und Kosten gescheut habe, diese bezaubernden Meeresbewohner zu importieren. Denn das seien Edelfische, und was der Herr „gammelig“ nenne, sei Edelkäule, und der Geruch, der an trangeschmierte Schafstiefel erinnere, sei etwas ganz Feines, das man weder mit einem russischen noch einem deutschen Wort bezeichnen könne. Man nenne es in Paris Hautgout und im heiligen Rom, wo der Papst des Westens wohne, Aroma.

So daß der arme Bauer schließlich tief beschämt ob seiner Unkultur in den Beutel griff und die erworbenen Meeresaristokraten seiner Familie auf den Tisch setzte. Worauf das Festmahl mit Nasenrümpfen begann und mit Bauchgrimmen aufhörte

Onkel Kutisker aber, der Inhaber des Welthauses in Wainoden, zog sich den Raftan zurecht, küftete das Käppchen und sagte: „Jwan Baruch Kutisker, du wirst werden ein großer Kaufmann. Du wirst erinnern dich an diese Stunde, wenn du wirst andrehen den Leuten faule Wechsel, wie du hast angedreht diesem Goi faule Fische, die ich schon geschrieben hatte auf Verlustkonto.“ (Fr. 30, 1926).

K.'s Prophezeiung ist in Erfüllung gegangen. Er ist ein „großer Kaufmann“ geworden. Wainoden wurde ihm zu klein. Er ging nach Libau. Dort handelte er mit Öl und Fässern. Im Kriege war er erst russischer und nach der Besetzung Libaus durch die deutschen Truppen — deutscher Heereslieferant. Nach dem Kriege kaufte er in Litauen, Belgien und Deutschland Heeresgut auf. Die dazu nötigen Gelder borgte er sich von Banken. Dieser des Lesens und Schreibens unkundige Galizier der nur „Jiddisch“ fließend sprechen konnte, brachte es fertig das Deutsche Reich um 14 Millionen Mark zu betrügen und das Hanauer Pionierlager, das mit Heeresgerät gefüllt war, zu verschleiben. Das Hanauer Lager, mit seinen riesigen Beständen an Pioniermaterial, Pontons, Eisenbahn-Zubehör usw. wurde durch gefällige „Sachverständige“ auf den 10—20fachen Wert eingeschätzt. Auf das so künstlich an Wert um das 20fache gesteigerte Lager nahm Kutisker Kredite auf, die ihm die „Preussische Seehandlung“, eine alte gute Staatsbank, zu den billigsten Zinssätzen gab (vgl. auch Baromat). Das erlangte Geld gab dann Kutisker als „englische Kredite“ zu Wucherzinsen an bedrängte deutsche Industrielle ab.

Im September 1924 baten eine Anzahl Mühlenbesitzer die Preussische Seehandlung um einen 30 Millionen-Kredit zum Einkauf der Ernte. Sie boten 10fache Sicherheit, also für 300 Mil-

tionen Mark Werte, an. Trotzdem wurden sie abgewiesen. Ebenso erging es der alten deutschen Firma Vorsig und vielen anderen. In einer Zeit, wo solide deutsche Firmen gegen 10fache Deckung keinen Kredit von der preußischen Staatsbank erhielten, bekam der herge- laufene Ostjude Rutisker gegen — zum Teil gefälschte — Wechsel nahezu unbegrenzte Kredite. Dies wäre natürlich nicht möglich gewesen, wenn R. nicht, ebenso wie Barmat, einflußreiche Staatsbeamte, meist sozialdemokratischer Färbung, zu Freunden und Helfershelfer gehabt hätte. Diese verschafften ihm die besten behördlichen Empfehlungen, gaben die besten Auskünfte über den Herrn „Generaldirektor“ und schilderten ihn als sagenhaft reichen Mann. Natürlich fiel für diese sauberen Staatsbeamten auch allerhand mit ab. Beamtenbestechungen waren an der Tagesordnung.

Das Judentum hat im Falle Rutisker nach demselben „Geschäftsgrundsatz“ gehandelt, wie er auch im Barmatstandal zu Tage trat. Durch die von Juden gemachte Revolution gelangte Alljuda zur Macht in Deutschland. Das erste war, daß man anstelle des Idealismus den Materialismus setzte, anstelle der Verantwortung die Korruption. Anstelle der Fürsten traten die sozialdem. Bonzen, die, unfähig zum Regieren, zum größten Teil nur das eine Ziel kannten, sich persönliche Reichtümer zu erwerben. Das Judentum kannte seine Sozialdemokratie. Es nutzte die Dummheit und die Sucht nach Reichtum, die in diesen Leuten steckte, aus und machte sie zu willenlosen Werkzeugen jüd. Großgaunerei und Korruption. Die sogenannten „dtischen Arbeiterführer“, die den Kapitalismus bekämpfen wollten, wurden zu Sklaven des jüd. Gaunerkapitals. Für ein paar tausend Mark Provision, Aufwandsentschädigung oder wie man sonst die Bestechungsgelder nennen will, verrietten sie nicht nur die dtische Arbeiterschaft, sondern das gesamte deutsche Volk. Nur durch ihre traurigen Helfershelferdienste wurde es den jüdischen Vampiren ermöglicht, dem deutschen Volk das letzte Blut aus den Adern zu saugen. Wie heißt es doch in den Bio-

nistischen Protokollen: Wir müssen darauf bedacht sein, in hervorragende Stellungen nur solche Nichtjuden zu bringen, die in ihrer Vergangenheit einen dunklen Punkt — auf deutsch: die Dred am Stecken haben, damit wir jederzeit willige Werkzeuge in ihnen finden.

Bereits am 31/7 24 brachte die „Wahrheit“ einen Bericht über das seltsame Treiben des Herrn Zwan Rutisker aus Libau. Aber an den zuständigen Stellen nahm niemand Notiz davon. 1922 verband sich R. mit dem jüd. JN Dr. Werthauer (sd) in Berlin und machte diesen, sowie dessen Geschäftsgenossen, die Rechtsanwälte Dr. Engelbrecht und Bröll, zu Aufsichtsräten einiger seiner Aktiengesellschaften. Den unglücklichen Treibriemenfabrikanten Grieger in Tempelhof hatte R. so erfolgreich bewuchert, daß ihm dessen ganze Fabrik in die Hände fiel. Grieger mußte sich aber ferner dazu hergeben, durch seine Unterschrift die nötigen Wechsel für R. zu fabrizieren.

Am 21/8 lenkte die „Wahrheit“ die Aufmerksamkeit der preußischen Staatsbank auf die zweifelhafte Sicherheit der von R. mit Hilfe seiner zahlreichen Firmen fabrizierten Wechsel — aber der Schwindel durfte doch noch 4 Monate lang weitergehen und R. blieb der Günstling der Staatsbank.

Die „Wahrheit“ schreibt: „R. wurde auf der Bank wie ein Großer behandelt; ihm standen alle Türen offen; für R. gab es kein Warten auf Empfang. Sobald dieser Ostjude in den Räumen der Staatsbank erschien, standen die maßgebenden Beamten ihm zur Verfügung; seine Wünsche wurden erfüllt, andere sicher besser fundierte Firmen fanden kein Gehör!“ . . . .

Im Jahre 1924 konnte sich also ein dreißiger Ostjude, der kaum seinen Namen schreiben konnte, als unumschränkter Herr und Gebieter einer deutschen Staatsbank aufspielen.

Am 6/3 1924 verbietet das Polizeipräsidium in Berlin die Eröffnung einer Wechselstube in der Jägerstraße, weil der unzuverlässige Rutisker hinter ihr steht — aber kurz darauf erhöht die

Staatsbank den Kredit dieses anrühli- gen Fremdlings auf 15 Millionen.

„Es ist mehr als eigenartig, daß die Berliner Handelskammer die zuständi- gen Dezernate des Reichswirtschafts- Ministeriums unter Leitung des RR Wodtke und des Justiz- Ministeriums unter der Leitung des Ministerial- Ra- tes Schaefer dahin beeinflusst hat, gegen Rutisker und Konsorten wegen Wuchers nicht einzuschreiten.“ „Die Wucherab- teilung des Berliner Polizei-Präsi- diums, die für die Verhinderung des Zinswuchers in energischer Weise ein- trat, mußte es sich gefallen lassen, daß ihre Tätigkeit von dem „Zentralverein der Banken und Bankiers“ illusorisch gemacht wurde — weil man bei den schwankenden Währungs-Verhältnissen der letzten Jahre von Wucherzinsen nicht reden könne.“ (Wahrheit).

Es erübrigt sich wohl zu bemerken, daß die ausschlaggebenden Persönlich- keiten der Berliner Handelskammer und des Bankiervereins Juden sind.

Die jüd. Presse schiebt natürlich die ganze Sache auf ein falsches Gleis. Sie stellt die Beamten, die sich haben be- stechen lassen, als die Hauptschuldigen hin. Natürlich sind die Beamten sehr zu verurteilen, aber die Hauptschuldi- gen waren sie bestimmt nicht. Zudem ist zu bedenken, daß es für einen Beam- ten ein großes Wagnis darstellte, einen „Großkaufmann“ wie Rutisker, der mit Empfehlungsschreiben hochgestellter und einflußreicher Männer Neudeutschlands ausgestattet war, einfach abzuweisen oder ihn zur Türe hinauszumerfen. Wer weiß, was aus einem solchen Be- amten geworden wäre? Seine Stellung hätte er höchstwahrscheinlich nicht mehr lange inne gehabt. (Vgl. auch „Der Bar- mat-Rutisker-Standal und die jüd. Fi- nanzherrschaft.“ 1925 Hammer-Verlag, Leipzig).

Die Schiebungen Rutiskers wurden immer underschämter und größer. Eines Tages ereilte jedoch auch ihn das Schick- sal. Seine Betrügereien kamen ans Licht, er wurde verhaftet und 1926 wurde ihm der Prozeß gemacht. R.'s ganze gemeine jüd. Ausbeutungsmetho- de zeigte sich darin, wie er den Fabri-

kanten Grieger, der auch mit unter An- klage stand, in die Hände bekam.

Total-Anz. 3/5 26: „Darauf wurde die frühere Prokuristin der Mecha- nischen Treibriemenweberei, Fräulein Bretsch, vernommen. Die Zeugin gab an, daß Grieger dadurch in die Hände Rutiskers geraten sei, daß er für 15 000 Dollar-Schäzanweisungen bei der Stein- bank Kredit genommen habe, und daß die Zinsen in wenigen Monaten die glänzend gehende, als solide geltende Fabrik in Grund und Boden ruiniert hätten. Direktor Grieger, so führte die Zeugin aus, war in den Händen Rutis- kers wie Wachs. Er hatte keinen eige- nen Willen mehr, sondern tat, was Ru- tisker und Herr von Kohl ihm vorschlu- gen. Schließlich mußte er nicht mehr, wie er aus den Verbindlichkeiten Ru- tisker gegenüber sich retten sollte, und er erklärte mir, er müsse sich eine Kugel in den Kopf schießen. Ich habe damals eine Bilanz gemacht und festgestellt, daß allein der Wert der Fertigwaren in der Fabrik eine Million Mark betrug, die Gebäude und Maschinen usw. ungerech- net. Der Wert des Lagers hätte Rutis- ker für alle Ausgaben, die doch in der Hauptsache aus den ungeheuren Zinsen bestanden, bei weitem entschädigt. Ich ging mit meiner Aufstellung, die ich ge- macht hatte, in die Steinbank, um mit Rutisker zu verhandeln. In der Stein- bank wurden mir von Rutisker und Herrn v. Kohl meine Unterlagen rechts- widrig fortgenommen, denn die beiden Herren wollten sich unter allen Umstän- den in den Besitz dieses Materials setzen.

Auf weitere Fragen des Vorsitzenden erklärte die Zeugin, daß Grieger bei der späteren Ausstellung der Wechsel immer geglaubt habe, es handle sich um Prolongationswechsel. Im übrigen habe er ihr immer erzählt, daß er nun sein ganzes Leben lang für Rutisker arbeiten mußte; zu bestimmen habe er nichts mehr gehabt. Er führte zwar den Na- men „Direktor“, durfte aber nur Wech- sel unterschreiben, sonst nichts.“

Interessant ist wie BT 22/6 26 über den deutschen Fabrikanten Grieger, der den jüd. Gaunern nicht gewachsen war, berichtet: „Ein ganz anderer Typ ist Grieger, der ehem. Besitzer der Mecha-

schen Treibriemen U.-G., der gestern vernommen wurde. Bond, unbedeutend. Ihn hat Rutisker ordentlich „reingelegt“. Mit kleinen Kreditsummen fing es an zu einem Zinssatz von 8 Prozent pro Tag. Im Frühjahr 1924 gehörte ihm kein Stein mehr in seiner Fabrik. Rutisker hatte seine Vertrauensleute in das Unternehmen gesetzt, Herr v. Kohl an der Spitze. Grieger durfte seine eigene Post nicht mehr öffnen, keine finanzielle Transaktion ausführen; nur eines durfte er: von Zeit zu Zeit in der Stein-Bank erscheinen und seinen Namen unter Wechsel setzen. Das tat er. Warum? Er glaubte, sein Unternehmen, das ihm schon nicht mehr gehörte, noch retten zu können. Er war von Rutiskers Ehrlichkeit überzeugt. Er hatte, wie er selbst sagte, keine Ahnung von dem, was um ihn herum vorging. Er war eingewickelt“.

Um seine Geschäfte kreditfähiger erscheinen zu lassen, arbeitete R. mit gefälschten Bilanzen. So erschien der Status im Wechselkonto der Stein-Bank um 3,7 Millionen Mark besser als er in Wirklichkeit war.

Als eigentlicher Befürworter der Geschäfte der Staatsbank mit Rutisker gilt Oberfinanzrat Dr. Hellwig, früher bei der preussischen Staatsbank, jetzt Syndikus.

BZ 11/5 26: „Herr Hellwig gehörte zu den Männern der Staatsbank, die die großen verlustreichen Geschäfte dieses Unternehmens mit der Stein-Bank entriert hatten. Er wurde gestern als Zeuge vernommen und — und siehe da — er hatte fast alles vergessen. Herr Hellwig stand neben dem Zeugentisch, ein wenig breitbeinig, ein wenig verlegen hin und her wippend und schlug seine Augen arglos zu den ernstesten Richtern auf. Automatisch kam aus seinem Munde auf fast jede Frage die Antwort: Es ist möglich — es kann sein — ich weiß mich nicht genau darauf zu besinnen. Gott, warum sollte er nicht. — Er blieb kühl. Rutisker aber ereiferte sich. „Haben Sie mir nicht den Vorschlag mit den Konzernwechseln gemacht? — Bin ich nicht an dem und dem Tage zu Ihnen gekommen und haben Sie mir nicht gesagt, ich solle auf

den Tisch hauen, wenn die Gesellschaften keine Wechsel geben wollten, denn ich sei doch der Herr im Hause?“

Antwort: „Es ist möglich — vielleicht in anderem Sinne — ich weiß es nicht —.“

Aber bei einer Sache muß sich Herr Hellwig erinnern, und das ist eine etwas peinliche Sache. Es kommt nämlich zur Sprache, daß Rutisker der Staatsbank ein Kreditgeschäft über 200 000 Pfund Sterling vorschlug. Die damaligen Herren der Staatsbank, zu denen auch Herr Hellwig gehörte, waren davon begeistert. Rutisker sollte Gefälligkeitswechsel über diese Summe geben, die die Staatsbank akzeptierte. Das Geschäft sollte in Zürich gemacht werden, und Holzmann sollte, so sagt Rutisker, die Sache entriern. Englische Banken sollten Geld auf die Wechsel geben. „Wußten Sie, daß die Stein-Bank für den Betrag von 200 000 Pfund gut war?“ wurde Hellwig gefragt. Nein, das wußte der Zeuge nicht. „Halten Sie es für zulässig, daß die Staatsbank mit Wechseln operiert, für deren Einlösung die Stein-Bank nicht gut war?“ — Vielleicht war die Stein-Bank doch gut für den Betrag, meint der Zeuge.“

Mit Speck fängt man Mäuse. R. machte sich bei der Präsidialverwaltung der Staatsbank sehr beliebt. Er behauptete, auf Grund seiner Beziehungen zu Litauen, könne er den Beamten billige Gänse liefern. In der Zeit von Januar bis April 1924 hat R. weit über 1000 Gänse aus Litauen importiert und versorgte damit die ganze Beamtenchaft der Staatsbank bis herunter zur Kantine. Das Gericht stellte jedoch fest, daß die ersten Gänse aus der Berliner Zentralmarkthalle stammten, mit 2,50 Mark pro Pfund bezahlt waren und mit 0,85 Mark das Pfund an die Beamten der Bank abgegeben worden sind. Die Quittungen über dieses merkwürdige Geschäft sind gefunden worden.

BZ 13/5 1926: „Noch peinlicher war die Sache mit den Polizeiakten. Bei der Vernehmung des Zeugen Salmonsohn, der Rutisker gegenüber den Anschuldigungen Holzmanns wegen der



Fälschung der Metallwägen entlasten sollte, kam es zu einer dramatischen Szene. Holzmann, eben noch vom Weintrampf geschüttelt, stand plötzlich gestrafft von Energie und Rachegefühl da, er zog aus seinem Material einen Aktenfaszikel hervor und fragte den Zeugen, ob er die Akten kenne. Salmonsohn verlor die Fassung und stellte sich zunächst unwissend. Holzmann begann zu sprechen. Er habe in Gegenwart Salmonsohns eine Unterredung mit Rutisker gehabt, in der es sich um die gegen ihn (Holzmann) erhobenen Beschuldigungen des Minzer gehandelt habe. Damit er (Holzmann) sehen sollte, daß Rutisker die „besten Beziehungen“ zum Polizeipräsidium habe, daß er aber ein „anständiger Mensch“ sei, habe er dem Salmonsohn den Auftrag gegeben, die Polizeiakte contra Holzmann an Holzmann auszuliefern. Gleichzeitig habe er auf einen Klingelknopf gedrückt, eine Tür sei aufgegangen und ein Kriminalkommissar erschienen. Als Demonstration Rutiskerscher Allmacht sozusagen. Rutisker erklärte diese Mitteilungen Holzmanns für Lüge. Die Staatsanwaltschaft zeigte für das Aktenstück ein lebhaftes Interesse, und das Gericht nahm es in Aufbewahrung, um die Angelegenheit prüfen zu lassen.

Dann kam Geheimrat Rügge, weiland hoher Beamter der Staatsbank, jetzt Privatmann, als Zeuge zu Wort. Der Vorsitzende fragt ihn nach Rüge und Hellwig. „Dr. Rüge ist ein absolut ehrlicher Mann“, bekundete Rügge, „aber er ist leichtgläubig und auf Rutisker eingeschworen.“ Vorsitzender: Sollte da nicht mit Geld nachgeholfen worden sein? — Zeuge: Bei Dr. Rüge ganz ausgeschlossen. — Vorsitzender: Über Hellwig? — Zeuge: Bei Dr. Hellwig auch. — Vorsitzender: Nun, die Art, wie Dr. Hellwig hier aufgetreten ist, hat eigenartig berührt. Mit lächelnder Gleichgültigkeit mußte er nach anfänglichem Bestreiten als möglich zugeben, daß er selbst Rutisker zur Hergabe von Konzernwechseln aufgefordert hat. — Zeuge: Dr. Hellwig war in Geschäften absolut unerfahren. Er hatte eine gewisse Gebefreudigkeit. — Vorsitzender: Wohl auch Nehmefreudigkeit. Er ließ

sich doch für eine Reise nach Paris, die zehn Tage dauerte, 50 000 Mark geben. Allerdings reiste er mit einer Dame zusammen. — Zeuge: Es waren 50 000 Francs, etwa 11 000 Mark.

— — Elftausend Mark für eine zehntägige dienstliche Reise mit einer — Dame. Geschäftlich absolut unerfahren! — Aber man kann über manches geteilter Meinung sein. . . . .“

Rügge erklärte, daß er äußerst erstaunt gewesen sei, zu erfahren, daß „Hellwig und Rüge für die Teilnahme an einem Schiedsgericht zwischen Rutisker und Michael von dem ersteren ein Honorar von 12 000 Mark entgegengenommen haben und von letzterem eines von 40 000 Mark. Der Vorsitzende meinte dazu: „Es besteht der Verdacht, daß auch sonst unlautere Mittel vorliegen und daß den Herren das Schiedsrichteramt angeboten worden ist, um ihre Widerstandsfähigkeit zu brechen. Habe doch Rutisker gesagt: „Ich habe die Beamten der Staatsbank in der Hand.“ „Ich kann von mir nur sagen, mich hat niemand in der Hand gehabt“, erwiderte darauf Geheimrat Rügge und mußte gleich darauf zugeben, daß auch er gleich den Oberfinanzräten Hellwig, Dr. Rüge und anderen Beamten der Staatsbank von den billigen Gänsen profitiert hat, die Rutisker in der Zentralmarkthalle einkaufte und dann zum Selbstkostenpreis, der in Wirklichkeit etwa dreimal niedriger war als der von ihm gezahlte, den Herren überließ.“ Vorwärts 13/5 26.

Hellwig mußte auch zugeben, bereit gewesen zu sein, einen Wechsel der russischen Stein-Bank von 200 000 englischen Pfund mit den Unterschriften der Staatsbank zu versehen, obgleich es damals bereits bekannt sein mußte, daß die Stein-Bank für diese Summe nicht gut war.

BZ Nr. 227, 15/5 26: „Heute kam im Rutisker-Prozess der wichtigste Zeuge zu Worte, der ehemalige Oberfinanzrat Dr. Rüge von der Staatsbank. Zunächst wurde er über die allgemeinen Lombardgeschäfte der Staatsbank befragt. Hierbei ergab sich eine geradezu erschütternde Unkenntnis der allgemein bei Banken üblichen Usancen im Wechsel

selberkehr, die zwar im Gerichtssaal riesige Heiterkeit hervorrief, aber wenn man daran denkt, daß hier das Geld deutscher Steuerzahler bei der Staatsbank verpulvert wurde, geradezu schrekenerregend wirkt. Der Vorsitzende fragte den Zeugen, wie denn die Bonität der ins Depot gegebenen Wechsel bei der Staatsbank nachgeprüft worden wäre. Rühle schweigt zunächst einige Minuten und meint dann, bei der Staatsbank sei keine Auskunftsabteilung gewesen und deshalb habe man sich damit begnügt, im Branchenverzeichnis nachzuschlagen, ob die auf dem Wechsel genannte Firma existiert. Vorsitzender: „Wenn nun aber der Wechsel aus dem Ausland kam und die Firma nicht im deutschen Branchenregister verzeichnet war, was dann?“ — Rühle: „Dann erkundigten wir uns bei dem Mann, der uns den Wechsel gegeben hatte“. — Vorsitzender: „Also bei demjenigen Mann, der mit aller Gewalt den Wechsel an Sie los werden wollte?“ — Rühle: „Das ist richtig. Aber dafür kannte der auch den Aussteller am besten.“ (Große Heiterkeit im ganzen Saal.)

„Die Qualität der Rizkalla-Wechsel bekräftigte R. dem Geheimrat Rühle durch vorzeigen einiger Zigarettenpackteln. Dabei hat diese Zigarettenfabrik nie existiert. Vors.: Sind Ihnen dabei gar keine Bedenken gekommen, Dr. Rühle? — Rühle: Ich hatte keine andere Möglichkeit mich nach der Firma zu erkundigen. — Vors.: Dann haben Sie sich eben mit einigen leeren Zigarettenkartons begnügt, bei einem Objekt von 450 000 Mark (Heiterkeit).

Eines Tages kam R. zu Rühle und Rügge, um ein ganzes Paket Wechsel gegen Michaelsche Wechsel einzutauschen. Rügge hat in dem Paket geblättert und den von Rizkalla und der Mitteleuropäischen herausgezogen und dabei gesagt: „Die sind gut, die behalten wir.“ (Große Heiterkeit.) Vors.: Da hat sich Herr Geheimrat Rügge also ausgerechnet die faulsten Wechsel selbst herausgesucht“. — (DZ 19/5 26). „Dabringt z. B. R. Wechsel der „Ruto“ in Höhe von 450 000 Mark. „Was ist das „Ruto?“ fragt Rühle. — „Sie wissen nicht Herr Direktor? Es ist die Import- und

Export-Handelsgesellschaft der Russischen Handelsvertretung.“ Diese Auskunft genügt dem Dr. Rühle. In Wirklichkeit aber haust die „Ruto“ in einem Hinterzimmer, das nur mit einem Tisch, einem Stuhl und einer Schreibmaschine ausgestattet ist.“ (Vorwärts 21/5 26).

Oberfinanzrat Rühle hatte sich von dem großartigen Auftreten Rutisker's vollkommen blenden lassen. So nahm er es auch nicht tragisch, als im Mai 1924 die Zahlungsstodungen der Steinbank eintraten. Die flüchtige Ausstellung eines Status, der einen Überschuß von 9 Millionen M. aufwies (in Wirklichkeit waren es 3,5 Millionen minus), die Mitteilung R.'s, daß ein amer. Vetter mit vielen Millionen einspringen wolle, genügten Herrn Rühle, um weitere Kredite zu bewilligen. Ja, selbst als bei einer Verhandlung Direktor Blau, ein Geschäftsfreund R.'s, der seine Gesellschaftswchsel herausholen wollte, dem Oberfinanzrat Rühle kalt lächelnd erklärte, die Wechsel seien doch nichts wert, sie seien von seinen Tippfräuleins unterschrieben, glaubte Rühle noch an R.'s Reichtum und an seine Ehrlichkeit.

„Gestern fragte ihn einer der Verteidiger, warum er denn diese Wechsel nicht habe zu Protest gehen lassen. Rühle: Ich wollte sie zu Protest gehen lassen, hörte aber, daß Herr Blau einige Tage verreist war. — Verteidiger: Lassen Sie sich durch Redereien in Ihren Entschlüssen beeinflussen? Sie verwalten doch Staatsgelder! Wie haben Sie sich denn über die Güte der Blau-Wechsel informiert? Rühle: Ich habe im Handbuch der schlesischen Aktiengesellschaften nachgesehen und darin die Blauschen Gesellschaften gefunden. Außerdem versicherte mir Rutisker oftmals, daß Blau gut sei. — Heilige Einfalt! Man konnte also im Jahre 1924 von der Staatsbank jeden Kredit bekommen, wenn man sich bei dem maßgebenden Herrn Direktor als Generaldirektor vorstellte und im Handbuch der Aktiengesellschaften stand.“ (BT 16/5 26).

Rühle belieh sogar mit Geldern der Staatsbank die R.'schen Hanauer Lager Scheine. Dies war ein absolut unstatthaftes Geschäftsgebahren. Als Rühle

eines Tages dem Hellwig gegenüber Bedenken über den geringen Wert des Hannauer Grundstücks äußerte, tröstete ihn dieser mit den Worten: „Schadet ja alles nichts. Das Grundstück wächst sich eben langsam in den Wert hinein.“

Merkwürdige Dinge konnte der Zeuge Dr. Hans Weher bekunden, der im Kriege Oberleutnant und unter der deutschen Besatzung vorübergehend Polizeipräsident von Libau war. Von dort her kannte er Rutisker. 1923 wurde er von R. angestellt, um die Leitung einer Automobilabteilung (Amag) der zum R.'schen Konzern gehörenden Scharlachbank zu übernehmen. Weher hatte den besten Willen, die Gesellschaft hoch zu bringen und aus dem Werk etwas zu machen. Durch R. und seine beiden Söhne Alexander und den 17jährigen Max, die beide als Direktoren der Gesellschaft fungierten, wurde ihm jedoch alles unmöglich gemacht. Den 3 Ostgaliziern war eben jeder ehrliche Geschäftsgeist fremd, sie waren nur auf Schiebung, Gaunerei, Verschwendung, Genußsucht und Korruption eingestellt.

Dok.-Anz. 18/5 26: „Der Zeuge Weher schilderte, daß die Gesellschaft „Amag“, deren Leiter er wurde, nur auf Wunsch des jungen Max Rutisker gegründet worden sei, dessen Leidenschaft das Automobilfahren war. Er habe Rutisker davor gewarnt, ein Autounternehmen aufzuziehen, da zu einer solchen Gründung riesige Kapitalien gehörten. Darauf habe Rutisker ihm jedoch geantwortet: Das schadet nichts. Mein Junge kann ruhig mal 100 000 Dollar verplempern.“

Alexander Rutisker habe die Buchführung der „Amag“ grundlegend bestimmt, während Max Rutisker, der als Direktor angestellt gewesen war, und trotz seiner 17 Jahre 1500 Mark Einnahme bezogen hat, sich damit begnügt habe, die besten Automobile der Firma in Grund und Boden zu fahren, so daß noch heute Schadenersatzprozesse gegen Rutisker schwebten. Alexander Rutisker habe für die Beaufsichtigung der Buchführung monatlich 2000 Mark erhalten und habe im übrigen seinem Bruder geholfen, die wertvollsten Autos in kurzer Zeit gebrauchsunfähig zu ma-

chen. Max Rutisker hätte auch von den geringsten geschäftlichen Dingen nicht die leiseste Ahnung gehabt. Er hätte meistens dabei gestanden, freundlich gelächelt, im übrigen aber wohl kaum gewußt, was ein Wechsel überhaupt bedeute.

Vors.: Sie sollen dann einmal bei Jacob Michael gewesen sein, um dort im Interesse Rutiskers über das Hannauer Geschäft zu verhandeln. Zeuge: Das war am 13. August 1924. Damals bat mich Rutisker, ich solle zusammen mit Holzmann zu Michael fahren und gab mir den vertraulichen Auftrag, bei einer Konferenz, die dort stattfinden sollte, Holzmann zu überwachen. Wir fuhren auch hin, und in der Konferenz wurde uns von seiten des Bankhauses Michael ein Baurat Hartmann vorgestellt. Vors.: Ein Baurat Hartmann? Von wem kam denn der? Zeuge: Dieser Baurat Hartmann war in Wirklichkeit der Direktor Hellwig von der Staatsbank, der uns von Michael unter falschem Namen vorgestellt wurde, weil wir nicht wissen sollten, daß Hellwig von Michael berufen worden war. (Große Bewegung im Saal.)“

Weher weiß jedoch noch mehr zu bekunden. „Einmal kam ich in die Steinbank, um Geld für meine Arbeiter zu holen“, erzählte der Zeuge am Schluß seiner Vernehmung. „Ich fand Rutisker und Holzmann in äußerst erregtem Gespräch, das auf russisch geführt wurde. Plötzlich kam der Kassierer ins Zimmer, eine Menge großer Banknoten in der Hand. Holzmann sprang auf ihn zu, riß ihm die Scheine aus der Hand, steckte sie in die Tasche. Rutisker stand dabei, ohne ein Wort zu sagen. Als der Kassierer eine Quittung haben wollte, erklärte Holzmann: „Ich brauche kein Konto und keine Quittung.“ — Allerdings, Holzmann konnte Geld bekommen, wenn er wollte, während ich“, so schloß der Zeuge, „auf mein Gehalt verzichten mußte.“ (BT 18/5 26).

Um immer wieder neue Kredite zu erhalten, hat Rutisker von verschiedenen Personen gefälschte Telegramme aufgeben lassen, aus denen hervorging, daß er angeblich von seinem Vetter Rutinski aus Amerika und auch aus England

größere Geldsummen zu erwarten hätte. R.'s Better Rutinski, so hieß es, wolle sich mit 4 Millionen Dollars an der Stein-Bank beteiligen. Es wurde ein Vertrag aufgesetzt. „Unterschieden wurde dieser Vertrag aber noch nicht. Erst wollte der Better nach Karlsbad fahren und sich erholen. Rutisker legte den Vorvertrag inzwischen der Staatsbank vor und, wie Dr. Rühle in der gestrigen Verhandlung befandete, nun hatte der Vorvertrag plötzlich eine Unterschrift. Mit lateinischen Buchstaben stand nämlich Moriz Rutinski darunter. Gestern meinte nun der Vorsitzende, das sei doch etwas merkwürdig. Rutinski könne doch nur hebräisch schreiben.

Rutisker: Wenn Dr. Rühle sagt, die Unterschrift wäre da, dann wird es auch wahr sein. Er selbst hat aber nicht unterschrieben. Der Name ist vielleicht von mir oder von jemand anderem geschrieben worden, um den Herren von der Staatsbank zu zeigen, wie der Name geschrieben wird. Der Zettel ist nie als Vertrag, sondern nur als Entwurf bezeichnet worden. — Vors.: Merkwürdig, daß dieses Schriftstück über ein Viermillionengeschäft einfach verloren gegangen ist, nachdem Sie es der Staatsbank gezeigt haben. — Rutisker: Das Schriftstück muß bei der Staatsanwaltschaft sein.

Nunmehr mischte sich Rutiskers großer Gegenspieler in diesem Prozeß, der Angeklagte Michael Holzmann, in die Debatte. „Die Sache ist ganz anders“, sagte er. „Zu mir hat Rutisker gesagt, sein Better Rutinski sei nur nach Berlin gekommen, weil er von seinem Reichtum gehört habe. Er wollte sich bei Swan Rutisker gesund machen und von ihm Geld zum Ankauf einer Villa in Palästina haben. Rutisker sagte mir darüber: Ich bin doch nicht so dumm, daß ich mit einer halben Million, wie so ein Staatsbankbeamter, nach Amerika durchbrenne. Wenn ich was mache, dann will ich bald zwei Paläste in Palästina haben. (BT Nr. 247; 28/5 26).

Um der Staatsbank die Hochwertigkeit des Hanauer Lagers zu beweisen, arrangierte Rutisker folgende Komödie: Er ließ eine „rumänische Kommission“, die in Wirklichkeit aus 3 jüd. Deser-

teuren aus Bukarest, die bei R. angestellt waren, bestand, auftreten und das Lager zwecks Ankaufs für 9½ Millionen Mark besichtigen. Auch Holzmann soll mit von der Partie gewesen sein. „Da kommen der Herr Tobbini und der Herr Daniel und die anderen Herren, alles „rumänische Kommission“, und besichtigen. Nur nicht aus der Rolle fallen! Bewahre! Wenn schon geschwindelt wird, dann wenigstens gewissenhaft. Geschieht. Sie besichtigen gründlich, haargenau, schimpfen über „den Dred“, den sie sehen, werden uneins, liegen sich in den Haaren. Begreiflich denn 9 Millionen sind kein Pappentstiel. Und der Herr Vertreter der Staatsbank muß überzeugt werden, daß alles „reell zugeht“. Die Komödie steht auf der Höhe: Holzmann ist auch dabei, Holzmann... Pst! Nicht Holzmann! Megri. „Hier heiße ich Megri.“..... (DB 2/6 26.)

Die beiden Vertreter der Staatsbank, die zur „Zeugenschaft“ eingeladen worden waren, wurden noch Zeugen eines anderen Vorfalls. Plötzlich erschienen nämlich im Lager der Staatsanwalt und viel Schupo, um nach angeblich verborgenen Waffen zu fahnden. „Die für 5000 Tonnen Schrott angeblich 9½ Goldmillionen bietenden rumänischen Deserteure traten voll Schreck von dem Handel zurück. Die Seehandlung jedoch pumpte daraufhin weiter, denn sie hatte den großen „Vertrag“ ja leibhaftig gesehen. Rutisker soll die anonymen Anzeigen wegen der verborgenen Waffen persönlich und heimlich erstattet haben.“ (Vof.-Anz. 12/6 26).

Ein anderes Mal mußte Holzmann als Sowjet-Kommissar auftreten, der das Hanauer Lager für 12½ Millionen kaufen wollte. Auch hier spielen mysteriöse Telegramme eine Rolle, die R. der Staatsbank vorlegte, als Beweis für die Richtigkeit seiner Behauptung. (BT 27/6 26). Wer nicht nur die Staatsbank, sondern auch andere deutsche Firmen wurden von R. hinter das Licht geführt. „Wie die „Konjunktur-Korrespondenz“ mitteilt, hat die Handelsvertretung der Union der Sowjetrepubliken am Mittwoch die Vertreter der Spitzenverbände der deutschen Wirtschaft zu

einer Besprechung über das parasitäre Vermittlertum in Geschäften mit Rußland eingeladen. Wir entnehmen den sehr interessanten Mitteilungen folgendes: „Der Generalsekretär der Handelsvertretung, Herr Pieper, legte in einem längeren Referat dar, daß im Hinblick auf das Zustandekommen der Russenkredite jenes parasitäre Vermittlertum, das von der Handelsvertretung von jeher im Interesse aller am Russengeschäft interessierten Kreise auf das schärfste bekämpft wird, sich von neuem sehr rührig zeigte. Er schilderte an der Hand interessanter Beispiele, wie diese Vermittler es immer wieder verstehen, bei angesehenen deutschen Firmen die Meinung zu wecken, daß man nur durch Inanspruchnahme von Vermittlern Geschäfte mit der russischen Handelsvertretung abschließen könne. Besonders interessant ist es, daß der soeben in Berlin verurteilte Swan Rutisker vom Herbst vorigen Jahres bis zum Frühjahr 1926 seine Neze in der deutschen Wirtschaft ausgeworfen hatte, um die Interessenten am Russengeschäft in großzügigster Weise auszuplündern. Durch Zufall kam die Handelsvertretung dahinter, daß Rutisker es fertiggebracht hat, mit 22 zum Teil erstklassigen und weltbekannten Firmen Verträge abzuschließen, worin ihm diese auf fünf Jahre ihre Vertretung bei Geschäften mit Rußland übertrugen. Nach außen durfte nicht bekannt werden, daß Rutisker die vermittelnde Stelle sei. Aus diesem Grunde fungierte als Deckadresse die Wodiag (Verkaufsorganisation deutscher Industrieunternehmen U.=G.). Die Bedingungen Rutiskers waren geradezu unglaubliche. Die deutschen Firmen verpflichteten sich, Rutisker ihre Briefbogen mit Firmenaufdruck und ihre Gummistempel auszuliefern, damit er sie im Verkehr mit der Handelsvertretung benutzen könnte. Rutisker sollte für seine Bemühungen 3 bis 5 Prozent Provision auch von denjenigen Geschäften der Firmen mit Rußland und den Randstaaten bekommen, die nicht direkt durch sein Vermittlung zustande kämen. Bezeichnend ist, daß Rutisker diesen großangelegten Plan zur Ausführung brachte vom Herbst 1925

an, als er gerade mit Rücksicht auf seinen Gesundheitszustand aus der Untersuchungshaft entlassen worden war. Herr Rutisker behauptete, er arbeite zusammen mit Stalin, den er vom Galgen gerettet habe, mit Ramenew, dem er das Leben gerettet habe, und mit dem bisherigen Chef der Berliner Handelsvertretung, Stomonjakoff, seinem Jugendfreund, mit dem er als Kind zusammen Schweine gehütet habe. Rutisker behauptete ferner, die russische Staatsbank sei bereit, jeden von ihm empfohlenen Wechsel deutscher Firmen zu diskontieren. Der Gipfel seiner Frechheit war die Behauptung, die russische Regierung habe zusammen mit ihm eine gemischte Gesellschaft „Rutiskertorg“ für den deutsch-russischen Handel gegründet. Die Handelsvertretung in Berlin bezeichnete er wegwerfend als die „Pinscharfiliale in der Lindenstraße“, er brauche in Moskau nur auf den Knopf zu drücken usw.... Rutisker bediente sich aller Hilfsmittel der modernen Schieber, einschließlich der Schlepper, der fingierten Telefongespräche, ja, er ließ sogar angebliche Beamte der Handelsvertretung und „eben aus Rußland angekommene Sowjetbeamte“ in seinen Räumen Verhandlungen mit deutschen Interessenten führen. Er scheint eine ganze Theatergruppe bereitgehalten zu haben, um die deutschen Interessenten zu dupieren.“ (BT 1/7 26.)

Der Fr. war die erste Zeitung, die die Öffentlichkeit vor den russischen Rutiskergeschäften warnte. Was war der Erfolg? R. wurde von Hunderten von Firmen bestürmt, sie ins Russengeschäft zu bringen. R. arbeitete mit sämtlichen ostgalizischen Geschäftstricks. War ein hoher Staatsbankbeamter oder ein Generaldirektor bei ihm im Büro, so läutete alle 5 Minuten der Fernsprecher. Kurz fertigte R. weltbekannte Geld- und Industriegrößen ab, unterrichtete die höchsten Reichsbehörden und verabredete mit fremden Botshaftern Zusammenkünfte. Der Geheimrat von der Staatsbank und der Generaldirektor erstarben in Ehrfurcht vor diesem gewaltigen Finanzmagnaten. In Wirklichkeit waren alle Gespräche fingiert. Sie wurden vom Nebenzimmer aus von dem für sol-

che Zwecke besonders eingeschulten jüd. Personal des R. geführt.

Die beiden Hauptgegner im Prozeß sind Rutisker und Holzmann. Beides Juden. Um unseren Lesern zu zeigen, wie haßerfüllt und hemmungslos Juden schon untereinander sein können, geben wir folgenden Ausschnitt aus dem Prozeß. Daran kann man ermessen, was erst einem Christen blüht, wenn er sich den Haß eines Juden zugezogen hat.

„Die beiden eigentlichen Gegner in dem Riesenprozeß Rutisker und Genossen standen sich gestern zum ersten Male gegenüber: Michael Holzmann und Zwan Rutisker. Ein leises Wort der Anschulldigung genügte, um die Fesseln zu sprengen, die sich Michael Holzmann angelegt hatte. Ein Wort nur, und die wahren Naturen zeigten sich dem Zuhörer: das war, als Rutisker über den „Rizkallawechsel“ Auskunft geben sollte. Dieser Wechsel ist das gefährlichste, das kriminellste Papier unter den Hunderten von Akzepten, die die Steinbank bei der Staatsbank in Lombard gab. Ausgestellt von einer Firma, die nicht existierte, an eine Firma, die vermutlich auch nicht existierte. Und mindestens eine Unterschrift darunter ist gefälscht.

Rutisker will erklären: „Ich habe die Wechsel von Michael Holzmann bekommen.“ — „Das ist nicht wahr.“ Schneidend hell tönt die Stimme des Angeeschulldigten durch den Saal. Er steht aufrecht da, mit dunkel glühenden Augen im bleichen Gesicht. Einen Augenblick Stille. Dann hört man wieder die Stimme: „Ich habe Herrn Rutisker niemals Wechsel gegeben. Und wie sollte dieser Mann auch von seinem Erpresser Wechsel nehmen!“ Eine elegante Parade gegen den Angriff. Der Hieb sitzt. Rutisker duckt sich zusammen. Heiser, knarrend ist seine Stimme, als er erwidert: „Damals wußte ich noch nicht, daß er ein Erpresser war! Gott sei Dank gibt es noch Zeugen. Ein weitläufiger Verwandter von mir, Salomonsohn [in anderen Berichten heißt er Salmonsohn], hat mir den Wechsel in mein Arbeitszimmer gebracht. Michael Holzmann ließ ich nicht vor, weil er immer so frech war.“ — Holzmann ist durch die Reihe der Angeeschulldigten nach

vorn gekommen. Er steht vor dem Richterisch, schräg vor Zwan Rutisker, sieht ihn an, haßerfüllt, seine Gefühle nicht mehr meisternd. Vorsitzender: Herr Holzmann, haben Sie Salomonsohn den Wechsel gegeben? — Holzmann: Nein. Das ist nicht wahr. Ich kam einmal in die Stein-Bank. Rutisker stürzte aus seinem Arbeitszimmer heraus auf mich zu. Hielt Wechsel in der Hand. Rief: „Ach, Holzmann, unterschreiben Sie doch bitte! Es ist nur eine Formalität. Ich habe es eilig.“ Ich tat es nicht. Aber ein anderer Russe, Elin, war da. Mit dem ging dann Rutisker in sein Arbeitszimmer. Elin war ein großer Freund von Rutisker. Später hat er selbst gesagt: „Woher wußte Holzmann nur, daß ich den Wechsel gefälscht habe.“

Seltfamer Gegensatz. Holzmann sagt, Elin sei Rutiskers Freund gewesen. Rutisker behauptet, Elin sei ein Vertrauter Holzmanns gewesen. — Und dann begibt es sich, daß der schwerkranke Zwan Rutisker plötzlich seine ganze Kraft zusammenrafft, um gegen Holzmann die wildesten Anklagen zu schleudern: „Mörder, Erpresser! Wenn dieser Mann einmal den Mund aufmacht, kommen eine Million Lügen heraus.“ Aber nicht allein bei Holzmann verweilt er. Er begeistert auch dessen Verwandte. Holzmanns Schwager, Dr. Klopfer, habe sein (Rutiskers) Bild für 50 Mark an eine Zeitung verkauft. Der Vorsitzende, in dem Bestreben, Rutisker zu beruhigen, versäumt, Holzmann in Schutz zu nehmen. Und er bricht nun los, zitternd, weißglühend vor Haß und Wut: „Verbrecher! Unerhörter Lügner!“ Russische und deutsche Worte mischen sich, des Angeeschulldigten Hände zittern. Er hebt einen Stuhl hoch. „Ich lasse mir das nicht gefallen! Auch ich bin krank und will mich rechtfertigen! Dieser Lump beschimpft mich!“ — Mit größter Mühe gelingt es dem Vorsitzenden, den Zwischenfall beizulegen. Er droht, Holzmann aus dem Saale zu entfernen, und bricht die Vernehmung Rutiskers ab. (BT 20/6 26.)

„Eine längere Aussprache über einen Vertrag zwischen Holzmann und Rutisker schließt mit Rutiskers erregten Wor-

ten: „Ich habe mit großem Genuß das alles angehört, was Holzmann gesagt hat. Das war eine Erzählung aus 1000 und eine Nacht. Das war eine Sherlock-Holmes-Geschichte. Ich habe R.=A. Felowicz gesagt, daß ich aus dem Vertrag überhaupt nichts bezahlen wollte. Da kam aber die Verwandtschaft und die Rabbiner mit den langen Bärten und die haben mich breitgeschlagen, und ich dachte mir noch hinterher: Du Dohse bist darauf reingefallen.“ (DZ 27/6 26.)

Das BT verschweigt natürlich die „Rabbiner mit den langen Bärten“. Es berichtet nur: „Rutisker greift Holzmanns Familie an. Das ist zuviel für den temperamentvollen Südrussen.“ (BT 28/6 26.) Man beachte den „Südrussen.“

Dagegen bringt BT 28/6 26 Holzmanns Entgegnung auf R.'s Angriff in Fettdruck: „Rutisker habe nicht nur den Schweizer Linke, sondern auch die Staatsbank betrügen wollen. Wörtlich habe er ihm gesagt: Die eine Hälfte der Lagerscheine von Hanau gebe ich den Schweizern in Pfand (anstatt der ganzen), die andere Hälfte (anstatt der ganzen) den Deutschen; denn das sind solche Idioten, daß sie das gar nicht merken, wenn ich ihnen nur die Hälfte gebe.“

Die „deutschen Idioten“ scheinen dem BT besondere Freude gemacht zu haben, daß es diese Stelle in Fettdruck setzt, während es die „Rabbiner mit den langen Bärten“ nicht einmal erwähnt.

Der Prozeß gegen R. und Genossen dauerte 3 Monate. Erst dann konnte das Gericht das Urteil verkünden. „Die Angeklagten Daniel und Max Rutisker werden freigesprochen. Der Angeklagte Holzmann wird von der Anklage der Abgabe falscher eidesstattlicher Erklärungen in einem Fall freigesprochen.“

Der Angeklagte Zwan Rutisker wird von der Anklage der Anstiftung zur Abgabe falscher eidesstattlicher Erklärungen in einem Falle freigesprochen, dagegen wird der Angeklagte wegen fortgesetzten Betruges, Urkundenfälschung und Anstiftung zur Abgabe eidesstattlicher Erklärungen in einem Falle zu

einer Strafe von fünf Jahren Zuchthaus, vier Millionen Mark Geldstrafe und zehn Jahren Ehrverlust verurteilt.

Der Angeklagte Holzmann wird wegen Beihilfe zum Betrug zu einer Strafe von einem Jahr, 6 Monaten Gefängnis verurteilt.

Der Angeklagte Strieter wird wegen Betruges und Abgabe einer falschen eidesstattlichen Erklärung zu einem Jahr, sechs Monaten Gefängnis verurteilt.

Die Angeklagten Grieger, Blei, Blau, Alexander Rutisker und Grobe werden wegen Beihilfe zu je sechs Monaten Gefängnis verurteilt.

Allen Angeklagten wird die erlittene Untersuchungshaft in vollem Umfange angerechnet. Den Angeklagten Blau, Blei, Grieger und Alexander Rutisker wird Bewährungsfrist gewährt, zumal dem Angeklagten Blau, der zur Wiedergutmachung seiner Verfehlungen den weitaus größten Teil seines Vermögens hingegeben hat. Gegen den Angeklagten Strieter, dessen Aufenthalt nicht bekannt ist oder der sich verborgen hält, wird Haftbefehl erlassen.“ (Dok. Anz. 30/6 26.)

In der Urteilsbegründung heißt es: „R. ist ein Mann von so abgrundtiefer Verlogenheit, wie sie in den letzten 150 Jahren — gedacht ist an Cagliostro's Goldmacherei — in Europa nicht wieder aufgetreten ist“

Die ▼ Bossische Zeitung aber nennt nach DZ 1/7 26 R. den „hochentwickelten Typ des russischen Kaufmanns“, woraus eindeutig hervorgeht, welche Auffassung die Juden vom Kaufmannsstande haben.

Natürlich legte R. gegen das Urteil Berufung ein. Er kam auch nicht ins Zuchthaus, sondern ins Krankenhaus. „R. wurde am Mittwoch nachmittag aus seiner in der Budapester Straße 16 gelegenen eleganten Wohnung im Auftrage des Staatsanwalts nach der Charité überführt.“ (DZ 1/7 26.)

Dort scheint R. ein ganz gutes Leben geführt zu haben, wie aus folgendem hervorgeht: „Im Preussischen Landtage ist folgende Kleine deutschnationale Anfrage eingegangen: „Der Untersuchungsgefangene Zwan Rutisker hat

nach Zeitungsnachrichten vor den Schranken des Gerichts den Vorwurf gegen das Krankenhaus der Charité erhoben, daß er dort „gefoltert“ worden sei. Zu diesen schwerwiegenden Vorwürfen steht die Tatsache in schärfstem Widerspruch, daß dem Untersuchungsgefangenen Zwan Kutisker hinsichtlich seiner Unterbringung und Verpflegung eine bevorzugte Stellung (!) anderen Untersuchungsgefangenen gegenüber eingeräumt worden ist. Diese Bevorzugung ist so weitgehend, daß er auf Kosten des preußischen Staates eine besondere, seinen Glaubensregeln gerecht werdende Beköstigung in der Charité erhält und entgegen der sonstigen Gepflogenheit nicht in der dritten Klasse, sondern in der Privatstation des Krankenhauses untergebracht ist. Sind dem Staatsministerium diese Tatsachen bekannt? Kann es Auskunft über die Gründe geben, die für die Bevorzugung maßgebend gewesen sind, und ist es bereit, die ihm unterstellten Krankenanstalten gegen die in der Öffentlichkeit von Seiten des Untersuchungsgefangenen Zwan Kutisker erhobenen Vorwürfe in Schutz zu nehmen?“

Kurz bevor das Urteil im Berufungsprozeß verkündet werden sollte, starb R. „Zwan Kutisker, gegen den das Urteil morgen verkündet werden sollte, ist soeben an einer plötzlich aufgetretenen Lungenembolie gestorben, und zwar in der zweiten medizinischen Abteilung der Charité.“ (Vof.=Anz. 13/7 27.)

Im Berufungsprozeß wurde Grieger freigesprochen, und die Strafe für Alexander Kutisker von 6 auf 4 Monate Gefängnis herabgesetzt, die durch die Untersuchungshaft als verbüßt betrachtet wurde.

Rutna, G., Dr., Kunsthilf. Ma: DWe. B: Moses in der bildenden Kunst, 1909.

Rutner, Robert, JG, 1867 Udermünde — 13, Dr. med. Prof. (Harn). Berlin; G: Arzt. H: Zeitschrift für ärztl. Fortbildung. — G: Kaiserin-Friedrich-Haus. B: Instrumentelle Behandlung der Harnleiden.

Ruttsche, J: die Schnur, der Bind- oder Zwirnfaden, mittels dessen die Gefangenen sich untereinander in Verbindung setzen. Es werden daran Gegenstände aller Art, besonders Notizen, gebunden und diese sodann von einem Gefängnisfenster zum andern hinabgelassen. — Zielele G.

↓Rutsker, Arthur, Dr. Uß (dtsche Sit.), Hauptm. d. L., München. \*1878 Hannover. B: Frank ▼Wede-kind; Hebbel; Grabbe, usw. Kù 1925. Uns wird geschrieben: „R. wurde 1908 im germanistischen Seminar von Prof. Herm. Paul für einen Juden gehalten; er sieht auch so aus, und soll auch einer sein, wie mir

öfter versichert wurde, der nur den mosaischen Glauben abgelegt hat. Er wäre eine Zeitlang Schauspieler gewesen und liest gern über das Schauspiel. Seine Vorlesungen zu besuchen, seit er Dozent ist, hatte ich nie Geschmaç und Zeit. Im Kriege war er ein wenig im Felde als Oberleutnant d. L. Bezeichnend jüdisch ist die Art, daß er im Kriege „Feldpostbriefe an sein Töchterchen“ herausgab, die zunächst die ↓Münchener Neuesten druckten: starke Mache, denn einer, der wirklich viel erlebte, macht kein großes Geschrei und hält gar die „Eindrücke“ an sein Kind für wichtig genug, um sie in Buchform der Welt zu übergeben. Er trug besonders in der ersten Nachkriegszeit oft und gerne vor, wohl um der Öffentlichkeit aufzufallen.“

Rüttge, Dr., GMA, „ehemals Direktor des Literarischen Büros des Berliner Staatsministeriums; ein kleiner, aber sehr betriebsamer Mann, der im Amte und auch nach seinem späteren Rücktritt gegen hohes Honorar die bedeutendsten Blätter des In- und Auslandes mit Korrespondenzen versorgte, und schließlich nicht nur eine Villa, sondern deren mehrere besaß“, KK 197; 1887.

Rüttner, \* Polen, Geschäftsfreund des Wanderolenschwindlers Reimann (Sb).

Rüttner, Referendar a. D., sozialdemokratischer R. in Chemnitz, — früher in Berlin-Schöneberg, wo sein Vater Tierjude war. 20. Jh.

Ruttner, B., Dr., Ma: UA. — B: Vaterlandsliebe und Königstreue im Judentum. SB: „Nie wird deshalb ein Jude, solange er dem Judentum angehört, unter Empörern und Verschörrern gefunden — das gilt für alle Zeiten. Selbst völlige politische Rechtlosigkeit, Mißhandlung und Verachtung — alles das hat den Juden nicht irre gemacht, und in der Treue gegen seinen König steht er keinem nach.“ — DSI 26/9 1906.

Ruttner, Erich (Kallipagos [„Mann mit dem schönen Gesicht“], „Miß von Lindenbeken“ [Miß von hinten I...], „Jonathan“), f. Deutscher Vorwärts, April-Nr. 1929.

R. schrieb im Vorwärts 15/5 1929: „Es gibt kein Deutsches Reich, es gibt keine Deutsche Regierung, es gibt keine Deutsche Volksvertretung mehr. Es gibt nur eine Kolonie der Entente, die insofern seltsam ist, als ihre „Eingeborenen“ hochzivilisierte Indogermanen sind, die sich aber im übrigen um kein Haar von irgendeinem Kolonialland in Afrika oder Asien unterscheiden. Wir sind die Eingeborenen einer Kolonie. Das ist die ganze graufame und unerbittliche Wahrheit, über die man im reinen sein muß, ehe man weiter denkt.“

Der alte Dessauer 20/4 1929: „Ruttner, einer der widerlichsten Genossen, der einst aus nervöser Feigheit einen harmlosen Angehörigen des Regiments, Reichstag, erschossen hat — wenn das ein Offizier getan hätte! —, griff in einer öffentlichen Versammlung die Prenzlauer Richterhaft wegen der Freisprechung im „Falle Duestenberg“ an. . . Der Soldatenmörder Ruttner aus Gallzien als Verbesserer der deutschen Justiz! Eine größere Frechheit ist kaum auszudenken!“

Über die Erschießung des Arbeiters berichtet DWo 9/2 28: „Herr Ruttner hat in der Revolutionszeit einen betrunkenen Arbeiter durch zwei Schüsse getötet. Der erste Schuß zerschmetterte den Arm des Betroffenen und dieser schrie: „Ruttner, was machst du denn?“ Darauf schuß Ruttner noch einmal und dieser zweite Schuß machte dem Leben des Arbeiters ein Ende. Herr Ruttner konnte darum bei dem am letzten Donnerstag erfolgten Reichsbanneraufmarsch in seiner Ansprache folgenden Satz aussprechen: „Diese Mörder (gemeint sind Gemeinderichter Dblt. Schulz und Genossen) sind deshalb auf die gleiche Stufe zu stellen wie der Raub- und Lustmörder Wötter.“ Herr Ruttner als Gutachter in Mörderfragen! Höher geht's nimmer!“

In einem Beleidigungsprozeß machte R. jedoch vor Gericht folgende Aussage: „Es mag sein, daß ein richtiger Offizier aus dem alten kaiserlichen Heer ein besserer Führer gewesen wäre als ich, der ich im Kriege ausgebildet worden bin und es nur bis zum Gefreiten gebracht habe. Ich hatte auch keine disziplinierten Soldaten unter mir, sondern Lumpengesindel, das nur für



Geld Dienst tat. Ich hatte mir die Kerle wahllos aus den Demonstrationen herausgeholt und sie waren auch danach. Wenn sie gehorchen wollten, so gehorchten sie, wenn sie nicht wollten, ließen sie es sein. Ich hatte keine Gewalt über sie.“ (DWB 15/3 29.)

Ruttner mußte das Wählblatt „Sachen links“ wieder einziehen, da der sozialdemokratische Parteivorstand die Belastung durch Ruttners Redaktionsführung nicht mehr ertragen konnte, mit Versen wie:

„Mutta jeht uff'n Strich —  
Großmutter kann nich mehr —  
Jede aba, id derf noch nich —  
Wä, is bet Leben schwer!“

Deutscher Vorwärts, 1. April-Nr. 1929.

R. ist auch sozialdemokratischer Abgeordneter. Als er im preussischen Landtag 1929 (DWB 15/3) mit Kube in eine Debatte geriet, die dieser mit der Feststellung „unverschämter Judenengel“ schloß, stellte sich Ruttner mit den Händen in den Hosentaschen in den Raum zwischen der Rechten und Linken vor die Rednertribüne und drehte den Rationalsozialisten seine Achterdecke zu. Als Kube ihm unter schallender Heiterkeit des Hauses zurief: „Sie brauchen sich ja garnicht umzudrehen, Ruttner, Sie sehen von hinten genau so aus wie von vorn!“ — verschwand R. in wilden Sähen aus dem Sitzungssaal.

Ruttner, Georg, 1877–16, Landrichter a. D., Dr. jur., Ud, Berlin, 1914 Uß in Frankfurt a. M. Er erlag im Juli schweren Verletzungen im Urban-Krankenhaus, Berlin, nachdem er sich am Nachmittag vorher selbstmörderisch — aus welchen Gründen? — auf dem Bahnhof Alexanderplatz vor einen Stadtbahnzug geworfen hatte.

Rutzinsky, Jzig, Hausbesitzer, Millionär, Berlin N, Invalidenstr. 142. 1914.

Ruzim, Michael, russ. Schriftler, Petersburg, gemalt von Somoff, Kunst und Künstler 1914, 325. (Jüd. Typ.)

Rwarlin, Javel, Kantor, New York, sang 1929 (DWB am Mittag 23/5) in der gefüllten Philharmonie zu

Berlin Improvisationen über Tempelgefänge: „Der sanft und feurig blickende, lebhaft und kultivierte Mann, das Seidenknäppchen auf lockigem Grauhaar, benutzte die weiträumige Stimme zu endlosen Figurationen, deren Monotonie durch inbrünstige Deklamation gefärbt wird. Er jammert und beschwört mit untadeliger Atemtechnik einer klingenden, von hoher Tenorlage bis zu erstaunlichen Tiefen bruchlos tragenden Stimme. Sparsame Gesten, sympathische Lebendigkeit des Ausdrucks, machen den Vortrag auch für Außenstehende anziehend. Aber es sind keine Außensteher da, eine Gemeinde schließt sich einheitlich, begeistert sachmännlich und verständnisvoll kritisierend um den Gast, der wie sie selber, doch noch unverwandelt dem Geist und Gesetz des Ostens angehört. Sonderbar nehmen sich dazwischen die klassischen Koloratur-Arien aus, die seine Tochter M a r a Kwarlin, von der Berliner Oper, zum Vortrag bringt.“

Rwak?, Klavierprof., Frankfurt a. M., 1880 O ▼L. von Ferd. Hiller (Sd).

Rwaszewski, Simon, Wiener Vertreter der „Nova Reforma“. 1914.

Rweeti, M. J., Graf = Deckname für den jüdischen Literaten Kantor, JE 9, 159. WB.

Ryffhäuser, Siegfried, oder Ryffhausen = Reinhold Sültzer.

„Rynädenpolitik“, spottete Bismard, als er sein Wert unter seinen parlamentarischen Nachfolgern bröckeln sah. — „Rynäden“ von griech. Ryon, der Hund; vgl. Emil Witte's „Offenen Brief an Reichskanzler Bethmann“ aus dem Mai 1914, über die „Juden- und Rynädenwirtschaft“. Als gebrochene, verirrte Naturen verfallen Rynäden leicht den Juden, arbeiten mit ihnen und richten Gemeinwesen, an deren Spitze sie zufolge des Vorrangs adliger Geburt treten durften, rasch zu Grunde. Man kann das Wort R. wohl am besten mit „Röter“ verdeutschen. Ein reinrassiger Hund ist zu edel.

Rybern, f. Cypern.

Kyrene, f. Cyrene.

Du Kräftiger, sei nicht so still,  
Wenn auch sich andre scheuen:  
Wer den Teufel erschrecken will,  
Der muß laut schreien. Goethe.

„Die Gesetze der Moral sind auch die der Kunst.“  
Robert Schumann.

### Unsere Vorbilder.

Von Freiheit singen,  
die uns die Nechtschaft bringen;  
vom Menschenwerte,  
die alles machen möchten zu einer Herde;  
von höherer Sitte,  
die rauben und plündern in unserer Mitte;  
von edlerem Leben,  
die immer nur nach Geschäften streben  
und niedern Lüste,  
mit denen sie sich im geheimen brüsten — —  
Du Deutscher, verfehme den Geist der Wüsten!

Stauff, Meine geistig-seelische Welt, S. 156.

„Ein Krieg ist köstlich gut, der auf den Frieden bringt;  
Ein Fried' ist schändlich arg, der neues Kriegen bringt.“

Friedr. von Logau, Deutsche Sinn-Gedichte (1654).

## Q

Leben heißt kämpfen!  
 Kämpfen heißt leben!  
 Und ohne Kampf wär'  
 Öde das Leben.  
 Mut nur und Tatkraft  
 Machen das öde  
 Leben erst wertvoll!  
 Reich ist und glücklich,  
 Liebling der Götter,  
 Der, der dem Schicksal  
 Beuet die Stirne!

(Trozig Geschlecht, Gedichte von Joseph Lang.)

Bei Schwertern und bei Fahnen  
 schließ uns das Lachen ein.  
 Was schiert's! Wir wollen die Ahnen  
 Lachender Enkel sein.

Laßt reden die Spötter! Uns trifft nicht ihr Hohn!  
 Wir schreiten durchs trostlose Heute  
 Den eisernen Weg, den die Pflicht uns befiehlt.  
 Nicht schiert uns die kläffende Meute!  
 In unserem Innern, da brütet versteckt,  
 Doch mächtig ein heiliges Beben;  
 Das ist noch viel stärker als härteste Not:  
 Der trozige Wille zum Leben!

(Trozig Geschlecht, Gedichte von Joseph Lang.)

Q., Assessor, f. Justizminister v. △Schelling.  
 Q...., Dr. med., #. ▼ Moritz Scherbel, Nzi 1898,  
 36: „Jüngst trafen wir in einer unserer Nachbargemein-  
 den Dr. Q., der sich als Arzt vorstellte und die auf-  
 fallende Bemerkung machte, daß er sich [!] vor einigen  
 Monaten getauft und eine Christin geheiratet habe. ...  
 Gefragt, weshalb er das Judentum verlassen, da ihm  
 ja auch in diesem als praktischer Arzt alle Chancen  
 offen gestanden, antwortete er: „Weil das Christen-  
 tum Staatsreligion ist und weil ich meinen Kindern  
 eine freie, überall offene Bahn in ihrer einstigen Kar-  
 riere schaffen wollte, und da mein Vater bereits eine  
 Christin zur Frau hatte, so war die Etappe zum Über-  
 tritt bei mir bereits vorhanden. Übrigens, wenn ein  
 geschmädter Jude Ihnen sagt, daß er sich aus  
 Überzeugung geschmädht hat, so lügt er. — Wir wollen's  
 dem Herrn glauben.“

Q.....!, Dr., Berliner Literat, 1914. Dem SA I  
 wurde geschrieben: „Fortgesetzt liegt Q..... [handelt  
 es sich bei dieser Chiffre mit den 8 Punkten um den  
 3punktigen Leo Leipziger (sb)?] auf der Dauer nach sen-  
 sationellen Ereignissen in dem Privatleben gutsituiertester  
 und allgemein bekannter Persönlichkeiten. In seinem  
 äußerst bewegten Leben hat er es verstanden, überall  
 Beziehungen anzuknüpfen und zu unterhalten und be-  
 nutzt dieselben, um hinter die intimsten Familien- und  
 Privatangelegenheiten anderer zu gelangen, die er dann

in seiner Weise ausnützt. Fortwährend ist er auch be-  
 strebt, neue Verbindungen zu diesem Zwecke anzuknüpfen;  
 er benützt Detektivs zum Auspionieren von Privat-  
 geheimnissen und hat auch, was nicht weiter Wunder  
 nimmt, seine Freunde bei der Polizei. So ist es ihm  
 möglich, wenn auch nicht alles, so doch recht vieles aus  
 der „Chronique scandaleuse“ Berlins in Erfahrung zu  
 bringen. Ist dieser Herr nun in den Besitz eines Privat-  
 geheimnisses einer bekannten Persönlichkeit gelangt, so  
 ist seine Taktik ebenso einfach wie praktisch. Praktisch  
 insofern, als sie ihm in den meisten Fällen den ge-  
 wünschten Erfolg, nämlich den Mammon, einbringt.  
 Sämtliche Taten dieses modernen „Journalisten“ anzu-  
 führen, würde ganze Bände füllen; wir begnügen uns  
 daher, einen besonders trassen Fall zu erzählen: ... Er  
 hatte sich einen neugeadelten Baron, von eines kleinen  
 Bundesstaates Gnaden, einen Sports- und Lebemann  
 erster Güte, auserkoren, weil er in diesem das passendste  
 Objekt für seine Pläne erblickte. Eines Tages erschien  
 er bei diesem, ihm flüchtig aus einem Spielklub be-  
 kannten Herrn, und bat um 20 000 Mark. Der Baron  
 wies dem Antragsteller die Türe, indem er sich auch  
 durch die Drohung, seine Lebensgeschichte und seine  
 Lebensgewohnheiten würden in einem Artikel des —  
 eingehend besprochen werden, nicht gefügig machen ließ.  
 Der Doktor besaß die Kühnheit, in einem Briefe (S.  
 bezieht diesen Brief) sein Anliegen und seine Drohungen

zu wiederholen; auch dieses Schreiben hatte nicht Erfolg. Nun erschien wirklich im — ein Artikel über den Freiherrn. Seine Abstammung von jüdischen Eltern, seine Nobilitierung infolge Gefälligkeiten an hohe Herren, seine Lebensweise als Sportsmann und Damenfreund wurden giftig behandelt, er selbst als Parvenü und verachtenswerter Charakter hingestellt. Der Freiherr unterließ aus Gründen, die sich unserer Kenntnis entziehen, eine Anzeige bei der Staatsanwaltschaft."

Q. . . ., Rfm., Darmstadt; ▼JdR 1916, 32: „Als am 9/12 1915 die Ehefrau des Rfm.'s Q. . . . bei Hofkonditor Ott, Steinstraße 2, eine im „Darmstädter Tageblatt“ angezeigte Wohnung ansehen wollte, wurde sie von Herrn Ott abgewiesen; er vermiete nicht an Juden. Auf unsere Anfrage, ob diese Mitteilung durchaus zutreffend und der Ausdruck seiner Gesinnung den Juden gegenüber sei, haben wir keine Antwort erhalten. Es bedurfte deren nicht, denn bald wurde uns bekannt, daß Q. . . . selbst auf eine ähnliche Anfrage von dem Hofkonditor nachstehende Antwort erhalten hatte: Daß ich Ihrer Frau sagte, ich vermiete meine Wohnung nicht an Juden, kann Sie doch nicht beleidigen, denn Sie sind doch Jude. Umgekehrten Falles können Sie zu mir sagen: Ich vermiete meine Wohnung an keinen Christen, denn ich bin doch ein Christ. Das macht doch ein jeder, wie er will. Ich brauche doch nicht jeden in mein Haus aufzunehmen des Geldes wegen. Ich suche mir meine Hausbewohner aus. Ich finde es sehr anmaßend von Ihnen, daß Sie mir unterm 9. Dezember so einen Brief schreiben.“ — Wir würden diesen Brief gern abdrucken, wenn wir ihn hätten. WM.

Q. . . ., B., Konfektion, Mädchenhäuser, Berlin. Der Chef sagte, wie D. △Glagau erzählte, in den 1880er Jahren einer jungen Dame, die „sich für einen Platz vorstellte, auf ihr Bemerken, daß 15 Taler monatlich wohl zu wenig sei, lächelnd: „Dafür gebe ich meine Damen auch schon um 6 Uhr frei!“ Jene erwiderte, daß sie ein anständiges Mädchen sei und verließ das Lokal!"

Ahlwardt, der die Betreffende 1890 kennen lernte, berichtet in seinem „Arischen Verzweiflungskampf“, S. 226, wie sie nun lange ohne Stellung herumirrte, „und fand schließlich Unterkommen in einem der größten Geschäfte am Hausvogteiplatz. Dort hat sie mit dem jüdischen Chef 2 uneheliche Kinder erzeugt, die jetzt von den ebenfalls in jüdischen Geschäften angestellten Brüdern des Mädchens erhalten werden. Also ein als tugendhaft öffentlich von Glagau gepriesenes Mädchen fällt schließlich der jüdischen Völlerei doch zum Opfer, und wie! Der Chef hat bereits erwachsene Kinder. Rechnet man hinzu, daß jene entsetzliche Krankheit, die unser Volk lediglich den Juden verdankt, noch heute unter ihnen weit verbreitet ist, so wird man das Verderbe ermessen können, das durch die jüdische Unsitlichkeit im deutschen Volk angerichtet wird.

Hally, mein Einziges! sagte der Waffenschmied Teuthold, als ihm seine Tochter geschändet war, die er sofort tötete, obwohl sie unschuldig war. Die Schändung eines Mädchens war den alten Deutschen das schwerste Verbrechen, nur Blut konnte sühnen. Hallys Schändung gibt in der Hermannschlacht von Kleist das Signal zum Aufstande aller deutschen Stämme.

Hally, mein Einziges! mag heute mancher Vater seufzen, aber das deutsche Volk steht nicht mehr auf. Man lächelt wohl, man macht einen Scherz, wenn man von Lewin oder Landsberger erzählt, daß er wieder ein ehrliches Mädchen der Schande überliefert, oder einem jungen Mädchen die Ehre abgeschnitten habe. Weisand finden solche armen Geschöpfe nicht."

Schade, daß Glagau und Ahlwardt nicht den Namen des Juden Q. ausgeföhren haben; denn wenn man ihn nicht ganz deutlich nennt, wendet ein Jude allemal ein, er sei garnicht der Betreffende gewesen, und er braucht sich auch wirklich nicht irgendwie getroffen und belästigt zu fühlen, da der Heilige und sein Name durch Worte oder Taten eines Ungenannten nicht entweiht werden kann. Die Sorge jedes Juden ist aber allein darauf gerichtet, seine Gier- und Schandtaten möglichst im Dunkeln zu lassen, damit nicht durch ihr

Bekanntwerden dem Fahne und seiner Rasse ein Nachteil erwachse, d. h. die übrigen Juden oder die Juden als Ganzes wegen der Verbreden des einzelnen verfolgt würden. So hängt bei ihnen alles miteinander zusammen. Sinnen und Trachten, Gesetz und Tempeldienst ist auf das einzige Ziel ihres Lebens gegründet, nämlich ungestört und unerkannt am Gut und Blut der Völker zu fressen. Um so mehr wird es Pflicht der Betrogenen und Bestohlenen, die Schmaroher überall ganz und ungeteilt bei Namen zu nennen.

Q., Friedlieb = Leonhard Wassermann.

Q. . . ., heftiger „Soldat“, 1870. „Was unsre heimlehrenden Krieger erzählen“, 1871, S. 55: „So viel mir bewußt, schreibt Unteroffizier Wagner, 11. Komp., 1. Massauisches J.-R. 87, ist keiner meiner Kameraden trotz aller Granaten hier anfangs bei Wörth verwundet worden, und niemand verlor sein sicheres und mutiges Benehmen. Nur einer sei seiner Erbärmlichkeit wegen der Betrachtung aller preisgegeben — Q. . . . mit Namen. . . . Wie bei Weißenburg, so war er auch bei Wörth der erste und einzige, der aus Feigheit sich in die Furchen des Aders oder sonstwo verkrach; umsonst waren alle Versuche, ihn zu ermutigen; selbst Kolbenstöße und Säbelhiebe, die doch selbst den Sklaven noch vorwärts treiben können, fruchteten nichts bei diesem entarteten Sohne Israels."

Der Herausgeber bemerkt dazu: „Ich glaube den Namen aus Rücksicht auf unschuldige Angehörige nicht veröffentlichen zu dürfen.“ Dieses Feingefühl ist aber nicht am Platze und nimmt der Mitteilung ihren Wert. Es gibt nur eine Lösung: Mit vollem Namen an den Pranger. (f. d. B.)

Laband, h: Mond.

△ Laband, Ferdinand, Dr. phil., 1856 Preßburg — 10 Berlin, — 83 wurde er in Berlin Hilfsarbeiter und 95 Rgl. preuß. Museumsbibliothekar. B: Heinrich Joseph Collin; Dialogische Belustigungen, 83. — SB: „Die alten Bilder tun dem Bilde Manets nicht wehe, umgekehrt das Manetsche Bild tut den alten Meistern wehe — allen!"

Laband, Paul, WGR, Dr. jur., Uß, MgI. des Staatsrats für Elsaß-Lothringen, der Beamten-Disziplinarkammer, Landesschuldenkommission, Kontrollkommission für Staats-Depositiverwaltung und Stiftsherr des St. Thomass-Stifts, Straßburg. 1838 Breslau — 18 Straßburg. — G: Arzt Q. // Schnitzler. — 64 Uß Königsberg. — B: Dtsches Kaiserium, 96; Handbuch der Politik. S: Archiv für öffentliches Recht, mit ▼Hamm und ▼Heinich; Dtsche Juristen-Z. — Es gibt in Straßburg auch eine „Paul-Laband-Straße“. — Die Kopfbede Q.'s stieg nach hinten und oben stark an; sein Gesicht war starr, trocken und holzfigurig, wie öfter bei alten, gesetz- und buchstabengläubigen Juden.

DZ 25/3 18, die leider über russische Gesichtspunkte (f. R. Nordhausen) manchmal ungeschickt hinweghüpft, rief dem Verblühten nach: „Mit Laband verliert nicht nur die Straßburger Universität, auch die deutsche Wissenschaft einen hervorragenden Kopf. In seiner Straßburger Zeit entwickelte er das Spezialgebiet seiner wissenschaftlichen Tätigkeit, durch das er weiten Kreisen bekannt geworden ist: die Staatsrechtslehre, der auch sein grundlegendes Werk „Das Staatsrecht des Deutschen Reiches“ entstammt. Durch diese in der Tat klassische Arbeit hat er wie durch seine Lehrtätigkeit einen großen und umfassenden Einfluß ausgeübt, und es kann mit Recht in dieser Beziehung in Deutschland von seiner „Schule“ gesprochen werden. Vor seiner Straßburger Berufung hatte sich Laband als Dozent in Heidelberg und Königsberg auf dem Gebiete des Handels-

rechts einen Namen gemacht. Seine Autorität führte zu vielfacher Inanspruchnahme des Gelehrten für Gutachten auf staatsrechtlichem Gebiete. 1908 veröffentlichte Laband eine Arbeit auf steuerlichem Gebiete, in der er sich mit den direkten Steuern befaßte und diese den Bundesstaaten vorbehalten wissen wollte. Politisch ist er wenig hervorgetreten. Eine parteipolitische Orientierung hat er nicht erkennen lassen; obwohl gelegentlich aus seinen Arbeiten liberale Tendenzen hervorleuchten, war er im Grunde seiner Staatsauffassung eher rechts gerichtet.“

**Labanow**△, Fürst, Petersburg, O ▼ **R e c s e i**, gebor. **R o s e n f e l d**, Ungarn. **SA**.

**Labaschin**, Adolph, Theater-, Variété- und Konzert-agentur, Berlin W. 36, Potsdamer Str. 84. — L. kann sich u. a. folgenden Vertrages rühmen: „daß ein Kapellmeister auf 2 Jahre angestellt, von seinem Prinzipal jederzeit ohne Kündigungsfrist entlassen werden konnte, aber selber vor abgelaufenem Kontrakt (also 2 Jahre) auf keinen Fall kündigen konnte!“

Wir lesen einen Brief, den L. am 23/9 1911 in seinem merkwürdigen Dtsch wenigstens 10mal aus Berlin versandte:

„Lieber Herr Direktor! Zum 1. 10. biete ich Ihnen eine glänzende Nummer, nämlich das kleinste Duettistenpaar der Welt „Prinzeß Altkut und Mamma“, welche noch nie in Mannheim gewesen sind, für Ihr Variété und Cabaret an. Seit heute als Impresario obengenannter Künstler (!), sind Sie der Erste, den (!) ich dieses Anerbieten mache und (!) bemerke dazu, daß diese mit einem wunderbaren Repertoire (!) von Wolf-Schule, dtsch, englisch und französisch, sowie mit hoch-eleganten Kostümen ausgerüstet sind und (!) ist diese Nummer für Mannheim sicher eine zugkräftige Attraktion. Die Gage beträgt für beide Duettisten für einen halben Monat M. 400.—, für einen ganzen Monat M. 750.—. Für die Tochter allein, welche auch Solo auftritt, pro Monat M. 600.—. Selbstverständlich versteht sich die Gage sowohl für Variété als auch für Cabaret. Ich bitte Sie nun höflichst, lieber Herr Direktor, mir sofort telegraphischen Bescheid zukommen zu lassen, nachdem ich die Einteilung der Engagements treffen muß. Inzwischen empfehle ich mich Ihnen usw.“

**Labatt**, Abraham Cohen, 1802—99, Rfm., **Stadtrat** und mehrfacher Synagogengründer; **S. Franzisko. JG**.

**Labatt**, Leonard, 1838—97, schwedischer Tenor. 69—83 Wien; 88 mit Stratosch auf Tour in Amerika. **JG**.

**Labetti**, Anton v., 1773—54, **RA**, Warschau, saß 18 im polnischen **Landtag**. **SG**.

**Labenne**, Louis Comte de, Illegitimus ▼ **Rapoleon** III., von der Magd des Gefängniswärters Bergeot zu Ham, 1845—82.

2. Eugen Comte d'Org, 1842—10, 3 R. — **SG** 193; 201.

**Labl**, österr. Konsul, Tripolis. Er wurde 1885 abgesetzt, nachdem der französische Ministerpräsident Fernand dem „Journal des Débats“ 12/1 etwas empfindlich geschrieben hatte: „Die christliche österröschische Nation ist also durch einen Juden vertreten. Antisemiteischer in seinem Wesen, wie in seinen Worten, arbeitet er nur für seine Interessen. Der Neffe dieses Labl, desselben Namens, bewirbt sich um die Anstellung als Konsul von Spanien oder Portugal; er will um jeden Preis eine europäische Fahne auf seinem Haupte aufziehen; er ist schon Agent der Compagnie Florio Kubattino und wünscht nur Konsul irgend einer Nation zu sein, um die konsularische Zollfreiheit auszubuten, d. h. um Schmutz unter der Decke irgend einer Flagge zu treiben. Ich beile mich, Ihnen zu sagen, daß diese wenig achtbaren Leute sowohl von ihren Glaubensgenossen als von den Europäern nach ihrem wirklichen Wert beurteilt werden.“ Der Neffe Ernesto Labl wurde dann 1892 (**DfBl** 19/6) provisorischer dtscher Bizekonsul. **WM**.

?**Labori**, Fernand Gustave Gaston, Paris, **RA** im Dreifußprozeß. — Das **RE** sagte bei seinem Sturze: Als Madame Labori sich über ihn beugte, da glied sie auffallend der Pöbel des Michel Angelo. — Zwar lägen eigentlich alttestamentliche Gleichnisse näher ... denn er soll der uneheliche Sohn eines Großrabbinatsbomme

in Straßburg und hierdurch Großnichte hinter Hand von Rothschild sein. Hierbei soll der Vater des vielgenannten Deblois, Intimus Picquarts, als protestantischer Pastor die Mutter des unehelichen Kindes, die Selbstmord verübte, beerdigt haben; sie hieß Labori. Wohl Erfindung, doch bisher nicht dementiert.“ Weib-treu. — Dagegen hielt die **Sibgr** 15/2 1901 ihn für einen Nichtjuden.

**Eberle**, Überwindung der Plutokratie 1918. **S.** 276: „Der aus dem Dreifußprozeß bekannte Pariser Advokat Labori verließ die französische Kammer, weil das politische Leben derselben nur „ein ständiges Kompromiß zwischen zwei Mächten, der Überbietung oder der Korruption, der Demagogie aus dem Gelde sei.“ Das läßt auch nicht grade auf ▼ Herkunft schließen.

Garden 3, 86, sagt von dem „Franzosen“: „Ein starkes Temperament, vollständige, von einer klingenden Stimme unterstützte Beredsamkeit, schlaueste Berechnung aller der Rabulistikentunst erreichbaren Wirkungen und eine Eränerie, die Handel mit dem Gerichtshof sucht, nicht meidet.“ — Ein Labori verteidigte 1914 die Madame Gailleaug.

**Laboschin**, Joseph, Dr., Hofapotheker des Prinzen Max v. Baden; Besitzer der Dr. Joseph Laboschinschen Fabrik chemisch-pharmazeutischer Präparate; Hauseigentümer, Berlin **SW**, Friedrichstr. 19. — 2,4—0,15. — **UA**: Metallwaren-UG Baer & Stein.

**La Bruyère** = Albert Millaud.

**Labzin**, N., St. Petersburg. 1913. **UA**: Naphta-Produktion Gebr. Nobel.

**Lachmann**, jüd. Name, — von Lachs, kanaanitische Königsstadt, später Juda zugehörig.

**Lachmann**, „Patriot“, Berlin. „Da ist am Anfang die etwas zurückliegende Nummer Tiergartenstraße 3. Früher gehörte sie der im Kriege 1870/71 durch Armeelieferungen reich gewordenen Familie Lachmann; seit 10 Jahren residiert dort Paul von Schwabach, Seniorchef des Bankhauses S. Reichröder.“ Gestalten um Hindenburg, **S.** 139.

**Lachmann**, Lehrer und ausschlaggebender Schriftführer im Flotower Kriegerverein, der am 10/3 1913 zum „Gedächtnis des Eisernen Kreuzes“ einen Mitbürger jüdischer Konfession festreden ließ; deswegen angegriffen und mit Austritten bedroht, entschuldigte sich der von L. geschritsführte Kriegerverein; „Satzungsgemäß sind in den Kriegervereinen Erörterungen und mit hin auch Gegensätze politischer und konfessioneller Art ausgeschlossen. Darüber, daß einige führende Mitglieder eines Vereines, der die Pflege dtsch-vaterländischer Gesinnung in den Vordergrund stellt, sich von einer allgemeinen vaterländischen Feier aus politisch-konfessionellen Gründen ausschließen und dadurch in diese einen Mißton zu bringen versuchen, können wir als dtche Männer nur unser Bedauern ausdrücken. Der Vorstand des Kriegervereins Flotow, Wpr.“

Fand sich unter den mehr als 200 deutschen Mitgliedern mit Einschluß des Vorstandes keiner, der die Rede bei der nationalen Jubelfeier hätte halten können, statt daß einem Fremdling der Preis der Ruhmes-taten unserer Vorfahren 1813 übertragen wurde, an dem dessen eigene Vorfahren so ganz unbeteiligt gewesen waren?

**Lachmann**, Abraham, Agent, Graudenz, wurde 14/1 1892 (**DfBl** 31/1) „vom Schwurgericht ebda wegen wissentlichen Meineides zu 1 Jahr Gefängnis und 2 Jahren Ehrverlust verurteilt. Die geringe Strafe hatte er dem Umstand zu verdanken, daß er sich eine Strafverfolgung wegen Betruges zugezogen hätte, wenn er bei seiner Zeugenaussage der Wahrheit die Ehre gab.“

**Lachmann**, Albert, Mitinh. d. Fa.: Emma Bette, Bud & Lachmann, in der Leipziger Str. 31; Hausbesitzer, Milkenär, Berlin **W** 10, Kaiserin-Augusta-Straße 71. 1914.

**Lachmann**, Anna, Lehrerin und Literatin, \*1860 Breslau. Pa 1, 469.

**Lachmann**, Georg, Fabrikbesitzer — 2,1—0,13 —, Berlin **W**, Bendlerstr. 8. Präf. **UA**: Bau-W. „Unter den Linden“. **UA**: „Adler“, Portland-Zement; Metallw. Baer & Stein, beide Berlin. 1914.

**Lachmann, Gottfried**, ein überängstlicher schweizerischer Konsul in Italien, flüchtete Mai 1916 (Efti Uffag, Budapest, 30/5) von Ancona nach Bern, um seiner Regierung zu melden, daß er vom Böbel wegen seines jüdischen Namens verfolgt worden sei. Nacht für Nacht wären Schlässe gegen seine Wohnung abgegeben und Steine geschleudert worden, so daß er nicht wagte, sich des Tags auf der Straße blicken zu lassen, weil er stets in Lebensgefahr schwebte. Die Bundesregierung hat in dieser Angelegenheit eine energische Beschwerde bei der italienischen Regierung eingelegt.

**Lachmann, Hedwig**, auch Hedwig Landauer; geb. Lachmann, Berlin. 1870 Karlsruhe — 18 Krumbach, Schwaben. — O Gustav Landauer (sb). — B: Meister Eckart; Revolution, 1908; Sozialismus; Ue: Ungar. Gedichte; Krapotkin; Shaw; Poe; Balzac. — Geißler: „Mit ihren Übersetzungen D. Wilde's erwartete sie sich ein zweifelhaftes Verdienst — nicht zuletzt deshalb, weil für vielfache Einfuhr von Dekaden in Dtschld kein Bedarf ist, der durch die Inlandproduktion hinreichend gedeckt wird.“

Auguste Hauschner (sb) druckte einen rührseligen Nachruf auf die L. (Woff. Z. 26/2 18) und den „Schwanengefang“ der L. ab:

„Mit den Besiegten.

Preis! Ihr den Heldenlauf der Sieger, schmückt  
Sie mit dem Ruhmeskranz, Euch dran zu weiden —  
Ich will indessen, in den Staub gebückt,  
Erniedrigung mit den Besiegten leiden.

Geringsstes Volk! verhöhnt, geschmäht, verheert  
Und bis zur Knechtschaft in die Knie gezwungen —  
Du bist vor jedem stolzeren mir wert,  
Als wär' mit dir ich einem Stamm entsprungen!

Heiß brennt mich Scham, wenn das Triumphgebräus  
Dem Feinde Fall und Untergang verkündet,  
Wenn über der Zerföhrung tost Applaus  
Und wilder noch die Mächtiger sich entzündet.

Weit lieber doch besiegt sein, als verführt  
Von eitlen Glanz — und wenn auch am Verschmächten,  
Und ob man gleich den Fuß im Nacken spürt —  
Den Sieger und das Siegersglück verachten!“

Das war Defaitismus. Die Parasitin fürchtete die Kraftäußerung, die in den deutschen Siegen lag, für sich und ihresgleichen und höhnte die deutschen Frauen, unter denen sie lebte und deren tapferes Durchhalten den Kämpfenden in der Front in schweren Jahren immer neue Kraft eingießt hatte.

**Lachmann, Hugo**, Mitinh: Ed. Lachmann, Metalle; Millionär und Hausbesitzer; Berlin SW. 61, Belle-Alliance-Platz 6. 1914.

**Lachmann, Hulda**, Frau, Hannover, nahm von Ud Dr. Adalbert von Hanstein die Widmung seiner Literaturgeschichte mit Bildern „Das jüngste Deutschland“, Leipzig, R. Voigtländer, 1901, entgegen. WM.

**Lachmann, Jaques**, Rfm., Berlin, Dorotheenstr. 48. UR: Flora-Terrain-G. 1914.

?**Lachmann, Karl**, Dr., UB (dtische Sprache und Literatur), Berlin. Wlagau, RR 69: „Die arithmetische Methode auf die Philologie übertragen zu haben, ist das zweifelhafteste Verdienst eines Gelehrten semitischer Herkunft, des bekannten Lachmann.“ 1793 Braunschweig — 57. 18 wurde er, zu früh, UB in Königsberg; 27 in Berlin. Er war bloßer Wortkritiker und wollte aus unserem Nibelungenlied 20 alte Volkslieder heraus Schälen, auf Grund einer „Strophentheorie“, mit der sich jahrzehntelang das gelehrte Dtschld beschäftigte. — L. und seine Schüler waren der Schreden aller jungen Studenten, die sich mit Lust und Liebe der Erforschung unserer vaterländischen Schrift und Sprache zugewandt, aber von den Zahlen, Buchstaben und Wortklaubereten um Sinn und Verstand gebracht zu werden fürchteten. WM.

**Lachmann, Marcus** Levin, Preußen, der sich 1813 in Mag Schwenthal umtaufte, geriet mit dem neuen Namen, der die Masse doch besser verschleiern sollte, als der alte, vom Regen in die Traufe: weil wohl nicht-

jüdische Lachmanns, aber kaum nichtjüdische Schwenthals vorkommen.

**Lachmann, Paul**, Dr. jur., Berlin. — 6,9 — 0,4 — 1914.

**Lachmann, Siegbert**, Dr. phil., Fabrikbesitzer; neben Dr. jur. Paul S. Teilhaber der Neuen Messingwerke BBlh. Borchart jr., Berlin. — 2,0 — 0,12, 1914.

**Lachmann, Siegmund**, Dr., Stabsarzt d. R., Berlin, beschwerte sich Mai 1904 böllig unstatthaft beim Bezirkskommando II.: „Am 7/3 haben im Reichstage die Abg.  $\Delta$  Niebermann von Sonnenberg und Bödel gegen die jüdischen Soldaten, Offiziere, ja selbst gegen die jüdischen Veteranen der letzten Feldzüge, die im Besitze der höchsten Kriegsehrenzeichen sind, Schmähungen der größtlichen Art gerichtet. Die Abgeordneten haben die jüdischen Soldaten der Kriegsuntüchtigkeit, Feigheit und Unlust am Heeresdienst geziehen und sie vor dem Reichstage und dem dtischen Volke der Lächerlichkeit preisgegeben. Se. Excellenz der Kriegsminister v. Einem hat zu diesen schmählichen Angriffen, die bei ihrer Fallosigkeit und Unwahrheit leicht zurückzuweisen waren, geschwiegen. Ich fühle mich als Stabsarzt d. R., und der mos. Religion angehörend, durch dieses Schweigen des Kriegsministers in meiner Ehre gekränkt und erhebe Beschwerde darüber, daß ich als Angehöriger der Armee bei diesen schmachvollen Angriffen von dem Vertreter der Armee im Reichstage nicht in Schutz genommen bin. Troßdem ich fast 18 Jahre dem Heere aktiv und in der Reserve angehöre, und weder mein Mut noch meine Liebe zum Vaterlande angezweifelt werden kann — ich habe, wie die Akten ergeben, 1892 mit eigener Lebensgefahr ein Kind vom Tode des Ertrinkens gerettet, habe mich 1900 freiwillig nach China gemeldet — ist das Verhalten des Herrn Kriegsministers für mich Grund dafür gewesen, jetzt meinen Abschied zu erbitten. Wenn ich die Ehre habe, Sanitätsoffizier des Heeres zu sein, so glaube ich auch ein Anrecht darauf zu haben, bei so maßlosen Angriffen an einem Orte, an dem ich mich nicht selbst verteidigen kann, von dem berufenen Vertreter der Armee verteidigt zu werden. Ich erhebe aus diesem Grunde Beschwerde gegen Seine Excellenz den Kriegsminister v. Einem und bitte ganz gehorfsamst, diese meine Beschwerde höheren Orts zu unterbreiten und unterstützen zu wollen.“ —

„Darauf hat Lachmann den Abschied erhalten; es wurde ihm mitgeteilt, daß sein Schriftsatz weiter gerichtet, daß aber eine Beschwerde in diesem Falle überhaupt nicht zulässig sei. Wüßbegierig hat er weiter gefragt, warum eine Beschwerde nicht zulässig sei und darauf die richtige Antwort, nämlich gar keine, erhalten. Mit dieser Behandlung Lachmanns sind die Judenzeitungen nicht einverstanden. Vielleicht helfen die beiden geschmähten Abgeordneten dem Doktor dazu, daß seine Person weiter die Öffentlichkeit beschäftigt, indem sie Strafantrag wegen Beleidigung gegen ihn bei der Staatsanwaltschaft erheben. Öffentliches Interesse dürfte insofern vorliegen, als die wahrheitswidrigen Beschimpfungen sich gegen die Abgeordnetentätigkeit der beiden Herren richtet.“ DBl 18/10.

**Lachmann-Mosse, Hans**, Mitinhaber von Ru. Mosse. O Adoptivtochter des Ru. Mosse. Berlin. 1914.

**Lachmannski**, verteidigte 1930 in der „WB“ (Berliner Arbeiter-Z. 8/6) spaltenlang das „Massische Weimar“ mit seinen Beziehungen zu Spinoza, Maimon, Rahel Levin, Emil Ludwig, Felix Mendelssohn gegen das „moderne“ Weimar und die kulturfeindlichen (!) Bestrebungen von Parteisanatikern, denn „der „Bildungsminister“  $\Delta$  Fried lehnt das „Fremdrassige“, also das Orientalisch-Jüdische, in Bausch und Bogen ab; er will bei der religiösen Unterwerfung der Schüler, dem uraltesten geistigen Erzeugnis des Orients, dem Alten Testament, seine Bedeutung als Lehrgegenstand entziehen. . . .“

**Lachmannski, Bonifatius** = Joseph Kohn.  
? **Lachner**, dtische Musikantenbrüder: 1. Franz, bay. Generalmusikdirektor, 1804 Main a. d. Donau — ? „Hier ein allerliebtestes Scherzwort, das geeignet ist, den Standpunkt, den der alte Franz L. zur neuen musikalischen Richtung einnimmt, zu charakterisieren. „Sind Sie Wagnerianer?“ fragte den Maestro ein sich zufällig

in München aufhaltender bekannter, auswärtiger Musiker. „Na.“ — „Sind Sie Brahmsianer, Herr Hofmusikdirektor?“ Und wieder ertönte es: „Na.“ — „Ja, was sind Sie denn?“ „Selber aner“, lautete das im schönsten Oberbairisch gesprochene Künstlerwort.“ ▼De. „Die gedrungene, kräftige Gestalt, der bedeutende, wie aus Bronze gegossene Kopf mit dem mächtigen Rinn und den blitzenden grauen Augen erinnerte an den ersten Napoleon.“ ▼Hanslick 1, 303.

2. Ignaz, 1807—? R: Karl L. (fd).

3. Vincenz, 1811—? Kapellmeister in Mannheim. Lachner, Karl, Reg.-u. Gewerbeschul.-R. a. D. \*1851 München. G: Hofkapellmstr. Ign. L. // Fanny Waldhör. „Meine Schulbildung erhielt ich auf der Musterschule [Philanthropin?] in Frankfurt a. M.“, Hinrichsen. O Bertha Schwerdtfeger. R: Karl; Martin; Franz. — W: Holzbaukunst Dtschls, 2 Bde. Lange Vorstand d. Hannoverschen Männergefängnisvereins. Braunschweig, Spielmannstr. 22.

Lachozki, Siegfried, Reisender, Berlin; Wahrheit 4/4 1912: „L. war im Geschäft seines Bruders und verkaufte an Ansiedler in Augustowo, Wpr. Inlette, Damast, Kostüme. Auf seiner Reise führte er Waren mit sich, Bestellungen nahm er schriftlich auf und übermittelte sie der Firma Siegfried Lachozki in Berlin, die die Waren lieferte. Nachdem das Geschäft erledigt war, ließ er sich auf den Betrag, für den er Waren verkauft hatte, Wechsel unterschreiben. Er sagte den Leuten nie, daß es sich um Wechsel handelte, sondern sprach von „Quittungen und Bescheinigungen“, so daß die Leute, ohne daß sie wußten, was sie unterschrieben, Wechsel gaben. Später stellte sich heraus, daß L. mehr Waren aufgeschrieben hatte, als bestellt waren. Auf dem Bahnhof in Krojante wurde Lachozki darüber zur Rede gestellt und gab auch zu, versehentlich mehr aufgeschrieben zu haben. Die Firma wollte den zuviel gezahlten Betrag zurückzahlen, sofern die Wechsel eingelöst würden. Obwohl die Leute die Wechsel schon vor Wochen einlösten, hat die Berliner Firma den zuviel erhobenen Betrag nicht zurückgezahlt. — Nun hat dieser Tage in Glatow dieserhalb ein Prozeß gegen Lachozki geschwebt, wo durch Zeugenaussagen festgestellt wurde, daß Lachozki die Unerfahrenheit und Leichtgläubigkeit der Leute in strupellosester Art ausgenutzt hat und sich Unterschriften für Wechsel geben ließ, ohne daß die Leute wußten, daß es Wechsel waren. Lachozki, wegen Betruges vorbestraft, wurde trotz heftigen Gestikulierens seines Verteidigers ▼Sommerfeld, der auf Freisprechung plädierte, zu 3 Monaten Gefängnis verurteilt.“

Lachowsti, Arnold, aus Odessa, Maler, „ein neuer ernster Schilderer jüdischen Lebens und jüdischer Seele“, DWe 1904, 6.

Lachs [aus Salomon, Salmon, das englisch aussieht und Lachs bedeutet], ein Judennamen.

Ladenbacher, v., Wien, 19.—20. Jh. G; vgl. Brud, Frankfurt a. M.

Lacoste, René, Tennismann, Paris, dem Wilde nach: ▼. 8-Uhr-Abendblatt 8/5 1929: „Das fast unwahrscheinliche Können Lacostes ... einzigartig, einfach, lapidar, eine Offenbarung, faszinierend, Maschine und Genie sind hier gepaart.“ — Berlin am Morgen, 9/5: „Der beste Tennisspieler der Welt ... hat alles gemlagen: den großen Big Bill Tilden, den König des amerikanischen Tennissports. Lacoste, der heutige Weltchampion, ein dunkler, bescheidener junger Mann, hat als Balljunge angefangen. Es gibt genug Leute, für die 15 W. nichts bedeuten, gar nichts, wenn sie dafür Lacoste sehen können“; vgl. WZ 11/5.

Lacretelle, Jacques de, gebor. Silbermann, Literat, Paris, 1927. (WB 11/11. JPB 19/4 29.)

Lacroix = Lu. Barnab.

Laczko de Hajuhely, Andreas, Literat, Bern, — stammt von dem nobilitierten Chef der Bank „Laczko & Popper“, Budapest. G.

Ladanyi, Mag, gebor. Hoffenreich, Dr., Antikrist, Advokaturkandidat, 6. Bezirksgericht, Pest. 1901.

Stbgr 7/5 meldet von ihm: „Im Verhandlungszimmer des Wizebezirksrichters Dr. Stephan Pegg stand

auf dem Tisch das Kreuzifix. Bei einer Verhandlung fragte der Jude: „Ist das Kreuz infolge Regierungsverordnung dort oder hat es der Herr Richter selbst dorthin gestellt.“ „Das geht Sie nichts an“, antwortete der Richter. „Ich fordere, daß der Herr Richter auf meine Frage antworte“, sagte der Advokaturkandidat. Daraufhin verwies ihn der Richter zur Ordnung und schritt zur Verhandlung. Er fragte, wer als Vertreter des Beklagten erschienen sei? „Ich“, antwortete der Verteidiger von einem Fenster aus, wohin er sich zurückgezogen hatte. Richter: „Wollen Sie am Fenster verhandeln?“ Jude: „Ich verhandle nicht vor einem Tisch, auf dem das Kreuz steht.“ Der Richter wies ihn nochmals zur Ordnung und bestrafte ihn mit 100 Kronen.“

?Lademann, Fritz, Staatsanwaltschaftsassessor, Neudorf bei Fürstentwalde-Spree, L. d. N., Brand. Rür.N. 6; O Alice, L. v. ▼Goldschmidt // Sperling.

Ladenburg, Adolf v., Berlin 1894 O ▼Meyerstein. G.

Ladenburg, süddtsche Diskonto- und Aufsichtsratsfamilie. 1. Ernst, — 12—0,72; RN; Stadtverordneter, Nationalliberaler. RN: Diskonto, Berlin; Ver. Kunstseibefabriken; Schrammsche Lack- und Farben; Palmengarten; Olfabriken, Mannheim; Gewerkschaft Thüringen, Hannover. —

Er ist Jnh. d. Bank E. L., Jungb. 14, 1848 begründet, in Beziehungen zu Ladenburg, Thalmann & Co., New York und zur Süddtschen Diskonto in Mannheim, die 05 aus der Bank W. S. Ladenburg & Söhne in Mannheim hervorging. Süddtsche, eigentlich Ladenburger Diskonto wurde gegründet von: Ernst und August Ladenburg in Frankfurt, GRN E. Ladenburg in Mannheim, E. D. Ladenburg, Dr. jur. Paul Ladenburg, Dr. jur. Richard Ladenburg in Mannheim. Kapital der Süddtschen Diskonto: 38½ Millionen M. — Frankfurt a. M., Feuerbachstr. 13.

2. August L., — 12—0,72 —, Mitinhaber der Bank E. Ladenburg, Barchhausstr. 10, Frankfurt a. M. — RN: Hoch- und Tiefbauten, Frankfurt; Städtstoffdünger, Knappsack; Gewerkschaft Köpfeben; Maschinenfabrik „Mönnus“, Frankfurt a. M.; Providentia, Frankfurter Versicherung; Rückvers. „Providentia“; Schweizerische Metallwerke, Basel. Mitbegründer und RN der Süddtschen Diskonto und der Metallbank, deren anderer Begründer Dr. Wilh. Mertton (fd) seine Schwester Karoline Emma Ladenburg heiratete.

3. E. D. L., Mannheim, N. 7, 17. RN: Bad. Assurance, Mannheim; Bad. Feuerversicherungsbank, Karlsruhe; Bad. Zuderfabrikation, Waghäusel. Mannheimer Lagerhaus; „Revision“ Treuhand, Berlin-Leipzig; Süddtsche Diskonto; Verein Dtscher Olfabriken, Mannheim.

4. Paul L., Dr., Mannheim, N. 7, 18. RN: Dtsche Hypothekbank Weiningen; Süddtsche Diskonto, Mannheim.

5. Richard L., Dr., Hilbastr. 18, Mannheim; Dir.: Süddtsche Diskonto. RN: Consolidierter Metall, Westeregeln; Badische Bank, Mannheim; Frankfurter Allg. Versicherung; Frantona, Rück- und Mitvers.; Frankfurter Lebensvers.; Mannheimer Dampfeschleppschiffahrt; Paphrus, Mannheim; Süddtsche Zuteindustrie und Zellstoffabrik, Mannheim-Waldhof. Präs. RN: Mannheimer Baugesellschaft.

6. Edgar L., — 5—0,30 —, Schloß Nohing, Erding 11, Oberbayern.

Ladenburg, Albert, Dr. phil. et med. h. c.; GRN; UP (Chemie), Breslau. \* 1842 Mannheim. G: RN Dr. Leopold L. // Delphine Picard. O Margarete, L. des UP Bringsheim // Guradse, der damals in Jena wirkte. R: Dr. Erich 78; Rudolf 82. Schon 72 war La. UP in Heidelberg, freisinnig, alliiert mit den Baffermann's. Er wurde auf der Naturforscher-Versammlung in Kassel

03 als rückständigster Materialist und Gottesleugner bekannt, indem er öffentlich nach allerlei Angriffen auf Christus folgende wegen ihrer Redlichkeit auffällige, aber versteckte Empfehlung des Judentums vortrug: „Über auch jetzt schon können wir sagen, daß der Wunderglaube in nichts zerfällt, daß niemals ein Wunder geschehen ist, noch je ein solches geschehen kann. Alles, was in der Natur geschieht, ist natürlich, und das Übernatürliche entspringt dem Gehirn von Unwissenden und Phantasten.

Viel wichtiger aber ist, daß die naturwissenschaftliche Auffassung der Welt zu einem Geist der Toleranz, der Brüderlichkeit und der Friedensliebe, führt und daß wir es als eine ernste Pflicht betrachten müssen, den Armen und Elenden [Juden] in dieser Welt beizustehen, ihr Schicksal zu erleichtern und sie nicht auf ein ungewisses Jenseits zu vertrösten. Werkthätige Menschenliebe sei deshalb unser Wahlspruch!“

Das war selbst den Kasseler, die sonst allerlei vertragen, doch zu viel. Eine Zeitung forderte die Einwohner auf, die Fahnen zur Begrüßung der Versammlung wieder einzuziehen. Das geschah nur vereinzelt, aber die Mißstimmung wurde damit nicht beseitigt. Wir bringen einen offenen, natürlich unbeantwortet gebliebenen Brief des (von der Berliner Kugen-Z. nicht mit Unrecht als berühmt bezeichneten) Montangeologen Dr. Carl Dohsenius aus Marburg-H. an Professor Dr. Ladenburg. Derselbe lautet wörtlich:

Marburg, den 19/3 1903.

Sehr geehrter Herr Geheimer Rat!

In dem Testament des kürzlich in Paris verstorbenen Senators Trarieux findet sich folgendes Bekenntnis, ein beredtes Zeugnis für die freie Auffassung dieses hervorragenden Mannes: „Seit meinem 20. Lebensjahre habe ich mich von jedem Dogma losgelöst, und ich weiß nichts von den Geschicken jenseits des Grabes. Aber ich habe einen unbesiegbaren Glauben und eine unerschütterliche Zuversicht auf die Weisheit der Schöpfung bewahrt, und das genügt mir, ohne Auflehnung ihr geheimnisvolles Werk hinzunehmen. Ich glaube fest, daß die Lebensregel darin besteht,

das Bewußtsein zu haben, man gehört zu einem erhabenen Ganzen, dessen Evolutionen durch höhere Gründe bestimmt sind, die dem Menschen entgehen, die ihn aber regieren.

Ihr Kasseler Vortrag im September v. J. gipfelte in dem Ausspruche: „Ich glaube nicht an Gott, weil ich ihn nicht sinnlich wahrnehmen kann!“

Seine bezw. der Allmacht Werke sind aber doch recht greifbar vorhanden.

Nun müssen Sie mir logischer Weise auch gestatten, nicht an Ihre Vernunft zu glauben, weil ich die auch nicht sinnlich wahrnehmen kann, obgleich ich deren unselige Ausflüsse in Kassel selbst mit angehört habe.

Mit bestem Gruß

Dr. Carl Dohsenius.

Seiner Hochwohlgeboren

dem Herrn Universitätsprofessor

Dr. phil. u. med. h. c.

A. Ladenburg

Breslau.

Man möchte sich sonst oft die Ohren zuhalten, wenn sich Universitätsgelehrte in den Haaren liegen, aber den wackern Brief von Dohsenius liest doch jeder gern.

Die Evang.-Luther. Kirchen-Z. meinte über den Anti-Christen: „Ein Punkt in Ladenburg's Rede ist schwer zu erklären. Bekanntlich ist er ein geborener Jude und ließ sich erst vor etlichen Jahren gelegentlich einer Durchreise in Leipzig in der reformierten Kirche taufen. Warum er nicht in Kiel, wo er bis dahin als Professor lebte, oder in Breslau, wohin er damals übersiedelte, den Übertritt vollzog, haben wir nicht erfahren. Jedenfalls suchte er die christliche Religion auf; und doch beklagt er sich in seinem Vortrag, daß schon die Jugend, d. h. die christliche, gezwungen werde, sich „nach dem Schema“ der christlichen Weltanschauung zu bilden, und er hat bittere Worte gegen den „bornierten Dogmatismus“ in der protestantischen Kirche. Warum ist er nicht Jude geblieben? Aus welchem Beweggrunde stieg er in Leipzig ab.“

Landgerichtsrat ΔHaase erklärte auf der Breslauer Kreissynode vom Standpunkt der Juristen aus, daß La. mit dem Gottesglauben (besser =unglauben) die

Grundlage, auch des Eides und damit der sittlichen Rechtsordnung überhaupt zu zerstören gesucht habe.

Die Kreuz-Z. bedauerte die so bedeutende Versammlung der deutschen Naturforscher und Ärzte, die sich eine solche Rede als Wissenschaft hatte vorsetzen lassen müssen. „Doch wir sind gewiß, die Wissenschaft wird über die Ladenburg'sche Rede, die zudem in Stil und Gedankenverbindung an zahlreichen Stellen an einen Schüleraufsatz erinnert, zur Tagesordnung übergehen. So bleibt sie nur für die breite Menge, „Bewunderung von Kindern und Affen“, um doch auch mit einem Faustzitat dem Professor aufzuwarten, der sich nicht scheut, die schönsten Stellen aus Goethes „Faust“ zur Bekämpfung seiner Trivialitäten heranzuholen. — Wir trösten uns mit der einzigen Hoffnung, daß die etwaigen Lobredner La.'s auch seine letzte pathetisch vorgetragene Losung der „werktätigen Menschenliebe“, die er, ein chemischer Analyst ersten Ranges, zum Erstaunen aller Welt aus den Naturwissenschaften herausdestilliert, gehörig beherzigen mögen. Der Vortragende aber wird, um sich selbst beim Wort zu nehmen, mit seinen reichen Glücksgütern hoffentlich recht hingebend der werktätigen Liebe dienen.“

Ende Oktober erschien dann der La.'sche Vortrag „im Wortlaut“, „wobei aber die beanstandeten Stellen merkwürdigerweise fehlten. La. hätte, so äußerte dazu die „B. N. N.“ seinerzeit die Berichterstattung als unrichtig bezeichnet. Prof. Bachmann, Erlangen, bemerkt nun, daß L. mit dieser Behauptung uns vor das wunderbarste der Wunder stellt, obwohl er sonst Wunder im ganzen Universum für ausgeschlossen erkläre; denn der Zeitungsbericht bringe mehrere Sätze, die die offizielle Druckausgabe garnicht enthält, und daß der Zeitungsbericht dieses Mehr geradezu erfunden habe, werde L. als unabweisliche Konsequenz wohl selbst nicht im Ernste vertreten wollen. Daraus folgt nun Professor Bachmann: L. hat die entscheidende Stelle seines wirklich gehaltenen Vortrages nachträglich geändert, ja dem Tone nach — und der Ton macht bekanntlich die Musik — ins

Gegenteil verkehrt. Das behaupten wir so lange, bis er mit besseren Beweisen, als mit einer bloßen Behauptung das Unrecht seiner Ausgabe auf Authentizität erhärtet. Was soll man aber von der Wissenschaftlichkeit und was von dem Mut der Konsequenz in einer Weltanschauung sagen, die heute in mündlicher Rede die Vorstellung eines allmächtigen persönlichen Gottes für unvereinbar mit den Erkenntnissen der Naturwissenschaft erklärt, einige Wochen später aber im Druck den Glauben an einen allmächtigen Welterschöpfer für durchaus berechtigt ausgibt?“

Hosprediger Gladischeck wandte sich als Vorsitzer des Presbyteriums der Hofkirchengemeinde der Kirchenordnung gemäß persönlich in einem Schreiben an La.: „Der Vortrag liegt jetzt gedruckt vor, aber der Anstoß, den ein Geistlicher daran nehmen muß, ist damit nicht beseitigt, das Argerniß, das unsere evangelische Kirche daran nimmt, ist geblieben. Auch ich kann es nicht verstehen, wie Sie, die vom Leipziger Pfarramt mitgeteilten Fragen bei der Taufe mit Ja beantworten und jetzt gegen wichtige Grundlagen christlicher Gewißheit Sturm laufen können. Ich möchte Sie ganz ergebenst ersuchen, eine Form zu wählen, in der Sie dies Argerniß beseitigen, damit ich dem am Freitagnachmittag sich versammelnden Vorstand unserer Gemeinde davon Mitteilung machen kann. Eine Erklärung, daß mit dem Vortrag kein Anstoß gegeben werden sollte, könnte hier nicht genügen, da der Anstoß vorhanden ist.“

Dazu ließ sich das reformierte Pfarramt in Leipzig in der Kirchen-Z. vernehmen: „Nach dem Taufbericht sei Ladenburg, Professor in Breslau, schon 1889 (also vor 13 Jahren) im reifen Alter von 47 Jahren in Gegenwart von vier Zeugen durch Pastor D. Drehdorff in der Leipziger evangelisch-reformierten Kirche getauft worden. Er sei nicht auf der Durchreise gekommen, sondern ausdrücklich zum Zwecke der Taufe von Berlin hingereist; vor dieser habe Pastor D. Drehdorff mehrere Besprechungen mit ihm gehabt, denen die Bergpredigt zugrunde lag; bei der Taufe habe Professor Ladenburg



folgende Frage des Konfirmationsformulars mit „Ja“ beantwortet: „Wollt Ihr von ganzem Herzen den segensreichen Glauben der Christen mit uns bekennen — den Glauben an Gott, an Christus und an den Heiligen Geist?“

Auch der alte Pastor a. D. Dr. Drehdorff, dem der nicht waschechte Täufling doch schwer auf dem Gewissen lag, reinigte sich in der Presse, wie folgt: „Kein evangelischer Prediger hat das Recht, einem Juden die Taufe zu weigern, der bereit ist, sich zum christlichen Glauben zu bekennen, und dies öffentlich und vor Zeugen tut. Die Frage, ob er genügend vorbereitet sei, hat nur das Pfarramt zu entscheiden, und die, „ob er, durch sein Inneres gedrungen, diesen Glauben angenommen habe“, kann niemand entscheiden, außer ihm selbst.... Da La. bereits ordentlicher Professor war, ließ sich an unlautere Beweggründe zum Übertritt nicht wohl denken.“ (StbgrZ., Sept., Okt., Nov. 1903.) — Sie waren aber wie bei jeder Judentaufe doch vorhanden gewesen, trotz aller Gutmütigkeit unserer Taufenden und aller Schauspielerei der zutauften Juden.

Ladenburg, Lu. von, Bankhändler, Wien, 19. Jh. — O Julie, L. des Stammesgenossen und Bankhändlers Leopold von Dämmel (f. Simon v. L.) in Prag.

Hanslkl 1, 220: „Ein glänzender Kinderball [bei Dämmels] gehört noch zu meinen vergnügtesten Prager Erinnerungen. Da hieß es: Ein Bräutigam für Julie sei angekommen. Es war ein reicher junger Herr von Ladenburg aus Mannheim. Sie hatte ihn nie früher gesehen; trotzdem fand die von den Vätern geschäftlich vereinbarte Verlobung und Vermählung unabweislich statt. Eine jener Heiraten, die Josef Unger mit den Worten charakterisiert: „100 Stüd Nordbahn heiraten 100 Stüd Südbahn.“ Der beiderseitige Reichtum gilt in gewissen Gesellschaftsklassen als die einzige und völlig ausreichende Garantie für das Glück der Brautleute. Ladenburg, aus einer angesehenen Bankier [Bankhändler]-dynastie stammend, war ein geschickter Finanzmann und gar kein übler Mensch. Aber für den hohen Geist, die Bildung und den seltenen Charakter seiner Frau besaß er wenig Verständnis. Die beiden lebten ohne Bank und Bärtlichkeit nebeneinander her. Julie von L. war durchaus nicht schön; ihr edler Kopf saß auf einem zu kleinen und vollen Körper; sie erinnerte mich an ▼Fanny Bewald. Was ihren Umgang so angenehm machte, war der unwandelbare Ausdruck von ruhiger Güte und Milde, der Hauch feiner Geistes- und Herzensehnbildung. Sie prunkte nie mit ihrem Geiste, liebte aber den freundschaftlichen Verkehr mit Männern, deren Gespräch ihr Anregung und Belehrung bot. Sie klagte in den letzten Jahren über anhaltend quälenden Kopfschmerz. Die Ärzte konnten ihrem Leiden nicht auf den Grund kommen, glaubten vielmehr nicht einmal recht daran, und empfahlen ihr Luftveränderung. Die arme Frau reiste nach Florenz und starb dort wenige Tage nach ihrer Ankunft. Es war eine tief schmerzliche Nachricht für uns alle. Ihr Gatte, Lu. von L., ist ihr bald im Tode nachgefolgt.“

Ladenburg, Mag = Robert Heymann.

Ladenburg, Au., \*1882, Dr. phil., Uß (Pßh.); D. d. N., 1. Schl.-Höft. Drag.-N. 13; Breslau. G: Uß Albert L. // Pringsheim. — Der Professorenstand erscheint in manchen Kreisen wie eine Krankheit geradezu erblich.

L. war wissenschaftlicher Mitarbeiter am Kaiser-Wilhelm-Institut für physikalische Chemie und Elektrochemie, Berlin-Schlachtensee, Georgenstr. 24. — L.'s Mutter, geb. Margarete Pringsheim, war die Tochter von Siegmund P. // Anna Guradze. Väterl. Vorfahren: RA Dr. Leopold L. // Delphine Picard. O △Else, L. d. Uß (Augen) Wilhelm Uthhoff, Breslau. 1/2 ▼R: S. — Deutsche Auskunftei.

Ladenburg, Thalman & Co., Weltbank in N. York. Auf ihren Wechseln schließt sie die perforierten Zahlen mit dem „Ragen Davids“, dem Sechsfachstern, vorn und hinten ein. 1914.

Bei der alliterierten Kriegsanleihe der Firma 1915 erinnerte die Rh.-Westf. Z. 4/11 1915 daran, daß der verstorbene Thalman einstens die 500 000 Dollar Kommanditierung seitens S. ▼Bleichröder mit Freuden begrüßt und sehr lange festgehalten, daß ferner seine Witwe noch heute erhebliches, gutes deutsches Geld in dieser Firma hätte, die so ziemlich alles, was sie sei und habe, ihren deutschen Verbindungen verdanke. —

Das ist von der guten Rh.-Westf. Z. wiederum viel zu zahm und verschleiert ausgedrückt, denn in Wirklichkeit verhielt es sich doch so: Der dtische Jude in Amerika, Thalman, arbeitete mit dem Geld, das der dtische Jude in Berlin, Bleichröder, schiffelweise den Deutschen abgenommen und dadurch für eigene Geschäfte und Anlagen übrig hatte; Thalman verwendete dann später das den Deutschen durch die Bleichröders und ihn, Thalman, geraubte Geld dazu, die Feinde der Deutschen im Weltkrieg zu stützen. So wurden Arbeit und Fleiß Deutschlands, die in dem Gelde steckten und zum Ausbau des Vaterlandes und zum Wohle jedes einzelnen hätten verwertet werden müssen, durch die Juden heimtückisch gegen die verhassten Deutschen im Kriege ausgenutzt. Eine geradezu umgekehrte Welt, circulus vitiosissimus!

Ladino, f. Judendeutsch.

Ladyschnikow, J., Verlag G. m. b. H., Berlin W. 50, Rankstr. 33. Seit 1911. Früher „Bühnen- und Buchverlag russischer Autoren“. Geschäftsf.: Bernhard Rubinstejn.

Lafayette, Galeries L.—, Warenhaus, Boulevard Haussmann, Paris, mit Filialen von London bis Alexandrien, gegründet 1895 von Theophile Bader, \*68 zu Dambach-Niederrhein. JPB 8/3 und 17/5 1929.

Ein Zweighaus dieses Warenhauses sollte in Berlin von den Bankhändlern Schlesinger, Trier & Co.; Lazard, Speyer und Ellissen, Frankfurt a. M.; Teigetra de Mattos, Amsterdam, gegründet und von Emil Heinicke-UG, die dem Bankhause Schlesinger-Trier nahesteht, gebaut werden. WBA XII, 1927.

▼Lafayette, Paul de, franzöf. General und Politiker, Revolutionär, 1757—34, gründete 25 mit einflußreichen Polen in Paris eine Gesellschaft, um die Emanzipation der Juden in allen Ländern zu befördern; „sie hat nur kurze Zeit bestanden und besondere Erfolge nicht herbeigeführt“, heißt es in dem Buche „Juden in Rußland“, Hamburg 1844, S. 23. Über jüdische Quellen sind immer verdächtig und rassenvorurteilsvoll; es ist eher anzunehmen, daß man nicht verraten will, wie viel in der Tat L. erreicht hat, der sonst auch nicht von der üblichen Geschichtsschreibung als der große und unvergleichliche Freiheitskämpfer gefeiert worden wäre. Freiheit heißt in solchen Fällen nicht die Freiheit der Völker, sondern immer nur Freiheit der Juden für die Juden. Vgl. Gambelin, l'Impérialisme, 1924.

Lafarme, G. = Anna Feiginger, geb. Wolf.

Lafitte, Jacques, Bankhändler, Politiker, 1767—44 Paris, förderte die Julirevolution und verhalf Louis Philippe 1830 zum Thron, Schiedanz, S. 269. — WM.

Lafitte, Pierre, Verlag, Paris. \*1872 Bordeaux. O Ch. Hour. G u. S: Femina; Musica; Je sais tout; l'art et l'artiste u. a. — „Zur Eröffnungsfeier des

Gebäudes des Verlages Lafitte, März 1907, bewarb sich ein Senator, ein ehemaliger Minister der Republik, um Plakarten. Gestorner Cohen, einer der Teilhaber an dem Hause, wies ihn mit dem Bemerkten zurück: Wir lassen nur Personen der höchsten Aristokratie zu.“ Nö. 1911, Nr. 3.

Lafontaine, Maurice, Paris. — Angriff 22/7 1929:

„Er handelte mit alten Hosen  
Und schrieb sich Moriz Pinteles.  
Bald duldete den Ruhelosen  
Nicht mehr in seinem Winkel es.

Es ging ihm eben nicht zum besten,  
Dem Pinteles aus Krotoschin,  
Drum spürte er den Zug nach Westen.  
Ja: jeder einmal in Berlin!

Die Konfektion erschien ihm wichtig,  
Der Hausvogelplatz ideal,  
Nur „Pinteles“ schien nicht mehr richtig;  
So nannte er sich Wasserstrahl.

Ein Prima-Wechsel ward ihm peinlich,  
Der Moriz triegte kalte Fiehl,  
Und weil der Staatsanwalt so kleinlich,  
Entwich er eilig nach Paris.

Dort handelt er moderne Bilder.  
(Es muß was für die Kunst gesch'hn!)  
Die Ausschritt seiner Firmenschilder  
Sieht so aus: Maurice Lafontaine.“

Laforgue, Jules, Vorleser der Kaiserin Augusta, Berlin, 1881—86; s. Michael Ephrussi.

△Lagarde, Paul, Uß, Dr., 1827—91, Göttingen. Dieser deutsche Denker und Judengegner stand noch nicht auf so fester, rassistischer Grundlage wie wir heute; sein bekanntes Wort aus einem Vortrage 1853, daß das „Deutschtum im Gemüte und nicht im Gebälte“ liege, wird sogar heute öfter, wie von Eugen Diederichs (sd) und Genossen, gegen den Antisemitismus verwertet. Wie klar sich Lagarde aber im Laufe seines Lebens doch über alles Jüdische geworden ist, zeigt sein erschütterndes Bekenntnis: „Es gehört ein Herz von der Härte der Strohildhaut dazu, um mit den armen ausgefogenen Deutschen nicht Mitleid zu empfinden und — was dasselbe ist — um die Juden nicht zu hassen, um diejenigen nicht zu hassen und zu verachten, die — aus Humanität! [Freimaurer] — diesen Juden das Wort reden, oder die zu feige sind, dies wuchernde Ungeziefer zu zertreten.“ — Vgl. W. Bartels, Deutsches Schrifttum 1920, Nr. 10.

L. schrieb ferner über die Juden: „Die Juden sind unter allen Kulturbölkern, solchen, welche es sind, und solchen, welche es waren, zu finden, sind überall auf das äußerste gehaßt und wunderbarerweise zugleich verachtet und sind wenigstens in Europa die Herren der Nichtjuden; um mit Mommsen zu reden: überall von je her sind sie Träger der Verwufung. Auch läßt sich nicht bestreiten, daß die Juden keine Religionsgemeinschaft, sondern eine Nation ausmachen. Keine Nation ist für die Geschichte so in jeder Hinsicht wertlos gewesen wie die jüdische.“

„Schlechterdings nichts von allem, was Europa bewegt, ist einem jüdischen Herzen entquollen: keine Erfindung haben die Juden gemacht: stets haben sie wider die stetig aus sich wachsende Geschichte auf der Seite der unreifen Empörer für ein Wollenkudusgeschwärm und nicht einmal dafür gelitten: überall sind sie mit Surrogaten bei denen hausieren gegangen, die zu faul waren, sich die durch das käufliche Surrogat gelogene Sache zu erarbeiten.

Nur wer etwas ist und darum etwas bieten kann, wird in das Leben anderer Nationen zugelassen. Der Jude verarmte ethisch nach 1100 in immer rascherem Tempo: er sehnte sich angeblich allsabbatlich nach dem Lande seiner Väter, wanderte aber nicht in dies Land zurück, sondern freute sich sechs schöne Wochentage hindurch an den Fleischtöpfen der Heiden weiter: er lie-

belte mit allem, was das indogermanische Abendland bot, aber er ging, um sein blaues Blut nicht zu verunreinigen, keine Ehe mit ihm ein.

Die Juden haben nie irgendwo in der Geschichte sich der Zuneigung ihrer Mitmenschen zu erfreuen gehabt. Sie selbst geben ihre schlechten Eigenschaften dem Drude der Christen schuld: daß auch die Araber sie gedrückt, wird, um ja dem Christentume recht viel anzuhängen, verschwiegen. Allein Griechen und Römer schildern in Zeiten, in denen das Christentum noch gar nicht vorhanden war, die Juden genau so, wie wir sie jetzt finden. — Hinter sich haben sie eine Geschichte, die nicht Geschichte ist, Parasitentum oder den Kleinvertrieb von anderen Völkern erworbenen Güter, den Haß des Menschengeschlechts, ein Dasein ohne Ziel und Inhalt; vor sich haben sie Abneigung und Hohn.

Der Jude ist überall Schauspieler, und zwar schlechter Schauspieler, weil er in jeder Rolle immer er selbst bleibt: er ist Wigbold, darum oft boshaft und jedenfalls stets bemüht, die Gegenfäße, mit denen geistreich zu spielen das Wesen des Wihes ist, zu erhalten, während wir sie in einer höheren Einheit ausgleichen wollen; er ist Händler, gleichviel mit was, wenn es nur entweder die Vorteile des Massenverkaufs bietet, oder, wie der Vertrieb von Pferden, Modestücken, Antiquitäten, Geld und manchem anderen, bei eigener Herzenskühe die Phantasie des Käufers anzureizen und so den Preis zu steigern gestattet.

Der Jude liebt nie, und darum wird er nie geliebt. Und weil er nicht liebt, weil er sich, so lange er Jude bleiben will, unsern Idealen nicht hingeben kann, darum ist er uns fremd, und weil er uns fremd ist, erzeugt er in unserem Körper Eiterung. ... Dabei kann der fremde Körper ein Edelstein sein: die Wirkung wäre dieselbe, wie wenn er ein Stückchen faulendes Holz wäre. Die Juden sind als Juden in jedem europäischen Staate Fremde, und als Fremde nichts anderes als Träger der Verwufung. Die Verwufung schreitet schneller vorwärts als das Wachstum des Lebens, namentlich schneller als das Wachstum eines edlen Lebens. ... Es ist das Recht jedes Volkes, selbst Herr auf seinem Gebiete zu sein, für sich zu leben, nicht für Fremde. Die Juden als Juden sind in jedem europäischen Volke ein schweres Unglück. Es gibt für den Menschen nur eine Schuld, die, nicht er selbst zu sein. Was vom Menschen, gilt auch von den Nationen.

Mit der Humanität müssen wir brechen; denn nicht das allen Menschen Gemeinsame ist unsere eigenste Pflicht, sondern das uns Eignende ist es. Die Humanität ist unsere Schuld, die Individualität unsere Aufgabe. Lediglich durch Individualität können wir uns auch der Juden erwehren. Je schärfer wir unsern Charakter als Nation und die Charaktere aller in unserer Mitte duldbaren Einzelwesen ausbilden, desto weniger Platz bleibt in Deutschland für die Juden.“ — Nö, 5. Okt.-Nr. 1927.

Lagarto, Jakob, ca. 1642, „der 1. talmudische Schriftsteller in Südamerika“, G.

Laguna, I. Lopez/Daniel Israel Oyra, 1660—25 (?) „als Marane in Frankreich geboren, als Jüngling nach Spanien gekommen, lernte er die Inquisitionster kennen. Nach Jamaica entkommen, schlug er unter dem Namen Daniel Israel die Harfe zu den heiligen Liedern, die sein Gemüt erquickt hatten. Um auch anderen, namentlich den des Hebräischen unkundigen Maranen die Psalmen zugänglich zu machen, übersetzte er sie in wohlklingende und anziehende spanische Verse. Diesen Psalter „einen Spiegel des Lebens“ in verschiedenen spanischen Versmaßen umgearbeitet, brachte er nach London, wofür ihm mehrere Dichterlinge, auch 3 jüdische Dichterrinnen, Sara de Fonseca Pinto y Pimentel, Manuela Ruz de Almeida und Bienvenida Coen Belmonte, in lateinischen, englischen, portugiesischen und spanischen Versen entgegenjauchzten.“ G.

Er übersetzte außerdem unter dem Titel „a faithful Mirror of Life“ die Psalmen ins Englische, 1722. Das Buch war weit über die Synagoge hinaus beliebt. — Engl J 95.

2. Abraham Lopes, Pariser Deputierter auf der Nationalversammlung 1789. — G.

**Laicus, Philipp**, gebor. Wasserburg, jüdischer Herkunft aus Mainz, 1827—1897, erst Sozialdemokrat, dann ultramontan, verfaßte Gesellschafts- und Geschichtsromane: „Klingende Mächte“, „Um Geld und Gut“, „Kreuz und Halbmond“, „Kaiser und Papst“. Bartels, Dt. Literaturgesch. II, 623.

? **Lainez, Diego**, Jesuit (siehe Hippomani), 1512 Kastilien — 65 Rom, „der Entel zwangsgetaufter Juden und zweiter Ordensgeneral, der den Gedanken Voholas noch während der Umwandlung zur Schöpfung in seine Hand nahm und dem Jesuitismus sein eigentliches Gepräge gab. Das unbeschreibliche Selbstbewußtsein und folgerichtige Handeln dieses Juden in Richtung der jüdischen Machtziele, der Talmudcharakter der jesuitischen Morallehre wie die Ordensverfassung, die getreu der Verfassung des jüdischen Geheimtaates nachgebildet ist, verraten dem Kundigen auf den ersten Blick, daß Lainez im engsten Zusammenhang stand mit den zionistischen Weisen seiner Zeit und nach bestimmten Befehlen und Richtlinien dem Orden seinen Charakter verlieh und seine Ziele setzte ... das wahre Ziel und die Absichten des Juden Lainez war, im Jesuitenorden eine durch die Mäskel des Christentums verhüllte jüdische Machtorganisation zu schaffen und erst die römische Kirche und durch sie Europa zu unterwerfen. ... Dieser Diego (Jakob) Lainez schloß sich schon in Paris mit seinem Gefährten, dem Juden Salmeron (Fallenstein) Vohola an. Lainez war ein kleiner, schwächlicher Mensch mit auffallender Judennase und rastlosen, spähenden Augen, von eiskaltem Fanatismus, ein scharffinniger Rabulist, ein Redner und Propagandist, wie sie eben nur die jüdische Rasse stellt, und von verbälffender Imperienz. Die überwältigende Frechheit seines Auftretens schon zur Zeit, da der Orden noch gar nicht konstituiert war und Vohola trotz seines moralischen Mutes, den er bei Anklagen durch die Inquisition, das Kezergericht, immer bewies, seinen Gefährten größte Vorsicht und Zurückhaltung im Auftreten befohl, scheinen zu beweisen — denn der einzelne Jude ist immer feig —, daß hinter Lainez ein mächtigerer Schutz stand, als Vohola ihn genießen konnte. In diesem Lainez in der Jesuitenrobe erstand der gefährliche, brutal verschlagene Gegenspieler Luthers, des großen Weltbefreiers der germanischen Welt, der das Buch „Von den Juden und ihren Lügen“ später schrieb und dessen Auftreten und Kampf gegen Rom die Judenschaft schon jetzt mit Grauen verfolgte in Ahnung dessen, daß dieses Mannes Kraft und Geist ihr Vernichtung bringen mußte: wurde er nicht niedergedrungen, eroberte er vielleicht Rom, die Hochburg der Christenheit! — Mit Lainez trat der Talmud in Voholas Leben, nicht der Talmud als Buch, sondern der Blutträger des Talmudgeistes. Und dies war der dritte beherrschende Einfluß, dem er verfiel. Lainez unterwarf sich zunächst geschmeidlich der Führung des Schwärmers und Ekstatikers und pflichtete seinen Gedanken und Zielen bei. ... Voholas Plan war: die Mohammedanermission — und nicht der jüdische Kezerhaß des Lainez. ...“ Deutsche Wochenchau 20/4 1929.

L. änderte den von Vohola unter kirchlichen Formen geschaffenen Jesuitenorden in einen Geheimbund mit kirchlichem Gewande um, genau nach dem Muster der „Mombrosos“. Im südlichen Europa, insbesondere in den Pyrenäen, bestand nämlich von alters her der Geheimbund der Mombrosos, d. h. Erleuchteten oder Illuminaten, der von der Kirche mit Feuer und Schwert verfolgt wurde. In ihn reiteten sich sehr viele Juden, die gezwungen wurden, das Christentum anzunehmen. — Ahlwardt, Mehr Licht, 1910, S. 34.

L. kam Ostern 1538 auch nach Rom, wo er einen Lehrstuhl für scholastische Theologie erhielt und durch seine Rabulistik Bewunderung erregte.

L. soll nach Postnitsch's Freimaurerei, S. 86, kein Jude sein. WM.

„Laissez faire, laissez passer“, oder „aller“, französisch: alles gehen lassen.

Fr. Dist, politische Nationalökonomie: „Ein Wort, das Räubern, Betrügern und Dieben nicht minder angenehm klingt als dem Kaufmann und schon darum als Maxime verdächtig ist. Diese Verkehrtheit, die Interessen der Manufakturen und der Agrikultur den Ansprüchen des Handels auf ganz freie Bewegung preiszugeben, ist eine natürliche Folge derjenigen Theorie, die überall nur die Werte im Auge hat, nirgends die Kräfte berücksichtigt und die ganze Welt nur als eine einzige und unteilbare Republik der Kaufleute betrachtet. Der freihändlerische Kaufmann, der ohne Rücksicht auf die nationalen Interessen Gewinne machen will, importiert Gifte wie Heilstoffe. Ganze Nationen entnervt er durch Opium und gebranntes Wasser. Ob er durch seine Importationen und Einschwürzungen Hunderttausenden Beschäftigung und Unterhalt verschaffe, oder ob sie dadurch an den Bettelstab gebracht werden, geht ihn als Geschäftsmann nichts an, wenn nur seine Bilanz dadurch gewinnt. Suchen dann die Brotlos gewordenen durch Auswanderung dem Elend zu entrinnen, so gewinnt er noch Tauschwerte vermittels ihrer Fortschaffung. Im Krieg versorgt er den Feind mit Waffen und Munition. Er würde, wäre es möglich, Acker und Wiesen ins Ausland verkaufen, und, hätte er das letzte Stück Landes abgesetzt, sich auf sein Schiff setzen und sich selbst exportieren.“ —

Der französische Spruch heißt also auf gut deutsch nichts anderes als Wucherfreiheit, indirekte Vergewaltigung und wirtschaftlicher Raub — sehr bequem für Händler, die alles Heilische und Moralische ersticken, eine Chloroformel, um die Menschheit zu notzüchtigen, und der Saft, den die Blutsmordjuden den Völkern vor der Schächtung überwerfen möchten. Dies Wort ist denn auch von Erwin Bauer mit Recht zum Leitmotiv seiner „Offenherzigen Briefe des Dr. Isidor Feilchenfeld in Berlin an Bankier Zeiteles in Posen“, 1891 gemacht worden, worin über jüdisches Wesen und Streben so rüchhaltlos wie wichtig aufgeklärt wird: „Laissez faire, laissez aller — das ist der Grundsatz im Leben, den wir brauchen, um zu werden reich und mächtig und groß in der Welt —, der Grundsatz, welcher, um zu reden geistreich wie der „Zeitgeist“, der „individuellen Entwicklung gestattet, zu erreichen den höchsten Gipfel der Vollkommenheit“, was heißt in simplem Deutsch: dem Egoismus zu setzen keine Schranke, damit der Starke Klettere über den Schwachen hinweg zur höchsten Stufe der Macht und des Einkommens! Und dieser Grundsatz bildet das A und das O der freisinnigen Partei — was ist also natürlicher, als daß wir stehen zu dieser Partei?! Ist es doch unser Geist gewesen, der hat triumphiert siegreich über den christlichen Gedanken und hat getragen hinein in die Weltgeschichte das laissez faire, laissez aller! Gott, was für'n Ruhm! Zügelen, wir sind doch die Auserwählten! Hörst Du — wir sind es!“

**Lajeunesse, Ernest**, Pariser Literat, dessen Stücke — l'imitation de Notre Maître Napoléon; la Dynastie — im „Theatre Antoine“ gegeben wurden. Er nannte sich „un vieux Lorrain“, worauf l'Yeuve 16/2 1911 bestimmte: „on n'est pas Lorrain et Juif; on est Lorrain ou Juif“.

**Lajos, Brud**, Porträt- und Genremaler, London; \*1846 Ungarn. Ro.

**Lajta, Bela**, „genialer Architekt“, Budapest. JWo 18/4 1913.

**Lalados, Sabislaus**, Literat, Ungarn, W: ▼Bassalle. 1914.

**Lalo, Pierre**, \*1866 Puteaux; G: Komponist Edmond L. — Musikkritiker des Temps, Paris. ONoémie, T. des Professeurs an der école des mines Edouard Fuchs. Lui est 1908.

**Laloh, Léon**, Dr. med., Bibliothekar der Acad. de Médecine, Paris. \*1867 Weissenburg, Elsaß. G: Steuerkontrollleur L. // Aline, T. d. Dr. med. Isaac Keith, Augsburg. W: l' évolution de la vie; Parasitisme et mutualisme dans la nature. Ue: Hädel, Bächner ins Franz. Ma: Biologisches Zentralb.; Archiv für Anthropologie. Deg. 6.

Laloy, Louis, Literat, Paris; Ue: Heine, 1928. — Lambelin.

Lamarc, D. = Helene Wittmann.

• Lamartine, Alphonse Maria Prat de, 1790—69, französl. Dichter, Sohn eines armen Edelmannes, Jesuitenzögling und Idealisator Frankreichs und der großen Revolution. L. wollte dann im Sinne des Judentums die konstitutionelle Monarchie mit Fein- und Freiheiten ausstatten, weswegen er von Israel noch heute sehr gefeiert wird. In seiner in Ischia geschriebenen, 1847 in 8 Bänden erschienenen „Histoire des Girondins“ (deutsch, Leipzig, 48) fälschte er die geschichtliche Wahrheit und umgab die Helden der Revolution, die den absoluten König beseitigten, mit der Glorie der Poesie. Jene Girondisten aber hatten 1791 als Hauptredner die Advokaten Bergaud, Guadet, Gersonné [Gerson], Grangeneuve, Condorcet, Isnard, Kerfant, Rebecqui [Rebeka] und den Kaufmann Ducos, — auch Madame Roland gehörte dazu — und reizten die unteren Schichten gegen Gesetz und Ordnung. Als sie nicht mehr Herr dergerufenen Geister waren, wurden sie vom Pöbel samt und sonders guillotiniert.

Die Vorliebe der Juden für L. beruht auch auf seinen Memoiren, die durch schamlose Jugendverirrungen, durch fählliche Sentimentalität und Ausmalung widerwärtigster Dinge „wirken“. In E. M. ▼Dettingers Nachlaß De 7, 146 (s. Mirès) wurden folgende Verse auf Lamartine gefunden:

„Die Zeitung schreibt: „Du seist gestorben!“  
Ich, Meister, glaube nicht daran,  
Daß Ruhm, wie Du ihn Dir erworben,  
In Frankreich jemals sterben kann.  
Mit triumphierend stolzer Miene  
Lebt fort Dein Geist von Ort zu Ort,  
Denn niemals stirbst Du, Lamartine,  
Du lebst im Herzen Frankreichs fort!

Und nimmermehr wird es vergessen,  
Was groß und heilig an Dir ist:  
Daß Du der erste seiner Dichter,  
Und letzter der Gironde bist!  
Es ahnet, daß Dein Dichternamen  
Die Blätter der Geschichte ziert,  
Daß Alphonse Prat de Lamartine  
Im Lied der Nachwelt fortpullsiert.“

?Lamb, Charles (Ella), englischer Dichter, 1775—34. Jew. Chronicle, London, 7/12 1906, vermutete jüdisches Blut: „die Familie hieße ursprünglich: Lamm, und viele Erzählungen Lambs atmeten Rabbiswürze; auch seine Freunde entdeckten Jüdisches an ihm; einer Mischung von Juden, Gentleman und Engel“. — Jew. Chr. 14/12 08 bringt dann Gründe gegen L.'s jüdische Abstammung, daß er gern Schweinefleisch gegessen und Bier getrunken hätte. Diese Gründe sind aber taum stichhaltig, denn es sind genug getaufte Juden bekannt, die vor Schinken und Hofbräu auch nicht scheuten. WM.

?Lambach, Walther, \* 28/5 1885 in Gummersbach (Rhld.), eb., 1901/13 kaufmännischer Angest., 1910—13 im Nebenamt Dozent a. d. Höheren Handelslehranstalt zu Hagen i. Westf. Nach 10jähriger ehrenamtl. Mitarbeit im Deutschnat. Handlungsgehilfen-Verband [D. H. V.] wurde er 1914/20 Schriftleiter der Zeitschrift des Verbandes „Deutsche Handels-Wacht“ bis 1923 war er Herausgeber der „Kultur des Kaufmanns.“ 1917/18 Arbeitssoldat, dann General-Kommando Altona. „Verdienstkreuz“. 1919 Mgl. des Arbeiterrates Groß-Hamburg, 1920 Mgl.

des Reichslohnrates. Seit 1920 M. d. N., Deutschnationale Volkspartei. 1929 Ausschluß aus der Partei.

Schriften: „Diktator Rathenau“, „Ursachen des Zusammenbruchs“, „Die Herrschaft der 500“, „Politische Praxis“ u. a. (Kürschner's Deutscher Reichstag 1928).

Aus unserem Niesen-Altenstück über L. nur folgendes im Auszuge:

Mag sich aus L.'s Stammbaum jüdisches Blut nicht mit Sicherheit nachweisen lassen. L. ist nach Aussehen und Handlungsweise jüdisches Volkblut. In einer späteren Geschichtsschreibung wird man ihn an der Spitze derjenigen anführen, die die Deutschnationale Volkspartei (sd) und damit die gegen die Berufsflabung ankämpfenden Kräfte gelähmt und erschüttert haben. Die deutschnat. Volksp. trifft die Schuld, derartige Leute so lange ertragen zu haben, nur weil sie sich als Exponenten einer starren Gruppe von Wählern hinzustellen verstanden.

Nach der Revolution machte L. sich in der Partei als Vertreter des deutschnationalen Handlungsgehilfen-Verbandes breit, obwohl er ein Pamphlet gegen Beamte, Staat und Offizierkorps geschrieben hatte, das ebensogut von rein marxistischen Gewerkschaften hätte geschrieben werden können. (DZ 29/8 28.)

1920 wurde L. Abgeordneter der monarchisch eingestellten Deutschnationalen Volkspartei. Nebenbei hat er ein „Büro Lambach“. Woher die Mittel hierfür kommen, ist uns unbekannt. Das Mitglied der monarchischen D. N. N. V. B. ließ zu, daß im Deutschnationalen Handlungsgehilfen Verbande (sd) das Lied „für Kaiser, Vaterland“ umgeändert wurde in „fürs deutsche Vaterland.“

Besonders deutlich trat L. 1924 in Erscheinung, als es der Hochfinanz darauf ankam, die Deutschnationale Volkspartei zu lähmen und einen Teil der Abgeordneten für den Damesplan (sd) zu gewinnen. Bei der für die Annahme im Geheimen arbeitenden Gruppe stand L. an wichtigster Stelle mit dem Abgeordneten Leopold (sd). Als es sich dann darum handelte, den Eintritt der

Deutschnationalen in die Regierung und damit das Aufgeben der Grundsätze der Partei durchzusetzen, war L. stets an vorderer Stelle.

Echt talmudisch mußte er dabei jeden Angriff gegen seine Haltung dadurch zu verschieben, daß er behauptete, die Angreifer seien angestellten-feindlich. Unterdessen war es ihm sogar gelungen, in der Reichstagsfraktion eine Art Schriftführer- oder Bürochef-Posten zu bekommen, wo es ihm gelang, die parteigerechte Untersuchung eines seiner Freunde vor einer Wahl als „inopportun“ zu verhindern und nach den Wahlen unter den Tisch fallen zu lassen.

Nach den Wahlen 1928 tat L. nun seinen letzten, entscheidenden Schritt durch Aufrollung der monarchischen Frage in der Öffentlichkeit.

Für die Hochfinanz bestand 1928 die Gefahr, daß die durch die Wahlen geschwächte Deutschnationale Volkspartei sich wieder erholen könnte. Wir folgen jetzt einem Briefe aus den Augusttagen 1928, in dem das von L.'s Freunden und einigen Opportunisten zusammengesetzte Parteigericht das Urteil auf Ausschluß L.'s aufgehoben hatte. In diesem Briefe heißt es: „Darum müssen die unbequemen Leute, die vor dem Linksabgleiten der Partei warnen, beseitigt werden. Sind diese aus der Partei heraus, so steht dem Zusammenschluß des Liberalismus in Gestalt der Deutschen Volkspartei und dem alle Parteistellen und Ämter besetzenden linken Flügel der Deutschnationalen Volkspartei nichts mehr im Wege. Stresemann, oder falls Stresemann infolge seiner „Krankheit“ andere Verwendung findet, ein Exponent des linken Flügels der Deutschnationalen Volkspartei, man nennt sogar schon einen ganz bestimmten Namen, wird dann alles tun, was den Drahtziehern genehm ist. Stegerwalds Schritt durch Lambach bedeutet daher nichts anderes als ein beabsichtigtes Herausdrängen der völkischen, der konservativen, der wirtschaftsfriedlichen Teile der Partei. Ist der größte Teile dieses Flügels herausgedrängt, so ist es ein Leichtes, den Widerstand des darinbleibenden Flügels gegen alles Neuzzeitliche zu beseitigen.“

Dann hört der Kampf gegen alles zersetzende Jüdische, gegen die Verankerung der Republik usw. auf. Die Drahtzieher wollen also jetzt das letzte Bollwerk gegen ihre Herrschaft brechen. Dazu ist der Vorstoß Stegerwald-Lambach inszeniert.

Wie geschieht dieser Vorstoß eingeleitet, ist, zeigt der Zeitpunkt seines Beginns, zeigt die Ablenkung der öffentlichen Meinung vom eigentlichen Kampfgebiet auf die Person Hugenbergs, zeigt die gleichzeitige Eröffnung des Kampfes gegen Bangs wirtschaftsfriedliche Bestrebungen, zeigt die Eröffnung des Kampfes gegen den konservativen Abg. Everling, in dessen Wahlkreise sogar die Parole „Wahlenthaltung“ ausgegeben worden ist.

*D'abord avilire, puis détruire.*

Es wäre außerdem noch die Frage zu betrachten, gehört Lambach zu denjenigen Deutschnationalen, die unbewußt und nur der Stimme ihres Blutes folgend, handeln, oder gehört er zu denjenigen Politikern, die sich bewußt ins feindliche Lager schleichen, um dort „in der Rüstung des Feindes“ desto besser zersetzend zu wirken?

Wir wollen die Frage nicht entscheiden, aber nur einige Tatsachen anführen: Lesen Sie einmal die Schrift Lambachs, die in der DZ vom 29/8 1928 besprochen worden ist! Wie dieses sozialdemokratische Buch einen Verfasser haben kann, der in einer Partei sein Wirkungsfeld sucht, die sich monarchisch nennt, das mögen andere erklären. Für einzelne seiner in dem Buche als Tatsache angeführten Dinge hat er übrigens nicht gerade gestanden. Er hatte damals wohl schon Angst, seinen Schützengrabenposten in der Deutschnationalen Volkspartei zu verlieren.

Eine weitere Tatsache zur Urteilsfindung unserer Leser möge die Betrachtung sein, in welcher Weise er die Ausdrücke in seinem Aufsätze über die Monarchie gewählt hat. Sie sind so geschickt gewählt, daß er sie je nach dem Forum, vor dem er sie interpretiert, anders darzustellen in der Lage ist. (Wie wir hören, soll ja auch auf der letzten Parteivertretung ein Reichstagsabgeordneter nach Lambachs Rede gesagt

haben, es sei schade, daß die Parteivertreter nicht gehört hätten, wie Lambach vor der Fraktion seine Worte interpretiert hätte. Das sei ganz anders gewesen, als vor dem heutigen Forum der Parteivertretung. Von durchschlagender Wirkung soll ja auch auf der Parteivertretung gewesen sein, als nach der interpretierenden Rede des Abg. Lambach der von ihm verfaßte Aufsatz ohne Interpretation verlesen wurde.)

Wenn einige Ängstliche glauben, daß das Festbleiben dieser Gruppe und der Ausschluß Lambachs noch andere Leute zum Austritt bewegen würde, so mögen diese beruhigt sein. Die Unzufriedenheit innerhalb des DNVP mit Lambach und die Erkenntnis seiner (bewußt oder unbewußt) falschen Politik wächst von Stunde zu Stunde. Lambach ist im DNVP schon lange nicht mehr der Papst, als der er sich in den Kreisen der Deutschnationalen Volkspartei aufspielt. . . .

Gehen ein paar Lambach-Leute aus der Deutschnationalen Volkspartei, so wird dies wett gemacht werden durch ein wachsendes Vertrauen zur DNVP, die nicht mehr Gefahr läuft, durch den Spaltpilz Lambach immer wieder gelähmt zu werden. Das Drama der Deutschnationalen Volkspartei ist auf seinem Höhepunkt angelangt. Finden jetzt nicht beherzte und gesinnungstreue Leute den Willen und den Mut zu entscheidenden Taten, so ist der Wunsch der Drahtzieher erfüllt: Die Deutschnationale Volkspartei ist gewesen. . . ."

In den entscheidenden Sitzungen soll L. eine jesuitisch-jüdische Rolle gespielt haben, soll, um in seiner Position zu bleiben, vor der Fraktion Kotau gemacht, dann erneute Veröffentlichungen losgelassen haben, soll seine Worte bald so, bald so ausgelegt, soll je nach dem Zuhörerkreise verschiedene Darstellungen gegeben, soll eine Fraktionserklärung, an der er mitgewirkt hatte, öffentlich als Irrführung hingestellt, soll „ein erneutes Glaubensbekenntnis“ abgelegt haben, das „ich als deutsches Manneswort gewertet wissen will“, soll „den Fall Lambach umzufälligen versucht in einen Fall: „Für oder gegen den Gewerkschaftsgedanken“. usw.

Die Partei brachte trotz allem nicht die Kraft auf, L. zu beseitigen. Der damalige Parteiführer, Graf Westarp, mußte sich von verschiedenen Seiten sagen lassen: „Warum nicht jetzt dieselbe Energie, wie beim Ausschluß der völkischen Abgeordneten damals in Görlich?“ L. trat erst 1929 in der entscheidenden Zeit des Volksentscheides aus. Der Zeitpunkt war so gewählt, daß die Kraft des Widerstandsblockes (Stahlhelm, Deutschnationale Volkspartei, Landbund, Nationalsozialisten) im entscheidenden Augenblicke einen schweren Schlag erleiden sollte.

Zur Zeit steht L. an führender Stelle in einer der Gruppen, die sich unter Mißbrauch des Namens „Christlich-sozial-Volkskonservativ“ dem marxistischen System zur Verfügung stellen und sich dem Diktate der Hochfinanz willig unterzuordnen bereit sind.

Daß mit ihm die jüdisch bedingten und jüdisch aussehenden Abgeordneten von Nichthofen, Dejeune-Jung, Leopold (sd) die DNVP verlassen haben, ist nur zu begrüßen.

Das Aussehen entscheidet — Blut ist ein besonderer Saft. —

**Lambden** (h: Lambän) — eigentlich „Lamben“, die Aussprache des „m“ aber ist so hart, als ob „h“ dahinter stände: ein jüdischer Gelehrter; in der Gaunersprache bezeichnet das Wort einen verschmitzten Menschen; a graüßer Lambden, ein Erzspitzhube.

Außerdem hat es noch dreierlei Bedeutung. 1. Wenn die Gauner bei einem Diebstahl durch irgendein Ereignis, namentlich durch Dazwischentritt eines Dritten, gestört werden, sodas sie von der Ausführung absehen, heißt es: sie haben Lambden bekommen. — 2. heißt der Bestohlene Lambden, und 3. jeder Verfolger der Gauner. — Thiele G.

△ **Lambelin**, Roger, verdienstvoller Judentenker, Paris; B: Ia Règne d'Israëlhez les Anglo-Saxons; L'Impérialisme d'Israël; les Victoires d'Israël, 1928.

Lambelin meint, wie der Sieg an der Marne für die Franzosen ganz unerwartet kam, sei es vielleicht auch möglich, die eingedrungenen Juden einmal zu besiegen, trotz der Riesenschritte, die sie in Frankreich schon gemacht hätten; das würde eben auch etwas Wunderbares, Unvorhergesehenes, Mystisches sein: „zeigen wir dem Volke die Gefahr, und glauben wir an die Wende“. Lambelin, der 1929 starb, hat sie leider nicht mehr erlebt, aber doch tapfer mit vorbereitet.

**Lambert**, Alexandre fils, Paris, beschuldigte 1793 im 2. Jahr der Republik in der alten Benediktiner Kapelle, die in einen „Tempel der Wahrheit“ umgetauft war, in dem berühmtesten „Discours de morale“ alle Religionen eines Betrugses, der ebenso beschämend für Menschen, wie für Götter sei. Lambertin, Les Victoires, S. 62. — Sicher nahm aber L. den Mosaismus von dieser Anklage aus.

**Lambert**, Juliette, Paris. \*1836 Verberie. O Edmond Adam. — G: Nouvelle Revue. B: Ia Patrie Songroise. — Freundin Gambettas und Preußenfreserin. 12 von der Großfürstin Nikolaus empfangen.

Lambert, Léon, Präses des hebr. Centralconsistoriums und Repräsentant der Pariser de Rothschild-frères, Brüssel, 19. Jh. — O Lucie de Rothschild, E. d. Gustave d. R. —

Lambert, Samuel, belg. Hofbankier und ital. und griech. Generalkonsul, Antwerpen, 184(9) O Jenny Löw, aus Brüssel. — DfBl 3/1 1892: „Der König ist in den Händen Cahens und Lambert-Rothschilds, die seine Bankiers und oft am Hofe zu Gäste sind. Der letztere ließ, als er den Herzog von Numale, einen der Orleans, zu Gäste hatte, der königlichen Hoheit eine Schale mit 4 Pfirsichen darbieten und rief: „Jeder davon hat 2 Louisdor gekostet!“

Lami = Joseph Marc-Moffé.

Lamm, E., 1887 Erfinder des „Bellit“-Sprengstoffes, Stockholm, — Birnbaum.

Lamm, Emil und Rudolf, Fabrikbesitzer, Teilh: Damenmäntel Gebr. Lamm; Wgl. d. Handelskammer, Erfurt, Unger 24. — 3—0,17.

Köln. Z. 23/6 1915: „Die Schaffung einer dtischen Mode, von Frankfurt a. M. angeregt, beschäftigte die Erfurter Handelskammer. Fabrikbesitzer Lamm als Referent führte aus, an sich sei die Nationalisierung der dtischen Damenmode ein erstrebenswertes Ziel, jedoch erscheine es bedenklich, eine grundsätzliche und vollständige Lösung vom Auslande zu unterstützen. Man dürfe den internationalen Charakter nicht übersehen. Die dtische Konfektion habe sich den Weltmarkt erobert, und sie würde auch nach dem Kriege sich das ausländische Geschäft sichern, falls nicht allzu starke Zollmauern errichtet werden. Die Hoffnung, einer dtischen Mode in der Welt zur Herrschaft zu verhelfen, erscheine aussichtslos, sofern man dabei meint, daß die ausländischen Käufer sich dem dtischen Modegeschmack anpassen würden. Der dtische Ausfuhrhandel sei dadurch so stark geworden, daß er die Wünsche der ausländischen Verbraucher berücksichtige. Darum sei eine Unterstützung jener Bestrebungen nicht zu empfehlen. In der Aussprache vertraten sämtliche Redner gleichfalls diesen Standpunkt. Gene Bestrebungen hätten übersehen, daß wir nicht mehr im Zeitalter der Volkswirtschaft, sondern in dem der Weltwirtschaft leben. Und wegen dieses Auslands Handels hätten wir den Gedanken, für unsere deutschen Frauen auch eine deutsche Tracht zu schaffen, aufzugeben.“

Lamm, Isak Bernhard/Seitel Ber, der 1. jüd. Volksschullehrer in Bayern, 1804 Wittelsbafen — 81 Hüttenbach, wo er seit 28 isr. Volks- und Religionslehrer war. Ungehörige der j. Gemeinde erhoben am Tage seiner Trauung gegen den Vermögenslosen und seine Ehe mit Babette Steinacher Einspruch, die daraufhin aufgeschoben werden mußte, und behaupteten, Isak sei körperlich ungeeignet (während er doch Soldat gewesen war), sei kein genügender Pädagoge und werde voraussichtlich wegen Armut bald der Gemeinde zur Last fallen. Auf die vielgerühmte Verträglichkeit der Juden werfen diese Häßlichkeiten bedenkliche Lichter. Aber „unbeirrt ging Is. auf sein Ziel los und schon in den vierziger Jahren wurde er zu den tüchtigsten Lehrern in Bayern gezählt. Seine Widersacher sah er ins Grab sinken. Alle, ohne Ausnahme, haben ihn gebeten, das ihm seinerzeit zugefügte Unrecht zu verzeihen; manche erst auf dem Totenbette.“

Sein Enkel, Louis L. (sb), Berlin, gab 1915 eine recht dürftige, aber trotz der Papiernot splendid ausgestattete Biographie des Isak unter dem Titel „Aus alten Familienpapieren“ heraus.

Lamm, Louis, Berlin E. 2, Neue Friedrichstr. 61, verlegt seit 1903 Hebraica und Judaica; O L. v. Marcus Pinczower, Breslau; — s. Isak B. Lamm.

Lamm, Rebekka, nebst Tochter Marianne Wallach aus Herzogenbusch in Holland, Weinwandhausiererrinnen, betrieben 1897 als Spezialität den Klosterschwindel. Sie besuchten die Oberinnen und Marianne erzählte, sie wollte den Schleier nehmen, was für das Kloster eine große Unnehmlichkeit habe, da sie nämlich 160 000 M. Vermögen mitbringe. Bis die Oberin im Eifer, ein Schäflein aus Israhel zu retten, an, so kam

nebenbei ein kleines Geschäft zur Sprache: Man habe Mengen Leinwand nach Berlin zur Ausstellung gefandt, die Zurückbeförderung ins Ausland lohne jedoch nicht wegen des Zolles, und so werde die schöne, eines Christlichen Klosters würdige Ware, voraussichtlich in Judenhände fallen, wenn das Kloster nicht die Gelegenheit benutze und den Bestand billig übernehme. So machten sie erstaunliche Geschäfte. U. a. kauften das Kloster in Fulda für 5488 M., in Wschaffenburg für 6495 M., in Baden-Baden für 2231 M., in Rthenthal für 3570 M., in Uffenborn für 409 M. Leinwand und unterzeichneten Wechselblankette in beliebiger Zahl. Erfolglos waren Versuche der Jüdinnen in Würzburg, Speyer und Moselweiß. Damit sich die Schwestern wegen der Einlösung der Wechsel keine Sorge zu machen brauchten, versicherte man ihnen, sie könnten sie ja von der zu erwartenden Mitgift der Töchter bezahlen. Als „Ausweise“ für einen angeblichen Vormund wurden Blanket-Akzente von den Jüdinnen sofort ausgefüllt und weitergegeben.

Die heilsbedürftige Novize Marianne kam natürlich nie wieder, dafür traf die minderwertigste Leinwand ein. Auf diese Weise hatten die Damen bald Bahnwagenladungen ihrer Schleuderware abgesetzt. In Wschaffenburg wurden sie endlich gefaßt. Verteidiger Dr. Auerbach war aber der Ansicht, sie hätten sich nur in der Wahl der Mittel zum Verkauf ihrer Waren „vergriffen“, — der Gerichtshof verurteilte sie trotz dieses Appells an die Menschlichkeit zu 2½ Jahren Gefängnis und 2600 M. Strafe. — BZ nannte in einem großen Bericht über die Gerichtsverhandlung die Betrügerinnen immer nur „Mutter und Töchter“ aus Brüssel; der „Frankf. Gen.-Anz.“ stempelte sie gar zu „Französinen“, und die sonst so wohlunterrichtete „Frankf. Z.“ wußte weder was von Religion noch Rasse der Schwindlerinnen. NSZ. 98/03.

Lamm, Schulem, \*1877, Galizien; 1914/15 Flüchtling in Wien, Novaragasse 32 — wurde am 2/3 15 auf Anordnung des Sicherheitsbüros verhaftet und des sträflichen Aufkaufes von Pflaumen, Lee und Schokolade im Wert von über 33 000 Kronen überwiesen. Ein Magazin in seinem Wohnhause, wo die Waren seit November waren, wurde gesperrt und der Gewinnsüchtige dem Landesgericht eingeliefert.

Lämmche [Demgo], Judenname.

Lämmchen, 1. Das Junge vom Schaf; 2. ein Symbol des Judentums. Allg. Jsr. Wochenschrift, „Zum Passahfest 1895“:

„Ein Lämmchen, ein Lämmchen gar seltener Art,  
Nachgiebig und stark, hartnäckig und zart,  
Bist Israhel, Du, seit Deinem Bestehen;  
Von Wölfen umgeben, weidest Du  
Auf dürftiger Trift ohne Raft und Ruh,  
Doch stehst Du trotz Sturmeswehen.“

Den wölfischen Wölfen sollen natürlich angesichts dieses verfluchten, auf dürre Heide weidenden Tierleins „Israhel“ vor Scham und Schande die Augen übergehen.

Lämmel, Simon v., 1766 Pilsen — 45 Wien, 1799. — „Einer der 1. Juden in Böhmen, der in den erblichen Adel erhoben wurde für die Uneigennützigkeit, mit der er dem Staate Dienste geleistet. ... Einer der ersten unter seinen Glaubensgenossen, der freiwillig in den bürgerlichen Militärdienst trat. Von seinem Monarchen und anderen Fürsten hochgeehrt, war er stets bemüht, die drückende Lage seiner Glaubensgenossen zu verbessern und die geistige Erhebung derselben zu fördern“, Kaiserling. — Schon 87 gründete L. das Engros-Haus in Prag und erwarb in den napoleonischen Kriegen ein Vermögen, womit er dann dem Staat aushalf, der ihn dafür nobilitierte und in Wien beließ. 13 wurde er Armeelieferant des Feldmarschalls Prinz Schwarzenberg, arbeitete auf dem Wiener Kongreß anhaltend für die Emanzipation, setzte in Sachsen die Abschaffung und in Böhmen eine Verminderung des Leibzolls durch und beseitigte auch den „mittelalterlichen“ Judeneid. — O Babette Dufchenes. — R:

1. Leopold, 1788—87 Prag, Abgeordneter; 56 nobilitiert; O v. Eichthal (Sb). R: a) Auguste, O Saval, Deputierter, Paris; b) Julie, O Sadenberg; c) Marie, O Uß Czermak, Leipzig.

2. Elise, O Herz, † 1868, Ehrenmgl. der Wiener Judengemeinde, stiftete in Jerusalem die „Simon G. v. Dämmel-Schule“, die laut JE auch christliche und mohammedanische Kinder aufnimmt.

3. Theresie, O Wiener v. Welten, Vorstand der Sfr. Alliance, Wien.

4. Franziska, O Jerusalem v. Salemsfels.

5. Karoline, O Ebers.

6. Luise, O Marg.

7. Babette, G: Versorgungsanstalt für isr. Waisen, in Prag.

**Dämmle, Carl, N. York, aus Laupheim, Württemb.;** sein Vater hieß Ju. Baruch; Carl nennt sich nach seiner Mutter, einer geb. Dämmle; er war bis 1916 Konfektionär und ist dann der Filmlöbner von Amerika und Chef der „Universal Film Co.“ geworden, deren Übungs- und Herstellungsstätte die „Universal City“ bei Los Angeles ist. — **SB:** „Die öffentliche Moral und der öffentliche Geschmack geht mich nichts an“. So ist er einer der eifrigsten Förderer der Entfittlichung aller Wirtsböller durch den Film und betrog die Amerikaner auch mit dem Film: „The Kaiser, the Beast of Berlin“ (das Vieh von Berlin!). Ford J. J. II.

[Ob D. mit ä oder ae richtiger geschrieben wird, konnten wir nicht feststellen.]

D. ist neben Marcus Loew und Adolph Zukor der einflußreichste jüdische Filmfürst; er besuchte 1927, wie der „Filmkurier“ (WB 12/8) meldete, München, wo er von Freunden und Bekannten bejubelt wurde.

D. hat seiner „Heimat“ Deutschland außerordentlich geschadet, als er z. T. mit dem Verräter Stroheim Reihen von antideutschen Heßfilmen in Amerika herstellte und damit ausschlaggebend eine antideutsche Welle erzeugte und selbst dabei schmerzlich wurde.

In seinen Filmen kommen Szenen vor, wo deutsche Offiziere und Soldaten Säuglinge töten, Frauen schänden, Männer ans Kreuz schlagen usw. In dem berüchtigten „beast of Berlin“ wird Kaiser Wilhelm zum Frühstück eine Schale frischen Kinderblutes gereicht! So was können auch nur rituelle Juden erfinden. —

Andere Schanderzeugnisse des D. waren „the yellow dog“, „die apokalyptischen Reiter“ und „mare nostrum“. Spä-

ter suchte D. die Verantwortung hierfür als Präsident der „Universal Pictures“ abzuwälzen, indem er verbreitete, daß er, als die Direktoren die Filme beschlossen, nicht dafür gestimmt habe, sondern im Brustton demokratischer Überzeugung geäußert habe: „Ich unterwerfe mich der Majorität“.

1920 (Angriff 12/8 28) taten aber die Berliner amtlichen Stellen bei einem Besuch Daemmle's garnichts, gingen auch nicht wegen Landesverrat vor und wiesen ihn nicht als lästigen Ausländer aus „diplomatischen“ Gründen aus. Ein deutscher Publizist, der mit den amerikanischen Verhältnissen besonders vertraut war, äußerte damals: „Wenn die Amerikaner einen Mann wie Dämmle in ihre Finger bekommen hätten, so würden sie sich einen Teufel darnach scheeren, daß er nicht mehr amerikanischer Staatsangehöriger sei. Zunächst würde man ihn in ein Polizeigefängnis einliefern, dort bekäme er von dem Polizisten als Einleitung solche Portionen Prügel, daß er erst einmal sechs Wochen in das Krankenhaus müßte. Ein Staatsanwalt erhöhe Anklage und amerikanische Gerichte würden ihn zu 30 bis 40 Jahren Zuchthaus verurteilen!“

Fridericus 1929, 35: „Dieser Judas, den die verblendeten Stadtväter Laupheim's zum Ehrenbürger ernannten, hat jetzt abermals in Berlin Einzug gehalten und zu einem Empfang der Presse eingeladen. Dieser Konjunkturritter, dessen Filme vielen Deutschen das Leben gekostet haben, kennt seine Pappenheimer! Die Judenblätter rutschen vor ihrem Stammesgenossen auf ihren sämtlichen loscheren Bäuchen. — Ungeekelt liest man das Geschleime über den größten Filmindustriellen Amerikas, über den alten freundlichen Herrn aus Schwaben, der als kleiner Kaufmann nach Amerika ging und heute ungefähr zu den reichsten Männern zählt, ohne den Zusatz, daß er sein Gold aus deutschem Blut gezogen hat!

Mosse und Illstein überbieten sich an Geschmuse: Präf. Daemmle hat von Illstein das Verfilmungsrecht für „Im Westen nichts Neues“ des Soldatenrats-Offiziers Remark erworben! — Die ganze Antikriegs-Verlogenheit eines Refru-



tendepot-Kämpfers soll nun filmisch breitgewalzt und mit diesem Brei die Masse gefüttert werden, um den Wiedererhebungswillen im Deutschen Volke weiterhin zu schwächen. Hoch die [jüdisch]amerikanische Kolonie Dtschld!

Der „alte freundliche Herr aus Laupheim“ erweist also zum zweitenmale seinem Heimatlande einen Judasdienst. Aber auch zahlreiche nationale Blätter feiern Laemmle. Unwissenheit, Gedankenlosigkeit oder Laemmle's Moneuten!“ . . . .

Das Berliner Stadtblatt 14/8 29: „Im Herzen ist Mr. Laemmle der Mann aus Laupheim geblieben und mancher, der ihn drüben aufgesucht hat, weiß darüber zu erzählen, auch unser Arnold Höllriegel, der in seinen Briefen aus Hollywood einiges über Laemmle aus Laupheim zu berichten wußte. In neun Monaten des Jahres dreht Karl Laemmle in Hollywood Filme, die übrigen drei teilt er brüderlich zwischen Karlsbad, Laupheim und Berlin. Er sprach zu uns gestern über die Filmbeziehungen zwischen Dtschld und Amerika. Und fährt dann nach Laupheim weiter. . . .“

Dr. Louis Ferdinand, Prinz von Preußen, zweitältester Sohn des Kronprinzen, bei Henry Ford zu Los Angeles als Arbeiter tätig, um einen Einblick in die Autoindustrie zu erhalten — folgte 1929 als Ehrengast der Einladung Laemmles auf ein Bankett zu Ehren der Mitglieder einer deutschen Studien- und Steuerkommission. Der Prinz sang in seiner Tischrede ein Loblied auf Laemmle und seinen gleichnamigen Sohn, der einst das Erbe des Vaters antreten werde, und vergaß ganz, daß Laemmle während des Krieges Reihen von Filmen hatte machen lassen, die den Kaiser, seinen Großvater, auf's schimpflichste (The beast of Berlin) beleidigt hatten.“ Es ist zu hoffen, daß das Familienoberhaupt des Hauses Hohenzollern diesen scheinbar noch nicht ganz ausgebadenen Sprößling baldmöglichst nach Deutschland zurückruft und ihm eine Geschichte des Krieges und der Kriegspropaganda der Alliierten in die Hand drückt“, BB 25/9 1929.

Laemmle's pazifistisch=antimonarchistisches Machwerk „Ludwig II., König von Bayern“ ist ein verteuflert geschickt gemachtes Tendenzwerk unter der Maske des braven Geschichtsfilms. Beschreibungen lauten darin: „Wenn alle Könige, die viel Geld ausgeben, irre wären und eingesperrt würden, gäbe es bald keine Könige mehr auf der Welt. Wenn der König das viele Geld für weniger friedliche Zwecke als für Schloßbauten ausgegeben hätte, säße er heute noch auf dem Thron!“

Wesentlich für diesen „historischen“ Film ist sein Zuschnitt. — Ludwig II., hat unzweifelhaft hohe Verdienste, wie um den Aufstieg Wagners. Im Juli 1870 enttäuschte er die auf ihn rechnenden Franzosen, indem er rasch Bayern auf Seiten Preußens stellte; später trug er im Namen der übrigen Fürsten usw. König Wilhelm die Kaiserwürde an. Von alledem sieht man bei Laemmle nichts oder nur wenige Meter kurzer Andeutung. Dagegen werden krankhafte Äußerungen und Affekte breit dargestellt, mit republikanischem Unterton: „Für die Launen verrückter Könige wurdet ihr ausgepowert. — Seid froh, daß ihr jetzt Republikaner seid!“ „Es ist eine bodenlose Unberfrorenheit des Verräters Laemmle, der uns mit dem Film von der Kaiser-Bestie die Amerikaner auf den Hals hekte und über den das Blut unzähliger deutscher Frontkämpfer kommt, uns Deutsche mit diesem tendenziösen bayerischen Königsfilm zu belästigen.“ Fridericus Nr. 11, 1930.

Ein Berliner Blatt schrieb August 1921: „Die großangelegte führende „Universal-Film-Gesellschaft“ ist im Prinzip eine Verbrüderung dtshen Geistes und dtsher Intelligenz mit amerikanischem Weitblick und amerikanischer Großzügigkeit, weil ihr Begründer, Präsident Carl L ä m m l e, von Geburt ein Dtscher, während des Krieges sein Vaterland nicht vergessen und verleugnet hat.“ Wahrheit 30/9 1921: „Präsident L. hat während des Krieges in seinem Hause kein Wort deutsch sprechen lassen und mit antideutschen Hezfilmen, in denen der Landesverräter Erich Döswald Hans Carl Maria Nordenwald von Stroheim preußische Df-

fiziere karifizierte, ungezählte Millionen verdient.

Der „Präsident“ ist Württemberger, aus Laupheim. Diese deutsche Stadt hat es für gut und richtig befunden, einem solchen Ehrenmann für eine Stiftung von 100 000 Mark (1921 nicht zwölfhundert Dollar!) einen deutschen Ehrenbürgerbrief zu — verkaufen. Der Deutschenheizer L. als dtischer Ehrenbürger.“

Daily News 6/2 1930 (Fridericus Nov. 28 1930) schreibt über L.'s Verhältnis zu seiner Geburtsstätte: „Nach dem Kriege unternahm L. eine kurze Reise nach Laupheim. Die Bürger der Ortsgemeinde wiesen seinen Film, der den Kaiser als eine Bestie beschrieb, heftig zurück, und Laemmle mußte aus der Stadt als Frau verkleidet, mitten in der Nacht fliehen . . .“

Er liebt Laupheim noch immer, und einmal im Jahre veranlaßt er alle seine Angestellten in Universal City, ihm ihre alten Kleidungsstücke zu geben, die er den Armen und Bedürftigen in jener deutschen Stadt schickt.“

Laemmle bescherte der Welt 1930 (BB 28/1) den Filmschund „Fruchtbarkeit“, d. h. Geburteneinschränkung, von einem Dr. van der B e l d e, der unter human-hygienischem Deckmantel bolschewistisch und sexuell aufklärt: „Der Trunkenbold zeugt kranke Kinder, die Wöchnerin muß zu früh zu schwerer Feldarbeit, und die Witwe des verunglückten Fabrikarbeiters vergast sich mit 6 Kindern, weil der kinderlose Fabrikherr die Armste aus der Arbeiterwohnung werfen will.“ —

Möglichkeiten der Empfängnisverhütung werden vorgeführt, um sie zu rechtfertigen, erscheinen, im Fiebertraum eines Arztes: die Vernichter des Lebens: Pest, Hochwasser und der Krieg mit den Kriegergräbern. Ein bekehrter Vater fragt zuletzt seine jung verheiratete Tochter: „Und Kinder möchtest Du nicht haben?“ Sie: „So viel Kinder, daß ich jedem Kinder eine Mutter sein kann.“ Diese dunkle Antwort ist das „happy end“ des verderblichen Films.

↓ Lamparter, Eduard, Stadtpfarrer, Ma: AU-Blätter, Stuttgart. B: Das Jdtm in seiner kultur- und religionsgeschichtlichen Erscheinung, Gotha, 1929. Vor- 866

wort: „Die Tatsachen sollen für sich sprechen. Die Wahrheit ist der größte Feind des Antisemitismus“. — „L. will der Welt zeigen, was das Jdtm in drei Jahrtausenden der Menschheit an kulturellen und religiösen Werten übermittelt hat. Er tut dies mit heftiger Objektivität und glühender Wahrheitsliebe, die im Innersten bewegt und erschüttert“, Wossische B. 6/1. — Dagegen meint der „Reichswart“ 31/5 1929 sehr verständig, daß L.'s „Beitrag zu christlichem Verständnis von Jdtm und Antisemitismus“ teilweise von einem ▼ geschrieben sein könnte. — WM.

Lampel, Martin, s. 1. Nachtrag der Sig.

Lampf, Helene, Pianistin, Wien 1914. —

Lamprecht, Preuß. Adelsstand 13/10 1786. (s. Caprioli). Ferdinand v. L. 1790 Halle a. d. S. — 64 Berlin; fgl. preuß. wirkl. GN, Präses des Hauptbankdirektoriums, Mgl. des Staatsrates, Ehrenritter des Johanniterordens. O Berlin 1820 # Johanna bert-Tornow (fd), gebor. Levin, Nichte der Rahel Levin, // Barnhagen v. Ense 1798—37 Berlin. Nach einem Bild sieht auch v. Lamprecht jüdisch aus. — Es ist nun schmerzlich, zu verfolgen, in wieviele arische Sippen das Blut jener Levin mit dem lodenden Decknamen eingedrungen ist. Welche Menge rassistischen Leides, d. h. schwankender Anlagen und zwitterhafter Gesinnung wird die Schande des Ahnherrn über Kinder, Enkel und Urenkel gebracht haben! Günstig liegt jetzt die Sache insofern, als kein neues Judenblut hinzugekommen zu sein scheint und nach unserer Anschauung der frühere üble Einschub am Ende vielleicht noch niedergerungen werden kann, während die Juden selber ja ihre freble Eingriffe bis in die 100. Generation für nachweisbar halten. Wer Recht hat, muß die Erfahrung lehren; — inzwischen beugen wir uns vor dem durch die „Patrouille Schierstädt“ berühmt gewordenen Namen!

1/2▼ Kinder des F. v. Lamprecht:

1. E m i l, 1821—35 Berlin.
2. M a r i e, 1823 Berlin/Frankfurt a. d. D.? — 60 Düsseldorf; O Δ, 43 Wolf v. Pfuel, 09 Berlin — 66 Großhof in Mähren, Rgl. Preuß. General-Major und Kommandeur der 2. schweren Kavallerie-Brigade.

1/4▼ Kinder v. Pfuel:

- a) E l i s a b e t h von Pfuel, \* Potsdam 1844; O Δ, Stettin 66 Hermann von Rhaden, † Magdeburg 1886; Rgl. Oberst und

Kommandeur des Inf.-Regts. Nr. 66.

- b) Maria von Pfuel, \* Potsdam 45; O  $\Delta$ , Berlin 68 Martin von Gofler, 1843 Liegnitz — 98 Kalbe a. M., Herr auf Kalbe, Rgl. Preuß. General-Leutnant z. D., Rechtsritter des Johanniter-Ordens.

<sup>1/8</sup> ▼ Kinder von Gofler:

I. Adelheid, \* Erfurt 1870; O  $\Delta$ , Berlin 98 Ulrich Freiherr Marschall, gen. Greiff, \* Erlebach 64; Rgl. preuß. Generalmajor, vortragender Generaladjutant S. M. Kaiser Wilhelms II. und Chef des Militärkabinetts.

<sup>1/16</sup> ▼ Kinder v. Marschall:

- aa) Eva, \* Frankfurt a. d. D. 98.  
bb) Charlotte, \* Kalbe, Altmark, 02.

II. Martin von Gofler, \* Zichtau 1873, Herr auf Brummerhof, Kr. Soltau; Rgl. preuß. Major und Kommandeur des Dragoner-Regts. Nr. 16, Ehrenritter des Johanniter-Ordens; O  $\Delta$  Eisenach 96 Anne Rabe von Pappenheim, \* Zichtau 75.

<sup>1/16</sup> ▼ Kinder v. Gofler:

- aa) Gertrud Marie, \* Stendal 1897.  
bb) Albert, \* Stendal 99.  
cc) Gottfried, \* Stendal 00.  
dd) Günther, \* Stendal 05.

III. Kurt v. Gofler, \* Karlsruhe i. B. 1876, Rgl. preuß. Major und Batls.-Rdr., O  $\Delta$ , Zichtau 00 Frieda Luise v. Gofler, \* Zichtau 78.

<sup>1/16</sup> ▼ Kinder von Gofler:

- a) Martin, \* Zichtau 01.  
b) Hans-Peter, \* Stendal 02.  
c) Kurt, \* 05.  
d) Konrad, \* Stendal 12.

IV. Marie Mia v. Gofler, \* Karlsruhe 1879; O  $\Delta$ , 99 Max von Eiern, Rgl. preuß. Hauptmann und Btr.-Chef im Feldart.-Regt. 16; geschieden 1910.

V. Helmut v. Gofler, \* Berlin 85, Rgl. preuß. Rittmeister im Drag.-Regt. Nr. 2 zu Schwedt a. d. D.; Zwilling mit

VI. Christoph v. Gofler, \* Berlin 85, Landwirt zu Kalbe a. M., Rgl. preuß. Oberleutnant der Res. des Husaren-Regts. Nr. 10.

- e) Klara von Pfuel, \* Potsdam 1847 O  $\Delta$ , Berlin 68 Konrad v. Gerlach, 1836 Berlin — 75 Sulzburg in Baden, Divisionspfarrer a. D., Pfarrer zu Samswegen.

<sup>1/8</sup> ▼ Kinder v. Gerlach:

I. Otto, \* Frankfurt a. M. 1869 Rgl. preuß. Oberstl. a. D. zu Warstade; O  $\Delta$ , Dresden 93 Melitta von Issendorff, \* Dresden 70.

<sup>1/16</sup> ▼ Kinder v. Gerlach:

- a) Jacob, 1894 Berlin — 15, gefallen bei Rogozno in Galizien; Rgl. preuß. Leutnant im Garde-Füsilier-Regt.  
b) Joachim, \* 1895 Berlin, Leutnant zur See, Wilhelmshaven.  
c) Ermfried, \* Berlin 97, preuß. Leutnant im Dragoner-Regiment Nr. 2.  
d) Elisabeth, \* Berlin 02.  
e) Oda, \* Warstade 04.

II. Renate [getaufte] von Gerlach, \* Berlin 1871; O  $\Delta$ , Wernigerode 93 Max von Gersdorff, † Naumburg a. d. S. 1914, Rgl. Preuß. Superintendent und Domprediger daselbst.

- d) Kurt v. Pfuel, \* 1849 Potsdam, Dr. jur., Rgl. preuß. Generalleutnant und Kommandeur der 28. Division; O  $\Delta$ , Montreux 86 Anna Gräfin von der Groeben, \* Potsdam 62, lebt zu Karlsruhe i. B.  
e) Anna v. Pfuel, \* Potsdam 56; O  $\Delta$ , Berlin 71 Konrad von Dieskau, Rgl. Preuß. Major a. D. zu Berlin.

<sup>1/8</sup> ▼ Kinder von Dieskau:

I. Wolf, \* Berlin 1872, Kunstmaler zu Dessau; O  $\Delta$ , Weimar 06 Frieda von Haden, \* Weimar 1880.

<sup>1/16</sup> ▼ aa) Tochter: Gisela, \* B. = Friedenau 1908.

II. Otto, \* Berlin 1877, Pastor, Rgl. preuß. Leutnant a. D. zu

Trebschen; O  $\Delta$ , Grube Ilse 12  
Luise Surmann, \* 91.

$\frac{1}{2}$   $\blacktriangledown$  3. Karl von Lamprecht, 1829  
—71 Berlin, Rgl. preuß. Gerichts-  
Assessor und Prem.=Stnt. a. D.,  
Ehrenritter des Johanniter=Or-  
dens; O  $\Delta$ , Berlin 59 Hertha v.  
Caprioli, 1833 Glas —90 Ber-  
lin, Schw. des Reichskanzlers.

$\frac{1}{4}$   $\blacktriangledown$  Kinder von Lamprecht:

a) Marie, \* Stettin 1860; O  $\Delta$ ,  
Berlin 79 Friedrich von Müll-  
ler, 1842 Gr. Lunow —12 Sth-  
ren, Rgl. preuß. Generalmajor  
z. D., Sthren, Kr. Krossen a. d. D.;  
kinderlos.

b) Joachim von Lamprecht, \*  
Stettin 1861, Rgl. preuß. Regie-  
rungsrat a. D.; O  $\Delta$ , Berlin 87  
Luise von Schierstädt, \* Läsgen  
63; leben zu Frankfurt a. d. D.

$\frac{1}{8}$   $\blacktriangledown$  Kinder von Lamprecht:

I. Rordula, \* Berlin 1889, O  $\Delta$ ,  
Frankfurt a. d. D. 07 Günther  
v. Steinau=Steinrück, Rgl.  
preuß. Regierungsassessor zu Sie-  
gen.

$\frac{1}{16}$   $\blacktriangledown$  Sohn v. Steinau=Steinrück:  
Hans=Adam, \* Frankfurt a. d.  
D. 08.

II. Friedrich Karl v. Lamprecht,  
\* Berlin 91.

III. Leo v. Lamprecht, \* Grünberg  
i. Schlef. 93.

c) Dorothea v. Lamprecht, \* Ber-  
lin 1863; O  $\Delta$ , Berlin 86 Joachim  
von Schierstädt, \* 58 Groß-  
Lessen i. Schlef. —07 Sthren, Rgl.  
preuß. Rittm. d. Res., Herr auf  
Trebichow, Madewinkel, Heidenau  
und Sthren.

$\frac{1}{8}$   $\blacktriangledown$  Kinder von Schierstädt:

I. Elisabeth, \* Berlin 86; O  $\Delta$ ,  
Sthren 11 Karl von Seydlich=  
Kurzbaeh, \* Rottbus 1884,  
preuß. Hauptm. im Leibgrenadier-  
Regt. Nr. 8, Ehrenritter des Jo-  
hanniter=Ordens.

$\frac{1}{16}$   $\blacktriangledown$  Kinder v. Seydlich=Kurzbaeh:

a) Gök, \* Frankfurt a. d. D. 12.  
b) Dorothea, \* Spandau 16.

II. Joachim von Schierstädt, \*  
Schwartow i. Pom. 88, Rgl. preuß.

Leutn. d. Res. des 2. Garde=dra-  
goner=Regts.; zu Sthren.

III. Leo, \* Schwartow 89, Rgl. preuß.  
Leutn. im 2. Garde=Ulanen=Regt.  
zu Berlin.

IV. Friedrich, \* Schwartow 92,  
Röslin.

b) Martha von Lamprecht, \* Ber-  
lin 1868, O  $\Delta$ , Berlin 87 Graf  
Fina von Findenstein,  
August, † Bagow 1898; Rgl. pr.  
Rittm. a. D.

$\frac{1}{8}$   $\blacktriangledown$  Kinder des Grafen Fina von  
Findenstein:

I. Hertha, \* Berlin 1888, O  $\Delta$ ,  
Frankfurt a. d. D. 06 Reinhold  
v. Schierstädt, Dr. jur. preuß.  
Regierungsrat beim Polizei=Prä-  
sidium zu Berlin, Rittm. d. Res.

$\frac{1}{16}$   $\blacktriangledown$  Kinder von Schierstädt:

a) August Hermann, \* Char-  
lottenburg 1907.

b) Alice, \* Schöneberg 08.

c) Reinhilde, \* Gr. Machnow 11.

d) Hertha, \* B.=Schöneberg 12.

II. Helene, Gräfin Fina von  
Findenstein, \* Berlin 1891;  
O  $\Delta$ , Frankfurt a. d. D. 10 Kurt v.  
Borries, preuß. Landrat zu  
Lübbecke i. Westf., Oberleutnant  
d. Res. 1. Gare=Regt. zu Fuß.

$\frac{1}{16}$   $\blacktriangledown$  Kinder v. Borries:

a) Hans Rüdiger, \* Frankfurt  
a. d. D. 11.

b) Eide, \* Frankfurt a. d. D. 14.

c) Marie Helene, \* Lübbecke 19.

III. Editha Gräfin Fina von  
Findenstein, \* Bagow 1895;  
O  $\Delta$ , Frankfurt a. d. D. 14 Krafft  
Freiherr v. d. Knesefeld=  
Milendonck, Rittm. und Eska-  
dron=Führer im Reichswehr=Ka-  
vallerie=Regt. Nr. 15 zu Schwedt  
a. d. D.

$\frac{1}{16}$   $\blacktriangledown$  Kinder Freiherr von dem  
Milendonck:

a) Krafft, \* Schwedt a. d. D. 15.

b) Diethild, \* Schwedt a. d. D.  
17.

c) Sohn, \* das. 19.

Lanc =  $\Delta$ Liga Apáráti Nationale Crestnie, f. Ru-  
mänien.

Lanczi, Leo, \*1852, #, Wirtl. GR, Handelsdirektor,  
Abgeordneter; Budapest. „Der ungar. Rothschild!“  
36. Br: Bela L., Uß (Gesch.) in Klausenburg und  
Budapest. 1914.

Land, S. = Hugo Landsberger.

**Landau, Gustav**, gebor. Landauer, Tenor. — UG 7/4 1889: „Ein Schütz bin ich in des Regenten Sold, sang er in der Dortmunder Oper, ohne zu ahnen, daß er am folgenden Tage solches in Wirklichkeit sein werde. Landauer, aus Bayern, hatte es versäumt, sich rechtzeitig zur Stammrolle anzumelden oder zu stellen; die Behörde stellte fest, daß Landau der vermißte Landauer war; sofort wurde er zum Bezirkskommando geholt, ärztlich untersucht und, als zum Dienst tauglich befunden, nach Wesel transportiert, um in ein Regiment eingereiht zu werden.“

**Landau, Max**, gebor. Landauer, Schau- u. Kinospieleur, Berlin. Von Presse und Publikum üblich überschätzt. 1915. DWoch 31/3 1928.

**Landau, Pfalz**. „Bahr. Vaterland“ 1907: „In Landau finden sich unter den Weinfirmen nicht weniger als 55 Gebräuer, darunter 4 Emsheimer, 2 Joseph, 3 Kahn, 7 Lebh, 7 Marx, 4 Meßger und 8 Weil, viel für eine Stadt, in der die Judentchaft nur 800 Köpfe zählt.“ Viele jüdische Bankereien haben in den letzten Jahren die Gerichte beschäftigt.

**Landau, Dr.**, Zahnarzt, Neutölln, wurde von einer Empfangsdame Agnes Lehmann angeschossen, weil er sie nebst Kind schlecht versorgt und er der, „wie er mußte, infolge schwerer Krankheit Erwerbsunfähigen, nur 40 Mark Unterhaltsgeld monatlich gesandt hatte“. BZ 24/3 1915.

**Landau, Paris**, leitete in den 1880er Jahren den berühmtesten Spielklub „Cercle artistique de la Seine“, Paris, wo „er, nachdem er Geldverluste sowie Gewissensbisse gehabt, sich selbst entleibte. An seine Stelle traten Gebr. Kahn, früher Direktoren des „Cercle de Paris“ in der Rue Lafayette.“ Drumont 2, 133.

**Landau, A.**, Frau, Bonn, Talweg 151. Vorsitz: D8 des Dtschen Verbandes für neue Frauenkleidung. 1914.

**Landau, Adolf** Desimowich, JG, russ. Journalist, Petersburg. 1841 Rossinnh — 02 Berlin. Er schrieb über Juden, veröffentlichte in den 10 Bänden seiner „Bibliothek“ jiddische Werte und redigierte seit 81 eine Monats- und außerdem noch eine Wochenschrift.

**Landau, Annie**, Leiterin einer englischen Mädchenschule, Kontraktalimudistin, 20. Jh., Jerusalem, mußte sich von dem Gebräuer lange öffentlich vorwerfen lassen, daß in ihrer Schule der hebräischen Sprache und Literatur zu wenig Aufmerksamkeit geschenkt würde. Darauf antwortet Miß Landau im „Jewish Chronicle“: „Es ist ein Irrtum, wenn man behauptet, daß Hebräisch eine Sprache von Jerusalem sei; sicher aber ist es, daß Englisch für unsere Kinder von einem weit höheren Nutzen ist als Hebräisch. Wir wünschen unsere Töchter zu wahrheitsliebenden, ehrbaren und sittlichen Charakteren zu erziehen, und das wäre ein Ding der Unmöglichkeit, wenn sie nur hebräische Bücher und Literatur lesen könnten.“

Dieses Bekenntnis wäre geeignet, Leute nachdenklich zu machen, die, sagt der Hammer, von der sittlichen Vollkommenheit der Juden und ihrer Schriften, ohne diese zu kennen, immer noch überzeugt sind. —

Annie Landau kannte die Schriften, war von Jugend an darin unterwiesen und lehnte sie für den Schulgebrauch doch ab, weil die Schmarotzereigenschaft der Rasse anscheinend in ihr noch nicht ganz aus- und durchgebildet war.

**Landau, Edmund** Georg Herm., Dr. phil., o Uß (Math.), Göttingen. — \*1877 Berlin. E: WM Prof. Leopold L., Frauenarzt // Johanna Jacoby. — 05 O Marianne, E. d. Wirtl. WM Prof. Paul Ehrlich // Hedwig Pintos, Frankfurt a. M. — R: Charlotte 07; Susanne 08; Matthias 11. Göttingen, Herzberger Landstraße 48. — 1927/28 wirkte L. als Austauschprofessor in Jerusalem.

B: Handbuch der Lehre von der Verteilung der Primzahlen, Teubner, 1909. — Er bevölkert die Lehrstühle für Mathematik in Ungarn, Lissabon und Europa mit Stammesgenossen.

**Landau, Emilie**, aus Odeffa, Pastellmalerin und Vorstand einer Damenschule, Paris, DW 1907, 2.

**Landau, Eugen**, 1852 Breslau; 08 Berlin; Major d. R., stellvertretender (für Franz v. Mendelssohn) Schachmeister des Jungdttschbundes; General-Konsul von Spanien in Berlin. Berlin W., Wilhelmstraße 70, und Königin-Augusta-Straße 28. — 5,0—0,17. Im Weltkrieg hatte er durch seine Stellung als Bearbeiter der Offiziersangelegenheiten beim Bezirkskommando V Berlin, Gelegenheit, viel zu wirken. Im bürgerlichen Leben ist er: Präf. UR: Brauerei Friedrichshöhe, vorm. Pagenhofer; Montanindustrie, Berlin; Hotelgesellschaft „Kaiserhof“; Chemische Fabrik Hönningen, Walthar Feld & Co.; Nichtenberger Terrain, Berlin; Metallwaren Baer & Stein, Berlin; Milowicer Eisenwert; Oberschlesische Eisenbahn-Bedarf, Friedenshütte; Oberschles. Bierbrauerei Händler, Fabrze, D.-S.; Kofischer Zucker; Terrain Kleinburg, Breslau; Bschau Ariebigischer Kohlen „Glückauf“; Bierbrauerei Sigger, Posen; UR: „Passage“. — UR: Commerz- und Disconto, Hamburg; Deutsche Babco & Wilcoz-Dampfessel, Berlin; Norddeutsche Credit, Königsberg i. Pr.; Oberschlesische Portland-Cement, Oppeln; Waggon P. Herbrand & Co., Köln-Ehrenfeld. Verwaltungsrat: Aluminium, Neuhausen (Schweiz); Frankfurter Gütereisenbahn, Breslau; Rheinisch-Westfälische Kalt, Dornap; Elektrische Unternehmungen, Zürich.

Die wichtigste Tätigkeit entfaltete dieses einflußreiche Mitglied der Rathenaufsehen Dreihundert als Vize-Vorsitzer des Hilfsvereins der deutschen Juden, der mit ähnlichen Mitteln wie die UJU die völkische Verbindung mit den Ostjuden aufrecht erhält und von dem Ehrendoktor, Besitzer eines Rennstalls und einer kürzlich unter den Hammer gebrachten Gemäldesammlung sowie Beherrscher des Baumwollmarktes, James Simon, gemeinsam mit dem jüdischen Freimaurerorden Bne Driith geleitet wird.

L. und Frau sorgten aber auch für die Christenheit; so stifteten sie 1903 für kirchliche Zwecke der Parochie Kofitz: 1. 150 M. zur Beschaffung einer Altar- und Kanzelbekleidung, und 2. 20 M. zur Beschaffung eines Krankenkomunionbestecks. — f. Hugo Landau.

L. nennt sich „Freiherr“. Seine Schwester, Biana L., O den „calvinischen“ Lu. Ritter von Rauffmann-Uffer, Ingenieur, Florenz. Informationsbrief 156, 1929.

**Landau, Ezechiel**, 1714 Brody — 93 Prag, stodothodoxer Oberrabbi in Prag, sträubte sich u. a. heftig, als die österreichische Regierung verbot, die j. Toten sofort nach dem Tode, wie es das j. Gesetz will, zu begraben.

**Landau, Felix**, Sohn des gleichnamigen Tenoristen am Hamburger Stadttheater; Kapellmeister ebda, †1913.

**Landau, Georgi**, widmete im Anschluß an eine Preßfehde im Frühjahr 1914 eine Nummer des russischen Witzblattes „Nowy Satirikon“ den „Deutschen“ mit folgendem „Witz“: „Wenn einst das Schicksal als Vergeltung für das Bombardement der unbergänglichen Freude des Lebens — Paris —, für die stumpfsinnigen, unnützen Bomben der Deutschen, die auf den Dächern der Museen plähten und das Spitzengewebe der Gärten der Bororte in Stücke zerrissen, sich anschiden wird, seine Hand an Preußens Hauptstadt zu legen, wird es sagen: Was riskiere ich (zu vernichten)? Ein paar hundert Kinematographen und billige Restaurants? Tausende von geschmacklosen Häusern und Siegesalleen aus marmornen Waschbeden? Einige Millionen geschmacklos gekleideter, primitiver und wie Pfastersteine gleichartiger Menschen? ... Eins ... zwei ... dr — dann werden tausende reiner Tieraugen sich bittend und fürsprechend zum Himmel erheben. Der Berliner Zoologische Garten — wird sich des Schicksals erinnern — hm! und nachdenklich werden. Der Gerechte erbarmt sich auch des Viehes.“

Man könnte, meinten dazu die DSWI 30/5, milde und wohl ohne das Talmudische zu durchschauen, solche durch besondere Geschmacklosigkeit ausgezeichnete „Witzsorten“, statt Kalauer „Landauer“ nennen.

Landau, Hans, Dr., Ud (Ass. a. d. Chirurg. Univ.-Klinik d. Charité, \*1892 Berlin. G: JM Dr. Selig ▼L. // Isabella ▼Levy; Berlin W., Potsdamer Str. 121.

Landau, Hermann, 1815 Prag—89; aus Rabbinenfamilie. 50—61 Hamburg. B: M. G. ▼Saphir als Mensch, Humorist und Kritiker; Humorist. Vorlesungen, 3. A., 50; Frauengarten, Ged.; Orientalen; Neuer ditscher Hauschat für Freunde der Wissenschaft; Bypressenzweige für die Familie; ▼Seine, und anderes Humoristisches; er war auch ein großer Autographensammler. Bril.

Landau, Hermann, \*1844 Constantinob, Russ.-Pol. G: David L. — In Breslau von seinem Vetter, Rabbi Tikin, erzogen, ging er 64 nach England, wo er „Wohltätigkeitsinstitute“ gründete und ein jiddisch-englisches Handbuch schrieb. JWB.

Landau, Horaz, Wien; nobilitiert 1911. JWB.

Landau, Hugo, RM, — 7,1—0,38 —, Bankier, Rittergutsbesitzer; Berlin W., Wilhelmstr. 71. Hugo ist präf. RM: Berliner Elektrizität; Plantawerke für Kohlen, Ratibor; Ber. Eisenbahnbau und Betrieb, Berlin; Leipauer Dachstein- und Braunkohlen, Berlin. — RM: Porzellanfabrik Königszelt; UEG, Berlin; Dtsch-überseeische Elektrizität, Berlin; Mitteldtsche Credit, Frankfurt a. M. und Berlin; Kraftübertragung, Rheinfelden; Terrain-Kleinburg, Breslau; Rütgerswerke. Verwaltungsrat: Bank für elektrische Unternehmungen, Zürich; Osterr.-italienische Kohlengef. di Monte Promina, Trieste.

\*1851 Breslau. G: GR, Chef der Bank Jacob Frhr. v. L. // Rosalie Ledermann. O Hedwig Seligstein, 60. K: Elisabeth \*84; Beatrice 85, O Posnanzky; Stephanie 86; Jacob 95. Er ist Herr auf Leipau, Schlef. und Mähren. — Dr: Eugen; Jacob L.

Als die Firma Hugo Landau in Breslau 1901 ihre Zahlung einstellte, erzählte das Wiener jüdische Wochenblatt „Die Zeit“: „Wenn man jetzt, nachdem das völlig Unerwartete eingetreten ist, zurückdenkt, so scheint es einem eigenartig, daß so lange Zeit auf die Möglichkeit eines Fallissements des Hauses Landau niemand gekommen ist. Denn die Landaus galten als sehr maßhaltige Gründer. Eine Fülle von Gesellschaften entsproß ihrem allzu fruchtbaren Gründerschöß. Und die Landauschen Gründungen hatten unter der Ungunst der Konjunktur zuerst und am meisten zu leiden. Trotzdem hat man die Landausche Position für völlig ungefährdet gehalten, weil die Landaus über eine so große Geschäftlichkeit verfügen sollten, daß sie sicherlich bereits seit langem all ihre faulen Werte auf ihre Kundschaft abgeschoben hätten. Aber es war nicht so, sondern, wie sich herausstellt, war Generalkonsul Eugen Landau (Id) mit seinen Gründungen finanziell noch auf das engste verknüpft, während sein Bruder, RM Hugo L., den überwiegend größten Teil seines Vermögens hatte retten können.“

WM. Sept. 01: Eugen, bekannt als einer der kühnsten Spekulanten an der Berliner Börse, hat sich in „augenblicklich nicht realisierbaren Effekten“ festgelegt und dadurch die Schwierigkeiten verschuldet. Sein Schwiegervater, „Rittergutsbesitzer“ Schottländer (Zude), kommt den Insolventen alsbald zu Hilfe und am 6/8 wird gemeldet, daß 6 große Firmen dem Hause Landau 1/4 Millionen zur Durchführung der Liquidation vorschießen.

Landau, Isidor, Großneffe des polnischen Rabbin Abraham Isaac L.; Dir: Zentralstelle für den Fremdenverkehr Groß-Berlin. ChM: Berl. Börsen-Courier. S: Halbmonatsschrift „Welt auf Reisen“. 1851 Zbaraz, Galizien. — O 90 L. Loewenthal, Literatin. K: Dora 91; Toni 93. — B: Nordlandsfahrt; Westindienfahrt. — Berlin-Schöneberg, Hauptstr. 10.

„Das 20. Jh.“, 1890, S. 51, 308f, schreibt in den Briefen Dr. Jz. Feil-

chenfelds über das „Literarische Berlin“: „Der große Geist unseres Isidor Landau, des glänzenden Feuilletonisten, des berühmten Theaterkritikers, des daitischen Jules Janin, der einzig und allein führt in Berlin 'ne echte, 'ne geschliffene, 'ne glatte, 'ne ausdrucksvolle und 'ne eindrucksvolle Pariser Feder. Denn der „Börsen-Courier“ ist nicht nur groß und berühmt auf der Börse, er ist auch groß und berühmt und einflußreich in der „Gesellschaft“ und bei den Bühnen. Die Abendnummer, die kommt heraus in Antiqua — Gott, wie klassisch! — gehört dem Geschäft, die Morgennummer aber, die gedruckt wird hebräisch — wahrhaftigen Gott, da ist mir passiert ein lapsus pennae! — die natürlich gedruckt wird deutsch, gehört dem Geiste und dem Vergnügen, der Politik und der Unterhaltung, den Tagesfragen und der Literatur.“

„Am berühmtesten ist der „Börsen-Courier“ in der Kunst! Hier liegt die Domäne von unserem Landau — Gott, der Mann heißt Isidor, wie ich. Ich hab' es Dir schon mal gesagt, aber das Factum ist so großartig, so entzündend für mich, daß ich muß es wiederholen! — hier schreibt seine unnachahmliche Feder die pikanten Notizen, die geistvollen Entrefilets, die brillanten Kritiken, hier werden vertreten unsere Interessen in Literatur und Kunst, hier blüht die Reklame für die Ausgewählten, hier feiert die „Freundschaft“ ihre Triumphe, hier wird die „wahre“ Kunst, wie wir sie meinen, das wahre, ideale, geistige und künstlerische Streben, das doch allein wird vertreten von denen, die gehören zu uns, die dienen unseren Interessen, die dinieren mit uns und gehören zur Clique, — hier wird diese Kunst und Literatur, hier wird die internationale und kosmopolitische Kultur, hier werden ihre Vertreter verteidigt gegen den Ansturm der neuen Zeit und des erwachten deutsch-nationalen Bewußtseins — Gott, was für 'ne Mißgeburt! — und gegen Alle, die nicht wollen mitziehen am Strange der Macht und des Einflusses und der Korruption unseres aufgeklärten Jahrhunderts — pfui, was für ein ekeliges

Wort, dieses Fremdwort Korruption! — hier feiern die Demokratie und der Materialismus ihre Siege in prickelndem Champagner und im Taumel des berausenden Machtgefühles, das gewährt der Besitz, der materielle und der geistige, und das gewährt der Einfluß und der geschäftliche Erfolg, — hier schreibt unser Landau aus der Seele der Mischpoke heraus, daß Jeder, der gehört zu unserer haute volée möchte schwören darauf, er habe geschrieben selbst das, was zu lesen steht gedruckt mit der Chiffre J. L. darunter! . . . . Gott, was für ein Mann! . . . . Gott, was für ein Blatt! . . . .“

Zur Probe für Landau's Stil diene seine Empfehlung von E. ▼Thoma und ▼Mannstädt's Soldatenposse „Leuchtkugeln“: „In unserer altbewährten Bezugsquelle für Berliner Lustigkeiten im erbeingefessenen Heim für jauchzende derbe Lustigkeit, im Zentral-Theater, ist wieder eine frische Sendung Humor eingetroffen. Das Publikum, vor dem am Sonntag, am Weihnachtsvorabend, ausgepackt wurde, nahm sie mit wahren Jubel entgegen. Was wurde da nicht zusammen applaudiert, was wurde da gelacht, gerufen, in der Zeit von 1/2 8 bis 1/2 11 Uhr abends. „Leuchtkugeln“ nähert sich dem Volksstück, und der Versuch Zusammenhang und Sinn in die Handlung zu bringen, sei mit Dank quittiert. Die vieraktige Kur, die sich an den Beteiligten vollzieht, bildet den Inhalt des Stückes. Aber welche üppige Fülle drolliger Situationen, origineller Gesangseinlagen, echte Leuchtkugeln des Humors, bergen diese 4 Akte! usw.“

Landau, 1. Jacob, 1822—82 GKN, Berlin. GG. 47 O Rosa Ledermann. R: 1. Wilhelm, 48—08; 2. Hugo, 51 (fd); 3. Eugen (fd), 62—08; 4. Bianca, O ▼ Lu. Ritter v. Kaufmann-Uffer; 5. Margarethe, 61, O Δ v. Poschinger; 6. Hedwig, O ▼ Jules Baron Machiels = Clinbourg, Großindustrieller, Paris. — Eugen war noch mosaisch; Margarethe dagegen schon katholisch

Vorposten 1919: Jacob Landau erwarb als Bodenschieber und durch andere zweifelhafte Geschäfte — ursprüng-

lich handelte er mit Pferden und Zigarren — ein großes Vermögen und hat in Breslau einen schlechten Ruf hinterlassen. Die Breslauer Firma wurde 1849 gegründet. L., der das Deutsche ebenso wenig beherrschte wie seine Kalle und eigentlich nur hochjiddisch sprach, eröffnete während der Gründerzeit in Berlin eine Filiale seines Breslauer Geschäfts, das Bankhaus J. Landau, das 1898 von der Nationalbank für Deutschland übernommen wurde, auf deren Leitung die Familie L. großen Einfluß behielt.

Stbgrz 13/8: „Durch die Gründung der Laurahütte, die ihm durch seinen Freund, den Grafen, jetzigen Fürsten Guido Händel von Donnerstark, übertragen wurde, trat er mit Bleicheröder in Verbindung und legte dadurch den Grundstein für seine pekuniäre und gesellschaftliche Stellung. Von seinen Söhnen übernahmen 2 das Geschäft, während ein älterer Sohn als naturwissenschaftlicher Privatgelehrter den Koburg-Gothaischen Freiherrntitel in Ruhe genießt. Die Landaus verschafften sich in der haute finance eine Sonderstellung dadurch, daß sie sich mit einer Gruppe selbstgegründeter Banken umgaben, deren Direktionsposten zum großen Teil mit abhängigen Individuen besetzt waren.“

Beilage zur „Wahrheit“ 25/2 1882. „Der „Boss. Z.“ entnehmen wir, daß der GKN Jacob Landau in den erblichen Freiherrnstand erhoben ist und zwar von Koburg-Gotha aus; der gothaische Kalender ist jetzt um eine Marität reicher. Ob Landau sich seine Baronie nunmehr in Koburg-Gotha einrichten wird, ob seinem demnächstigen Wappen eine alte Hofe einzuverleiben ist, und ob schließlich der Bruder des neuen Barons, Hypothekentaufmann Joseph Landau (fd), der augenblicklich leider nicht zu finden ist, an der Erblichkeit der freiherrlichen Würde partizipieren soll, sind noch offene Fragen, denn vorläufig ist diese neueste Nobilitierung von unserer preußischen Regierung nicht gut geheißsen. Was aber jedenfalls auch nach der Baronisation unseres jüdischen Mitbürgers Landau in seiner Familie erblich sein wird, sind die Weine und

das Bonem. Die lassen sich nicht verfreiherrlichen."

„Wahrheit“, Mai 1883: „Der ehemalige Pferdejude Landau in der Wilhelmstraße (daher zeichnet sich auch seine Equipage auf dem Corso oder vielmehr die seiner Töchter, durch Eleganz aus) ist bekanntermaßen durch den Herzog von Koburg, der immer in der Geldklemme sein soll, in den Adelsstand erhoben. Nun möchte er, nämlich der Pferdejude a. D., seinen Adel auch hier anerkannt sehen, dem die maßgebende Stelle auszuweichen sucht. So hat Landau vor kurzem 30 000 M. für die Invaliden gestiftet, nach dem Grundsatz: „wer gut schmerzt, der gut fährt.“ So was muß doch an das Licht der Öffentlichkeit kommen.

Der Schwiegersohn vom alten Landau ist ein von Kaufmann (sd) (wegen gegenseitiger Überborteilung im Prozeß mit dem Staatsbankier Reichröder.) Der Vater von diesem Ritter — Misum teneatis amici — von Kaufmann hieß Ascher, lebte in Köln, war Bankier, wurde wegen Betrugs bestraft und ersäufte sich scheinbar im Rhein, wohl Verluste halber. Sein Sohn ging nach Wien, bekam dort die Eisene Krone, damit ist erblicher Adel verbunden, und so nannte er sich fortan von Asser; Ascher, der Name seines Vaters, war ihm wohl zu gewöhnlich. Nachdem er sich eine Weile von Asser genannt hatte, nannte er sich Asser von Kaufmann, und allmählich Ritter von Kaufmann. So hatte sich aus einem Juden Ascher schließlich der Ritter von Kaufmann entwickelt; der würdige Schwiegersohn des jetzt geadelten würdigen Schwiegerpapas, Pferdejuden a. D. Landau."

2. UC 15/3 1891: „Das lügnerische Gerücht von der Krankheit des Kaisers, das erfunden wurde, um auf den Kurs der dtischen und preußischen Anleihe zu drücken, ist zuerst, wie die „Saale-Ztg.“ mitteilt, von dem Großbankier Jacob Landau verbreitet worden.“ WM.

Landau, Joachim, Reichsratsabgeordneter, Wien, †1878. — Br: Marcus L.

Landau, Josef, Finanzler, Ko, Warschau, 19. Jh. — Br (?): Jacob L. (sd).

Landau, Ju., Bankier in Firma Braun & Co., Bülowplatz 4, Berlin W. — Präf. UR: Pöbntz Brauerei, Berlin; Tagameter, Berlin; Wilhelmshütte, AG, Maschinenbau und Eisengießerei. UR: Cartonnagenindustrie, Dresden-Voschwitz; Hotelbetrieb, Berlin; Maschinen und Armaturen Breuer & Co., Höchst a. M.; Ober-schlesische Chamotte Dübier, Gleiwitz; „Panzer“, Geldschrank, Treppor und Eisen. 1914.

Landau, Juda Leo, UP, Dr., Chiefrabbi von Südafrika, ferner Mgl. des Oberhauses und „hebräischer Dichter“, Kapstadt. — Er reiste 1929 (FJB 5/4) auf einem englischen Dampfer nach Europa, der extra feinetwegen mit einer rituellen Küche und einem „Maschgiach“ versehen wurde.

Landau, Leo, Dr., London, schrieb in Herrigs Archiv 1914, 175 englisch über die „Hebräisch-dtsche Literatur“, d. h. über die dtische von Juden Europas hebräisch ausgezeichnete Literatur des Mittelalters. Er ist wohl identisch mit dem gelehrten Rabbi Dr. Judah Leo L., \*1868 Galizien, der in Wien, Manchester und Johannesburg amtierte, und über Bar Kochba; die Zerstörung Jerusalems; Herodes; Blut für Blut, und „Segels Einfluß auf die neuhebr. Literatur“ gearbeitet hat. JWB.

Landau, Leon R., \*1797 Brody, Budapest. B: Judenfrage 184, 8; Grenzen der menschlichen Erkenntnis und die religiösen Ideen; Prinzipien des Rechts und Todesstrafe; Dasein Gottes und Materialismus; Ethik. — Lippe 1881.

Landau, Leopold, WM, UP (Frauen), Dr. med., Berlin. \*1848 Warschau. B: Wanderniere, Wanderleber und Hängebauch der Frauen; Myome am weibl. Sexualapparat. Ep: Bruder Prof. Th. Landau; Theod. und Leop. führen eine Privatfrauenklinik. Eigentümer verschiedener Häuser; — 3,0 — 0,20.

WBe 1910: „Sein von den Jahren nicht bedrücktes Temperament, das braust und schäumt wie köstlicher (sehr „trockner“) Champagner, hat ihn zu einem leidenschaftlichen Verfechter jüdischer Ideale und Interessen gemacht. Seine Hilfsbereitschaft ist unermüdblich. Er war jahrelang Repräsentant der j. Gemeinde. Ein eifervoller Kämpfer, dessen jugendliche Leidenschaft die Konzession ausschließt.“

S: Edm und L., UP, Göttingen.

Landau, Leopold, Prof., Straßburg. B: Katalog der hebr. Handschriften der Landes- und Universitätsbibliothek. — Lippe 1881.

Landau, Leopold, Synagogenkantor oder Tempelsänger, Opernbariton, 1841 Ungarn. 77 am Hamburger Theater bei Pollini! B: Erinnerungen im „Theaterdelameron“.

Landau, Leopold, Dr., Sommerstr. 2, Berlin W. — Präf. UR: Victoria, Feuer-Vers. und Victoria, Allgem. Versicherung, Berlin. 1914.

Landau, Leopold, Juwelier, Antifemite, Pforzheim, dichtete 1901:

„Den dtischen Rabbis ein Fa c c u s e!“

Ihr tragt die Schuld, daß unser Stamm geschändet,  
Durch eine Sekte ruchlos wird entehrt.

Das Wort, das einst dem Glauben ward verpfändet,  
Den inner'n Wert, den starken Halt entbehrt.

Ich klag' euch an, ihr, die von Gott berufen,  
Der Leuchte gleich voran den Pfad zu ziehn:

„Im Namen derer, die einst Großes schufen,  
Und deren Weisheit uns die Kraft verlieh“.

Euch ist bekannt, daß eine starke Sekte  
Im rohsten Aberglauben noch verharret,

Der lichte Geist, der einst Israel wedete,  
Ist hier in Eis und Finsternis erstarrt.

Den schlimmsten Lastern ist das Volk ergeben,  
Das einen Fuhrmann seinen Gränder nennt:

Ich klag' euch an; denn düstre Wolken schweben  
Ob Israel, das seine Macht verkennt.

Selt hundert Jahren ist der Stab zerbrochen  
Ob dieser Sekte, die von Gott verflucht;

Der schwerste Mann im Tempel ausgesprochen,



Denn schändlich ist ihr Treiben und verrucht.  
Schwach wie die Väter, „Schwach“ seid ihr geblieben,  
Der schwarze Bund, er nahm an Stärke zu.  
Millionen Keime hat die Saat getrieben:  
Sie nimmt der Welt, nimmt Israel die Ruh!

Ich klag euch an, das Schweigen ward zur Sünde.  
Die Presse macht Israel blind und taub.  
Verdunkelt wird die Wahrheit und die Binde  
Noch festgehalten durch den goldnen Staub.  
Ich klag euch an, ihr die von Gott berufen  
Der Leuchte gleich voran den Pfad zu ziehn:  
„Im Namen derer, die einft Großes schufen  
Und deren Weisheit uns die Kraft verliehn“.

„Hier wird also von jüdischer Seite das Bestehen einer Blutsekte angedeutet, um welches ganz Israel weiß. Die Rabbris wissen daher auch um die Blutmorde und wenn sie trotzdem die Täter der Strafe zu entziehen suchen, machen sie sich zu Mitschuldigen des Blutmordes“, StbgrZ 6/3 1901.

Hiergegen sandte der Rabbi-Verband in Dtschlnd, Dr. Mahbaum (sd) an der Spitze, der StbgrZ eine Berichtigung, in der alles bestritten und außerdem behauptet wurde, daß „jene gereimte Anklage von einem unzurechnungsfähigen Pforzheimer Goldwarenhändler herrührte, der bereits dreimal in der badischen Heilanstalt Illenau untergebracht gewesen sei.“ Die StbgrZ nahm diese Berichtigung nicht auf, der Rabbi-Verband versuchte auch nicht, die Aufnahme auf Grund des Preßgesetzes zu erzwingen, sondern begnügte sich, seine „Berichtigung“ in der „Voss. Z.“ zu veröffentlichen. Darauf erwiderte der angeblich unzurechnungsfähige Landau den dtshen Rabbris: „Daß Sie mich so nebenbei verrückt erklären, schadet mir nichts und soll Ihnen in Unbetracht des guten Zweckes verziehen sein. Es scheint, daß Ihnen Vieles, was im Judentum seit tausenden von Jahren passierte, unbekannt ist und will ich Ihnen einen kleinen Vortrag halten. — Um Sie mit der Sekte bekannt zu machen, genügt es, wenn ich auf den Tod des „Maimonides“ (1206 n. Chr.) zurückgreife. Nach dem Tode des berühmten Meisters begann der Niedergang des rabbiischen Judentums und die obscure Mystik der Kabbala tauchte unter dem gebieterischen Namen Tradition auf. Mit dieser obskuren Mystik in der Judenheit des 13. Jahrhunderts, traten auch die Blutmorde in die Erscheinung, von welchen man 1000 Jahre

lang nicht gehört hatte: 1235 in Fulda, 1250 in Spanien, 1264 in London, 1283 in Bacharach, 1285 in München usw. — Ich bin Kaufmann und meine Zeit ist gemessen; deshalb werde ich mich kurz fassen. Die vorlezte Sekte dieser abscheulichen Mystik waren die „Sabbatianer“, welche das Himmelreich durch Abstreifen aller Sitten und Moral erreichen wollten. Wie die Sabbatianer vor 200 Jahren das Judentum in Frage stellten, so stellt die Sekte der Chassidim heute die Judenheit vor die Alternativen, Ihnen, den verehrten Führern der großen Herde zuzurufen: „Entweder die Chassidim sind Juden, dann sind wir keine Juden, oder die Chassidim sind keine Juden, dann hinaus mit ihnen aus dem Judentum.“

Die Chassidim sind die letzte Sekte, welche die obscure Mystik hervorbrachte, und was da Alles drum und dran hängt — das wissen Sie so gut wie ich auch. Sie haben jetzt wieder das Wort zur „Berichtigung“. Pforzheim, 10. April 1901. Hochachtungsvoll Leopold Landau.“ — StbgrZ 16/4 01.

Wir fürchten nur, daß sich der blutige Menschenfrevler nicht in so engen Grenzen hält, wie L. annimmt, sondern sich weit über die Erde streckt.

L. aber kämpfte und dichtete fort und machte deutsch-völkischen Zeitungen (DfBl 23/11 99) mit seinen unaufhörlichen Einsendungen das Leben sauer. SB: „Ich gehe trotz starker Familie allein und still durchs Leben. Ich stehe nur gegen die Schlechtigkeiten im Judentume, denn diese Schlechtigkeiten haben mich zum Märtyrer gemacht und 5mal ins Irrenhaus gebracht“.

Es scheint sich bei L. L. um den äußerst seltenen Fall eines wirklichen nichtjüdischen Juden zu handeln, die in der Gesamtmasse zu 0,0001 Prozent, also spurenweise, in der Tat vorkommen — gerechte Männer, in denen sich der Entwicklungsprozeß zur jüdischen Gegenrasse noch nicht vollendet hat und die uns geradezu wie ein Rückschlag in das Vorjüdische vorkommen, die den Talmud bekämpfen, die Blutfresserei nicht mitmachen und so-

gar voller Mitleid die Wirtsvölker noch warnen.

Leider lassen sich an die geringe Zahl solcher Leute keine großen Hoffnungen zur Hebung der Sittlichkeit für ihre Umgebung knüpfen, zudem auch die Masse von Aposteln gar nichts wissen will, sie vielmehr rücksichtslos verfolgt und ins Wasser, ins Feuer, oder wie im Falle L. L., in die Gummizelle steckt.

**Landau, Diefé** od. Duise, geb. Döwenthal (Karl Weinhold); Karl Weinhold; Kallsta. \*1868 Posen. Ue. O Sfidor Landau, Bdrsenturier. Berlin.

**Landau, Dola, Ateratin.** Ma: Bollraths Theosophie, Aug. 1914. — Dola schrieb 1927 im Hamburger Fremdenblatt (WB 16/7) über „Ferne zwischen Mann und Frau“: „Ihre (einer alleinstehenden Weiblichkeit) Arme verwichen wie Baumzweige in einer stummen, wilden Verzauberung, ihre Glieder verstrickten sich. ... Rot trübte die Mittagssonne über den Wipfeln, ein feuriger Pfau.“

**Landau, Markus, Dr., \*1837 Brody.** G: Lazarus L. // Esther Schapira. Von 52—78 war er als Bäcker tätig, wobei er noch studierte und 71 in Tübingen Dr. phil. wurde. Ma: Augsb. Allg. Btg.; Frankfurter B., Bsch. f. vergl. Lit.-Gesch.; Bühne und Welt. B: Quellen des Decamerone; Skizzen aus der jüd. Gesch.; Ital. Literatur am ksterr. Hofe, 79 [von Gustava von Stein Rebecchini (Rebeckhen) ins Ital. überseht]; Docacio, Leben und Werke [von Camillo Antonio Traversi überseht]; Rom, Wien, Neapel während des spanischen Erbfolgekrieges. Ein Vortrag zur Geschichte des Kampfes zwischen Papsttum und Kaisertum, 85; Geschichte Kaiser Karl VI. — Freisinnige Fortschrittspartei. Wien IX, Schwarzspanierstr. 18. — Dr: Joa = ch im L.

**Landau, Moses Israel, JG, Drucker, Stadtverordneter, Rat, jüd. Gemeindeältester, Journalist.** 1788—52 Prag. G: Samuel L., böhmischer Oberrabbi 1752—34 Prag. Moses Israel war ein Enkel des Ezechiel L., der auch böhmischer Oberrabbi war. B: Amaranen, Ged., 20; Rabbinisch-aramäisches Wörterbuch; Geist und Sprache der Hebräer nach dem 2. Tempelbau.

**Landau, Paul, Dr. S:** Korrespondenz Otto Kühl, od. „Korr. f. Wissenschaft und Kunst“. Berlin W. \* 1880 Ramlau. B: Giorgone; Holtey; Wimen. S: Georg Büchner, 09.

**Landau, Richard, Dr. med.** Nürnberg, \* 1864 Dresden; 90 Arzt Frankenberg i. Sa. B: Im Banne der Liebe, Ged.; Barbarossa, Festspiel. In seiner „Geschichte der ▼Ärzte,“ 1895, Verlag S. Karger, Berlin, lobt er L. in der Einleitung seinem Volke: „Einst berufen, der Urheber und der erste Träger des Einheitsgedanken in der Anschauung von der, Himmel und Erde beherrschenden Gottheit zu sein, fand es später statt Achtung nur Achtung bei den nachfolgenden Kulturbölkern, die diese Idee von dem einigszigen Wesen, welches als Hüter der Schöpfung über den Sternen wohnt, von ihm übernommen und teilweise weiter aufgebaut und in besonderer Weise umgestaltet haben.“ —

Man vgl. dazu  $\Delta$  Fritsch's „Falscher Gott.“

Die Ärztegeschichte der einzelnen Länder läßt Landau immer da aufhören, wo die Juden ihre Emanzipation durchgesetzt haben, „denn es gibt heute nicht mehr in gleichem Sinne, wie früher, z. B. jüdische Ärzte, sondern deutsche, französische, englische usw. Ärzte, welche zufällig jüdischer Konfession sind, wie andere lutherischer oder katholischer usw. Selbst diese Unterschiede beginnen in der Wissenschaft zu verblässen, und das bedeutet einen höheren Fortschritt in der geistigen Entwicklung des Menschengeschlechts, weil die wahre Wissenschaft international sein, grenzenlos alle Völker umfassen muß.“ . . . .

Diese verblasene Behauptung wird am Schlusse jedes Länderkapitels noch einmal vorgetragen:

**Z. B. bei Frankreich:** „Schon 1830 zählte man 27 Ärzte j. Glaubens und bis heute ist ihre Zahl bedeutend gewachsen; viele davon haben zum Ruhme der französischen Medizin beigetragen nicht mehr als Juden, sondern als Franzosen.“ . . . .

**Holland S. 98:** „Unter ihnen findet sich mancher treffliche Arzt; aber er gilt nicht mehr als jüdischer, sondern als holländischer Arzt, und darum liegt eine Nennung außerhalb unserer gestellten Aufgabe.“

**Dtschld S. 133:** Getreu unserer Bornahme, hört also für uns die Geschichte der jüd. Ärzte im dtshen Sprachgebiete unter Rücksicht auf diese Verhältnisse mit dem Beginne des neunzehnten Jahrhunderts auf.“ . . . .

Insofern ist Landau's Buch für unsere Aufgabe nicht viel wert; eine Geschichte der „dtshen“ Ärzte jüdischer Klasse bis auf Dr. Lebh-Danzig, Erz. Ehrlich und Prof. Senator bleibt von unserer Seite aus, noch zu schreiben.

**Landau, Rom, London.** B: England von heute. Ma: Hamburger Fremdenblatt, 14/6 1930.

**Landau, Rosa, Leipzig.** 19. Jh., \* Myslowitz. B: Gumoresken. Ma: Wipblätter. Auch diese Jüdin verheimlicht Pa 1, 473 ihr Geburtsjahr. Mitglieder des auserwählten Volkes sollten doch über solche Schwächen erhaben sein; aber nein, man soll ihnen nun mal nicht in die Karten sehen.

**Landau, Saul Raphael, Dr. jur., \* 1870 Krakau,** R: „Neue Rational-B.“, Wien, jüd.-polit. Zeitschrift. B: Polen und europäische Diplomatie, III, 1863; Unter jüdischen Proletariern; Der Polenklub und seine Hausjuden, usw.

**Landau, Simon**, kais. Rat, Volksgarten 3, Wien I. Dir: Oöterr. Eisenbahn-Berkehr. Präs. **W:** Dtsche Eisenbahn, Frankfurt a. M.; Dtsche Waggon-Fabrik, Berlin. 1914.

**Landau, Theodor**, \*1861 Breslau, Dr. med. (Frauen), Prof., Berlin. **Dr:** Leopold L.

**Landau, Wolf**, Dr., 1811—86 Dresden, seit 54 Oberrabbi ebda. Großvater: David Wolf L., Oberrabbi, Flatau, 1800. **G:** Martus L., Synagogen-Vorbeter, Dresden. — **W:** Tierquälerei, nach den Grundsätzen des Judentums; Rede am Grabe des Dichters Dr. W. **Wolfssohn**; Die Liebe im Judentum, Predigt; Des Gerechten Tod und Ehre, Predigten zur Gedächtnisfeier: Friedrich August II., 54, Alara **Wondl**, Dr. L. **WBeer**; Leben und Wirken der Rabbinen; Petition des isr. Gemeindevorstandes zu Dresden und ihr Schicksal in der 2. Kammer. — **SB:** „Unter Ermählung Israels verstehen wir: wir freuen uns im Namen der ganzen Menschheit, daß Gott uns gewürdigt hat, die Vertreter des höchsten Teils der Menschheit zu sein.“

**Landau-Mdanow** [Umstellung aus Landau], M. A., **W:** Lénine, Paris, 1920.

**Landauer, Lombardschwindler**, f. Bergmann Sally.

**Landauer**, f. Georgi Landau.

**Landauer**, v., 1905 in Ungarn nobilitiert, **SB.**

**Landauer, A.**, Holzgroßhändler, **RM**, München, Grillparzerstraße 1. **W:** Terrain-AG Herzogpark, München.

**Landauer, Abraham**, **RM**, **Jnh:** A. Landauer, Bauholz engros, München, Sonnenstr. 12 und Untergrainau, Garmisch. — 4—0,30. 1914.

**Landauer, Alphons**, Mitinhaber: Mager & Sohn, Möbelfirma, 1903 (**Stbgr** 17/7): „A. erscheint Anfang Juli vor den Wiesbader Gerichten, weil er eine junge Dame, mit der er vorübergehend ein Verhältnis hatte, standalös beleidigt hatte. Es war schon mal Termin in der Sache. Landauer befürchtete Verurteilung und berief sich auf — — Polizeiakten über das Fräulein. Die Einrede führte zu einer Vertagung. In der Zwischenzeit zeigte Landauer das Fräulein wegen Verbrechens gegen das keimende Leben an. Sie, Bruder und Bräutigam wurden eingestekt, und alle 3 nach wenigen Tagen wieder außer Verfolgung gesetzt, da L., schon erheblich vorbehaftet, einen Beweis nicht erbringen konnte. Landauer betrieb in Mühthausen ein Geschäft mit seiner Frau, einer früheren Kellnerin. Seine Möbelfgeschäfte in Firma Mager & S. haben manchem Hoteller gezeigt, daß man vorsichtig sein muß, wenn man mit Juden in Verbindung tritt.“

**Landauer, Bela** von, \* Ungarn. Kriegsberichterstatler im preuß. Hauptquartier. 1915.

**Landauer, David**, London, 14/6 1912 vom König von Württemberg nobilitiert. **WB.**

**Landauer, Gustav**, Antipolitiker, „Adlatus Fritz Mauthners“, Anarchist, Hermsdorf-Berlin. 1870 Karlsruhe — 19, gerichtet. **W:** Todesprediger, No. 2. Aufl. 03; Weg zur Befreiung der Arbeiterklasse 95; Aus meinem Gefängnistagebuch 95; Revolution 08. — **Ue:** Wilde; Krapotkin; Shaw's Sozialismus für Millionäre. — **S:** Meister Eckhart. — **Sp:** seine Frau Hedwig geb. Lachmann. —

Die zionistisch-jüdische Rundschau nannte ihn „Einen Auser zu neuem Leben, den wir hören müssen. Seine „Revolution“ (Frankfurt, Rütten und Loening) und sein „Aufruf zum Sozialismus“ (Berlin, Verlag des Sozialisti-

schen Bundes) werden in den erschlafenden Menschen unserer Zeit die Lust an Taten wecken. Landauers Sozialismus ist der Wille zur befreienden Tat, zum Aufbau eines Lebens voll Geist und Schönheit.

**G. Landauer** war in der Tat Auser zum Streit. In Berlin sprach er 1913 z. B. über Frank Wedekind im Salon Cassirer und desgl. im Lyceumsklub über „Unsere problematische Zeit und ihre Denker und Dichter“ (Tolstoi, Dostojewski, Strindberg, Nietzsche).

**Stbgr** 1911: „Viel zu wenig beachtet worden ist aber ein Aufruf, den das **WZ** gebracht hat. Juden treten bekanntlich überall für ihre Leute oder Tendenzen ein: sie erheben ein Geschrei um den Kaffeegenossen **Ferrer** in Spanien und regen sich jetzt um Anarchisten auf, die in Japan, am anderen Ende der Welt, „wegen Verschwörung gegen die kaiserliche Familie“ im geheimen Verfahren zum Tode verurteilt und auch wirklich gerichtet wurden.“

Wir beglückwünschen das Land der aufgehenden Sonne wegen dieses schneidigen Vorgehens; aber dem Anwalt der Revolution und des Nihilismus tun die abgehauenen Köpfe und die verhinderte Verbreitung der Lehre des Volksführers **Mary** leid. So ruft Landauer mit gewaltigen Tönen die gesittete Menschheit gegen den Frevel Japans auf, er schreibt im **WZ**:

„Von 2 Komitees, die sich in London und New York gebildet haben, werde ich aufgefordert, gegen einen von der gegenwärtigen Regierung Japans eingeleiteten Tendenzprozeß (!) zu protestieren, der zu 26 Todesurteilen geführt hat. Verurteilt zum Tode sind Dr. Kotoku, seine Frau und 24 Sozialisten und Anarchisten (!). Der japanischen Presse ist jede Berichterstattung über den Prozeß verboten worden. Allen, die Dr. Kotoku kennen, scheint es durchaus unwahrscheinlich, daß er sich des Verbrechens einer Verschwörung gegen die kaiserliche Familie schuldig gemacht habe. Dr. Kotoku wird als einer der glänzendsten Publizisten Japans geschildert; seine hervorragende Begabung als Denker und Schriftsteller wird von dem japanischen Generalkonsul, ferner

von Herrn Motofada Zumoto, dem Leiter der „Orient Information Agency“ und anderen angesehenen Mitgliedern der japanischen Kolonie in New York bestätigt. Dr. Kotoku war früher Chefredakteur der Tageszeitung „Dorozu Cho=ho“ und als solcher in Japan populär und geachtet. Er ging dann zum Sozialismus über, übersetzte die Werke von Karl Marx (!), Leo Tolstoi, Michael Bakunin und Peter Kropotkin ins Japanische und gründete eine Monatschrift des Namens „Tatsu Kwa“, die der Verbreitung des kommunistischen Anarchismus (!) diente und gewiß äußerst radikal (!) war; darauf läßt der Name schließen, der auf deutsch „Eisen- und Feuer“ heißen soll. Dieses Blatt und andere, die Kotoku gegründet hat, sind inzwischen unterdrückt worden. Alle sozialistischen Werke, darunter die von Marx(!), Engels (!) und Tolstoi, sind verboten worden. Schon jüngst hat Herr Takahama, der Führer der sozialdemokratischen Partei Japans, die Europäer zum Protest gegen die Verfolgung der sozialistischen und liberalen (!) Ideen durch die japanische Regierung aufgerufen. Wogegen wir (!) Europäer protestieren, das ist das geheime Verfahren!

Das Urteil des Sondergerichts unterliegt noch der Bestätigung durch den obersten Gerichtshof, die noch aussteht. Ich fordere alle Leser dieser Mitteilung (!) auf, mir sofort ihre Unterschriften zur Verfügung stellen zu wollen zu einem Ersuchen (!) an die japanische Gesandtschaft in Berlin, sie möge ihre Regierung angehen, den Geheimprozeß für nichtig zu erklären und ein neues Verfahren in voller Öffentlichkeit stattfinden zu lassen oder mindestens sofort für die Veröffentlichung des Beweismaterials und der Urteilsgründe sorgen.

Das ist der Ton, wie Juda zu den Herrschern und Völkern dieser Welt spricht. — Wir sind so selbstlos, der japanischen Regierung durch ihre Gesandtschaft zu raten: Sofort eine Kommission nach Deutschland zum Studium der Judenfrage zu senden, die für sie wichtiger als die Kenntnis unserer Ballonhallen und Industriepfäde ist, und sich selber noch rechtzeitig durch Gesetze

gegen „Europäer“ zu schützen, die zweifellos, sobald der Westen abgewirtschaftet ist, ihren Zug gegen den Osten richten werden.“

Mag ▼ Meyerfeld setzte dem Erschossenen L. ein besonderes Denkmal. Zuerst wäre Landauer Buchhandlungsgehilfe in Berlin gewesen. „Der Mann, imstande, bessere Bücher zu verfassen als die meisten, die er verkaufte, mußte um des täglichen Brotes willen Handlangerdienste leisten — Herkules am Spinnrocken“. Wie er in engen Zimmern hinter dem Laden lebte, das „ließ an eine Erzählung von Dickens oder vielleicht noch eher an ein bitteres Märchen von Swift denken“, 96 verteilte L. „in London Zettel für den Anarchistenkongreß auf der Straße“ und wurde „bekannt mit dem geistesverwandten Fürsten Kropotkin... ein lauterer, edler Mensch in der äußeren Erscheinung wirkte er ein bißchen zurechtgemacht, obgleich es unbedingt nicht mit der Absicht geschah, aufzufallen. Der schwarze Pelzerinnenmantel umschlotterte seine lange Gestalt, der schwarze Kalabreser näherte sich dem Umfang eines Wagenrades. Zu dem Prophetenbart, der sein gütiges Gesicht umrahmte, stimmte weder der Kneifer noch die fliegende Krauwatte, die wie ein Überbleibsel aus Byrons oder Mussets Tagen anmutete. L. hatte es nicht nötig, mehr zu scheinen, als er war... Ich hätte ihn nie eines unschönen Gedankens für fähig gehalten, nie einer Tat, deren er sich zu schämen brauchte... Darin einem Sokrates ähnlich. Bisweilen schien ihn ein sanfter Glanz zu umschweben wie die Pilger von Lufa in Gorki's „Machatschi“... L. besaß entschiedene russische Wesenszüge, wie sie in letzter Prägung bei Dostojewski“ begnügen.“

Als M. zu abend in Hermsdorf bei L.'s ist, die Reis aßen, fragte er sich: „Was mögen diese beiden Hirnmenschen im Jahre verdienen? Die soziale Ungerechtigkeit streckte mir grinsend ihre Frage entgegen...“ Zuletzt arbeitete der fromme L. mit Eisner an der Zerstörung Bayerns und Deutschlands, bis ihn dann die Kugel traf. Meyerfeld aber: „wer ihn kannte, wird bis zuletzt

den Glauben an diesen aufrichtigen, edlen, freien Menschen bewahrt haben, den Glauben, daß er keiner häßlichen Handlung, keiner unschönen Regung fähig war. Wie wenigen läßt sich das nachrühmen!"

**Landauer, Gustav**, \*1867 Opernfänger am Stadttheater Nürnberg.

**Landauer, Heinrich**, — 3—0,20 —; RM, Augsburg, Volkhartstr. 7. — **Ur: Baumwoll-Feinspinnerei**. 1914.

**Landauer, Hugo**, Anarchist, Berlin, 1901. Cp: Cohen; Pawlowitsch; Wieselthal. USZ 01.

**Landauer, Israel**, Dir: Landwirtschaftliche und Gewerbebank; Gemüsekonservenfabrikant, Koryphäe der Demokraten, „König im Bezirk Gerabronn“, Jagstkreis, Württhg., 1898. C: Bankrotteur Mag A. — **Br: 1. David S.** in London; 2. **Isaak S.** — Schwager: Branntweinbrenner und Weinhändler Leopold Heß.

Stadtpfarrer Th. Brecht deckte 98 in einer Broschüre: „3 Jahre im Gerabronner Bezirk“, Wiemann, Barmen, die politischen und geschäftlichen Machenschaften D.'s auf, der seine Herrschaft auf die nie versagende Revolverpresse eines „Beobachters“ und Konforten stützte. Seinem „brennenden Ehrgeiz dient ein unzählige Pläne bewegender Geist, ein diese Pläne mit rücksichtsloser Energie durchführender, alles in seinen Machtkreis zwingender, alles Widerstrebende erbarmungslos zermalmender Wille. ... Ein weiterer, höchst bedeutender Charakterzug D.'s ist, daß er sich überall im Hintergrunde hält, seine Pläne möglichst durch andere, seine zahlreichen Werkzeuge, ausführen läßt, so daß er bei all den zahlreichen systematischen Angriffen gegen seine Gegner immer neutral und unbetelligt dasteht, ja, wenn ihnen das Ärgste an Schmach und Angriffen widerfährt, versichern kann: „Ich weiß von nichts, ich bin unschuldig. Ich kümmere mich um diese Dinge nicht.“ Oder wie mir des Hären in solchen Momenten seine Angehörigen versichert haben: „Er ist eben verreiselt.“

Wie D. die Bevölkerung seiner Gegend im einzelnen korrumpiert hat, das lese man bei Brecht nach, der freilich als evangelischer Geistlicher immer noch viel zu zahm gegen den Juden vorgeht, und was er eigentlich laut sagen müßte, vielmehr zwischen den Zeilen leise ahnen läßt. Und doch ist Brecht selber von D. so gequält worden, daß er darauf nur mit der christlichen Strafen den Plebe hätte antworten müssen. Mit einer milden Theologie und mit Caritas kommt man im Kampf und Angriff gegen verlogene Antichristen nicht weiter (f. Stoecker).

**Landauer, Karl**, Dr. Er schrieb mit Dr. Herbert Weil 1915: Die zionistische Utopie. (Verlag Hugo Schmidt, München.) Also eine Schrift über den Zionismus von zwei nicht zionistischen Hebräern. Diese statistisch unterstützte Propaganda gegen die Absonderung und für die „Assimilation“ der Juden mit ihren westlichen Wirtschaftlern gelangt zu folgendem Schluß: „Daß der von den Zionisten erstrebte Zustand keine Befreiung der west-europäischen Juden aus ihrer moralischen Not und keine Erlösung der ost-europäischen Juden aus ihrem wirtschaftlichen Elend bedeuten würde; endlich, weil es sich überhaupt nicht verwirklichen läßt, weil der Schaffung des vom Zionismus geforderten jüdischen Gemeinmens in Palästina aus den verschiedensten soziologischen Gründen unüberwindliche Schwierigkeiten entgegen stehen und weil — sich die Assimilation der Juden in Westeuropa nicht aufhalten läßt.“ Aber den letzten Punkt darf man verschiedener Meinung sein. Es braucht nur der Wille der Wirtschaftler gegen eine allgemeine Aufsaugung der Juden im Blute der anderen Völker noch in elfter Stunde gewedt zu werden, so wird dieser für Juden wie Nichtjuden nachteiligen Massenkreuzung Einhalt geboten. Nur darauf kommt es an: daß der Wille gewedt wird. Der Same des Lutbewußtseins, der im Keimen ist, geht auf. Wie in allem anderen wirken auch hier vereinzelt Vorkämpfer, die ihre eigene Märtyrerkraut zu Markte tragen

— verlaßt, verlästert von der Masse. Erst einzelne, dann Hunderte, Tausende werden den Ruf des Blutes hören!

Die Schrift prüft den Zionismus als „abgeschlossenes Gedankengebäude“ und verwirft ihn wegen seiner Schädlichkeit für das Gesamtjudentum. Demgegenüber verwerfen wir das Gesamtjudentum vom Gesichtspunkt seiner Schädlichkeit für die nichtjüdische Welt; nicht im Zorn oder Haß, sondern mit derselben klaren Überlegung, wie die kühle Berechnung der Freunde der „Gesamt-Assimilation“, in deren Sinne diese Broschüre geschrieben ist. Frei von Eifer, scheinbar leidenschaftslos und sachlich einwandfrei, hört dabei ein feineres Ohr die Stimme des Verführers, der alle natürlichen Arten vermischt und den besonderen Saft des Blutes verwässern und verleugnen möchte. Das mag verstandesmäßig gehen, gefühlsmäßig geht es nicht — und alles, was jenseits vom Verstande sich instinktiv vollzieht im Leben der Völker, entzieht sich dieser Berechnung.

Der Endzustand der als Mittelmittel gepriesenen Massenausgleichung durch Kreuzung aller unter allen, wäre, um mit Franz Hafer zu reden, die Verkörperung der gesamten Menschheit auf der verpöbelten Erde.

Im übrigen arbeiten die Verfasser mit dem sattem Bekannten: „Druck und Berachtung haben in den Juden manch unschöne Eigenschaft erzeugt“. Das ist glatte historische Fälschung, Verwechslung von Ursache und Wirkung. In Wahrheit haben die Eigenschaften des Juden von der Erzbäter Zeit bis auf die Gegenwart einen Gegenruck und vorübergehende Vergeltung seitens der breiten Masse erzeugt; seitens der Oberschicht und der Behörden waren und werden die Hebräer noch heute nicht nur gern geduldet, sondern ob ihres Reichtums und steten Bereitwilligkeit, Geld vorzustrecken, gern gesehen und geschont, wo es irgend geht. Eine Utopie ist der Zionismus deshalb (meinen die Verfasser), weil doch nicht nur aus idealen, sondern aus rein wirtschaftlichen Gründen die Mehrheit der (im westlichen Kulturgebiet zu Wohlhabenheit gelangten) Juden lieber in ihren europäischen Wohnsitzen bleiben würden. Daraus geht hervor, wie gut sie es dort haben, — besser als im „gelobten Lande“. Die Nichtjuden müßten sehr töricht sein, wenn sie aus der Tatsache, daß viele Juden nicht auswandern, schließen wollten, der „Patriotismus dieser Juden sei über jeden Zweifel erhaben“.

Indessen liegt der Schwerpunkt des Zionismus im Ostjudentum und seinen mehr oder minder proletarischen Millionen. In diesem Ostjudentum liegt auch der Schwerpunkt unseres Antisemitismus! Wo die fürchterliche nationale Gefahr aus dem Osten (mit seinen unerschöpflichen Reservoirs von 7—8 Millionen Talmudjuden) droht, da beginnt die berechtigte Erkenntnis, daß für diese Scharen das gelobte Land nicht Zion-Palästina, sondern die westliche Kultur-Hemisphäre ist, mit ihren „liberalen“ Tendenzen! Davor zu warnen und „scharf“ zu machen, sei unser Ehrentitel: „mit Reaktionsäre“. — **W. Sch.**, Hammer 15/8 15.

**Landauer, M. J.**, Philosoph, 19. Jh. — **Ro.**

**Landauer, Samuel**, JC, \*1846, Hürben, Bayern; Dr., Bibliothekar, UP (Semitisches), Straßburg i. E.

**Landauer, Siegfried**, Rentier, München, Giselstr. 1. **Ur: Brauerei Augsburg Bogtherr; Kunstmühle Bodingen**. 1914.

**Landauer-Sundheimer Roden AG**, München, Kaufingerstraße. Aktienkapital: 200 000 M.; davon haben die Vorstände Franz und Alfons Landauer, 80 000, der **Ur-Vorsitzende RM Sundheimer** 118 000 übernommen. **WB** 23/3 1928.

**Landé, JM**, f. Düsseldorf.

**Landé frères**, Zigaretten; ▼, Tabak-Würse 27/7 1913.

**Landeker, Norbert**, Dr. med., prakt. Arzt, mos., Berlin, Jahnstr. 17. **O Frä. Hildegard Casper**, Dr. med., Fachärztin für Kinderkrankheiten, mos. **Inform.-Br.** 15/5 1930.

**Landeker, \*1886**. C: Hopfenhändler D. — **Ludwigshafen a. Rh.** — D. verfaßte 1903 als Unterprimar ein Festspiel zum 50. Jahrestage der Erhebung **Ludwigshafens** zur selbständigen Gemeinde: „Die offizielle Feier begann Sonnabend, den 11. Juli, vormit-

tags 9½ Uhr, mit einem Festgottesdienst [sic!] in der Synagoge!"

Bei dem Aktus im Kgl. bahr. humanistischen Gymnasium trat dann L. selber in seinem „Festspiel“, wie der Stbgrz 19/7 03 geklagt wurde, in der Rolle des „Vater Rheins“ auf: „Herr Redakteur, es war ein einziger Genuß, das mitanzusehen und anzuhören. Er sprach von Bürgerfleiß und Bürgertugend, ditschem Mut und ditscher Kraft. Und das Publikum, das beste Publikum, welches das Jubiläumskind aufzuweisen hat, alle die Damen und Herren von „Bildung“ und Besitz, waren hingerissen von dem schwulstigen Pathos, klatschten wie rasend Beifall und jubelten, als der junge Jude mit einem — Lorbeerkranz bedacht ward! Armer Vater Rhein! Arme ditsche Stadt am ditschen Strom!"

Landerer, Ud, Leipzig. RR 135.

Landesberg, Alex., Humorist. Wien. Kd 21. R: Österr. Volks-Z. B: Page Frik, Operette; Die festsche Pepi, No; Familie Wassertopf; Faschingsdienstag.

Landesberg, Aron, redigierte in Pest das berüchtigte Wochblatt „Floh“ und verfasste nach einer Novelle Zoltay's (Id) mit Jzig Schniger den blöden Operettentext zum „Rigeunerbaron“. — Österr. Wf. 23/5 1886.

Landesberg, Max, 1840 Jassy — 95 Florenz, „rumänischer Augenarzt“ nennt ihn JG. Er war Gymnast in Ratibor, Student in Berlin, praktizierte in Amerika und schrieb ditsch und englisch; Statistik der Linsenkrankheiten; Blindness — und zog 94 nach Italien, wo er starb.

Landesberger, Adolf, Dir: Anglo-austria Bank, 1857 — 12. Wien. WB.

Landesberger, Juda, Dr., Ud, Wien 1899. Seidl 154.

Landesberger, Malvine. \*1856 Remberg. Ue: Franz.; Ital.; Poln. — Pa.

↓ Landesloge, Große, von Deutschland; s. „Leitfaden durch die Große Landesloge der Freimaurer von Deutschland“ von Dr. Otto Hieber, 1. Heft: „Endlich hat man uns den Vorwurf ins Gesicht geschleudert, daß wir Antisemitismen seien und die Juden aus Rassenhaß nicht aufnehmen! Das ist wohl die ärgste Schmach, die uns jemals angetan ist. Der Meister hat uns gelehrt, alle Menschen als unsere Brüder zu lieben, und der Jude ist nicht weniger als wir und alle Menschen ein Kind des ewigen Vaters, der uns geschaffen hat. Wenn wir die Juden ebenso wie die Mitglieder anderer nichtchristlicher Religionsgesellschaften nicht in unsere engere Gemeinschaft treten lassen, so folgt doch daraus nicht, daß wir sie hassen! Mit demselben Rechte könnte man uns nachsagen, daß wir Frauen und Kinder, sowie Leute von geringerer Bildung hassen, weil wir sie nicht aufnehmen. Wenn aber ein jüdischer Bruder bei uns als Gast zu unseren Arbeiten zugelassen zu werden wünscht, so lassen wir ihn, wenn er einer anerkannten Loge angehört, gern bei uns ein, heißen ihn herzlich willkommen und freuen uns, daß er nicht in dem Vorurteil befangen ist, als stände eine Scheidewand zwischen ihm und uns. Wir wissen, was wir ihm als Bruder schuldig sind und werden stets darnach handeln.“

Nach dieser klaren Darlegung kann von einer antisemitischen Einstellung dieser Großloge keine Rede sein. Man macht sie ihr, wie der Freimaurerei im allgemeinen, beständig zum Vorwurfe. —

Landes-Großmeister Dr. Graf zu Dohna beim Besuch englischer Brüder 9/5 1913 in der Großen Landesloge: „... Weit entfernt sind wir von der Unduldsamkeit, irgend einem Bruder von einer anerkannten Loge den Charakter eines gerechten Freimaurers abzuspochen. Unsere Johanniskempel stehen ihnen allen zum Besuch offen. Wir fragen den Besuchenden nicht nach seinem Religionsbekenntnis, und jeder kann brüderlichen und liebevollen Empfanges gewiß sein.“

Bei der Sitzung des Johanniter-Ehrengerichts 30/10 1924 wurde Dohna gefragt, ob seine Großloge Juden aufnehme: „Niemals! — die Große Landesloge ist eine christliche Loge — wenn aber der Jude sich taufen läßt, kann er kommen.“ WB 24/7 1928. Diese kindische Unterscheidung zwischen Juden und Juden ließen sich im 20. Jh. Erwachsene in Deutschland von Dohna und seinem Maurerkram bieten.

Schweizerbanner März 1930 gräbt aus, daß die Geheimzeitung „Bauhütte“ 1876 geschrieben habe: „In der Gr. Loge ist „Stagnation und Servilität“. Um die Forschungen (geschichtliche) niederzuhalten, werden nur alte Br. zu höheren Graden befördert. Alles ist Schwindel und faul. Freiheitsinn, Manneswürde, Ehrlichkeit, Wahrheitsliebe haben keinen Raum. Die Brüder werden „shamlos mißbraucht“, ihre im Dunklen umertappende Logenexistenz läßt sich zusammenfassen: „Ich komme, ich weiß nicht woher ... ich gehe, ich weiß nicht wohin.“ Schon Eckloff (Br. Geschichtschreiber) war unehrlich und ein Dieb. Die Gründung der Loge beruhte auf Betrug. Das schwedische System steht mit den Schwindeleien eines Rosa, Schrepfer usw. auf einer Stufe. Das Wesen der Loge ist geisttödend! Sie ist die „traurige Hinterlassenschaft zweier Gauner“. Ihre Überlieferung „Fiktion und Betrug“. Sie setzt sich aus „Betrügereien und Betrogenen“ zusammen. Die maurerischen Geheimlehren existieren nur im Gehirn von „Betrügnern und Toren“. Die niederen Br. werden im schwedischen System so dumm als irgend möglich gehalten. Die Geheimnisse sind „Lügen und Unsinn“. Das schwedische Hochgradsystem ist eine „Meineidsfabrik“. Zeitungsartikel über Freimaurerei fürchten die Vertreter, „wie der Teufel das Kreuz“. „Blinder Autoritätsglaube, Stabilität und Verkünderung sind ihr charakteristisches Merkmal.“ Sowohl die allgemeine wie die Geschichte der Freimaurerei führen zur Überzeugung, daß die „Arten des schwedischen (Hochgradsystems) gefälscht und unterschoben sind usw.“. Die Nummer der Bauhütte stand uns bei Drucklegung noch nicht zur Prüfung zur Verfügung, deshalb WB. (und Zusendung der Nummer besonders wichtig).

Landesmann (Stephan Lorm), Wien, „verfasste das vielbesprochene Buch: Aus der Kaserne“, JH 1851.

Landesmann, Alice, geb. Stein (Alice Stein). \* 1882 Dresden. B: Lucie, Sp., 02. Kd 34.

Landesmann, C. & Sohn, Firma in Wien, s. Hieronymus Lorm.

**Landesverrat.** Es muß immer wieder betont werden, daß das Endziel des Judentums die Herrschaft über die ganze Welt ist. Auf dieses steuert es zielbewußt und planmäßig zu. Das Judentum bedient sich dabei nicht nur der gewaltigen, glänzend geleiteten, über Riesenkapitalien verfügenden, internationalen jüd. Geheimorganisationen, sondern es hat es auch verstanden, sich im Laufe der Zeit, mächtige nichtjüdische Organisationen untertan zu machen, die es jederzeit als Kampftruppe einsetzen kann, zur Verwirklichung seiner Machtpläne. Es sind dies in erster Linie Freimaurerei und Sozialdemokratie. Erstere ist dazu ausersieht, den Boden für das Judentum auf geistigem Gebiete, vorzubereiten, letztere kommt als machtpolitische Kampftruppe in Frage [Revolution 1918]. Beide haben gemeinsam, daß sie internationale und humane Ziele verfolgen, für den Kenner das Stichwort dafür, daß er es mit jüdisch geleiteten Organisationen zu tun hat. Neben diesen beiden großen Organisationen dienen noch eine Anzahl jüdisch

beherrschte und geleitete Unter-, Hilfs- oder Spezialorganisationen dazu, die Geheimziele der Juden zu verwirklichen. Dahin gehören in erster Linie „Liga für Menschenrechte“, „Deutsche Friedensgesellschaft“, „Friedenskartell“, „Bund der Kriegsdienstverweigerer“, „Reichsbanner Schwarzrotgold“ u. a. international und pazifistisch eingestellte Bünde und Gesellschaften, die bereit sind, das deutsche Vaterland in jeder Stunde und bei jeder Gelegenheit zu verraten! Vor dem Judenkrige wären Äußerungen über das planmäßige Streben des „ausgewählten Volkes“ bei den meisten Menschen als Hirngespinnste und phantastische Vermutungen abgetan worden. Heute beginnt das Volk in dem Grade zu erwachen, in dem Juda sich seinem Endziele nähert. Die Sozialdemokratie, die Partei des deutschen Arbeiters, sollte den schwer um seine wirtschaftliche Existenz ringenden Arbeiter aus den Klauen des Kapitalismus retten. Dank jüdischer Führung, hat sie den hochentwickeltesten Arbeiter der Welt aller Freiheits- und Menschlichkeitsideale zum Hohn in die Ketten des Weltgeldes geschlagen und ihn zum willenlosen Ausbeutungsobjekt, zum rechtlosen Sklaven jüdischer Herrschafts- und Machtgelüste gemacht. Fürwahr, ein schöner Sieg des Judentums. Jetzt kann dieses schon einen Schritt weiter gehen und den entnationalisierten Nationen als erstrebenswertes Ziel, als das Paradies auf Erden, Paneuropa verheißen.

Ist dieses Ziel Paneuropa, d. h. ein entnationalisierter europäischer Völker-  
sklavenbrei unter jüdischer Wirtschaftsdiktatur, erreicht, so ist Alljuda am Ziele seiner Wünsche. In Amerika übt Abrahams Samen sowieso die unumschränkte Wirtschaftsdiktatur aus. Gelingt ihm dies auch in Europa, so ist seine Weltherrschaft gefestigt. Es gilt jedoch, sich vor der Wut der dann sicher erwachenden Völker zu schützen. Deshalb muß in den Völkern jedes National- und jedes Kameradschaftsgefühl getötet werden. Jeder Berufsstand muß gegen den anderen artgleichen aufgehetzt werden, damit der Jude im Trüben fischen kann. Klassen haß ist die ebenso schlaue

wie niederträchtige auf Zersetzung gerichtete Parole, die er ausgegeben hat, um jede gesunde Wirtschaftsentwicklung zu verhindern und die durch den ewigen Wirtschaftskrieg immer mehr verproletarisierten Völker zu beherrschen.

Landesverrat heißt die andere Parole, die dem Judentum zum Siege verhelfen soll. Ermordung des heldischen Geistes (s. Kulturbolschewismus), des Wehrgedankens, des Nationalgefühls, ja, Verrat des eigenen Vaterlandes an seine Feinde, das verlangt Juda von seinen soz. und anderen Helfershelfern, um seine eigene Geldmacht und Herrschaft in der Welt aufzurichten.

Auf dem Leipziger Parteitag der USPD am 11/1 1922 sagte der Sozialdemokrat Crispian: „Wir Proletarier kennen kein Vaterland, das Deutschland heißt.“ War es ein Wunder, daß die Sozialdemokratie schon vor dem Kriege ausgesprochen antimilitaristisch eingestellt war und jede neue Wehrvorlage sabotierte, daß sie während des ganzen Krieges Landesverrat betrieb, und daß der Pazifist Friedr. Wilhelm Förster (fd) in der Schweiz während des Krieges eine von frz. Gelde bezahlte, großzügige Propaganda betrieb, um den Geist der deutschen Armee zu zersetzen und dem deutschen Volke den Glauben an seinen Endsieg zu nehmen?

„Die Grelling, Stilgebauer usw. gründeten in Bern die „Freie Zeitung“, eigens zu dem Zwecke, gegen Deutschland heizen zu können. Dafür wurden sie von den Franzosen ausgehalten. Ein französischer Chefredakteur schreibt in seinem Werke „Hinter den Kulissen des französischen Journalismus“ darüber folgendes:

„Man befolgte den Grundsatz, nicht etwa den Zeitungen selbst Schmiergelder zur Verfügung zu stellen, die doch nutzlos in die Taschen der Verleger geflossen wären, sondern machte sich auf diese Weise die Journalisten selbst gefügig, die davon große Vorteile hatten, und nach dem alten Sprichwort: „Was Brot ich esse, des Lied ich singe“ der „heiligen, gerechten Sache“ desto eifriger dienen.“

„In Bern wurde dazu die „Freie Zeitung“ ins Leben gerufen, ein Tendenz-

blatt übelster Art. Hier saßen Journalisten mit sehr weitem Gewissen, wie Grelling, Köselmaier, Fernau, Edward Stilgebauer. Sie unterstanden der Leitung des „Maison de la Presse“ (in Paris) und leisteten auf dem Gebiet bewußter Verdrehung der Tatsachen, spitzfindiger Auslegung von Dokumenten und der Erfindung blutrünstiger Schandtaten der Deutschen Unübertreffliches. Die Schweizer Regierung stand diesem Treiben machtlos gegenüber. Es soll hier nicht vergessen werden, daß der bekannte amerikanische Bankier Otto Kahn zur Gründung der „Freien Zeitung“ 50 000 Dollar beisteuerte!“

„Nach dieser Darstellung kann man kaum daran zweifeln, daß deutsche Pazifisten vom französischen Militarismus und vom amerikanischen Kapitalismus bestochen worden sind.

Grelling ist der Verfasser der Schrift „L'accuse“, die 1915 in der Schweiz erschienen ist. Das Geleitwort auf dem Umschlag dieses Buches besagt, daß „nie ein größeres Verbrechen mit größerer Frechheit begangen worden sei, als die Entfaltung des Weltkrieges durch Deutschland“. Dieses Buch eines sogenannten Deutschen wurde von französischen Fliegern über den deutschen Schützengräben im Westen in unzähligen Stücken abgeworfen. In der Schweiz wurden während des Krieges allein 20 000 Stück verkauft. Das „Tagebuch“ schrieb zu Grellings Tode:

„Wie berühmt dieses Buch seinerzeit war, das wußte man allerdings in Deutschland noch nicht. Auch nicht, daß es in fast ebensoviele Sprachen übersetzt wurde wie die Bibel. Ebenfalls nicht, daß es genau wie die Bibel die patriotischen Streiter der anderen Seite im Glauben an die Heiligkeit ihrer Sache bestärkte und in ihrem langwierigen Kreuzzug gegen die deutschen „Heiden“ ausharren ließ.“

Schriften wie „L'accuse“ tragen die Schuld daran, daß der § 231, der Deutschlands Alleinschuld am Kriege behauptet, in das Versailler Diktat aufgenommen werden konnte. Diese schändliche Lüge jedoch bildete nach dem Zeugnis von Lloyd George die Basis für das ganze Schanddiktat. In der Londoner

Konferenz am 3. und 7. März 1921 sagte er wörtlich: „Für die Alliierten ist Deutschlands Verantwortlichkeit grundlegend. Sie ist die Basis, auf der das Gebäude des Vertrages errichtet ist, und wenn dies Anerkenntnis verweigert oder aufgegeben wird, ist der Vertrag hinfällig.“ (Aktenstück des Auswärtigen Amtes Nr. 1640, S. 152.)“ Mitteld. Z. Nr. 93, 21/4 29.

Die von Juden gemachte Revolution 1918 stellte nicht einen Sieg der deutschen Arbeiterschaft, geschweige denn des ganzen deutschen Volkes dar, wie verlogene sozialdem. Führer behaupteten, sondern einzig und allein einen gewaltigen Sieg des Judentums. Jetzt hatte es die Arme frei und konnte ungehindert hemmungslose Propaganda für seine Ziele treiben, jetzt konnte es auf Ganze gehen. Jetzt mußte das Nationalgefühl in Deutschland für immer ausgerottet werden. Höhnisch schrieb der ▼ Vorwärts noch kurz vor Kriegsschluß: „Deutschland soll, das ist unser fester Wille, seine Kriegsschlagge für immer streichen, ohne sie das lektmal siegreich heimgebracht zu haben.“

Nun, wo sie an der Macht waren, konnten sie ihren Haß gegen Deutschland zeigen, konnte es ein ▼ Eisner-Rosmanowski wagen, als roter Diktator von Bayern, auf Grund gefälschter Dokumente, Deutschlands Schuld am Kriege nachzuweisen und Deutschland dadurch vor aller Welt verächtlich zu machen, konnte er es ferner wagen, unsere armen Kriegsgefangenen als Delegierter auf der Konferenz in Bern 1919 folgendermaßen zu verhöhnern:

„... Das gesamte deutsche Volk ist schuld am Ausbruch des Krieges; deshalb ist das gesamte Volk vom Jüngling bis zum Greis verpflichtet, Steine zusammenzutragen für das zusammengeschoffene Gebiet; auch die Gefangenen haben kein Recht, nach Hause zu verlangen, sondern müssen, und wenn es fünfzig Jahre dauert, das Los der Gefangenschaft tragen, bis die zerstörten Gebiete wieder aufgebaut sind, denn gerade sie haben mitgeholfen, fremdes Land zu zerstören.“

„Eisner wurde nach diesem unglaublichen Bekenntnis von den Vertretern



der anderen, zum Teil feindlichen Völkern, hart zurechtgewiesen; der italienische Vertreter warf ihm ein Altpaket ins Gesicht, spuckte ihn an und rief ihm in höchster Erregung zu, daß er ein Schuft und ein Lump sei, der kein Recht habe, im Namen des deutschen Volkes zu sprechen. Der Vertreter Dänemarks wollte Eisner eine Ohrfeige verabreichen; bevor er dazu kam, flüchtete Eisner unter Zurücklassung seines Hutes. Die Regierung der Schweiz verlangte von Eisner, binnen sechs Stunden die Schweiz zu verlassen, widrigenfalls sie ihn festnehmen lasse; Eisner hat daraufhin im Auto die Schweiz schleunigst verlassen müssen." (Der Stahlhelm Nr. 3, 15/1 28.)

In Eisners Äußerung zeigt sich der ganze ungeheure Haß des Judentums. Wo bleiben da die Ideale der Menschlichkeit, die der Jude bei jeder Gelegenheit propagiert? Unter den Kriegsgefangenen werden sich sicher auch politische Gesinnungsfreunde des Eisner-Rosmanowski befunden haben; wo bleibt wenigstens das Mitgefühl für diese Parteifreunde? Wieder ein Beweis dafür, daß dem Juden der deutsche Arbeiter und sein Schicksal völlig gleichgültig ist, ja, daß er ihn im Grunde genommen genau so haßt, wie jeden anderen Deutschen.

Ein Heer von jüd. Schmierfinken und Judengenossen propagierte weiter den Landesberrat, während die Sozialdemokratie ihn praktisch betrieb:

„Nach den Berichten des „Milwaukee-Leader“ vom 22. September 1923 und des „Milwaukee-Herald“ vom 13. Oktober 1923 hat sich auf dem Weltkongreß der Sozialdemokratie zu Hamburg folgendes zugetragen:

„Der amerikanische Arbeiterführer und Kongreßrepräsentant Viktor L. Berger hat als Delegierter den Standpunkt vertreten: „Der Schuldanteil der alten deutschen Regierung am Ausbruch des Weltkrieges erscheint, verglichen mit der Schuld der anderen Mächte, als eine quantité négligeable. Nach den Veröffentlichungen der Sowjetregierung ist es eine Nichtswürdigkeit, wenn man an der Alleinschuld Deutschlands festhält.“ Berger hat auch das deutsche Volk von

der ihm zudiktierten Strafe, von Reparationsverpflichtungen ohne Grenzen und ohne Ende, d. h. von der Verpflichtung zu dauernder Sklavenarbeit und zu einem dauernden Verzicht auf Lebensfreude und die Befriedigung höherer Kulturbedürfnisse befreien wollen und den Antrag gestellt: „Alle Reparationsverpflichtungen sind unter die am Kriege beteiligt gewesenen Nationen zu verteilen, im Verhältnis ihrer Einwohnerzahl und ökonomischen Stärke oder im Verhältnis der von ihnen verwandten Soldaten und Kanonen.“

Dieser Antrag hatte ein merkwürdiges Schicksal. Der belgische „Genosse“ Wandervelde, der als Ministerpräsident den Vertrag von Versailles mit unterzeichnet hatte, hat sich, nach Berger, „vor Zorn wie rasend gebärdet“. Die Franzosen haben französischer Gewalttaten, insbesondere des Endes ihres Landsmannes Jean Jaurès gedacht. Sie haben erklärt: „Wird ein derartiger Antrag angenommen, so können wir erwarten, daß man uns beim Betreten unseres Landes niederstößt.“ Die Engländer haben „wenig gesagt, aber aufmerksam zugehört“.

Die Erklärung der deutschen Sozialdemokraten aber hat gelautet: „Ein solcher Antrag würde auch der deutschen sozialdemokratischen Partei schädlich sein. Die Partei hat die deutsche Schuld am Kriege und die Verpflichtung, Reparationen zu leisten, im Prinzip angenommen.“

Nach dieser Erklärung der Vertreter der deutschen Sozialdemokratie hat Berger seinen Antrag fallen lassen, hat ihn auch kein anderer wieder aufgenommen.

Die sozialdemokratische Partei kennt diesen von dem amerikanischen Arbeiterführer Berger veranlaßten Bericht, der ihr glatten Landesberrat vorwirft. Sie hat nicht darauf geantwortet." (Friedricus Nr. 16, 19/4 28.)

Während der Rhein- und Ruhrbesetzung sind die größten Landesberräter Mitglieder der von den Juden geleiteten „Liga für Menschenrechte“, des „Deutschen Friedenskartells“ und anderer jüdisch-pazifistischen Vereinigungen gewesen. Diese selben Kräfte sind es auch

gewesen, die bei der Entente-Kontrollkommission dauernd ihr Vaterland denunzierten und so dem Feind immer wieder Waffen in die Hand spielten, gegen Deutschland mit den unerhörtesten Schikanen und Repressalien vorzugehen und es in der ganzen Welt als Störenfried zu verdächtigen. Der engl. Oberst Kepington berichtet, daß nicht weniger als 20 Millionen von Deutschen geschriebene Denunziantenbriefe bei der Interalliierten Kontrollkommission während der Zeit ihrer Tätigkeit eingelaufen sind, die alle nur den einen Zweck hatten, Verrat am eigenen Vaterland zu verüben.

So konnte denn der französische Finanzminister ▼Klotz (fd) triumphierend ausrufen: „Keine Gefahr! An freiwilligen und der Entente durch und durch treu ergebenen deutschen Aufpassern, die uns sofort einen Wink geben würden, fehlt es drüben keineswegs. . . Die guten Freunde, die drüben unsere Sicherheit vertreten, haben ja selbst das ureigenste Interesse daran, daß Deutschland sich nie mehr aufrafft. . .“ (DZw 21/2 29.)

Am 8/3 28 fand im Preuß. Herrenhaus eine Pazifistenkundgebung der Friedensgesellschaft statt, „in der der Agitator der Friedensgesellschaft, Herr Bierbücher, den Herren der Reichswehr zurief, daß sie (diese Pazifistenkreise) im Kriegsfall mit allen Mitteln aktive Kriegssabotage verüben würden.“ (DZ 24/3 28.)

Nach DZ 24/3 28 sagte Bierbücher in derselben Versammlung, „daß er sich persönlich davon habe überzeugen können, daß 99% des Reichsbanners auf dem Boden der unbedingten Kriegsdienstverweigerung stehe.“

Das Reichsbanner ist eine der Hauptkampfruppen für jüd. Ideen.

„Die ▼Voss. Z. läßt ihren Redakteur Dr. Miß 1925 bezgl. Denunziationen von angeblichen heimlichen Rüstungen Deutschlands sagen: „Landesberrat ist das Gentlemanverbrechen unserer Zeit.“ (DZ 1/9 28.)

„Unter dem Vorsitz des Demokraten Quidde faßte der 8. Deutsche Pazifistenkongreß am 15. Juni 1919 folgenden Beschluß: Die Versammlung erkennt prinzipiell die Schuld Deutsch-

lands am Weltkrieg an und bedauert aufs tiefste alle über die Kriegsnöwendigkeiten hinausgehenden grausamen und der Würde des Menschen hohnsprechenden Maßnahmen der deutschen Heeresleitung.“ (DZ 1/9 28.)

Während Lloyd George davon sprach, daß alle Staatsmänner Europas in den Krieg „hineingeschliddert“ seien, scheute sich Genosse Hermann Müller, der ehemalige deutsche Reichskanzler, nicht, auf dem Parteitag der Sozialdemokratie in Kiel 1927 zu behaupten: . . . es kam dann die „Zeit des Niederganges unseres Volkes, nachdem die Verbrecher am Wiener Ballplatz und ihre Berliner Helfershelfer Deutschland in den Weltkrieg gerissen hatten“!

„Genosse Müller sprach von einer deutschen Alleinschuld am Kriegsausbruch; dies, obwohl er ganz genau weiß, daß gerade Berlin und nicht zuletzt der deutsche Kaiser der Hort der allerernstesten hartnäckigsten Bestrebungen zur Erhaltung des Friedens gewesen ist!“ (Der Stahlhelm 15/1 28.)

Als 1923 der aktive Ruhrkampf einsetzte, mit dem Ziele, das Vaterland von der frz. Besetzung zu befreien, regten sich sofort die dunklen Kräfte des Berrats, um die Erreichung dieses demudentume nicht genehmen Zieles zu vereiteln.

„Unvergessen soll bleiben, daß einen Schlageter ein Steckbrief deutscher Behörden verfolgen konnte, daß Seberings Kommissar Römer in Elberfeld Männern des Schlagetertrupps auf ihren Wunsch, ihren Führer zu befreien, antworten konnte: „Schlageter ist uns ganz gleichgültig, Ihre Organisation verstößt gegen das Gesetz zum Schutze der Republik!“, daß Seberings Beamte den gefesselten und aufschreienden Mitkämpfern Schlageters in deutschen Gefängnissen die Meldung von seiner Erschießung in die Hände drücken durften, daß der „Vorwärts“ Schlageters Einsatz gegen polnisches Spionagewesen in Danzig, das ihn schon damals fast dem Feinde in die Hände lieferte, in Landesberrat zugunsten Polens umzufälschen wagte, und daß die deutschgeschriebene Presse der organisierten Fahnenflucht aus sicherem Winkel heraus mit innerster Be-

friedigung vom Kampfe „der Bölkischen unter sich“ berichten durfte, weil Verräter aus ihrem Lager sich in die Reihen des Freikorps Koffbach schleichen konnten.“ (DZ Nr. 280, 30/11 27.)

Wie sehr sich die deutschen Landesverräter als Bundesgenossen unserer Feinde fühlen, geht aus folgendem Brief des Reichsbannerführers v. Schoenaich an einen Gefinnungsgenossen hervor. Sch. schreibt wörtlich:

„Wenn wir heute unter einer fremden Besatzung lebten, würde dem Reichsbanner, Ihnen und mir, gar nichts geschehen. Wenn wir unter einer Diktatur der Düsternberg, Ehrhardt und Konsorten lebten, würde das Reichsbanner und seine Zeitung verboten. Sie als der Sanftere von uns beiden würden brotlos, im günstigsten Falle vermahrt, wahrscheinlich aber nach faschistischem Muster von Düsternbergs Schergen furchtbar verprügelt werden. Ich als der Brutalere würde erst gefoltert und dann gehängt werden. Ich würde leider unter den Umständen auch lieber die fremde Besatzung wählen. So wie die Dinge nun leider einmal liegen, stehen wir links jedem vernünftigen Ausländer näher als den Düsternbergen.“ (Kreuz-Z. Nr. 447, 21/9 28.)

„Die deutschen Pazifisten Schoenaichscher Färbung treten bekanntlich für unbedingte Kriegsdienstverweigerung selbst im Falle eines feindlichen Angriffs auf ihr Vaterland ein. In Tilsit hat kürzlich Herr v. Schoenaich einen Vortrag in diesem Sinne gehalten. Als er darauf von einem Zuhörer seiner Rede gefragt wurde: „Herr General, was werden Sie tun, wenn der Pole bei uns ins Land fällt?“, da erwiderte der listenreiche Pazifistenführer frisch und fröhlich: „Dann mache ich Generalstreik.“ (Stahlhelm 16/12 28.)

Als Gast polnischer Pazifisten in Warschau sagte Schoenaich u. a.: „Es müssen alle Grenzen fallen, und Europa müsse ein vereinigter Staatenbund werden.“ Man sieht also wieder, wie unsere Pazifisten bestrebt sind, Propaganda für das jüd. Paneuropa zu machen.

Im Gegensatz zu Schoenaich erklärte der polnische Pazifistenführer Thugutt,

„er sei zwar ein überzeugter Pazifist, aber er halte sein Volk noch nicht für so nichtswürdig, daß es nicht zu den Waffen greifen würde, wenn „seine“ Grenzen angetastet werden sollten.“ (Dok.-Anz. 25/4 29.)

Bezahlt wird der deutsche Pazifismus von ausländischem Gelde, was Schoenaich selbst zugibt. Er sagt: „Bei allen internationalen Ideen werden die stärkeren Gruppen die schwächeren, wenn nötig, unterstützen. Niemand wird etwas dabei finden, wenn der italienische Faschismus die Faschisten anderer Länder unterstützt (wofür Herr v. Schoenaich übrigens auch „Näheres“ schuldig bleibt), ebenso der russische Kommunismus die andern Kommunisten. Die Pazifisten in Inflationsländern wären zerrieben worden, wenn sie nicht aus Festwährungsändern unterstützt worden wären.“

„Einen weiteren Beweis für die starke Abhängigkeit des deutschen Pazifismus von ausländischem Gelde liefert Prof. D u i d d e, längerjähriger Vorsitzender der Deutschen Friedensgesellschaft. Als solcher hatte er anscheinend während der Inflationszeit schwere finanzielle Sorgen. So schrieb er denn am 20. Mai 1920, „ermutigt durch seine beiden Kollegen in der Nationalversammlung, Senator Petersen, der ihm ausdrücklich gestattete, sich auf ihn zu beziehen, und Herrn Ernst Rahn, Handelsredakteur der Frankfurter Zeitung“, einen Bettelbrief an Paul Warburg in New York. Der Brief liegt im Wortlaut vor. Er setzt darin auseinander, daß die Deutsche Friedensgesellschaft für ihre Arbeit ein Jahresbudget von einigen hunderttausend Mark brauche und fährt dann fort:

„Dieses Vermögen in Deutschland aufzubringen, ist unter den heutigen Verhältnissen für absehbare Zeit ganz unmöglich. Vom Auslande dürfen wir uns natürlich nicht abhängig machen, aber ich möchte mich an Deutsche im Auslande, insbesondere an Deutschamerikaner, wenden. Heute, wo der Dollar noch 50 Mark gilt, würde mit 100 bis 200 000 Dollar die Gesellschaft finanziell sichergestellt sein.“

Das ist das ganze Programm, für das ich Ihre Hilfe erbitte. Ich bitte, mir zu sagen, an wen ich mich weiter wenden soll, und wenn es nicht zuviel verlangt ist, so bitte ich Sie selbst, sich in den naheliegenden Kreisen der Sache anzunehmen. Da wir doch wohl auf langsames, weiteres Steigen der deutschen Valuta hoffen dürfen, gibt doppelt, wer schnell gibt."

"Wir stehen vor der Gefahr des finanziellen Zusammenbruches. Ein solcher wäre wegen der moralischen Wirkung, die von dem Ereignis ausgehen würde, eine Katastrophe, nicht nur für unseren Verein, und nicht nur für den deutschen Pazifismus.

Den Bedarf zweier Jahre, der gedeckt sein sollte, damit wir in Ruhe arbeiten und das Ergebnis der größeren finanziellen Propaganda abwarten können, schätze ich unter den heutigen Teuerungsverhältnissen auf etwa 100 000 Mark. Bei dem gegenwärtigen Stand unserer Valuta wären das 20 000 Dollar. Eine solche Summe in deutsch-amerikanischen Kreisen aufzubringen, sollte, meine ich, nicht schwer sein."

Quidde betont allerdings, daß er sich nicht vom Auslande abhängig machen wolle, sondern daß er sich an Deutsche im Auslande, insbesondere an Deutsch-amerikaner, wenden wolle. Gerade dieser Warburg aber, an den er sich wandte, war alles andere als deutschfreundlich." (Mitteld. Z. Nr. 93, 21/4 29.)

Einen noch viel schlagenderen Beweis dafür, daß die deutschen Landesberräter von ausländischem Gelde ausgehalten werden, liefert folgende Gerichtsverhandlung: „Vor dem Amtsgericht Saarbrücken fand ein Beleidigungsprozeß des Hauptschriftleiters der radikal-pazifistischen Zeitschrift „Menschheit“, Dr. Röttcher, gegen den politischen Schriftleiter der „Saarbrücker Zeitung“ Adolf Franke statt. Die Klage erfolgte auf Grund eines Aufsatzes in der „Saarbrücker Zeitung“, in dem behauptet wurde, daß die „Menschheit“ von Frankreich unterhalten werde.

Rechtsanwalt Bessenich, der Vertreter des Klägers, betonte in der Verhandlung, daß ein Pazifist einen angeblichen Landesberrat sogar für einen

Dienst am Vaterlande halte, und daß ein Pazifist durch den Vorwurf des Landesberrats nicht beleidigt werden könne.

Rechtsanwalt Dr. Scheuer als Rechtsbeistand des Beklagten erklärte, daß man im Reich anscheinend Klage nicht erheben wolle und daß die Vorwürfe gegen die „Menschheit“ sogar in Linksblättern erhoben worden seien. Dr. Scheuer stellte dann eine Reihe von Beweisansätzen, aus denen seiner Meinung nach mit ziemlicher Sicherheit hervorgehe, daß tatsächlich eine direkte Subventionierung durch französische Stellen erfolgt sei. Aus einer dann vorgelesenen Bernehmung eines früheren Schriftleiters eines franz. Nachrichtenblattes im Rheinland geht hervor, daß der zweite Beigeordnete des Rabinettschefs des französischen Kommissariats über Prof. Förster, der bis vor kurzer Zeit an der „Menschheit“ leitend beteiligt war, erklärt habe, „Prof. Förster sei für Frankreich so viel wert, wie ein halber Sieg über Deutschland. Förster koste Frankreich jährlich 50 000 Francs. Über diese Ausgaben lohnten sich."

Weiter wurde noch auf die Aussage einer Mitarbeiterin verwiesen, die gleichzeitig bei dem französischen Nachrichtenblatt und bei der „Menschheit“ tätig war.

Nach kurzer Beratung sprach das Gericht den Schriftleiter Franke frei und legte die Kosten des Verfahrens Dr. Röttcher auf." (DZ 1/3 29.)

In der „Sozialistischen Schülergemeinschaft“ der Fürst-Bismarck-Schule in Berlin sprach unter dem Schutze und Beifall des Reichsbanners Schwarzrotgold der sozialdem. Abgeordnete jüdischer Abkunft Sehdeiwiz über „Krieg, Schule und Faschismus“.

„Sehdewiz betonte noch einmal, daß die Sozialdemokratie die Kundgebungen gegen die Kriegsschuldflüge nicht mache. Dieselben Männer, die heute zu den Kundgebungen aufriefen, hätten den Krieg so unmenschlich geführt, daß man mit vollem Recht heute dafür Sühne fordere. Es sei daher auch ein unbilliges Verlangen, von der Entente zu fordern, daß sie uns unsere Zahlungen erlasse. In einem künftigen Kriege

würden er und die Seinen danach trachten, den „Kriegshehern“ in Gestalt der nationalen Verbände das Genick zu brechen, sei es nun ein Angriffs- oder Verteidigungskrieg. Der Vorwurf des Landesverrats sei ein Ehrentitel. Es gelte, die Jugend planmäßig dahin zu erziehen, daß bei einem künftigen 1914 sie nicht wieder mit fliegenden Fahnen an die Front eile. Er stehe nicht an, es offen auszusprechen, daß er als Soldat nicht geschossen habe, wenn er deshalb auch ein Feigling genannt werde. Bei einem kommenden Kriege möge die Regierung noch so viel nach Freiwilligen rufen, er sage heute schon eindeutig: Wir (d. h. doch wohl die Sozialdemokratie) gehen nicht mehr mit, sondern antworten mit der Revolution.“ (DZ Nr. 143, 21/6 29.)

„Der von sozialdemokratischen Reichstagsabgeordneten in ihrer Broschüre „Sozialdemokratie und Wehrproblem“ in aller Öffentlichkeit ausgeübte Landesverrat ist zu einem furchtbaren Vorbild geworden. Die giftige Saat ihrer Bekenntnisse, „die Sozialdemokratie kämpft nicht für das Selbstbestimmungsrecht des deutschen Volkes“, sie scheue weder Hoch- und Landesverrat, weil sie eine Partei sei, die „keine Pflichten gegenüber Land und Nation kennt“, ist in ihrer Gefolgschaft auf fruchtbaren Boden gefallen.“

Da hat die belgische Stadt Dinant eine Heckschrift in deutscher Sprache erscheinen lassen, in der über die deutschen Truppen die unflätigsten Lügen verbreitet und die deutschen Soldaten schwer beschimpft werden. Nachdem die bekannte Weigerung der Deutschen Reichspost, diese feindliche Sudelschrift noch weiter zu befördern, wieder aufgehoben worden ist, hat nun die Berliner sozialdemokratische „Deutsche Friedensgesellschaft“ ihre Mitglieder davon in Kenntnis gesetzt, daß sie nunmehr für die Verbreitung dieser belgischen Heckschrift sorgen wolle. Auf ihre Bitte habe die belgische Stadt Dinant der „Friedensgesellschaft“ einen größeren Posten der Schriften zur Verfügung gestellt —, natürlich, denn die Stadt weiß genau, daß sie in der „Friedensgesellschaft“ die gewissenhaftesten Verbrei-

ter für ihre hegerische Propaganda gefunden hat.

Dieser unerhörte Schritt der „Friedensgesellschaft“, die sich damit in den Augen aller anständigen Deutschen selbst das Urteil gesprochen hat, gewinnt an Bedeutung durch die Tatsache, daß der Friedensgesellschaft viele maßgebende Inhaber von Ämtern der deutschen Republik als Mitglieder angehören, unter anderen auch der derzeitige Präsident des Deutschen Reichstages, Genosse Paul Löbe, der ja auch durch seine Propaganda für die sozialdemokratische Kriegsverweigerungsaktion von sich unrühmlich reden gemacht hat. Im übrigen muß daran erinnert werden, daß der preussische Minister des Innern, der Genosse Grzesinski, die Arbeit der „Friedensgesellschaft“ noch vor kurzem als „segensreich“ bezeichnet hat.

So beschämend dieser Fall der Unterstützung der feindlichen Heze gegen das deutsche Heer durch „Deutsche“ auch ist —, er stellt sich eigentlich nur seinen Vorbildern würdig zur Seite. Es handelt sich hier um die Fortsetzung der unter sozialdemokratischer Leitung in Deutschland sich austobenden wütenden Heze gegen die Reichswehr, deren Ausgabenetat von der Reichsregierung nunmehr derart zusammengestrichen worden ist, daß die Reichswehr in ihrer militärischen Bedeutung immer mehr verlieren muß. Die Folge ist, daß nicht nur die Übungen der Reichswehr unmöglich geworden sind, sondern auch ihre ordentliche Waffenhaltung. Nunmehr hezt die sozialdemokratische Presse sogar gegen die Instruktionsoffiziere der Reichswehr und fordert ihre restlose Abschaffung, obwohl der „Vorwärts“ selbst zugestehen mußte, daß eine von ihm veröffentlichte Beschwerde gegen einen Instruktionsoffizier, Major Richter, sich als völlig haltlos erwiesen hat.

Alle diese Dinge gehören in den Rahmen derjenigen roten Bestrebungen, unser Volk durch Zertrümmerung und Zerstörung der Reichswehr vollkommen wehrlos dem Feind in die Hände zu spielen. Die Sozialdemokratie schreckt ja auch selbst davor nicht zurück, durch die sozialdemokratischen Reichstagsabgeordneten Levi und Konforten die Hil-

fe des Feindes in ihrem Kampfe gegen die Reichswehr mobilzumachen, indem sie in der eingangs genannten sozialdemokratischen Broschüre den Feind darauf aufmerksam macht, daß die Reichswehr und das deutsche Volk angeblich heimliche Kriegsrüstungen mit großem Geldaufwand betrieben.

Gegen diese Denunziationen hat sich ein Interview des früheren Reichswehrministers Gessler gerichtet, das dieser dem Pariser Blatt „Deuvre“ zur Verfügung stellte. Gessler verwies auf den friedfertigen Charakter des deutschen Volkes und ist gegen die immer wieder aufgewärmte Behauptung der angeblichen deutschen „Geheimrüstungen“ aufgetreten.

Frankreich und die deutschen sozialdemokratischen Reichstagsabgeordneten haben aber gegenüber den Feststellungen Gesslers nunmehr in dem bekannten Landesberräter Professor Förster einen willigen und dienstfertigen Helfer gefunden. Professor Förster hat an das „Deuvre“ einen Brief gegen Deutschland und gegen die Reichswehr gerichtet, den das Pariser Blatt abdrucken zu müssen geglaubt hat. Professor Förster, der im Schutze des Feindes im Auslande lebt und von ihm ausgehalten wird, hat in seinem Brief seinen bisher geübten Landesberrat fortgesetzt; er erklärt, daß die Angaben Gesslers bewußte Lügen seien und nimmt zum Beweise dafür zu unerhörten Denunziationen Zuflucht; er sagt, daß in Deutschland Kraftwagentrecker hergestellt und von der Reichswehr subventioniert würden, die leicht in Tanks umzubauen seien, außerdem fertige eine deutsche Fabrik die dazu gehörigen Stahlplatten für die Reichswehr an; schließlich würden in der Schichau-Werft schwere Geschosse nach neuesten Methoden hergestellt, für die natürlich auch die im Friedensdiktat verbotene schwere Artillerie vorhanden sein müsse. Sodann denunziert Förster nach dem Vorbild der sozialdemokratischen Reichstagsabgeordneten Levi usw. die deutsche Flugindustrie, indem auch er behauptet, daß die deutschen Verkehrsflugzeuge leicht in Militärflugzeuge umgewandelt werden könnten; endlich verleumdet er auch unsere

chemische Industrie, die angeblich neue Explosivstoffe und Giftgase herstelle.

So heßt der Landesberräter Förster im feindlichen Auslande gegen Deutschland. Er verwendet dabei zum größten Teile Material, das die Genossen um Levi in ihrer landesberräterischen Broschüre „Sozialdemokratie und Wehrproblem“ so „vorbildlich“ dreist und frech zusammengelogen haben.

Muß man sich unter diesen Umständen wundern, wenn auch die sozialdemokratische „Arbeiterjugend“ immer mehr dem deutschen Volke entfremdet wird? Immer mehr gerät sie in den Bann der Leute um Crispian, die „kein Vaterland kennen, das Deutschland heißt“, begierig greift sie nach den Bekenntnissen der Leute um Levi, die alle Pflichten gegenüber Land und Nation ablehnen, verheßt hat sie sich von den Leuten um den Reichstagspräsidenten Löbe in Scharen dem Bunde der roten Kriegsdienstverweigerer zutreiben lassen. Das zeigte sich besonders deutlich in der internationalen Kundgebung der „Arbeiterjugend“ am 4. April in Berlin, in der die Reden nicht nur erneut zum Klassenhaß aufriefen, sondern auch zum Haß gegen den Deutschen Staat, der (der deutschen Arbeiterschaft zum Schaden!) von der Revolution bereits in die feindliche Versklavung hineingeführt worden ist.

Wie lange noch will sich das deutsche Volk dieses Treiben eigentlich noch gefallen lassen? Wie lange will das deutsche Volk es noch erdulden, von Ministern regiert zu werden, die einer Partei angehören, in der der Landesberrat zum Grundsatz erhoben worden ist? Wie lange noch?“ (Dw 8/6 29.)

„In Stettin hat eine öffentliche Kundgebung der Reichsbannersozialisten und Pazifisten stattgefunden, die es wert ist, kurz beleuchtet zu werden. In dieser Versammlung, in der über das Thema: „Sind die Fememörder Patrioten, sind die Pazifisten Landesberräter?“ gesprochen wurde, führte der sozialdemokratische Reichstagsabgeordnete Dr. Rosenfeld u. a. wörtlich aus:

„Es ist die Aufgabe der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands, darauf zu achten, daß in Deutschland nicht ge-

gen den Versailler Vertrag verstoßen wird, denn Versailles ist deutsches Reichsgesetz, und in einem Rechtsstaat dürfen keinerlei Gesetzeswidrigkeiten geduldet werden.

... Wir werden trotz Landesberratsprozesse nicht eher ruhen und rasten, bis nicht alle Verstöße Deutschlands gegen den Versailler Vertrag aufgedeckt sind.“ „Wir führen das Wort Vaterland absichtlich nicht in unserem Munde, weil wir zu genau wissen, welch Unheil diese Phrase vom Vaterland und von der Vaterlandsverteidigung über unser Volk gebracht hat. ... Man hätte gewiß besser getan, wenn man bereits im August 1914 mit der Revolution auf das Treiben der Kriegsheker geantwortet hätte, anstatt Burgfrieden zu halten. Die Rechtsparteien mögen versichert sein, daß bei einem kommenden Krieg die Arbeiterschaft weiß, was sie zu tun hat.“ . . . .

Bezugnehmend auf die landesverräterische Klassenkampf-Broschüre, deren Mitherausgeber Dr. Rosenfeld ist, stellte Rosenfeld fest, daß in dieser Broschüre „lediglich der Klassenbewußte Standpunkt der Sozialdemokratischen Partei vertreten sei“, d. h. also, daß die SPD. gegenüber Land und Nation keinerlei Pflichten habe und daß deshalb der Vorwurf des Landesberrats gegenüber der SPD. nichts bedeute. (Broschüre S. 19).

Die nachfolgenden Reden des Reichsbannerführers Lange und der Pazifistenführer Küster und Bierbücher waren natürlich von der gleichen Gesinnung getragen wie die des „Volksvertreters“ Rosenfeld. — So führte Küster u. a. wörtlich aus: „Den Kriegsverbrechern von gestern rufen wir zu: Solange es deutsche Pazifisten gibt, werden alle Verstöße gegen Versailles schonungslos aufgedeckt und angeklagt werden. . . . Der Mehrheitssozialist Bierbücher führte als letzter Redner wörtlich aus: „Wie planmäßig auf den kommenden Krieg in Deutschland gerüstet wird, beweisen die ungeheuren Luftrüstungen. Denn kein Land der Welt hat solch ein dichtes Luftliniennetz wie Deutschland.“

. . . Die deutschen Massen im Sinne der unbedingten Kriegsdienstverweigerer zu erziehen, wird auch weiterhin die Hauptaufgabe der deutschen Pazifisten sein. . . .“ (Mitteldeutsche Z 31/3 29.)

„Jüngst haben auch die Demokraten sich ein Wehrprogramm gegeben. Darin finden wir noch ein paar versteckte Sätze von Verteidigung und Pflicht zur Verteidigung. Das scheint aber nur Fassade zu sein, um den wahren Geist zu verdecken. Der sieht so aus: Professor Dr. Hellpach, demokratischer Reichspräsidentenskandidat a. D., hat ein Buch geschrieben: „Politische Prognose für Deutschland, Gedanken zum Wehrproblem“. In diesem Buche heißt es u. a.: „Die harte Schule militärischer Entmachtung hat der Ratschluß unseres guten Genius über uns verhängt.“

„Es gibt nichts national Wertvolles, nichts wahrhaft Vaterländisches, als diese Zeit unserer militärischen Ohnmacht.“

„Wehrlosigkeit ist der erwünschte Zustand, in dem ein Volk sich gegenwärtig befinden kann.“

„Es gibt für Deutschland heute keinen zuverlässigeren Schutz als seine militärische Wehrlosigkeit.“ (Mitteldeutsche Z. 14/4 29.)

In der Landesverräter-Zeitung „Das andere Deutschland“ darf Ignaz Wrobel schreiben: „Wir erkennen die Ehre des Vaterlandes nicht an. Wir erkennen die Heiligkeit der Fahne nicht an. Es gibt nur eine einzige Kriegeskluge, die des Vaterlandes.“ (DZ 22/1 29.)

In der „Weltbühne“ Nr. 13 heißt es: „Ich spreche hier mit dem vollen Bewußtsein dessen, was ich sage, aus, daß es kein Geheimnis der deutschen Wehrmacht gibt, das ich nicht, wenn es für Erhaltung des Friedens notwendig erscheint, einer fremden Macht ausliefern würde.“ (DZ 22/1 29.)

Ist es unter solchen Umständen ein Wunder, daß eine geheim zu haltende Denkschrift des Reichswehrministeriums an das feindliche Ausland verraten wurde? Höhnisch schreibt zu diesem Verrat ein SPD-Mitglied in der Pazifisten-Zeitschrift „Das andere Deutschland“: „Daß auch wir die geheime Denkschrift G r o e n e r s sogleich erhalten ha-

ben, mag allen, die es angeht, zeigen, daß uns nichts verborgen bleibt. Wir werden dafür sorgen, daß jedes Ding „verpiffen“ wird, wenn es nicht im Interesse des Weltfriedens ist. Wir haben unseren Kampf gegen den neuen deutschen Militarismus stets offen geführt und werden das auch weiter tun! Wenn die Ertappten dabei „Haltet den Dieb“ schreien, dann entgegnen wir eindeutig, daß ein solcher „Landesberrat“ für uns keine Schande, sondern Ehrenpflicht ist!“ (Zür. Allg. Z. 29/1 29.)

Der deutsche Pazifistenführer Dr. Kuczinski, Vorsitzender der deutschen „Liga für Menschenrechte“ hielt in französischen Städten in französischer Sprache Reden, die jetzt in einer Schrift veröffentlicht sind. Da heißt es u. a.: „Wir deutschen Demokraten und Pazifisten verlangen nicht die Revision von Versailles (!), wenn wir auch diesen Vertrag mißbilligen. Ich habe Ihnen gesagt, daß ich die Zerstörung Ihrer schönen Provinzen für eines der furchtbarsten Verbrechen der Weltgeschichte halte. Dieser Frevel muß gesühnt werden und die einzig mögliche Sühne ist, auf Deutschlands Kosten die Wunde zu heilen, an der die verwüsteten Provinzen so sehr gelitten haben. Wäre Deutschland siegreich gewesen, so würde dieses furchtbare Unrecht wahrscheinlich niemals wieder gut gemacht, denn in der heutigen Zeit wie im Altertum bleibt der Starke, der den Schwachen vergewaltigt, im allgemeinen ungestraft. Da Deutschland ohnmächtig war, siegte die Gerechtigkeit!... Ich werde niemals behaupten, daß die deutsche Regierung alle Anstrengungen gemacht habe, um die der Entente geschuldeten Reparationen zu leisten...“ (!) (DZ 2/2 29.)

„Der in der Geschichte aller Zeiten wohl noch nicht dagewesene Vorgang, daß Mitglieder einer Regierungspartei das Parlamentsgebäude zur Herausgabe landesberräterischer Heftchriften benutzen, hat den Abg. Dr. Bang und die übrigen Mitglieder der Deutschnationalen Reichstagsfraktion veranlaßt, folgende Interpellation an die Reichsregierung zu richten: „Am 24. Januar 1929 ist eine Druckschrift unter dem

Titel „Sozialdemokratie und Wehrproblem“ erschienen. Als Herausgeber zeichnen die der sozialdemokratischen Partei angehörenden Reichstagsabgeordneten Dr. Paul Levi, Dr. Kurt Rosenfeld, Max Seydewitz, Heinrich Ströbel. Die Broschüre ist erschienen im „Selbstverlag der Herausgeber“ unter besonderer Benennung des Abg. Seydewitz. Als Verlags- und Vertriebsort ist angegeben „Berlin NW. 7, Reichstag.“ In dieser Druckschrift finden sich u. a. folgende Feststellungen:

„Solange die klassenlose Gesellschaft nicht erkämpft ist, gibt es kein Vaterland aller Volksgenossen, gibt es nur das Vaterland der Reichen, das die Armen mit Gut und Blut verteidigen sollen.“

„Die Sozialdemokratie kämpft nicht für die Selbstbestimmung des deutschen... Volkes, sie kämpft für die Befreiung des Proletariats.“

„Die deutschen Proletarier haben die Verpflichtung..., der Kapitalistenklasse das Instrument der Kriegführung durch Geldverweigerung und jedes sonst geeignete politische Mittel zu nehmen.“

„Die deutsche Sozialdemokratie wird sich dabei auch, wenn die historische Situation es erfordert, vor dem nicht zu fürchten haben, was das Strafgesetzbuch und die Rechtsprechung der Bourgeoisie Hoch- und Landesberrat nennt. Der Vorwurf des Landesberrats ist nichts gegenüber einer Partei, die keine Pflichten gegenüber Land und Nation, die Pflichten lediglich gegenüber der Klasse des Proletariats hat.“

Danach steht also fest, daß in Räumlichkeiten des Reichstags von Mitgliedern der Partei, die den amtierenden Reichskanzler Hermann Müller und die amtierenden Reichsminister Sebering, Dr. Hilferding und Wissell gestellt hat, das Bekenntnis zum Landesberrat, zur Kriegsdienstverweigerung auch im Verteidigungskrieg und zur Sabotage der Verteidigungsmittel des deutschen Volkes beurkundet und von dort als Druckschrift verbreitet worden ist. Wir fragen die Reichsregierung:

1. Hält sie es mit der Würde und der Selbstachtung des deutschen Volkes und seiner Vertretung vereinbar, daß Reichs-



kanzler und Reichsminister ihren Auf-  
trag von einer Partei erhalten, in der  
führende Abgeordnete den Landesver-  
rat propagieren und öffentlich die Auf-  
fassung vertreten, daß die Partei keine  
Pflichten gegen Land und Nation habe?

2. Was gedenkt die Reichsregierung  
gegenüber der hiernach planmäßig be-  
triebenen Sabotage der Landesverteidi-  
gung zu tun?

3. Was gedenkt die Reichsregierung  
gegenüber der unter Mißbrauch der Im-  
munität betriebenen Organisation des  
Landesverrates zu tun?" (DZ 7/2 29.)

Der Sozialdemokrat Küster (sb)  
sagte in Leipzig: „Landesverrat ist keine  
Schande mehr! Für mich gibt es nur  
eine Parole: Weitermachen!“ (DZw  
21/2 29.)

Der Professor an der THSch Stutt-  
gart Dr. Hermann hat es fertig ge-  
bracht, in der Pazifistenzeitschrift „Das  
andere Deutschland“ zu schreiben: „Noch  
am 29. Juli (1914) war ich der festen-  
festen Überzeugung, daß das Drängen  
der preußischen Kriegspartei, das ich da-  
mals schon durchschaute, am Widerstand  
aller Länder scheitern würde. Ich sah  
mich bitter getäuscht“... (DZ 29/3 29.)

Oberstudiendirektor Kawerau schimpft  
darüber, „daß man in Deutschland die  
Schuld am Krieg bestreite und gar noch  
Geld für diesen Kampf aufbringe, bil-  
ligt die Ruhrbesetzung als zwingende  
Folge der Böswilligkeit Deutschlands  
bei seinen Reparationsverpflichtungen.  
Und wird in diesem Sinne ein neues  
Geschichtsbuch verfassen. Für die deut-  
sche Jugend.“ (Wahrheit 20/4 29.)

Der sozialdem. Reichstagsabgeord-  
nete Heinrich Ströbel stärkt natü-  
rlich seinem Parteigenossen Kawerau  
noch den Rücken. Er schreibt im  
„Anderen Deutschland“: „Was aber hat  
dieser Oberstudiendirektor, unser Gesin-  
nungsfreund Dr. Kawerau, in seiner  
„unerhörten“ Rede gesagt? Dinge, die  
jeder ehrliche und verständige Republi-  
kaner unterschreiben und freudig begrü-  
ßen müßte. Er forderte, „daß die Schuld  
Deutschlands am Weltkrieg endlich auch  
in den deutschen Geschichts- und Lese-  
büchern wahrheitsgetreu festgestellt  
würde.“ Das wäre in der Tat nichts als  
ein Gebot der politischen Klugheit und

des politischen Anstandes. Die deutsche  
Republik würde dadurch im Inland wie  
im Ausland nur starke moralische Er-  
oberungen machen. Unendlich viel grö-  
ßere, als durch Zeppelfahrten und die  
lärmendste Betriebsamkeit seiner Un-  
schuldslügen-Industrie! Sehr richtig  
und sehr zeitgemäß sind folgende Sätze  
Kaweraus: „Es ist einfach unerhört, daß  
in sämtlichen Geschichts- und Lesebü-  
chern, die der deutschen Jugend in die  
Hand gegeben werden, immer wieder die  
völlige Schuldlosigkeit Deutschlands am  
Weltkrieg festgestellt wird, während man  
gleichzeitig gegen die anderen Völker,  
vor allem gegen Frankreich, die gehäß-  
ligsten Angriffe richtet“... Empörend ist  
es zu sehen, welche große Geldmittel von  
dem „Arbeitsausschuß deutscher Ver-  
bände“ und anderen Vereinigungen zur  
Bekämpfung der sogenannten Schuld-  
lüge von Versailles zum Fenster hin-  
ausgeworfen werden. Man denke aber  
vor allem an die Unschuldpropaganda  
seitens der amtlichen Stellen des deut-  
schen Reiches, wie z. B. an die Akten-  
publikationen des Auswärtigen Amtes,  
in denen ein Geheimrat Stiede unter  
Fortlassung schwerbelastender Stellen  
Deutschland als den am Weltkrieg Un-  
schuldigen hinstellt.“ (DZ 25/4 29.)

Kawerau schreibt ferner: „Arndts un-  
mögliches Lied „Der Gott, der Eisen  
wachsen ließ“ fände sich überall. Der  
Völkerbund werde der Siegerbund ge-  
nannt. Bei der Behandlung der Ruhr-  
besetzung werde Frankreich gehässig an-  
gegriffen. Bei der Teilung Oberschle-  
siens und dem Raub Elsaß-Lothringens  
sei Frankreich völlig im Recht gewesen.  
Man wüßte in Deutschland, welchen gro-  
ßen Dienst die Matrosen unserm Volke  
erwiesen, die sich in den Novembertagen  
weigerten, den Befehlen der wahnfin-  
nigen Admirale zu gehorchen.“ (DZ  
29/5 29.)

Zur Zunft der Landesverräter ge-  
hört natürlich auch Hellob. Gerlach.  
Er schreibt: „Kein normal denkender  
Deutscher kann bestreiten, daß Deutsch-  
land verpflichtet ist, die Zahlungen in  
gutem Gelde zu leisten, die es dem von  
ihm schändlich überfallenen Belgien in  
schlechtem Gelde aufgenötigt hat.“ (DZw  
15/6 29.)

Der preuß. Landtagsabgeordnete des Wahlkreises Frankfurt a. d. O. = Grenzmark Herr Bischof von der Deutschen Volkspartei berichtet im Preuß. Landtage: „Nun zum letzten! In dem polnischen Aufstande Ende 1918 und Anfang 1919 sind zwei deutsche Reserveoffiziere, ein Volksschullehrer und ein Studienrat, zu den Polen hinübergewechselt und haben Landesberrat aller schlimmster Art verübt; es ist der Lehrer Anderson und der Studienrat Werner. Anderson hat das Gefecht bei Tirschtiegel gegen die Deutschen geleitet. 20 Tirschtiegeler Bürger haben mit ihrem Leben die Verteidigung ihres Heimatortes bezahlen müssen. Anderson ist dann wegen Unterschlagung, wie man sagt, und weil er sonst ein anrüchiges Leben führte, von den Polen eingesperrt worden. Es ist ihm gelungen, aus dem Gefängnis zu entweichen. Nun ist er hier bei uns in Gernrode im Kreise Worbis als Lehrer angestellt worden. (Hört, hört! rechts.)

Der Studienrat Werner hat Berrat insofern geübt, als er Neutomischel in die Hände der Polen hinübergespielt hat. Die Dinge sind in der Broschüre von Pätzold eingehend dargestellt. Ich werde sie dem Ministerium zustellen. In ihr sind auch die Urkunden, meist mit voller Namensnennung, enthalten. Die beiden Herren sind gedeckt durch die Amnestie und können für den Landesberrat nicht strafrechtlich verfolgt werden. Aber eine andere Frage ist es, ob die beiden Herren auf die deutsche Jugend losgelassen werden dürfen. Führer der Jugend zu sein, sind sie völlig ungeeignet (sehr wahr! rechts). Diese beiden Leute, die Landesberrat aller schlimmster Art begangen haben, dürfen als Erzieher der deutschen Jugend nicht mehr geduldet werden (sehr wahr!). Ich bitte das Ministerium, die Sache aufzunehmen und zu prüfen und dafür zu sorgen, daß die Landesberräter nicht mehr als Lehrer in Anstellung bleiben dürfen.“

Der preußische Kultusminister hat eine Prüfung der Angelegenheit zugesagt. Seitdem hat man allerdings noch nichts wieder gehört. Der „Fridericus“ wird darauf achten, daß die Angelegen-

heit nicht im Meer der Vergessenheit ertrinkt.“ (Fr. 6/6 29.) WM. — Vgl. dazu die Broschüre „Wie Neutomischel polnisch wurde“, von Paul Pätzold, Berlin D 17, Mühlenstr. 58.

Und immer wieder findet man, je mehr man den Ursachen auf den Grund geht, daß Juden die geistigen Väter dieser Landesberratsseuche sind. Sie sind es, die das Gift in den erkrankten deutschen Volkskörper spritzen, um ihn für immer an einer Gesundung zu verhindern.

So propagiert die von Siegfried ▼ Jacobsohn begründete und von Kurt ▼ Tucholsky herausgegebene „Weltbühne“ (Nr. 28, 1927) das „Lob der Feigheit“ folgendermaßen: „... Wir brauchen Aufbau des Mutes und Anerkennung der Feigheit.“ ... „Es war in diesen Tagen sehr schwer, für die Feigheit Propaganda zu machen.“ ... „Es hilft nur eins: unbedingte, lebensbejahende Feigheit. Wo Lebensgefahr ist, keine Freiwillige vor!“ — „Weltbühne“ (Nr. 30, 27): „... Wer aber sein Vaterland im Stich läßt in dieser Stunde [des kommenden Krieges], der sei gesegnet.“ ...

Das Judentum ist eben nie deutsch gewesen und wird es nie werden, es wird immer seine eigenen Rassenziele verfolgen, die den unseren genau entgegen laufen. Ehrliche Juden geben dies als ganz selbstverständlich zu, so Dr. Jakob Klatkin: „Eure Landesgrenzen grenzen nicht unser Volk ab und Eure Grenzstreitigkeiten sind nicht die unsern. Aber sie hinaus besteht unsere Einheit, über alle Bindungen und Scheidungen Eures Patriotismus hinweg.“

Was dem deutschen Volke nützt, schadet dem Judentum und was dem Judentum nützt, schadet dem deutschen Volke. Wenn also die „Frankfurter Z.“ einmal die Ablehnung der Erfüllungspolitik ein „an Landesberrat grenzendes Verhalten“ nennt, wenn andere Judengazetten Dr. Eugenberg einen „wirtschaftlichen Landesberräter“ nennen, so beweisen sie damit nur die Richtigkeit des oben aufgestellten Grundsatzes.

Immer wieder entdecken wir, daß der Jude nach dem alten römischen Spruch: „Divide et impera“ seine Ziele zu ver-

wirklichen sucht. So schreibt in der sogenannten wissenschaftlichen sozialistischen Zeitschrift „Die Gesellschaft“ (Herausgeber Dr. Hilferding, Maiheft 26) der sozialdem. Theoretiker Th. Haubach: „An Stelle zwischenstaatlicher Kämpfe treten innerstaatliche Kämpfe. Das Kennzeichen der Lage ist: Schaffung innerpolitischer Kampfmilizen. Die Zukunft besteht im Kampf zwischen Rechts- und Linksmilizen.“

Der geringste, eben aus Ostgalizien eingewanderte Kleiderjude, der in Berlin in der Grenadierstraße Schnürriemen und gestohlene Hosen verkauft, ist genau so von den Herrschaftsplänen des „ausgewählten Volkes“ beseelt, wie die prominenten, eingeseffenen jüd. Millionäre des Kurfürstendamms. Ganz Juda zieht an einem Strang. Verrat und Versekung der Wirtsvölker ist gleichbedeutend mit Blüte des Judentums. Dies wissen sie alle und alle stehen sie mit in derselben Kampffront. So sagt sogar Prof. Einstein, der für Kriegsdinge ebenso zuständig sein dürfte, wie ein Gottentotte für die Geschichte der nordischen Rasse: „Ich würde direkten oder mittelbaren Kriegsdienst verweigern und versuchen, meine Freunde zu derselben Haltung zu veranlassen und zwar ganz unabhängig von der Beurteilung der Kriegursachen.“

Auch Professor Theod. Lessing, der, als strammer Pazifist, den Krieg vielleicht noch nicht mal aus Bilderbüchern kennt, muß seine Weisheit zum besten geben: „Solange Geschütze gebaut werden, solange nicht jede Mutter der Kirche oder dem Vaterlande heilig schwört, ihrem Sohn lieber die Hand abhacken zu lassen, als je zu dulden, daß diese Hand Kriegsdienste tut, solange nicht der Militärstand so verachtet ist wie im alten China, solange der General, auch der größte und siegreichste, auch dem eigenen Volke nicht gilt als Verbrecherthpus schlechthin, solange glaube ich nicht an Humanität. Wie ich beim nächsten Mal mich verhalten werde? Frondieren! In dem mir zugänglichen Kreis die Herzen aufwiegeln!“ (Der „Tag“ 7/6 29.)

Ob diese jüd. Koryphäen auch ihren zionistischen Brüdern in Palästina

solche schönen Ratschläge geben?

Natürlich ist es für das Judentum von ungeheuerem Werte, unsere deutsche Jugend mit landesverräterischen Ideen zu verseuchen. Das unheilvolle Wirken des Oberstudiendirektors Kawerau und des sozialdem. Abgeordneten Sehdewitz haben wir schon erwähnt.

„Wie weit es heute bei uns gekommen ist und wohin das weitherzige Verständnis des Preußischen Kultusministers ↓Beder geführt hat, dafür nur noch ein Beispiel. Bei der Verfassungsfeier am 11. August 1929 wurde im Stadion in Berlin in Gegenwart des Reichspräsidenten u. a. verteilt der „Schulkampf — Organ der sozialistischen höheren Schüler“. In dieser Sudelzeitschrift zur Verunsittlichung unserer Jugend wird zunächst Hindenburg angepöbeln, weil er das „bestialische Morden“ im Kriege eine „Badefur“ genannt habe. Es wird dann weiter gesprochen von dem „vaterlandsbesessenen Laumel 1914“. Es heißt dann:

„Die Aufgabe des Proletariats im imperialistischen Kriege ist es, ihn umzuwandeln in den Bürgerkrieg gegen die eigene herrschende Klasse. Wir können dieses Ziel nur erreichen, wenn wir die Armee nicht boykottieren, sondern in sie hineingehen, unter den Soldatenmassen wirken, die Armee zersekzen, bis sie, wie es die Russen 1917 taten, die Gewehre nach hinten kehren. . . . Eine friedliche Austragung der Gegensätze ist unmöglich. . . . Die Eroberung der Macht ist nur möglich durch die organisierte Gewalt der Revolution.“

„Nach einer anderen Anfrage im Preußischen Landtag (DZ 16/11 27) ist zur Charakterisierung des neudeutschen Geschichtsunterrichts ein Fall aus der Prima in Demmin zur Besprechung gestellt, wonach der Klassenlehrer Studienrat ?Dammann u. a. erklärt hat:

„Die Liebe zum Militär ist eine atavistische Erscheinung. . . . Die Begeisterung von 1914 war vorge spiegelt. . . . Es ist die beste Einrichtung des Versailler Vertrages, daß man uns nur ein Heer von 100 000 Mann zugestanden hat.“

„Was bereits im Reichstag, vor allem im Strafrechtsausschuß, seitens der füh-

renden deutschen Staatsbürger jüdischen Glaubens mit geschliffener Rabulistik an Idealisierung des Landesberrats geleistet wird, ist allerhand. Insbesondere macht der Herr Abgeordnete Landsberg da sehr feine Unterschiede, wenn er beispielsweise in der Ausschussitzung vom 6. Febr. 1929 unterscheidet zwischen „wahrem Landesberrat“ und „pazifistischer Schwärmerei“. Nun, ich will es dahingestellt sein lassen, ob es richtig ist, wenn Capus im „Figaro“ einmal sagt: Der Pazifismus sei der geborene Landesverräter. Jedenfalls wird man jene feinfühligsten Unterschiede doch nicht gelten lassen können. Mit erfreulicher Offenheit hat der Abgeordnete Dr. Eduard Alexander im Strafrechtausschuß die grundsätzliche Überzeugung dahin ausgesprochen („Deutsche Zukunft“ 5/4 1929): „Ein Recht auf Landesverteidigung erkennen wir nicht an, auch nicht, wenn der Feind an der Oder steht. Wir kennen nur eine Pflicht: Die Pflicht zur Revolution. Deshalb ist auch Landesberrat für uns kein Verbrechen. Wir beantragen Streichung dieses Paragraphen.“ (Deutschlands Erneuerung Nr. 11, 29.)

Herr Sebering erklärt zur Verfassungsfeier am 11/8 1929: „Auch in außenpolitischer Hinsicht kann dieser Reichsbanneraufmarsch gut wirken. Denn er zeigt deutlicher als alle Versicherungen, wie falsch die Behauptungen sind, daß Deutschland moralisch nicht abgerüstet habe.“ („Deutsche Zukunft“ 5/9 1929.)

In einer Reichsbannerversammlung am 3/1 1927 sagte Herr Scheidemann u. a.: „Das Ausland habe endlich einmal gesehen, daß es in Deutschland auch Kreise gäbe, die auf keinen Fall eine Umgehung des Friedensvertrages dulden.“

Als die „Deutsche Zeitung“ im Febr. 1929 beim Tode des berüchtigten bereits erwähnten Landesverrätters Greling sachliche Feststellungen traf, erhielt sie von Herrn Alfred Fall, dem Meister der republikanischen Beschwerdestelle, einen Brief, in dem Fall schreibt:

„Dr. Greling hatte das große Verdienst, im Kriege die Maske von dem Gesicht der Kaiserlichen deutschen Re-

gierung zu reißen, eine Tat, die ihm bei allen guten Europäern und lokalen Deutschen unvergessen bleiben wird. Es erscheint mir notwendig, Ihnen zu sagen, daß wir Anhänger Professor Försters im Andenken an diesen teuren Toten Europa weiter aufklären werden.“ (DZ 2/2 29.)

Am 29/4 29 hielt der als Hezer und Rheinlandquäler bekannte General Mor-dacq in Paris einen Vortrag gegen die Rheinlandräumung und berief sich dabei „auf die deutschen Pazifisten, deren Führer ihm persönlich gesagt hätten, es wäre eine Narrheit, wenn Frankreich unter den vorliegenden Umständen das Rheinland räumen werde, außerdem sei die Besetzung die unbedingte Voraussetzung dafür, daß die deutsche Republik selbst am Leben bleibe.“ (Deutschlands Erneuerung, 11, 1929.)

Auch im Ausland wird von Leuten, die die deutsche Staatsangehörigkeit besitzen, zumeist allerdings der jüd. Rasse angehören, Landesberrat übelster Sorte betrieben. So sagte z. B. der deutsche Austauschprofessor  $\blacktriangledown$  K a n t o r o w i t s c h auf einer Verfassungsfeier am 11/8 27 in New York nach dem Berichte der „New Yorker Staatszeitung“ u. a.:

„Diejenigen, die immer über fremde Besetzung klagen, müssen sich darüber klar werden, daß Deutschland vor dem Kriege unter seinen eigenen Tyrannen geschmachtet hat, was noch schlimmer ist, als unter fremdem Joch zu stehen.“

Das unheilvolle Wirken der dtischen Sozialdemokratie wird natürlich vom Ausland zur immer größeren Verflechtung Deutschlands ausgenutzt. Die Sozialdemokratie hat es fertig gebracht, der größte Feind Deutschlands und der größte Freund der Entente zu sein. So schreibt Léon Daudet: „Ich liebe die deutschen Sozialisten, weil ich Deutschland die Pest wünsche“, und der französ. Historiker Bainville meint im November 1924: „Wer Deutschlands Auferstehung wünscht, kann nicht wünschen, daß die Sozialdemokraten mächtig werden. Wir wünschen die Auferstehung Deutschlands nicht und hoffen daher für die nächsten deutschen Wahlen auf den Sieg der zersekenden Sozialdemokratie.“

Deutlich ist auch die Begrüßung, die der Sieg der Sozialdemokratie bei den Reichstagswahlen im Mai 1928 in Frankreich fand. So schrieb die „Action française“ Nr. 143, 22/5 1928: „Heil und Gruß den Siegern bei der Reichstagswahl! Schon einmal haben sie von 1918—23 das Reich in das Chaos gestürzt. Möchten sie doch wieder von vorne anfangen und wieder singen: O, altes Deutschland, wir weben dein Leichentuch! Heil und Gruß diesen Totengräbern des alten Deutschland!“

Es muß auch immer wieder betont werden, daß nur die deutsche Sozialdemokratie international ist. Die französische ist national. Ist es doch einer der größten französischen Sozialisten, Paul Boncour, gewesen, der das große französische Wehr- und Verteidigungsprogramm zur Annahme gebracht hat, der sich dafür eingesetzt hat, daß Frankreich sich durch einen riesigen Festungsgürtel gegen das wehrlose Deutschland abschließt. Der Hochfinanz kommt es eben in erster Linie darauf an, Deutschland moralisch vollkommen abzurüsten. Das stark degenerierte und verneigte Frankreich bedeutet für Alljudas Ziele keine Gefahr mehr.

Der amerikanische demokratische Politiker S. Miles Bouton hat die Lage ziemlich richtig erfaßt. Er schreibt in seinem „Ende der Großmacht“ u. a.: „Die Ereignisse der letzten Jahre . . . haben wieder bewiesen, daß die sozialistischen Lehren des Internationalismus nur von den Deutschen ernst genommen werden. . . . Deutschland war ein Reich, das sich auf die Bajonette der mächtigsten Armee der Welt stützte und von Zehntausenden von ergebenen und tüchtigen Beamten verwaltet wurde. Wie war es möglich, daß es zu Fall kommen konnte? Es wurde tatsächlich gar nicht von außen, sondern von innen zu Fall gebracht, von innen heraus durch einen Krebs zerstört, der bereits seit 80 Jahren an seinem Lebensnerv fraß. Die Keime dazu wurden in Deutschland gesät und durch Deutsche selbst zur Entwicklung gebracht.“ — Der letzte Satz stimmt nicht ganz. Die Keime wurden von dem Juden *Marx-Mardochai* gesät, und zur Entwicklung wurden sie

ebenfalls durch Juden gebracht, denen Deutsche Helfersdienste leisteten. Noch nie aber hat ein Volk ungestraft jüdisches Denken und Wollen in sich aufgenommen. Der von Marx gepredigte Klassenhaß nahm schließlich ganz die Formen des jüd. Rassenhasses an, und hinter dem von der Sozialdemokratie gepredigten Landesverrat zeigte sich bald die teuflische Frage des jüdischen Totengräbers arischen Heldengeistes und arischer Weltanschauung.

Somit hat das Judentum beste und wertvollste Kräfte vom deutschen Volke abgesprengt. Es hat großen Teilen besonders der deutschen Arbeiterschaft die Heimat genommen, um sich selbst, an Stelle der Verdrängten einzunisten, mit dem Ziele, unser Vaterland vollkommen mit jüdischem Geiste zu durchsetzen, es zu beherrschen und dadurch die Herrschaft über Europa und damit über die ganze Welt anzutreten. Möge das deutsche Volk in letzter Stunde erwachen und möge es ihm gelingen, diese ungeheure Gefahr von sich abzuwenden!

[Vgl. auch „Deutschlands Erneuerung“, Heft 11 und 12 vom Nov. 29.]

Landmann, Dr., Oberbürgermeister, Frankfurt a. M., Dissident, „umgeben von einem Schwarm jüdischer und judendienerischer Stadträte“. *WB* 9/8 1927.

Landmann, Prof., O Godon, Magdeburg, 1914 (*WB* 19/1).

Landmann, Isaac, Dr., New York. *R*: American Hebrew. — *FB* 25/4 1930.

Landmann, Jul. S., Dr. phil., *ollB* (Nationalökonom.), Basel. \* 1877 Lemberg. *E*: Bankbeamter Emil L., // Bertha Kurzer. *O* Dr. phil. Edith, Berlin, *L*. des Bankhüslers M. Kalischer. *R*: Georg Peter \* 05; Ebeline \* 06. Er ist Vorsteher des statistischen Büros der schweiz. Nat.-Bank. *B*: Abänderung des dtischen Bankgesetzes; Notenbankfrage in der Schweiz; Finanzinteresse der Kantone an der zentral. Notenbank 03; Votum gegen eidgenössische Postsparkassen 12. *Ma*: Archiv für Sozialpolitik; Zeitschrift für Volkswirtschaft; *Revue d'économie polit.* — Zum Prof. wurde L. von den „Großbanken“ vorgeschlagen, weil er ein zielbewußter, gefährlicher Gegner der Postsparkassen war.

Samstag: „Zur Amerikanisierung der Universität: Der Bericht der Kommission zur „Stiftungsbank in Basel“ an die „Gemeinnützige Gesellschaft“ erwähnt, daß

der Lehrstuhl für höhere Handelswissenschaften durch Herrn Prof. Dr. Landmann besetzt und den Erwartungen der Stifter somit entsprochen worden ist. . . . So kann auch in Basel, wer Geld hat zum Stiften, „Erwartungen“ aussprechen, „Nominationen“ veranlassen, sogar von Kandidaten, die das Professorenkollegium der Fakultät nicht als Privatdozenten zulassen konnte. Man ist in Amerika seit langem daran gewöhnt, daß ein z. B. von Rockefeller „gegründeter“ Professor die Interessen Rockefellers unter dem Schein der Wissenschaft vertritt. Bei uns wird man umlernen, wenn erst einmal auch der Konsumverein seinen Nationalökonom, die Bierbrauer oder die Bordellhalter ihren Mediziner unserer Universität aufgehaßt haben. Bisher aber war für uns der Professor ein Mann, der nicht als Advokat einer bestimmten Interessentengruppe, sondern ungebunden durch äußere Rücksichten lediglich zum Wohle des Ganzen sprach. Daher das Gewicht seines Wortes, und deshalb bedeutet der Fall Landmann einstweilen eine Täuschung des großen Publikums. Bei einem Bauern- oder Arbeitersekretär ist die Stellung von vornherein klar.“

Samstag 31/5 1913 fragt, wie L. die ihm anvertraute, empfängliche Jugend beeinflusst und heranbildet:

„Die Frage gehört nicht zu denen, die leichter zu stellen als zu beantworten sind. Wenn auch noch lange kein Apoll, so formt er doch, einem Gotte gleich, den Studenten nach seinem Ebenbild. Mit jedem Semester gibt es jetzt neue Landmänner.“

Und der Weihrauch, den ihm angelehene Bürger streuen, erleichtert ihm die hohe Aufgabe. Herr Dr. Geering, unser verehrter Handelskammersekretär, hat erklärt, Landmann lese das schönste national-ökonomische Kolleg in Europa. Derartiges stimmt ein Schweizer Studentlein andächtig. Gläubig lauscht es Wort für Wort feierlich der durch die Zähne gepreßten neuen Basler-Katzenhereweisheit, daß die mutwillige Vernichtung von Waren durch preistreibende Händler den nationalen Reichtum vermehrt!! Der „Samstag“ nannte dies: „Die eigentliche Sünde wider

den heiligen Geist der fruchtbaren Natur.“ Die Landschäftler Bauern haben vor wenigen Jahren den Überfluß einer ungewöhnlichen Apfelernte den Basler Schulkindern geschenkt und sparsam und sorglich den kostbaren Segen selbst auf ihren „Bottenwagen“ in die Stadt gefahren; die vom hinteren Baselgebiet hatten sich am Abend auf den Weg gemacht, um mit den anderen am frühen Morgen zur Stelle zu sein. Was diese Bauern dazu bewog, war nicht besondere Zärtlichkeit für die Stadtkinder, sondern jenes kerngesunde sichere Gefühl für die Heiligkeit der Frucht. Das wird der Abkömmling eines Geldhandel treibenden Schachervolkes allerdings nie begreifen, er sieht in allem nur den abstrakten Geldwert. Das Geld ist für ihn die Zentralsonne des Weltgetriebes. Darum geht dem neuen Jugenderzieher nichts über die Großbanken, darum preist er in der Antrittsvorlesung deren Patriotismus, lobt er „in dem schönsten Kolleg, das in Europa gelesen wird“ deren Papiere als vorteilhafteste Anlage, spricht er so liebevoll von der Geschichte und der Größe des Hauses Rothschild und erklärt er seinen, d. h. unseren Studenten religiöse Bewegungen wie den Puritanismus höchst einseitig aus ökonomischen Ursachen.

Ein solcher Hochschullehrer, mag er ein Ausbund von Klugheit und Gefälligkeit sein, muß bekämpft werden als Träger einer feindlichen Weltanschauung.

Sein Einfluß geht weit über seine Lehrtätigkeit hinaus. Er spricht heute in Universitätsangelegenheiten ein sehr entscheidendes Wort, gilt als Vertrauensmann unseres schwächlichen Unterrichtsministers, und dessen Kollege, der Sozialist Blocher, hat ihn unbegreiflicherweise in das Einigungsamt gewählt.

Wo Fruchtbares bekämpft und Steriles gefördert wird, überall verspürt man dieses galizischen Juden unheilvollen, auf haarspaltende Dialektik und kostspieliges Sammeln gerichteten Geist, nach Jakob Burckhardt die beiden Merkmale einer entarteten, absterbenden Wissenschaft.

Um unheimlichsten ist die schonende Freundschaft, die unsere Sozialdemokra-

tie dem Schützling der Großfinanz entgegenbringt. Von allen Parteien trat gerade sie am eifrigsten für die in Gründung begriffene eidgenössische Postsparkasse ein. Im „Basler Vorwärts“ wurden deren Gegner in Zürich förmlich der „Schindluderei“ bezichtigt. Doch keiner der mit Professor Landmann verkehrenden, jüngeren oder älteren Basler Sozialdemokraten scheint zu wissen oder gar sein Organ darauf aufmerksam gemacht zu haben, daß der Hauptgegner der Postsparkasse, der dagegen in Artikeln, Vorträgen und Broschüren agitiert, innerhalb der eigenen Mauern sitzt. Nie wurde sein Name genannt. Wenn je von der Postsparkasse die Rede ist, macht das Arbeiterblatt um die galizische Person einen großen Bogen, wie damals in Paris der von Jaurès geführte Demonstrationzug der streikenden Eisenbahner um die Paläste der Eisenbahnbarone **R o t h s c h i l d**.“

**Landmann, Mirjam**, Mitglied einer Falschmünzerbande. Wahrheit 24/2 23.

**Landmann**△, Rob. v., bahr. Staatsminister a. D., 1878 O 1/2 ▼ G. v. Uer // Ernestine Breslau. R: 1. Feilg, \*79, im Auswärt. Amt, Berlin; 2. Irene, 05 O △? Dr. F. v. Keller, im Auswärt. Amt, Berlin. SW.

**Landmann-Kalischer**, Edith, Schriftlerin und Frauenrechtlerin, 1912.

**Landowska**, Wanda, Frau, Konzertsängerin. Als sie 1919 (Hammer 15/3) vom Handel-Verein in Halle a. d. S. für ein Konzert gewonnen war, mußte sie infolge Einspruches der Presse und des Publikums auf Mitwirkung verzichten. Diese polnische Jüdin, die früher in Landauer hieß, und ihr Mann stehen in Berlin im Mittelpunkt der polnisch-russischen **B o l s c h e w i s t e n**-Agitation und der Halle'sche Spartakusbund hatte bereits die Absicht, der Genossin seine Huldigung vor der Universität darzubringen. (Wgl. auch SPB 7/6 1929.)

**Landowski**, franzöf. Bildhauer, Paris, — schuf u. a. den von der Republik gestifteten „Becher von Frankreich“ für das offizielle Erkennen in Luchon 1923 (SPB 18/1). Anscheinend sind die nichtjüdischen Bildhauer auch in Frankreich rar.

**Landru**, Frauenmörder, Paris, 1919 (Sturm 22/1 22).

**Landsberg**, Amtsgerichtsrat, Lennep. Vorkämpfer für Jugendgerichte; Ma: Kunstwart, schrieb z. B. über „Gefangene Kinder“. — Wetter des Prof. Ernst Landsberg, Bonn.

**Landsberg**, †, Gen.-Dir: Zinzhütten-WG, Stolberg, Rhld. O Schwester von Bamberger, dem Bismarckfeinde; sie spielte die „Intellektuelle“, machte z. B., als sie mit ihrem Mann nach Aachen zog, in einem angesehenen Hause dort ohne Mann Besuch, und plante einen Zirkel geistreicher Herren um sich zu versammeln. Ob es zu diesem „Salon“ gekommen ist, wissen wir nicht; jedenfalls ist der Trieb zu politisch-wissenschaftlich-ästhetisch-ethischen Gründungen, mit heimlichen Rassenzielen wohl allen Jüdinnen der „Gesellschaft“ eigen. S: Ernst L., Uß, Bonn.

**Landsberg**, August, Fabrikbesitzer, Millionär, Frankfurt a. M., Westendstr. 6. 1914.

**Landsberg**, Ernst, Uß, Dr. jur., Millionär, Bonn, Humboldtstraße 14. \*1860 Stolberg, Rhld. G: Gen.-Dir. Landsberg (Sb). — O Silberberg. 87 Prof. — B: Bösgläubiger Besitz. Wetter: Amtsrichter ▼Landsberg, Lennep.

**Landsberg**, Georg, Uß (Math.), Kiel, Burgstr. 4. \*1865 Breslau.

**Landsberg**, Hans, Germanist, Dr., Berlin W. \*1875 Breslau — 21. Los von Hauptmann; Nießche; Sudermann, 2. U., 1905; Büchner; Grabbe; Ibsen; Schnitzler; Theaterpolitik; Carl Theophilus Döbbelin. S: Ma: derne Essays; Moderne Zeitfragen; Museum; Pan-Bibliothek; Moderne Geister; Renaissance-Bibliothek; Rachel, ein Buch des Andenkens (von Rachel sagt L.: „... erst die Berliner jüd. Frauen sind in Goethes Verständnis eingedrungen“, er schreibt also die Verbreitung des Goethekultus ausschließlich Juden zu); ▼Herzen, Rußlands soziale Zustände; Montaigne; Venusgärtlein; Napoleon-Briefe; Strauß; Voltaire; Casanova, Denkwürdigkeiten. Ue: Taine; Friedrich d. Große. Ma: „Berl. Börsen-Courier“, wo er 20/5 1914 über den ersten **S e m i - K i r s c h n e r** harmlos schrieb: „... Mir ist der Zweck dieses Buches, das unter Mitwirkung von böllischen Verbänden und durch Gaben schamhaft verborgener Privatpersonen entstanden ist, nicht ganz verständlich. Mit ganz wenigen Ausnahmen, etwa Goethe, Beethoven, Kleist, Hebbel, Gottfried Keller (Hebbel wurde durch Emil ▼Kuh entbedt, Keller durch ▼Auerbach), sind die wahren Kulturträger in diesem **S e m i - K i r s c h n e r** ziemlich vollständig beisammen. Die „reinen Arier“, die vor Stauffs Spürsinn Gnade gefunden haben, dürften, wie einst die konservative Partei, in einer Droschke Platz finden. Und ich fürchte, es ist eine zweite Güte!“

Öffentlich wird dieser Jude mehr Verständnis für die neue Auflage haben, in der es sich noch ausführlicher nicht um „Kulturträger und Schaffer“, sondern um die Kulturzerstörer, Kasser, Geld- und Geisteswucherer, handelt.

**Landsberg**, Heinrich, Bodenheimer Landstr. 53, Frankfurt a. M. Dir: Hebbelheimer Kupfer und Südbische Rachel. UR: Ber. Dtsche Nidel, Schwerte. Seine Frau, Anna, geb. ?, Vorfiz: Böschnerinnen und Säuglingsheim. 1914.

**Landsberg**, Karl, Bankhäusler, Großfm., Meinekestraße 22, Berlin W. 15. UR: Chemische Fabrik Dranienburg; Dtsche Asphalt, Hannover; Preußisches Leihhaus; Schwabingerbrauerei München; Asphalt Schlesing, Berlin NW; Hein, Lehman & Co., Eisenkonstruktion, Brücken- und Signalbau. 1914.

**Landsberg**, Kurt, Assessor a. D., Berlin. — UR: Braunkohlen; Elektrische Licht- und Kraftanlagen; Ferdinand Wendig S., UG für Holzbearbeitung; Trachenberger Zudersiederei; Oberschlesischer Eisenbahn-Bedarf. 1914.

• **Landsberg**, L., Dr., Oberrabbi, Limburg (Holland). — B: Bild auf das Freimaurexertum vom Standpunkt des Judentums, Amsterdam 1868. — Sippe 1881.

**Landsberg**, Max, Bildhauer, Berlin 1887.

**Landsberg, Moriz**, gebor. Landsberger, Bankhäusler, 19. jh. in Firma Landsberger, Breslau; O Johanna Dyrenfurth. Das Paar trat mit 5 Kindern zum Taufaltar, sodaß das 6. Kind als Christ geboren werden mußte. L. erwarb in den 1870er Jahren das Rittergut Mangschütz, Kr. Brieg, samt Patronat über die christliche Pfarre. Der Vorbesitzer, Baron Dalwig, entstammte einer Adelsfamilie, die nachdem ihr eine regelrechte „Krawatte“ gedreht war, arm nach Breslau verziehen mußte.

Kinder des 1882 † Moriz Landsberg:

1. Lu. L., Bankhäusler, Assessor, Stadtrat in Breslau, heiratete ein

armes Mädchen  $\Delta$  Helene . . . . ? Seine Ehe galt als glücklich und wurde von 73—93 mit 5 Kindern gesegnet, an denen äußerlich nichts Germanisches erkennbar war: a) Elisabeth, b) Margarethe, c) Helena, d) Kurt, e) Anna. Die Mädchen, befaßten sich auf Rittergut Mangschütz mit Gartenpflege, Kinderschule usw. während Kurt, \* 78, Jura studierte.

2. Johanna,  $\circ \Delta$  Berliner Senatspräsident Bettgau, groß, schlank. R: a) Tochter, jung gestorben. b) Gertrud, klein, dick, jüdisch wie die Mutter, dauernd nervenkrank,  $\circ \Delta$  Graf Hoensbroech (sb) Jesuiten und Leiter der DM zu Berlin. Es gab einen Skandal, weil der Graf dem Heiratsvermittler den Rest der Spesen, 100 000 M. nicht zahlen wollte. Gertrud wurde gesund, und Mutter dreier Kinder.

3. Robert L., RM, Bankhändler in Firma S. L. Landsberger, Berlin W. — 5—0,33—. Als Sohn und Erbe des schwerreichen Gründers Moriz konnte er sich ein armes  $\Delta$  Mädchen leisten, das nicht mal die Wäsche mitbrachte. Trotzdem sie zeitlebens leidend war und das Haus tyrannisierte, lebte er gut mit ihr. R: 1. Hedwig, \* 79; 2. Lotte, \* 91; 3. Sohn Nachzügler, \* 98.

4. Gertrud L.,  $\circ \Delta$  GMA Göppert, Berlin, der eine Siegfriederscheingung war; deren Höhe sich fast auf alle seine zwischen 1865—82 geborenen Kinder vererbte; aber die einen sind schwarz nach der Mutter, andere rot und rötlich, keins ist blond nach dem Vater: 1. Ernst G., Dr. Mß (Anatomie) Frankfurt a. M.; 2. Heinrich G., GMA, Unterstaatssekretär im Handelsministerium, erster Staatskommissar der Börse, Berlin. \* 1868; in Deg. 7 fehlt auffallenderweise die Angabe der Eltern und des Geburtsortes, Vorname und etwaige Heirat. 3. Fritz, Arzt in Rattow bis 06, dann Mß (Kinder) Göttingen, 4. Otto, studierte Jura; 5. Anna,  $\circ$  Offizier; 6. Konrad wurde Offizier, ging einer Knieverletzung halber ab und studierte. 7. Margarete,  $\circ$  Offizier.

5. Toni L., pflegte junge Künstler und Künstlerinnen aller Arten um sich

zu haben und eine Zeitlang zu fördern. Sie bildete ihr eigenes Talentchen aus und strebte nach dem Höchsten, ohne es zu erreichen, eine ewige Jüdin, die nicht zur Ruhe kommt; sie tat auch viel für Arme; † 1906 Breslau.

6. Ernst L., RM,  $\circ \Delta$  Anna Kaiser, Forstmeisterstochter, eine germanische, feine Frau, ohne Vermögen, — als hätte unter den reichen Landsbergern (s. 1 und 3) eine stille Abmachung bestanden, arme Arierinnen aufzuheiraten. Diese Ehe war ebenfalls glücklich, bis auf die jahrelange Nervenkrankung des Mannes, die 99 zu Gehirnerweichung, geistiger Unmacht und frühem Tode führte. R: 1. Johanna, \* 84, schönes, deutsch aussehendes Mädchen mit deutschem Wesen. 2. Gertrud und 3. Werner, beide rot, wie häufig bei den Landsbergs, gemäßigt jüdisch, nervös. Werner bekam später ein tuberkulöses Rückenmarkleiden, das ihn zum Krüppel machte.

Landsberg, Moriz, Dr., Rabbi, Landsberg (!) und Liegnitz, Präses: Lokalkomitee der MZU. B: Gott und Vaterland, Festrede am Geburtstag Sr. Maj. Königs Georg V. von Hannover; Schwert Gottes, am Wet- und Bußtage des 27/7 70 in der Synagoge.

Sippe, 1881: „Was wahre Begeisterung für die großen Interessen der Bildung, des Rechts und der Humanität, wenn mit energischer Tatkraft gepaart, zu leisten vermögen, hat die segensreiche Tätigkeit dieses wahren jüd. Geistes im Interesse der Allianz (MZU) zur Genüge bewiesen. Durch jahrelange, mit Energie und Ausdauer fortgesetzte Bemühungen ist es ihm gelungen, das Interesse für den, von wahrhaft menschen[liches: juben-]erlösenden Zielen und Bestrebungen besetzten Weltbund, bei den Israeliten seines Sprengels in dem Maße zu erwecken, daß er in der Lage war, dem Verein Hunderte von Mitgliedern zuzuführen. Waren alle aktiven Mitglieder der Vereinspropaganda von gleichem Eifer beseelt, so zählte der Weltbund heute eine Million Mitglieder! Und in der Tat bedarf es in den meisten Gemeinden nur der ernstesten Anregung von Seiten des Ortsrabbi, um Mitglieder für den Verein zu gewinnen.“

Landsberg, Otto, Prof., Dr., Dozent Polytechnikum in Cöthen; Dir: Statistisches Amt, Magdeburg. ZW 1912, 644.

Landsberg, Otto, Dr., sozialdemokr. M. d. R., Magdeburg. „Landsberg wurde 1869 in Rybnik (Oberschlesien) als Sohn des Kreisarztes geboren. Er besuchte das Gymnasium in Ostrowo und studierte in Berlin Jura. Nachdem er das Professor-Examen abgelegt hatte, ließ er sich in Magdeburg als Rechtsanwalt nieder. Geschickt als Verteidiger und getragen von der Partei kommt er rasch empor. 1903 wurde er in Magdeburg Stadtverordneter, und 1912



rückte er in den Reichstag ein. Das Glück war ihm hold und er brachte es vorwärts, so daß er schon mehrere Jahre vor Kriegsausbruch sich von der Berufsarbeit zurückziehen konnte. Ein alter Berliner Justizrat pflegte zu sagen: „Landsberg ist der einzige Rechtsanwalt in Deutschland, dem es möglich war, sich in jungen Jahren zur Ruhe zu setzen“. Landsberg stellte tatsächlich eine Ausnahme dar.

In den Strudel heftiger Auseinandersetzungen geriet Landsberg bald nach seinem Einzug in den Reichstag. Die Sozialdemokraten, die bekanntlich nach der Revolution sich höchst entrüsteten, wenn ein rechtsstehender Staatsmann nicht zu Ebert gehen wollte, fanden es vor dem Kriege durchaus für richtig, dem Oberhaupt des Deutschen Reiches jede Achtungsbezeugung zu verweigern. Sie verließen vor jedem Hoch auf den Kaiser fluchtartig den Saal. Landsberg merkte aber bald, daß hier etwas zu machen war, und als wieder einmal horizontal gerichtete Rotschöpfe roter Volkstribünen zur Tür hinausflogen, blieb der Vertreter Magdeburgs im Saale und hörte stehend das Hoch auf den Kaiser an. Als Student hatte er einmal in Potsdam den Kaiser herannahen sehen. Da floh er in eine Seitengasse und versteckte sich in einem Hausflur, „um diesen monarchistischen Spul mit abgewendeten Augen vorüberzulassen. Der Gedanke, vor dem Manne da im prunkenden Wagen anstandshalber den Hut ziehen zu müssen, war ihm unerträglich.“

Tja, was hätte auch die demonstrative Achtungserweisung eines unbekanntenen Studenten für einen Wert gehabt. Später, als bekannter Rechtsanwalt und Reichstagsabgeordneter“ . . . . (DZw. 23/8 25.)

Im November 14 redete L. bei einer vaterländischen Kundgebung in Magdeburg: „Wir wissen, daß, wenn wir hier geloben, die Freiheit unseres Vaterlandes zu verteidigen bis zum letzten Atemzuge und mit dem letzten Blutstropfen, ohne Unterschied der Partei, der wir angehören, ohne Unterschied der Klasse, in der wir stehen, daß dann unsere Einmütigkeit sich über-

trägt auf unsere Brüder im Felde, daß diese unsere Einmütigkeit ihre Kraft und ihren Willen zum Siege stärkt. Wenn wir für die Freiheit Deutschlands eintreten, so kämpfen wir für den ewigen Fortschritt der Menschheit; denn die Nationen sind die Schatzkammern der Kultur, weil sie die Mittler sind zwischen dem einzelnen und der Menschheit und eine Nation ausrotten wollen, heißt die Menschheit um eine Kulturform bringen. Es ist eine überwältigende Erscheinung von Größe und Erhabenheit, daß ein ganzes Volk sich vereinigt hat und nur von dem einen Gedanken beherrscht ist, sein höchstes Gut zu verteidigen unter Drangabe aller anderen Güter, die es besitzt. Nichts gilt ihm mehr der Genuß des Daseins, nichts mehr die Gesundheit, nichts mehr das Leben; alle diese individuellen Güter erscheinen ihm klein und wertlos gegenüber einem Gute, das wir brauchen, wie die Sonne: die Freiheit des Volkes. Solcher Anblick eines mit vollem Bewußtsein um seine Freiheit ringenden Volkes muß veredelnd auf jeden einwirken, der es wahrhaftig meint; ob er zu Hause ist oder auf dem Schlachtfelde.“

Landsberg prägte 1917, als er der lauteste Schreier der Hungerfreudensmehrheit war, das jüdische Wort: „Möge das Schwert nicht verderben, was die Feder gut gemacht hat!“ Als Frühjahr 1918 in einer Privatgesellschaft in Berlin, Nestorstr. 15 das Gespräch auf die Armee und die Kriegsaussichten kam, lächelte L. derart zynisch, daß eine zufällig anwesende Kriegerfrau bestürzt ihrem Manne schrieb und den Brief beendete: „Was mag da vorgehen? Ich war über das Gesicht L.'s wie vor den Kopf geschlagen“. Der Brief wurde geschrieben, als wir noch nichts von dem heranrückenden Verderben ahnten. Als man November 19 glücklich erreichte, daß die Feder verdarb, was das Schwert gut gemacht hatte, wurde L. eine der Spitzen der Revolutionsregierung und kam schon 20 als deutscher Gesandter nach Brüssel.

„Als die Revolution kam, war Landsberg rasch im hohen Rat der Volksbe-

auftragten. [Die „Volksbeauftragten“ im Nov. 1918 zu Berlin waren in Wirklichkeit von W. Rathenau und vom jüd. Volke, nicht vom deutschen Volke, beauftragt.] Gott ja, die Ebert und Scheidemann hätten's ja auch allein nicht geschafft, sie brauchten den gerissenen und in allen Künsten gewandten Advokaten, der den Beinamen „Mephisto“ nicht zu Unrecht führt. Emil Barth ist nicht der beste Bruder, aber man muß ihm lassen, daß er einen geübten Blick für die Eigenschaften seiner Gegner hat. So schreibt er in einer Broschüre „Aus der Werkstatt der Revolution“ u. a.:

„Landsberg war der leitende und bestimmende Kopf des Rates der Volksbeauftragten. Ebert und Scheidemann, zwei über wenig Wissen verfügende, aber mit Fuchsschlaueit, mit Sophistil und Streberhaftigkeit bis obenhin vollgefüllte, in der Parteibürokratie ausgebildete Routiniers, waren nur Puppen in der Hand eines Landsberg. Dieser war ein ebenso gescheiter wie gewissenarmer Kopf, ein außerordentlich tüchtiger, gerissener und überzeugend deduzierender Jurist, ein mit allem gesellschaftlichen Firnis übertünchter Weltmann und ein mit dreifachem Haß erfüllter und nur diesem Haß lebender, ihm skrupellos alles opfernder Mann. Er haßte die Polen als im hakatistischen Sinne erzogener Oberschlesier, er haßte das Proletariat als ausgeprägter Bourgeois, und er haßte die Vorsehung, die ihn einen jüdischen Vater finden ließ, was ihn verdammt, nur Nebenfigur zu sein, wo er im andern Falle nach dem Vorbeer hätte greifen können. Er haßte, er hatte diese stärkste, treibendste Eigenschaft, ohne die in edle Bahnen führende, gleich starke Eigenschaft der Liebe zu besitzen. Hätte er das Proletariat geliebt, wie er es haßte, es sähe um die deutsche Revolution anders aus.“

So Barth, der heute wieder mit Landsberg in ein und derselben Partei sitzt. Er wirft ihm in der genannten Schrift noch allerhand andere schöne Dinge wie Hinterhältigkeit und dergleichen vor und gibt damit nur die Stimmung wieder, die damals in den radikalisierten Massen gegen Landsberg

herrschte. Tatsächlich fingen ihn im April 1919 eine Anzahl Unabhängiger und Spartakisten in Magdeburg auf offener Straße ab, warfen ihn in ein Auto und wollten ihn nach der revolutionären Hochburg Braunschweig bringen. Unterwegs hatte er das Glück, von Freunden befreit zu werden. Ja, so was konnte damals im deutschen Lande am helllichten Tage einem Reichsjustizminister passieren! Kein Wunder, denn Scheidemann schreibt in seinem in der „verregneten Sommerfrische“ hergestellten „Geschichtswerk“, Deutschland wäre in jenen Tagen „ein einziges Tollhaus“ gewesen. Landsberg muß ähnlicher Ansicht gewesen sein, denn als er in Weimar wieder einmal der Verhandlung der Nationalversammlung beizuhöhen und eine geistesranke Frau ihm melden ließ, sie gehöre „auch zur Regierung“, antwortete er trocken dem Boten: „Wenn sie verrückt ist, dann ist es richtig, dann gehört sie dazu.“

„Als die Justizministerherrlichkeit zu Ende war, schickte die Partei ihren Landsberg als Gesandten nach Brüssel. Dort wirkte er so etwa zwei Jahre, dann tauchte er plötzlich in Berlin auf und saß bei den Reichstagsverhandlungen still und unauffällig auf den Bänken der Regierungsvertreter. Man wisperte unten, man wisperte oben und immer wieder kreiste die Frage: „Was treibt Landsberg so plötzlich hierher und was liegt vor?“ Als ob immer „etwas“ vorliegen müßte und wenn „etwas“ vorläge, als ob die Sozialdemokratie nötig hätte, sich darüber zu äußern.

Aber Landsberg wurde nicht nur ein Opfer der Gerüchte, er wurde auch ein Opfer der Inflation. Er hatte einen großen Teil seines Vermögens im Berliner Gewerkschaftshaus angelegt. Eines Tages, es war in der Zeit der Hochinflation, erschienen die maßgebenden Persönlichkeiten und zählten ihm schmunzelnd seinen Anteil auf den Tisch — in Papierscheinen. Mark gleich Mark. Und Landsberg mußte still sein, durfte nicht mucken, er war ja „Genosse“, die Partei gibt es, die Partei nimmt es...

So kam der Mann, der vor dem Kriege von den Zinsen seines Vermögens ein vergnügliches Rentnerdasein

(als führender Sozialdemokrat!) hatte führen können, ins Gedränge. Wohl saß er im Reichstag als Abgeordneter, aber das genügte ihm nicht, und so nahm er denn, wie so viele andere Opfer der Inflation es schon vorher getan hatten, seinen Beruf wieder auf und zwar in Berlin. Er tat nicht schlecht daran, denn die Partei schiebt ihm die fettesten Bissen zu und das andere wird sich schon finden. Landsberg und Heine dürften jedenfalls die einzigen sein, denen der Ebertprozeß gut bekommen ist."

„Bei Ausbruch des Krieges wurde Landsberg — entsprechend der Rollenverteilung — sofort „Kaisersozialist“ und „Sozialimperialist“. Sein Wahlspruch war nunmehr „Mit Gott für König und Vaterland“ und entrüstet warf er die Frage auf, wo denn geschrieben sei, daß man nicht annectieren dürfe. Darum immer feste druff! Wo alles haßt, kann Otto allein nicht lieben. Ich saß damals in der Wandelhalle des Reichstags. Es ging hoch her. Neben mir hatte sich eine Gruppe Radikaler zusammengefunden: Peirotès-Sträßburg, Breitscheid u. a. mehr. Peirotès erzählte bissig lächelnd, Landsberg sei zum Kriegsminister gegangen und habe gesagt, er wolle sich freiwillig zum Heere melden. Darauf habe ihm der Kriegsminister geantwortet, dafür sei er nicht zuständig, Landsberg müsse sich schon an das für ihn zuständige Bezirkskommando wenden. „Über Landsberg mußte doch wissen, wo er sich zu melden habe“, meinte ein anderer erstaunt. „Natürlich weiß er das,“ sagte Peirotès, „darum war es ihm auch gar nicht zu tun, er hat aber seinen Zweck erreicht, morgen weiß es die ganze Welt: auch Landsberg hat sich freiwillig gemeldet. Ob er hinausgeht, ist eine andre Sache.“ Und Breitscheid fügte bekräftigend hinzu: „Es war ihm nur um die Geste zu tun, nur um die Geste.“

Vielleicht hat Breitscheidt recht, vielleicht ist bei Landsberg alles nur Geste und auf die äußere Wirkung berechnet. Wer Gelegenheit hat, ihn als Verteidiger zu beobachten, kann sehr wohl zu dieser Ansicht gelangen.“ (DfW. 23/8 25.)

Als L. 1918 Volksbeauftragter wurde, beweihräucherten ihn natürlich die

Judengazetten: „Daß Volksbeauftragter für Kunst und Literatur der Abgeordnete Dr. Otto Landsberg wurde, — ist ein großer Glücksfall für Schauspiel- wie Opernhaus. L., der seit je ein glühendes Interesse für Kunst und Theater hat, wandte sich früh ganz der Politik zu, hörte aber in Berlin Kunst und Literatur bei Wölfflin, Frey, Noethe. Als leidenschaftlicher Musik- und Theaterfreund wird ihm an der Überleitung der königlichen Theater in den Staatsbetrieb sehr viel gelegen sein.“

SB 1929 (DfW. Nr. 10): Es macht nicht den Eindruck, als ob wir verloren wären. Tüchtige Kräfte sind im dtischen Volke am Werke, die aufwärts streben. Der Optimismus ist wieder eingekehrt.“ Damit meinte L. seine Blutsgenossen.

Landsberg, Regina, geb. Siegmann, Millionärin, Berlin W 10, Friedrich-Wilhelm-Str. 22. 1914.

Landsberg, Th., Buchdrudereibesitzer, i. Fa: Otto Gröner; Millionär und Hausbesitzer, Berlin N 24, Hamburger Str. 33. 1914.

Landsberg, Theodor, JG, GM, seit 1880 UB (Hochbau), TJSch Darmstadt. E: Landrabbi Oberlehrer Meyer L., Hildesheim. Br: Dr. Mag L., amerit. Rabbi. S: Handbuch der Ingenieurwissenschaften.

Als Liebermann v. Sonnenberg 13/3 1893 (DfW 26/3) im Saalbau in einer Rede über „Schädigung des deutschen Nationalgeistes und -vermögens durch das Jdntm.“, die „militärischen“ Eigenschaften der Juden besprach, rief Prof. Landsberg mehrfach dazwischen, daß er im Kriege [1870/71?] immer vorne gewesen sei. Landsberger hatte vor seinen Zwischenrufen erst immer die Hand und dann sich selbst erhoben. Ihm antwortete schließlich Herr v. Liebermann: „Nun gut, dann sind Sie ein Ausnahmejude, setzen Sie sich.“

Landsberg, Wilh., Dr., Bezirksrabbi, Kaiserslautern, \*1846. f. Judenhochzeit.

Landsberger, Bankhaus, Breslau, 19. Jh. f. Moritz Landsberg.

Landsberger, Adolf (A. Berger), Literat, Grunewald, \*1864 Berlin. B: Hebung des Nationalbewußtseins der Massen, 91; Zukunft des dtischen Jdntm.'s; Erlösung, Märchen; Gedanken eines Einsamen. ChR: Offizielle Coburger Z.; Ostfische Allg. Z. — Bisheriger des Verlags Preuß & Jünger. — Zu dem von L. beliebten Trugnamen A. „Berger“ bemerkt Rohut, 2, 114, nicht mit Unrecht: „Wie die Cohns, Gebys, Meyers, die sich ihres jüdischen Namens oft schämen und einen nom de plume annehmen, so sind auch die Landsberger in der dtischen Literatur mit heißem Bemühen bestrebt, ihr Landsbergertum poetisch zu verklären.“

Landsberger, Adolf, Bankhausler in Fa. Oppenheim & Schweitzer, Ring 27, Breslau. Präf. UR: Oberschles. Holz-Industrie AG, Beuthen. UR: Breslauer Diskonto; Planimeterwerke für Kohlen-Fabrikation, Ratibor. 1914.

Landsberger, Alice, Ma: Boff. Z. (26/11 1929), Berlin.

Landsberger, Aron, Rfm., Berlin, der unter der Decke von Acethlen-Unternehmungen mit Lion zusammen gründete und schwindelte, wurde von Arthur Pleißner (DfW 2/11 1899) gewürdigt: „Es ist im „Falle Schülle“ von mir als Juristen haarföhr nachgewiesen, daß die verschiedenen Geschäftsmänner eines Landsberger und Lion in Zusammensetzung und Folgen böllig den Versuchstatbestand des § 263 f. unsers Reichsstrafgesetzbuchs“

buchs, der das Vergehen des Betrugs mit empfindlicher Strafe bedroht, wiedergeben. — Und doch hat sich bis jetzt noch kein deutscher Staatsanwalt gefunden, der diesen Herren den Prozeß zu machen gedächte!"

Landsberger, Arthur, Dr. jur., Berlin W; \* 1876. B: Hilde Simon und Gott und Teufel, No. 7. U. [von ▼ R. Nordhausen (fd) in der  $\Delta$  DZ als „nicht gewöhnlich“ und als „juvenalistiche Sittenschilderung“ eines „starken Talents mit trotziger Kraft auf eigenem Weg“ lebhaft empfohlen]; Moral; Großfürst; Kind mit 4 Müttern, Sp.; Jüd. Sprichwörter, II (Verlag Rowohlt, Leipzig). In dieser Sammlung macht sich U. die Sache leicht: er zählt 1000 Sprichwörter auf und nennt sie „jüdisch“. Darunter befindet sich zahlloses altes europäisches Gut, umfrisiert à la juive: Frauen haben lange Haare, kurzen Verstand. Beim Holzhacken fliegen Späne. Andere Sprichwörter sind offenbar um einen Gedanken herum von dem gerissenen Verfasser erst erfunden: Wie kommt eine Kaze übers Wasser? Mit nasse Füß; für die Wahrheit kriegt man Liebe. Das Ganze eine schale Klame für's Judentum. — In dem No. „Milionäre“ behandelt U. den Aufstieg der Judenfamilie Lesser-Cohn aus Neutomischel, die es in Berlin mit kriminellen Bodenspekulationen zu Millionen und zur Nobilitierung: „von Wasser-Cöhenen“ bringt.

Der „Held“, der das Zuchthaus streift, wird außerdem noch GRN und Dr. jur. h. c. Er betrügt seinen greisen Schwiegervater, macht betrügerischen Bankrott, und kommt mit einem heruntergekommenen Adligen in vornehme Kreise. Vor dem Untersuchungsrichter erzwingt er durch seine Einflüsse Einstellung des Verfahrens und steht schließlich als Triumpfhator da. Seine Gattin ist in ihrer skrupellosen Gemeinheit und Eitelkeit anfangs lächerlich, auf die Dauer widerwärtig. Er spricht sich über seine Taufe aus: „Wenn ich 'n Papier hab' und bin innerlich noch so fest davon überzeugt, es ist gut, und es kommt 'ne Konkurrenz, die an sich zwar nichts taugt, die vielleicht nichts anderes als ein vergrößerter Abklatsch von meiner guten Ware ist, — ich weiß aber, gottlob, wer hinter der Sache steht, und daß die Leute durchhalten, zu gesund noch hundert Jahre,

— und ich habe die Möglichkeit, mein gutes Papier, das nichts bringt, einzutauschen gegen das andere, das ja bringt, na, sagen Sie selbst, wäre ich nicht ein Esel und versündigte mich gegen meine Kinder, wenn ich's behielte?“

Und sie über ihre Wohltätigkeitsbestrebungen: „Ich fehle gewiß bei keiner wohltätigen Veranstaltung, wo gesellschaftlich was bei raus springt. Es gibt sogar Abende, an denen ich von einem Fest zum andern fahre. Und ich muß sagen, ich tue es gern. In dem Augenblicke aber, in dem das Wohltun anfängt, unbequem zu werden, hat es jeden Reiz für mich verloren“.

Die beiden Kinder verachten den Schwindel ihrer Mutter. Der Sohn, Privatgelehrter, Zionist, hindert dann den gesellschaftlichen Aufstieg der Eltern: „Man kann weder aus- noch über-treten.... Es geht nicht! Ich habe mich auch mit Ethnologen.... ausführlich darüber unterhalten. Sie sind ganz meiner Meinung. Dieser Pastor, der euch das eingeredet hat, ist entweder ein Schaf oder ein Schwindler.... Stellt euch einmal vor, ein Neger erklärte, er träte aus dem Negertum aus und ins Germanentum über! Ja, wenn ihr der Ansicht seid, daß dieser Neger durch diesen Aus- und Übertritt nun auch wirklich ein Germane geworden ist — nun gut, dann sollt auch ihr recht haben!.... Man kann es als Vorzug oder Nachteil empfinden, daß man Jude ist — das ist lediglich eine Frage des Geschmacks, für den man am Ende nicht verantwortlich ist. Aber eins kann man bestimmt nicht, man kann nichts daran ändern! Und wenn man sich alle Sonnabende von neuem taufen läßt!“

Aber auch er macht Frieden und bekennt sich zu der „heiteren Weltanschauung“, „nichts ernst zu nehmen“ und heiratet eine von ihrer Familie verkaufte Adlige, doch lernen sich beide später lieben. Seine Schwester heiratet, nachdem sie einem lumpenhaften Juden, der wegen der Verbindung mit ihr die ihm bekannten Verfehlungen ihres Vaters verschweigen soll, entronnen ist, einen Baron Brittwitz. So treffen sich die — Edlen aus beiden Lagern und — der Rassenmischmasch geht los.

Brittwitz betreibt es als Sport, reichgewordenen Judenfamilien Schliff beizubringen und ihre Millionen für nationale Zwecke auszunützen. — Das Buch ist keine Behandlung der Judenfrage, aber als Dokument humain von um so größerem Werte, als L. selbst aus den dargestellten Kreisen stammt. — Zeitfragen 1/12 1913.

Von Seiten der Juden sind zahlreiche „sympathische“ Gestalten um das Brecherpaar in der Mitte wie zur Dekkung aufgestellt, wogegen bei den Nichtjuden, Regierung und Adel, alles von Dummheit, Falschheit, Verkommenheit, Hehlerei, Prozedentum und Mammonsdienszt froht. — Der Jude kann auch als Literat immer nur ungerecht und unwahr sein, und nie das Leben, wie es wirklich ist, künstlerisch schildern. Selbst die Versuche der Lessers, sich von Gouvernanten, Baronen und Dienern zu feinen Leuten erziehen zu lassen, werden ohne Humor und Wahrheit, albern, possenhast, töricht und kindisch beschrieben, während das schon ein Thema für einen Satiriker gewesen wäre. Unter den „guten“ Juden fallen auf: Der Sohn Lessers, Professor in München und Mann eines Fräul. von Rödern, der alte Vater der Frau Lesser und ihre forsche Tochter, Maus Lesser, die einen Baron von Brittwitz heiratet. Adel und Juden gehen hier nicht nur Hand in Hand, sondern auch miteinander zu Bett. — Der Roman „Millionäre“, illustriert von H. L. Leonard, ist 1913 in München bei Georg Müller erschienen.

DSBl 1/8 1915: „Wer gründlich jüdische Unmoral und die Spitzbubentaktik im Börsen- und Handelsleben kennen lernen will, lese den Mauschelroman „Millionäre“. Ein wahres Kabinettstück, wo es sich um die nach dem Leben verfaßte Schilderung semitischer Raubtechnik handelt. Daraus erfährt man wie solche Bluteigel mit dem Bündel aus Meseritz oder Kowno zuwandern, über Nacht durch die infamsten Verbrechen millionenschwer werden und sich dann als „daitische Millionäre“ im In- und Auslande lästig machen. Der jüdische Verfasser schildert dabei eine bestimmte im Metternichskandal hervorgetretene

Berliner Judenfamilie. Bekanntlich sind Juden selber oft die deutlichsten Kennzeichner ihrer Ausbeutung.“

Geißler: „Arthur L. ist der peinliche Typ des Verfallschriftstellers, der den Berliner Roman von brutalstem Tiefstande erzwang. Ein Schwank „Der Großfürst“ ist ohne dichterische Note und das Erzeugnis des Geschäftemachers. Und was daran vielleicht mit einem Zipfel über die Schablone hinausragt, ist doch schon längst bis zum Überfluß vorhanden in den entsprechenden Verzeichnissen der Literatur. — In einem Rofottenroman aus 1912 („Du“) beabsichtigt er die Moralheuchelei und Unkultur des Berliner Westens zu enthüllen. Ein von allen weiblichen Instinkten verlassenes Mädchen wird darin fortwährend als Gipfel aller Tugend gepriesen, und Landsberger versichert: Du ist eine jener seltenen Frauen, die einem Duzend Männer angehören können und doch dabei tugendhaft bleiben. Die tugendhafte Rofotte heiratet schließlich einen Mann, der gleich ihr viel gelitten hat; weißgekleidete Kinder streuen bei der Trauung Blumen und ein Chor singt: Lobe den Herrn.“

PM, Nov. 1917: „L. läßt es, abgesehen von der undeutschen Gesinnung aller seiner Werke, auch nicht an direkten hämischen Ausfällen gegen das Deutschtum fehlen. In einem seiner Romane stand: „Als höfliche Leute rühmten die Franzosen das Wenige, was in Deutschland zu rühmen ist.“ Das ist aber nichts gegen die Art, wie er fast alle deutschen Stände hämisch glossiert. Geistliche, Professoren, Richter, Lehrer, Offiziere usw. erscheinen bei ihm als durchaus verlogene, vertrottelte Individuen, wogegen Rofotten und andere außerhalb der Gesellschaft Stehende sich wohlthuend abheben. Trotzdem findet L. in vielen großen dtischen Zeitungen eine begeisterte Aufnahme und „Du“ erlebt im Kriegsjahre 1916 die 16. Auflage!“

Zeitweilig war L., als Anhänger des Magnus Hirschfeld, Mgl. der „Gemeinschaft der Eigenen“. Nebenbei soutenierte er 8 Jahre lang die Demimondaine Klara Jüngst (Bl. Journal 16/10 11) und führte in Berlin W die jugendliche Dollh, E. der Gertrud Bert-

heim („Truth!“) in 1. Ehe mit RR Pincus, — aus, die aber in der Hochzeitsnacht aus dem Fenster ihres im 2. Stock gelegenen Hotelzimmers sprang. — Landsberger war der alten Wertheim seinerzeit durch seine Schwester, Frau Tony Jaffa zugeführt worden, während gleichzeitig sein Freund, Eugen Marquardt, dem alten Wertheim die Annahme des Diebhabers nahegelegt und ihm dafür den persönlichen Adel i. U. des Staatssekretärs von Schön gegen eine verlangte Stiftung von 300 000 M. anbot. (vgl. Dragonade).

Die DZ 13/10 1911 wurde ohne Hinweis auf den § 11 von Landsberger um Aufnahme einer Verteidigung gegen seinen Erschwiegervater, Wolf Wertheim, gebeten: [Wir haben die unverständliche sonderbare Nummerierung nicht abändern zu dürfen geglaubt.]

„1. Ich bin das einzige — glücklicherweise „ehemalige“ — Mitglied der Truthschen Familie, bei dem ihr bisher der Versuch, ihm ein Strafverfahren anzuhängen, mißglückt ist. Da ich meine Zeit nützlicher zu verbringen gedanke, als mich gegen die Anwürfe einer Frau Wertheim zu verteidigen, so werde ich mich auch in diesem Falle statt anzugreifen, auf den Beweis beschränken, daß sämtliche Behauptungen, die Wolf Wertheim in einem Berliner Montagsblatt gegen mich erhoben hat, den Tatsachen zuwiderlaufen.

1. Es ist unwahr, daß einem nervös erregten zwölfjährigen Kinde täglich Briefe „abgerungen“ wurden.

2. Es ist unwahr, daß dieses Kind eine „Millionenerbin“ ist.

3. Es ist unwahr, daß ich auf Grund von § 51 von der Fahnenflucht freigesprochen worden bin.

4. Es ist unwahr, daß ich mir die Spesen meiner „Entführung“ mit 70 000 M. habe bezahlen lassen.

5. Es ist unwahr, daß ich nachher Geld für Geschenke, wie Mantel usw., eingefordert habe.

6. Es ist unwahr, daß mein Roman „Moral“ in irgend einer Form oder in irgend einem Kapitel auch nur andeutungsweise das Milieu der Familie Wolf Wertheim schildert.

7. Es ist unwahr, daß ich Frau Dolly

durch meine Geliebte habe entführen lassen.

8. Unklar schließlich ist, was mit meinen Besuchen bei Professor Georg Simmel gemeint ist.

1. Mit den einer 12jährigen „abgerungenen“ (?) Briefen können die aus allen Gegenden und nach allen Gegenden an mich gerichteten, oft 20 Seiten langen Liebesbriefe der Frau Dolly nicht gemeint sein, da ich Frau Dolly erst als 15jährige kennen lernte. Bei dieser Gelegenheit sei übrigens darauf hingewiesen, daß ich die „abgerungenen“ Briefe meiner Frau niemals freiwillig herausgegeben habe, daß man sie seinerzeit vielmehr in dem von Wolf Wertheim mir liebenswürdigerweise aufgedrängten Strafprozesse mit Beschlag belegte.

2. Ich kann nachweisen, daß ich bereits längst vor meiner Ehe mit Dolly wußte, daß die ihr von ihrer Mutter angebichteten Millionen nur ein Märchen sind, und war daher durchaus nicht erstaunt, betrieb vielmehr die Wiederholung der in England geschlossenen Ehe in Deutschland nur um so eifriger, als mir eröffnet wurde, daß die damals 16jährige nur die halbe Million besaß, die sie erst nach Vollendung des 21. Lebensjahres (also nach 5 Jahren!) heraus bekam, zuzüglich freilich der Zinsen von etwa fünfviertel Millionen, die aber nach ihrem Tode an die Pincus'schen Erben zurückfallen.

3. Ich bin weder wegen Fahnenflucht verurteilt noch freigesprochen worden. Es hat vielmehr niemals eine Verhandlung stattgefunden. Nach einer Operation und längerem Urlaub ins Ausland sollte ich zur Erledigung der Formalitäten meiner Entlassung nach Berlin zurückkehren. Hier wollte der Oberstabsarzt dem Wunsche des Regiments nicht entsprechen; ich reiste daraufhin wieder ab in der Hoffnung, daß meine Entlassung erfolgen werde. Ein eingeleitetes Verfahren wurde nach Vernehmung einiger ziviler und militärischer Zeugen eingestellt, ich selbst nach oberstabsärztlicher Untersuchung als dauernd untauglich entlassen.

4. 70 000 Mark soll ich für die Kosten der „Entführung“ und als Schwei-

gegeld erhalten haben! Köstlich! Hatte man so Furchtbares zu verschweigen, daß man diese selbst für die damaligen Verhältnisse hohe Summe dafür opferete? Nun: ich habe alles in allem für das, was unmittelbar mit meiner Ehe zusammenhängt (in der ich insgesamt 3000 M. Zuschuß aus dem Vermögen meiner Frau erhielt!) etwa 128 000 M. verausgabt. Ich stand allerdings auf dem Standpunkt, — und stehe noch heute auf ihm —, daß mir, nachdem mir so übel mitgespielt worden war, diese Summe von dem damals noch zahlungsfähigen Wolf Wertheim hätte ersetzt werden müssen. Lediglich dem Drängen [hat er wirklich solches dtsh. verbrochen?] Maximilian Gardens, der mich damals gegen die Vernichtungsversuche Wertheims schützte, habe ich mich bereit erklärt, mich mit der geringen Zurückstattung von 70 000 M. zu begnügen; womit, wie damals schriftlich von den Anwälten Wertheims festgelegt wurde, lediglich „ein Teil meiner Ausgaben“ gedeckt war. Daß Wolf Wertheim nach seinem nunmehrigen völligen finanziellen Zusammenbruch diese Summe zurückerstattet haben möchte, ist menschlich. Und, wie gesagt, es ließe sich mit mir darüber reden.

5. Ich habe Frau Dolly während der Ehe niemals einen Mantel geschenkt, für den ich, wie behauptet wird, nachher das Geld zurückgefordert hätte. Vielmehr ist mein Mantel bei ihren Sachen zurückgeblieben und mir bis heute noch nicht wieder zugestellt worden.

6. (cfr. oben Nr. 6.)

7. Ich habe Dolly niemals „entführt“. Vielmehr hat der typische Fall einer Selbstentziehung vorgelegen. Und was die Beziehungen zu meiner langjährigen Freundin betrifft, so sei dazu folgendes gesagt: ich habe jede intime Beziehung zu meiner Freundin am Tage meiner Verlobung mit Frau Dolly abgebrochen und mich auch während der Ehe nie eines Ehebruchs oder auch nur ähnlicher Handlungen schuldig gemacht. Ich habe mich mit Händen und Füßen gegen die Freundschaft dieser beiden Damen gestäubt. Hinter meinem Rücken schloß sich Dolly meiner Freundin — nicht etwa umgekehrt — während ich

auf längere Zeit auf Reisen (in Vissabon) war, an. Auch nach meiner Rückkehr habe ich alles versucht, diese Beziehungen zu lösen, stieß dabei aber auf den entschiedensten Widerspruch der Frau Dolly, wie ihre Briefe an meine Freundin (oder waren auch das „abgerungene“?) beweisen. Daß ich hierbei vielleicht nicht mit der nötigen Energie vorging, ist das einzige, was ich mir in der ganzen Affäre vorzuwerfen habe.

Ich bin bereit, diese Angaben vor Gericht durch Eid zu bekräftigen und für die Richtigkeit jeder meiner Behauptungen einwandfreie Zeugen zu stellen. Indessen: ungern. Denn ich habe nur noch einen Wunsch: mit diesen Leuten Zeit meines Lebens in keinerlei Zusammenhang mehr gebracht zu werden.

Der langen Rede kurzer Sinn ist, daß Landsberger nur einen Teil seiner „Spesen“, 70 000 M. zurückerhalten hat, während ihm der Spaß 128 000 M. gekostet hat. Da er sich aber damit von Dolly loskaufen konnte, die sich ihm nach seinen eigenen Worten gewissermaßen an den Hals warf, und die dann mit seiner ehemaligen Geliebten ein Bündnis schloß, so dürfte der „Verlust“ kein allzu herber gewesen sein, sintemalen Frau Dolly nur „die halbe Million“ besaß, oder richtiger: zu erwarten hatte.

Landsberger ist durch die Heirat seiner Schwester auch mit dem Zeitungsjuden Allstein verschwägert, der betreffs Herstellung einer „gesunden“ Sensationspresse Rudolf Mosse mit Erfolg den Rang abläuft. Später redigierte L. an der von Weber und Sombart herausgegebenen „Sociologie der Presse“ die Abteilung Kultur und Feuilleton.

Er hat auch das Vorwort zu Sombarts „Judentaufen“ verfaßt, mit einer für den Zusammenhang von Ost und West bedeutsamen Stelle: „Aus der großen Zahl der Zuschriften und der Tatsache, daß nach kaum 14 Tagen die 6. Auflage nötig wurde, ergibt sich das Vorhandensein regen Interesses für das Problem der Judentaufen im engeren, wie der Assimilation im weiteren Sinne.“

Aber was mir wichtiger erschien: die Frage nach der Zukunft der östlichen

Juden, ist von den meisten einfach beiseite geschoben worden.“

Auf jene östlichen Juden, denen wir inzwischen ohne jeden Grenzschutz preisgegeben sind, kommt L., der geradezu eine Inkarnation des Satzes „Ganz Israel [in allen Himmelsrichtungen] bürgt für einander“, ist, immer wieder zurück: „Wären es Protestanten oder Mohammedaner — die Pflicht eines jeden gesitteten Menschen, sich zu entrüsten, Widerspruch zu erheben, zu helfen, wäre dieselbe!... jeder Kulturmensch, ob gebildet oder ungebildet, Fachmann oder Laie, ist gleichermaßen an der Lösung des Judenproblems interessiert, weil er den Segen oder Unsegen seines Vorhandenseins bis in die kleinsten Bedingungen seiner Existenz am eigenen Leibe spürt.“

Einige scheinen aber der Landsbergerschen Umfrage wegen der Judentaufe doch aus dem Wege gegangen zu sein, wenn wir eine Anmerkung recht verstehen: „Leider haben mich August Bebel, Fürst Bülow, Professor Brentano, Dr. ▼Frank/Mannheim, GN ▼Goldberger, MA Heine, Albert Träger —, deren Äußerungen ich gern veröffentlicht hätte, aus Gründen, die man respektieren muß, gebeten, sie von der Beantwortung der gestellten Fragen zu entbinden.“

Man kann sich — abgesehen vom Fürsten Bülow — über die Gründe dieser Absage keine Gedanken machen, denn Bebel und Träger hatten doch jüdische Schwiegeröhne (s. Schote); Lujo Brentano ist Stämmeling und die andern sind oder waren z. T. Vollblutjuden.

1914 gab Landsberger ein „Ghetto-buch“ (mit 18 Bildern von F. Feigl, Verlag von Georg Müller in München) heraus: 38 Geschichten, darunter: Hermann Menke; J. E. Perez' Volkstümliche Erzählungen; Scholem Aleichems „Assentierung“, David Pinski mit den „Ausgezeichneten Birnen“ und „Gut jom tow wünschen“; Feierberg, Brodowski, Jehuda Steinberg, Spektor mit dem Streif der Schnorrer, Oskar Leber-tins „Kalonimos“, J. E. Porizkys Elendsgeschichte vom Schachmedrogge, der Londoner Ghetto-dichter Israel Bangwill.

L.'s Stück „Das Kind mit den 4 Müttern“, war einer der Schlager der Saison 1915 und eine Cochonnerie allerersten Ranges, die man in Berlin und anderswo zu spielen wagte, während an den Fronten täglich 1500 Deutsche für Deutschland verbluteten.

Der No. „Frau Dirne“ soll nun laut Waschzettel, L.'s „schmissigstes, amüsantestes Buch und bei allem freien Belennermut zugleich das moralischste sein. Wem der Begriff: Das Bordell, eine moralische Anstalt, grotesk erscheint, der wird durch die Lektüre dieses Buches eines besseren belehrt.... Hier ist die Psycho-Analyse der Dirne und damit auch der Weg gegeben, sie emporzuheben. Lernt verstehen, dann erst urteilt und helfst.“

Dieser vom Jdtn emporgelobte Jude und Verf. von Kitschromanen zur Juden-Verhimmelung konnte in einer Kriminalerzählung „Bankhaus Reichenbach“ in der „Münchener Illustrierten“ eine Empfehlung des Präsidenten des Strafvollzugsamts Berlin, GMA Dr. Karl Finkelnburg vom 24/12 1927 abdrucken. Im Mittelpunkt der Erzählung stehen eine völlig falsch — nämlich aus der Ghettoperspektive — gesehene Abliche, eine Schilderung aus dem Brandenburger Zuchthaus, eine Einbruchsuntersuchung und eine unrichtige Gerichtsverhandlung. — Die staatliche Unterstützung dieser jüdischen Hintertrep-penschriftstellerei paßt in die Zeit des Schmutz- und Schundgesetzes, WB 7/7 28.

Deutsche Nachr. 28/7 1929: „Arthur Landsberger in seinem Roman „Berlin ohne Juden“, Gespräch zwischen einem Deutschen und Juden:

Der Deutsche: „Sie sind ehrlich. Hauptsache, wir haben erst einmal die Macht. Sie werden sie uns jedenfalls nicht entreißen.“ „Schade, daß wir nicht wetten können“, antwortet der Jude Pinski. „Warum nicht?“ fragt der Deutsche. Antwort:

„Weil Sie in dem Augenblick, in dem ich gewinne, nichts mehr zu verlieren haben.“

L. schrieb 1929 (Wossische Z. 12/2), nach der angeblichen Niederschrift eines vielfach vorbestraften Berufseinbre-



chers, der heute 35 Jahre zählt, „Die Unterwelt von Berlin“, Steegemann Verlag, und kein Geringerer als *MA* Mag *W*lberg würdigt das Buch eines Nachwortes. „Das Buch wimmelt von Vorschlägen, bis in die Pläne zur Reform des Strafgesetzbuches hinein, und wenn der Zuchthäusler Franz beansprucht, bei den Beratungen gehört zu werden — vielleicht wäre es klug, ihn irgendwo zu hören“.

„Es wird stets eine halbe Arbeit sein, wenn man Strafrecht und Strafprozeß vom grünen Tisch aus reformiert. Dazu muß man außer Juristen und Gelehrten auch Leute vom Fach heranziehen, die die Gesetze nicht anwenden, sondern von ihnen erfaßt werden. Leute der Unterwelt, die ihre Kreise kennen und ihr halbes Leben im Zuchthause verbracht haben.“ Das behauptet der Schriftsteller Dr. A. L. in einem demokratischen Berliner Blatt. (Fr. Nr. 6, Februar 1929.)

Sein neuer Roman: „Asiaten“ vgl. „Japan“ und „Kulturbolschewismus“.

Landsberger, Auguste, Frau, Frauenrechtlerin; B.-Schöneberg, Eisenacher Str. 29. Vorsth: Berl. Hausfrauen-V. (gegründet von Lina *W* Morgenstern). 1914.

Landsberger, Edmund, Rentier, Berlin 1914.

Landsberger, Franz, Dr. phil., Ud (Kunst), Ma: Thieme's Künstlerlexikon. Breslau. 1913.

Landsberger, Franz, Beuthen D.-S. 1913. *UN*: Brieger Stadtbrauerei; Schlesiſche Elektrizität und Gas, Breslau. Sind beide identisch? *WM*.

Landsberger, Hedw., geb. Eisner, Rentière, Berlin, 1914.

Landsberger, Heinrich (Junius; Heinrich Lee [aus Lea, oder Anspielung auf den gleichnamigen Helden in Kellers „Grünem Heinrich“]; H. v. Linden; H. Berger; Hans Lang [vgl. das Schauspiel „Hans Lange“ von Paul Heyse], Berlin. 1862 Hirschberg — 19. *E*: L. // Brud. O 07 Sonny Wisplinghöff. *B*: Unbefleckte (eine nicht konventionelle Geschichte), 90; Dürer; Dtsche (!) Heldensagen; Berlin von heute; Pariserin; Weibliche Studenten; Gräfin Desceä; Glück von Monte Carlo; Wilhelm Meister, Berliner Gedichte; 2 Uhr 46, Asp.; Schulden, Schw.; Baccarat, Geschichte zum Dessert.

„In seinem „Examen“ hatte L. die ehrwürdige Gestalt des Philosophen Kant mit außerordentlich feiner Auspinselung aller Seiten seines Charakters in den Mittelpunkt einer scherzhaften, aber lebensvollen Handlung ge-

stellt, und 94 machte er die Gründung des Zollvereins zum Motiv eines sehr sauber durchgeführten geschichtlichen Bühnen-Zeitbildes: Schlagbaum“, Hanstein.

L. schrieb auch für *BT* „Dtsche Städtebilder“. *Ep*: W. Meyer-Förster. L.'s schamlose „Grüne Ostern“, Schauspiel aus 1812/13, kam im Hoftheater in Kassel am 27/1 1913 zur Erstaufführung — und wurde ebenda und in Wiesbaden zur Feier des Gedenktages des Eisernen Kreuzes am 10/3 13 leider auf „Allerhöchsten Befehl“ gegeben. Der 1914 verstorbene Oberst Hellwig, ein Urmane, schrieb über das schaudervolle Produkt in den *DfBl* 19/3:

„Man darf als treibende Kraft jenes Befehls wohl Landsbergers Stammesgenossen, den „Dramaturg“ der Königl. Schauspiele, den notgedrungen oft unstat gewesenen Paul Lindau (fd) betrachten. „Grüne Ostern“ ist eine Verherrlichung des Judentums! Von 6 gebildeten Frauen des Stückes sind 5 oberflächliche, nicht von der Not des Landes (1813!) berührte Geschöpfe, im letzten Aufzuge wird zweien von ihnen sogar Unlust zur Hergabe eines Opfers für das Vaterland angedichtet, im Gegensatz zum „Fondsmaffer“ Weilchenstock! Wie ungeschichtlich! Unsere Frauen und Jungfrauen haben Schmutz, Trauringe, Haar, ja, manche ihr Leben geopfert, dagegen haben von 7 Kreisen Westpreußens in 5 die Juden die Erlaubnis ausgemirkt, Geld geben zu dürfen, statt Mannschaften, deren viele außerdem in das benachbarte Herzogtum Warschau vor der Wehrpflicht geflüchtet waren. Herr Kaufmann Friedberg hatte bekanntlich jenen Antrag damit begründet, daß Sr. Majestät in diesen Zeiten wohl Geld lieber sein würde, als „feige Memmen!“ (s. „Geschichte der Organisation der Landwehr“.) Ein adeliger Hauptmann a. D. wird von Lee als feig und verknöchert dargestellt; er geht nicht mit, will sein Ruhegehalt in Frieden genießen! Wahr ist, daß die alten verabschiedeten Offiziere zu den preussischen Fahnen eilten, um die Schmach von 06/7 zu sühnen! Ein katholischer Geistlicher wird als unbescheiden geschildert: immer die Abneigung gegen

Udel und Geistlichkeit! In den ersten 4 Aufzügen wird gegessen und getrunken: von der Not des Landes nichts! Das Stück ist außerdem zusammengestoppelt aus „Kolberg“ von Hehse und aus „1812“ des v. d. Pfordten!“ Über dasselbe Stück schrieb Heinz Gorrenz in der DZ: „Die oft geschickte, aber um so verlogeneren Mache wiegt zu schwer, als daß sie lächelnd mit einem Blick auf die Gelegenheit abgetan werden könnte. Und der Malter Weilchenstock, der als der größte Patriot des Stückes erscheint, da er 500 Taler und seinen Sohn zu opfern verspricht, während der Vertreter der Stadt Breslau ein Filou ist, der sich in der Not der Zeit durch Wucherei bereichert, sind so bekannte Typen bekannter zeitiger Theaterstücke, daß sie zu denken geben. Auch die schlechten Witze, mit denen die Leesehen Gestalten die Opferung der Kleidungsstücke und Silberfachen begleiten, und mit denen sie — wie die Magd — den Diebstahl einzelner Gegenstände, die schon für den Altar des Vaterlandes bestimmt sind — entschuldigen — geben zu denken. Oder sollte auf den Wangen der Breslauer von heute nicht die Schamröte brennen, wenn ihre Ureltern kurz vor der Entscheidung, da die Zeit im Fieber lag und die Not an alle Tore pochte, dargestellt werden wie alberne Gesellen und schwatzende Weiber, die zwischen Hurrabrüllen und Gellatsch ihre Stunden verbringen? Wenn die Studenten, die aus allen Himmelsgegenden nach Breslau geströmt sind, bei Landsberger nicht zur Befreiung des Vaterlandes stürmen, sondern ihr lauter Lärm in der Befreiung eines wegen Insubordination zum Tode verurteilten französischen Oberstengipfelt, ist damit gezeigt, wie Lee die eiserne Zeit lebendig werden ließ. Sie hat nichts mit ihm, er nichts mit ihr zu schaffen. Das fühlen wir, die wir den Venzsturm jener Tage um unsere Ohren brausen hören, die wir in Sehnsucht uns nach dem Großen verzehren, der uns das Drama der eisernen Zeit schreiben wird, und die wir nicht ruhen werden, bis ein neuer Venzsturm jene Sumpfpflanzen geknickt hat, die den Blüten der deutschen Kunst Sonne und Luft nehmen.“

Wer hat dem Kaiser zu einem der höchsten Feiertage preußischer und deutscher Geschichte raten mögen, dies gemeine Stück mit seinem Willen „auf allerhöchsten Befehl“ geben zu lassen? Wir bitten den verfloffenen Kultusminister Dr. Fr. Schmidt-Ott, der zum Dank vom Hause Juda nach der Revolution in einem Nebenzimmer seiner früheren großen Amtsräume hocken mußte, noch vor seinem Tode gefälligst um Antwort, ob er es gewesen ist oder welcher seiner Räte.

In der N.N. schrieb Landsberger als Junius im Nov. 10 folgendes höhnische Massen- und SB: „Die Juden regen sich in jeder Keimzelle der Nation mit solcher Frische und Lebendigkeit, daß man schon von einer jüdischen Renaissance sprechen hört. Es geht ihnen gut; nicht nur geschäftlich. ... Es gibt kaum einen Bezirk nationalen Wirkens, in welchem kein jüdisches Element steckt. Es gibt kaum noch eine judenreine Aktion großen Stils. Es scheint, als ob gerade Dtschld ohne diesen Sauerteig nicht existieren könnte: Das ist oft gefühlt und zuweilen gesagt worden. ... Darum ist der Jude als Großbanker, Großhändler, Großreeder, als Finanzier aller Kollektivbedürfnisse zwar nicht der offizielle Politiker, wenigstens nicht in dem noch (!) vom Beamtentyp geleiteten Staate; aber hinter den Kulissen ist er ohne Unterlaß tätig und unentbehrlich: er ist der eigentliche Drahtzieher und Akteur, fluggenug, die dekorative Geste andern zu überlassen. Und darum, weil der Jude so tief im kapitalistisch gerichteten Leben nistet, schwirrt es an höchsten und allerhöchsten Orten von Ballins, Mathenaus, Fürstenbergs. Darum macht Sir Ernst Cassel Weltgeschichte. Darum waren Sonnino und Luzzati in Italien Finanzminister und Ministerpräsidenten. Darum wimmelt es auf Kolonialkongressen und in Kolonialgesellschaften von Juden, die bei der Aufgabe, die noch dunklen Punkte durchzukapitalisieren, nicht fehlen dürfen. Darum müssen in der nationalliberalen Partei, welche die großen Verbände der Unternehmer und Indu-

strieexporteure hauptsächlich mit vertritt, von rechtswegen Juden umgehen und vom politischen Ehrgeiz gestachelte Bankdirektoren a. D. Unterschlupf suchen. Darum lanzieren auch so zahlreiche jüdische Seiltänzer auf dem vom S a n s a b u n d gespannten Seil in der Maske der H a r m o n i e a p o s t e l. Schon gibt es jüdische Latifundienbesitzer, die Rechtsnachfolger von Fürsten und Baronen. Freilich, liebenswürdiger, sachlicher, bescheidener ist der Durchschnitt nicht geworden, beileibe nicht. Aber das gehört unter einen andern Gesichtspunkt.“ — Im November 13 wollten die „Deutschvölkischen Hochschulblätter“ von cand. ΔFrik Schulze (gefallen 1915) diese Worte in ihr Buch der „jüdischen Selbstbekenntnisse“ aufnehmen, wünschten aber — der Semikürschner war noch nicht erschienen — über die Abstammung des Verfassers, den sie nach der Unverschämtheit seiner Ausführungen für einen Juden hielten, offizielle Klarheit. Deshalb wandten sie sich am 23/11 13, um sicher zu gehen, brieflich und ausführlich an Oskar ▼Wie (id), den Herausgeber der N.N. 6 Wochen darauf erhielten sie die Antwort:

„E. Fischer, Verlag,

Berlin W, Bülowstraße 90.

30. Dezember 1913.

An die Leitung des  
Deutschvölkischen Studentenverbandes.

Sehr geehrte Herren!

Verzeihen Sie die verspätete Beantwortung Ihrer Zuschrift vom 23. November: sie ist auf ein Versehen zurückzuführen.

Über Rasse und Konfession unserer Mitarbeiter Aufklärung zu geben, verträgt sich nicht mit den Grundsätzen unseres Verlages und der von ihm unterhaltenen Unternehmungen. Für uns stehen die Qualität der Leistung und, im Sozialen und Politischen, das Gewicht des Urteils und die Lauterkeit der Gesinnung an erster Stelle; alles andere ist nebensächlich. . . .“

Die jungen Germanen aber ließen nicht locker:

„Berlin NW, 7, 6/1 14.

Herrn Verlagsbuchhändler E. Fischer,  
Berlin W.

Sehr geehrter Herr!

Auf unsere Anfrage an die Leitung der „Neuen Rundschau“ vom 13/11 13 erhielten wir unter dem 30. Dezember eine auf einem Briefbogen Ihres Verlages geschriebene, nicht unterzeichnete Antwort, die wir als von Ihnen ausgehend betrachten und demgemäß beantworten.

Wir können uns des Eindrucks nicht erwehren, als sei es Ihnen bei Ihrem Schreiben weniger auf den vorliegenden Fall als vielmehr auf eine Darlegung Ihrer Stellung zur Judenfrage im allgemeinen angekommen. Darauf einzugehen verbietet sich von selbst, da weder Ihnen noch uns die Zeit zu einer gründlichen Aussprache über dieses Problem zur Verfügung stehen würde. In unserem Falle handelt es sich aber um ganz etwas anderes. In einer der Unternehmungen Ihres Verlages macht einer Ihrer Mitarbeiter längere Ausführungen über Macht und Einfluß des Judentums. Es dürfte Ihnen nicht unbekannt sein, daß Behauptungen ähnlich den dort vorgebrachten nicht selten von „Antisemiten“ aufgestellt und dann fast regelmäßig von Leuten, die Ihnen mindestens näher stehen als uns, als Lügen, Erfindungen oder zum mindesten außerordentlich starke Übertreibungen bezeichnet worden sind. Der Umstand, daß diese Behauptungen diesmal nicht in einem „antisemitischen“ Blatte, sondern in einer der Unternehmungen Ihres Verlages aufgestellt wurden, bedeutet selbstverständlich für die Richtigkeit dieser Anschauungen nichts, ist aber doch für die Öffentlichkeit von weitgehendstem Interesse. Es liegt uns fern, uns mit Ihnen über die Berechtigung des Grundsatzes zu streiten, daß R a s s e und K o n f e s s i o n der Mitarbeiter keine Rolle zu spielen haben. In dem Augenblicke aber, wo jemand über die Stellung einer bestimmten Rasse im deutschen Leben der Gegenwart spricht — und daß es sich in dem betreffenden Aufsatz etwa um die Konfession gehandelt haben sollte, wird Ihr Mitarbeiter doch kaum behaupten wollen —, ist es selbstverständlich von Wichtigkeit, zu erfahren, ob der betreffende

Schriftsteller Angehöriger dieser Rasse ist oder nicht.

Wir haben geglaubt, uns, ehe wir die jüdische Abstammung Ihres Mitarbeiters „Junius“ behaupteten, so genau wie möglich über diese Frage unterrichten zu sollen, halten uns aber nunmehr für berechtigt, seine Ausführungen in unsere „Jüdischen Selbstbekenntnisse“ einzureihen. Um unsern Schritt vor der Öffentlichkeit zu rechtfertigen, werden wir unsern Briefwechsel in unsern Blättern veröffentlichen.

### Hochachtungsvoll

Deutschvölkische Hochschulblätter  
J. A.: Friß Schulze.“

Da erschien Dezember 13 der „Semikürschner“: „Junius = Heinrich Landsberger“, und schließlich kam auch die Antwort vom Verlag S. Fischer 24/1 14: „Sehr geehrter Herr! Also ja! Aber die Stelle, die Sie im Auge haben, ist ironisch gemeint. Hochachtungsvoll S. Fischer, Verlag, Windler.“

Mit Recht sagten die „Deutschvölk. Hochschulblätter“: „Wir halten es für völlig ausgeschlossen, daß die Stellen ironisch gemeint sein könnten. Sollte das aber doch der Fall sein, so erbitten wir eine Mitteilung des Verfassers selber, da wir diese Mitteilung des Verlags nicht für eine „authentische Interpretation“ halten können.“

Landsberger, Hugo (Hans Land). Vorsteher der Neuen freien Volksbühne, R: Reclams Universum; Neues Jahrhundert, 98. \*1861 Berlin. G: Rabbi L. // Rameau. O 01 Schauspielerin Lola R. Hugo war fürs Bankfach bestimmt. B: Stiefkinder der Gesellschaft, 2. V. 89; Amor Tyrannus, Dr.; Neuer Gott, No, 3. V. 90; Skorpion, Dr.; Die heilige Ehe, 103. Dr., 92; Mutterrecht, Nov.; Die Tugendhafte, 95; Von 2 Erlösfern, 97; Und wenn sie just passiert, No, 99; Liebesopfer; Wande!! Hum. No; Sünden, ausgew. Erz.; Arthur Imhoff, No, 05; Königl. Bettler, No; Ja — die Liebe! Nov.; Glammen, Nov., 11; Der süße Feltig, Poffe. Cps: Feltig Holländer; Erich Urban.

Geißler: „Massenhafte Erotik aller Gattung und Färbung und Tönung, ohne daß behauptet werden kann, Hans Land wäre ein Dichter; denn seine belletristische Beschäftigung mit sozialen und Kulturfragen der Zeit wird das Stoffliche und Tendenzlose nirgends überwinden. Und das Romanrezept, nach dem er arbeitet, ist das sehr alte in äußerlichem Aufpuß.“

In Lands Roman „Verbrechen und Strafe“ heißt es: „Die Parteitreiben wiesen in diesen Tristan-Aufführungen meist die nervösen Gesichter der erotischen Schwärmerchaft, Frauen mit suchenden, fiebrigen Augen, Männer mit Schwärmerzügen und dem Lachen der Liebesenttäuschung um die schmerzlichen Mäuler. Besonders die Jugend gab sich den wühlenden Erzfaffen dieser hochzeitlichen Klänge, die Orchester und Menschenstimmen zu Schreien der Brunst peitschten, mit Gebärden der Verzückung hin, wie sie sonst in Opiumhöhlen die Haschischraucher zeigten. Die Dämonie dieses Liebesgesanges

packte die Seelen mit einer Kraft, die etwas Berstörendes hatte. ... Im übrigen war sie ein unedles und grazieloses Menschentum, das nach Abstreifung der allerfrischesten ersten Jugendreize keinerlei Körperlichen oder seelischen Schmutz zurückbehielt, ein barbarisch borniertes und kulturloses Wesen, tief in sarmatische Wigotterie versunken und in ihr versumpft, zur Zeit halb blödsinnig vor Gewissensbissen über ihren Religionswechsel und ihr Ausscheiden aus der heimischen orthodoxen Kirche.“

SB: „Nur über des dtschen Juden Lage kann ich urteilen. Seine Emanzipation ist verhältnismäßig noch jung und ist sie nicht vollständig, so sollte des dtschen Juden vorbildliches Verhalten in Staat und Gesellschaft bald dahinführen müssen, sie vollständig zu machen. ... Wir sind dieser dtschen Scholle entsprossen, wir lieben sie, wir wollen ihre Ehre sein — nichts anderes. Wir fühlen dtsch, wir sprechen dtsch — laßt uns den alten beängstigenden Traum des Fremde-seins in dieser unserer teuren dtschen Heimat vergessen. Macht ihn uns vergessen — Ihr Christenbrüder!“

Und dabei trägt auch dieser Jude den tiefen Haß gegen alles Deutsche und Christliche in sich, wie Paul Barhan, Kurt Münzer u. a., den er nur etwas geschickter unter Tränen und Worten zu verdecken weiß.

Landsberger, Emanuel, Glogau. 1833—13. — G: L. // Munt. — Seit 77 1. Vorsteher der Jsr. Gemeinde; in der Stadtverwaltung 50 Jahre als Stadtverordneter u. Vorsteher und als Stadtrat tätig. Langjähriges Mgl. d. Kreistages und der Handelskammer. Seniorchef der Getreidefirma Levy & Landsberger und der Bank J. Landsberger & Co., Spitze der Melassefuttersabrik Frauastadt, die zu den größten in Ostdeutschland gehörte. 13 stiftete er an seinem 80. Geburtstag für „Kunstgewerbe und Technik“ 30 000 M.

Landsberger, Joseph, Dr. med., Charlottenburg. \* 1848 Posen; war 18 Jahre Stadtverordneter, 1 Jahr Stadtverordnetenvorsteher, und 4 Jahre Leitungsarzt am jüd. Hospital. „Sein „Handbuch der Kriegschirurgie“ errang 75 den Kaiserin-Augusta-Preis. Neben seiner Praxis widmete er sich histor. statist. Studien und Standesangelegenheiten, sowie schulhygien. und medizin. polizeil. Arbeiten. Vorsitzender des Vereins Posener Ärzte.“ ▼ Pagel.

Landsberger, Joseph, Dr. med., Frauenschänder, Kommandantenstr., Berlin. Uhlwardt, Arischer Verzweiflungskampf 1890, S. 193: „Als Rassenarzt der Krankenkasse Josephshilfe veranlaßte er junge Frauen, die wegen irgend eines Leidens zu ihm kamen, sich vollständig zu entkleiden, worauf er dann tolle Ansinnen an sie stellte. Einmal freilich wurde er bei solcher Gelegenheit durch den Ehemann gezwungen, die Wohnung auf außergewöhnlichem Wege zu verlassen.“

Landsberger, Ju., Dr., Prediger an der Synagoge, Religionslehrer am kgl. Gymnasium und an der Viktoriaschule, Berlin. B: Das Menschenherz ein Tempel Gottes, 1855; Worte des Glaubens, 56; Entweiheit Israels Heiligtümer nicht! Konfirmationsrede; Die Makkabäer Israels und die Befreier Schleswig-Holsteins; An die Hörner des Altars. — Lippe 1881.

Landsberger, Max und Ernst, „die sich Rennpferde halten und auf den Rennplätzen Wetten machen, standen in Berlin wegen gewerbsmäßigen Hazardspiels vor Gericht. In dem Berichte über die Verhandlung legt die [damals sehr rassencheue] „Post“ den Angeklagten „französische Nationalität“ bei.“ — AG, Mai 1887.

Landsberger, Richard (R. Lang), Dr. med., Arzt. Berlin. \*1866 Darmstadt. B: Pflicht, Dr., 98. Rd 22.

Landsberger, Richard, Dr. jur., RA, Kurfürstendamm 167, Berlin. Präf. UR: Drenstein & Koppel, Artur Koppel. UR: Stahlbahnwerke Freudenstein & Co. 1914.

Landsberger, Richard, Bankhändler, Berlin, 1914. — Präf. UR: Maschinen Montania. UR: Berliner Eisengießerei und Maschinen.

Landsberger, Sigismund, 1840—14 Charlottenburg. O Amanda Neumann. R: 1. Dr. Willh L., O Anni

Satyr; 2. Arthur, O Käthe Doewenberg; 3. Miese, O Josef Leben.

**Landsberger, Silbius**, (Sibius Sandberg), war in den 1840er Jahren, US M. Lazarus, (vgl. G. Weißstein, Curiosa 2, 46 ff) „in Berlin in der Buchhandlung von Logier, Friedrichstraße, zwischen den Linden und der Behrenstraße, Geschäftsführer, Prokurist, Faktotum. Als Kunde verkehrte ich dort oft, um die Novitäten zu studieren. So lernte ich ihn dann bald näher kennen; ein strebsamer, alles lesender Autodidakt, Witzling und schöpfungsdurstig bis auf die Knochen. Aus letzterem Trieb machte er sich nach wenigen Jahren frei, wurde ein kleiner Verleger und ein großer Dichter von possenhaften Dramolets, (Kaze, Kaze, Zipperlein), die er mit politisch-satirischem Senf gewürzt hat. Er stieg hoch empor und wurde der — Dramaturg des zu jener Zeit auf seiner größten, wohl letzten Höhe stehenden Berliner Puppentheaters. In einem Hotel der Mohrenstraße wurde gespielt... Meiner Frau und mir hat er ein Stück gewidmet: „Esther“, ein historisches Schauspiel, nicht besser, aber gewiß auch nicht schlechter, als sehr viele andere des gleichen Inhalts. Es gab darin auch komische Szenen, die waren die besten, denn sie waren wirklich komisch. Während ich in Bern war, von 60 bis 66, hatte er Berlin verlassen. Aus Amerika, Philadelphia, dann New York erhielt ich eine Zeitung mit Beiträgen von ihm, ein Jahr später eine andere, als deren Redakteur, wiederum eine, als deren Besitzer er zeichnete. Dann war er für mich verschollen. Er wird wohl bald gestorben, an Rastlosigkeit zugrunde gegangen sein, denn rastlos schon in Berlin, kann man sich denken, wie er es in Amerika getrieben hat.“

Landsberger ist bekannt durch ein Puppenspiel: „Don Carlos, der Infanterist von Spanien, oder das kommt davon, wenn man seine Stiefmutter liebt. Spanische Lokalposse mit starkem Berliner Weigeschmack und sehr vielen Kouplets, in 3 lustigen Akten. Frei nach Schiller, aber bedeutend verbessert. Musik von Gluck, Hahn'n, Lanner, Strauß, Meherbeer, Gung'l und Mehleren.“ — Ein Verbrechen an Schil-

ler! Man hängt an ein deutsches Kunstwerk ein Zerrbild, dann können die Deutschen das Kunstwerk in ihre Sinne und Gedanken nicht mehr aufnehmen, ohne daß sich nicht die Frage dazwischen schöbe, und ohne daß ihnen nicht bei den edlen und großen Worten und Handlungen ihres Dichters unwillkürlich die dreckigen Parodien einfielen. Eigene, lustige Puppenspiele zu erfinden, ist kein Jude fähig. Einige, vom jüd. Standpunkt aus leidliche Witze, Anspielungen und politische Kouplets des Carlos sind da, der Berliner Dialekt reizt auch zum Lachen, sonst ist das ganze ein blödes Herunterreißen und Zertrümmern des Schillerschen Werkes. Marquis Posa z. B. wird zum Marcus Posener, Sohn eines jüd. Irrenarztes aus Posenmüchel. Für „Goldbergern feine Rheumatis-musketten“ macht der Kaspar die übliche Reflame.

L. kam, zu Ende der 1850er Jahre nach New York, wo er, wie Dr. Edward Frankel von der N. Yorker Staatszeitung berichtet, um 1899 starb. Er versuchte es zuerst mit der Parodie „Anton in Amerika“, die keinen Anklang fand. Dann schrieb er Aufsätze und hielt Vorträge in Anlehnung an Büchners „Kraft und Stoff“. Auch versuchte er sich in der Herausgabe von Unterhaltungsblättern, schrieb ernste und gediegene Aufsätze über Finanz- und Geldwesen, Bankreform und dergl. Nebenbei betrieb er einen Handel mit Glasmaterialien usw. . . . Nach den mir bekannten Bildern von M. Saphir, muß L. diesem sehr ähnlich gewesen sein. Auch besaß er eine ähnliche kaustische Manier der schlagfertigen Rede, der treffenden, witzigen Antwort, die allerdings manchmal verlegend wirkte. So ist es kein Wunder, daß ihm hier nichts rechtes gelungen ist.“

Damit, sagt Weißstein, „dürften die Frauen Lebensnachrichten von dem humorbegabten Landsberger geschlossen sein, der wie ein echter deutscher (!) Dichter im Glend gestorben ist.“

**Landsburgh, George**, gebor. Landsberg, Sozialist, London. R: Daily Herald, gegründet 1912. Sp: Gerald Gould (Gold); S. R. Brailsford. — SB: „Unsere Richtlinien werden sein: Rationalisierung des Bodens, der Verkehrsmittel, Gruben und Erze, sowie die Teil-

nahme der Arbeiter im Rahmen der Nation an der Herstellung und Verteilung des zum Leben Notwendigen. Wir treten ein für den BÖlterbund auf der Grundlage der Volksabstimmung und allgemeinen Ausrüstung.“ — So hat die Genfer Binde, die sich die BÖlter haben antun lassen, lange vor dem Kriege vorgespult. L. reiste 1920 zu Lenin. Als weltrevolutionärer Agent oder kommunistischer Missionar des bolschewistischen „Grand Orient de France“, verbot L. vor 5000 englischen Zuhörern dem englischen König den Mund, ja er drohte ihm mit unangenehmen Weiterungen à la Jakob I., falls Georg V. wagte, sich überhaupt politisch zu betätigen. Und dieser Schattentönig wagte es in der Tat nicht mehr.

Es bleibt immerhin merkwürdig, wie lange sich in England ein Rest des germanischen, sächsischen Königtums als Scheinkönigtum im Übergange zur jüdischen Demokratie zu halten vermocht hat. Aber überall derselbe Lauf: Der echte, nichtjüdische Volkskönig wird erst vom symbolisch beschnittenen Regenten und dieser wieder über kurz oder lang vom beschnittenen Juden abgelöst. In Rußland ging die Entwicklung schneller; da wurde das Mittelstadium übersprungen, wenn unmittelbar auf den Jaren der Trozki-Bronstein (Sb) folgte.

Edgar Landshuth, O. L. des Kohlenhändlers Isaac Elagmann, dessen Frau in England für 70 000 Pfd. Sterling blutbefleckte Diamanten an die Kassengenosse Juidensfeld, Witz, Kartun usw., zu verkaufen in der Lage war. Die Steine stammten von den Opfern der Kommissare in Rußland. BZ 30/9, 7/10 1920.

Landshuth, Eliefer (Eli Rust), 1817 Lissa — 87 Berlin, wo er isr. Friedhofsinspektor war. B: „Verbindlichkeit des Zeremonialgesetzes für den jüdischen Krieger“, Arch. des Jdtm.'s, 2, 246—82.

Landsmannschaft, deutsche Studentenverbindung. — Müller, Judentum in der deutschen Studentenschaft, 1891: „Die L—en sind nicht frei von jüdischen Elementen, — weil es im Belieben jeder einzelnen steht, Juden aufzunehmen oder nicht. Es ging einmal das Kartell zwischen einer Leipziger und Würzburger Landsmannschaft trafen, weil die Leipziger sich beleidigt fühlte, daß im Kartell zu Würzburg ihr semitisches Mitglied nicht aufgenommen wurde, da die Würzburger Herren antisemitische Prinzipien hatten. Die Folge war Forderung von Seiten der Leipziger und Bruch des Kartells. Und das alles wegen eines Juden. . . In einer L— wurde ein Jude aufgenommen, weil er bei seiner Aufnahme im Konvent angab, daß er sich binnen eines Semesters umtaufen lassen wollte. Das Semester verfloß, er trug stolz die bunte Mütze, blieb aber Jubel Rißlich verbreitete sich die Kunde, daß der Betreffende c. i. herausgeworfen worden sei, verschiedener ehrenrührender Handlungen halber. Was hat nun die betreffende L— davon gehabt? Außer daß sie gegen ihr Prinzip handelte, noch Arger und Unannehmlichkeiten!“

Nach dem Kriege hat der Coburger L. C. erfreulicherweise den Blutparagrafen eingeführt. Jüd. Studenten wird nicht mehr Satisfaktion gegeben.

Landsteiner, Dr., gründete die „Morgenpost“ in Wien. WC März 1888.

Landsteiner, Karl, Dr., UB, Wien, 1914.

Landsteiner, Leopold, Dr., Hauptmacher bei Gründung der von Aug. ΔZang 1848 herausgegebenen „Presse“, Wien; er kam aus dem Nikolsburger Ghetto (S. Mayer, Wiener Juden, 1917) und „promovierte in Wien, wurde von Adolff Crémieux (Sb), der den Rückweg von Damaskus nach Paris über Wien machte, nach Paris genommen und dort Sekretär eines hochpolitischen Mitgliedes der Pairskammer, Journalist und Leitartikler. Er lernte dort ΔZang kennen. Dieser, ein gebürtiger Wiener mit amerikanischem Geschäftssinn, hatte in Paris eine Wiener Wäderei errichtet. Die Nachricht von der Revolution in Wien brachte ihn auf die Idee, es jetzt in seiner Vaterstadt mit einem gangbareren Artikel, einer Zeitung, zu versuchen. Sein Vorbild war Emile Girardin, der Herausgeber von „La Presse“. Er akzeptierte von Girardin außerdem die Einführung des „Geschäftes“ in die Presse. Das Blatt schlug großartig ein, weil es sich von den wild auf-

und untertauchenden kleinen Tageszeitungen vornehm in der Form, praktisch im Denken, abhob. L. brachte nämlich nach Wien nicht nur den paßösen, etwas akademischen Stil des „Journal des Debats“, sondern auch seine reichen politischen Erfahrungen mit. Er war ein scharfer Kopf, welcher die Unhaltbarkeit der Zustände, die Unmöglichkeit längerer Fortdauer der Bewegung voraussaß und ihr liberal-konservativ Opposition machte. Zang selbst hatte gar keine politische Meinung, er wollte nur ein möglichst großes Geschäft machen, d. h. für jede Nummer möglichen Gewinn erzielen, den Glanz des Publikums für den Absatz ausnützen. Klassisch war sein Ausspruch: „Meine Zeitung ist ein Kramladen, ich verkaufe Publizität.“ Er mußte es dahin bringen, „daß die Königin Viktoria für die Wiedergabe ihrer Thronrede in seinem Blatte Inseratengebühr bezahle“. Und in gleichem Sinne wies er ein ihm von Hieronymus Vorm gebrachtes Feuilleton über ein Drama Hebbels zurück mit den Worten: „das sei eine Necklage und die müsse bezahlt werden“. Zang hatte nämlich das Feuilleton, eine spezifische Pariser Schöpfung, für sein Blatt eingeführt und zur Leitung Vorm ausgenommen.

Die Ereignisse gaben Landsteiner und der politischen Führung des Blattes recht. Die „Presse“ blieb auch nach der Revolution in der Richtung und machte jetzt der Militärdiktatur in liberalem Geiste Opposition. Der journalistische Erfolg stieg nach 1848 weiter, die „Presse“ wurde außerordentlich populär, von größtem Einflusse und machte den Herausgeber zum reichen Manne; zu dessen ganzem Bilde stimmt es, wenn er als persönlich durchaus gemüthlos geschildert wird. Er rühmte sich gegen einen seiner Freunde, der sich über eine Undankbarkeit beklagte: „Das kann mir nie passieren, ich habe in meinem Leben noch niemand verpflichtet.“ — Interessant ist, wie Mayer die sonst gewöhnlich für ▼ ausgegebenen Geschäftseigenschaften gerade bei ΔZang nachzuweisen sich bemüht, um dadurch die Klasse Landsteiners und seine eigene reinzuwaschen und zu retten.

Landstone [Landstein], Charles, Literat, London. Sein „The Kerrels [Kerls] of Hill End“ ist die Geschichte holländisch-bischer Judenfamilien in England. Jew. Chron. 20/9 1929.

Lane, Ralph (Normann Angell), \*1874 Holbeach; Korrespondent der europäischen Büros der Carnegie-Stiftung, Kings Bench Walk, Temple London, E. C. Fried, 369, 345. — L. schrieb 1910 „Europas optical Illusion“, das, in 17 Sprachen übersetzt, „eines der Bücher ist, die am meisten dazu beigetragen haben, die zeitgenössische Psyche im Sinne der internationalen Organisations umzuwandeln. In fast allen Parlamenten der Welt ist auf dieses Buch bereits hingewiesen.“ Die deutsche Ausgabe gelangte durch Graf Wolff-Metternich, den Londoner Botschafter, auch in die Hände des deutschen Kaisers.

Lane wollte 1913 eine „akademische Heilsarmee“ unter den deutschen Studenten bilden, denn: „Der nationale Krieg ist ein schlechtes kaufmännisches Geschäft.“ Er verfaßte einen „Offenen“ Brief an die Studentenschaft, wurde am 14/2 13 durch die „Bosnische“ als Leitartikler in die Presse eingeführt und redete in Göttingen, wo er eine scharfe Abfuhr erhielt.

Er sollte als einer der Agenten der Internationale Deutschland pazifizieren, um der Entente den geplanten Angriff zu erleichtern.

Lang, Paris, 1789, rühmte sich, 8 von den 5 Schweizern abgestochen zu haben, die am 10/8 bis in den Tod getreu die Treppen der Tuilleries bewachten. — Lambein, Des Victoires, S. 62.

Lang, André, schreibt in Paris Poffen, 1928 (WB 20/6).

Lang, Claudine, \*1906, Plastikerin und Kubistin, JPB 2/8 1929. WB.

Lang, Eduard, Dr. med. (Haut und Horn), Hofrat, Vizepräsident d. Akad. d. Wissensch., Wien IX/1, Garntsonsgasse 6. (\* Clausan 1841.)

Lang, Emmanuel, fils d', Posamentenfirma, gegründet 1860 von E. Lang († 1870) in Baldinghofen. JPB 17/5 1929.

Lang, Hans (vgl. Seyfes bekanntes Drama Hans Lange) = Heinrich Landsberger.

Lang, Jul. = Ju. Löwenthal.

Lang, Max, \*1864 Straßburg; Ritter der Ehrenlegion und Tierarzt in der Kolonialartillerie in Noumea, Präses der Landwirtschaftskammer. Lang ist bereits im Besiz einer Reihe Auszeichnungen. Uzi, 1913.

Lang, Philipp (von Langenfels), 1600, Kammerdiener Kaiser Rudolf's II., \* Tirol.

Kaiser Rudolf II. war ein Herr, der sich mit verschiedenartigen Liebhaberereien die Zeit vertrieb, im Pferdestall, im Antiquitätenaal, aber um das Reich sich nicht kümmerte. Launig, störrig, verschlossen, blieb er selbst für Glieder seiner Familie unzugänglich, und der Verkehr mit ihm hing von Bedienten ab, die er um seine Person litt. Lang kam 1601 mit einem Karren nach Prag und wußte sich nach dem Sturze des obersten Kammerdieners Matowsky so in die Gunst des Kaisers einzuschmeicheln, daß seinen Einfluß selbst die Brüder Rudolfs, die Minister und Staatsmänner, zu fühlen bekamen. Lang war von der schmutzigsten Habsucht befeelt und beraubte den Kaiser und die kaiserliche Kunstammer ununterbrochen. Als in dieser einmal zwei Tage alle Türen offen standen, weil die Schlüssel vermiszt wurden, fand man sie zuletzt bei Lang. Der Kammertürhüter Hieronymus Schönfeld bezeugte hierauf in einer Schrift, die er seinem Herrn überreichte: „oft, wenn Lang in seine Wohnung gehe, müßten seine Diener manches von dem, was Seiner Majestät zugeschiedt werde, unter dem Mantel nach Hause tragen“. Lang trieb sein Wesen selbst dann noch fort, als der Edelsteinschneider des Kaisers, Mathäus Kraxsch, auf dem Totenbette bekannt hatte: er habe dem Juden Silbergeschirr und Edelsteine im Werte von 700 Talern geschenkt, damit er ihn dem Verdacht entreihe, als hätte er dem Kaiser Granaten gestohlen. Als Kaiser Rudolf ihm dies vorhielt, leugnete er frech und sagte: „Lassen Eure Majestät den Kraxsch nur aufhängen!“ Damit war die Sache abgetan.

Von Lang ließ sich der Kaiser so gängeln, wie hundert Jahre später der württembergische Karl Alexander vom berühmtesten Jud Süß Oppenheimer (Sd). Lang verkaufte alle Ämter

und Dienste, erließ im Namen des Kaisers Reichspflichten und Abgaben, wenn man ihn bestach, forderte Geschenke für den Kaiser und behielt sie für sich, behielt auch Geschenke, die der Kaiser andern machte, für sich: kaufte für den Kaiser und schrieb doppelte Kaufsummen an, ließ niemand zur Audienz beim Kaiser außer gegen Bezahlung; verkaufte die Unterschrift des Kaisers; korrespondierte mit auswärtigen Fürsten; verkaufte des Kaisers Geheimnisse; brachte sogar manchen Unschuldigen, der ihm mißfiel oder nicht genug Lösegeld zahlen konnte, unter das Henkerbeil und fröhnte ebenso schamlos seinen Lusten mit den Weibern und Töchtern derer, die ihn zu fürchten hatten.

Als der tapfere Feldherr von Rußworm bei Nacht meuchlerisch von einem welschen Grafen angefallen wurde, diesen aber niederschloß, wußte es Lang so zu karten, daß der Feldmarschall als Mörder angeklagt wurde, und forderte von ihm ein halbes Vermögen als Preis seiner Loslassung. Als aber der Feldmarschall darauf nicht einging, lieferte ihn Lang wirklich aufs Blutgerüst. Da ihm eine solche Macht über den Kaiser zu Gebote stand, darf man sich nicht wundern, daß alle Minister vor ihm krochen und selbst sehr hohe Personen zu ihrem „lieben Philipp“ devotest ihre Zuflucht nahmen, und daß Fürsten freundschaftlich mit ihm korrespondierten. Seine größte Kunst bewährte er, indem er den Kaiser von seiner Familie isolierte und beständig gegen seine Brüder hegte. Matthias ergriff die Waffen gegen Rudolf, und erst, als er vor Prag stand, gelang es treuen Dienern, dem Kaiser endlich die Augen zu öffnen und Lang's Verhaftung zu bewirken. Am 31/5 1608 gelang es endlich, ihn zu entlarven.

Sein Prozeß brachte greuliche Skandale zu Tage. Gleichwohl ist, wie es in den Akten ausdrücklich heißt, das Argste der Schrift gar nicht anvertraut worden. — Zuerst die Geldsachen: da fand man ungeheure Summen verzeichnet, die Lang bekommen hatte für von ihm verkaufte —? noch beträchtlichere Werte. — So hatte er dem Kölner Kurfürsten die rückständige Reichsteuer mit

300 000 fl. gegen eine Bestechung und gegen den Titel eines kurfürstl. Rates erlassen, und vergab erledigte Reichslehne gegen Bestechung, wobei er bald das Reich, bald den Bewerber betrog. Unter andern ließ er sich einmal vom Herzog von Savoyen für ein Reichslehen bezahlen, das er am Ende gar nicht bekam. Auch Freiherren-Titel verkaufte er für Geld.

Mit welcher Unverschämtheit der Kammerdiener vorgegangen ist, zeigt auch, daß er nicht allein Zobelpelze und Schwarzküße, sondern auch alte Goldmünzen und „italienische Sachen“, die auf seinem Gute Ingingen bei Augsburg gefunden wurden, entwendet hatte. Ebenso werden in der Untersuchung türkische Kleider, Vasen von Jaspis, Säcke mit Gold, die nächtlicher Weise Langs Diener über den Schloßgang gebracht hatte, eine Kiste mit wertvollen Instrumenten usw. erwähnt. Ganz besonders beutete Lang den Ankauf von Kunstgegenständen zu seinem Gewinn aus, da Käufer einzig durch ihn zum Kaiser gelangen konnten. Eine Gebühr von 5 und mehr v. S. war das Geringste, was sie an ihn zu entrichten hatten. — — Dabei blieb es aber selten, denn von einem Mailänder ließ er sich reiche Kostbarkeiten „schenken“, damit er ihm zum Verkauf vieler türkischer Sachen behilflich sei. Als später der Mailänder als Kaufpreis 20 000 Gulden erhielt, mußte er auch davon noch einen Teil an Lang abtreten. An einen Edelsteinhändler stellte der Jude das Begehren, er müsse ihm von allem, was er dem Kaiser verkaufen werde, 10 v. S. zusichern. Als jener darauf nicht eingehen wollte, nahm ihm Lang 72 goldene Knöpfe und eine wertvolle Gemme weg. Ein Händler, Friedrich Beyher, klagte, 1603 habe er dem Lang verschiedene Topase, Opale und weiße Saphire im Werte von 600 Talern abgegeben, damit er sie dem Kaiser anbiete. Hierfür habe man ihn dann 9 Tage eingesperrt. Ein Graf Grävella erkaufte durch eine hohe Summe Langs Verwendung beim Kaiser.

Zu seinen Werkzeugen bediente sich Lang vorzugsweise der Juden und der Welschen. Schon Barthold hat in sei-

ner Abhandlung über den Feldmarschall Rußworm in Raumer's Taschenbuch 1838 erörtert, wie bei der Verfolgung dieses unglücklichen deutschen Kriegshelden die welsche Partei tätig gewesen sei, um die Befehlshaber-Stellen im kaiserlichen Heere in ihre Gewalt zu bekommen (eine Tätigkeit, die dieselbe Partei später wieder unter Ottavio Piccolomini gegen Wallenstein entwickelte). Dieser Partei diente Lang schon damals. Andererseits hing er, obgleich Christ geworden, mit Juden eng zusammen, und bediente sich ihrer zu seinen Geldgeschäften und heimlichen Praktiken. 1603 hielten Abgeordnete der Judentum aus vielen Teilen Deutschlands eine geheime Zusammenkunft in Frankfurt a. M. ab, um im Widerspruch mit den Reichsgesetzen ein eigenes Judenrecht und eine höchste jüdische Gerichts-Instanz (Sanhedrin?) einzusetzen, von der allein Recht zu nehmen jeder Jude schwören sollte. Die Sache wurde ruchbar, aber die Untersuchung durch Lang hingehalten und in Vergessenheit gebracht.

Wie zahlreich und schwer die Anklagen gegen Lang sein mochten, so wurde er nur zu anständigem Gefängnis verurteilt, in dem er starb; der Raub wurde ihm abgenommen. — Vgl. Wolfg. Menzel's „Literaturblatt“ 1852, S. 243 u. f. „Philipp Lang, Kammerdiener Kaiser Rudolf's II.“, Geschichte aus dem Anfang des 16. jh's. Aus archivalischen Akten gezogen von Friedr. Hurter. Schaffhausen, 1851; DfBl 16/6 1898.

Lang, R. = Richard Landsberger.

Langbank, Alexander, Jaroslau, Galiz. B: Kritische Blätter über „Den Abuja“. S: Goethe's Faust in hebr. Umbildung, von Dr. Max Leitneris, Leipzig 1870. Slippe 1881.

Langdon, G. S., gebor. Lazarus, aus Dtschld, Vors. der Handelskammer in Manchester, 1907. Ein L., Jurist, ist Mgl. des Kings Council, London, DBz 13, 12.

L., der aus Hamburg stammte, ist Chef von G. L. Behrens and Sons [von Hamburgern gegründet] in Manchester. Er entwickelte sich 1916 (DfBl 27/6) zu einem der gemeinsten Deutschenheger Englands.

•Lange, JN, Mgl. der Unitätsloge des B. v. B., Straßburg i. E. — 1914.

Lange, Borsianer, Paris, †1886. „Niemand“, rief bei dessen Tod der Gaulois, „verstand es besser als er, Prämienanleihen unterzubringen. An einem Börsentage setzte er 30 000 Stück einer Sorte um. Er war von allen Bankiers gesucht. Selbst die größten derselben bedienten sich seiner außerordentlichen Begabung, und diese brachte ihm verdientermaßen auch das Ehrenlegions-Kreuz ein.“ — ▼Drumont 2, 391.

Lange, Bruno, Dr., f. Blutbekenntnis.



Lange, Hildegard, geb. Jacobi; S: Frauenbewegung, Frauenerwerb. Berlin. \*1853 Arnberg. Nr. 34.  
Lange, J., Dr., Frankfurt a. M., Privatlimit für Stoffwechsel. 1913.

Lange, Ju. Karl/Charles, gebor. Alexander Davison, — kam 1780, mit Empfehlung an Moses Mendelssohn, in Berlin an, wurde später vom Frhrn. v. Hardenberg (sd) weiter empfohlen, reiste nach England und hielt in Europas Hauptstädten als „Engländer“ Vorträge über englische Dichter. — In Bahreuth wurde er als politischer Redakteur wegen Beleidigung Oesterreichs verhaftet; er ließ sich taufen und gab in Berlin während der napoleonischen Zeit den „Telegraph“ heraus, wozu er die Erlaubnis als „Preussischer Patriot und Untertan“ vom König erfleht hatte.

Die erste Nummer des Blattes erschien nach der Schlacht bei Jena 17/10 1806, mit Schmähungen gegen Preußen, sein Königshaus und Heer. Am 28/10 wurde der Einzug der Franzosen in Berlin und Napoleon als „Seine Majestät“ gefeiert, während der Fürst des Landes von da ab nur „der König“, „Friedrich Wilhelm III.“, oder gar „er“ genannt wurde. „Wie gut stände es mit dem Könige von Preußen, hätte er nicht sein Ohr den verführerischen Worten einer unborsichtigen Fürstin geliehen! Wie glücklich ist die Nation, deren Frauen, treu den Stimmen der Natur und bloß den Pflichten ihres Geschlechts geweiht, Feindinnen des Krieges und von den Beratschlagungen des Kabinetts entfernt sind.“

In der Nr. 21/11 läßt Lange Friedrich den Großen den bei Saalfeld gefallenen Prinzen bei seiner Ankunft im Totenreich, als einen seines Namens Untwürdigen bezeichnen: „sein Gebäude sei durch die Unbesonnenheit eines Weibes [Königin Luise!] und einiger sittenloser Tollköpfe umgestürzt worden“. Ebenso bringen spätere Nummern Verherrlichungen Frankreichs und Schmähungen der preussischen Offiziere. Unsere Streifkorps, die diesseits der Weichsel mit den Franzosen zusammentrafen, nannte er „Banditentrupps“ und „Straßenräuber“.

Barnhagen v. Ense, Denkwürdigkeiten 1. 381, Berlin 1806: „Am ärgsten

trieb es ein feiler, dem französischen Interesse verkaufter Schreiber, Lange, der in einem neuen Blatte „Telegraph“ nicht nur alle Ereignisse feindlich und hämisch zum Nachteil Preußens erzählt, sondern auch die gehässigsten persönlichen Schmähungen, selbst gegen die unglückliche hochverehrte Königin, ausgestoßen hat, so daß das Volk darüber in Wut geriet, und der Zeitungsschreiber und sein Laden oftmals durch französische Wachen geschützt werden mußte. Rahel gab in jener Zeit, wenn die Leute im tiefen Kummer und bitterer Aufregung ihr klagten, was der freche Mensch alles aufzubringen wage, ihnen den klugen Rat, sie möchten es machen wie sie, nämlich, sie läse kein solches Blatt, und dadurch existiere für sie der ganze Inhalt nicht; machten es viele, machten es alle so, so würden sie den gleichen Vorteil haben; man fand die Bemerkung richtig, fuhr aber fort, das schändliche Blatt begierig zu kaufen und seinen Ärger daran zu nähren.“

Es ist bemerkenswert, wie die berühmte Jüdin Rahel, Barnhagens spätere Frau, durch diesen faden Vorschlag den Haß von ihrem Rassegenossen abzuleiten suchte; statt ein so strafbares Blatt samt Redaktör mit aus der Welt zu schaffen und vernichten zu helfen, wollte sie es durch Nichtbeachtung zum sanften Eingehen bringen, um dem Juden dahinter nicht zu nahe zu treten! Welchen Behörden wird die Rahel wohl mit ihrem unverantwortlichen Rat zur Seite gestanden haben, wenn dieser Verbrecher so lange ungestraft sein Wesen in Berlin treiben durfte!

Ohne ein Blatt vor den Mund zu nehmen, drückte sich später, am 27/12 84, Liebermann v. Sonnenberg auf einer Versammlung in „Sachen des Reichstagsbeschlusses vom 15/12“ über den Judenschuft aus:

„In der Zeit, als unser Vaterland von der eisernen Faust des ersten Napoleon zertrümmert am Boden lag, waren die Juden die willigsten Werkzeuge und Handlanger der Franzosen. Ein jüdisches Scheusal, Davison, mit dem dtischen Namen „Lange“ maskiert, der mit einem Brief des judenvergöhten Lessing hier nach Berlin gekommen war,

beschimpfte und verleumdete in dem von ihm redigierten Tages Telegraphen, so eine Art „Börsen-Courier“ der damaligen Zeit (große Heiterkeit!), den Schutzgeist unseres Volkes, die edle, vielgeliebte Mutter unseres Kaisers, die Königin Luise. (Aufe: Pfui!) Als es dann mit der Fremdherrschaft ein Ende nahm und die Franzosen Berlin räumen mußten, verduftete mit ihnen auch Herr Davisoohn. Verduften ist allerdings ein etwas milder Ausdruck dafür; denn einen guten Geruch ließ Davisoohn nicht zurück.“

Lange, Samuel de, Prof., Musikdirektor und Komponist, Ritter hoher Orden, Stuttgart. \*1840 Rotterdam. — W: Oratorium „Moses“; Orgelsonaten; Lieder und Klavierkonzerte.

↓Lange, Albert, 1868 Köln — 09 München. E: Rfm. F. A. D. // Ida Göters; O Dagny, E. von Björnsterne-Björnson. Wegen des destruktiven Simplizismus (sb), den er gründete und verlegte, wurde L. für einen Juden oder Halbjuden gehalten. Paasch R.: „Oktober 98 hatte der Simpliz. eine Illustration gebracht, der eine Anklage wegen Majestätsbeleidigung folgte. Der Besitzer Albert Lange hatte sich, um einer Verhaftung zu entgehen, nach der Schweiz geflüchtet und meldete sich plötzlich in meinem Bekanntenkreise. So machte ich seine Bekanntschaft. Lange ist der Typus eines charmanten kleinen Juden, dernier cri, und natürlich geistreich. Er hatte eine wahre Judenangst auf dem Leibe, daß ihm in der Schweiz, Italien oder Frankreich etwas passieren möchte. Seine erste Frage war: „Wer ist jetzt dieser Gesandter in Bern?“ und als es hieß v. Bülow, meinte er, mit dem sei nichts zu „machen.“ — Über L.'s Abkunft war nichts Näheres zu erfahren. Er war wegen seines Schand- und Schimpfblattes einer der schlimmsten Judengenossen Dischinds. Persönlich sonst ein anständiger Kerl, ist er später — verdientermaßen — von den Juden, die er in seine Redaktion gesetzt hatte, zum „Dank vom Hause Israel!“ schmähslich betrogen worden.

Lange, Peter = Georg Miß.

Langendreer, Landgemeinde in den Rheinlanden, 27 000 E. 1913 4 Ärzte; 1 Jude.

Langenscheidt, Paul, W: Graf Cohn, No. (Verlag Dr. Langenscheidt, Gr.-Dichterfelde D., 1909). Die Welt, S. 989: „A. geißelt nicht, wie der Satiriker Weda, schildert vielmehr mit epischer Ruhe eine der übelsten Krankheitserscheinungen des Judentums, die Taufe. Eigentlich nicht den Taufakt und nicht einmal die Taufseuche; er legt Herz und Niere des Täuflings bloß. In Jsidor Cohns degenerierte schlammige Seele läßt er uns blicken. ... Das neue Geschlecht erbt von den Vätern Geld und Glauben wie einen Fluch. Den Glauben gibt es treulos auf. ... Das Geld vergeudet es in blöder Verblöndung in einem unseligen Triebe, die Fremden zu verblässen, zu blenden.“ WM.

Langenschwarz, Maximilian Leopold (N. J. Charleszwang; Jacob Zwangsohn; Carl Zwengsahn), 1801 Frankfurt a. M. — 52; Deklamator, Improvisator, Ullmacher. 28 #, Katholik. 42 Wasserdoktor in Paris, genannt Langenschwarz - Rubini; 48 nach Dischind zurück. W: Weiber und Wadereisen; Satirische Brille für alle Nasen, 30; Schneider Riß, das Buch des Jh.'s; Fahrt ins Innere; Hofnarr.

Genée (161) erzählt von einer Däpierung, die der Improvisator Langenschwarz 1850, mit einem angeblich sehr alten Schauspiel „Typhonia“ von Carl Zwengsahn am Kgl. Schauspielhaus in Berlin durchführte. „Er hatte sich hierbei des Prof. ΔRötcher bedient, der in der ästhetischen Kritik eine gewisse Rolle spielte. Die zu

spät gemachte Entdeckung, daß die Namen Carl Zwengsahn genau sämtliche Buchstaben von Langenschwarz enthielten, erregte schließlich wenigstens ungeheure Heiterkeit.“ (vgl. auch Bartels, Dt. Literaturgesch. II, 289.)

Langer, Maximilian, Mä d e n h ä n d l e r engros, wurde 1896 nebst Tochter Rosa in Wien verhaftet. Die Agentur des Paares, die gewandte Reisende und Gillianen in Europa besaß, versorgte die Toleranzhäuser in Rumänien, Serbien, der Türkei und in Amerika, wo eine andere Tochter Langers ein schlechtes Haus besaß und sein Sohn mit dem „Geschäft“ assoziiert war. Die Agenten durchzogen Landschaften und kleine Städte, besonders Galizien und Rußland. Entbedten sie hübsche, arme oder stellensuchende Mädchen, so versprachen sie ihnen Berge von Geld und expedierten sie nach Wien in die Zentrale. Dort behielten Langer und Tochter sie einige Tage und schlugen ihnen dann eine Stelle in dieser oder jener Stadt vor. Am Bestimmungsorbe saßen sich die Unglücklichen in einem Bordell oder bei einer Kupplerin. Langer ließ sich pro Person bis 500 Gulden bezahlen. Als man ihn verhaftete, hatte dieser Händler mit Menschenfleisch 7 junge Mädchen auf Lager, beinahe lauter Fremde, und seine Tochter Rosa hatte eben von ihrem Korrespondenten in Warschau die Depesche erhalten: „Waren erhalten. Achtung! Verlange Unterstützung. Baumwolle.“ Zwei Agenten Langers, Jsidor Dischaden und Jakob Friedberg, gebor. Rosenkranz, sind ebenfalls verhaftet. — Vgl. Vorposten 1914.

Langer de Surány, 1905 in Ungarn nobilitiert, SW.

Langermann, Max, \*1859 Floß, Bayern. Er kam 79 nach Südafrika, war 88 einer der Ersten auf den Rand-Goldfeldern in Transvaal, 94 O Alice Schibrowitz, wurde nach dem Jameston Raub zu 2 Jahren und 40 000 M. verurteilt, erreichte 07 unter Lord Selborne das Oberhaus, und ist Präses der höchsten jüdischen Behörden im Capland. JWB.

Langermann und Orlentamp Δ, Karl Frhr. v., pr. Oberst, 1887 O v. Udro. Söhne Achim und Arnim, pr. Manenoffiziere. SW.

ΔLangewiesche, Karl Robert, Berleger und Dichter, Düsseldorf. Die Frankfurter Z. hatte 1905, 323, sein hübsches Buch „Macht auf das Tor“ wegen eines Verses, in dem ein Jude vorkam, sich vorgenommen. Der fromme und reuige Berleger L. küßte daraufhin der alten Frankfurterin unter tiefer Verbeugung den Saum ihres Raftans: „Du der gegen mein liebes Kinderliederbuch „Macht auf das Tor!“ gerichteten kritischen Bemerkung möchte ich sagen: 1. Ich bedauere es selbst ganz außerordentlich, daß diese eine antisemitisch gefärbte Zeile bei der sonst strengen und sorgfältigen Sichtung des altüberlieferten Materials durchgeschlüpft ist und nicht schon im Manuskript ausgemerzt wurde. Ich empfinde die Geschmacklosigkeit einer solchen Zeile in einem Kinderbuche selbst stark. 2. Die Zeile findet sich aber nur, und das möchte ich betonen, in den ersten 5000 (fünftausend) Exemplaren des Buches, die schon versandt waren, als ich auf die Sache aufmerksam gemacht wurde. Damals war gerade das 6. bis 10. Tausend im Druck, und mit einigen Unkosten gelang es, die fatale Zeile auszumerzen. Selbstverständlich fehlt sie auch bei allen inzwischen späterhin noch gedruckten Exemplaren. Im übrigen bin ich gerne bereit, jedem, der an dieser Zeile Anstoß nimmt, sein etwa vom 1. bis 5. Tausend stammendes Exemplar unberechnet gegen ein „gereinigtes Exemplar“ umzutauschen. — Karl Robert Langewiesche-Düsseldorf.“ (f. S. Heine.)

Langhammer Δ, Carl, \*1868, Prof., Maler, Berlin W., Potsdamer Str. 123 a. O v. Clara Wertheim. R: Gerda, 98.

Langhans-Japha, Luise Hermine, Pianistin und Komponistin, Wiesbaden. \*1826 Hamburg. 58 O Dr. Wilh. Langhans, Konzertmeister. DBB.

Langheld, a) Hans L., \* Berlin, 1865, Dr. med., Oberstabsarzt im 1. Großh. Hess. Feldart.-Rgt. Nr. 25, Darmstadt, Elisabethenstr. 70; O Else, E. des Bankiers zu Charlottenburg, Hasanenstr. 50, Louis Löwenherz // Hofmann (E. des „Klabberadatsch“-Berlegers Hofmann // Knauth).

b) Wilhelm L., \* Berlin 1867, Major beim Stabe der Schutztruppe für Kamerun; † Gabriele, E. des (? Georg) Gerson // Speyer (aus der Firma Speyer & Mohr, Militäreffekten).

c) Josef L., \* Berlin 1869, Dr. med., Stabsarzt im Füs.-Reg. Nr. 37, Krotoschin, † Lotte Landre.

d) ältester Bruder von a-c ?, Friedrich L. \* Berlin, 13/8 1864, Vorstand der Dehundschaftpflanzung, der Dtschen Kolonial-Ges. und der Kameruner Bergwerks-AG, Charlottenburg, Gerdestr. 42.

Langhammer, Margarete, geb. Kolberg (Colbert; Richard Nordmann), Wien. \*1866 Augsburg. † 83 Schauspieler L. — W: Gefallene Engel; halbe Menschen, Kom.; Komtessenroman; Ewig das Weibliche, 1904; Krummüller; Die Überzähligen („erhoben sie zur bedeutendsten dram. Dicht. Österreichs“); Unbemerkten, Dr. Pa 1, 477.

Langsdorff, Eduard, Bankhändler, Berlin, 1897 † Margot Baronin v. Urdenne. SW.

? Langstein, Leopold, Dr., UP (Kinder, Präses: Kaiserin-Augusta-Krankenhaus; \*1876 Wien. — Berlin W 15, Liepenburger Str. 28. — Deutsche Kunstzeit.

Langstein, Rosa, Kontoristin, \*1888 Böhmen, erhielt 1914 in Leipzig wegen versuchter Spionage 2 1/2 Jahre Zuchthaus, 5 Jahre Ehrenrechtsverlust und Stellung unter Polizeiaufsicht. Sie war seit ihrem 6. Lebensjahr in Dtschld und verschaffte sich 1913 Zeichnungen von Kriegsschiffen, die sie fälschlich für geheim hielt und nach Paris brachte. „Hier gab man ihr eine Liste über Gegenstände, die man wünschte. Sie setzte sich daraufhin brieflich mit verschiedenen Persönlichkeiten in Verbindung, unter anderen auch mit einem Werftarbeiter. Durch Vermittlung der Polizei wurde ihr vom Reichsmarineamt Scheinmaterial geliefert. Als sie dieses in Köln erhalten hatte und nach Paris abfahren wollte, wurde sie verhaftet. Wenn die von Frankreich gewünschten Gegenstände geliefert worden wären, wäre dem Reich große Schaden entstanden“, Dresd. Anz. 17/5 1914. — Wie viele Schädlinge dieser Art hat man unter der verjudeten Regierung Wilhelms II. nicht erwünscht, wieder laufen lassen, oder geradezu erst auf das dtsche Volk losgelassen!

Languebec, eine französische Landschaft; sie wurde von †Michelet, France II, 409, wegen des in ihr vorherrschenden jüdischen Geistes „das Juda von Frankreich“ genannt.

Langen-Watenik, †, Dstar Frhr. v., \*1867, aus rügenschem Uradel, pr. Gesandter am Grzhl. Hess. Hof; 94 † Friedenthal-Rosenberg. SW. Dieser Vertreter unseres AU spielte im Weltkrieg die judenfreundlichste Rolle in Brüssel.

Langisch v. Goernik, †, Rudolf, 1812—71 Prag; 46 † 1/2. SW.

Langsburch, Alfred, Finanzschriftler. S: „Bank“, Monatshefte f. Finanz- und Bankwesen. \*1872 London. E: W. Neander L. // Jenny L. — Er besuchte das Gymnasium in Berlin. † Frida Neuberg. R: Gerda, 08. Bankbeamter, dann R. B: dtsches Bankwesen; Verwaltung des Volksvermögens durch Banken; Depositen und Spargelder. — W.-Schlachtensee, Friedrich-Wilhelm-Straße 37.

Langerner, Karl Noel, Rfm. AM, Jan. 1902. „Er ist russischer Untertan, lebt in London, wo er Wertpapiere kaufte, die in Paris gestohlen sind, und wurde in Berlin verhaftet, als er den Rest an eine Bank verkaufen wollte. Unsere Juristen sollen entzückt über die Frage sein, ob man diesen „Mitbürger“ vor dtschen Gerichten überhaupt zur Rechenschaft ziehen kann.“

Langhelme, vgl. Alfred Edwards.

Lang, Elie, Textilien, Rattundrucker, Mühlhausen i. G., gegründet um 1800. Der Sohn des Gründers, Lazare L. (1823—09) war „Finanzminister von Mühlhausen“ und saß zugleich 50 Jahre lang dem „Conseil de l'Industrie du Haut-Rhin“ vor, worin ihn sein Sohn Emile L., Vorstand der Handelskammer für „trissus imprimés“, ablöste. SWB 17/5 1929.

Langant, Josef, Spion, Handelskorrespondent, München — \* Alessandria, Italien —, bekam 1906 vom Reichsgericht in Leipzig wegen Landesverrats 2 1/4 Jahre.

Langant, J. bekundete, durch ein Zeitungsinserat mit einem Herrn in Paris bekannt geworden zu sein, der ihn beauftragt habe, einen gewissen Max Joseph [geb. Hamburger] zu übermachen, der nicht zuverlässig erscheine. Außerdem habe er Spionageaufträge erhalten. Aus Briefen aus Paris geht hervor, daß Langant von dort Geld erhielt und als Spion angesehen wurde. L. hat dann diese Briefe dem preussischen Generalstab angeboten, also auch die Absicht gehabt, seinen Geldgeber zu betrügen. Moses Hamburger erklärte, er habe Beziehungen zu dem Gesandten der südafrikanischen Republik Dr. Leyds gehabt und während des südafrikanischen Krieges Vorträge über die Buren gehalten, später über Japan. In Genf und Basel sei er mit einem Agenten des Pariser Spionagebureaus bekannt geworden, mit dem er von München aus in Briefwechsel stand. Hamburger befreit, für Frankreich spioniert zu haben. Moses H. ging leer aus, weil ihm mit Bestimmtheit nichts nachgewiesen werden konnte.

Lang, Alfes Choix, peruanischer Staatsbürger jüd. Glaubens. 1928 in Buenos Aires als Kaufgüthändler festgesetzt. Flammenzeichen 30/3 29.

Lapenna, Alois, †, Dr. jur., 1825 Dalmatien — 91 Perstenburg, Senatspräsident des Obersten Gerichts- und Kassationshofes; 80 in Wien nobilitiert. SW.

Lapenna, †, Magim Frhr. v., 1882 Wien † Friedländer. SW.

Laplacette, Abzahlgeschäftler, Paris, mehrfacher Millionär, dessen Mandat Mai 1884 ans Tageslicht kamen. Drumont 2, 355: „Damit ihn nicht so leicht sein Personal verlassen konnte, hatte er ein schlaues Mittel erdacht. Sobald sich einer seiner Beamten ein Versehen zu Schulden kommen ließ, wenn z. B. für ein paar Franken Stempelmarken fehlten, wurde er von L. des Vertrauensbruchs beschuldigt und gerichtlicher Vorladung bedroht, dessen Blankette ihm sein Freund und Mitwisser, der Polizeikommissar des Stadtteils de la Folie-Mericourt, Joheug [fröhlich] verschaffte. Die Unglücklichen, in ein Sotal geführt, das man den Käfig nannte, wurden in Gegenwart des Kommissars, der eine Verhaftung in Aussicht stellte, von Laplacette gröblichst beleidigt, und unterzeichneten, um Aufschub zu erlangen, einen Schein, in dem sie erklärten, ihren Brotherrn bestohlen zu haben. Nun war der Betreffende in L.'s Händen. Nach 6 Monaten, spätestens 1 oder 2 Jahren, wenn die Geschäfte schlecht gingen oder es notwendig erschien, wieder das Personal in Schrecken zu setzen, griff man einen jener Unglücklichen, die einen Schein unterzeichnet hatten, heraus und führte ihn vors Gericht, wo dann sein eigenes Geständnis die Bestrafung zur Folge hatte. Dann ward im Geschäft sein Name, um die übrigen in Furcht zu erhalten, auf eine Tafel geschrieben, welche man die Beförderungstafel nannte. So waren nach und nach 24 arme Teufel abgetan, 24 Existenzen für immer befreit, vielleicht vernichtet. Und die übrigen, über deren Haupt fortwährend das Damoclesschwert hing, was führten sie für ein Leben! Dennoch ward Kommissar Joheug nicht angeklagt, nicht einmal verfehrt; im Gegenteil, trug man ihm an, seine Ansprüche für eine ehrenvolle Pensionierung geltend zu machen. Alle diese Leute stüßen einander, oder drücken die Augen zu, wo es nötig ist, denn jeder weiß von dem anderen irgend etwas, wodurch dieser betreffenden Falls fürs Gefängnis reif sein würde. Custodes ipsos quis custodiet.“

Lapp, †, Fortschrittsmann, †, Königsberg i. Pr. 1914.

Laprow, Rfm. in Breslau, veranstaltete in den 1880er Jahren Ausverkäufe von Manufakturen, deren erstaunliche Billigkeit bei den Kaufleuten Kopfschütteln veranlaßte. Es stellte sich heraus, daß L. seine Waren durch Lehrlinge, Kommis, Haushälter zusammenstehlen ließ! Die Gesellschaft wurde verhaftet.

Lapuha, Lopez Iñdoro, Don, R: Progreso, Madrid; wurde 1887 (AG 4) steckbrieflich von der spanischen Regierung verfolgt, weil er als Agent der AU allzu unverhohlen für die Neu-Einwanderung der Juden gearbeitet hatte.

Laquer, Dr. med., vgl. Baer, GMA.

?Laqueur, Uß, Gießen, 1914.

Laqueur, Ernst, Dr. med., Uß (Physiol.), \*1880  
Obernigl, Kr. Trebnitz. R: 2. Halle a. d. S., Rainstr. 3 b.

Laqueur, Lu. L., Dr., Uß (Augen), Straßburg i. E.  
\*1839 Fürstenberg, Schles. O 72 Maria Bamberger.  
63 Assistent bei R. ▼Viebreich, Paris. 69 Arzt in Lyon  
und Dozent der Ecole de Médecine; 70/71 preuß. Sa-  
zareth-Chefarzt. 72 Uß Straßburg. JG; D3A; Pagel.

Lara, Cohen, D. de, Oberst der 1. Freiw. Pionier-  
Division, London, leitete die Versammlung i. Soldaten  
in der Central-Synagoge, Gr. Portland-Street, am Cha-  
nulafest, 26/11 1910. Es waren 300 Offiziere und Mann-  
schaften, auch jüd.-amerik. Matrosen, dabei. Angl. J. 377.

Lara, David Coen de, 1810—74, Rabbi, Moralist in  
Amsterdam. „Er verkehrte zuviel mit dem auf Juden-  
belehrung veressenen Hamburger Prediger Esdras Ed-  
zardus. Dieser verbreitete daher das gewiß falsche Ge-  
rucht, de Lara sei vor seinem Ende halb und halb Christ  
geworden“, G.

Lara, Sidor de, gebor. Moise Cohn, England, „gro-  
ßer Musiker“. \*1858 London. Er trat schon mit 13 Jah-  
ren öffentlich auf, erhielt in Italien einen Kompositions-  
preis und wurde Prof. in England. Er schuf ein paar  
100 sentimentale Lieder, Opern (Messalina; The Night  
of Afta) und Operetten (Königswort) und war der Ge-  
liebte Ihrer Durchlaucht, der geschiedenen Fürstin von  
Monaco, geb. Heine, einer Verwandten des „Dichters“.

Lara, Manuel de, Dichter. Adjutant des spanischen  
Marineministers, Major, Mgl. der Madrider Akademie  
der schönen Künste, bereist 1912 den Balkan und Orient,  
um im Auftrage der spanischen Regierung die alten  
spanisch-jüdischen Lieder unter dem Sephardim zu sam-  
meln.

Larin, gebor. Durje, Kommunist, Sachverständiger  
der Comjets für das Jdtm., Moskau, 1929. (Schweizer-  
banner 15/5 und WK Febr. 1930.)

Laroque, Adrien = Emile Abraham.

V'Arronge [das Maronchen], Adolf,  
1838 Hamburg — 08. — G: Komiker u.  
Theaterdirektor Eberhard Theodor L.,  
Köln. Adolf war Opernkapellmeister  
am Kroll'schen Theater, Berlin, dann  
R: Berl. Gerichts=J. Dir: Lobe-Theater  
Breslau, 74—78, wo „er das saure Amt  
eines Bühnenleiters nicht bloß mit kauf-  
männischer, sondern auch mit künstle-  
rischer Gewissenhaftigkeit verwaltet.  
Pflichtgetreu bis zur Selbstverleug-  
nung, hat er sich als Theaterdirektor  
von Begabung, Umsicht und Charakter-  
festigkeit bewährt“, Kurnik 341.

81—94 am Friedrich-Wilhelmstädti-  
schen Theater, Berlin. B: Das große  
Loß, Poffe; Gebr. Bod; Schauerliche  
Tat, Schw.; Modern. Kasiersalon; Rache  
ist süß; Spikenkönigin, Dr.; Mein Leo-  
pold; Hasemanns Töchter; Dr. Klaus;  
Wohltätige Frauen [Harden 2, S. 477:  
„V'Arronge hat aus den Fliden, die Meilhac  
hier fallen ließ, ein ganzes Familienstück  
von „Wohltätigen Frauen“ gemacht];  
Lolos Vater; Pastor Prose. — Gps:  
H. Müller, H. Wilken, G. v. Moser. —

Stauffer-Bern schreibt 80, als er ihn  
malen sollte: „Er will mir nicht sitzen,

und ich muß Photographien nach ihm  
machen. Er ist natürlich Jude und hat  
mit seinen Operetten und Komödien viel  
Geld verdient, aber sonst kann ich nicht  
einen einzigen sympathischen Zug in  
seiner Natur finden.“

E. Bauer, Dr. Feilchenfelds Briefe an  
Bankier Tetteles, 1891, S. 193: „Er-  
zählt man sich doch in der Mischpoke von  
Berlin, daß der V'Arronge, der Adolph,  
hat gemacht aus „Mein Leopold“ noch  
mehr als 'ne Million — Gott, was für'n  
schönes, was für'n feines, was für'n be-  
rühmtes Wort! —“

„Das von Adolf V'A. hinterlassene  
Vermögen wird auf 6 Millionen Mark  
geschätzt. Der verstorbene Dichter war  
Besitzer der Häuser, in denen sich jetzt  
das dtische Theater in Berlin und die  
Kammerspiele befinden. Diese verkaufte  
er mit großem Gewinn. Ein großer Teil  
seines Vermögens stammt aber aus den  
Lantienen, die er jahrzehntelang aus  
seinen Theaterstücken (Hasemanns Töch-  
ter, Mein Leopold, Registrator auf Rei-  
sen usw.) bezog, die bekanntlich über alle  
dtischen Bühnen gegangen sind und im-  
mer wieder gegeben werden“, Gute  
Geister.

V'A. schrieb auch: „Das dtische Theater  
und die dtische Schauspielkunst“. Wir ge-  
ben Zeitgenossen das Wort: A. △Var-  
tels, Dummer Teufel, 142:

„Adolf V'Arronge, der zwar der Poesie  
bar,  
Doch dem Berlin von weiland ein  
Genie war.“

△Blagau KK 89: „V'A. ist eigentlich  
nur der Nachahmer von Hugo Müller;  
auch er schwelgt in „V o l k s s t ü c k e n“,  
schnitzelt seine Figuren nur aus dem  
Allergrößten, trägt die Farben grell  
und dick auf, strotzt von Plattheiten und  
Unwahrscheinlichkeiten und trampelt  
förmlich auf den Tränendrüsen der Zu-  
schauer. Dabei ist spaßhaft zu bemerken,  
wie er die ganze Eigentümlichkeit seiner  
Klasse im Verkehr unter sich und nach  
außen unbewußt seinen Feldern einimpft.

Das „Original-Volksstück mit Gesang“  
„Mein Leopold“ hatte einen großartigen  
Erfolg, erfuhr Hunderte von Auffüh-  
rungen, begeisterte Friedrich ▼Spiel-  
hagen zu einer „geistreichen“ Abhand-  
lung im „Sonntags-Blatt“ der Berliner

„Volks-Zeitung“ und veranlaßte Ernst Reil, das Bildnis des „Dichters“ in der „Gartenlaube“ zu bringen. Nachdem U. viel Geld eingeheimst hatte, ließ auch er sich verleiten, auf Eis zu gehen und pachtete das Lobe-Theater in Breslau, zog sich aber nach einigen Verlusten noch beizeiten zurück und gründete in Berlin mit Lu. ▼ Barnah, ▼ Posfert und Siegm. ▼ Friedmann, Fr. Haase und Aug. Förster das „Dtische Theater“, das dem kgl. Schauspielhaus Konkurrenz machen sollte, deshalb auch von Paul Schlenker in seinem Pamphlet „Botho von Hülsen“ gelobt, aber von der Dv. Z. 10/11 83 gleich richtig eingeschätzt wurde: „Urronge hätte besser getan, die Fabel von dem dtischen Mustertheater gar nicht zu inszenieren, sondern er hätte gleich das Theater für sich als ein offenkundiges Urronge-Theater behalten können. Aaron-Theater ist — wir wiederholen es — das allein Richtige, sonst bleibt's — — Komödie.“

86 feierte U. sein 25jähr. Schriftstellerjubiläum: „Die Genossenschaft Dtischer Bühnengehöriger überbrachte eine von Paul ▼ Lindau abgefaßte, prachtvoll ausgestattete Glückwunschadresse. Sämtliche Berliner und viele auswärtige Theater entsandten Deputationen. Um den Dichter zu ehren, hatte ihm, auf Antrag des Kultusministers von Gögler, der König von Preußen den Kronen-Orden verliehen. Dazu bedachten noch fünf andere deutsche Fürsten Urronge mit Kreuzen und Medaillen, so daß seine Brust jetzt dem ausgestirnten Firmament gleicht.“ RR.

„Auf Wunsch des Deutschen Kaiser's revidierte er den Text von Fortzings hinterlassener Oper „Regina“ und tat ein patriotisches Element hinzu“, JG. Wie sehr das Publikum Urronge-Vorstellungen stürmte, erzählt Palm, 280, als in Stuttgart „Dr. Klaus“ gegeben wurde, „der als ein Rassenarzt von erster Güte auf die brennenden Wunden eines hochangeschwollenen „Defizits“ die kühlendsten Pflaster zu streichen sich angelegen sein ließ. Kein anderes Stück in langen Jahren kann mit ähnlichen Rassen-erträgen sich messen, kein anderes erzielte selbst nach dut-

zendmaligen Wiederholungen so volle Häuser. . .“

De: „In seinen Lustspielen erscheint Urronge als ein moderner pädagog. Jffland: Das Kind, das in „Doktor Klaus“ in der Wiege liegt, das in „Böhtätige Frauen“ eine Schularbeit über die Schlacht bei Kollin macht, fällt in „Haus Lonei“ beim Abiturientenexamen durch und besteht dasselbe erst später glücklich unter der Mitarbeit eines Schauspielers.“

U. war bahnbrechend für die Verwüstung der Bühne und des Geschmacks des Publikums. Immerhin sind seine Stücke bei allen Plattheiten und Geschmacklosigkeiten harmlos gegen die schlimmen Erzeugnisse, womit nach ihm das deutsche Theater jüdisch verpestet und bestialisiert worden ist.

Vgl. Sig. I. S. 277.

Rasalle, Berlin — hieß bis 1812: Böser. Dd.

Rasalle, Jean, gebor. Rasal, Sänger der Großen Oper, Paris, \*? Dtschind. — Ro.

Rasareff, Isaac, Arzt, B.-Wilmersdorf, Kulmbacher Str. 15. Sowjetruffe. Inform.-Dr. 15/5 1930.

Rasarew, Karl, Kollegienrat, Petersburg, Krestomsky Ostrow Petersburger Str. 3e. Dir: Moskau-Windau Rybinsk-Eisenbahn. 1914.

↓ Rasaulg, Fr. von, Stadtverordneter, im U (fb) - Ausschuß, Frankfurt a. M., 1914.

Rasch, Gerson, Oberlehrer, Gemeindeschule Halberstadt. — B: Jugendblüten zwischen Denksteinen. Seinen Freunden und früheren Schülern. 1875. — Lippe.

Raser, Arthur, Theater- und Konzertagentur, Berlin. 1914.

Raser, Fall, Dr., Arzt, 1834 Margrabowa —?, Königsberg i. Pr., gründete 60 ein „mit vieler Umsicht und großem Erfolge geleitetes Institut für medizinische Gymnastik, Elektrizität und Orthopädie, das auch im Auslande Anerkennung gefunden“, ▼ Solowicz. S: Arzt Dr. F. D. in Königsberg. In dieser Familie gehört wohl auch Dr. Leo D., Bizekonsul für Brasilien, Königsberg i. Pr., 1914.

Raserson, Max M., Mitglied des lettischen Parlaments, — hielt im Kaiser-Wilhelm-Institut und als Gast des Harnad-Hauses zu Berlin einen Vortrag. WZ am Mittag 21/6 1930. WM.

Raserstein, Lu., Kfm., Millionär, 4 Häuser, Berlin, Weissenburger Str. 22. 1914.

Rasl, in Polen, bei Lodz; Rasli, Orte bei Kempen, bei Warschau und in Wolhynien; daher die Juden-namen: Rasl, Raster, Rasli usw.

Rasl, Emil, UP (Philos.), Heidelberg. 1875 Wadowice —15 gefallen. E: Fabrikant Leopold D. B: Fichtes Idealismus und die Geschichte; Rechtsphilosophie.

Rasl, Louis, gebor. Jacobsohn, Dr. med., Prof., U; B.-Dichterfelde. 1921.

Rasla, ein von Dr. Em. Raster (fb) erfundenes Spiel, um Jüngere auf das Schach vorzubereiten.

Raster, Berthold, Dr. med., Schachspieler, Charlottenburg, †1928 (Vol.-Anz. 21/10), schrieb mit seinem Dr. Dr. Emanuel D. (fb) in 7 langen Jahren ein Bühnenwerk: „Vom Menschen die Geschichte“, das der beiden Juden Weltbild enthalten sollte. Die Arbeit mag in Anbetracht der Zeit recht gewissenhaft und gründlich ausgeführt sein, aber sie interessiert nicht. — WM.

• Raster, Eduard Enoch, dtischer Parlamentarier. — „Verhülle Dein Haupt,

Genius der edlen deutschen Nation, schämt Euch, Ihr Nachfahren Eurer Vordordern: ein polnischer Jude, der das Deutsch gebrochen spricht, half die Gesetze des edlen deutschen Volkes machen! — Freilich sind sie danach!“, Deutsche Wacht 1880, S. 191. —

Lasfer war Mgl. d. N., Gründer der Nationalliberalen; Aktien-Gesetzgeber und dadurch auch der verwegenste Förderer des Gründungsschwinds, Berlin.

▼Ro: „Einer der glühendsten und besonnensten Patrioten, deren Ideal die enge Verknüpfung der dtischen Einheit mit der Freiheit war, und als der zündendste, gedankenreichste und sachgemäßeste Redner der dtischen Parlamente und endlich als einer der lautersten und edelsten Charaktere, die je auf Erden gewandelt, wird sein Name in der Geschichte in ewigem Glanze fortleben.“ In Wirklichkeit war er klein, häßlich, zudringlich, laut und leer:

„Immer bestrebt ist Natur, den Mangel gerecht zu begleichen:

Was sie am Wuchse ihm nahm, gab an der Zunge sie zu.“

\* 1829 Jarotschin, Pos., studierte Lasfer in Breslau von 47—51 Mathematik und Jura, wandte sich dann nach Berlin, wo er beim Stadtgericht als Auskultator eintrat und sich durch den Literaten Dr. Löwenthal in den Talmud einführen ließ. Weil er als Jude damals keine Aussicht in Preußen hatte, ging er nach England. Er gehörte als Freimaurer der Loge Tranquillity Nr. 185 in London an. 56 nach Berlin zurück, trat er wieder in den Justizdienst. 58—70 unbesoldeter Gerichtsassessor, dann Nl. Seine Geldmittel waren wohl gering, weshalb er sich früh auf die Journalistik warf. 57 arbeitete er gegen kleines Gehalt an einer von Eli Samter herausgegebenen Zeitung, die namentlich den Börsenteil pflegte. Später, von 61—64, schrieb er Politisches und Staatsrechtliches in den von H. B. Oppenheim herausgegebenen „Dtischen Jahrbüchern“, die 64 eingingen. Lasfer lieferte nun der „National-Z.“ wöchentlich mehrere Zeitartikel. In Bezirksvereinen und im Handwerkerverein versuchte er sich als Redner; so und mit Hilfe der Judenschaft kam er 65 in das Abgeordnetenhaus, wo er einen Berliner Wahlkreis vertrat: „Ein mittelloser jüdischer Ge-

richtsassessor, bei freundlichem Wesen, doch mit den Gewohnheiten halb des Kleinbürgers, halb des Stubengelehrten; von unansehnlicher Gestalt, mit einem für oratorische Wirkungen wenig günstigen Organ; bei aller Redefertigkeit keineswegs immer sicher in der Wahl des treffenden Ausdrucks für den Gedanken und daher zuweilen wider Willen die Heiterkeit herausfordernd, zuweilen genötigt — und immer in unbedachter Ehrlichkeit bereit — sich wegen eines hastigen Wortes zu entschuldigen“, so schrieb die National-Z. nach seinem Tode.

„Die Natur hatte ihn“ — wir folgen Glagau — „in der Tat in gewisser Hinsicht stiefmütterlich ausgestattet. Zwerghaft und von gebückter Haltung, als fehle ihm das Rückgrat, mit viel zu langen Armen und kurzen, krummen, falsch eingeschrobene Beinen, mit scharf ausgeprägtem jüdischen Typus und von hastigem wuseligem Wesen — glich er einem Urräunchen: eine leibhaftige Karikatur und von klassischer Häßlichkeit. Dazu sprach er den unverfälschtesten jüdischen Jargon, lispelte und sprudelte, mauschelte mit der Zunge und gleichzeitig mit Armen und Beinen, und ließ während er redete, die Augen fortwährend im Saal herumlaufen. Erscheinung, Auftreten und Gebaren waren in hohem Grade lächerlich. Dennoch hat in den Parlamenten niemand so oft und lange gesprochen, wie Lasfer. Auch seine Reden sind doktrinär, öde und ermüdend. Dennoch sprach er stundenlang und nötigte die Versammlung, ruhig, ja andächtig zuzuhören. Das machte: er beherrschte seinen Gegenstand und drang ihn; mit eisernem Fleiß hatte er sich das ganze parlamentarische Material zu eigen gemacht; niemand, ausgenommen etwa Eugen Richter, arbeitete sich so in die Vorlagen und dickleibigen Aktenstücke hinein, wie Lasfer. Während die meisten Abgeordneten faulenzten, gähnen und schlafen oder Allotria treiben und von der zur Debatte stehenden Sache nicht die blasseste Ahnung haben, war Lasfer meist genau unterrichtet. Seinen Ruf errang er mühevoll und schweißtriefend; er war von früh bis spät bemüht, sich populär zu machen, in-

dem er sich aller Welt gefällig und dienstfertig erzeigte. Er beantwortete eingehend jeden Brief; jedem, der sich an ihn wandte, erteilte er Rat und Auskunft, namentlich auch in juristischen Dingen.

Nach 66 trat er mit 18 Genossen aus der Fortschrittspartei und begründete die Nationalliberale. Wie er Ansehen und Einfluß gewann, hat Lu. Bamberger in der seinem Freunde gehaltenen Gedächtnisrede geschildert: „Von seinem Eintritt in das Parlament, bis er von unschied, hat Rasker in 57 Kommissionen gefessen; das bedeutet 1000 Sitzungen angestrongter Art, in denen wohl niemand tätiger und beredter war, als er. In 13 Kommissionen hatte er die Referate übernommen, darunter die schwierigsten. Er saß in den Kommissionen für Gewerbefreiheit, Freizügigkeit, Aufhebung der Beschlagnahme des Lohnes der Arbeiter, Bildung der freien Erwerbsgenossenschaften. Dann kam die große Justizkommission und die Kommission für das Hypothekenwesen. In der Kommission für die Provinzialordnung war er bald Referent, bald tätigstes Mitglied. Auch in der Kommission für das Militär-Strafgesetz und für das Gesetz über die Heeresdienstleistung hat er gefessen. Bei der Münz- und Bankgesetzgebung war er mein bester und nützlichster Mitarbeiter. Wenn man morgens in die Fraktionsitzung kam, war er sicherlich der erste. In dem großen Saale saß er schon oben allein am Tisch, beladen mit Aktenstößen. Einige hatten die Vorlage gelesen, die meisten hatten keine Ahnung davon. Der Vorsitzende eröffnete die Beratung und fragte, ob jemand zum Entwurf sprechen wolle. Allgemeine Stille; man weiß schon, wie es kommen wird. Nach einer Anstandspause erhebt sich Rasker und faßte die ganze Vorlage nach all ihren Gesichtspunkten so deutlich zusammen, daß nunmehr alle Bescheid wissen, und die Debatte entwickelt sich. Rasker war nicht nur Generalstabschef der Fraktion, er war auch ihr Feldwebel, jeder neue Ankömmling konnte versichert sein, unter seine Obhut und seine Flügel genommen zu werden. Wer einen Antrag stellen, ein Amendement einbringen,

oder sich zu Wort melden wollte, wandte sich an Rasker. War die Sitzung zu Ende, so konnte man sicher sein, der letzte, der aus dem Hause ging, war wieder Rasker. Wie viel Menschen kamen nicht zu ihm mit allerlei Anliegen; es gab nichts, was er verachtete.“

Rasker war kein Talent; er besaß nur den scharfen Verstand und das praktische Geschick, den unermüdblichen „Fleiß“ und die Zähigkeit seines Stammes. Auch seine Kenntnisse waren unbedeutend und ganz einseitig; er hatte nur formale, juristische Bildung. Fortwährend selber in der Presse tätig und Herausgeber einer Korrespondenz für Zeitungen, hielt er mit den Herren von der Feder gute Freundschaft, und die „liberalen“ Blätter, die mehr und mehr in jüdische Hände gerieten, ließen seinen Ruhm bis zu den Wolken wachsen. Wenn nun einer so ungemein viel spricht, wie es Rasker tat, so kann nicht alles wahr und lauter sein. Das liegt schon in der Natur der Sache. Hat der Schwärzer nicht ein außerordentliches Gedächtnis, so schwagt er sich leicht um den Hals. Rasker geriet oft in die Klemme. Fortlaufend mußte er berichtigen, ergänzen, zurücknehmen, widerrufen. Bald bestritt er dreist, dieses oder jenes gesagt zu haben, versuchte durch allerhand Sophismen und Winkelzüge sich aus der Schlinge zu ziehen und seine Gegner Lügen zu strafen; bald erklärte er, falsch verstanden zu sein, oder sich nur, wie der Jude sagt, „verspricht“ zu haben.

Bald nach Errichtung des Norddeutschen Bundes begannen die Nationalliberalen unter Rasker auf Beseitigung der Main-Linie zu drängen und bereiteten dadurch Bismarck, der jetzt sein Ziel vorsichtig, aber konsequent verfolgte, manche Verlegenheit. Als professionelle Gesetzgeber traten Rasker und Miquel auf und nach 1870 kam zu ihnen als Dritter im Bunde — Bamberger. Rasker und Miquel schufen Schlag auf Schlag die Zug-, Wucher-, Gewerbe- und Aktien-„Freiheiten“, denen Rasker und Bamberger später die Münz- und Bank-„Freiheit“ folgen ließen. Rasker, Miquel und Bamberger arbeiteten, wie sie behaupteten, unaufhörlich an dem Einheitsstaat. Tatsächlich

aber machten sie aus dem neuen Dtschen Reich ein großes Handels-Etablissement. Das nächste war die Einführung der aus Frankreich entlehnten zehnteiligen Maß- und Gewichtsordnung, der Wechselordnung und des Handelsgesetzbuches als Bundesgesetze, die Errichtung eines obersten Gerichtshofs für Handelsfachen, das Aktiengesetz und das Gesetz betreffend die Inhaberpapiere mit Prämien — lauter Spezial- und Ausnahme Gesetze zugunsten des Handels, der Börse und der Großindustrie, während Handwerk und Landwirtschaft vollständig vernachlässigt, tief geschädigt wurden. Nach Vaskers Behauptung hatte die Gesetzgebung in Preußen 50 Jahre gefeiert, und dies glaubte er nachholen zu müssen. Man hat berechnet, daß seit 67 auf jeden Tag ein halbes Duzend neuer Gesetzesparagraphen kommen. Die Gesetze wurden in überstürzender Weise, mit unanständiger Hast fabriziert, wofür das so traurig berühmte Aktiengesetz ein schlagendes Beispiel bietet. Bei dem Bankgesetz forderten Vasker und Bamberger die Reichsbank, und setzten sie, trotz des Widerspruchs der Regierung, durch. Die Reichsbank, die hauptsächlich der Börse dient und ihrem Kern nach eine jüdische A.-G. ist, verschlang die Preußische Bank, die teilweise ein Staatsinstitut war.“

Vasker und Bamberger fabrizierten auch folgendes Gesetz über das dtische Reichsgeld: „Beim Umlauf dürfen die Kronen und Doppelkronen 5 pro Mille, die halben Kronen 8 pro Mille vom Normalgewicht verlieren. Goldstücke, welche in Folge des „Umlaufs“ und der „Abnutzung“ noch mehr verlieren, unter das Passivgewicht herabsinken, werden auf Kosten des Reiches eingezogen.“ Seit dem Inkrafttreten des Gesetzes soll inzwischen unser sämtliches deutsches Reichsgold schon einige Mal umgeprägt worden sein. Das Reich hat den Verlust zu tragen. Man überseze nun „Umlauf“ mit „Circumcision“, und „Abnutzung“ mit „Taufe in Scheidewasser“, so kommt man dem Verständnis des schandbaren Judengesetzes entschieden näher. Man kann auch an Jean Paul's Wort denken: „Die Metalle genießen 2 Sakramente: die edlen werden von den

Juden beschnitten, und die unedlen, z. B. die Glocken, werden von den Christen getauft.“

Vasker und Miquel schufen endlich die „Rechts-Einheit“. Im Norddtischen Bunde hatten sie das Obligationen-, Handels- und Wechsel-Recht, als das Dringendste, unter Dach gebracht. Im neuen Dtschen Reich verlangten sie Vereinheitlichung des ganzen Zivil- und Kriminal-Rechts, sowie der Gerichtsverfassung. Die Mehrheit des Bundesrats widersprach 2 Jahre lang, selbst Preußen sträubte sich, und Bayern noch länger. Erst Ende 73 gaben die Regierungen nach und legten Herbst 74 die „Justiz-Gesetze“ vor. Dieselben wurden einer Kommission von 28 Mitgliedern überwiesen, die 2 Jahre lang berieten. Zu ihrem Vorsitz wählten sie, bezeichnend genug, den pensionierten Generalgründer Miquel, und sie setzten ihre Arbeit auch nach Schluß der Reichstagsession fort. So saß denn Miquel im Garten des Herren-Hauses unter dem Larus-Baum und machte Gesetze. Neben ihm saß Vasker und stellte die ungeheuerlichsten Anträge, die mitunter selbst dieser Gesellschaft zu Kraus wurden. Für den Juristen und Beamten mag die „Rechts-Einheit“ sehr bequem sein, aber das Volk, die verschiedenen Stämme hängen an dem ihnen überkommenen Recht, mit dem ihre Denkweise und Lebensgewohnheiten verwachsen sind. Ein wirkliches Interesse an gleichförmigen Rechtsfazungen hat nur der bewegliche Teil der Bevölkerung, also Kaufleute und Fabrikanten, vor allem aber die reinen Spekulanten, Wucherer, Händler und Schacherer. Durch die ganze „liberale“ Gesetzgebung, wie sie Vasker, Miquel und Bamberger ein Duzend Jahre hindurch betrieben, geht der Zug, alles zu nivellieren, zu uniformieren und eben dadurch zu atomisieren. Alle Standesunterschiede sollen aufhören, alle historischen Eigentümlichkeiten weg gemischt werden, das Volk sich in lauter gleichförmige Einzelwesen, ohne lebendigen Zusammenhang, auflösen. Dies ist notwendig für die eigentliche Tendenz der „liberalen“ Gesetzgebung, die darin besteht, allen Besitz zu mobilisieren, ihn dem Kapital und der Börse



dienstbar zu machen. Belege dafür sind, außer den Reichs-Justizgesetzen, auch eine Reihe von neueren Preussischen Gesetzen, namentlich die Subhastationsordnung von 69, die Hypothekengesetze von 72 und die Vormundschaftsordnung von 75, an denen allen Lasfer wesentlichen Anteil hat.

Fritz Friedmann, der 1871 Preßstenograph im Reichstag war, erzählt (1,44): „Der kleine Lasfer mit dem bösen Jargon und der überzeugenden tal mudistischen Beweisführung hatte den Vorzug, von Bismarck besonders gern angehört zu werden. Einmal spielte ich Lasfer einen bösen Streich in meinem Bericht, weil ich mich über seinen Mangel an Mut ärgerte. Er hatte in einer Philippika gegen die winzige Minorität der Sozialdemokraten erklärt, man müsse diese Vaterlandsfeinde „mit Knüppeln totschiagen“! Als ihm dann der amtliche stenographische Bericht zur Nachprüfung vorgelegt wurde, bekam's der kleine Mann mit der Angst vor dem gedruckten Wort und dessen Folgen und änderte den groben Ausdruck im amtlichen Bericht mutig in die Phrase um: „mit Gewalt niederhalten“. Er kam, von dem gefälligen Moriz Gumbinner (fb) begleitet, zu mir, um mich zu bitten, dieselbe Änderung in meinem Bericht vorzunehmen. Ich blutjunger Bursch schlug es ihm ab. Er hatte es gesagt; so mochte es auch bleiben! Vor diesem unverhofften Widerstand wurde der sonst so einflußreiche Mann ordentlich verlegen, brach die Unterhaltung schnell ab und zog sich zurück. So stand's denn allein in der „Kölnischen“, daß der kleine Lasfer die „Sozis“ mit Knüppeln totschiagen wollte. Heutzutage wär's eine harte Arbeit.“

Lasfers parlamentarische und gesetzgeberische Tätigkeit, seine ganze Wirksamkeit galt in erster Reihe seinem Volke, dessen treuester Sohn er war, an dem er mit allen Fasern seiner Seele hing, für das er unausgesetzt arbeitete, warb, litt und stritt. Alle wirtschaftlichen „Freiheiten“ haben sich in Wahrheit als Börsenfreiheiten und Judenprivilegien erwiesen, haben die Fremdlinge auf Kosten der Eingeborenen bereichert und erhöht. Lasfer begnügte

sich nicht damit, die Emanzipation durchzuführen, sondern er bahnte die Judentherrschaft an. Es war daher natürlich, wenn Israel in ihm einen neuen Helden und Propheten sah.

Als L. April 1875 an Typhus darniederlag, gaben die Berliner Zeitungen jeden Tag Bulletins heraus, die Juden legten ihn besonders ihrem Jahve ans Herz. Der „Neue Social-Demokrat“ Nr. 32: „Die Genesung des Abg. Lasfer dürfte, wenn die Gebete seiner Glaubensgenossen ein wirksames Heilmittel bilden, nicht lange auf sich warten lassen. Seit einigen Wochen wird in den Sonnabend-Gottesdienst vieler Synagogen eine Fürbitte für die Genesung des Dr. Lasfer eingelegt. Dieses Gebet soll sich bis zur Wiederherstellung des Patienten wiederholen. Wenn die Katholiken durch Gebete etwas erringen wollen, so spottet die ganze liberale Welt — den kleinen Lasfer und die jüdischen Orthodoxen scheint man unbehelligt zu lassen.“

Bei seinem Begräbnis sprach Rabbi Maibaum: „Wir werden jetzt den verewigten Genossen in der Ehrenreihe bestatten, wo nach altjüdischer Sitte nur die Frommen in Israel eine Ruhestatt finden; Männer der religiösen Wissenschaft und des religiösen Lehramtes.“

In zweiter Reihe ist Lasfers Wirken den Juristen, Richtern und Advokaten, zu gute gekommen. Wenn der Richterstand gegenwärtig als der erste Stand in Deutschland gilt, wenn er das Ansehen und den Respekt genießt, den früher kaum der geistliche Stand besessen hat, wenn der Richter mit einer außerordentlichen Gewalt bekleidet, unverleßlich, unverantwortlich und geradezu unfehlbar dasteht, so ist das wesentlich Lasfers Werk. Die neuen Justizgesetze haben den souveränen aber doch konstitutionellen Kreisrichter zum autokratischen Amtsrichter erhoben. Auf Antrag der Nationalliberalen wurden die Gehälter der Richter, über die Regierungsvorlagen hinaus, erheblich gesteigert, die der Staatsanwälte hingegen herabgemindert; denn die Richter waren durchgängig „liberal“ und die Staatsanwälte höchstens freikonservativ. Advokaten konnten fortan zu den höchsten Richter-

stellen berufen werden; und da unter ihnen das semitische Element überwog, wurden die Gerichtshöfe mehr und mehr mit Semiten besetzt. Für alle größeren Prozesse wurde Anwaltszwang vorgeschrieben und die Gebühren der Advokaten bedeutend erhöht, die mit dem Mandanten über die Tage hinaus, jedes beliebige Honorar vereinbaren durften. Indem V. sich die Judenschaft und die mit ihr identische Juristenwelt so tief verpflichtete, konnte es ihm an Lob und Preis nicht fehlen.

Den Gipfel des Ruhmes erklimmte er mit seinen Gründer-Reden im Abgeordnetenhaus am 14/1 und 7/2 73. „Als nämlich die wüste Orgie, der verbrecherische Schwindel der Gründungsära (sd) sich ihrem Ende näherte, als die Börslaner den heranrollenden „Krach“ bereits in allen Gliedern verspürten, ließ Vasler die Komödie seiner „Enthüllungen“ in Szene gehen. Schon im Frühjahr 72 hatte er verschämt auf den „Mißbrauch des Aktiengesetzes“ hingewiesen, aber damals noch keinen Anklang gefunden. Am 3/12 72, als der Schaden längst geschehen, forderte er den Justizminister auf, die Staatsanwälte anzuweisen, daß der Unfug der Gründungen „mindestens nicht mit den Merkmalen des strafbaren Betruges öffentlich fortgetrieben werde“. Aber Herr Leonhardt erwiderte kühl: Wenn bei den Gründungen offenbare Betrügereien vorkommen, so mögen sich die Betroffenen an den Staatsanwalt wenden. Wenn der Justizminister „mit einer solchen Anweisung kommen wollte, so wäre zu befürchten, daß dies zu einem unberechtigten Sicheinmischen der Staatsanwaltschaft in die Privatverhältnisse führen könnte“. Am 14/1 73 brandmarkte V. das „System Straußberg“(sd), für das er den Grafen Tzenpliz „allein verantwortlich“ machte, nannte er als böse Gründer („da ich Namen liebe“) den Geheimen Rat Wagener, den Fürsten zu Putbus und den Prinzen Biron von Kurland. Am 7/2 73 endlich hielt er seine „große Rede“, worin er die genannten Konservativen Männer, in der Gründerei bloße Dilettanten und von jüdischen Spekulanten vorgeschoben, in den schwärzesten

Farben malte, sie als Verkörperung des wildesten Schwindels hinstellte. Während er sprach, saßen um ihn gedrängt die liberalen Gründer-Matadore und jubelten wütenden Beifall. Von den 116 Konservativen im Hause fand nicht einer den Mut aufzustehen und zu fragen: „Warum nennst Du nur jene 3 Männer, die zu unserer Partei gehören; warum nennst Du nicht auch Deine zahlreichen liberalen Freunde, die bei so vielen blutigen Gründungen ihre Hand im Spiele haben; warum sprichst Du nicht von Deinem Volke, den Juden, die doch die eigentlichen Träger des ganzen Gründungsschwindels sind?“ — Niemand sprach so, es fiel kein Wort der Abwehr. — Nie ist in einem Parlament ein solch' einerseits widerliches, andererseits klägliches Schauspiel vor sich gegangen und nie vor dem ganzen Lande ein solches Gaukelspiel aufgeführt worden! Nie haben Dreistigkeit, jüdische Frechheit solchen Triumph gefeiert!! Die Presse hob Herrn Vasler bis zu den Wolken, sprach von dem unsterblichen Verdienst, das er sich um das Vaterland erworben, von dem wunderbaren Mut, den er bei seinen „Enthüllungen“ bewiesen. In der Tat war dieser Mut zu bewundern, wenn auch nicht zu beneiden.

Wie ein raffinierter Geschäftsmann hatte V. mit einer Klappe zwei Fliegen geschlagen. Durch seine „Enthüllungen“ lenkte er die Aufmerksamkeit ab von den eigentlichen Schuldigen, den liberalen Gründern und Gründergehilfen, und von seinen Stammesgenossen den Juden, denen, wie statistisch nachgewiesen, mindestens 90 v. H. aller Gründungen zur Last fallen. Durch diesen Kniff beugte er der Entdeckung vor und nasführte das Publikum in der unerhörtesten Weise. Dazu wälzte er das ganze Odium des Gründerschwindels auf die Konservativen, gab er diesen, die ohnehin, wegen des Schulaufsichtsgesetzes und wegen der Kreisordnung, bei dem Fürsten Bismarck und bei der öffentlichen Meinung in Ungnade gefallen waren, noch einen Fußtritt. Unter den Konservativen gab es nur einen, den die Liberalen fürchteten, weil er dem ökonomischen Liberalismus stets uner-

schroden zu Leibe ging, ihn der Unber-  
 nunft überführte und seine Gemeinge-  
 fährlichkeit aufdeckte. Dieser Mann war  
 eben Herr Wagener; seit 66 stand er in  
 naher Verbindung mit Bismarck, fun-  
 gierte als Geheimer Rat im Staatsmi-  
 nisterium und sollte soeben an Stelle  
 des erkrankten Herrn Wehrmann, der  
 später zur Diskonto-Gesellschaft über-  
 ging, den Vortrag beim König erhalten.  
 Dem mußte vorgebeugt werden, dieser  
 Mann, dessen Einfluß so bedrohlich an-  
 wuchs, mußte unmöglich gemacht wer-  
 den, und darum klagte V. im offenen  
 Parlament Herrn Wagener als groben  
 Gründer an. Vergeblich suchte Mini-  
 sterpräsident Graf Roon seinen ersten  
 Rat zu retten, indem er in einem Briefe,  
 der im Abgeordnetenhaus zur Verle-  
 sung kam, darauf hindeutete, daß V.  
 wahrscheinlich ein Interesse zur Sache  
 habe, nämlich Beziehungen als RA zu  
 einer großen Bankfirma, die bei der  
 Bewerbung um die in Rede stehende  
 Eisenbahn-Konzession eine Konkurren-  
 tin des Herrn Wagener gewesen war.  
 Diese Anspielung rief bei den Liberalen  
 solche Entrüstung hervor, daß Graf  
 Roon sie sofort zurückzog und sich ent-  
 schuldigte. Aber damit nicht zufrieden,  
 stellte V. sich vor das Haus und beteu-  
 erte, daß er „nie mit irgend einer Firma  
 über irgend eine Eisenbahn je in seinem  
 Leben ein Wort gesprochen“. Die Zeit  
 lehrte jedoch, daß Graf Roon, natürlich  
 inspiriert durch Herrn Wagener, nur  
 das Richtige getroffen, und zwar verriet  
 sich V. selber. In einer Erklärung,  
 die er im November 76 veröffentlichte,  
 bekennt er, daß er Herbst 72 von der  
 Diskonto-Gesellsch. um ein Gutachten  
 angegangen sei in Sachen der Rumäni-  
 schen Eisenbahn-Gesellschaft und des  
 Wunderdoktors Strausberg, daß er die-  
 ses Gutachten Februar 73 abgegeben,  
 also gerade damals, wo er im Abgeord-  
 netenhaus so feierlich das Gegenteil  
 versicherte, und daß er später dafür 100  
 Taler erhalten habe. Herr Vasker, des-  
 sen drittes Wort „sittlich“ war, der be-  
 ständig von Sittlichkeit troff, hatte also  
 im offenen Parlament mit vollem Be-  
 wußtsein gelogen, und genau dasselbe  
 ist ihm später noch mehrmals passiert.

Herr Wagener war der Sündenbock,  
 den Vasker im Parlament schlachtete; er  
 schlachtete ihn wegen der Sünden sei-  
 nes Volkes, dem Volke Israel als Sühn-  
 opfer (3. Mos. 16, 8—22). Es war ihm  
 nur um den Skandal zu tun gewesen,  
 oder auch um Bismarck gleichzeitig eins  
 zu versetzen und um Michel Sand in  
 die Augen zu streuen. Seinem Verspre-  
 chen gemäß gab er dann am 4/4 73 im  
 Reichstag den 2. Teil seiner „Enthül-  
 lungen“, aber dieser gestaltete sich an-  
 ders. Diesmal behandelte er die Grün-  
 dungen, die nicht zum Eisenbahnwesen  
 gehören, und von denen er zugab, daß  
 sie nicht weniger bössartig und strafbar  
 sind. Auch hier besitze er ein ergiebiges  
 Material, aber er wolle es heute in all-  
 gemeinen Zügen, durchaus unpersönlich  
 vorführen. Im Abgeordnetenhaus sei  
 er „förmlich provoziert“ worden, „Na-  
 men und Sachen zu nennen“, aber dies-  
 mal werde er es nicht tun, da es nicht  
 nötig sei. Herr Vasker „liebte“ plötzlich  
 nicht mehr „Namen“.

Um Wagener zu stürzen, hatte sich V.  
 mit Kalkulator Feldmann verbunden,  
 der in Wagener's Diensten stand. Feld-  
 mann verriet seinen Brotherrn, indem  
 er aus den ihm anvertrauten Akten Mit-  
 teilungen an V. machte, die dieser nun  
 zu „Enthüllungen“ benutzte. In Folge  
 seines Verrats wurde Feldmann ent-  
 lassen und mit einer Entschädigungs-  
 klage gerichtlich abgewiesen; wie es  
 scheint, hatte ihm V. eine Stelle ander-  
 weits versprochen, die er aber nicht er-  
 hielt, er geriet in Not, und verfiel auf  
 Schwindeleien, wurde wegen Untreue  
 und Unterschlagung verurteilt und  
 machte im Gefängnis seinem Leben ein  
 Ende. Vasker aber ward Held des Ta-  
 ges. Seine Reden wurden von den „Li-  
 beralen“ in unzähligen Abdrücken ver-  
 breitet. Sie galten als befreiende Tat;  
 V. kam in den Geruch eines Mannes von  
 seltenem Mut und edler Unerfroden-  
 heit, von rücksichtsloser Sitten-Streng-  
 e und hehrem Idealismus. Er spielte  
 noch Jahre lang seine Cato-Rolle. In  
 seinen unendlichen Reden waren „sitt-  
 lich“ und „ethisch“ immer das dritte  
 Wort. In seinen Philippiken gegen die  
 Gründer und später gegen die „Ver-  
 leumder“, in Briefen und öffentlichen

Erklärungen, hat L. sich einer langen Reihe von schreienden Widersprüchen, jämmerlichen Verdrehungen, dreisten Ab-leugnungen und gräßlichen Unwahrheiten schuldig gemacht, was in Glagaus Schriften attemmäßig nachgewiesen ist.

Man mahnte immer wieder „auch die „liberalen“ Gründer zu enthüllen. Aber nun trat L. den kläglichsten Rückzug an; er warf sich zum Verteidiger „liberaler“ Gründer, wie Miquel und Bennigsen, auf und schmähte und beschimpfte deren Ankläger in der gemeinsten Weise. Wie sehr aber auch die Unwahrhaftigkeit, Doppelzüngigkeit und Perfidie L.'s einen Deutschen anwidern und empören mögen: sie liegen im Blute des Juden. Wo es sein Interesse ihm gebietet, verstreut er Worte wie Sandkörner, und selbst die feierlichsten Versicherungen sind ihm bloßer Schall.

Lasfer selber hat sich an Gründungen nicht beteiligt; sonst hätte er noch mehr Geld als Miquel einsäckeln können. Dazu war er zu vorsichtig und ehrgeizig. Was er zu seinem einfachen Leben brauchte, floß ihm genügend zu. Von dem 1870 verstorbenen Abgeordneten Twisten, dem er am Sarge die Rede hielt, erbte er die Stelle als Syndikus des Städt. Pfandbriefamts in Berlin: eine Sinecure, die ihm gestattete, in jedem Jahr 9 Monate in den Parlamenten zu sitzen und 3 Monate auf Reisen zu gehen. Daneben war er Syndikus der Deutschen Boden-Kreditbank. Auch sollen reiche Glaubensgenossen ihm Ansehnliches zugewendet haben. So konnte er sich ganz der Politik widmen, fungierte nur dem Namen nach als RA, ver-schmähte die gewöhnliche Staatskarriere und träumte von einem Ministerportefeuille. Selbst die „Gartenlaube“ 1875 (DZ\*) 15/12) schrieb: „Man braucht Lasfer nicht sehr nahe zu stehen, um zu wissen, daß schon seinem klaren Ein-blicke in die Verhältnisse ein abenteuerliches Spekulieren auf einen „Minister-sessel“ jederzeit gänzlich fern gelegen hat. Wer kann vorher sagen, ob ihn und manchen anderen nicht einmal ein schwieriger Moment, eine ernste Wendung im Vaterlande auf einen hohen Verwaltungs-posten berufen wird? Träte

aber eine solche Forderung an ihn heran, so würde er bei dem strengen Gedankenernste, bei der Idealität und bescheidenen Selbstlosigkeit seines genügsamen und uneigennütigen Wesens das auf sich nehmen wie eine schwere Pflicht, der er sich nicht entziehen dürfe, der er mit ausdauerndster Hingebung seine ihm so lieb gewordene Unabhängigkeit und den letzten Tropfen seiner Kraft (!) zu opfern habe.“

Auch der „Kladderadatsch“ vom 13/4 1873 verherrlichte geschickt Lasfer's Angriffe auf die Gründer in ausgezeichneten, dantischen Versen, die den „kühnen“ Juden zum Himmel hebend, die wenigen Arier, die dumm genug sich von den zahllosen ▼Gründern hatten verleiten lassen, in die Hölle stießen:

Wenn aber einer sich aus dem Gesindel  
Herausgreift einen, ihn dem Volk zu zeigen  
Und auszurufen: „Seht! Der macht den Schwindel!“  
Dann wird sogleich, nachdem das erste Schmeigen  
Des Schrecks gebrochen ist, bis an die Sterne  
Ein Därm sich heben und ein Lasterreigen:  
„Hört nur! Er sucht Standal und hat ihn gerne!  
Doch mög' er nicht Gehör zu finden hoffen —  
Uns Edlen stehn Persönlichkeiten fern!“  
So rufen alle, die zugleich getrossen  
Sich fühlen, wenn die schweren Worte schallen,  
Und sich zu Füßen sehn den Abgrund offen.  
Dann werfen in die Brust sich die Basallen  
Des Fürsten Gold, die höchst ehrbaren Leute;  
Denn Ehrbarkeit ist eigen ihnen allen!  
Und aus gedungenen Blättern klafft die Meute:  
„Stopft ihm den Mund! Verjagt ihn von der Bühne!  
Werft ihn uns hin als längst willkommenen Beute!“  
Dann liest man von Egzessen der Tribüne,  
Von Redefrecheit, von den bösen Zeichen  
Der Zeit und von ernstlich erheißcher Sühne.  
O Pharisdäer, Heuchler ohnegleichen,  
Die ihr nicht kennt Scheu, Rücksicht oder Ehre,  
Wenn's gilt, gemeinen Vorteil zu erreichen —  
Wie zittert in den Händen euch die Schere!  
O legt sie hin, daß nicht sie eure Hände  
Und, was noch wicht'ger, die Coupons verkehre —  
Und merkt: Dies ist der Anfang, nicht das Ende!

Man dürfte die Verse, wenn der Mann, dem sie galten, kein Jude und ehrlich gewesen wäre, mit zu den besten unseres Schrifttums zählen; vielleicht stammten sie auch von einem Arier der Schriftleitung, der, ohne Lasfer zu durchschauen, nun seine klassisch gestimmte Leier für die gute Sache rührte und künstlerisch den Einzelfall zum allgemeinen erwertete, dabei dem Judentum unbezahlbare Dienste leistend, in dem er dieses nach arischen Gesichtspunkten schädlichste Volk von der Welt in einem seiner Vertreter mit einem moralischen Glanz umgab, daß alles Nichtjüdische dagegen schwarz

\*) = Deutsche Landes-Zeltung.

schien. Wenn man aber bei den Ber-  
sen nicht an den Heuchler Lasker zu den-  
ken braucht, ist und bleibt das Gedicht  
gerade einzigartig und eines Dante's  
würdig. 1917 druckte es eine Zeitung,  
ohne Quelle und Veranlassung zu ken-  
nen oder zu nennen, im Kriege wieder  
ab, wo es dann — als gegenjüdisches  
Memento auf die Kriegsgewinnler und  
Wucherer dankbar von allen Deutschen  
empfunden wurde.

Nachdem L. mit seinen „Enthüllun-  
gen“ so großen Ruhm eingesädet, trieb  
ihn der Eitelkeitssteufel, sich auf den ver-  
schiedensten Gebieten zu produzieren,  
denn er meinte eben, alles zu können.  
Unmittelbar nach der Gründerrede ließ  
er, von Berthold ▼Auerbach verleitet,  
ein Büchlein anonym erscheinen unter  
dem geschmackvollen Titel: „Erlebnisse  
einer Mannesseele“ (Cotta, Stuttgart),  
das ▼Auerbach beantwortete: „Gedrun-  
gen und knapp in der Form, edel und  
reif im Gehalt, werden diese Blätter nach  
meiner Überzeugung von dauerndem  
Wert in der dtischen Literatur sein.“ In  
diesen Blättern erzählt Lasker von sei-  
nen Eroberungen, wie er, der Adonis  
von Jarotschin, nacheinander die Herzen  
von Paula, Ellen und Marie gerührt  
hat, aber trotzdem Junggeselle geblieben  
ist. Diese Bekenntnisse erregten in den  
betreffenden Familien solchen Anstoß,  
daß Lasker die „Perle der dtischen Lite-  
ratur“ unter der Hand aus dem Buch-  
handel zurückziehen ließ. Über dieses  
Machwerk hieß es im Zeitspiegel: „Wel-  
chen Beruf Lasker sich selbst gesetzt,  
zeigte er in dem Buche „Die Erlebnisse  
einer Mannesseele“. Der ganze Hoch-  
mut, die ganze miserable politische und  
materialistische Weltanschauung dieses  
kleinen Bramarbas mit den krummen  
Beinen und den großen Plattfüßen tritt  
in diesem literarischen Gefühlsprodukt  
zu Tage. Endlose Liebesaffären mit rei-  
chen Jüdinnen und harmlosen Christin-  
nen werden in diesem Buche mit wider-  
licher, süßlicher Sprache geschildert und  
verlaufen dennoch alle mit dem Resultat,  
daß der arme verliebte Eduard ver-  
dammt ist, ledig zu bleiben. So jammert  
er selber am Schlusse: „Mir sollte keine  
liebende Gattin das Haus zieren, kein  
Kind sollte mit zarten Armen den Nat-

ten des liebenden Vaters umschlingen,  
und die Jahre sollten sich in keinem her-  
anwachsenden Geschöpf erneuen. Was  
half es, daß ich die unendlichen Won-  
nen ahnte, daß die Sehnsucht das Herz  
beunruhigte, daß ich in jungen Gemü-  
tern die Neigung zu mir keimen sah.  
Dem Liebsten auf der Erde, welchem  
ich mich anzuschließen gesucht, hatte ich  
Unheil gebracht, und keine Regung be-  
gann unter den Vorzeichen beruhigten  
Glüdes.“ Aber Eduard wollte alle, doch  
keine wollte ihn. Welch ein Pech für  
ihn und welch ein Glück für die Welt!  
In England sogar sucht er die Tochter  
eines sehr bekannten politischen Flücht-  
lings zu kapern, indem er es als seine  
Mission hinstellt, die „Verbannten ins  
Vaterland zurückzuführen und ihre Lei-  
den zu rächen“. So sagt er u. a.: „Ihr  
seid verbannt und mit der Sehnsucht  
nach der Rückkehr erfüllt, aber ich zu  
Hause habe keinen anderen Gedanken  
als das Erwachen meines [!] Volkes.  
Ihr müht Euch in der Fremde um Aus-  
kommen und Beruf; ich habe daheim  
keinen anderen Beruf, und jede Mühe  
gilt dem Vaterlande allein.“ Das deut-  
sche Volk als des „großen“ Lasker Volk!  
Der Jude und die Freiheit des Vater-  
landes! Freilich Bamberger und Las-  
ker — sie lebten und „strebten für Frei-  
heit und Einheit“ ihres Volkes in  
Deutschland.

Später leistete er eine Abhandlung  
„Über Erziehung und Anlage“, worin  
er mit der tiefsinnigsten Miene und in  
dunkler Sprache schrecklichste Gemein-  
plätze zu Tage fördert. So entdeckt er,  
daß ein Kind „mit freudigem Verlan-  
gen zur Tür eilt“, wenn irgend eine be-  
liebte Person naht; daß zwischen dem  
Säugling und der Amme — Lasker  
nennt sie mit feierlicher Umschreibung  
„die Nahrungspenderin“ oder auch „die  
bewirtende Person“ — sich intime Wech-  
selbeziehungen einstellen. Noch kostbarer  
ist ein Aufsatz in ▼Rodenberg's (Seh-  
mann Lebh) „Dtischer Rundschau“ (No-  
vemberheft 79), der sich „Ursprung, Zweck  
und Entwicklung der Sprache“ betitelte,  
und der dann in der „Post“ von einem  
Fachmann die Kritik erfuhr: „Herr L.  
macht die höchst interessante Entdeckung,  
daß die ersten Lebensäußerungen der

Kinder im Strampeln und Aufschreien bestehen, und sofort lesen wir in einer Anmerkung: „Die Entwicklung des Kindes ist ein wichtiges, sehr vernachlässigtes Feld der Beobachtung für die Entwicklung des Menschengeschlechts.“ Während L. hier über die Endfragen der allgemeinen Sprachwissenschaft und alles Wissens faselt, verrät er in den elementarsten Dingen eine solch haarsträubende Unkenntnis, daß er z. B. Slawisch und Indogermanisch als gleichwertige Faktoren nebeneinander nennt, mithin nicht einmal weiß, wie das Slawische nur eine indogermanische Sprachfamilie ist.—

Rasker gehörte, obschon er sich für einen im modernsten Geiste selbständig gearteten Charakter hielt, als ein schwächlich geratener Posthumus zu der literarisch-liberalen Familie der *Heine* und *Börne*. Gerade der Geist seiner bei Brodhäus gesammelten „Kulturgeschichtlichen Essays“ war es, dessen spielende Begriffsgaukelei, die nirgends aus den Wolken der Abstraktion eine Berührung mit dem realen Leben fand, dem Fürsten Bismarck den Liberalismus, wie er sich ungeniert ausdrückte, von Jahr zu Jahr widerwärtiger machte. Raskers, von Börne sich herschreibende Humanitätsempfinderei wurde mit absterbendem Eifer dann hauptsächlich von Bamberger und noch von Dr. Barth fortgesetzt. Man lese die kleine 14seitige Broschüre Bambergers, die er „Pessimistisches“ betitelt und worin er Rudolf von Bennigsen gegenüber mit jongleurartiger Dialektik behauptet, daß die deutsche, ewig hypochondrische, Opposition nicht pessimistisch gestimmt, sondern in ihrem „unentwegten“ Vertrauen auf ein humaner gearbeitetes Deutschland gerade umgekehrt von einem wahrhaften Optimismus beseelt sei!

Joachim Gehlsen will im „Reiche Bismarcks“, 1894, nachweisen, daß der Gründer-Entlarbungsschwindel, den der Handlanger Bleichröders, Enoch Rasker, im Reichstage verübte, im gewissen Einverständnis mit Bismarck vor sich ging, der den Vorstoß Raskers deshalb gerne sah, weil dadurch einige dem Reichskanzler unbequeme Mitglieder der Hofgesellschaft getroffen und andere einge-

schüchtert wurden. Rasker habe damals gehofft, von Bismarck als Anerkennung des Dienstes einen Ministerposten zu erhalten, aber Gehlsen selbst nimmt das Verdienst für sich in Anspruch, den Reichskanzler einer solchen Notwendigkeit überhoben zu haben. Er sei nämlich in den Besitz der Raskerschen Liebesmemoiren, der „Erlebnisse einer Mannesseele“, gekommen, die er in dem „kleinen Buche vom großen Rasker“ der Öffentlichkeit preisgab; er zeigte damit die ganze innere Verkommenheit dieses „Gesellschaftsretters“, der von diesem Augenblicke an als Ministerkandidat unmöglich war.

Die Hoffnungen L.'s auf das Ministerium datierten schon aus alter Zeit. „Im Frühjahr 1871 gab Bismarck dem Reichstagsabgeordneten und kenntnisreichen Rechtsanwalt in einem Gespräch seine Befriedigung mit den Worten zu erkennen: „Wir müssen doch noch einmal Kollegen werden!“ „Wollen Erw. Durchlaucht denn Rechtsanwalt werden?“ war die urplötzlich herausgesprochene Entgegnung des Abgeordneten, der mit derselben augenscheinlich die Luft bezeichnen wollte, die ihn als Juden von jedem höheren Staatsposten in Preußen fernhielt“, ▼De 7, 153.

Seit der „Verleumdungsära“ ging es aber mit L. bergab. Beständig saß ihm der Abgeordnete Herr von Ludwig auf dem Nacken und mahnte an den versprochenen 2. Teil der „Enthüllungen“, in betreff der von „Liberalen“ verübten Gründungen. Dieser brave ritterliche Mann war, was Rasker hatte scheinen wollen: das Gewissen des Parlaments; aber dafür ward er aus dem Zentrum gedrängt, von allen Parteien mit Grauen betrachtet, und von der „liberalen“ Presse als irrsinniger Skandalmacher denunziert.

78, nach den Attentaten auf Kaiser Wilhelm, erlitt L.'s Nationalliberalismus einen Bankrott. 79 bei den Neuwahlen zum Abgeordnetenhaus fiel L. an mehreren Orten hinter einander durch. Seitdem blieben ihm die Pforten des Abgeordnetenhauses verschlossen. L., der einst wie ein Diktator parlamentarische Mandate vergeben hatte, konnte jetzt selber keinen Sitz mehr gewinnen,

und keiner seiner Parteigenossen, auch der unbedeutendste nicht, fand sich veranlaßt, ihm Platz zu machen. Im Reichstag ward er einsam. Wenn er einen Antrag einbringen wollte, fand er nur mit Mühe die 15 dazu nötigen Unterschriften. Wenn er sprach, wurden seine Worte von der lauten Unterhaltung der Versammlung übertönt, und nicht selten ward er ausgelacht. 80 schied er aus der nationalliberalen Fraktion, die er selber vor 14 Jahren begründet hatte.

Dieser Wechsel in der öffentlichen Gunst, dieser Abfall der eigenen Parteigenossen und nächsten Freunde traf ihn ins Mark. Als er Anfang 82 im Handwerker-V. einen Vortrag halten wollte, begann er plötzlich grell zu lachen; man mußte ihn von der Tribüne führen. Wahrscheinlich aber geht das damals zum Ausbruch gekommene Gehirnleiden weiter zurück. Schon in der Reichs-Justizkommission stellte er im Herbst 75 einen Antrag, der auf Geisteszerrüttung schließen ließ.

Zimmerhin wollten ihn noch 1882 sieben Städte als ihren Kandidaten für das Abgeordnetenhaus aufstellen. „Wir wollen“, sagte Liebermann v. Sonnenberg in der DBZ 27/9, „die Namen der Städte den Zeitgenossen und späteren Geschlechtern nicht verschweigen. Es sind dies: Tirschtiegel, Bomst, Meseritz, Schrimm, Schroda, Ratel, Fillehne — sämtlich in der Provinz Posen!“

83 unternahm er eine Reise zu seinem Bruder nach Amerika. Der „Berliner Börsen-Courier“ behandelte ihn wie einen politischen Toten und meinte, es läge überhaupt nicht mehr in der Absicht L.'s, nach Deutschland noch einmal zurückzukehren. Wie wäre dieser Mann in England und Amerika empfangen und gefeiert worden, hätte er 10 Jahre früher die Reise angetreten! Jetzt nahm fast niemand von ihm Notiz. Mit Paul Lindau und anderen Berlinern schloß sich auch Vasker drüben als Vertreter des deutschen Volkes dem Triumphzuge an, den Henry Villard, Präses der Nord-Pazifikbahn durch die Vereinigten Staaten aufführte, half er das Gefolge dieses Spekulanten vervollständigen, der unmittelbar darauf so fürchterlich verkrachte. Der Triumphzug war eine Art

Gumbug, den Villard in Szene setzte, um eine Anleihe von 20 Millionen Dollars mit Erfolg an die Börse zu bringen. Ironie des Schicksals, daß der ehemalige Gründertöter L. diesem amerikanischen Stroussberg als Staffage dienen mußte! —

Man erzählt, sagt D. Glagau, dem wir viel gefolgt sind, von einem Fischer am Kurischen Haff, der mit seiner Frau auf den Fang ausfuhr. Unterwegs fiel dieselbe ins Wasser und erst nach Tagen gelang es dem Manne, sie aufzufinden. An der Leiche hatten sich eine Menge von Aalen festgesetzt, die der Gatte sorgfältig einsammelte. O, du Liebes Weib, sprach er; du bist mir im Tode noch nützlich und bringst mir Gewinn! Er warf die Leiche wieder ins Wasser, fand sie am nächsten Tage wieder mit Aalen bedeckt und benutzte sie als Köder noch einige Zeit, bis die Nachbarn aufmerksam wurden und ihn der Polizei anzeigten. — Ein ähnliches Stückchen verübten die „Liberalen“ mit Vaskers Leiche. Um den lebenden Mann hatten sie sich nicht mehr gekümmert; mit dem Toten trieben sie politische Reklame und versuchten mit ihm, ein öffentliches Spiel aufzuführen. Trotzdem man Handwerker- und Arbeiterverein, Bezirks- und Wahlvereine und auswärtige Deputationen auf die Beine zu bringen versucht hatte, war aber die Beteiligung am Leichenzuge sehr schwach; die Berliner Bevölkerung verhielt sich gleichgültig. In der Synagoge sprach am Sarge nicht, wie man gewünscht hatte, der Oberbürgermeister von Fockenberg, sondern — Dr. Friedrich Kapp, Altzahlreicher Bankinstitute und anderer AG: „L. hat zu einer Zeit, wo alle (!!!) gewissen Zeitströmungen nachgaben, zuerst die Hand in die Wunde gelegt. Er hat ehrlich und redlich das wenige erworben, was er zu seinen bescheidenen Bedürfnissen brauchte. Er hatte keine Zeit, Geld zu verdienen.“ — Bamberger, der famose Gründer der Deutschen Bank, der am 28/1 84 noch eine Gedächtnisfeier für Vasker in der Singakademie veranstaltete, berührte denselben Punkt, konnte aber dabei einen leisen Tadel gegen den Toten nicht verkneifen: „L. wurde ergriffen von einem

Unwillen gegen das ganze Geschäftsleben einer gegebenen Periode, der ihn in seinen Anklagen gegen gewisse Exzesse vielleicht mehr anfeuerte, als es dem Bedürfnis der Gesellschaft entsprach.“ — Während aber Bamberger rief: „Es war ein Stück der besten dtischen Geschichte, das wir heute zu Grabe geleitet haben“; während die National-Zeitung schrieb: Lasker werde in der Geschichte fortleben als Mitbegründer des Dtschen Reichs — traf Kapp den Nagel auf den Kopf: Lasker war ein internationaler Charakter. — Das galt von L. wie von Bamberger; von Löwe, wie von Straßmann.

Madenhauseu, Esther 1897, S. 97: „Als L. in Amerika plötzlich gestorben war, wurde das Repräsentantenhaus in Bewegung gesetzt, um dem dtischen Volke das Bedauern der Nordamerikaner über den Verlust dieses großen Mannes auszusprechen, obgleich wohl nur wenige Mitglieder jemals etwas von Lasker gehört haben mögen. Die Mitteilung mußte bekanntlich von unserm Reichskanzler Bismarck zurückgewiesen werden, weil sie nach dem Völkerrechte nicht zum Verkehr der Regierungen miteinander gehörte und deshalb auch von der Regierung der Ver. St. als ungehörig bezeichnet ward. Diese ganze Laskerverherrlichung hatte ein kalifornischer Jude durch seine Rührigkeit ins Werk gesetzt, und seine Glaubensgenossen in Berlin ermangelten nicht, für L. eine großartige Leichenfeier zu veranstalten.“ Der Kanzler ließ also die Kundgebung auf den Tisch des Hauses legen, indem er den Juden sagte, sie könnten sie nach Belieben verwerten, — über alles das kam es aber im März im Dtschen Reichstag zu langen und erregten Debatten.

Zu Rodenberg (fd) schrieb ergriffen in sein Tagebuch, wie „Bamberger sagte, daß Bismarck durch seine Abwesenheit hier dem Verstorbenen eine größere Huldigung dargebracht, als er durch sein Erscheinen vermocht hätte. Er habe dadurch ausgesprochen, daß der Geist L.'s auch im Tode noch zu gefährlich sei, als daß er ihn öffentlich anerkennen könne. Dieser Leichenschmus erzielte in der Behandlung des „schweren traurigen Themas“, wie L. als Mann des

Rechtes dargestellt wurde, einen ungeheuren Eindruck auf die Versammlung, die mehrfach in minutenlangen stürmischen Beifall ausbrach“.

Den „lasterhaften“ Betrachtungen Blagaus und Paaschs reihen wir weitere Urteile an. Bismarck sagte in Bezug auf L.: „Der Liberalismus wird mir immer widerwärtiger.“

Der liberale Historiker Dr. Otto Henne-Rhyn schreibt: „Bodenlose Frechheit war es, wo und wenn Juden sich in den sogenannten Kulturkampf, eine reine christlich-kirchliche Angelegenheit, einmischten, und das haben sie, namentlich Lasker, vielfach getan.“

Der Kulturhistoriker Victor Hahn: „L. ist ein echt jüdisches Genie. Abstrakt, logisch, Feind aller Inkonsequenz, an strengem Denken die Wirklichkeit messend. Er ist kein umfassender Geist, kein echt politischer oder — um einen Ausdruck Bismarcks zu gebrauchen — kein europäischer Kopf. . . . Starr am Buchstaben seines Breviers haltend („Es ist aber leichter, daß Himmel und Erde vergehen, denn daß ein Titel vom Gesetz falle“), widersetzte er sich 1872 dem Gesetze, das die Jesuiten vom deutschen Boden ausschloß. Häßlicher denn je offenbarte sich der Mangel konkreten, realen historischen Sinnes bei diesem jüdischen Asketen im Februar 1874, als das Reichsmilitärgesetz zur Beratung kam. Die dauernde Friedenspräsenzstärke verstoße gegen das Budgetrecht — und dieses muß ja intakt bleiben, und ginge auch Preußen und Deutschland, ja die ganze Welt darüber zugrunde. Man konnte den Dialektiker manchmal bewundern, mußte aber bedauern, daß in ihm auch nicht die kleinste Ader eines Staatsmanns steckte. Alles Prinzip, starre Sympathie; wäre Lasker konservativer geworden, so hätten wir den zweiten Stahl, in derselben semitischen Vollendung. . . . Was ihm fehlt, ist der organisatorische Geist des echten Politikers, der Sinn für das Gegebene, an das der Fortschritt anknüpfen soll, das Band der Liebe zu dem Erbe der Väter, die Neigung, es zu vermehren, statt das Haus auszuräumen. L. ist abstrakt, ein Judenkopf; er hängt nicht an der langsam gewachsenen europäischen Kultur,



von der ihn Geburt und Abstammung ausgeschlossen hält, und deren Gefühl durch kein Denken zu erwerben ist." (Th. Schiemann: Victor Hahn, ein Lebensbild, Stuttgart 1894; 215, 217.)

Der aufrichtige Prof. Ad. Wagner, Nov. 83 im Abgeordnetenhaus: „Allerdings mögen sich auch Konservative an dem Gründungsschwindel beteiligt haben, und ich will sie keineswegs entschuldigen. Wenn man aber auf die „Enthüllungen“ anspielt, die nach dieser Richtung hin Herr L. vor 10 Jahren unternahm, so behauptete ich, und mit mir behauptet es die große, nicht befangene öffentliche Meinung von ganz Deutschland: von Seiten des Abgeordneten L. war es eine politisch unrichtige Taktik, daß er als ein Mann der liberalen Partei und als ein Angehöriger der israelitischen Bevölkerung, politische Gegner herausgriff, und die wenigstens 90% schlimmeren Gründer, die ganz vorwiegend der Börsenwelt und der Judenthät angehörten, hier übergang.“

Ottomar Beta, 306 ff.: „Dem „Ehrlichsten der Ehrlichen“ aus Jarotschin, zugleich dem banalsten aller Pharisäer, Eduard Lasler, Ehrendoktor von Zürich resp. von Prof. Neumanns Gnaden, war die Grundsteuer eine Erwerbungssteuer! Er vor allen hatte an jener Gesetzgebung, die den Schwindel entfesselte, oder besser gesagt, in der Beseitigung aller Schutzwehren gegen diese Sintflut rastlos gearbeitet, ... hatte zu Gunsten der Banken unter ▼Friedenthals Regide die Priorität des Staates auf staatlich geförderte Meliorationen als unmoralisch und illiberal in letzter Lesung aus dem Gesetz eskamotiert. ... Ich kam aus dem Reichstage und hatte es mit angesehen, wie dieser Salbader sich vor der gesamten Christenheit aufstellte und ihnen zurief — im Tone der Gassenbuben: „Lassen Sie die Juden in Ruh. Wir waren es, die Ihnen Ihre Religion gaben!“ Welch eine Lüge! Denn war nicht das Christentum eine kanaanitische Auflehnung gegen eben diesen wuchernden schonungslosen Pharisäismus der Vaterlandslosen?

Nun lief er, der große Volkstribun und Stürzer der Reaktion mit B. Muerbach und H. B. Oppenheim im Tier-

garten umher und brüllte wie ein wollüstiger, in Blut berauschter Tiger über die Abschächtung des von mir damals noch verehrten Geheimrat Wagener als konservativen Sündenbocks. So traf ich ihn, sah ihn, hörte ihn, bis er von seinen Begleitern am Arm genommen und fortgezogen wurde. Es war einer jener Momente, die entscheidend sind für ein Menschenleben. Dieser Anblick eines von befriedigter Rache besoffenen sophistischen Volkstribunen war's, der dem Fasse meiner Besonnenheit den Boden ausschlug und in mir das wachrief, was man gemeinhin und unterscheidungslos Antisemitismus nennt, den Sozialismus der Dummen, jetzt eine alltägliche Sache, damals etwas unerhörtes. . .

Was Bismarck später aussprach, daß niemand seine besten Absichten so sehr durchkreuzt habe wie L., was sogar der Massegenosse L.'s, Dr. H. Stroussberg, später in seinem Rechtfertigungsbuche über sein Leben und Wirken dokumentierte, daß es dieser angebliche „Doctrinär“ gewesen, der nach dem Weisheitssprüche: „Steine sammeln, Steine zerstreuen, alles hat seine Zeit“, mit Wollust erntete, was er heimtückisch gesät, das Verderben der seßhaften Menschheit, die er durch „Anticipationen“ unseßhaft gemacht und dann ins Elend stieß, das stand mir in unbestimmten Zügen vor Augen. Lasler, der Träger schärfster und zersetzendster römischer Rechtsgrundsätze, eines blutleeren Individualismus, wurde mir damals zum Typus seines Volkes — in höchster Abstraktion. Höher als L. kann es moralisch, so wollte es mir scheinen, nicht hinauf. Und wenn dies der Pegel der Verklärung war, dann bedeutete das einen Tiefstand, einen moralischen Sumpf, über dem noch der ehrliche Taschendieb hoch erhaben dasteht.“

„Aus seiner unqualifizierbaren parlamentarischen Tätigkeit endlich bei Seite geschoben, scheint L. von einer Krankheit befallen zu sein, die ich nicht besser zu bezeichnen weiß, als mit dem medizinischen Ausdruck: „Mund-Diarrhoe!“ Jetzt spricht und schreibt er bei jeder nur denkbaren Gelegenheit über jedes nur denkbare Thema, allerdings mit einer sehr schwer vorstellbaren Drei-

stigkeit und Unwissenheit. Sein Mangel an Kenntnissen, an Phantasie, Geschmack, Logik darf als das seltsamste Merkmal an ihm angesehen werden und wird vielleicht nur noch durch die Schamlosigkeit übertroffen, mit der er seine Banalitäten an den Mann bringt. Wohl uns: er ist auf dem besten Wege, sich in kürzester Zeit absolut unmöglich gemacht zu haben; noch einige Duzende dieser Essays, Vorträge, Reden, Aufsätze, Versuche, Artikel über „Erziehung“, „Raphael“, „Bildung“, „Kantische Philosophie“, „Gymnasien“, „Entstehung der Sprache“, „Entdeckung Amerikas“, „über den Nutzen der Tugend“, „Reden und Trinken“ usw. usw. — und dann wird ja wohl auch das allerblödeste Auge sehen, was zu sehen ist, und einer wird erstaunt den andern fragen, warum er die siebente Bitte bis dahin nicht mit mehr Inbrunst gebetet habe.“

Im Hinblick auf das staatsgefährliche Treiben der Pazifisten, Sozialistenführer wie anderer im Judentum wurzelnder Leute in Deutschland während des Völkerkrieges, auf die sozialistischen Friedenskongresse im Ausland und viele andere unerfreulichen Erscheinungen ist ein Artikel im „Wochenblatte für Steglitz“ 1882 bemerkenswert: „Die unkriegerische Nation des Herrn Lasker. Am 20. Oktober endete der internationale Friedenskongreß in Brüssel. Als „Vertreter Deutschlands“ hatte sich auch Lasker eingefunden, um, wie er erklärte, der Meinung entgegenzutreten, daß Deutschland eine kriegerische Nation sei.

Wenn L. als Meinungen'scher Abgeordneter im Reichstage „im Namen der Nation“ spricht, so ist dies schon eine bestrittene Sache, wenn aber gar Herr Lasker ohne Mandat als Vertreter Deutschlands (s. o. in Nordamerika) sich geriert, so ist dies, gelinde gesagt, eine nicht geringe Anmaßung.

L. hat stets mit der deutschen Geschichte auf gespanntem Fuß gestanden. In Frankfurt a. M. sagte er einmal vor ca. 5000 Wählern, die preußischen Könige seien stets Freunde des Freihandels gewesen. Ganz das Gegenteil ist der Fall. Die größten Weltreiche mit ihren Cäsaren, das römische sowohl, als das napoleonische, sind von Deutschen

zertrümmert worden. Mit Flammenbuchstaben stehen im Buche der Geschichte die Jahre 1813 und 1870 verzeichnet. Auf Lasker macht dies keinen Eindruck: Deutschland ist keine kriegerische Nation! Um L. einen Vergleich zu ermöglichen, wollen wir ihm in kurzen Zügen ein unkriegerisches Volk vorführen.

Vor beinahe 3400 Jahren lebte ein solches in Agypten, an welchem Lande es sonst nichts auszusagen mußte, als daß dort für dasselbe ein ganz fürchterlicher Arbeitszwang im Brennen und Karren von Ziegel- und Mauersteinen existierte. An der Arbeit ist zwar keiner gestorben; im Gegenteil: Je mehr sie das Volk drückte, je mehr breitete es sich aus, es wurde kräftiger, gesünder; aber die Behandlung war eine barbarische.

Gott erbarmte sich dieses geknechteten Volkes und entriß es mit starker Hand seinen Peinigern. Gewiß hat es ihm für die goldene Freiheit auf Knieen gedankt? O nein! Wenn irgend eine Bequemlichkeit fehlte, war Murren an der Tagesordnung.

Gott tränkt sie aus dem Felsen und gibt ihnen Brot vom Himmel. Ach! Klagen sie, wären wir doch in Agypten gestorben, wo wir bei den Fleischtöpfen saßen! Er läßt Wachteln für sie übers Meer kommen; umsonst, es fehlt noch manches, wie es 4. Mose Kap. 11, V. 5 aufgezählt wird: „Wir gedenken der Fische, die wir in Agypten umsonst aßen, und der Kürbis, Pfefen, Lauch, Zwiebeln und Knoblauch“.

Als die Rundschafter nach einer Schilderung der Herrlichkeit des gelobten Landes Kampf mit „Riesen“ in Aussicht stellten, fährt die Gemeinde auf: „Warum führt uns der Herr in dies Land, daß unsere Weiber durchs Schwert fallen und unsere Kinder ein Raub werden? Ist's nicht besser, wir ziehen wieder nach Agypten?“ (Kap. 14.)

Wenn Ernst Moriz Arndt singt: „Der Gott, der Eisen wachsen ließ, der wollte keine Knechte“, so lese man bezüglich dieses Stigmas eines freien Volkes: 1. Samuelis Kap. 13, V. 19 ff: „Es war aber kein Schmied im ganzen Lande erfunden“, und Richter 5, 8: „Es war kein

Schild und Spieß unter Bierzigtausend in Israel zu sehen.“

Das nennen wir eine un kriegerische Nation. Dagegen hat überall der Deutsche die Strapazen und Mühsale eines vaterländischen Krieges ohne Murren ertragen. Die Ritter der Nibelungen machten weite Reisen, um sich mit Riesen zu schlagen. Als die Germanen ins römische Reich einfielen, mischten sich oft genug die deutschen Frauen unter die Kämpfenden, um sie zu Tapferkeit zu ermuntern. Waffen gab die germanische Braut dem Auserwählten als Brautgeschenk.

Daß Tapferkeit nicht von kulinari-schen Genüssen abhängt, bewiesen die schlesischen Leineweber im Freiheits-kriege. Aus der Schlacht bei Warten-burg berichtet ein Augenzeuge: „Ein heiliger Schauer überlief mich, als ich die langen Reihen der gefallenen schle-sischen Leineweber unter den Pflaumen-bäumen erblickte, die sie vor wenigen Stunden noch geschüttelt hatten: in sol-chen dürftigen Leibern so viel todesmu-tige Treue und Vaterlandsliebe!“

Es ist schon manche Nation, und jüngst noch die französische, darauf hin-eingefallen, uns für nicht besonders kriegerisch zu halten. Vasker täte besser, die Nationen über unsere nationalen Eigenschaften mehr aufzuklären. Unser Rechtsinn verbietet uns, in die Ange-legenheiten unserer Nachbarn uns zu mischen. Wir verlangen ein Gleiches, nämlich, daß man uns in Ruhe läßt. Werden wir aber angegriffen, ist der „furor Teutonicus“, wie die Römer das rücksichtslose Draufgehen der Deutschen in der Schlacht nannten, heut eben noch so stark, wie in den Jugendtagen un-serer Geschichte.“

Naiv, aber richtig empfand Betsch Meher („Erinnerungen an den Bruder Conrad Ferd M.“) in den 1870er Jah-ren Vaskers Anwesenheit in einer Som-merfrische im Posthaus zu Disentis in den Alpen: „Er entwickelte die Bedin-gungen einer Gipfelbesteigung, die Kunst und Vorsicht, mit der eine Berg-reise vorzubereiten und auszuführen ist, wenn sie erfolgreich sein soll. Er be-schrieb Gegenden und Wege, Gipfel und Aus-sichten.... alles vortrefflich und

unwiderleglich. Was erhob sich denn nur in meiner schweizerischen Natur-seele für ein leiser Widerspruch gegen diese mich doch außerordentlich interes-sierende Beredsamkeit? ... „Der Mann hat ja den Hauch der heiligen Frühe auf den Höhen nie gespürt“, wider-strebte ich innerlich, „er weiß nichts von der Morgendämmerung in der gen Him-mel ragenden, schweigenden Gletscher-einsamkeit, nichts von ihren reinen, tief-blauen Schatten! Er kennt auch nicht die Kraft der Sonnenstrahlen auf dem Schneefelde, unter deren Gewalt all-überall ein geheimes Schmelzen und Rinnen und Singen entsteht und die Bergwasser unwiderstehlich zu Tale stürzen.“

In dieser Einwendung der Schwei-zerin ist das Verhältnis der Juden über-haupt zur Natur erschlossen, die, weil kein Geschäft, für die Rasse auch ewig ohne Interesse bleibt.

Wir können uns die eintönige und selbstverständliche Verherrlichung Vas-kers durch den unvermeidlichen ▼Kah-serling sparen und schließen mit einigen Bonmots und Selbstbekenntnissen un-seres Helden :

„Meine Herren, Sie müssen sich die Börse vorstellen als eine Schule, in der man in alle möglichen Umgehungen des Gesetzes aufs beste eingeführt wird, als eine Akademie für die Übertretungen der Gesetze, wo es sich um leichten Geld-gewinn handelt,“ im Dtschen Reichs-tag 73!

„Obgleich ohne Zweifel an der dtischen Presse bereits zahlreiche Juden tätig sind und selbst an tonangebenden Blät-tern prominente Stellungen einnehmen, so hat man ihre Zahl doch überschätzt. Sie kontrollieren die Presse sicherlich nicht in einem Maße, wie es in Öster-reich der Fall ist.“ Interview mit dem H des „American Review“ in Amerika.

„Aufgeklärt muß werden, und jeder-mann muß überzeugt werden, daß mit der Fackel bis in den letzten Winkel hineingeleuchtet worden ist; dann wird das Volk beruhigt sein,“ 73.

„Die jüdischen Hausierer und Hand-lungsreisenden sind die Edelsten und Besten der Nation.“ Dazu dichteten die Harfenlänge S. 14:

Ein Vasker nennt' einst seine Stammesgenossen:  
 „Die beste und edelste Kraft der Nation!“  
 Dies Urteil, aus jüdischem Hochmut entsprossen,  
 War gegen uns Deutsche der schändlichste Hohn!  
 Er sprach es im Reichstag. Wen trifft hier die Schuld?  
 Die arglosen Wähler! die deutsche Geduld!

Für einen Denkstein Vasker's aber  
 paßt Esther 10, Vers 3: „Groß unter  
 den Juden, und angenehm unter der  
 Menge seiner Brüder, der für sein  
 Volk Gutes suchte, und redete das Beste  
 für allen seinen Samen.“

„Hier liegen im Tode vereint, die  
 im Leben gemeinsames Streben für  
 Dtschlands Einheit und Freiheit ver-  
 band“, lautete die Grabchrift eines  
 pompösen Denkmals, das von der „dank-  
 baren jüdischen Nachwelt“ ihren Vor-  
 kämpfern Edward Vasker und Lud-  
 wig Bamberger auf dem alten Juden-  
 kirchhofe an der Schönhauser Allee zu  
 Berlin errichtet worden ist. Theodor  
 Mommsen wohnte der Enthüllung bei.  
 Daß die Juden diese beiden Leute ihrer  
 Klasse in der Ehrenreihe zusammenge-  
 legt haben, kann man ihnen nicht ver-  
 denken, denn das Judentum verdankt  
 ihnen, die stets einig im Leben und  
 Streben für die Freiheit der Ausbeu-  
 tung des deutschen Volkes durch das Ju-  
 denvolk waren, einen großen Teil seines  
 Einflusses, seiner wirtschaftlichen und  
 politischen Macht in Deutschland. Daß  
 aber die Verdienste dieser Beiden um  
 Deutschlands Einheit und Freiheit der  
 Welt auf eherner Geschichtstafel ver-  
 kündet werden, das zu behaupten, ist  
 eine Dreistigkeit.

1909 wurde Vaskers 25jähriger To-  
 destag in Berlin auf dem jüd. Friedhof  
 gefeiert: „Der Gedächtnisredner, Abg.  
 Schrader, stellte Vasker als Ergänzung  
 Bismarcks hin. Bismarck habe, so mein-  
 te er, das Dtsche Reich nur (!) geschaf-  
 fen, Vasker habe es als Führer des libe-  
 ralen Bürgertums ausgebaut und sei  
 in der Reinheit seines Sinns rückwärts-  
 los gegen alle Mißstände des öffentli-  
 chen Lebens aufgetreten.“

Wir wissen, was wir davon zu halten  
 haben. „Vasker“ und „Lügner“ bilden  
 einen Stabreim.

Vasker, Emanuel, Schw: Elise Vasker-Schüler (f);  
 englischer Schachspieler, The Champion of the world,  
 1868 Berlinchen. 92 reiste er nach Britannien. S: The  
 Chess Fortnightly, London. W: Common Sense in Chess,  
 N. York 96; Reiten auf der Konvergenzgrenze.

Wahrheit 25/10 13: „Wir haben den ungeheuren  
 Rummel schon des öfteren beleuchtet, der mit den Ma-  
 932

taboren des Schachspiels seit Jahren getrieben wird und  
 darauf hingewiesen, daß es fast ausnahmslos Herren  
 aus Asien sind, die in der berufsmäßigen Ausübung des  
 Schachspiels ihres „arbeitsreichen“ Lebens einzige Auf-  
 gabe sehen. Jetzt hat ein Kellner in der TK Klipp und  
 Klar erklärt, daß heute die Weltmeisterschaft just wie bei  
 Ringkämpfern und Athleten ein Wertgegenstand gewor-  
 den sei, den man öffentlich nur dann zur Schau stelle,  
 wenn dafür bezahlt werde. Es müsse geradezu um ein  
 Vermögen gehen. Der große Schachmeister Adolf An-  
 derssen sei Dezember 1858 — er mußte die Schulferien  
 benutzen, denn er war Oberlehrer an einem Gymnasium  
 — nach Paris geeilt und habe in achttägigem Wettkampf,  
 in dem 11 Partien gespielt wurden, und ohne daß ein  
 Einsatz geleistet worden sei, seinen reichen Vorbeertranz  
 dem jungen Amerikaner Paul Morphy zum Opfer ge-  
 bracht; jetzt soll ein Wettkampf zwischen Dr. Emanuel  
 Vasker und Aliba Rubinstein gespielt werden, der zu  
 seiner Vorbereitung 1 Jahr und zu seiner Vollenbung  
 3 Monate brauche, und der den beiden Kämpfern gegen  
 40 000 M. einbringen soll. Vasker verlangt dafür, daß  
 einem Verein die Schaustellung von vier Partien über-  
 tragen wird, 6000 M., also 1500 M. für eine Partie,  
 und zwanzig sollten gespielt werden. Von anderen För-  
 derungen von 10—20 000 M. ganz zu schweigen. Vasker  
 hat diese „Enthüllungen“ mit der kostbaren „Berich-  
 tigung“ beantwortet, daß sich das Honorar für ihn  
 und Aliba (!) Rubinstein (!) auf 35 000 M. und nicht  
 auf 40 000 M. belaufe. Er findet dieses Honorar in  
 der Ordnung und die Zustände der „alten guten Zeit“  
 geradezu ridikul. Daß eine Änderung der Verhältnisse  
 eingetreten sei, wäre ein verdienstliches Werk. Ihm aber  
 käme nicht nur der Verdienst, sondern auch das Ver-  
 dienst zu! Nun weiß man, wer den Schachergeist in  
 das Schachspiel trug und wird sich nicht mehr darüber  
 wundern, daß sich die Matadore lediglich aus Kreisen  
 ergänzen, die diesen Schachergeist von ihren Vätern er-  
 erbt haben.“

„Er ist und bleibt der Weltschachmeister, besonders  
 große Endspielmeister“, singt der talentvolle S. ▼ Meh-  
 ring, Lust. Bl. 1914, 22.

In der „B. J. a. M.“ veröffentlichte dann Frau  
 Dr. Emanuel Vasker einen Artikel über das Pe-  
 tersburger Schachturnier „Die Meister und — wir“.

Die Auslandspropaganda wurde im Weltkrieg etwas  
 beschnitten. Wahrheit 28/8 15: „Bei dem „City of  
 London Chess Club“ wurden Dr. E. Vasker, Dr. Tar-  
 rask und der Herzog Karl Eduard von Koburg-Gotha  
 (ein Enkel der Königin Viktoria) aus der Liste der  
 Ehrenmitglieder gestrichen.“

Vasker redete in der „Ges. für empirische Philo-  
 sophie“ 1929 (JFB 24/4) auch über die Freiheit des  
 Willens. „Das Leben selbst sei notwendig undvorherseh-  
 bar, aber nicht als noch so große Kombination von nur  
 mathematischen Mannigfaltigkeiten, sondern im Gegen-  
 satz zur Pshysik, als ein feimhaft und „magisch“ angeleg-  
 tes Determinationselement.“ — Sein 60. Geburtstag  
 wurde von Kula im Berl. Lok.-Anz. 23/12 1928 mit  
 einem geistvollen „Gespräch“ gefeiert.

Vasker, Ignaz Ju. (Ju. Sincerus), Arzt, 1811 Dres-  
 lau — 76 Berlin. W: Guldigungsfeier in Königsberg, 40.  
 Er wurde Dramaturg des Viktoriatheaters. N: Schlesi-  
 sches Blatt; Breslauer J.; Dampfboot; Freimütige;  
 Volksfreund; Dresl. Morgen-B. No.

Vasker, Raphael, JG, Rabbi, Boston. \*1838 Birle,  
 Posen. 58 Auswanderer. 01 G und S: New Era Ma-  
 gazine, — 03.

Vasker-Schüler, Elise, in Halensee. —  
 \* 1876 Eiberfeld. — O Herwarth Wal-  
 den, gebor. Siegfried Lewin. Sie singt  
 im „Heimweh“:

„Ich kann die Sprache  
 Dieses kühlen Landes nicht,  
 Und seinen Schritt nicht gehen.  
 Auch die Wolken, die vorbeizieh'n,  
 Weiß ich nicht zu deuten.“

Die Nacht ist eine Stiefmutter.  
 Immer muß ich an die Pharaonenwälder denken  
 Und küsse die Bilder meiner Sterne."

Und sie bekennt: „Gab meine Menschen-  
 gestalt in einer feuergefährlichen Stun-  
 de für den kühlen schuppigen Leib einer  
 Schleie hin und floß in Dill weiter. Ver-  
 liebte mich jedoch in mehrere Karpfen,  
 namentlich in einen hangeantblauen,  
 der aber meine Liebe mit Flossen trat.  
 Ja, da begann ich zu dichten, Wellen-  
 sturmflut, brausende Gesänge. Und da  
 mehrere Hechtinnen untergingen, stieß  
 man mich schleunigst aus der Tiefe des  
 Wasserlandes an die Oberfläche, wo ich  
 mich in ein Netz verstrickte. „Styr“  
 nannte ich mein erstes Buch aus Dank-  
 barkeit zu meinem Erzknecht Charon,  
 von dem ich einige Schatten erbt.  
 Sonst bin ich arm und zerrissen, wie  
 ein geschlitzter Dudelsack ohne Töne.“

Sie verfaßte: Styr; Meine Wunder;  
 Der 7. Tag; Mein Herz, Liebes-No. in  
 Bildern und wirklich lebenden Men-  
 schen.

Peter Hille, dessen Werke Else L. nach  
 seinem Tode herausgab, sagte vor sei-  
 nem Tode, „Else L.=S. ist der schwarze  
 Schwan Israels. Eine Sappho, der die  
 Welt zerbrach. Ihr Dichtgeist ist schwar-  
 zer Diamant, der in ihre Stirne schnei-  
 det und sehr wehe tut“. — 13 befand sich  
 Else L. in Geldnot, deshalb wurde eine  
 Sammlung in Dtschlnd durch das BT  
 veranstaltet, das die Geschenke für sie  
 an Herrn Uß Dr. Otto, Wien 19, Geb-  
 hardgasse 1, zu adressieren hat. —

Die Dame ist gefeierte Heldin der  
 Moderne. — WW 31/5 1914 sagt in  
 Beziehung auf sie über die „lyrische Mo-  
 de, in der insbesondere die rassenhafte  
 Schamlosigkeit Volksfremder zum Füh-  
 rer ward“: „Diese Erotik ist jüdisch;  
 ihren höchsten „Triumph“, der selbstver-  
 ständlich wiederum mit grober innerer  
 Unwahrhaftigkeit verbunden ist, erlebte  
 sie durch Dichter jüdischen Blutes, wie  
 es ja auch jüdische Philosophen waren,  
 die der Sinnlichkeit das sittliche Herr-  
 schaftrecht zu erkämpfen strebten. Diese  
 Dichter trugen nie Schamhüllen vor  
 ihrer Seele, und ihr Persönliches war  
 ihnen nie Heiligtum; sie behandelten  
 ihre Liebesempfindungen, selbst solche  
 naturwidriger Art, wie der Bauer der  
 alten Tage seine Dungstätte vorm Hause.

Was deutsch empfindet in unserem  
 Volke, gab der Lyrik überhaupt den Ab-  
 schied oder begnügte sich mit den  
 Goethe-, Schiller-, Uhland- und Eichen-  
 dorff-Bänden der Hausbücherei. Denn  
 da allein schien die Würde des edleren  
 Menschen gewahrt, nicht aber in den  
 Orgien der Schamlosigkeit, der seelischen  
 Prostitution, zu der sich die jüdischen  
 „Lyriker“ weiter entwickelten, um in  
 Else Laster-Schüler vorläufig den  
 „Höhepunkt“ zu finden. —

An ihren „hebräischen Balladen“  
 rühmt Ernst ▼Lissauer die „fremde  
 Süße vom Osten“ (Lit. Echo 1913, S.  
 1301).

Kritischer äußerte sich darüber der  
 sonst urteils- und anspruchlosere Lu.  
 Geiger, Uzi 13: es seien „Gedichte, die  
 fast noch schlimmer sind als das Titel-  
 blatt. Will die Verfasserin sich über die  
 jüdische Geschichte lustig machen, wie es  
 aus dem Gedichte „Abraham und  
 Isaac“ fast hervorzugehen scheint, oder  
 will sie etwa die moderne Poesie ver-  
 spotten? Ein Gedicht, wie „Ester“  
 gleicht entweder dem Stammeln eines  
 Kindes oder — man verzeihe das harte  
 Wort — dem Fallen eines Idioten:

Ester ist schlant wie die Feldpalme,  
 Nach ihren Lippen duften die Weizenhalme  
 Und die Feiertage, die in Zuba fallen.  
 Nachts ruht ihr Herz auf einem Psalme,  
 Die Götzen lauschen in den Hallen.  
 Der König lächelt ihrem Nahen entgegen —  
 Denn überall blickt Gott auf Ester.  
 Die jungen Juden dichten Lieder an die Schwester,  
 Die sie in Säulen ihres Borraums prägen.

Ähnlich, manchmal noch schlimmer,  
 sind die übrigen Balladen. Nur ein  
 paar Gedichte, die eine gewisse Seh-  
 sucht nach Gott verkünden, sind etwas  
 besser, aber für Poesie kann ich dieses  
 öde Wortgeklingel in keiner Weise an-  
 sprechen.“ —

Paul Zech legte sich mehr ins Zeug,  
 als er im Zeitgeist des BT. 1913 in ihrer  
 Sprache zu reden begann: „Sie ist die  
 Zerstörerin des konservativen Ideals. . .  
 Vorliebe für Fata-Morgana-Malereien,  
 kosmische Assoziationen und Ausklänge,  
 die das im Innersten wogende *M i t t u a l-*  
*o p f e r* [!] der schöpferischen Gestaltung  
 widerspiegeln. . . Musik, die wie ein  
 schimmernder Purpurrausch die Sinne  
 betäubt. . .

Außerordentlich scharf ist das Ver-  
 hältnis der Dichterin zu ihrem Volk

ausgeprägt, das, wenn man es banal ausdrückt — Rassegefühl. Aus diesem Gefühl heraus sind einige Verse gestaltet, die direkt auf den Psalmen Davids fußen, aber doch vom Geist der Heutigkeit durchtränkt sind, daß sie fast prophetisch klingen: „Es ist ein Weinen in der Welt, als ob der liebe Gott gestorben wär.“ Dieser biblisch-unagrarische Hintergrund bestimmt die Staffage zur Zeitlosigkeit und läßt sehr deutlich den Untergang der schattenhaften Irdischkeit durchblicken. ...

... die Eigentümlichkeit des Stiles, der nicht die behagliche Breite des germanischen Erzählens hat, sondern ganz aufgeht in morgenländischer Beweglichkeit. Mit tänzelnden Schritten wandert die Dichterin durch die Wüsten Arabiens und weiter hinunter bis zum Nil ...; jenes ekstatische, glühende Gesicht der Liebesinbrunst, das schon über dem Buche „Meine Wunder“ wie ein sechsstrahliger Stern stand.

Ob da nun von dem jüdischen Sultan, wie von einem in Glasseen zauberhaft überwölbten Patriarchen, dessen Augen verwitterte, rissige Schnagogen sind, und die Hände Erzengel, geredet und das Unbegreifliche gelüftet, entfernt wird, oder die blonden Kreuzfahrer mit den schönen mandeläugigen Sultans-töchtern auf den Sidronwiesen verliebte Schäferspiele aufführen — überall flechtet sich Speiche an Speiche zum Rad, das aus mythischen Dunkelheiten in den unermesslichen Kosmos gedreht wird, um die Gestirne zu lenken, die da waren, ehe aller Erde da war.

Else Schüler schafft sich aus der Assoziationsballung komprimiertester Geschehnisse (Geschehnisse innerhalb des Volkes, dessen Geschichte über morsche Felsgesteine rieselt) die Ekstase zum Balladischen. Und sie hat der Ballade eine Form angewiesen, die innerhalb der Malerei: Verteilung, Linie und Farbe heißt. Und diese Form ist nicht zu spannen auf eine traditionelle oder revolutionäre Formel, soweit ein Format daraus konstruiert werden kann.“ — Wer das versteht, der trete vor! Selbst das Wort Phrase ist hier noch entweiht. Paul Zech erklärte ferner für das schönste Stück der L. jene treifen Verse:

„Wilder, Eva, bekenne schweifender,  
Deine Sehnsucht war die Schlange,  
Ihre Stimme wand sich über deine Lippe  
Und biß in den Saum deiner Wange.  
Wilder, Eva, bekenne reißender  
Den Tag, den du Gott abrangst,  
Da du zu früh das Licht sahst  
Und in den Blinden Reich der Scham sankst.“

In dasselbe Horn wie Zech blies auch L.'s Gatte, Herwarth Walden, der 11 im „Sturm“ von der Regiekunst Bauers behauptete: „Seine Leistung in dieser Pantomime bedeutet künstlerisch dasselbe wie ein Gedicht der Lasker-Schüler!“ und der eine weitere Probe dieser Gedichte in derselben Nummer seiner Zeitschrift lanzierte:

„Dem Barbaren.  
Ich liege in den Nächten  
Auf deinem Angesicht.  
Auf deines Leibes Steppe  
Pflanze ich Zedern und Mandelbäume.  
Ich wühle in deiner Brust unermüdet  
Nach den goldenen Freuden Pharaos.  
Über deine Lippen sind schwer,  
Meine Wunder erlösen sie nicht.  
Hebe doch deine Schneehimmel  
Von meiner Seele —  
Deine diamantnen Träume  
Schneiden meine Adern auf.  
Ich bin Joseph und trage einen süßen Gürtel  
Um meine bunte Haut.  
Dich beglückt das erschrockene Mauschen  
Meiner Muscheln.  
Aber mein Herz läßt keine Meere mehr ein.  
O du!!  
Mein Herz heult schon über deine rauhen Ebenen  
Und verschleucht meine seligen Sterne.“

BZ (22/1 14) schrieb, als die Lasker im Salon Cassirer Eigenes vortrug: „Eine Dichterin, die mit der Eigenwilligkeit ihres Talents auf das große Publikum niemals Rücksicht genommen hat und als romantische Natur immer „aus der Fülle des Herzens“ ihre Visionen gestaltet...!“ BZ sekundierte: „Stärker als fast alle heutige Dichterin wurzeln diese Verse in der ewig gültigen Tradition, aus der jede echte Kunst schöpft: in dem uferlosen Aufbruch des Ich...“

△ Geißler dagegen charakterisiert:

„Stief steht im Reich die Schmadeuzie,  
Es dehnt und sehnt sich Fräulein Duzie.“

Das hat Else Lasker-Schüler gedichtet. Manchmal dichtet sie auch nach Hofmannsthal, manchmal nach Rilke ... , es klingen tausend Klänge von ihr her ... und in dem schönen Liede mit der Schmadeuzie auch ein eigener. Sie ist die Unempfindlerin in unbegrenzten Möglichkeiten.“

Auch während des Krieges wurde es nicht stiller um die mosaische Poetin.

„Siehe, eine Dichterin!“, hieß ein Artikel unterm Strich des BT 1916 (DTZ 18/10 16) von Wilhelm  $\Delta$ Schmidtbonn, Nachdruck verboten: Im „Café-Größenwahn“ hörte eine ältere Dame, nachdem sie die Kriegsdepeschen an der Wand gelesen, eine weibliche Stimme ein Gedicht vorlesen. Die Dame geht erregt hinaus: „Skandal, jetzt so gleichgültiges Zeug zu treiben!“ Unser Schmidtbonn hält es für seine Aufgabe, diese Dame und alle, die ebenso denken, eines besseren über die „Dichterin“ zu belehren, die sich auf der Straße, wenn sie aus dem Kaffee zu nachmittäglicher Stunde, nach Hause kommt, „nach dem Herzen greift“. Denn „die Dichterin hat einen Sohn. Sie klopft morgens an sein Zimmer und weckt ihn, wenn er einen wichtigen Gang verschlafen will. Sie kauft ihm Mantel, Schuhe, Krawatten, einen Stod mit Silberkrücke. Wenn er krank ist, geht sie über die Straße und holt ihm in Teller und Töpfen, über die sie Papier breitet, sein Essen. Sie sucht schöne junge Mädchen für ihn aus, mit denen er sich befreunden soll, und wenn sie mit dem Sohne einem dieser Mädchen begegnet, so bleibt sie zurück, weil ihr Mantel abgetragen ist und den Glanz des Sohnes verdunkeln könnte.“

Es ist kaum zu glauben, wie ein Berichterstatter, den wir für arisch halten, so überreif zur Aufnahme jüdischer Sexualien, durch Verkehr mit Juden und ihrer Presse, hatte werden können, daß er vor dieser dämonischen Alten, die den Harem ihres Sohnes mit deutschen Mädchen bevölkert, keinen Schreck mehr bekam; er fand die Sache im Gegenteil in der Ordnung und kleidete sie in einen Wortschleier, hinter dem für Leser des BT viel zwischen den Zeilen stand. — Uns aber bebt das Herz bei dergleichen Dingen, für die auch sonst die Beweise da sind, daß nämlich hebräische Eltern, ja sogar Mütter, nicht nur den vor- und außerehelichen Verkehr ihrer Söhne mit germanischen Mädchen, besonders aus dem dienenden Stande, gern geschehen lassen, sondern den Coitus und unsre Rassenschande noch durch Kuppeldienste fördern. Da wird Blut aus unsern Schalen von Vüßlingen der Fremde als ein ihrem Nationalgott wohlgefäl-

liges Opfer vergossen, — ohne daß bis jetzt alle deutschen Männer zum Schutz ihrer Schwestern, Töchter und Bräute aufgebrochen wären und die Bergewaltiger, wie Christus die Schänder des Tempels, aus dem Lande zu peitschen. — Ja, wir Deutschen lassen den heiligen Gral unsrer Rasse verunreinigen und zum Troge werden, an dem Juden ihre Brünste löschen.

Die Rasler-Schüler ist von ihrem Mann geschieden. Trotzdem sie an sich die Taufe hatte vollziehen lassen, bekannte sie, Mein Herz, S. 100: „Und ich bin doch keine Ch r i s t i n; wo könnte ich an mir Christin werden? Das hieße sein Blut verstoßen. Diese Erkenntnis sollte J e h o v a v o l l e s hochmütigster Reichtum sein.“ — Die neue Lehre ist auch bei ihr nur trügerisches Gewand, Maske, weil doch das Judentum im Blute wurzelt und nicht ausgewechselt werden kann. J e h o v a ist, nach ihr, der jüdische Sondergott des „Jehova-Volkes“ und nur für sein Volk Juda geschaffen. Was Schopenhauer sagte: „das Judentum hält sich einen besonderen Gott, der ihm die Länder und Reichtümer der andern Völker zum Raube verheißt“, bestätigt ihr Mauscheldeutsch: „wo könnte ich an mir Christin werden“!

Den Verhimmlern dieser Wüstenlöwin hat sich auch Oberlehrer Dr. Heinz Stolz, Düsseldorf, in gequälter Sprache angeschlossen. Düff. Gen.-Anz. 8/10 17:

„Sie trägt das Schicksal und den Stolz der Streiterin. Sie will den Kampf. Frei fällt ihr die Locke der Amazonin vom Haupt, und Sturmwind schüttelt ihr Haar. Medea singt in ihrem Blut.“

Auch sie ist ruhelos. Keine Glocke Heimat läutet ihr Frieden. ... Hungernd nach dem Erlebnis stürzt die Gefangene aus dem Haus. Alle Brücken bricht sie hinter sich ab. Nichts Bürgerliches bleibt ihr mehr. Der Wanderstrom reißt sie mit sich fort: die Welt der Boheme ... sie geht nicht unter. In ihr ist eine Kraft. .. Nimmer schaut sie verlangend zurück zum Gestade der Bürger, Possions wilde, mutwilde Tochter. Inseln der Einsamkeit sind ihre Worte. ... Die Fata Morgana, der große glitzernde Spiegel all ihrer Träume ... bunt und fremd: wie brennende Wüste und Licht-

umfunkelter Abend am Meer, wie schattende Palme und goldene Kuppel in Mittagsglut.

„Prinzessin Lino von Bagdad“ hat Peter Hille, der Freund, die Freundin gekrönt. . . . Schwüle Feste feiert ihr Herz: Nächte aus 1001 Nacht. Wilde Fackeln sind ihre Verse. . . . Kronen zaubert sie um jede Stirn. Aber Blut tropft heiß von ihrem Mand. Um ihre Zelte haucht der Tod.

So flieht die Menge diese Dichterin. Nur das staunende Auge der Jugend irrt ihr noch nach. . . . Das ist die Tragik dieser Frau. Sie ist die Schwester Medeens. Der schwarze Himmel von Kolchis hängt wie ein Bahrtuch über ihr. Ihr fehlt die Sonne. In ihren Gedichten ist immer Nacht. Nur zuweilen schimmern die Sterne. . . . Dann ahnt auch der Bürger die seltsame Frau. Aber nur für Stunden: Dann löscht der Sturmwind wieder alle Kerzen aus. Die tanzenden Lichter über den Wellen verglimmen. Finster wie sthigische Fluten rollen die Rhythmen hinaus in die Nacht.“ Ach, daß E. V.-Sch. doch mitrollte!!“ —

Wir bedauern nachträglich die Leser des Düss. Gen.-Anz., noch mehr aber die arme Jugend, die in deutsches Schrifttum einzuführen dieser, vom jüdischen Zeitgeist anscheinend auch rhythmisch angesteckte Pädagoge amtlich beauftragt war.

Im „Jungen Deutschland“ 19, 3 veröffentlichte die Vasker, „Briefe an Franz Marc“, den blauen Reiter: „In der Nacht spiele ich mit mir Liebste und Liebster; eigentlich sind wir zwei Jungens. Das ist das keuscheste Liebespiel auf der Welt; kein Hinweis auf den Unterschied, Liebe ohne Ziel und Zweck, holde Unzucht. . . . Es ist kein Zweifel, du warst Ruben und ich war Josef, dein Halbbruder zu Kanaa Zeiten. . . . O, ich könnte direkt meine Seele (meinetwegen) mit Synketikon an eine zweite kleben.“

Dafür wurde auf der nächsten Seite der Zeitschrift von dem Regissör Heinz Herald ihr Stück „Die Wupper“ gelobt, das 1904 geschrieben, nach der Revolution in Berlin, mit Musik von Friedrich Hüllander (\*1896) und Dekorationen von Ernst Stern, noch 1927 auf-

geführt wurde. Eine Gesellschaft zur Pflege junger Dichtung „Das junge Deutschland“ verlieh, wie die Wahrheit 9/3 18 bedauerte, der alten Hippogryphin eine Ehrengabe von 500 M., und Leo Rein schlug in seiner „unabhängig“ orientierten „Neuen Berliner Z.“ 1919 (Wahrheit 3/5) vor Wonne Rad:

„Die Dichterin, brauner Knabe wie einst, doch viel jünger scheinend, ward umjubelt. Nicht ihr Werk; sie. Man huldigte ihrem Geist (!) und Wesen (!). . . . Else Vasker-Schüler, brauner Knabe, ägyptische Prinzessin, einst hausend in der Ludwigkirchstraße in Wilmersdorf, darben, verheiratet mit H. W., verlassen, wieder darben, — Else Vasker-Schüler, Bohemienne, Dichterin von Strophen, darinnen hysterische Glut und der Mondglanz des Ostens, — jetzt wird sie aufgeführt und kommt in vieler Mund. . . . Prinzessin von Theben, auch du hast ausgeharrt und wirst gekrönt. . . . Ahnungslos, staunend steht die Dichterin vor dem Leben, dessen nüchterne Zusammenhänge sie nicht durchdringt.“

Ach nein, sie weiß als Jüdin mehr, als Bescheid und spielt nur. Auch an ihr ist nichts echt, als der Haß wider uns und der jüdische Vernichtungswille.

Die vergreiste Jüdin wurde auch von Arnold ▼Zweig 1928, Dezemberheft des Ullsteinschen „Uhu“, als „Dichterin“ gepriesen: „Sie gehört zum Geschlecht jener, die neue Gefühle in der neuen Fügung alter Worte erschütternd und begeisternd auszudrücken wissen. . . .“

Diese Frau aus Elberfeld (als es noch einen ländlicheren Charakter hatte als heute), ununterbrochen verbunden mit ihrer glücklichen und phantastischen Kindheit, in die Dichtete der literarischen Beziehungen verschlagen, von der Freundschaft Peter Hilles an bis zur Förderung durch Karl ▼Kraus, ▼Wedekind, Paul ▼Cassirer, hat sich ihr unmitttelbares Herz erhalten. Diese Frau mit einem kühnen und herben Gesicht, die sich selber als eine Wüstentochter, als den Prinzen Jussuf von Theben, empfindet, hat in der einfachen und ruhigen Kühnheit ihrer herben Worte alle zarten und innigen Beziehungen ausgestaltet, deren eine geniale Frau fähig ist. Wer das Gedicht „Ein alter Tibet-



teppich“, wer die hebräischen Balladen geschrieben hat, wer das Drama „Die Wupper“ aus sich herausholen konnte, der mußte von Rechts wegen jeder Sorge um sein bißchen Brot und Luxus enthoben sein; die zu gleicher Zeit kindjunge und lebenszornige Frau und Dichterin Else Laster-Schüler.“

FBZ 7/12 1928 berichtet über einen Vortrag der Rassegenossin in Zürich: „Wenn sie in den Hebräischen Balladen von ihrem Volk spricht, ist sie eins mit ihm, aber eine Summe aller seiner Leiden, die zum Himmel nach Gott schreien. Und leidet nicht nur mit ihm, sondern auch über es, da sie vom morschen Fels spricht, dem sie entsprang; sie hat sich so abgeströmt. Sie ist ihr Volk, ist sein mahrender Prophet und ist die Natur selbst, die klagt. In seiner Jugendzeit aber findet sie sich wieder von dem Fluch Gottes, der alle getroffen, sie aber berührt hat; die alte Welt, immer die gleiche, ist neu erschaffen, wenn sie von einem Menschen sagt „... und sein Dohsen gesicht erschuf das Lächeln“. Wie zart tönen die Liebesworte an Jonathan: „... Du bist der Ring in meiner Lippe Haut“, wie knabenhaft klingt die Stimme des Ismael, ehe er mit Hagar seine Zähne in das gelbe Felle des Sandes gräbt. Als Abschluß las sie aus dem Prinzen von Thoben das Kapitel vom Urgroßvater und seinem jüd. Freund. Ein lebendiges Märchen steigt in der einfachen Aneinanderreihung seltsamer Namen auf, wie der Urgroßvater zum Grab seines alten Freundes über den Rücken aller seiner Söhne wandert, deren jedes Name an des anderen angelehnt ist, Stufe für Stufe.“

Nachstehend noch einige Proben von Else's Kunst:

„Gebet.

Ich suche allerhand eine Stadt,  
Die einen Engel vor der Pforte hat.  
Ich trage seinen großen Flügel  
Gebrochen schwer am Schulterblatt  
Und an der Stirne seinen Stern als Siegel.

Und wandle immer in die Nacht ...  
Ich habe Liebe in die Welt gebracht! —  
Daß blau zu blühen jedes Herz vermag,  
Und hab ein Leben müde mich gewacht,  
In Gott gehüllt den dunklen Atemschlag.

O Gott, schließ um mich deinen Mantel fest.  
Ich weiß, ich bin im Kugelglas der Welt,  
Und wenn der letzte Mensch die Welt vergiebt,  
Du mich nicht wieder aus der Allmacht läßt,  
Und sich ein neuer Erdball um mich schließt.“

„Ein alter Tibetteppich.

Deine Seele, die die meine liebet,  
Ist verwirrt mit ihr im Teppichtibet.  
Strahl in Strahl, verliebte Farben,  
Sterne, die sich himmellang umwarben.  
Unsere Füße ruhen auf der Kostbarkeit,  
Maschentaufendabertausendweit.  
Süßer Damaßohn auf Moschuspflanzenthron  
Wie lange küßt dein Mund den meinen wohl  
Und Wang' die Wange buntgeknüpfte Betten schon?“

„Malenregen.

Du hast deine warme Seele  
Um mein verwittertes Herz geschlungen  
Und all seine dunklen Töne  
Sind wie ferne Donner verklungen.  
Aber es kann nicht mehr jauchzen  
Mit seiner wilden Wunde,  
Und wunschlos in deinem Arme  
Siegt mein Mund auf deinem Munde.  
Und ich höre dich leise weinen,  
Und es ist — die Nacht bewegt sich kaum —  
Als stiele ein Malenregen  
Auf meinen greisen Traum.“

„Weltende.

Es ist ein Weinen in der Welt,  
Als ob der liebe Gott gestorben wär'  
Und der bleierne Schatten, der niederfällt,  
Lastet grabesschwer.  
Komm, wir wollen uns näher verbergen ...  
Das Leben liegt in aller Herzen  
Wie in Särgen.  
Du! Wir wollen uns tief küssen —  
Es pocht eine Sehnsucht an die Welt,  
An der wir sterben müssen.“

„Vollmond.

Leise schwimmt der Mond durch mein Blut ...  
Schlummernde Töne sind die Augen des Tages  
Wandelhin — taumelher —  
Ich kann deine Lippen nicht finden ...  
Wo bist du, ferne Stadt  
Mit den segnenden Dächern?  
Immer senken sich meine Lider  
Über die Welt — alles schläft.“

„Meine Mutter.

War sie der große Engel,  
Der neben mir ging?  
Ober liegt meine Mutter begraben  
Unter dem Himmel von Rauch —  
Nie blüht es blau über ihrem Tode.  
Wenn meine Augen doch hell schienen  
Und ihr Licht brächten.  
Wäre mein Lächeln nicht versunken im Antlitz,  
Ich würde es über ihr Grab hängen.  
Aber ich weiß einen Stern,  
Auf dem immer Tag ist;  
Den will ich über ihre Erde tragen.  
Ich werde jetzt immer ganz allein sein  
Wie der große Engel,  
Der neben mir ging.“

„Zebaoth.

Gott, ich liebe dich in deinem Rosenkleide,  
Wenn du aus deinen Gärten trittst, Zebaoth.  
Oh, du Gottjüngling,  
Du Dichter,  
Ich trinke einsam von deinen Dächern.  
Meine erste Blüte Blut sehnte sich nach dir,  
So komme doch,  
Du süßer Gott,  
Du Gespieler Gott,  
Deines Lozes Gold schmilzt an meiner Sehnsucht.“

Hamburger Fremdenbl. 19/12 1911:  
„Die Zivilkammer IX. des Landgerichts  
hatte in einer Schadenersatzklage der L.

wegen unerlaubten Nachdruckes gegen eine Hamburger Z. zu urteilen. Die Z. hatte im „Sturm“ die vielsagende Verse veröffentlicht:

„Leise sagen —

Du nahmst dir alle Sterne  
Über meinem Herzen.  
Meine Gedanken kräuseln sich,  
Ich muß tanzen.  
Immer tuft du das, was mich aufschau'n läßt,  
Mein Leben zu milden.  
Ich kann den Abend nicht mehr  
Über die Heden tragen.  
Im Spiegel der Bäche  
Finde ich mein Bild nicht mehr.  
Dem Erzengel hast du  
Die schwebenden Augen gestohlen.  
Über ich nahe vom Schein  
Ihrer Bläue.  
Mein Herz geht langsam unter  
Ich weiß nicht wo —  
Vielleicht in deiner Hand.  
Überall greift sie an mein Gewebe.“

Die Hamburger Z. druckte das ab und schrieb: „Vollständige Gehirnerweichung, hören wir den Leser leise sagen“. —

Die Z. klagte auf Verletzung des Urheberrechtes, Schadenersatz und Beleidigung. Letzgenanntes wurde aber eingestellt, weil sich die Bemerkung nicht auf die Person der Klägerin, sondern auf die bezöge, die in dem Gedicht als sprechend eingeführt werde. Wegen der übrigen Delikte führte das Landgericht aus: das Gedicht ist nicht als wissenschaftliche Arbeit anzusehen; ist der Klägerin überhaupt ein Schaden erwachsen? die das Poem in einer ähnlichen literarischen Zeitschrift wie „Der Sturm“ als Zweitdruck nun nicht mehr veröffentlichten könnte, weil die Tageszeitung es entwertet hätte. Da die Beklagte aber erwiderte, sie würde das Produkt der Klägerin nicht mal abgedruckt haben, wenn es ihr von dieser ohne Honorarforderung zur Verfügung gestellt wäre, mußte das Gericht den literarischen Wert des Gedichtes prüfen:

„Der erste und unmittelbare Eindruck, den der Leser aus der Lektüre dieses Gedichtes gewinnt, ist das Gefühl der absoluten Verständnislosigkeit. Geht man von der Auffassung aus, daß die Sprache dazu dient, Gedanken zutage zu fördern und Vorstellungen zu erwecken, so fragt man vergebens nach der Existenzberechtigung eines Geistesprodukts, das, wie das vorliegende, im wesentlichen nur Worte enthält, denen — wenigstens prima facie — irgendwelcher vernünfti-

ger Sinn nicht innezuwohnen scheint. Wenn man nun annehmen muß, daß die Verfasserin ihrerseits mit ihren Worten doch wohl einen Sinn verbunden haben muß, wird man sich bemühen, den Sinn herauszufinden. Bei einigen vorkommenden Wendungen wird man mittels angestrebten Nachdenkens und auf dem Wege von Vermutungen tatsächlich zu Resultaten gelangen, die aber auch nur möglicherweise — annähernd dem entsprechen, was die Verfasserin mit ihren Versen wirklich zum Ausdruck bringen wollte. Wenn es beispielsweise in dem Gedicht heißt: „Du nahmst dir alle Sterne über meinem Herzen“ und weiter: „Ich kann den Abend nicht über die Heden tragen“ sowie endlich: „Mein Herz geht langsam unter, ich weiß nicht wo“, so steht der normale Leser diesen Gefühlsausdrücken ebenso ratlos gegenüber, wie der Frage, welche Beziehung wohl der Titel „Leise sagen“ zu dem Inhalt des Gedichtes haben mag. Sieht man von diesen völlig unverständlichen Stellen ab und beschränkt sich auf Wendungen, bei denen sich wenigstens ungefähr ahnen läßt, was die Dichterin eigentlich sagen wollte, so ist nicht zu verkennen, daß in dieser Aufeinanderhäufung von Unklarheiten, eine Methode liegt. Das Resultat ist nicht nur eine bisweilen an völlige Unverständlichkeit grenzende Unklarheit, sondern vor allem eine Formlosigkeit, die unästhetisch und teilweise sogar abstoßend wirkt. Aus der gewaltsamen Zusammenstellung heterogener Elemente ergibt sich ein Bild, das vom sprachlichen und vom ästhetischen Standpunkte aus in gleichem Maße unmöglich erscheint und mit Poesie nichts mehr gemein hat. Überhaupt läßt sich von dem Gedicht sagen, daß für den auffallenden Mangel an vernünftigem Sinn nicht einmal eine schöne Form entschädigt. So sind beispielsweise die drei vorletzten Verse von einer außerordentlichen Trivialität, und der Schlußvers ist in höchstem Grade geschmacklos. —

Die Mängel des Gedichtes sind so kraß, daß sich jedem gebildeten und mit Empfänglichkeit für Poesie begabten Leser einer Zeitung ohne weiteres die Überzeugung von der Wertlosigkeit die-

ses Geistesproduktes aufdrängen müsse. Die Redakteure einer Tageszeitung würden — das sei ihnen ohne weiteres zugestanden — genügend Urteilsfähigkeit besitzen, um in bezug auf die Einschätzung des in Rede stehenden Poems zu dem gleichen Resultat zu gelangen, wie es in dem Urteil niedergelegt sei. (Die Klägerin hatte behauptet, sie rechne sich zu den bedeutendsten jhrischen Schriftstellern der Gegenwart. Es sei ein längst von Sachverständigen und Eingeweihten unangenehm empfundenem Übelstand, daß die Tageszeitungen neben sonstigem auch literarische Ambitionen hätten, da die Redaktionen dieser Zeitungen sich auf allen möglichen Gebieten ein Urteil anmaßten, ohne hierzu den geringsten Befähigungsnachweis erbracht zu haben.) Die Wertlosigkeit des Produktes der Klägerin werde die meisten deutschen Redakteure abhalten, es den eigenen Lesern vorzusetzen. Somit stehe ihre Klage wegen entgangenen Gewinnes auf sehr schwachen Füßen. Das Gedicht als ernst gemeinten Beitrag brauchte die Zeitungsredaktion wegen seiner literarischen Wertlosigkeit nicht zu honorieren. Die Wertwertung desselben als einer Probe unfreiwilligen Humors dürste, der allgemeinen Verkehrsübung entsprechend, ohne Gewährung einer Vergütung erfolgen. Somit ist der Klägerin nach keiner Richtung ein Unrecht geschehen, weswegen ihre Klage abgewiesen werden mußte.“

Selbstverständlich geriet V.-Sch. zuletzt auch in den Rundfunk. Die Woff. Z. 27/2 1930 troff vor Begeisterung. „Sie findet für ihre genialen Dichtungen keinen Verleger, aber nun wenigstens den Rundfunk und der Rundfunk sie. Wie müht sie sich um den Hörer! Wie erfüllt sie jede Zeile, jedes Wort mit Leben! Ihre Emphase hat die Kraft des Echten, und wenn sie in einer Karawannenballade das Melos zu Hilfe ruft und das Wort zu psalmodierender Musik steigert, ist man den Quellen ihrer Dichtung näher, als es je im Buch geschehen könnte.“

Man sieht, in der deutschen Republik steht der Rundfunk jüdischen „Größen“ jederzeit zur Verfügung, selbst wenn sie das verrückteste und albernste Zeug re-

den, während er nationalen deutschen Männern, die das deutsche Volk über seine Verflabung, sein Elend und seine Not aufklären wollen, verschlossen bleibt.

Vaski, v., 1837 in Rußland nobilitiert. ♂♂.

Vaski, Harold, \*1893, Dr., UP (politische Ökon.), früher in Harvard, Boston, Mass., dann in London und in Maudlin College, Cambridge, England, 1922 (WF 20/7). Er verfaßte „staatsrechtliche Arbeiten, die als Standardwerke bezeichnet werden“, JFZ 22/11 1929.

Vaski, Nathan, engl. Parlamentarier, Führer der Judengemeinde, Manchester. Jew. Chronicle 30/11 1906: „Er begann seine englische Laufbahn mit Reden für die russischen Juden.“ WM.

Seine Frau ist Stadträtin ebda; „Manch. City News“ feierten sie 1930 (Jew. Chron. 14/2) als „die Mutter zweier moderner Gracchen, deren einer ein Genie der Nationalökonomie, der andre ein glänzender Jurist sei. Sie ist noch nicht lange im Stadtrat, aber in öffentlichen Dingen erfahren. Sie schneidet ihre Sätze zurecht wie mit einem Rasiermesser, läßt und klar. Mrs. V. über Politik hören, ist Erziehung für Liberale.“ Sie gehört mit dem Sohne Reville J. Vaski auch zu den 18 Mitgliedern des „Kings Counsel“, des von Juden gestalteten wimmelnden Rates um den König!

(vgl. auch Jew. Chron. 16/8 1929 und 2/5 1930.)

Vassalle, Edmond, Agrégé de l'Université de France. Ma: Parole libre, 1922 (WB 29/6), Paris. B: le socialisme suivant les peuples, 1921 (WB 3/2). V. weist nach, daß Sozialismus in jedem Lande was anderes ist. — Wir fügen hinzu, in den Formen, nicht im Inhalt und Ziel, der Verwirklichung des messianischen Reiches, das in Rußland anders herbeigeführt worden ist, als es in Westeuropa erst noch herbeigeführt werden soll. Der Jude verfährt dabei von sich aus ganz richtig, wenn er Slaven, Germanen, Romanen unterscheidet und jedem das, was er selber wünscht und will, für seine Weise schmachhaft zu machen sucht.

Vasky, Jesse L., Vizepräsident der Paramount, Compagnon von Adolph V Zutor, New York, Sohn eines kalifornischen Kaufmanns, begann als Zeitungsverkäufer, wurde Reporter und bildete mit seiner Schwester Blanche das Wanderbühnenduoett „Musical Vasky's“. In N. York gründete er die „Folies Bergères“, an dem sich Sam Goldwyn und sein künstlerischer Mitarbeiter, Cecil B. de Mille, beteiligten. Bei den ersten Filmen der Vasky Company „Brewsters Millionen“ in New York, lernte V. den Adolph Zutor kennen und schloß mit ihm mehrere Gesellschaften zur „Paramount Pictures“ zusammen. 1930 (8-Uhr-Abendblatt 3/5) reiste V. mit seinem Mitarbeiter Albert H. Kaufmann nach Berlin und verpflichtete in Paris den V Eisenstein für Hollywood.

△ Vassalle, ca. 1800, berühmter General unter Napoleon I., Paris; WM.

Vassalle, Ferdinand, gebor. Feist Vasil, RU, Sozialdemokrat. ♂♂: „Ich schreibe jede Zeile bewaffnet mit der ganzen Bildung meines Jahrhunderts. . . Ich habe die Ehre, nicht ad lig zu sein. Da mir nichts geringeres als die ganze Welt gehört, kann ich nicht jene Vorsatzsilbe annehmen, noch will ich meinen Ursprung und Besitzstand verkleinern durch dieses Abzeichen. . . „Mein Ruf wird sich noch viel und immer vergrößern. Unsere ganze Gesellschaft teilt sich in bezug auf mich in zwei Parteien; die eine fürchtet mich, die andere liebt, achtet und verehrt mich. Für diese bin

ich ein Mann von größtem Genie und fast übermenschlichem Charakter!"

1825 Breslau — 64 Genf, gefallen im Duell mit dem Rumänen Janko von Racowiz, dem Verlobten der Helene v. Dönniges (sb). E: reicher Seidenhändler Heymann Sasal // Rosalie S. — Feist französisierte den elterlichen polnisch-jüdischen Namen für sich in „Vassalle“.

„Warum bemühen sich die Juden so geflissentlich, ihre Juden = N a m e n, die sie nun doch einmal nicht aus der Welt schaffen können, hinter hochklingenden fremden Namen zu verstecken? Zeigt sich nicht gerade darin die kosmopolitische, internationale, undeutsche Ader der in Dtschldn hausenden, die sich mit ihrem angeblichen „Dtschtum“ immer so in die Brust zu werfen pflegen?“ fragten die naiven DfBl 1893, ohne daß sie von den Juden einer Antwort gewürdigt wurden.

#### I. Mit 15 Jahren.

Das Tagebuch des 15jährigen Feist, von P. Lindau in Nord und Süd 1891 herausgegeben, zeigt den begabten, vergnügungssüchtigen Bocker, der die Schule um der Konditoreien willen schwänzte. Jede freie Minute bringt er beim Karten- und Billardspiel zu. Er hintergeht seine Mitschüler in Tauschgeschäften. Er tauscht alles Mögliche: Bücher, Uhren usw., und immer mit Gewinn. Er schachert auch mit seiner Mutter. Er kauft von einem Freunde ein Federmesser für 7½ Silber Groschen und bietet es seiner Mutter für 10 an (29/2). Um 15/3 schreibt er freudig auf, daß es ihm gelungen, sein Federmesser am Mama zu verkaufen für 10 Groschen, „zwei gute Groschen Profit“. Er vergleicht sich inmitten der deutschen Schulgenossen mit dem feingebildeten Römer, der, unter wilde Völkerschaften verbannt, darüber klagt, daß er als Barbar gelte, weil er von ihnen nicht verstanden werde. Er sucht durch Spielgewinne seine Ausgaben zu decken und besitzt im übrigen neben ausgesprochener Selbstgefälligkeit eine leidenschaftliche Nachsicht.

„Nur aus der Mitte des provinziellen Judentums heraus“, sagt der gelehrte Herausgeber, „so wie es Vassalle

schildert und so wie es unbewußt zu Duzenden von Malen zum Durchbruch kommt, ist dieser F. Vassalle vollkommen zu begreifen. . . . Die Sprache im Hause S.'s hat durchaus den Charakter seiner Herkunft, sodaß zahlreiche Wörter und Wendungen in seiner Darstellung mit unterlaufen, zu deren Verständnis man den Rat eines der hebräischen Sprachkundigen einholen muß. Es ist übrigens bemerkenswert, wie die Utlflugheit in dem jungen Burschen man möchte sagen: geflissentlich großgezogen wird. Und er zeigt sehr deutlich die bei halb-erwachsenen jungen Leuten übrigens keineswegs seltene Neigung, mit Vorliebe den Verkehr mit Älteren und Reiferen aufzusuchen, wenn er auch mit seinen Mitschülern und Alters-Genossen nebenbei immer im regsten Verkehr bleibt. . . . Vor allem wird ihm von den Seinigen in der Familie eine Stellung eingeräumt und eine Bedeutung beigelegt, die bei der Jugend Ferdinands sehr seltsam erscheint, um so seltsamer, als dasselbe Kind, dessen Stimme im Familienrate eine große Beachtung findet, nebenher wieder wie ein dummer, ungezogener Junge behandelt wird. In der Angelegenheit aber, die die Familie zu jener Zeit am tiefsten bewegt, in der Frage, ob Friederike ihren Vetter Ferdinand Friedländer — später nannte er sich „Chevalier Friedland“ heiraten soll oder nicht, wird die Stimme des jungen Bruders nicht nur gehört, sie findet auch die ernsthafteste Beachtung. Mit befremdlicher Nüchternheit und Geschäftlichkeit erörtert der junge Ferdinand mit den Seinigen für den Fall der Auflösung der Verlobung Friederiken's mit ihrem Vetter die Eventualität einer anderen Verbindung. Er kennt ganz genau die Vermögens-Verhältnisse des neuen Heirats-Kandidaten, und er folgert aus den ihm bekannten Tatsachen die Forderungen, die jener wohl aufstellen würde. Er berechnet sodann, was der Vater seiner Schwester geben werde, warnt die Mutter vor übertriebenen Opfern und schätzt die äußeren Vorzüge und die Bildung seiner Schwester auf 10 000 Taler. Kurzum, er zeigt in dieser Sache, die mit vollkommener Poesielosigkeit verhandelt wird, die Gewandt-

heit eines handwerksmäßigen Heiratsvermittlers."

Ist das je bei einem deutschen 16jährigen Gymnasiasten erlebt worden? Denkt überhaupt ein deutscher Junge daran, bei der Heirat seiner Schwester mitzureden und vor allem den Geldpunkt so zu behandeln? Es liegt hier ein neues Beispiel vor, daß Schacher — sei es in welcher Gestalt — ein unüberäußerlicher Bestandteil des jüdischen Wesens ist.

Doch, er hat auch seine Poesie hineingebracht:

Alle, alle,  
Rachel ist kein' Kalle,  
Roffen ist kein' Choffen!

steht im Tagesbericht 5/2 1840.

Paul Lindau verdrtschte:

„Die Sache ist aus, Rachel ist keine Braut und Nathan kein Bräutigam mehr.“

Was Rassalle zum politischen Agitator gemacht hat, konnte lediglich ungezügelter, leidenschaftlicher Ehrgeiz sein. Brennende Liebe zum Volke, zum Arbeiterstande, trieb einen Mann nicht, der seine eigene Schwester verschachern half.

Die abgrundtiefe Unsittlichkeit des sozialdemokratischen Strebers erweist sich schon in der frühesten Jugendzeit, sein Mangel an jeglicher edleren Empfindung und Regung des Herzens. Er frohlockte roh, als er im Tauschhandel einen Mitschüler zu übervorteilen imstande war, was hauptsächlich dadurch zustande kam, daß „der Narr“ meinte, er (Rassalle) würde ihm die 12 Groschen, die er versprochen, jemals bezahlen. Der Frau des Hauses, bei der er wohnt, schwört er Rache, ewige Rache, weil er vernommen hat, sie habe sich ungünstig über den Tauschhandel geäußert, den er mit seinen Schulbüchern treibt. „Unauslöschlicher Haß soll so lange in meinem Innern glühen, bis ich Gelegenheit finde, Rache, heiße Rache zu nehmen.“ Interessant ist sein Geständnis vom 19/7 1840: „Wäre ich als Prinz oder Fürst geboren, ich würde mit Leib und Seele Aristokrat sein. So aber, da ich bloß ein schlichter Bürgersohn bin, werde ich zu seiner Zeit Demokrat sein.“ In dessen auch an den „schlichten Bürgersohn“ tritt noch die Versuchung, ob er es nicht lieber bei den Großen dieser Welt versuchen solle, und er fragt unter

dem 24. August: „Soll ich Klug (oder) soll ich tugendhaft sein in meinem Leben? Soll ich den Mantel nach dem Winde hängen, den Großen schmeicheln, mir durch feine Intriguen Vorteile und Ansehen erschleichen? Oder soll ich wie der trotzigste Republikaner an der Wahrheit und Tugend halten, alles andere nicht beachten und nur darauf ausgehen, dem Aristokratismus den Todesstoß zu versetzen?“ Er will — obwohl er auch dazu Talent hätte, wie er hervorhebt — „kein lächelnder Hoffschranze werden“, sondern „den Völkern die Freiheit verkünden!“

Dabei ist er ungewöhnlich aufgeblasen und streitsüchtig. Am fremdartigsten mutet seine Nachträglichkeit an, die sich in alttestamentlichen Racheschwüren Luft macht. In einem Zank mit der Schwester wirft er sich auf die Knie und schreit bis zur Heiserkeit: „Gott, Gott, gib, daß ich nie diese Stunde vergesse! Schlange mit deinen Krokodilstränen, diese Stunde sollst du bereuen! Bei Gott! ich schwöre es! Und lebt' ich 50, und lebt ich 100 Jahre, ich will sie auf dem Todbett nicht vergessen! Aber du sollst es auch nicht!“ Von einem Lehrer schreibt er: „Geduld, Geduld, die Zeit wird kommen!“ Von einem Mitschüler, der ihn schadenfroh ansieht: „Dieser Blick hat auch in mir Haß gegen ihn entzündet, Haß, der bei meinem Wort lange wahren soll, bis er sich gekühlt hat.“ Von dem früheren Bräutigam seiner Schwester: „Tod ihm! Elend! Vernichtung werde ich ihm wünschen bis zu meinem letzten Augenblick und bei Gott! es nicht beim bloßen Wünschen bewenden lassen. . . . Den schrecklichsten Fluch über mich selbst, wenn ich ruhe, bis ich gerächt, fürchterlich gerächt habe an diesem Hund meine Schwester, meinen Vater! Wenn ich je daran vergesse, will ich verflucht sein, hier und dort. Wenn ich ihm die Leiden nicht zehnfach zurückerstatte, möge ich verdammt sein! Gott, du hörst es!“

Und mit diesen Schwüren ist es unserem modernen Psalmisten bitter ernst. Er empfindet innige Schadenfreude, wenn es seinen Feinden schlecht ergeht und jauchzt auf, als er einen Menschen krank geärgert.

Paul Lindau: „Als ich diese leidenschaftlichen Stellen las, mußte ich lebhaft desselben Vassalle gedenken, wie ich ihn später, 1864, in Fjerlohn auf der Rednerbühne vor den Tausenden der Arbeiter mit erhobener Rechten, mit flammenden Augen dastehen sah und mit fürchterlich donnernder Stimme ausrufen hörte: „Das haben die Bourgeois der Fortschrittspartei für euch Arbeiter getan! Schwört mir, schwört, daß ihr es ihnen gedenken wollt!“ Der Mann 1864 und der Mann 1840, sie sind in Wahrheit ein und dasselbe Wesen.“

## II. Gräfin Haxfeldt und der Kassettendiebstahl.

L. wurde in der Öffentlichkeit bekannt durch sein Verhältnis zu der 20 Jahre älteren, mit Edmund v. Haxfeldt-Weißweiler von 1822—51 verheirateten Gräfin Sophie Haxfeldt (05—82). Seit 46 stand er dieser wohlsituierten Dame nahe, die er „nach unsäglichen Mühen und Inszenierung mannigfacher Skandale“ schließlich aus ihren „Banden“ befreite. „Er bewohnte mit ihr ein und dasselbe Haus, und sie hatte eine solche Herrschaft über ihn, daß er keinen anderen Schlipps und keine andere Busen-nadel, als sie gerade haben wollte, tragen durfte. Der Ehescheidungsprozeß war insofern siegreich, als L. den Gatten im Vergleichswege zu einer für sie sehr vorteilhaften Vermögensauseinandersetzung zwang. Sie zeigte sich ihrem Retter und Ritter dankbar, indem sie ihm 100 000 Taler schenkte.“

Nach H. Dindens lobrednerischem Buche über „Vassalle“ spielte sich die Sache, die ungeheures Aufsehen erregte, so ab: Sophie war seit früher Jugend mit ihrem Vetter, einem der reichsten preussischen Magnaten am Niederrhein unglücklich vermählt. Wer Schuld war, ist nicht genau zu erkennen, jedenfalls führte auch der Gatte ein außergewöhnlich ausschweifendes Leben. In dem Streit wurde die Gräfin von ihrer eigenen Familie, die den Skandal vermeiden wollte, nicht unterstützt. Sie geriet in falsche Situationen und wurde zu bedenklichen Mitteln getrieben. Sie häufte Verschuldung auf Verschuldung und überstieg in diesem Kampfe jede

Schranke. Als sich auch der Mann nicht änderte, entschloß sie sich die Scheidung zu betreiben. Sie mußte Helfer nehmen, wo sie sie fand. Januar 46 wurde Vassalle durch Vermittlung eines Obersten, Grafen Kesslerling, bei ihr eingeführt; er wiederum machte sie mit 2 seiner Berliner Freunde, dem Arzt Dr. Mendelssohn und dem Assessor Dr. Oppenheim bekannt, die sich für die An gelegenheiten der Gräfin interessierten und ihr als Rechtsbeistände dienten, während sich L. mit dem Abfangen von Briefen und mit Spionieren beschäftigte und dadurch die Polizei auf sich aufmerksam machte. Als dann April 46 Haxfeldt erklärte, daß er sich nie ver söhnen werde, beschloß L., wie er in der „Kassettenrede“ ausrief, „so namenloser Willkür ein Ziel zu setzen.“ Am 20/8 46 entwendeten nämlich Oppenheim und Mendelssohn der Maiträsse des Grafen — Sophie, Reichsgräfin von Stadelberg 1806—1875 Paris, 30 O Georg Mehendorff, Frhr. v. Uexküll, † 12/11 63, — im Mainzer Hof zu Köln in der Glockengasse eine Kassette, darin sie wichtige Beweisstücke, vornehmlich eine Schenkungsurkunde zu Ungunsten des einzigen der Gräfin verbliebenen Sohnes Paul vermuteten. Die Idee des Feldzuges ging wohl von L. aus, der für die noch schöne reife Dame „von starken Empfindungen beseelt“ skrupellos vorging. Wegen Vernichtung von Kriminalakten wurde er am 26/3 47 verhaftet, aber freigesprochen. In einer Verleumdungsklage wurden die Haxfeldt und L. zu 2 Monaten Gefängnis, 100 Talern Geldbuße und zum Verlust der bürgerlichen Ehrenrechte auf 5 Jahre verurteilt. Dieses Urteil wurde anscheinend nicht vollzogen, dafür aber die Kassettenangelegenheit aufgerollt. Oppenheim als eigentlicher Täter zuerst unter Anklage gestellt, wurde 47 von den Geschworenen freigesprochen. Am 11/2 48 erhielt aber Mendelssohn, der die Kassette in einen Koffer gepackt und damit das Weite gesucht hatte, in contumaciam 5 Jahre Zuchthaus. Gegen L. klagte das Gericht wegen Verleitung zum Diebstahl; er wurde in Potsdam verhaftet und nach Köln abgeführt. Aus dem Kriminalroman sei noch erwähnt,

daß L. in der Verhandlung vom 5.—11. August mit der „Kassettenrede“ die Reihe seiner großen Ansprachen eröffnete und freigesprochen wurde. Es handelte sich für ihn darum, die Geschworenen eines rheinischen Gerichts fortzureißen, die ohnehin auf ihre Sonderstellung im Staate stolz, ihre Tätigkeit wie eine politische Aktion ansahen. Damit stieg die Partei-Beidenenschaft, die sonst vor Gericht in Deutschland noch nicht zu Wort gekommen war, in die Arena hinab; man folgte dem Beispiel rhetorischer Schaustellungen in Frankreich und Belgien, als L. mit theatralischem Pathos seinen Gegenstand aus der Sphäre eines privaten höchst unsaubern Rechtshandels herausheben, mit einem politischen Hintergrund umgeben und zu einer allgemeinen Angelegenheit der gesamten Menschheit umstempeln durfte. Sonst ist jener Freispruch, angefißt eines förmlichen Wandendiebstahls, gar nicht zu verstehen.

Durch das fürstlich-gräfliche Geschlecht der Haxfeldt, das seit Jahrhunderten mit der Geschichte der Rheinlande verwachsen ist, wurde nun der Name des Breslauer Juden, der sich geschickt an die Rockschöße zweier unwürdigen Glieder jenes hohen Namens geklammert hatte, in halb Europa volkstümlich. L. und sein ganzer Ruhm waren im Sinne des Wortes mist-geboren. Bei Nachforschungen über den Kassettendiebstahl hatte übrigens einer unserer Gewährsmänner ein interessantes Erlebnis. Er fand am 11/10 17 in den Katalogen der Düsseldorf(er) Stadtbibliothek die „Scheidungsklage der Gräfin Sophie Haxfeldt 1847.“ Die Schrift sollte im besondern Schrank des sonst sehr liberalen Direktors Dr. Noerrenberg sein, sie stammte, wie unserm Ma bekannt war, aus dem Besitz eines Freundes und enthielt wissenswerte Einzelheiten. Sonst kam nur noch Hermann Duden's schon erwähntes Buch in Betracht, das aber bloß Allgemeines bringt und zu der Serie „Politiker und Nationalökonomien“ gehört. Unser Ma begab sich deshalb zum Direktor Noerrenberg, um seinen Durst aus der heimlichen Quelle im Allerheiligsten zu stillen, kam aber nicht zum Ziel, da der

Schlüssel zum Schrank vergessen wäre, und erhielt am folgenden Tage durch einen Unterbeamten den Bescheid, daß die Schrift überhaupt nicht abkömmlich sei. Kurz darauf erschien der Direktor selber unaufgefordert im Lesesaal bei unserm Ma und fragt: „Können sie denn nichts finden? Haben Sie dies oder jenes schon nachgesehen, z. B. Duden?“ Auf die ergebenste Antwort, daß dies alles doch nur sozialpolitischen Inhalts sei und man bei bemessener Zeit natürlich zunächst gerade das intimere Werk einsehen wolle, brauste der Direktor auf: „Erst müssen Sie die anderen Bücher durchsehen, ehe Sie uns unsere kostbare Zeit wegnehmen!“ Unser Ma verbat sich diese Keckheit, die Angelegenheit einfach auf den Kopf zu stellen: „Der Direktor sei ja gar nicht gebeten worden, in den Saal zu kommen. Man habe nur den Kernpunkt der Forschung, eben jenes Quellenbuch verlangt, das sich im Geheimfach des Direktors befände. Dieser habe es bloß herauszugeben und die Geschichte sei erledigt. Der Direktor sei es also, der den unliebsamen Aufenthalt verursache.“ Natürlich hat unser Ma die im Katalog ausdrücklich verzeichnete Schrift niemals erhalten. Bemerkt sei, daß die Bibliothek zu jener Zeit zwar schwach benutzt wurde, daß aber überhaupt öffentliche Stadt-, Staats- und Universitäts-Büchereien — auch in Wien und Berlin hörten wir darüber Klagen — wie auf ein Stichwort jeden besseren Einblick in das Treiben der Juden dadurch zu verhindern suchen, daß sie die betreffenden Bücher den Wißbegierigen vorenthalten. Sehr oft sind auch bald darauf die das Judentum kompromittierenden Schriften ganz aus der Sammlung verschwunden, d. h. vernichtet, oder an interessierte Juden verkauft. Es wird immer auffälliger, wie die Masse oder hoffnungslos judaisierte Teile unseres Volkes sich in die Bibliothekslaufbahn drängen, um der weiteren Verbreitung von Rassenkenntnissen selbst mit den unlautersten und größten Mitteln durch die ihnen unterstellten Büchereien vorzubeugen. —

Das Verhältnis zwischen L. und der Haxfeldt wird von Prof. Momma, 48, in einer vielsagenden Schrift über die Dame berührt: „Der Brief der Gräfin ist nicht übel, bemerkte ich meinem Freunde, dem Narren = Präsidenten Höhm, der mich gerade zu den närrischen Sitzungen seiner Karnevals-„Gesellschaft“ einladen wollte. „Sie schreibt überhaupt gut“, erwiderte er, „sie soll sich nach Boccaccio und Casanova gebildet haben, wenigstens sind in ihren beiden Werken, in denen sie sich verewigt, in der Prodigalitäts- und Ehescheidungsflage diese Vorbilder nicht zu verkennen. Übrigens hat sie in dieser Beziehung ihrem beständigen Begleiter, dem Lizentiaten Lassalle, dem Sohn eines Breslauer Juden, nicht wenig zu danken; der Kerl soll einen ganz famosen Stil haben und fleißig Stilübungen mit ihr vornehmen.“

„Mir einerlei“ sagte ich, „wenn sie nur gut bezahlt, und das wird der Lassalle auch wohl denken. Aber was bedeutet denn eigentlich bei diesem Menschen das Wort „Lizentiat“, da er doch bekanntlich an keiner Universität, sondern nur bei der Gräfin Haxfeldt arbeitet?“ — „Das will ich dir sagen, antwortete Höhm, „das Wort hat bei diesem Kerl eine verkommene Bedeutung und bezeichnet einen Menschen, dem alles erlaubt ist. Guten Morgen, Momma!“

Welch herrliche Frau, dachte ich. Sie, eine Fürstentochter und die Gemahlin eines der reichsten Standesherrn, läßt sich mit einem so gewöhnlichen Menschen, der dazu noch Jude und Lizentiat ist, ein!

Noch lezthin sollen sie und Lassalle in Godesberg sehr romantisch gewesen sein. In Schönstein und Crottorf ist die Geschichte sogar tragisch geworden. Man hat namentlich im Schlosse Schönstein nicht zugeben wollen, daß Lassalle mit der Gräfin zu gleicher Zeit dort übernachtete, und ihm von oben bis unten zur Treppe hinabgeleuchtet.“ —

Zur Zeit des Prozesses erschien L. eines Tages auch zu Wagen mit seiner Guldin vor dem Mitterschloß Wildenburg im Kreis Altenkirchen, das damals einer andern Linie der Haxfeldt

angehörte, um es im Namen der Gräfin „einzunehmen“. Der Verwalter hielt die Tore geschlossen, und so mußte das Paar wiederum das Feld räumen. Während er dem Volke mit tönenden Phrasen nebelhafte Zukunftsbilder von Glück und demokratischer Seligkeit vorgaukelte, wollte er mit Mephistolächeln von den festen Schlössern Besitz ergreifen. Das waren seine „Ideale“. Selbst Rohut muß die Zweideutigkeit des Stamesgenossen zugeben:

„Während er öffentlich Wasser predigte, trank er heimlich Wein und — Champagner; und während er als Sachwalter der „schwieligen Hände“ und der „Armen und Elenden“ sich gebärdete, opferte er Baccho et Veneri, und bereits als Jüngling hatte er in einer Weise „gelebt und geliebet“, daß er mit Fug und Recht ein „Lebens-Künstler“ genannt werden konnte. Noch ehe er in die Öffentlichkeit trat, als junger Mensch von 20 Jahren, leerte er schon den Becher irdischer Lust mit vollen Zügen.“ 48 arbeitete L. in Paris an der von Karl Marx (fd) herausgegebenen „N.-Rheinischen Z.“ und 54 begründete er in Dtschlnd durch das Berliner „Programm zum Allg. Dtschen Arbeiterverein“ die Sozialdemokratie. „Es kam ihm darauf an, Gegensätze wachzurufen, wo keine (zwischen Arbeitern und Arbeitgeber) sein sollten, um die Solidarität zwischen den nationalen Produktionsfaktoren zu zerreißen.“ Beta 141. L.'s Helfershelfer waren in Frankfurt a. M. Bauunternehmer Heymann, in Großenhain Meindel und Straßburger, in Köln Moses Heß, in Düsseldorf Gustav Lewy. Als Lassalle 63 in Solingen „Heerschau“ hielt, brachte Paul Lindau in der von ihm redigierten „Düsseldorfer Z.“ einen begeisterten Bericht und schätzte die versammelte Volksmenge „auf über 10 000“. In Berlin schlossen sich an Lassalle Lu. Löwe, der Rogitant Eduard Löwenthal usw. an. B: „Philosophie Herakleitos des Dunklen von Ephesos“; Franz von Sickingen, (Hist. Dr.); Briefe an Georg Herwegh. — „Gleich eminent als Publizist. Schriftst., Philosoph und Redner“, rühmt Rohut, der dann über „L.'s Testament und Erben“ ein



widerliches Geschwätz als „Erinnerungsblatt zum 25jährigen Todestag“ herausgab.

L.'s Ziele, der wohl der Eitelste seiner schon so leeren und eitlen Nation war, waren hohe. Seine Geliebte, der „Goldfuchs“, Helene v. Racowitza, gen. von Dönniges (fd), die ihm gleichzeitig mit der Haxfeldt anhing, erzählt in ihren Memoiren, wie er eines Tages mit ihr vor dem Spiegel stand, und sprach: „Sieh' mich an, mein Schätzchen, sehe ich aus, als ob ich mich mit der zweiten Rolle im Staate begnügen würde? Glaubst Du, ich gebe das Mark meiner Knochen, die Kraft meiner Lungen dazu her, um für andere die Kastanien aus dem Feuer zu holen? Nein, mein Lieb; ich will handeln und kämpfen, aber nach dem Kampfe will ich auch genießen; glaube mir, es ist ein stolzes Gefühl, volkserwählter Präsident einer Republik zu sein. Komm her — hier an meine Seite vor den Spiegel — sieh uns beide an! Ist das nicht ein stolzes, ein königliches Paar? Was meinst Du, wie wir uns ausnehmen würden, wenn ich einst als König Ferdinand der Volkserwählte in Berlin meinen Einzug hielte und Du als traute Königin an meiner Seite?“ — Ja Kind, Du sollst noch aufleuchten in stolzem Frohgefühl, daß Du mich vor allen gewählt hast. Es lebe die Republik und ihre schöne Präsidentin!“ Er wollte also wenigstens Präsident der Republik sein, während Rassegenossen sonst, die sich irgendwie bemerklich machen, es doch mit „dem ältesten Adel“ halten. L. ist das Urbild des frechen, anmaßenden, unverschämten, schon mit dem Geld in der Hand zur Welt gekommenen Schnorrers.

### III. Der Arbeiterfreund.

Nicht ohne Interesse ist, was GFB 83 ff über Lassalle's Tätigkeit in Frankfurt 62 schreibt: „Inzwischen war der 17/5 herangekommen, an dem in Frankfurt jene Arbeiterversammlung stattfinden sollte, zu der man ebensowohl Schulze-Dehlißsch wie Lassalle eingeladen hatte. Der fortschrittliche Abgeordnete ließ sein Nichterscheinen entschuldigen, Lassalle aber war nicht ausgeblieben. „Ich brauche einen großen Glanz, durch welchen ich die Bourgeoispresse selbst

zwingen, mir zu dienen. Darum muß ich hin und muß siegen“, schrieb er an Robbertus vor seiner Abreise aus Berlin. Auch diesmal führte Ludwig Büchner den Vorsitz. Zuerst sprach Sonnemann und warnte eindringlich vor der Begründung einer besonderen Arbeiterpartei; er kündigte an, daß gerade „die von Leipzig aus versuchte Spaltung“ die anderen Arbeitervereine veranlaßt habe, zum 7/6 einen 1. großen Vereinstag der dtischen Arbeitervereine nach Frankfurt auszuschreiben. Dann begann Lassalle jene Rede, die unter dem Titel „Arbeiterlesebuch“ berühmt geworden ist. Nach 5stündiger Dauer mußte er sie abbrechen, um sie erst 2 Tage später zu Ende zu führen. Uns interessiert an dieser Stelle nur die Berichterstattung und die Parteinahme der Neuen Frankfurter Z.: „Ein Haufen Bücher und Broschüren, die eine ziemliche Privatbibliothek bilden würden, waren hinter der Rednerbühne auf dem Komiteetisch sorgfältig neben einander gelegt. Herr Lassalle schreitet mit theatralischem Anstand zur Rednerbühne, gibt sich eine kühne Attitüde, wirft das wollige Haupt in die Höhe, und während er mit der Linken sein Rednermanuskript hält, stützt er die Rechte etwas gespreizt auf die Tribüne. Sein Kopf ist nicht uninteressant; eine eherne Stirn, wie sein bekanntes Gesetz.“ Es wird hervorgehoben, daß Lassalle nicht ein Wort frei sprach, sondern die ganze Rede vorlas. Die Schwächen des Mannes wurden von dem Blatte schonungslos betont. „Das „Ich“ spielte weitaus die größte Rolle in all seinen Phrasen.“ Es nennt ihn einen „von ungemessenstem Ehrgeiz getragenen Demagogen der schlimmsten Sorte“. Es spricht von seinem „aufgeblähten Komödiantentum“ und seinem „ordinären Räntenspiel“. Es warnt seine auswärtigen Leser, sich von gefärbten und entstellten Berichten täuschen zu lassen. Während L. einen großen Sieg erfochten zu haben glaubte, behauptete das Blatt, daß unauslöschliches Gelächter die einzige Kritik sei, die sich in Frankfurt über den L.'schen Feldzug hören lasse. Als Folge der Frankfurter Vorgänge erhielt die Zeitung einen aus Frankfurt vom 21/5 da-

tierten Brief Lassalles, den sie in ihrer Nummer vom 24/5 mit Anmerkungen mitteilte. L. spricht unter anderem von den „beispiellosen Unwahrheiten“, mit denen die liberale Presse den Kampf gegen ihn führe, und wodurch sie sich um jeden Halt bei den Arbeitern bringen müsse. Die Zeitung erwidert, indem sie von der „beispiellosen Unverschämtheit“ Lassalles redet, der behauptete, daß jeder, der ihn „in seiner hohlen Nichtigkeit“ darstelle, die Sache der deutschen Arbeiter bekämpfe. Immerhin war der Einbruch der L.'schen Ideen in die Arbeitervereine des Maingaues eine für das soziale Programm der Neuen Frankfurter Z. und Sonnemanns höchst bedenkliche Erscheinung. Sie setzten deshalb den Kampf gegen den Verfänger mit gesteigertem Entschiedenheit fort. Mit ihm ausschließlich befaßte sich ein Leitartikel in der Nummer vom 2/6 des Jahres. Überschriften: „Ein falscher Demokrat“, beginnt der Artikel wie folgt: „Es gibt eine gewisse Sorte von Menschen, die den Machiavelli verkehrt zu sich genommen oder schlecht verdaut haben. Diese geben mit Vorliebe Theorien über „Macht und Recht“ von sich, die man nicht anders bezeichnen kann, denn als eine unwissentliche Beihilfe für die Pläne des Absolutismus.“ Im Beiblatt vom gleichen Tage wird L. im Hinblick auf die von ihm geforderten Produktivassoziationen mit Staatsunterstützung ein „auf fremde Taschen spekulierender Glückmacher“ genannt. Das Eintreten der konservativen und sonderlich der konservativen Presse für L. war inzwischen immer augenfälliger geworden und hatte die Gegnerschaft der Liberalen und bürgerlichen Demokraten gegen den unbequemen „Quertreiber“ noch weiter verschärft. Da kam denn der Zeitung eine Zuschrift des in London im Exil lebenden Karl Blind (sd) gelegen, die unter dem Titel: „Ein Freundesrat an Deutschlands Arbeiter, Bürger und Bauern“ die L.'sche Taktik vom revolutionären Standpunkt aus angriff. „Ja, wir erstreben das allgemeine Wahlrecht“, so ruft Blind aus, „ja, wir erstreben eine gründliche Verbesserung der Lage der Volksklassen! Aber beides kann nur in richtiger Weise

aus einem großen politischen Umschwung hervorgehen. . . Helft den Zorn der Entrüstung über die Unfreiheit, die Ausfaugung, die Zerrissenheit Deutschlands zur Tat entflammen! . . . Sucht die „Magenwärme“ nicht bloß, sucht die edelsten Regungen des Volksherzens zu entzünden! . . . Allgemeines Stimmrecht ohne vorgängige Vernichtung der Tyrannei hat noch nie zu Verbesserungen, hat schon öfter zur Festpflanzung fürstlicher Willkür gedient! . . . Bismarck ist in die hohe napoleonische Schule gegangen; will man ihm und seinesgleichen etwa gestatten, nach geschahemem Staatsstreich mit suffrage universel und staatssubventionierten Arbeitswerkstätten eine reaktionäre Bolte zu schlagen?“

Am 26/9 63 fand in Solingen die bekannte Versammlung statt, über deren Auflösung durch den „fortschrittlichen Bürgermeister“ sich L. telegraphisch bei Bismarck beschwerte. Bei diesem Anlasse bemerkte die Zeitung gegenüber den Übertreibungen L.'s, wenn er von seinen Triumpfen berichtete, daß er mit Fünf- und Zehntausenden „vom Volke“ um sich werfe, während sein großer Arbeiterverein in ganz Deutschland zusammen genommen nicht so viele Mitglieder zähle. Seit jenem Telegramm wurde dann L.'s Verhältnis zu Bismarck von der liberalen Presse mit noch gesteigertem Mißtrauen überwacht. Schon vorher, am 6/6, verzeichnete eine Zeitung ein Gerücht, demzufolge die Regierung dazu neige, in einer geplanten Wahlreform das von Herrn L. ersuchte allgemeine Wahlrecht einzuführen. Es sei hierbei Wahlzwang vorgesehen in dem Sinne, daß die Stimme dessen, der nicht erscheine, für den Regierungskandidaten in Anschlag gebracht würde. Am 8/10 war L. nach Berlin zurückgekehrt, und wie Duden in seinem Essay über Bismarck und Lassalle (Stuttgart 1904. S. 341) annimmt, erfolgte im letzten Drittel des Oktober jener Besuch Lassalles in der Wilhelmstraße, der den persönlichen Verkehr der beiden Männer einleitete. Vor dieser ersten beglaubigten Begegnung erschien ein in der Neuen Frankfurter Z. wiedergegebener und von ihr als „offiziös“ bezeichneter Artikel, der es „als völlig halt- und bodenlos“ zu-

rückwies, daß zwischen der Staatsregierung und Vassalle eine Gemeinschaft der Interessen oder eine Verbindung irgend welcher Art bestehe. Wenn V. sich durch gelegentliche Lobhudeleien des Herrn v. Bismarck und durch Depeschen an ihn den Anschein zu geben suche, als bestehe zwischen ihm und der preussischen Regierung eine Art von Beziehung, so gehöre dies lediglich in die Kategorie seiner sonstigen Manöver und saloppen Dreistigkeiten. Die Zeitung knüpfte hieran die Bemerkung, Herr v. Bismarck habe schnell begriffen, daß ihm die Kampfgenossenschaft V.'s keine Ehre bringe. Den Verdacht, daß Vassalle im Dienste Bismarcks stehe, hielt auch sie trotz ihrer Feindschaft gegen den Agitator für unbegründet.

In den nächsten Wochen berichtet das Blatt noch über die beiden ersten Sitzungen des Berliner Vassalleschen Vereins. „Berlin steht in dem Ruf, daß schlechte Komödianten dort am leichtesten Fiasko machen“, heißt es in der Nummer vom 29/10. Dann hören wir nur noch wenig über Vassalle bis zu seinem unerwarteten Tode am 31/8 64. Über die Umstände bei Vassalles Tod vergl. Neue Frankfurter Z. vom 4., 6., 11., 18. September 1864, die Feuilletons aus Anlaß von B. Beders bekannter Schrift über V.'s Tod vom 26/6 68 ff. Zahlreiche andere Feuilletons der Zeitung beschäftigten sich im Laufe der Jahre mit Vassalle; erwähnt sei ein Feuilleton von Alfred Oppenheim vom 1/6 1875 und eines von Guido Weiß aus dem Jahre 1896 vom 5. und 7. Juli. Am 24/7 desselben Jahres berichtet Dr. Maximilian Kohn (Hamburg) über einen Besuch bei Vassalles Mutter. Eine Würdigung des Gegners finden wir in den Nummern vom 6. und 7. September. Seine beiden wissenschaftlichen Werke, der „Heraklit“ und das „System der erworbenen Rechte“, werden als großartige Leistungen gefeiert. Von dem juristischen Werke wird gerühmt, daß es „durch die Genialität der Kombinationen“ wahrhaft frappiere. Weiter heißt es dann, V.'s frühzeitiger Tod müsse von Freunden und Gegnern lebhaft bedauert werden. Von seinen Freunden, weil seine Partei mit

seinem Ableben voraussichtlich auseinanderfallen werde, von seinen Gegnern, weil sie in ihm „ein treffliches Ferment in den gegenwärtigen sozialen Kämpfen“ erblickten. Er verkörperte für sie die „Srrlehren, die mehr oder weniger klar einem Teil der arbeitenden Klassen vorzuschwebten“, und so gewannen sie von ihm „einen gemeinsamen Ausgangspunkt für die Aufklärung der Massen“.

Nach V.'s Tode kam der Allgemeine Deutsche Arbeiterverein unter die Leitung v. Schweizers, er nahm an Umfang und Bedeutung zu, und auch aus den Spalten des ihm feindlich gesinnten Blattes liest man heraus, wie nachhaltig die kurze Wirksamkeit V.'s sich nach seinem Tode erwies.

Deutsche Schwerthiebe 1896, S. 8: „Marx wie Vassalle brachten nichts neues; sie machten sich beide daran, die aufgespeicherten geistigen Schätze nach Gutdünken auszufortieren, und während der erstere die im Gehirn berühmter Nationalökonomien, besonders Smith's entstandenen Theorien in seinem „Kapital“ zeitgemäß zuschneiderte, verstand es V. mit der Raffiniertheit eines göttlichen Hausierers, den Arbeitern unter Feilbietung seiner scharfsinnig reproduzierten Geisteswaren und maßlosen Schmeicheleien wie der Phrase vom „ehernen Tritt der Arbeiterbataillon“ usw. (er führte das „ehern“ überhaupt gern im Munde) als Entgelt das Ziel seiner Wünsche: die Popularität herauszulocken, die einem Proudhon versagt blieb, da der „einfältige“ Weise, ein echter Utopist, bloß seiner Sache lebte und nicht mit seinen Theorien hausieren ging. Marx und Vassalle waren sicher scharfsinnige Leute, aber weder sind ihre Theorien unfehlbar — speziell das „eherne Lohngesetz“ des „ehernen“ Vassalle wird heute selbst von hartgesottenen „offiziellen“ Sozialdemokraten negiert — noch haben sie Anspruch darauf, „unwälgende Geister“ zu heißen, als die z. B. die Enzyklopedisten gelten, die systematisch die Köpfe des Mittelstandes gegen Vorurteile aller Art revolutionierten.“

Auch fehlt ihren Werken, die eine schöne Auslage wirtschaftlicher Theorien

bieten, die Seele, das offen pulsierende Leben, das die Schriften moderner, nichtjüdischer Sozialisten, wie Henry George usw. anziehend und kulturförderlich macht."

Auch Rassalle schlachtete arische Vorläufer aus, ohne sie zu nennen. Als etwas Außerordentliches galt seine Begründung von Arbeiter-Werkgenossenschaften (Produktiv-Assoziationen), die der preußische Staat mit 15 Millionen Taler unterstützen sollte. Diesen Plan hatte bereits 15 Jahre früher der Volkswirtschaftslehrer Professor Viktor Limé Huber in einer damals wenig beachteten Schrift dargelegt, allerdings mit deutscher Gewissenhaftigkeit und Vermeidung des von Rassalle hineingetragenen aufwühlerischen Grundzuges. R. hatte von Huber mehreres gelesen und trat mit ihm auch in einen Briefwechsel, wodurch er noch manche wesentliche Anregung erhielt. Endlich kam er dann mit Hubers großem Plane als eigener Erfindung heraus und zwang aller Welt die Bewunderung seiner „Genialität“ ab. (20. Jh., 1813. S. 296.)

Wilh. Herchenbach sagt in „Düsseldorf und seine Umgebung in den Revolutionsjahren 1848—49“: „Das Volk, unter welchem Namen man damals (1848) hauptsächlich die Arbeiter verstand, hatte in sich selbst kaum das Bedürfnis, Revolution zu machen, es war um diese Zeit auch gar kein Anlaß dazu vorhanden, denn der Gemeinderat hatte endlich mit großen Opfern Arbeit geschafft. Jeder, der Mangel litt und zum arbeiten Lust hatte, konnte sich daran beteiligen. Das Los des Volkes hatte sich also wesentlich gebessert, und manche Klage, die früher eine gewisse Berechtigung hatte, fiel jetzt fort. Aber es gab eine Partei in Düsseldorf, der mit der Ruhe und Zufriedenheit der Arbeiter nicht gedient war, sie brauchte das gerade Gegenteil und machte deshalb ein Geschäft daraus, das Volk aufzuwiegeln und mit künstlichen Mitteln in steter Erregung zu halten. Man pries die schrankenlose Freiheit mit goldenen Worten und stachelte mit allen Mitteln die Leidenschaften auf.

Die Haupttriebfedern waren die Gräfin Haxfeldt, der mit ihr zusammenwohnende Rassalle, Wulff, Unnede usw. usw. Sie ließen es bei den Reden der öffentlichen Versammlungen nicht bewenden, sondern arbeiteten auch im Stillen und machten sich über den aller Wahrscheinlichkeit nach ganz verderblichen Ausgang keine Sorgen. Bei diesem kleinen Häuflein bestand die wirkliche Absicht, die Revolution heraufzubeschwören. — Die Gräfin scheute sich nicht, öffentlich zum Volke zu reden und ihre Tendenzen mit großer Vorliebe besonders den Bummelern und Tagedieben aufzutischen. Daß sie goldene Berge versprach, brauche ich wohl kaum auseinanderzusetzen. Rassalle war vorsichtiger, er stellte sich selten so in den Risik, daß man ihn sehen und fassen konnte, aber im geheimen war er von allem die Triebfeder, aber auch von allen der Klügste.

Es konnte nicht ausbleiben, daß Personen, die anscheinend so sehr um das Wohl des Volkes bemüht waren, einen gewissen Nimbus um sich verbreiteten und daß man ihnen von allen Seiten zujauchzte, aber schon damals ahnten die Bürger, daß aus diesen Kreisen nur Unordnung und Vermögensschädigung hervorgehen könne.

Herchenbach erzählt nun weiter, wie am 20/6 1848 auf der Holzheimer Insel unter den etwa 200 Arbeitern, die dort in städtischem Auftrag arbeiteten und froh waren, einen regelmäßigen Tagelohn zu bekommen, 4 Personen erschienen seien, um die Arbeiter aufzuheizen, auch für den Sonntag Tagelohn zu verlangen. „Sie sollten mit Schippen und Hacken nach dem Rathaus ziehen, dann gäbe es Spektakel in der Stadt, und derselbe werde so groß werden, daß man ihnen nachgeben müsse.“ Unter den 4 Hezern war ein an einem Fuße gelähmter Jude. Die Arbeiter weigerten sich aber, dieser Aufforderung Folge zu leisten.

Weiterhin betrieb die Haxfeldt die Verhezung der unteren Volksmassen. „R., den die Gräfin in all ihren Angelegenheiten als Sachwalter benutzte, mochte ihr den Gedanken solcher Agitationen eingeben und sie auch aufgestachelt ha-

ben, daß sie von dem Balkon ihres Hauses in der Elisabethstraße fulminante Reden an den allerniedrigsten Teil der Arbeiter hielt. Dieser Sorte war mit ihren Stachelreden gedient; sie übersetzten ihre Lehren gleich in die Tat, lauerten im Gesträuche der neuen Anlage auf die Vorbeigänger und drangen wohl auch als Zwangsbettler oder auf das Teilen drängende Kreaturen in die Häuser. Man sieht also, einem wie niedrigen Motive L.'s Arbeiter-Agitationen entsprangen. Er selbst hielt sich vorsichtig in der Ferne und schob als handelnde Personen seine Freunde in den Vordergrund. L. hatte auch noch andere Gründe, nur im Dunkeln zu spielen. Wie wir aus dem Anfang unserer Schilderungen wissen, war Dr. Mendelssohn wegen des Schatullendiebstahls zu einer 5jährigen Gefängnisstrafe verurteilt worden; aber die Gnade des Königs hatte diese Strafe in eine einjährige Haft umgewandelt, denn wie die damaligen Zeitungsberichte angaben, war Lassalle der eigentliche Urheber der Tat, sowie aller gegen den Grafen Hatzfeldt stattgehabten Verfolgungen. Herchenbach bespricht ferner eine Volksversammlung in Gerresheim, deren Teilnehmer nach Düsseldorf zogen und sagt: Lassalle und die Gräfin Hatzfeldt waren ebenfalls in Gerresheim, wahrscheinlich waren sie auch die eigentlichen Urheber der ganzen Demonstration gewesen, hatten sich aber bis jetzt noch ziemlich fern gehalten. Am Grafenberg aber hörte jede Scheu auf; sie fuhren mit ihrem Wagen als Teilnehmer vor und reihten sich in den Zug ein. Der Wagen, in dem die Gräfin Hatzfeldt, ihr Sohn und Lassalle saßen, war auf der Vorderseite mit einer roten, zu beiden Seiten mit deutschen Fahnen geschmückt, usw.

Die Urheber dieses Zuges waren ohne Zweifel Lassalle und seine Freundin, die überhaupt im stillen den Volksklub regierten. Sie wollten die rote Fahne und die Arbeiter einmal öffentlich zeigen, den Bürgern und Behörden klar machen, daß sie über ein Prinzip und eine tüchtige Schar von Fäusten zu gebieten hatten. — Jetzt war es mit der Ruhe in der Stadt vorbei; der Geist Lassalles war

in die Arbeiter gefahren, und sie traten led und ohne Scheu mit Forderungen auf, die man bis dahin öffentlich auszusprechen nicht gewagt hatte. Über diese hegerische Tätigkeit Lassalles bringt Herchenbach noch weitere Schilderungen und nennt auch einen weiteren Düsseldorfer Juden, Louis Bacharach, der, ebenso wie der Redakteur Geisenheimer, durch Gedichte an den Hegeren mitwirkte. —

#### IV. Der Posseur.

Paul Lindau bekannte in seiner Verherrlichung des Kassegenossen in der Düsseldorfer „Ausstellungswoche“ 1902, wie er selber als blutjunger Mensch die sehr gemäßigte Düsseldorfer Z. leitend, seit dem Kassettendiebstahl unbegrenzte Verehrung für Lassalle empfunden und bei dessen erstem Auftreten in Düsseldorf sofort L.'s persönliche Bekanntschaft gesucht und auch gemacht hätte: „Ich druckte die einzigen mir zugänglichen, offenbar parteiisch gefärbten Berichte über den Verlauf der Lassalleschen Versammlungen mit starkem Vorbehalt ab und brachte gleichzeitig, um eine Art von Gleichgewicht herzustellen, einen Brief zur Wiederveröffentlichung, den Heinrich Heine am 5/1 1845 an Barnhagen von Ense gerichtet, und in dem er sich mit einer fast unglaublich erscheinenden überschwenglichkeit über den damals noch nicht zwanzigjährigen Lassalle ausgesprochen hatte: „Herr Lassalle, der Ihnen diesen Brief bringt, ist ein junger Mann von den ausgezeichnetsten Kenntnissen und Geistesgaben, mit der gründlichsten Gelehrsamkeit, mit dem weitesten Wissen, mit dem größten Scharfsinn, der mir je vorgekommen. Mit der reichsten Begabung der Darstellung verbindet er eine Energie des Willens, eine Habilité im Handeln, die mich wahrhaft in Erstaunen setzen, und wenn seine Sympathie für mich nicht erlischt, so erwarte ich von ihm den tätigsten Vorschub. Jedenfalls war diese Vereinigung von Wissen und Können, von Talent und Charakter für mich eine freudige Erscheinung, und Sie bei Ihrer Vielseitigkeit im Anerkennen werden ganz gewiß ihm volle Gerechtigkeit widerfahren lassen. Herr Lassalle ist nun einmal ein so ausgezeichnetes Sohn

der neuen Zeit, der nichts von jener Entfagung und Bescheidenheit wissen will, womit wir uns mehr oder minder in unserer Zeit hindurchgelungert und hindurchgefafelt haben. Dieses neue Geschlecht will genießen und sich geltend machen im Sichtbaren; wir, die Alten, beugten uns demütig vor dem Unsichtbaren, entsagten und flennten und waren doch vielleicht glücklicher als jene harten Gladiatoren, die so stolz dem Kampftode entgegengehen.“ —

Die Leser der Düsseldorfer Zeitung waren allerdings mit dieser sonderbaren Schriftleitung Lindaus nicht einverstanden und beschwerten sich beim Verlage. Aber Lindau machte sich nichts daraus, er hatte seine Rassegenossen herausgestrichen und hatte gehehrt. Später beschreibt er Lassalles Auftreten in dem Prozeß wegen Aufreizung gegen die Staatsgewalt (Düsseldorf 1864). Es ist das vollendete Bild eines Variété-Aktionärs, was sogar Lindau auffällt: „Man werde den Eindruck des Schauspielers nicht recht los.“ — Es war gerade neun, der Staatsanwalt unterhielt sich mit Lassalles Verteidiger, dem Rechtsanwalt Bloem, da entstand eine starke Bewegung im Zuschauerraum; Lassalle trat ein, gefolgt von seinem getreuen Famulus, dem Düsseldorfer Bevollmächtigten. Lassalle trug unter dem linken Arm eine Unmenge Bücher, die er kaum umspannen konnte, vielleicht 15—18 Bände, und der Bevollmächtigte hinter ihm leuchtete unter einer noch schwereren Last. Bloem lächelte, aber der Staatsanwalt machte ein ganz entsetztes Gesicht und rief unwillkürlich laut: „Um Gotteswillen!“ Lassalle, der mit einer vornehmen Kopfbewegung den Staatsanwalt begrüßt hatte, stellte seine Bibliothek auf einem Tisch, den der Gerichtsdienner herbeigeschleppt hatte, auf, und ordnete dann die Bücher systematisch. Darauf begrüßte er die Gräfin Hagfeldt mit respektvoller Herzlichkeit und drückte Bloem und mir die Hand. Er hatte aus Achtung vor dem hohen Gerichtshof großen Gesellschaftsanzug angelegt, Frack und weiße Binde. Sobald die Herren Richter eintraten, begab sich Lassalle auf die Anklagebank und verneigte sich sehr tief vor den ein-

tretenden Herren, die den Gruß ebenso artig erwiderten. Der Vorsitzende erklärte die Sitzung für eröffnet, und unmittelbar darauf trat Lassalle vor und bat um die Vergünstigung, sich hinter den Tisch setzen zu dürfen, auf dem er „einiges wissenschaftliches Material“, dessen er zu seiner Verteidigung wohl bedürfen würde, beisammen habe. Der Wunsch wurde ohne weiteres erfüllt.“ [Es handelt sich ja um einen Juden.] Aus Lindaus Schilderung entnehmen wir weiter: „Der Ausdruck seines Gesichtes wechselte beständig. Bald spielte ein spöttisches Lächeln um seinen Mund, und er schloß halb mitleidig, halb verächtlich die Augen zur Hälfte, bald öffnete er sie in ihrer ganzen Weite, und drohende Blicke schossen zu den erhöhten Sitzen der Richter hinauf. Bald ließ er den Kopf in vernachlässigter Haltung hin- und herschwanken — so z. B., wenn er die erheblichsten und schwierigsten wissenschaftlichen Feststellungen als etwas Nebensächliches, jedem Richter unbedingt Geläufiges, erwähnte —, bald warf er den Kopf vornehm und kühn in den Nacken wie ein römischer Imperator. Am meisten illustrierte er seine gesprochenen Gedanken durch die Handbewegungen. Hände und Arme waren in fast unausgesetzter Tätigkeit. Ruhig verhielt er sich nur bei den scharfen juristischen Deduktionen, für die er die volle Aufmerksamkeit der Richter beanspruchen wollte; dann stützte er sich leicht mit der linken Hand auf den Tisch und verbarg die Rechte, die immer eins der Oktavblättchen mit der Disposition der Rede hielt, hinter dem Tuch der tiefausgeschnittenen Weste. Galt es aber eine rhetorische Wirkung zu erzielen, so gestikuliert er mit der Rechten in ganz merkwürdiger Weise. Da schnellte er den Arm nach vorn, als ob er bogen wollte, da zerhackte er mit dem zusammengekniffenen Blättchen die Luft, als ob er Zweivierteltakt im Prestissimo schlug, da hob er wie drohend die Hand auf und fuchtelte damit so leidenschaftlich, daß ihm mehrfach die geschriebenen Seiten entfielen und in langsamen Schwingungen zu Boden flatterten. Da dieser Effekt sich zwei- oder dreimal und immer am Schlusse eines Gefüges seiner

Beweisführung wiederholte, — so daß die Pause, die durch das Sammeln und Aufheben der Blätter notwendig wurde, sehr erwünscht war, — so konnte ich mich dem Eindruck, daß auch diese Wirkung beabsichtigt sei, nicht ganz verschließen. Während der langen Rede wechselte Vassalle auch häufig seine Stellung. Mitunter lustwandelte er hinter dem mit Büchern bedeckten Tische auf und ab, bisweilen blieb er auch einige Minuten wie festgewurzelt stehen, um alsbald wieder einige Schritte zu machen und langsam den Richtern sich zu nähern. Diese vorschreitende Bewegung hatte er namentlich am Schluß seiner Rede; während der sehr effektvollen Sätze, mit denen er endete, rückte er allmählich ganz unmerklich vor, so daß er bei dem letzten Wort hart an den Stufen stand, die zu dem Podium des Tribunals hinaufführten. Den Schlußpassus sprach er mit so erhobener Stimme und mit so lebhaften Bewegungen in die Richter hinein, daß sich der Präsident unwillkürlich etwas zurückbog.“

Diese Tingeltangeltricks ließen sich deutsche Gerichtshöfe wiederholt von dem verlogenen Angeklagten bieten. Der Staatsanwalt beantragte zwar 2 Jahre Gefängnis. Der Gerichtshof vertagte aber die Verkündung des Urteils auf den 1. Juli, wo Vassalle zu 6 Monaten Gefängnis verurteilt wurde. „Das Gefängnis erschreckte ihn“, fügt Lindau hinzu, während der reklamehafte Held doch sonst geäußert hatte, „daß er mit derselben Gleichgültigkeit ins Gefängnis ginge, wie ein anderer zum Ball“.

Über Vassalle äußert Eugen Richter in seinen Jugend-Erinnerungen: „Ich habe Vassalle in Düsseldorf wiederholt persönlich gesehen, auch seine letzte Verteidigungsrede vor Gericht in Düsseldorf im Sommer 1864 mit angehört. Niemals später bin ich im öffentlichen Leben einer so durch und durch gedehnten, eitlen Persönlichkeit wieder begegnet, bei der die Arbeiterfreundlichkeit derart angenommene Maske im Widerspruch mit dem ganzen Kern seines Wesens war.“ — Bekannt ist ja, daß Vassalle alle seine Reden voll deklamatorischer Maché auswendig lernte und vor dem Spiegel mit allen Gesten ein-

studierte. Die Rednertribüne pflegte er mit einem kostbaren Pelz angetan zu betreten und diesen durch einen galonierten Diener sich von den Schultern nehmen zu lassen.

#### V. Im Spiegel der Zeitgenossen.

Glagau: „Vassalle war nicht nur in hohem Grade ehrgeizig, sondern auch von mädchenhafter Eitelkeit und darum der sadesten Schmeichelei zugänglich. Ob er vor Gericht stand oder im Gefängnis saß, zu den Arbeitern sprach oder in einer gelehrten Gesellschaft Vortrag hielt — überall gebärdete er sich wie ein Schauspieler, indem er stets irgend ein Muster vor Augen hatte und dieses nun kopierte. Wie Julius Cäsar in den Händen der Seeräuber sich zum Herrn derselben aufwarf, so pflegte auch Vassalle, während er in Düsseldorf eine sechsmonatliche Haft verbüßte, sich den Regeln der Anstalt zu widersetzen und den Wärtern förmlich Befehle zu erteilen. Und es wird erzählt, daß er dies mit Erfolg durchgeführt habe. Als er aber später im Gefängnisse zu Berlin einen ähnlichen Versuch unternahm, hat man ihn einfach als Narren behandelt und mit der Zwangsjacke gedroht. Alle seine Reden strotzen von den geschwollensten Phrasen, von den gesuchtesten Bildern und der krasssten Effekthascherei. Nicht selten passierte es ihm, daß er da, wo er auf Erschütterung und Bewunderung rechnete, das Gegenteil hervorrief und belächelt oder gar ausgelacht wurde. Weil er sich selber gern reden hörte, ließ er keinen andern zu Worte kommen und war ein unendlicher Schwächer. Für den Arbeiter besaß er ebensowenig ein Herz wie die Bourgeoisie; er sah hochmütig auf ihn herab und ließ seine Launen an ihm aus, er benutzte ihn nur als Mittel für seine ehrgeizigen Zwecke.

Vassalle war von Gestalt hoch und schlank aufgeschossen. Beim Stehen sank er unmerklich in die rechte Hüfte. Sein Haar war kraus und dicht, wie das eines Negers. In seinen Zügen, der Haltung und den Gebärden trat der jüdische Typus stark hervor. Durch Vernachlässigung einer geschlechtlichen Krankheit hatte er sich ein Kehlkopfübel zugezogen; er litt infolgedessen häufig an Heiser-

feit, und wenn er eine große Rede gehalten, war er genötigt, sich den Gauen mit Höllestein einzupinseln. Schon hatten sich bei ihm Symptome der Halschwindsucht eingestellt, und nach seinem plötzlichen Tode erklärte der Arzt, der ihn früher behandelte, Dr. Gerhardt in Düsseldorf, daß ihm ohnehin nur noch eine kurze Lebensfrist zugemessen gewesen.“

Ein andermal schreibt Glagau G., 270/71: „L. hatte große Schwächen und tiefgehende Leidenschaften. Seine Eitelkeit, sein bis zum unbeugsamen Eigensinn gesteigertes herrisches Wesen, das sich mitunter dem klar vorliegenden Besseren verschloß, seine Genußsucht in Beziehung auf die Frauen, die ihn alles vergessen und ihm seine Jahresrente von 5000 Talern nicht hinreichend erscheinen ließ, endlich sein Haschen nach der Beistimmung von Autoritäten, wobei er sich oft vergriff, das waren verwundbare Stellen an dem sonst so gewapneten Manne, wohl geeignet, die sozialdemokratische Partei zur Vorsicht zu mahnen. —

Das Jahr 1848 führte den L. in den Sozialismus ein, und das, was er später als Arbeiteragitator aufstellte, war bloß ein durch die vieljährige Reaktion abgeschwächter Nachklang dessen, was 48 in viel größerem Maße zu erreichen gesucht wurde. Vassalle zählte zu den Arbeiterführern, deren es damals viele gab. Wer also glaubt, daß er 63 gleichsam eine neue Religion gestiftet habe, der kennt eben die Geschichte der letzten 30 Jahre nicht. . . Würde L. sich nicht mit Frauen aus der Bourgeoisie und Aristokratie herumgetrieben, sondern weniger Übermut gegen die Töchter des Volks empfunden und daher, wenn er nun einmal heiraten mußte, sich mit einem Mädchen aus dem Arbeiterstande verheiratet haben, so wäre alles anders gekommen. Er lebte alsdann wahrscheinlich heute noch. Aber er hatte aristokratische Sitten bei demokratischem Bekenntnisse. Seine inneren Widersprüche richteten ihn zu Grunde. Zwar suchte er sich endlich von der Gräfin Saxfeldt loszumachen; allein er kaprizierte sich nun darauf, wiederum sich an ein aristokratisches Weib zu fesseln, das ihn zum

Marren hielt. . .“ (Vgl. Bernhard Welter, Enthüllungen, 1868.)

Im „20. Jh.“, Febr. 1895, veröffentlicht H. Z. einiges Persönliche über Vassalle, mit dem er 39/40 die Handelslehranstalt in Leipzig besucht hatte. Schon Z.'s Vater war ein Geschäftsfreund des Vaters Vassalles gewesen, der alljährlich von Breslau aus mit Vorräten an Seidenstoffen zur Leipziger Messe zog. Der junge Vassalle verkehrte während seiner Schulzeit, im Alter von 16 bis 18, fast täglich in der Familie des Z.

„Der Vater hatte Vassalle zum Kaufmann bestimmt; die Fähigkeiten hierzu hatte er wohl, aber er wollte nicht Kaufmann werden, er erklärte sich zu etwas Besserem geboren. So vernachlässigte er absichtlich die ihm in der Leipziger Lehranstalt gestellten Aufgaben; mitten im Unterricht veranlaßte er die heftigsten Auftritte, indem er sich weigerte, einen aufgegebenen Aufsatz zu schreiben, da der Gegenstand zu gering oder gar zu hohl für ihn sei. Während andere Schüler gelegentlich kleine Streiche gegen die Schulordnung verübten, suchte L. nach jeder Gelegenheit, um die Lehrer zu verhöhnen, sich ihnen gegenüber als der Klügere und Höherstrebende vorzuführen. In seinen freien Stunden studierte er rastlos die alten Dichter, die französischen St. Simonisten und Heine, und im bunten Durcheinander deklamierte er aus diesen verschiedenen Gebieten in der Schule und im Hause mit dem höchsten Aufgebot an Lungenkraft und Redefülle. An alles schloß er dann gelehrte Auseinandersetzungen an, und in die höchste Erregung geriet er, wenn ihm die Mitschüler oder die sonstige Umgebung Gleichgültigkeit entgegenbrachten. . . Die Lehrer atmeten auf, als der alte L. endlich, durch die immer schlechteren Zeugnisse seines Sohnes veranlaßt, diesen aus der Schule, vor Beendigung des 3jährigen Lehrganges abmeldete. Z. schließt sein Urteil über diese Zeit dahin zusammen: Kaufmann wollte er nicht werden, denn er verachtete den kleinen Gelderwerb; ein großer Geist müsse das Geld im großen zu verdienen wissen. Deshalb wollte er ein großer und zwar demokratischer Dichter werden, bedeu-



tender noch als Heine. Trotz dieses demokratischen Zieles aber bestritt er stets mit der äußersten Gereiztheit, daß die große Masse der Bevölkerung für eine Erziehung zu höherer Gesittung fähig sei. Deshalb könne es auch keine Gleichberechtigung geben; vorberechtigt sei der geistige Adel, während er für den Geburtsadel nur Spott und Hohn hatte. Gleichzeitig war sein heißestes Strebeziel: Paris. Das merkwürdigste an dem 18jährigen Jüngling aber war seine Genußsucht, oder — wie er es nannte — seine Genußfähigkeit. Er verstand schon damals mit der vollendeten Kunstfertigkeit des ausgebildeten Lebemanns zu „genießen“, und nach derartigen Ausschweifungen erschien er tags darauf mit um so größerer „philosophischer Frische“. Und gerade in dieser Beziehung setzte er sich mit einer Gelassenheit über alle Gebote des Schicklichen hinweg, die den Eindruck des Unheimlichen auf seine Mitersgenossen machen mußte.“

So, wie ihn J. im Alter von 18 Jahren verließ, traf er ihn wieder im Alter von 28 Jahren und ebenso von 38; immer war er derselbe geblieben. Wohl mochten die Worte seiner Rede andere geworden sein, der Satzbau, der Gedankenflug, der leidenschaftliche Ton war derselbe, ebenso seine Ziele und Wünsche. Immer wollte er höher hinaus, immer größer sollte sein Ruhm werden; wodurch er ihn erlangte, war gleichgültig. Deshalb war seine Tätigkeit auch niemals Selbstzweck. Auch L.'s spätere vornehme Bekanntschaften boten für den Jugendfreund nichts Überraschendes, hatte er doch schon während seiner Leipziger Schulzeit täglich die kühnsten Pläne entworfen, wie er die höchsten Kreise in Deutschland und Frankreich seinen Absichten und Zwecken dienstbar machen würde. „L. konnte trotz seiner glänzenden Begabung und geistigen Schärfe sein zeitweise erstrebtes Ziel, ein hervorragender Hochschullehrer zu werden, nicht erreichen, weil ihm die Fähigkeit des andauernden, ruhigen, auf ein Gebiet zusammengefaßten Arbeitens fehlte. Er sprang von einem Gebiet zum anderen, suchte sich auf jedem durch eine einzelne glänzende Tat hervorzutun, um dann sofort zum nächsten

zu eilen. Zu einem dtischen Gelehrten taugte er deshalb nicht. Er hatte aber auch nicht die Befähigung, ein Beglückter des arbeitenden Volkes zu werden, denn dazu fehlte ihm die sittliche Lebensauffassung. Als Atheist und Epikuräer lebte er persönlich dem schrankenlosesten Genuße. Sein ausschweifendes Leben in Paris und zeitweise auch in Berlin konnte sich mit dem Streben nach Menschheitsbeglückung nicht in Einklang bringen. Auch blieb er bis zuletzt im Grunde seines Herzens ein Verächter der großen Masse. Wäre er am Leben geblieben, er hätte niemals der Führer einer Arbeiterpartei bleiben können. Wie er an allem, mit Ausnahme des sinnlichen Genußes und dem Ritzel der Eitelkeit, nur vorübergehend Geschmack finden konnte, so hatte er auch schon seine Beziehungen zur Arbeiterbewegung als zwecklos aufgeben wollen, wenn nicht Fürst Bismarck, durch Mittelpersonen veranlaßt, Beziehungen zu L. gesucht hätte. Da aber auch diese der ganzen Natur der Sache nach zu einem greifbaren Ergebnis nicht führen konnten, so stand L. im Sommer 1864 tatsächlich am Schlusse seiner Laufbahn, und zwar einer verfehlten. Dem letzten abschließenden Ba-banque-Spiel ging er deshalb selbst mit einer Ergebung entgegen, die nur dem Bewußtsein eines zusammengebrochenen Lebenszweckes entspringen konnte. Und daß es die Kugel des jungen Bojaren Rastovik war, die ihn niederstreckte, war nur etwas Zufälliges. Ebenso gut hätte ihn 25 Jahre früher in Leipzig bei einem seiner nächtlichen Abenteuer eine Kugel treffen können; weit mehr aber noch war sein Leben bedroht, als er den Streit zwischen dem Grafen Haxfeldt und dessen Gattin auf die Spitze getrieben hatte. Das war alles nur Ba-banque-Spiel.“

Gottfried Kellers Briefe. S. 273: „Den Abend vor seinem Amtsantritt am 23/9 1861 war Keller in eine große Gesellschaft nach dem „Schwan“ am Mühlbach eingeladen. Er fand da viel extravagantes Volk versammelt. Der große sozialistische Agitator Ferdinand Lassalle war der Gefeierte. An seiner Seite erschien seine Freundin, die Grä-

fin Hasfeldt, in roter Bluse und weißer Krinoline. Herwegh, der einige Wochen später einen Ruf an die Universität Neapel erhielt, seine Frau und sein Sohn u. a. waren anwesend. Oberst Rüstow trug als Garibaldianer ebenfalls die rote Bluse. Auf dem Sofa lag eine russische Nihilistin, der die Herren eifrig den Hof machten. Ludmilla Assing, die sich gerade in Zürich aufhielt, sollte den neuen Herrn Staatschreiber unter ihre Fittiche nehmen. Nach dem Tee begann ein Gelage, das bis in den hellen Morgen hinein dauerte, wobei die Frauen dem Champagner nicht lässig zusprachen und dicke Habannazigarren rauchten. Keller fühlte sich aufs äußerste angewidert, verhielt sich indessen stumm. Als jedoch in vorgerückter Stunde Vassalle seine Kunststücke als Magnetiseur und Tischrücker in schauspielerischer Weise zum besten gab und eben seinen Hofuspokus über dem Haupte Georg Herweghs machte, um ihn einzuschläfern, da fuhr Gottfried Keller wütend auf, schrie: „Jetzt ist mir's zu dick, Ihr Lumpenpack, ihr Gauner!“, ergriff einen Stuhl und drang mit dieser Waffe auf Vassalle ein. Eine unbeschreibliche Verwirrung entstand. Die Frauen brachen in heftiges Weinen aus, die Männer schimpften, und der aggressive Unhold wurde an die frische Luft gesetzt.

Der Margistenpapst Engels schrieb: „Der brave L. entpuppt sich als ein ganz gemeiner Schuft“. E. nannte ihn einen „dummen Ged“ und „Verräter“ usw., weil er mit Bismarck heimlich Vorteile zu erlangen suchte. WB 4/8 1928.

Gottfr. Keller knurrte also über „Gauner und Lumpenpack“, und der Kulturhistoriker Victor Hehn stellte den Mißcharakter L.'s wie folgt dar: „Demagogentum bei Trüffeln und Sekt. Unzüchtiges Abenteuererleben dessen, der den Heiland der Armen spielte. ... Er war von Anfang bis zu Ende unwahr, eitel und frivol. Seine sogenannten wissenschaftlichen Schriften sind ein Produkt jüdischer Betriebsamkeit, die Ideen darin sind alle entlehnt.“ (L. Schieman: B. S., ein Lebensbild, Stuttgart 1894. S. 213/14.) Der Halbjude Friedrich v.

Spielhagen bezeichnete ihn in seiner Selbstbiographie als „Komödianten“.

Bemerkenswert sind Urteile reiner Massegenossen. So wurde L. von Sittenfeld (Konrad Alberti) im Hannov. Tageblatt zum 25jährigen Todestage verherrlicht: „Welche Namen nennt der Deutsche mit höherer Ehrfurcht als die eines Böckh, Savigny, Scherenberg, A. von Humboldt, Heinrich Heine, Fürst Bismarck?“ So hat nebenbei auch gleich Heine zwischen Bismarck und Humboldt einen goldenen Rahmen erhalten. In diese auserkorene Schar gehört nun nach Sittenfelds Meinung auch Vassalle. —

Und immer, wenn ein Jude den andern preist, schlüpfen aus Versehen merkwürdig unsittliche Geständnisse mit durch. Dem Juden scheinen Züge rühmend wert, die in den Augen der arischen Menschheit einfach verächtlich sind.

„Der Grundzug von Vassalles Wesen ist die Energie, und was dieser Energie ihre ganz besondere, eigentümliche Färbung verleiht, ist der semitische Zug in Vassalle, der ihn diese natürliche Energie stets auf unmittelbar praktische, reale Zwecke anwenden läßt“, d. h. doch nur: L. verstand es trefflich, mit seinem Pfund zu wuchern, mit seinem Talent zu blenden und persönlichen Vorteil zu erzielen.

„Mit großer Energie schält er geschickter Weise aus abgebrochenen Fragmenten Heraklit's die ganze Hegel'sche Philosophie heraus — das genialste Advokaten-Stückchen, das man sich denken kann.“

Unter „Genialität“ versteht man sonst schöpferische Kraft, bei einem Juden besteht sie in — Advokatenkünsten! —

„Die Natur hat ihm für einen Redner nichts mitgegeben — er hat eine hohe, dünne Stimme, eine stotternde Sprache; er hört nicht auf zu studieren und zu üben, er arbeitet sich jede Rede auf's eingehendste aus — bis er einem Demosthenes und Mirabeau gleichsteht, — an unmittelbarer zündender Gewalt, an Schönheit, Kraft, Klarheit, Ursprünglichkeit der Darstellung vielleicht beide übertreffend.“ —

L. lernte allerdings seine Reden auswendig und studierte sie zu Hause vor dem Spiegel mit allen „Posen“ sorg-

fältig ein, um sie dann vor den erstaunten Arbeitern zu deklamieren. Er war weniger ein Redner als — ein Komödiant. —

„Er findet ein Mädchen, das zu heiraten ihn reizt; der kühne Gedanke, als Volks-Aufwiegler sich die Sprossin einer der vornehmsten deutschen Geschlechter zu erringen, gewinnt Macht über ihn — denn daß seine wirkliche Liebe zu Helene von Dönniges (sd) nicht bedeutend war, geht unzweifelhaft aus seinen Briefen hervor — und auf Widerstand stoßend, setzt er Himmel und Hölle in Bewegung, Kirche und Staat bemüht er, sich zu vereinigen, nur zu dem Zwecke, ihm zu der Frau zu verhelfen, die er haben will!

Durch L.'s ganzes Wesen geht ein seltsamer, merkwürdiger Riß, ein Zwiespalt. Der Führer des vierten Standes, der schweiß- und ölduftenden Arbeiter die in den schmutzigen Blusen Branntwein trinken und Tabak kauen, ist in seinen Lebensgewohnheiten und Anschauungen der ausgesprochenste Aristokrat. Vor diese Leute tritt er in elegantem, kostbarem Pelzmantel, den ihm sein Diener von der Schulter nimmt, angesichts der Tausende armer Hungeriger. Er wohnt wie ein Fürst, liebt die ausgesuchtesten Zungengengüsse und fühlt sich nur zu Frauen der vornehmsten Gesellschaft hingezogen, zu Männern der höchsten Kreise. Seine Erkenntnis und seine Neigung sind zweierlei. Den Arbeitern soll das werden, was er für ihr Recht hält — aber niemand kann ihn zwingen, mit ihnen zu trinken und zu leben. Wie man bei ihm selbst Mensch und Sache in jedem Augenblick trennen muß, so trennt er selbst sie in jedem Augenblick. Er stellt sich an die Spitze der namenlosen Proletarier — aber seine Freunde sind Hofmänner, seine Geliebten Gräfinnen und Baronessen. . . . . Die Schwäche L.'s war seine Eitelkeit. Eitelkeit war sein Dämon. Ihm opferte er alles: seine Liebe, seinen Verstand, seine Sache, sein Leben. Schon seine Reden sind voll der maßlosesten Selbst-Bespiegelung. Um seiner Eitelkeit zu fröhnen, liebäugelte er mit der Regierung und der katholischen Kirche, seinen na-

türlichen Gegnern. Eitelkeit war der Grund seines Verhältnisses zu Helene von Dönniges. Er, der Jude, der Sozialdemokrat, eine protestantische Baroness heimzuführen — Europa würde starr sein. Welchen Nimbus mußte ihm das geben. „Ja, er ist eben unwiderstehlich!“ würde der Auf zurückschallen. Der Widerstand der Eltern stachelte seine Energie um so höher an. Er muß siegen, er, der Sieger auf dem Felde der Politik, darf nicht im eigenen Hause unterliegen. Helene kommt zu ihm, sie will mit ihm fliehen — sie will sich ihm bedingungslos ergeben. Wenn L. Helenen liebte — er mußte diese Gelegenheit ergreifen, bei der alles zu gewinnen war und nichts zu verlieren. Aber nein — er führt Helene in das elterliche Haus zurück — er verlangt, daß der eigene Vater sie ihm zuführe.

Er will nicht erobern, er will zuerst triumphieren.

Ah, denkt das Mädchen mit der natürlichen Logik der Weiber: So siehst deine Liebe aus? Nicht um meinen Besitz ist es dir zu tun, sondern nur um deinen Triumph? Eitelkeit ist deine Liebe? Du verschmähst mein Opfer, — das Höchste, das ein Weib bringen kann. . . . wohlan, so sage auch ich mich los von dir für immer und ergebe mich dem andern, der mir wenigstens wahre Liebe entgegenbringt.

Sie verläßt ihn. — Eine Forderung des Vaters ist die natürliche Folge, und Lassalle fällt, einer der besten Schützen seiner Zeit, von der Hand eines ungebildeten, unfähigen, jungen Menschen, der kaum verstand, mit einer Pistole umzugehen. . . . .

Ed. ▼Bernstein an Mehring: „Mir ist Lassalle — und je näher ich mich mit ihm beschäftige, um so mehr — der Typus einiger ganz besonders unsympathischer Eigenschaften der dtischen Juden. Sein großes Talent erkenne ich mit Ihnen an, ebenso die Ehrlichkeit seiner Bestrebungen. Insoweit konnte es mir nicht einfallen, das Wort unecht auf ihn anzudeuten. Aber seine Prozeduren, sein literarisches Gebaren, das ist oft geradezu abstoßend komödienhaft. Seine Beispiele, wenn man ihnen näher nachspürt, und ich mußte es ja pflichtgemäß,

sind oft die schlimmsten Advokatenricks. Ich habe oft die schlimmsten Erfahrungen mit ihm gemacht. —“

Eine Frage wurde dabei von den DsBl 5/11 04 erhoben: Hat Bernstein sich auch in seiner Gedächtnisschrift über L., die er kürzlich auf Parteiorde verfaßte, so ehrlich ausgesprochen? Oder hat er da gezeigt, daß er rechts und links schreiben kann?“

Natürlich verbreitete sich auch Georg Brandes (Sd) in einer Broschüre über L., die Prof. Ottokar Lorenz, — in der Deutschen Literatur-Zeitung 1889 Nr. 12 besprach: „Wenn ich den manigfaltigen Umschreibungen einer nicht ganz klar bezeichneten Sache einen Sinn unterlegen soll, der „jüdelnde Stil“, in dem B. die Ausdrucksweise L.'s zu charakterisieren sucht, so denke ich mir, B. wollte in den Schriften und Reden L.'s gewisse jüdische Charakterzüge hervorheben, ohne doch dieses Wort auszusprechen, vielleicht deshalb nicht, weil die eigne Schreibweise selbst Ähnlichkeit dieser Art darbietet.“

Als Kaiserin Augusta mit dem Abgeordneten Dr. Lette (UC 8/6 90) die aufkommende soziale Bewegung besprach, sagte sie: „Ich stehe den Lehren und Bestrebungen des sozialdemokratischen Führers ablehnend gegenüber. Wer als Sozialist auf die Menge einzuwirken den Mut hat, der muß reines Herzens sein. Lassalle und seine Gräfin Haxfeldt bringen sich in den Verdacht, Wüstlinge zu sein. Will der Mann den Armen dieser Welt ein neues Evangelium predigen, so darf er sich nicht auf seidene Pfühl durch Opium betäuben, — nicht ein wildes, wirres, völlig unnatürliches Leben führen. Es bekümmert mich, daß allabendlich Leute zu den Füßen dieses eitlen, unberechenbaren Mannes sitzen, deren sittliches Empfinden unter L.'schen Lehren Schaden nehmen wird, so lange sie kritiklos bleiben. Doch ich rechne bei der geistigen Frische all unserer Volksschichten auf einen baldigen Gesundungsprozeß, denn es ist unmöglich, daß unverbundene Gemüter eine solche Persönlichkeit lange auf sich wirken lassen.“ Die hohe Frau hat ihn richtig erkannt, als sie weiter sagte: „Wer zu den Mühsen-

ligen und Beladenen im Tone der Bergpredigt sprechen will, muß vor allen Dingen selbst auf dem Berge stehen!“ Aber sie unterschätzte doch seine Wirkungsmöglichkeiten und überschätzte den Instinkt der Deutschen, der schon viel zu sehr geschwächt war, um einem Gaukler wie Lassalle zu widerstehen.

In der verworrenen Zeit, wo kraftvolle, rein deutsch empfindende arische Führer in Staat und Gesellschaft fehlten, erkannte niemand, wie die bodenständige Aderwirtschaft als staats- und gesellschaftsbildende und sie schützende Macht längst aufgehört hatte und wie sehr man schon unter der Herrschaft des mobilen Großstadt-Kapitals und des Jüdengeistes stand. So konnten auch keine Abwehrmaßregeln ergriffen werden.

#### VI. Lassalle gegen die Presse, für die Juden.

Lassalle als Mephisto verstand es, sich auch durch Empfehlung des Anzeigen-Monopols als Volksbeglücker aufzuspielen; denn er wußte, daß die Presse gerade in der Verquickung des redaktionellen Inhalts und des Annoncenwesens ihre größte Macht gefunden hatte. Er sagte 1863 in einer Rede („die Feste, die Presse und der Frankfurter Abgeordnetentag“): „Ich habe Euch gezeigt, daß das Verderben der Presse mit Notwendigkeit daraus hervorgeht, daß sie unter dem Vorwand, geistige Interessen zu verfechten, durch Annoncen-Wesen zu einer industriellen Geldspekulation wurde. Es handelt sich also einfach darum, diese beiden Dinge zu trennen, die ja auch nichts mit einander zu tun haben. Insofern die Presse geistige Interessen vertritt, ist sie dem Volksredner oder Kanzelprediger vergleichbar; insofern sie Annoncen bringt, ist sie der öffentliche Ausrufer, der öffentliche Trompeter, der mit hunderttausend Stimmen dem Publikum anzeigt, wo eine Uhrkette verloren, wo der beste Tabak, wo der Hoff'sche Malzertrakt zu haben ist. Was hat der Prediger mit dem öffentlichen Trompeter zu tun? und ist es nicht eine Mißgeburt, beide Dinge mit einander zu verbinden? In einem sozialdemokratischen Staate muß also ein Gesetz gegeben werden, welches jeder

Zeitung verbietet, irgend eine Annonce zu bringen und diese ausschließlich und allein den vom Staat oder von der Gemeinde publizierten Amtsblättern zuweist. Von Stund an hören die Zeitungen auf, eine lukrative Geldspekulation zu sein. . . . Von Stund an existieren nur solche Zeitungen, und können nur solche Männer Zeitungen schreiben, welche ohne Rücksicht auf lukrative Bereicherung die Mission in sich fühlen, für die geistigen Interessen und das Wohl des Volkes zu kämpfen."

Gut klingt auch das folgende: „Wenn jemand Geld verdienen will, so mag er Cotton fabrizieren oder Tuche, oder auf der Börse spielen. Aber, daß man um schönen Gewinnstes willen alle Brunnen des Volksgeistes vergifte und dem Volke den geistigen Tod täglich aus tausend Röhren kredenze, — es ist das höchste Verbrechen, das ich hassen kann. . . . Ich nehme, die Seele voll Trauer, keinen Anstand, zu sagen: wenn nicht eine totale Umwandlung unserer Presse eintritt, wenn diese Zeitungspest noch 50 Jahre so fortwüthet, so muß dann unser Volksgeist verderbt und zu Grunde gerichtet sein bis in seine Tiefen! Denn ihr begreift, wenn Tausende von Zeitungsschreibern, diese heutigen Lehrer des Volks mit 100 000 Stimmen täglich ihre stupide Unwissenheit, ihre Gewissenlosigkeit, ihren Eunuchenhaß gegen alles Wahre und Große in Politik, Kunst und Wissenschaft dem Volke einhauchen, dem Volke, das gläubig und vertrauend nach diesem Gifte greift, weil es geistige Stärkung aus demselben zu schöpfen glaubt, nun, so muß dieser Volksgeist zu Grunde gerichtet werden und wäre er noch dreimal so herrlich! Nicht das begabteste Volk der Welt, nicht die Griechen hätten eine solche Presse überdauert. Halten Sie fest, mit glühender Seele fest an dem Lösungswort, daß ich Ihnen zuschleudere: Haß und Verachtung, Tod und Untergang der heutigen Presse! Es ist das eine kühne Losung, ausgegeben von einem Manne gegen das tausendarmige Institut der Zeitungen, mit dem schon Könige vergeblich kämpften! Aber so wahr Sie leidenschaftlich und gierig an meinen Lippen hängen, und so wahr

meine Seele in reinster Begeisterung erzittert, indem sie die Thirge überströmt, so wahr durchzuckt mich die Gewißheit: der Augenblick wird kommen, wo wir den Blick werfen, der diese Presse in ewige Nacht begräbt.“ (Waldegg II, S. 17.)

„Derjenige, der heute seine Zeitung liest“, sagte Vassalle ein andermal, „braucht weder zu denken, noch zu lernen, noch zu prüfen. Er ist in allem bewandert und glaubt alles zu beherrschen.“ 60 Jahre früher hat allerdings schon Fichte mit prophetischem Blick diese Leute geschildert: „sie lesen keine Bücher mehr, sondern nur noch, was Zeitungen über die Bücher schreiben; durch solche narrotisch wirkende Lektüre wird zuletzt der eigene Wille, die Intelligenz, das Denken und die Fähigkeit selbst zu begreifen, erstickt.“ Auch Goethe und Richard Wagner waren Feinde der Zeitungen.

Aber vielleicht meinte V. mit diesen, für einen Juden, höchst seltsamen Anklagen nur die *k o n s e r v a t i v e* Presse, denn die Zeitungen waren ja erst auf dem Wege zur jüdischen Abhängigkeit begriffen, in der sie sich heute befinden; — oder war es wirklich Wahrheit, die dieser Verhüllte plötzlich doch aussprechen mußte, oder nur frevelhaftes Spiel mit der Wahrheit, das er sich vor seinen Anhängern schon erlauben durfte? Weiter bekannte V. zu verschiedenen Zeiten:

„Die Arbeiterbewegung hat sich freizuhalten von Kapitalisten und Juden; wo diese als Leiter und Führer auftreten, da verfolgen sie auch eigene Zwecke“. . . „Ich hasse und verachte nichts mehr als Juden und Literaten; leider bin ich beides. Ich glaube, ich bin einer der besten Juden, ohne auf Zeremonialgesetze zu achten. Ich könnte, wie jener Jude in Wultvers Veila, mein Leben wagen, die Juden aus ihrer jetzigen drückenden Lage zu reißen. Ich würde selbst das Schafott nicht scheuen, könnte ich sie wieder zu einem geachteten Volke machen. Und wenn ich meinen kindischen Träumen nachhänge, so ist es immer meine Lieblingsidee, an der Spitze der Juden, mit den Waffen in der Hand, sie selbständig zu machen.“

So kommt es denn auch bei ihm wieder auf die Judenapothekse hinaus, die er am Nathan nährt: „Was ich dabei fühlte, als ich von solchem Meister so meisterlich mein Volk verteidigen sah, läßt sich denken. Und ob ich es gleich hundert- und aberhundertmal gelesen.“

Furchtbar regt er sich immer wieder bei den Blutmordanklagen auf: „Ein Volk, das dies erträgt, ist schrecklich, es räche oder dulde die Behandlung. Gab es je eine Revolution, gerechter als die, wenn die Juden in jener Stadt aufständen, sie an allen Ecken anzündeten, den Pulverturm in die Luft sprengten und sich mit ihren Peinigern töteten? Feiges Volk, du verdienst kein besseres Los. Du bist zum Knecht geboren.“

„Wieder die abgeschmackten Geschichten, daß die Juden Christenblut brauchten. Dieselbe Geschichte wie in D a m a s k u s auch in Rhodos und Lemberg. Daß aber aus allen Winkeln der Erde man mit diesen Beschuldigungen hervortritt, scheint mir anzudeuten, daß die Zeit bald reif ist, in der wir in der Tat durch Christenblut uns helfen werden.“

## VII. Anarchismus. Tod und Zank.

Lassalle wurde natürlich auch der Feind aller Anarchisten. So hingen im kommunistischen Arbeiterbildungsverein, dem „Klub der Morgenröte“ in London in den 80er Jahren 2 Bilder von ihm: das eine, wie er mit der Revolutionsfahne in der Rechten und einem Schwert in der Linken über einen Haufen von Geldsäcken, deren Inhalt sich unter der Wucht seiner Tritte entleert, einherstürmt, um einen schon halb umgefallenen Altar noch vollends über den Haufen zu rennen, während sich unter seinen Füßen ein verendendes Tier windet — das goldene Kalb. Blutspuren und rauchende Trümmer vervollständigen den Eindruck des Chaotischen-Anarchistischen. Das Gegenstück dazu, ein einfaches, wohlgetroffenes Brustbild L.'s, wie es einst neben dem von Karl Marx bei den Sozialdemokraten in Totenhamstreet hing.

Sein Tod war eine Sensation. Ein internationales Republikaner Komitee in

Genf veranstaltete eine Feier mit 4000 Personen. Die Hatzfeldt ließ den Leichnam einbalsamieren und führte ihn mit nach Dtschld, um ihn an Orten, wo L. gewirkt hatte und Verehrer zählte, auszustellen; aber die preußische Regierung und die Familie wollten das nicht. Beim Landen des Fahrzeugs mit dem Sarg in Köln, nahmen 2 Polizeibeamte den Verbliebenen der Gräfin ab, der nun über Berlin nach Breslau geschafft wurde. Am 14/9 wurde die Leiche in der Lassalleschen Familiengruft auf dem jüd. Friedhofe beigesetzt, wo man dem Agitator ein Denkmal errichtete mit der Inschrift von Prof. Boeckh:

„Hier ruhet, was sterblich war  
Von Ferdinand Lassalle,  
Dem Denker und Kämpfer.“

Mit Hilfe der katholischen Geistlichkeit fand in Mainz eine große Trauerfeier statt, und bei einer ähnlichen Gelegenheit bei Düsseldorf, an der sich sämtliche Sozialistengemeinden des Rheinlandes beteiligten, hörte man Arbeiter voll fanatischer Begeisterung und Vergötterung reden.

Bismarck, der am 16/8 72 im Reichstag auf L. zu sprechen kam, scheint die Hohlheit und Minderwertigkeit seines heimlichen Gegners, der ihn mit Redewasser zuzudecken gepflegt hatte, nicht erkannt zu haben.

Die Mutter L.'s starb 1870. Seine Schwester, Friederike, heiratete den Ritter von Friedland, der einst die Finanzgeschäfte Heine's besorgte. Dieser pflegte ihn „Calmonius“ zu nennen, nach dem Hofjuden Friedrichs des Großen. Heine erlitt aber durch den v. F. Geldverluste, die ihn erbitterten und die Beziehungen abbrechen ließen. Für Frau von Friedland hatte aber Heine eine große Vorliebe, (vgl. seine Briefe an Ferdinand L.). Er freute sich immer, wenn sie nach Paris kam und war entzückt über ihre „passionierten“ Lippen, und ihre Ohren. Nach dem Tode ihres Mannes heiratete sie den österr. Artillerie-Hauptmann Barczeda in Wiener-Neustadt.

Um L.'s Hinterlassenschaft gab es Zank und Streit: Mutter, Schwester, Gräfin Hatzfeldt-Lassalle und Oberst Rüstow [wie kam der Freund Bismarcks zu solcher Ehre?] prozessierten mitein-

ander. Lothar Bucher, einer der Vollstrecker, beschreibt, (vgl. Poschinger, S. B.) wie er sich die Feindschaft der Gräfin zugezogen: „Es betrifft die Briefschaften des Verstorbenen, die er ihr vermacht hat. Die Aktenstücke und Pakete, die sich durch eine Aufschrift oder durch die Handschrift als der Gräfin v. Hatzfeldt gehörig oder von ihr herrührend zu erkennen gaben, habe ich gar nicht geöffnet. Gewisse Korrespondenzen des Verstorbenen mit seinen Verwandten, Korrespondenzen, von denen die Gräfin mir gesprochen, waren nicht mehr vorhanden. Dagegen fanden sich einige andere Konvolute, die nach Aufschriften von der Hand des Erblassers sich auf Liaisons mit Frauen bezogen und deren wesentlichen Inhalt ich in einzelnen Fällen mit Sicherheit erraten konnte. Eine Veröffentlichung dieser Papiere würde längst vergessene oder doch begrabene Skandale erneuert und unbekannt Gebliebenes aufgedeckt haben. Die Gräfin Hatzfeldt hatte vor Personen, deren Zeugnis mir für den nötigen Fall gesichert ist, erklärt, daß sie es für recht halte, dergleichen Briefwechsel des Verstorbenen zu publizieren und daß sie das gegenüber einer bestimmten Dame gewiß tun werde.“

Bucher aber verbrannte die Papiere, da er es für ein „sittliches“ Unrecht hielt, sie zu veröffentlichen, — schade darum, es wäre wertvoll zu wissen, welche von unsern „Frauen“ sich vom Juden Feist Vassal zur Massenschande hatten verführen lassen.

### VIII. Fortleben.

Vor dem Kriege versuchte man durch die „Kunst“ eine gewaltsame Idealisierung und geradezu nichtsnutzige Heroisierung des verstorbenen Sozialdemokraten. Bei Rich. Bong, Berlin W., Serie 1912 „Romane berühmter Männer und Frauen“ erschien Alfred Schirrolauers „Vassalle, Lebensbild für Freiheit und Liebe“, das mit 15 000 Exemplaren eine großzügige Spekulation bedeutete. Das mit Illustrationen, Dokumenten usw. ausgestattete Buch erhielt glänzende Besprechungen auch in bürgerlichen Blättern und war in Leihbibliotheken stark begehrt, ging aber über ein bescheidenes Kolportage-Mit-

telmaß in keiner Beziehung hinaus, so geschickt gemacht und so gewandt es auch auf die niedrigsten Bedürfnisse des Durchschnittspublikums zugeschnitten war.

In dem ersten Kapitel stellt sich Vassalle in seiner eigenen Wohnung dem Schadchen Mendelssohn vor. Der Verfasser hatte, ohne Humor zu haben, den Wunsch, die Szene humoristisch zu gestalten. Im zweiten Kapitel hat V. ein Verhältnis mit Marie Krafft, der Tochter eines Berliner Großindustriellen, die das Schadchen geschickt hat. Marie, die in ihres Liebhabers Wohnung kommt, noch unberührt, begrüßt ihn flüsternd:

„Du, du, ich habe mich nach dir gesehnt.“

Und Vassalle sagt ganz weich:

„Wie bist du wieder schön heut Abend. Nein, nein, bleib so stehen. Laß mich dein Sein einschürfen!“

Wobei seine Nasenflügel fliegen. — Wer das nicht komisch empfindet, dem ist nicht zu helfen. Die Rehrseite dieser Unnatur ist dann stark aufgetragene Sinnlichkeit.

„Komm“, sagte er, legte den Arm um ihre Hüften, fühlte durch den feinen Seidenstoff des Rockes die jungen strebenden Glieder und führte sie in das Arbeitszimmer“. —

Später steht sie an seinen Knien und preßt ihre Hände flach auf seine Schenkel. Eine etwas eigentümliche Situation für ein junges Mädchen. Eher versteht man, wenn V. die Daumen in die Armlöcher seiner Weste bohrt. Nachdem Marie ihn, der auf sich selbst den Heiligen Ausspruch vom „Messias des 19. Jahrhunderts“ anwendet, als Lucifer (Lichtbringer) und Prometheus angehimmelt, wirft sie sich ihm zu Füßen, umklammert seine Knie und flüstert bacchantisch zu ihm empor: „Ich liebe dich, du brausende Flamme, die mein Leben versengt.“ Jüdischer Theatralismus!

Das dritte Kapitel, eine Soirée Vassalles! Zuerst einige Illustrationen der Vassalleschen Eitelkeit — wahrscheinlich glaubt der Verfasser, indem er diese hervorhebt, im besonderen der Wahrheit zu

dienen — er bringt aber von vorneher- ein so zahlreiche Hinweise auf Vassalle- sche Schönheit und eine so übertreibende Schilderung seines Ansehens in der Berliner Gelehrtenwelt („alle Kor- phäen der Berliner Universität waren bei ihm erschienen“), daß man diesen Wahrheitsdienst nicht allzuhoch einzu- schätzen braucht. Zudem kennt Vassalle seine Eitelkeit und entschuldigt sie mit seiner Erziehung.

Die Haschischraucherei im Mittelpunkt dieses Kapitels wird ungeschickt intro- duziert, und die dann geschilderten Träume erinnern an die berühmten Heinitzen, denen man die Mache aus 10 Meilen Entfernung ansieht. O.'s Traum ist jüdisch-sentimental, und der General von Pfuels scheint von der Kleistfeier 1911 inspiriert. Daß in diesem Kapitel auch à la Heine „ein vortreffliches Hei- ligenbild Unserer lieben Frau von Me- los“ auftaucht, und von des Hausherrn „liebegeweihten“ Pariser Tagen (man ersehe aus Heines Brief vom 10. Fe- bruar 1846, was das heißt) geredet wird, stimmt zum übrigen. Zuletzt kommt man auf die Politik. O. spricht sich gegen Ubion aus, Boedch toastet auf ihn („z. T. historisch“, sagt eine Anmer- kung), und zum Schluß hält O. eine politische Rede, daß die Freiheit Deutsch- lands nur durch Blut errungen werden könne, und mahnt derer zu gedenken, „die diese grausame Zeit gemordet hat“. Theater, Theater!

Man wird den Eindruck jüdischer Mache nie los und kann auf Grund dieses Vassalle-Romans geradezu die jü- dische schriftstellerische Wesenheit bis ins einzelne darlegen. Aber O. war auch ein Jude — stimmt sie nicht zu diesem? Mußte den Vassalle-Roman nicht ein Jude schreiben?

Das vierte Kapitel: Einzug der Kron- prinzessin Viktoria in Berlin, 1858. Wir lernen dabei die weiblichen Mit- glieder der Berlinisch-jüdischen Gesell- schaft, Vina Dunder, Hedwig Dohm, Ludmilla Uffing kennen. Gelegentlich des Besuches bei Barnhagen wird auch Vassalles Verhältnis zu Heine, der natürlich ein „großer Mann“ ge- nannt wird, berührt: Nachdem der Dichter seinen Kassegenossen zunächst

als künftigen „Messias des 19. Jahrhunderts“ bezeichnete, hat er be- kanntlich später behauptet, O., sein Va- ter und sein Schwager Friedland hät- ten ihn bei einer Börsenspekulation be- trügen wollen — wenigstens der Schwa- ger Friedland ist noch nicht „gerettet“. — Von Barnhagen kommt dann O., in- dem er sich der Spaziergänge des ver- flossenen Spätsommers erinnert, „wo Lerchen stiegen und nachts die Nachti- gallen ihr altes junges Preislied auf die Schönheit der Natur schluchzten“ (im Spätsommer!), zur Krafftischen Maschi- nensfabrik, wo er seinen Kassegenossen Ludwig Voewe, den späteren Gewehr- fabrikanten, kennen lernt (das Zusam- mentreffen ist charakteristisch) und die erste Ahnung von der Arbeiterfrage er- hält.

Das fünfte Kapitel: Vorlesung des „Franz von Sickingen“ im Hause Dun- der. Selbstverständlich schwärmte Schi- rolauer für dieses Drama, dem er eine gewaltige Handlung, Gewalt der Ge- danken, lapidare Wucht der Sprache nachrühmt — die schlechten Verse magt er doch nicht zu entschuldigen.

Im Gefolge der Vorlesung und einer Vassalleschen Frechheit erfolgt die Her- ausforderung zum Duell durch den In- tendanturrat Fabrice und nach der Ab- lehnung der Überfall O.'s durch Fabrice und Genossen in der Nähe des Bran- denburger Tors. Der Überfall war eine Gemeinheit, aber es ist charakteristisch, daß der Dichter Schirolauer die Affäre doch ein wenig gar zu heldenmäßig für Vassalle gestaltet — man vergleiche den beigegebenen Zeitungsbericht.

Im sechsten Kapitel taucht dann Grä- fin Hasfeldt in Berlin auf, und es löst sich das Verhältnis zu Marie Krafft. Das siebente Kapitel ist politischer Na- tur (Krieg von 1859) und berichtet von der Abfassung des „Systems der erwor- benen Rechte“. Im achten Kapitel, wäh- rend O. rheumatismuskranke in Wachen verweilt, spinnt sich die Liebe zu Sophie Adrianowna Solugeff an, die auch noch im neunten eine Rolle spielt. Daneben wird die Abwendung O.'s vom Berliner Freisinn berichtet. Das zehnte Kapitel zeigt O. mit Karl Marg und ihre Tren- nung. Im elften: O.'s Verhältnis zu



Lothar Bucher und einer jungen Arbeiterstochter. Im zwölften erscheint Helene von Dönniges, im dreizehnten knüpfen sich L.'s nähere Beziehungen zu den Arbeitern, im vierzehnten werden seine ersten bösen Erfahrungen mit diesen geschildert. Das fünfzehnte bringt den angeblichen Triumphzug im Rheinlande, das sechzehnte Unterredungen mit Bismarck. Schirokauer's Bestreben geht darauf hin, beide Männer als gleich zu behandeln: „Diese Nacht schmiedete L. zu einem Großen der Geschichte“, heißt es, und: „Jeder fühlte die Größe des andern, jeder mußte: dort sitzt dein ebenbürtiger Feind.“ Kapitel siebzehn spielt in Arbeiterkreisen, handelt auch von dem Verhältnis zu der Arbeitertochter, das achtzehnte zeigt den Ausgang des Verhältnisses zu Bismarck, das neunzehnte abermals einen Triumph L.'s im Rheinlande, das zwanzigste das Verhältnis zu der Dönniges und das Ende.

Der Charakter der Erzählung wird dabei nie ein anderer. Auch die gelegentlichen „Sinnlichkeiten“ hören nicht auf: „Sie rüttelte lüstern die Brust gegen das Jactet“, heißt es von der Dönniges. Schwach sind die eigentlichen Volksszenen, weil Schirokauer deutsche Arbeiter nicht kennt oder nicht versteht. Aber für die breiteren Kreise ist doch alles geschickt gemacht: die Apotheose des Helden, der als Messias, Heiland, Weltgestalter erscheinen soll!

Dies Buch schafft die Lassalle-Legende trotz der geschichtlichen Exaktheit, die es in Anspruch nimmt: Nicht was man sieht, sondern wie man es zu sehen bekommt, ist entscheidend.

Möhrs 1903, S. 24: „In einem Berliner Blatte erzählte kürzlich eine Dame, sie habe, als sie vor einiger Zeit in einem Schlächterladen zum Einkauf verweilte, ein sauberes, hübsches Kind angeredet, das zu einer einfachen Arbeiterfrau gehörte. Sie wollte dem Kind etwas Zuckerwerk geben, fragte aber zufällig vorher, ob es auch beten könnte. Das Kind bejahte und sagte dann auf Aufforderung der Dame seinen Spruch:

„Ich bin klein,  
Mein Herz ist rein,  
Soll niemand drin wohnen,  
Als Lassalle allein.“

Du armes deutsches Volk! Ihr betrogenen Arbeiter. „Und Jesus jammerte des Volkes.“

Über Lassalle schreibt JPB 12/4 29: „Die Macht der Illusion, die Illusion der Macht nennt Arno Schirokauer den Leitstern Lassalles. Das 19. Jh. hatte neben der wirtschaftlichen auch eine eigene soziale und moralische Grundlage, ein besonderes Gerechtigkeitsideal und eine selbstständige Auffassung der Gesellschaft und des Staates. Einer der Geistesheroen dieser Epoche dieser Weltanschauung war Ferdinand Lassalle. Er hat eine auf Fichte und Hegel aufgebaute Staatstheorie; sie war demnach idealistisch, die von Marx jedoch rein materialistisch. Trotzdem hat Lassalle dem Marxismus wichtige Pionierdienste geleistet.

Lassalle war sein ganzes Leben hindurch der liebevollste Sohn, und das Verhältnis zwischen ihm und seiner Familie nach jüdischer Weise ein sehr inniges und festes. Aus allen Briefen L.'s spricht seine tiefe, jüd. Eltern- und Bruderliebe. Wie das Schicksal vieler großen Männer aus dem Judentum, erging es auch Lassalle. Ihr Wissen und ihre Erfahrungen dienten einer ganzen Welt; doch andere ernteten den Ruhm. Der Ministerpräsident Herr von Bismarck, der L.'s Rat gerne annahm, gebrauchte oft Wendungen, die nichts anderes besagten, als der Inhalt der Lassalle'schen Broschüre. Was heute in Deutschland Deutschlands Geschichte bestimmt, ist nicht so sehr Klassenkämpferisch als klassenausgleichend. Es drängt nicht zum Staat einer Klasse, sondern zum Staat aller, das ist keiner Klasse. Was heute ist, ist nicht sozialistischer, sondern Sozialstaat, der Staat Lassalle's. Sein Leben, in der Mitte abgebrochen, hat den Zauber des Fragments. „Es war groß, brav, wacker, tapfer und glänzend genug. Eine künftige Zeit wir mir gerecht werden müssen. Diese Zeit ist da!“

Über L.'s Bestattung JPB 19/4 29: „Der Großrabbi J. Wertheimer, Prof. an der Genfer Universität, ging beim Tode Lassalles zur Gräfin Sayfeldt, um dieser Gönnerin Lassalles seine Dienste als Rabbi für die Beerdigung anzubie-

ten. Allein die Gräfin rief: „Vassalle war kein Jude, und er soll auch nicht als solcher begraben werden“. Rabbi: „Regen Sie sich nicht auf, gnädige Frau, wir Juden haschen nicht nach toten Leibern“. Er ging aber doch auf das Telegraphenbüro und ersuchte die Familie L.'s, Weisungen an das Polizeiamt Genf zu geben. Vassalle wurde nach Breslau überführt, wo die Beerdigung auf dem jüd. Friedhof unter Beteiligung zahlreicher Delegationen des In- und Auslandes stattfand“.

„Berliner Morgenpost“, 4/5 1929: „Auf Vorschlag des Magistrats hat der Breslauer Polizeipräsident den Schloßplatz in Breslau in „Platz der Republik“, und den Karlsplatz, an dem das Geburtshaus Vassalles steht, in „Vassalle-Platz“ umbenannt. Zwei in Außenbezirken gelegene neue Straßen wurden „Bebel-Straße“ und „Karl-Marx-Straße“ genannt. Die ▼Vorwärtsbeilage „Kinderfreund“ setzte ihren unmündigen Lesern 1929 (DZ 12/9) auseinander, wie der junge Vassalle sich vor seinen Eltern schützte, wenn er schlechte Zeugnisse aus der Schule heimbrachte: „Für Ferdinand war diese Aufregung über die lächerlichen Zeugnisse sehr unangenehm. Er hielt sich für klüger, als die Zeugnisse ausfagten. Sie waren also falsch. Sein Vater unterschrieb falsche Zeugnisse; da war es besser, er unterschrieb sie überhaupt nicht. Ferdinand zeigte die Zensuren zu Hause nicht mehr und sparte sich viele Vorwürfe. Die Lehrer verlangten aber mit aller Gewalt eine Unterschrift. So setzte Ferdinand selbst eine darunter. Mit einiger Übung konnte er den Namenszug seiner Mutter so gut nachmachen, daß der Lehrer sich täuschen ließ. Es gab zwar einen Augenblick ein bißchen Angst, aber es ging eine Weile gut, und Ferdinand lachte sich ins Häustchen, daß der Lehrer sich so anschmieren ließ. Eines Tages protestierte der Lehrer, daß nur immer die Mutter die schlechten Zeugnisse unterschriebe. Am anderen Morgen hatte er die Unterschrift des Vaters, die war aber auch von Ferdinand. So hatte er die drohenden Unwetter mehrere Male erfolgreich gebannt!“ So werden vor Kindern der

gemeine Betrug und die Urkundenfälschung des Juden als „proletarische“ Heldentat zur Nachahmung empfohlen, Arbeiterkinder zu jüdischen Halunken umgezüchtet.

Dr. E. Hassé, weiland klinischer Professor in Leipzig, Zürich, Heidelberg und Göttingen erzählt in den „Lebenserinnerungen“ aus Zürich (△ Vorwärts 1927, 41): „Eines Tages trat bei mir ein schöner schlanker Herr von weltmännischer Haltung ein und stellte sich mir als Ferdinand Vassalle vor. Mit großer Zuversicht verlangte er von mir, indem er ein ansehnliches Honorar auf den Tisch legte, die Ausstellung eines ärztlichen Zeugnisses, wodurch der Gräfin Haszfeldt bescheinigt werden sollte, daß sie wegen schwerer Krankheit verhindert sei, in die preußischen Staaten zurückzukehren. Ich erwiderte ihm, daß ich nicht gewöhnt sei, ohne vorherige persönliche Prüfung des Sachverhaltes Zeugnisse auszustellen. Nachdem ich nun die Dame besucht und von einem erheblichen Kranksein nichts entdeckt hatte, mußte ich das Zeugnis verweigern. Vassalle entwickelte eine fabelhafte Beredsamkeit, um mich zu überreden, und scheute sich nach mehrtägigen vergeblichen Verhandlungen nicht, den Versuch zu wiederholen, mich durch klingende Angebote zu verlocken. Da verbat ich mir weiteren Verkehr, und das Paar mußte wieder abreisen. Ob der große Apostel der Sozialdemokratie anderswo mit der Suche nach einem falschen Gutachten glücklicher gewesen ist, habe ich nicht erfahren.“

Vassalle gilt als der erste und hervorragendste Bannerträger der praktischen sozialistischen Bewegung. Nicht Liebe zum deutschen Arbeiter, sondern brennender Ehrgeiz, die Rolle des Arbeitermessias zu spielen, trieb ihn in die Reihen der Sozialdemokratie. Er blieb immer der wohlhabende Bourgeois und führte das Leben eines Geldmannes.

Prof. Ludwig Büchner, der Verfasser von „Kraft und Stoff“ erzählt von ihm: „Bei der Unterhaltung fiel es auf, daß er, der doch ein Apostel des Volkes sein wollte, sich sehr verächtlich über den „Mob“ äußerte und seinen Widerwillen darüber, daß er auf seinen

Agitationsreisen jedem Arbeiter die schmutzige oder schweißige Hand drücken müsse, sehr energischen Ausdruck gab.“ (WR 1927 S. 151.)

Rassalle, Josef, \*1874 Madrid, Dir: Philharmonie, Barcelona; 1911 1. Dirigent des Münchner Tonkünstler-Orchesters, auch Musikkritiker für französische und spanische Zeitungen.

Rassar, Edm. Oskar (Edmund O-las), Dr. med., Prof., Ud (Haut und Harn), Vffen-Syphilitator, 1849 Berlin —? Er machte 1870/71, wie Spemanns „Goldenes Buch der Gesundheit“ meldet, als Reserveoffizier mit, d. h. doch wohl als Unterarzt, oder wirklich mit der blanken Waffe? S: Dermatolog. Ztschr. DWe 19, 10 nennt ihn „den eleganten getauften D. L.“ —

Ragel: „Er habilitierte sich 80 in Berlin. Einige Jahre darauf errichtete er eine große Privatklinik und widmete sie gleichmäßig akad. und ärztl. Zwecken. Der Krankenzugang beträgt jährlich etwa 12000. Vorwiegendes Interesse brachte L. der Ausgestaltung der „Dtischen Naturforscher-Versammlung“ zu einer stabilen Gesellschaft entgegen. 86 gründete er die Berliner Dermatologische Gesellschaft. 90 war er Generalsekretär des Intern. Kongresses zu Berlin und rief später den ärztl. Klub von Berlin in das Leben. Neben der Medizin war sein Interesse hygien. Fragen zugewandt, und eine Zeit lang hat er als Hilfsarbeiter Robert Kochs im Gesundheitsamt funktioniert. Die Einrichtung städt. Desinfektionsanstalten zu Berlin ist zu großem Teil seiner Anregung zuzuschreiben, und seine Bemühungen für Hebung der Volksbäder haben viele tatsächliche Erfolge aufzuweisen: Das nach ihm benannte Rassarische Volksbadebad wurde zuerst auf der Hygieneausstellung 1888 gezeigt.“

DsBl 14/9 90 bringen folgende Notiz, zu der sich vielleicht nachträglich einer unserer Leser äußert: „Darmstadt, 26. Aug. 1890. Es heißt, der Generalsekretär des internationalen Arzttages, Dr. Rassar, habe sich beim Besuche unserer Kaiserin unliebsam gemacht. Bei uns geht das Gerücht, daß sich Benannter einer Majestätsbeleidigung schuldig gemacht habe. Es sind mir bereits Namen genannt, die mich hoffen lassen, den Tatbestand so festzustellen, daß gegen Dr. Rassar Straf-antrag gestellt werden kann. Seitens der Mitglieder des Kongresses sollte, wie man mir ebenfalls mitteilte, die Tatsache verschwiegen werden.“

Wir sind wirklich neugierig auf das, was sich der Jude gegenüber der hohen Frau herausgenommen hat: üble sexuelle Anspielungen?

Als berühmter Vbivisektor setzte Rassar enthaarte Kaninchen eine Zeitlang in heißeste Luft und dann ebenso plötzlich in eiskaltes Wasser und — sie erlälleten sich alle! Stbgrz 19/12 03: „Von der „wissenschaftlichen“ Tierfolter! Prof. Rassar konnte vorgestern in der Medizinischen Ges. mit einer „interessanten Demonstration“ aufwarten. Er hatte nämlich einen Schimpanfen mit dem Gift einer gefährlichen ansteckenden Krankheit geimpft, um festzustellen, ob dieses Gift auf Affen übertragbar sei. Und der Affe weist jetzt ungewöhnliche Zeichen dieser Krankheit auf! Dieses arme Tier wurde nun vorgeführt und „erregte bei der zahlreich erschienenen Berliner Ärzteschaft ein lebhaftes Interesse“ — wie BZ mitteilt. Wir möchten fragen: Wozu mußte das Tier erst mit dem Gifte dieser schrecklichen Krankheitserscheinung geimpft werden, um diese welterschütternde Tatsache festzustellen? Denn, wenn es auch bisher eine vielumstrittene Frage war, ob dieses Gift auf Affen infizierend wirkt, so hat doch die Lösung einer solchen Frage nicht den geringsten wissenschaftlichen Wert. Und weiter: Gedent man an dem mißhandelten Tier nun womöglich alle Stadien der angedeuteten Krankheit „durchzudemonstrieren“, bis man es schließlich durch einen Schuß oder ein schnell wirkendes Gift von seinen Qualen befreit. ... Merkwürdig ist übrigens, daß diese Herren à la Reisser und Rassar dem auserwählten Volke angehören oder aus ihm entstanden sind. — Hoffentlich

redet der Tierchutzverein in dieser Angelegenheit noch ein kräftig Wortlein!“

Ach nein, Tierchutzvereine haben diese Manipulationen jüdischer Ärzte bis jetzt ebenso wenig behindern können wie der „Bund für Menschenschutz“ mit Blut-morden oder Vergiftungen aufräumen durfte. D. Rassar's gultitutierte Wwe. — 6 — 0,30 — wohnte Grunewald, Hagenstr. 8. — WM.

Rassar-Cohn = Lazarus Cohn.

Rassen, f. Löwenstein.

Rassen, Eduard, Dr. h. c. (Zena), Komponist; 1830 Kopenhagen — 04 Weimar. E: Präses des jüd. Konfistoriums in Belgien L. // Hetty Warburg. — Eduard erhielt in seiner Jugend eine Menge Preise: 44 in Brüssel den 1. für Klavierspiel, 49 den 2. Regierungspreis für Komponisten. 50 einige Prämien in Gent und Antwerpen, 51 den Kompreis für die Kantate „Balthasar“. 57 kam er, von Sizt gefördert, nach Weimar. Seine Lieder: „Allerseelen; Der gefangene Admiral; Ich hatte einst ein schönes Vaterland; Fichtenbaum; Die Gletscher leuchten im Mondlicht“ wurden weit verbreitet, und seine Opern: „Landgraf Ludwigs Brautfahrt“ (Uraufführung Weimar, 57), „Frauenlob“ viel gegeben. Dieser banale Musiker vergriff sich, wie alle Juden, dann am höchsten der arischen Volksvölker, d. h. er schrieb zum Oedipus, zu Faust und zu Hebbels Nibelungen einträgliche Musikbegleitungen, die man noch heute im Theater mit anhören kann. Für die Kirche verfaßte er sogar ein „Tebeum“. DsBl 10/2 98: Nach Sizts Abgang 58 wurde er Kapellmeister der Weimarschen Oper, 95 pensioniert, und mehrmals wegen Beleidigung Eugen d'Alberts verurteilt. WM.

↓ Rasser, von Zollheim, Jos., 1815—79, Wien, öst. Minister. Er deckte nach dem großen Krach 73 die verwandten Gründer und Schwindler mit der bequemen Parole zu: „Wir haben alle gesündigt, die Börse wie das Publikum; laßt uns den Schleier der Vergessenheit darüber breiten.“ RR. 143.

Die Hauptsache ist, daß den Gostim das Geld abgenommen war und man selber im Besitz des Raubes blieb, dann konnte alles übrige vergeben und vergeffen werden. (vgl. auch Hammer, Wien, Nr. 11, 1929.)

• Raffen, Adolf (L. Adolf), GN, Dr., UP (Philos.), #, Vorstand des Christl. Ztschriften-B.'s und des Evangelischen B.'s, Berlin. 1832 Altstrelitz — 17. „L. ließ sich bei seiner Taufe den Erbnamen Lazarusohn beschneiden. Dieser Schüler Hegels ist die festeste Säule legerriechender, evangelischer Orthodorie“, ▼DWe 1910, 11. B: Kulturideale und Krieg; Lotterie und Volkswirtschaft, 95; Fichte im Verhältnis zu Kirche und Staat; Meister Eckart; Prinzip und Zukunft des Völkerrechts; Religiöses Bewußtsein der Menschheit; Zeitliches und Zeitloses; Unendlich Kleines im wirtschaftlichen Leben; Handelsinteressen und Grundbesitzinteressen; Der Leib; Herzensstille (religiöse Gedichte). O Stiehl. R: Georg L. (Eremita); Dorothea, O Pfarrer Werner Schulte, Berlin.

Ein wie dröhnender Redner L. noch als beinahe 80er war, davon wissen alle zu erzählen, die ihn 1910 an der Table d'hôte in Spiez am Thunersee erleben mußten, wo die Stimme dieses Rufers

in Israel nicht nur seinen engeren Mittagstisch, sondern ganze Säle füllte und die Urier geradezu zur Flucht und Auswanderung zwang.

Lasson nahm am 24/11 81, als in Berlin der  $\Delta$ B. D. St. gegründet war, in seinem „Publikum“ über philosophische Fragen Veranlassung, einer „jezt viel besprochenen Tagesfrage“ seine Aufmerksamkeit zuzuwenden und seine Zuhörer vor der antisemitischen Bewegung zu warnen. Das hatte zur Folge, daß ein Teil der Zuhörer ihm Beifall spendete, der andere weit geringere zischte und scharrte. Lasson verlangte Achtung der Lehrfreiheit und forderte die Ruhestörer auf, den Hörsaal zu verlassen. Einige Studenten kamen diesem Verlangen nach, worauf Lasson die Judenfrage noch eingehender besprach. Die Kunde davon hatte sich in der Studentenschaft verbreitet und vor der nächsten Vorlesung, am 1/12, strömten die Zuhörer von allen Seiten herbei, wohl weniger um Lassons Ansicht zu hören, als um ihm ihre Meinung kundzugeben. Als dieser nämlich zum Hörsaal kam (es war das Auditorium 6 im westlichen Flügel der Universität), empfing ihn ein furchtbares Zischen und Scharren, vermischt mit vereinzelt Beifallsrufen. Da es ihm auch mit Hilfe von 3 Bedellen nicht gelang, die Ordnung wieder herzustellen, machte er den jubelnd aufgenommenen Vorschlag, nach dem Barackenauditorium zu ziehen, wohin sich dann der ganze Schwarm begab. Hier erschien nach einiger Zeit nicht Lasson — sondern der Dekan der philosophischen Fakultät Zupiza und teilte den Enttäuschten mit, daß das Kolleg ausfallen werde. Auch am 8/12 sollten Kundgebungen veranstaltet werden, aber Lasson ließ die Vorlesung von vornherein absagen und hörte für das Semester, leider nicht für immer, auf. Er war bis dahin auch eifriger Mitarbeiter an der „Post“, für die er die christlichen Festartikel schrieb. Als diese Zeitung sein Verhalten nicht im günstigen Lichte besprach, erschien Lasson zornglühend auf der Redaktion und kündigte seine Mitarbeiterschaft. — Er verließ auch bald darauf eine Wahlversammlung der Konservativen, wo die

Judenfrage aufs Tapet kam, mit dem Ausruf: „es sei ihm, als ob er in dem halbbarbarischen Rumänien wäre“. Als stoffkonservativer Erzchrist posierte L. gerade so wie sein verstorbener Zeitgenosse, der evangelische Judenpastor Paulus Cassel (fd).

In einer Sitzung der Philosophischen Gesellschaft zu Berlin, 1/11 79, beschwerte sich Lasson, der damals noch Oberlehrer war, daß er in dem Buche: „Des Reiches Not und der neue Kulturkampf“ von Otto Glagau „als abschreckendes Beispiel des Semitentums und der Judenpest“ hingestellt sei. Das Buch wollte er selber nicht gelesen haben, sondern nur vom Hörensagen kennen! Tatsächlich zitiert die genannte Schrift nur Berichte der „Nationalzeitung“ über gewisse Reden und Abhandlungen des Lasson, worin dieser sich gegen eine Reform des Aktiengesetzes erklärte, den „angeblich herrschenden Notstand“ als ein „ausstaffiertes Gespenst“ bezeichnete, und den manchesterlichen Grundsatz (s. Ricardo!) proklamierte: ethische Begriffe gehören nicht in die Lehre vom Volkshaushalt. „Schon aus nächstem Eigennutz baut sich das Kulturgebäude harmonisch und für alle wohl-tätig auf. Lasson verstieg sich zu dem Ausruf, daß die Philosophische Gesellschaft fortan für ihn und Otto Glagau nicht mehr Raum genug habe. Desgleichen erhob sich der Stadtsyndikus Eberth (fd).“

„Die Bahn nur lerne, die gemess'ne, ziehen,  
Selbst ein lebendig Glied am Bau der Welten,  
Des Eigenwillens trotz'gen Dünkel fliehen,  
Und stürer wohnst du in des Friedens Zelten.“

Hic. Dr. R. B. Haffe schrieb anlässlich der musikalisch verschönerten Gedächtnisfeier bei L.'s Tod im DZ 5/2 18: „Ein konservativer Mann im besten Sinne war Adolf Lasson. Wer ihn nicht persönlich kannte, gewinnt am leichtesten einen Einblick in seine Anschauung aus seiner Rede „Der religiöse Fortschritt im Christentum als Religion der Freiheit“, die er auf dem 5. Weltkongreß für freies Christentum und religiösen Fortschritt gehalten hat. Den wahren Begriff der Entwicklung drückte er in den Worten aus: „Das Ephemere schwindet, das unvergänglich Wertvolle bleibt.“

**Laffon, Alfred**, ChM: „Preuß. Stadt- und Landboten“; „Offerten-Blatt f. Dtsche Eisen-, Stahl- u. Kurzwaren-Handlungen“, Eberswalde. — \*1867 Berlin. B: Gefährdete und verwahrloste Jugend.

**Laffon, Georg**, Pastor an S. Bartholomäus, Berlin. \*1862. G: Adolf B. — B: Gottes Sohn im Fleisch; Moderne Richtung und Kunst; F. G. Fichte. S: Hegel. Berlin ND 43, Am Friedrichshain 7. Kll 34.

**Laffon, Henri-Alfred**, \*1862 Paris; Flügeladjutant des Präsidenten. Dul est 1908.

**Laffon, Pauline**, Berlin. B: Drama und Lyrik. Pa 2, 526.

**Laff, Adolf**, UB (römisches Recht), Staatsprüfungs-Kommissions-Mgl., Czernowitz, Bischof-Sackmannsgasse 5. 1914.

**Lafz, Lu.**, JG, Dr., GYMn.-Prof. (Naturwiss.), Budapest. \*1859 Szegedy. Er schrieb ungarisch — mehrfach preisgekrönt —, und ein „Lebens- und Charakterbild des Dr. Lu. Geni.“ 83.

**Lafzky, Bela**, schrieb eine Operette mit Karl ▼ Lindau. 1914.

**Laszlo, Uros**, Literat, Musiker, B.-Grünwald, Hohenzollerndamm 91. \*1871 Nagyhely, Ung. Er sollte Kaufmann werden, ging nach Berlin, wo er Violine bei ▼ Joachim und Philosophie bei Heymann ▼ Steinthal trieb und mit Ju. ▼ Stettenheims Empfehlungen sehr bald seine faden ungarischen Skizzen an die dtische Presse brachte. Er komponierte, kritisierte, schriftstellerte und entfaltete „als Vorsitz der Vereinigung ungar. Künstler, Berlin, eine rege Tätigkeit, um die Kunst und Literatur seines Vaterlandes in Dtschlnd bekannt zu machen“, wie die jüd. Presse 1910 meldete.

Also wieder ein Jude als Vermittler zwischen den Völkern, dem, er mochte kommen, woher er wollte, besonders von den Juden in Dtschlnd, sofort ein Lager bereitet ward. Stettenheim tritt für Laszlo ein, ebenso wird aber auch Laszlo für Stettenheim eingesprochen sein und dessen Wiseseiten in Ungarn empfohlen haben.

**Laszlo, Berthold**, Dr., Schriftler, Ungarn. B: Londoner Brief; Gespräche mit dem englischen Chiefrabbi. 1914.

**Laszlo, Philipp**, \*1869, internationaler, vielbeschäftigter Porträtist, Budapest. Er erregte 91 durch eine „alte erzählende Frau“ die Aufmerksamkeit und malte u. a.: „Prinzeß Charlotte v. Sachsen-Meiningen; Kaiser Franz Joseph; Bischoff ▼ Fratnoi; Leo XIII; Kaiser Wilhelm II.; Kronprinzessin Cäcilie, den Reichskanzler Hohenlohe für das Reichstagsgebäude. Seine gleißenden Bilder können aber auf Ähnlichkeit oder künstlerische Auffassung nicht den mindesten Anspruch erheben; die Herrschaften sind alle gleich leblos und unwahr, wie bei M. Liebermann, nur daß dieser brutal, Laszlo aber geledt und öldruckig ist. Erst dann mit Aufträgen und Ehrungen überhäuft, als er den Glauben seiner Väter abgeschworen, um sich in den Schoß der allein seligmachenden Kirche aufnehmen zu lassen! Erst dann — es scheint wie durch ein heiliges Wunder — vermochte sein Talent sich Bahn zu brechen.“ Uzi 12, 31.

Mai 13 ging ein Aufsatz mit seinen „Erinnerungen an die Prinzessin Vik-

toria Luise“ durch die Weltpresse: „Unläßlich der Hochzeit im deutschen Kaiserhause 1913 veröffentlicht die „Daily Mail“ persönliche Erinnerungen des in London lebenden bekannten Porträtmalers Philipp Laszlo: eine Schilderung des Wesens der Prinzessin Viktoria Luise. Der Künstler, dem der Kaiser mehrfach gefessen hat und der auch die Prinzessin zweimal gemalt hat, weilte wiederholt in Potsdam und Wilhelmshöhe als Gast der kaiserlichen Familie und hat so Gelegenheit gehabt, die Prinzessin im engen Kreise kennen zu lernen und gleichsam heranwachsen zu sehen; sein erstes Porträt der Kaisertochter entstand bereits 1899, als die Prinzessin noch ein kleines sechsjähriges Mädchen war. Die kleinen Züge, die Laszlo an ihr kennen lernte, sind interessante Beiträge zum Charakterbilde der Kaisertochter und haben den Maler, wie er gesteht, zu „einem überzeugtesten ihrer Bewunderer“ werden lassen... Als der Künstler später seine „Märchenprinzessin“ wiedersah, weilte er, um die Kaiserin zu malen und Studien zu einem Kaiserbilde zu machen, in Potsdam; da besuchte eines Tages die kaiserliche Familie das Atelier des Künstlers. Da blieb die kleine Prinzessin plötzlich vor einer Skizze stehen, die ihren Vater darstellte und rief mit lauter Stimme: „Endlich der Papa und nicht der Kaiser...“

So mußten wir Völker uns unsere Fürsten und Größen von Juden vermahlen und erläutern lassen. U. legte im Kriege die heimatliche Staatsbürgerschaft ab und erwarb dafür die englische, was in Ungarn Mißbilligung erregte und doch so natürlich war. Sein Name wurde freilich aus der Liste der Ehrenmitglieder in der Künstlergenossenschaft Kemzeth-Salon gestrichen. Drüben malte er nun Lord Northcliffe.

Bester Lloyd 1914 (Wahrheit 15/11): „... Den Maler Philipp v. Laszlo hat dieses arme ungarische Land aus einem blaffen kleinen Judenjungen zum reichen, adeligen Herrn gemacht. Der kleine Philipp Laub vergrößerte in einem Ofen-Bester Atelier Photographien zu farbigen Bildnissen. Man erkannte sein Talent und verhalf ihm zu größeren

Aufträgen. Hier war es, wo die ersten spärlichen Geldquellen sich ihm erschlossen, hier wandte man seinem Talente Beachtung und Förderung zu. Von hier ging seine Laufbahn an den bulgarischen Königshof — nicht berufen, sondern von hier ausgesandt, und als Philipp Vaszlo kam er bald darauf in die Schlösser unserer Aristokraten. Er malte Grafen und Fürsten und wurde selbst ungarischer Adeliger. Als Philipp von Vaszlo und reicher Mann reiste er ins Ausland und malte Kaiser und Prinzen. Seinem jungen Ruhme verschloß sich auch die Pforte des Vatikans nicht; längst war er ein Sohn der katholischen Kirche, als Christi Statthalter ihm Modell saß. . . Er malte den deutschen Kaiser und die kaiserliche Familie. Auf hohen Wunsch sang der Maler, der als ungarischer Herr zu Gaste geladen war, ungarische Volkslieder. Er sang „Mincs cserépes tanham“ und andere alte Volksweisen. Sie gewannen ihm die Zuneigung der kaiserlichen Familie, die den berühmten Maler und an dem berühmten Maler den ungarischen Herrn schätzte. Und dann kam Philipp v. Vaszlo nach England, wo er Lords und Ladies und Finanzgrößen malte. Hier floß ihm das Gold in ungehemmten Strömen zu, und hier ließ er sich endlich nieder.

Philipp v. Vaszlo, der seinem ungarischen Vaterlande alles, Aufstieg, Namen und Reichthum verdankt, entsagt freiwillig dem Ruhme, Ungar zu sein, in einer Zeit, wo die Nation für ihr Dasein zu kämpfen hat. Und geht zu England, zu dem perfidesten unserer Feinde über.“

Im Laufe des Krieges wurde der mit einer Lady verheiratete und als neuer Holbein gefeierte Jude auch in England mißliebig, wo man ihm beim Spionieren erwichte und zum Tode verurteilte, was aber des Königs Gnade in lebenslängliches Zuchthaus verwandelte. WM.

Vászlo, Sigmund v., Dr., Universitätsgasse 2, Budapest. Dir: Pester Vaterländischer Sparkassa-B., Budapest. UN: Wodburger Wollindustrie; „Fortuna“, Braunkohle; Weißelsgrube, Schendorf; Drivit, für kunstgewerbliche Metallwaren, Köln. Grubenvorstand: Hannoversche Erdböll-Gansfa. 1914.

Vaszlik, Kurt (Velatus), 1848 Breslau — 00. G: Abgeordneter L. // Brler. Er machte den Feldzug 70 mit. 76 O Jenny Landsberg, Vorstand des Frauensfortbildungsb.-B.'s. R: Rudolf \*77; Erich \*80. Er war DL, Gotha. — W: Erz. aus dem 23. und 39. Jh.;

Seifenblasen (Moderne Märchen); Mars; Schulfestspiel 86. S: Kant; Fehner. Geißler: „Naturwissenschaft in Erzählform, Utopisterei, es sind keine Märchen, es ist keine Wirklichkeit. Der Vaszli'sche Kantianismus schlägt das Märchen tot, das Dichterische stirbt an der Wissenschaft, und die allbeseelte Welt geht zu Grunde an der gefehmäßig bestimmten. Solche Dichtung bleibt ohne Mitempfinden und ohne Glauben.“ Seine Erzählung „Auf zwei Planeten“ (Gelber, Berlin), so fügen wir hinzu, ist ein Zukunftsbild über die Verkehrsmöglichkeit zwischen Erde und Mars. Die Ansprüche an die Glaubigkeit der Leser sind z. T. höher als bei J. Verne (ib). Mäßig ist das eigentlich Romanhafte, das trotz seiner Unmöglichkeit — Liebe einer Marstierin zu einem Menschen — breit und unbefriedigend angelegt ist. Durchs Weltall wird miteinander in Schiffen von ungeheurer Schnelligkeit verkehrt. Die von den Marstieren am Nordpol errichtete Station wird von Menschen, die per Ballon die Stelle erreichen, entdeckt. Jene haben Gesetze der Natur, mit denen wir noch kämpfen, sich schon dienstbar gemacht, und u. a. die Schwerkraft überwunden: sie können alles in Atome auflösen und in den Wogen des Lichtes sich jedes Vergangene wieder vergegenwärtigen, indem sie die Strahlen, die einst vom Geschehenen ausgingen, mit ihren Apparaten einfangen. Auf ihrem Planeten ist alles organisiert und im Dienste einer Gottheit, des „Ku“, das Reich der Vernunft begründet. Die Marstiere wollen sich die Erde unterwerfen; aber ihre Herrschaft dauert nicht lange, weil ihnen das Klima auf die Dauer nicht zusagt. Wir können unserer Jugend eine solche reizlose „Phantasie“, die übrigens 1916 in Berlin noch verfilmt wurde, kaum empfehlen.

La.'s „Lehre Kants von der Idealität des Raumes und der Zeit, allgemeinverständlich dargestellt“ (83), wurde mit dem Gilles'schen Preise für die beste Popularisierung der Kantischen Philosophie gekrönt. Als Belletrist hat L. früh in den „Fliegenden Blättern“ begonnen. Wir erwähnen noch sein „Wiedrama Proft“, eine in akademischen Kreisen bekannte Faustparodie.

Lattil (Charles Blum), Kraftwagen-Ges., Paris. JPB 17/5 1929.

Latouche, Digby, schrieb eine Operette mit ▼Jacobson. 1912.

Lattner v. Lauendorf, #, österr. Generäle und Freiherrn, 19., 20. Jh. — EG.

Latté, Frau, verw. Norbert, geb. Alsleben, Fabrikbesitzerin. — 2,7—0,16, Berlin. 1914.

Latté, Gotthard, Annoncen-Expedition, Hamburg, Stadthausbrücke 13. „Vermittlung von Anzeigen aller Art zu den günstigsten Bedingungen, Glaubensgenossen empfohlen“, Jüdische Presse, 16/1 1914. —

Lattener, Josef, führender jüdischer Dramatiker, N. York. \*1853 Jassy. 84 wanderte er nach den Ver. St. und schrieb in Kompagnie mit Horowitz Hunderte von Stücken, z. B.: Fanatismus; 5. Gebot; Blümele, — alle auf denselben wertlosen Leisten —, „jüdische Vergangenheit verhimmelnd“, oder mit „rührseliger Romantik“ und „Tänzen und zweideutigen Wizen“, Pl. 243.

Lattermann, Theodor Albrecht, Bassist, Opernsänger, Hamburg, Odersfelder Str. 11. \*1883. O die 5 Jahre jüngere Ottilie Mehger (ib). R: Susanne Leonore. — „Er zeigte ursprünglich großes Talent als Bildhauer, welchen Beruf er auch heute noch pflegt und große Künstler porträtierte, u. a. Leop. Demuth, Ottilie Mehger, Josef Stranisky“, Janfa.

Lattes, de, f. Bonet de Lates.

Lattes, Elijah, JG, Dr. jur., Prof. (Antite), Akademie, Mailand. \*1843 Benedig. G: Rabbi Abraham L. — Dr: Rabbi Moses L.

Lattes, Giuseppe, Dir: Waffenfabrik; Brescia. — UC 2/6 1899.

Laß, Miguel Laß und Bruder, Firma in Los Angeles, stammen von S. B. Laß, der in Posen 1828 ein Krankenhaus stiftete, JbR 1915, 192. — Polnische Juden kommen besonders weit in der Welt herum.

Laß, Natalie, Wwe., geb. Mannheimer, wurde in 2. Ehe Baronin, Berlin, 20. Jh. — f. Lu. Doewe.

**Sazarus**, geb. Löwenberg, \*1859 Rumänien, Diamantenhändlerin, Rue Mahran, Paris. — Magdeb. Z. 1904 (DfBl 17/2) meldet: „Sie genoß bei den Dijoutiers den besten Ruf und unbegrenztes Vertrauen. Daher überließen sie ihr ohne Argwohn Diamanten und Perlen, um sie der Kundtschaft zu zeigen. Seit letzten Freitag aber ist die S. spurlos verschwunden und mit ihr Diamanten im Wert von 200 000 Fr. Die Polizei fand in der Wohnung der Flüchtigen von Diamanten nichts. Frau S. spricht französisch, dtisch und russisch. Man vermutet, daß sie sich in Havre oder Cherbourg nach Amerika eingeschifft hat.“

**Saylo**, Adolf Andreas, Literat, \*1876 Budapest; B: Roman des Herrn Cordé; Der wilde Mann; Apostel, Romädie und Friedensgericht. Bartels, D.G. 3, 937.

**Saylo**, Wilhelm, Ud, Wien 1914.

**Sau**, Josef, Oberingenieur und Zionist, Olmütz. 1914.

**Saub**, David Salb, verließ bei Leipzig seine aus Polen und Rußland eingewanderten Stammesgenossen mit Papieren, damit sie Reiselegitimationen erhielten, überall im Reich Beschäftigung und Verdienst fanden und den Deutschen das Brot wegnahmen und zur allgemeinen Arbeitslosigkeit beitrugen. Die Amtsvorsteher im Geschäftsbezirk Saubs, größtenteils Kommunisten, verfügten dem Saub gegen Bezahlung ihre ganzen Amtsformulare, versehen sie mit Blankounterschriften und Stempel und ließen Saub dann schalten, wie er wollte. In Untersuchungshaft gab er seine Gönner und Freunde rückwärtslos preis; eine Anzahl dieser Beamten ist schon ihres Amtes enthoben und bestraft.

Ein vertraulicher Brief des David Saub an Gemeindevorsteher Hermann Voigt lautete: „Lieber Herrmann! Heute sah ich zwei Leute mit langen Nasen in Großlehna aussteigen. Sei gegenüber fremdem Volk vorsichtig, auch wenn diese etwas mitbringen. Auch unter unseren Leuten gibt es schlechte Elemente. Was ich versprochen habe, halte ich, und werde die „Miete“ pünktlich einlassen und Dir per Post zufenden. Weißt Du übrigens, weshalb die Kerle lange Nasen haben? Wohl nicht! Nun, ich weiß es! Weil Jehova uns Juden mit der Versprechung des Messias 2000 Jahre lang an der Nase herumgeführt hat, daher die langen Nasen der Juden. Wir Ostjuden sind die Rosafarbenen Jehovas!“ —

Leider hatte sich Voigt nicht bei dem Fremden David Saub vorgeesehen, dessen Nase doch gewiß auch charakteristisch genug war.

Der Staatsanwalt beantragte Gefängnis. Humane Schöffsen aber sprachen Saub ganz frei und ließen Gemeindevorsteher Friß, der nach Zeugenaussagen Geld und Anzugstoff für seine Bemühungen erhalten hatte, bloß 100 M. zahlen. Glf. Wesen 7/3 1930.

**Saub**, Ferdinand, Prof., Violinist, Konzertmeister, Kammervirtuose in Weimar, Berlin, zuletzt in Moskau. 1832 Prag — 75 Bozen. 64 musizierte er in Ditschland und Holland mit Charlotta Patti (fb), Jaell und Kellermann. B: Elegien; Tschechische Melodien; Polonaise. No.

**Saub**, Salomon, mos., \*Polen, Lehrer, Berlin, Marzilliusstr. 7. Inform.-Wr. 15/5 1930.

**Sauban**, Kr. Liegnitz, Dr. med. Fränkel, Arzt. 1914.

△**Saube**, Heinrich, Dichter, 1806 Sprottau — 84 Wien, wo er das Burgtheater leitete —, behandelt in seinem No. „Ruben“ die Judenfrage. Der Titelheld, Kaufmann, mit der Nichte einer Patrizierin in Triest, Signora Molitore, verlobt, wird durch einen Nebenbuhler als Jude entlarvt. Er fordert jenen; aber während er tapfer auf dem Kampfplatze ist, entschuldigt sich der andere „wegen Regens“. Das läßt nun scheinen, als ob S., der ja am Burgtheater auch sonst viel mit der Rasse zu tun hatte, für die Juden sei. Es wird aber in dem Roman auch manches gegen sie oder ihre Konfession gesagt. Als sich die Lebenden schließlich bürgerlich vereinigten, bemerkt z. B. ein Signore Bellosi burlesk: „Gott sei Dank, wieder ein Jude weniger!“ — „Sie hassen also doch die Juden?“ fragt man erstaunt. — „Hassen? Warum nicht gar!

Aber es kann einem doch eine Rasse lieber sein als die andere!“ — S. Albert ▼ Hänel.

**Saubenheimer**, Uff, Heidelberg 1914.

**Saubenheimer**, Siegfried, Deferteur, Düsseldorf. „Unter dem Verdacht, an dem gegen den Wirt Kessel in Edamp am 5/3 verübten Raubmord beteiligt zu sein, wurde der fahnenflüchtige Siegfried Saubenheimer auf dem Hauptbahnhof verhaftet.“ Neueste Nachr. 12/3 1918. B.M.

**Saubenthal**, Adolf, Opernsänger, Ditsches Opernhaus, Charlottenburg. 1914.

**Saubhardt**, Amtsrichter, Zehlendorf, hieß bis 1898: Lewinsohn. DfBl 24/8 1899. B.M.

**Saubhüttenfest**, 1906 in Hannov.-Münden, DfBl 5/6 1907: „In Münden gab es 2 Parteien. Diebschüh wollte orthodor sein und Meier, Vorsteher der Synagoge, nicht. Am 10/10 wurde Saubhüttenfest gefeiert, wozu jeder Israelit einen Palmwedel in den Tempel bringt. Mit diesem Wedel macht jeder Bewegungen nach allen Richtungen, um den rituellen Segen Gottes zu erleben. Diebschüh hatte seinen Platz im Tempel hinter Meier. Beide waren seit längerer Zeit verfeindet. Wie Meier anfang zu wedeln und ein bißchen stark ausholte, hatte Diebschüh sich nach hinten übergeben, damit ihn Meiers langer Wedel nicht träfe. Hierbei soll Diebschüh Ortismassen „mit dem Gesicht“ geschnitten haben, so daß die meisten Tempelbesucher lange Hälse nach Diebschüh machten. Hierdurch aufmerksam gemacht, hat Meier sich umgedreht und Diebschüh scharf angesehen. Wie das Gaffen der Leute nicht aufhörte, wandte er sich wieder zu Diebschüh: „Wenn Sie Ihren Unfug nicht lassen, schmeiße ich Sie hinaus“. Diebschüh fühlte sich beleidigt. Er gibt an, von Meier, trotzdem er sich nach hinten gedreht hätte, mit seinem Wedel an den Kopf geschlagen zu sein. Meier erklärt, Diebschüh habe im Tempel ihm, dem Vorbeter, hebräisch zugerufen: „miefe meschinne“ [Nix eines unnatürlichen Todes!]. Diese Äußerung hat Diebschüh auch am Vorabend der Saubhütte und am Festmorgen laut getan; außerdem habe er ihn einen „Goi“ genannt. Meier soll deshalb von Diebschüh gehaßt worden sein, weil er Schweinefleisch ißt, trotzdem er Vorsteher ist. Meier will das auf ärztliche Verordnung getan haben. Nach Vernehmung der Sachverständigen Rabbi Dr. Sonderling und Rfm. Gräfenberg, verurteilte die Göttinger Strafkammer Leopold Diebschüh wegen schwerer Beleidigung zu 50 M. Der „treife“ Meier wurde von der Widerklage wegen Wahrnehmung berechtigter Interessen freigesprochen.“

**Saubheimer**, Charles Henry, JG, amerik. Marine-major. \*1859 Baltimore. B: Naval Courts and Law.

**Saubenheimer**, Dr., Arzt, Nerven-sanatorium, Wiesbad a. d. Bergstraße. 1914.

△**Lauff**, Joseph, \*1855 Köln. 82 O Josephine, I. des Großindustriellen Hospelt. Deutscher Dichter und Major, ließ er sich in sein künstlerisches Schaffen von Juden soviel dreinreden, daß er auch völkischerseits nicht mehr recht ernst genommen wurde.

„Bravo Lauff“, beglückwünschte ihn 1903 die Voss. Z. zu einem Notau. S. hatte in seinem Schauspiel „Heerohme“ den Beschneider und Schächter Meher Moses Spier auftreten lassen, dessen Rolle nicht übel und dessen schauerliches Handwerk in dem Stücke nicht näher gekennzeichnet war. Trotzdem erregte schon die Tatsache, daß einer von ihnen als Beschneider und Schächter auf der Bühne erschien, bei den Juden Anstoß.

Sie wollen nicht mehr in ihrer wirklichen Tätigkeit erscheinen und in der Presse, auf der Bühne und sonst nur noch Helden, Makkabäer und Wohltäter, aber keine Wucherer, Beschneider und Schächter sein. Ein Jude richtete deshalb am 2/5 1902 an den Direktor in einer rheinischen Stadt, wo „Heerohme“ gespielt wurde, einen Brief:

„Die Ankündigung der Premiere von Jos. Lauff „Der Heerohme“ mit der eigentüml. Rollenbezeichnung „Meyer Moses Spier als Beschneider und Schächter“ veranlaßte mich, gestern abend Ihr Institut zu besuchen. Ich war zunächst geradezu neugierig, wie der Dichter seinen Spier als Beschneider und Schächter dargestellt hätte und war enttäuscht, nur eine ganz gewöhnliche Karikatur eines Juden, der ebensogut Viehhändler, wie Hausierer usw. hätte sein können, nur nicht Beschneider oder Schächter, zu finden. Sollten diese vielleicht damit lächerlich gemacht werden? Abgesehen davon, daß diese beiden Ämter nicht in einer Person vereint sein sollen, möchte ich darauf hinweisen, daß das Amt eines Schneiders ein unentgeltlich verwaltetes Ehrenamt ist, zu welchem nur ernstreligiöse Personen von Reputation gelangen, während das Schächteramt ein Beruf ist, zu welchem ebenfalls nur Männer mit tadellosem, sittlich-religiösem Lebenswandel von der Gemeinde gewählt werden. Beide sind keineswegs identisch mit der komischen Figur des Meyer Moses Spier, der sich eher dem neben ihm wirkenden „Barbier und Schweinestecher“ anreihet. Zur Vermeidung von allerlei Argernissen möchte ich Sie nun bitten, den Autor zu veranlassen, dem Spier ein anderes, nicht mit der Religion verknüpftes Metier zuweisen zu wollen. Spier würde auch als Schächter oder Beschneider aus Mangel an Beschäftigung elendiglich zugrunde gehen müssen, und das sollte mir doch leid tun. Es soll mir angenehm sein, wollten Sie meiner Anregung gefl. entsprechen.

Mit aller Hochachtung

.....“

Die Direktion antwortete postwendend:

... ., 3. Mai 1902.

Herrn ....., hier.

Geehrter Herr!

In Erwiderung auf Ihr geehrtes Schreiben erlauben wir uns zunächst darauf aufmerksam zu machen, daß wir berechtigt sind, Bezeichnungen, die der Dichter den Personen seines Stückes gegeben hat, zu streichen oder willkürlich abzuändern. Im übrigen werden Sie, nachdem Sie das Stück gesehen, zugeben, daß die betreffende Figur einen ganz sympathischen Eindruck macht, und wir können nicht glauben, daß der Dichter mit der von Ihnen monierten Bezeichnung irgend welche animöse Tendenz verknüpfen wollte. Es scheint uns daher wirklich kein ausreichender Grund vorhanden, uns mit ihm wegen eines äußerlichen Momentes auseinanderzusetzen, das nirgends sonst Anstoß erregt hat und durch eine derartige Erörterung unnötigerweise eine Schärfe erhalten würde, die ihm sicherlich nicht innewohnt Hochachtungsvoll

.....“

Der Jude schickte Brief und Antwort sofort am 4/5 02 an Lauff:

„An den Kgl. Dramaturgen, Verfasser des bürgerlichen Dramas

„Der Heerohme“,

Herrn Jos. Lauff, Wohlgeboren, Wiesbaden.

Erw. Wohlgeboren erlaube ich mir die Kopien eines Briefwechsels zu überreichen, den ich anlässlich Ihres überaus gelungenen und vorzüglich zur Darstellung gebrachten Dramas gehabt, und füge die höfl. Bitte hinzu, Erw. Wohlgeboren möchten dem Inhalte meines Schreibens an die Stadttheaterdirektion in Geneigtheit entsprechen. Wenn Sie bedenken, daß antisemitische Bestrebungen schon seit Jahren darauf hinzielen, das Schächten sowohl wie die Beschneidung, die beide religiöse Handlungen sind, aus allerlei nichtigen Gründen zu verbieten, so werden Sie aus diesen Bedenken allein, die Berechtigung meines höfl. Ersuchens anerkennend, demgemäß verfügen und mich mit Ihrem gesch. Bescheide erfreuen.

Mit vorzüglicher Hochachtung

Ihr im voraus sehr dankbarer

.....“



Und Lauff entschloß sich ebenso rasch zu folgendem:

„Wiesbaden, 5. Mai 1902.

Sehr geehrter Herr . . . . !

Der Anregung Ihres werten Schreibens folgend, habe ich die Direktion des . . . . . Stadttheaters veranlaßt, die Bezeichnung der Ämter des Spier auf der Personenliste in Zukunft wegfällen zu lassen. Ich bin Ihrem Wunsch um so lieber nachgekommen, da es mir vollständig fern lag, die religiösen Gefühle Andersgläubiger zu verletzen. Schon in frühester Jugend ist mir Toleranz eingeimpft worden, und nichts ist mir verhaßter wie [als!] das unleidliche Treiben, welches im Antisemitismus zutage tritt. Wo ich gegen dessen Machenschaften mit Wort und Feder einschreiten konnte, ist es meinerseits geschehen — und dieser meiner Überzeugung habe ich in der lebhaftesten Weise auch in meinem Roman „Die Hexe“ und in meiner epischen Dichtung „Die Geißlerin“ Ausdruck gegeben.

Mit der Versicherung meiner vorzüglichen Hochachtung ergebenst

Jos. Lauff.“

Interessant ist an dem Briefwechsel, wie fleißig unsere „Mitbürger“ die Privatzensur handhaben; interessant ist die würdige Haltung der Stadttheaterdirektion, die eine feste Zumutung mit verständigen Worten rundweg ablehnt; doch am interessantesten der deutsche Dichter, der ohne Not den verhaßten Antisemitismus verflucht, um dem isr. Beschwerdeführer eine Herzensstärkung zu verabreichen, obgleich der Jude dem Dichter gegenüber einen sehr kurzen Ton anschlägt und dem Herrn Major sogar das Hochwohlgeboren vorenthält.

Bei einer so fixen Unterwürfigkeit — in 3 Tagen war der Fall angeschnitten und erledigt — durften die Juden wohl mit Recht und unisono ausrufen: „Bravo Lauff!“

Dazu wurde der StbgrZ 16/1, 20/3 1903 geschrieben: „Es ist mir völlig unverständlich, wie ein Jude an der Rolle des Spier Anstoß nehmen kann. Denn der Beschneider und Schächter Spier gehört allerdings garnicht in jenes Drama hinein, Herr Lauff hat ihn

offenbar nur eingeführt, um den Juden gefällig zu sein. Dies geht zur Genüge aus dem 4. Auftritt des 1. Aktes hervor. Das Stück spielt zu Anfang des deutsch-französischen Krieges 1870. Spier erfährt durch seinen in Albe wohnenden Schwager Josephy allerlei Kriegsnachrichten und erzählt sie mit geheimnisvoller wichtigtuender Manier den Eingefessenen seines Heimatdorfes. Er erzählt von dem „bei Wörth gefallenen Mac Mahon“ und allerhand anderen angeblichen Vorgängen in der ihm eigenen Manier und schlägt schließlich vor, daß alle christlichen und jüdischen Männer eine Art Triumphzug veranstalten. Pittche erwidert: „Gern, Herr Spier, wir wollen in dieser großen Zeit zusammenhalten, Jude und Christ.“ Hier erscheint der Tendenzdichter Herr Joseph Lauff, der sich berufen fühlt, den Juden einen reichen Anteil an den Dingen des Jahres 1870 zu geben, sie als gleichberechtigt den Deutschen hinzustellen und einer Verbrüderung zwischen Deutschen und Juden das Wort zu reden. Kann man entgegenkommender gegen das Judentum selbst auf Kosten der Wahrheit sein, als es Joseph Lauff damit ist, daß er überhaupt ohne jeden Grund den völlig überflüssigen Juden in das Drama hineinbringt? Und was erntet er dafür? Undank der Judentum. Die Juden verlangen, daß ihr Glaubensgenosse Spier nicht als Schächter und Beschneider, sondern womöglich als siegreicher Truppenführer in das Drama hineinkommt. Es ist unbegreiflich, wie Herr Lauff diesen Anmaßungen entgegenkommen und einen solchen Brief an den Juden schreiben konnte. Man wird für die Folge die Werke Joseph Lauff's mit allergrößter Vorsicht zu genießen haben.“

van Laun, Hartog, Techniker, 1800, Amsterdam, „erfand ein Planetarium, Tellurium, Lunarium. Wurde, weil Jude, in die wissenschaftliche Gesellschaft „Selig Meritis“ nicht aufgenommen“, Birnbaum.

Laupheim, katholisches Städtchen in Württemberg, mit ca. 200 Juden. Fasching 1930 (WB 28/3) besuchte Paula, Frau des Haarfabrikanten ▼Bergmann, geb. Stern, Frankfurt a. M., als Erstkommunikantin maskiert, mit brennender Kerze, einen Hausball, der unter dem Motto: „Ewig Jung“, im Hause des Gewerbebank-Direktors ▼Heumann abgehalten wurde. — Die Judengeschäfte in L. bieten weiterhin im „Laupheimer Verkünder“ (Stadtorgan) ihre Kommunitantenbekleidung an und Schuhhaus ▼Heumann empfiehlt zur Kommunion seine Schuhe.

L. ist auch die Geburtsstadt Dämmle's (Sb).

**Laus.** Szentesy, Talmud S. 19: „Wenn man am Sabbat eine Laus tötet, ist man schuldig, als hätte man ein Kamel getötet. Den Floh darf man fangen, aber nicht töten.“

**Lausberg,** Heinrich, Rfm., Berlin (f. Widinger).

**Lauscher,** Wilhelm = W. Wolffsohn d. J.

**Lausfer,** Hofrat. ChR: Norddtische Allg. Z. f. — StbgrZ 23/7 1914.

**Lautenburg** (Westpr.). StbgrZ 14/4 1901: „Hier wurden kürzlich die Scheiben der Synagoge eingeworfen, und die Juden schieben die Schuld auf die „Seherien der Antikemite“. Demgegenüber ist festzustellen, daß es unter den Lautenburger Juden gewalttätige Elemente gibt, die vor der Provokation der Gegner nicht zurückschrecken, wenn sie sich in der Übermacht wissen. Antisemitische Versammlungen haben hier niemals stattgefunden; Herbst 95 war einmal eine solche in Aussicht genommen, kam aber nicht zustande, weil die Juden sich zu der Wirtin des Saales begaben und drohten, „die Juden würden ihr das ganze Lokal demolieren“, wenn die Versammlung stattfinden sollte. Sie erklärte darauf dem antisemitischen Redner, daß sie ihre Erlaubnis zur Benutzung des Saals zurückziehen müsse. Der Redner ersuchte nun den Bürgermeister, für Ordnung zu sorgen, was dieser auch versprach, und die Wirtin beruhigte sich infolgedessen. Als der Redner dann gegen Abend außerhalb der Stadt spazieren ging, warnte ihn der Bürgermeister, der ihm zufällig begegnete, sich allein sehen zu lassen, versprach aber nochmals, am Abend rechtzeitig zur Stelle zu sein; er erschien jedoch erst nach Ablauf der Friststunde, und die Versammlung fiel infolgedessen aus, da die Wirtin den Saal nur in Gegenwart des Bürgermeisters öffnen wollte. Am andern Tage, Sonnabend, ging der Redner über den Markt der Stadt, als gerade zahlreiche Juden aus der Synagoge heimkehrten. Sofort war er von den Hebräern und ihren Frauen umringt und bekam Schimpf- und Drohhreden zu hören. Um Tätlichkeiten in der fremden Stadt zu vermeiden, begab sich der Redner ins Hotel. Nach kurzer Zeit aber fanden sich dort 8 Juden unter Führung eines Arztes ein, die eine drohende Haltung einnahmen und überlaut erzählten, sie hätten schon mehr Antisemiten verhauden, erst kürzlich hätten sie irgendwo einen so hinter den Ofen geworfen, daß ihm die Knochen knackten usw. Der Hotelbesitzer sah ein, daß ein Zusammenstoß auf die Dauer unvermeidlich sein würde, und hat den Redner, in den schleunigst angespannten Hotelwagen zu steigen und zum Bahnhofe zu fahren, um lieber dort die Zeit bis Abgang seines Zuges zuzubringen.“

**Wo 4/4 1913:** „Im Stadterordnetenkollegium sitzen 8 Glaubensgenossen: Blumenthal; C. Cohn; Jacobowitz; Jacobsohn; H. Krzesni; Kipinski; M. Salomon und R. M. Salomon. Blumenthal ist Stadterordnetenvorsteher. Lewin ist Mitglied des Magistrats und Kurzinstiti Ehrenbürger der Stadt. Der jüdische Lehrer Treumann ist Schriftführer des Kriegervereins und hat schon sehr häufig an patriotischen Festen die Festrede halten und das Kaiserhoch ausbringen müssen. Der Vorsitzende des Vereins ist Reserveoffizier und dem Verein gehören noch mehrere Offiziere an.“

**Lautenburg,** Sigmund, Geh. Intendant, Schauspieler, Millionär. — \*1852 Budapest; C: Fabrikant. — L. kam in ein Bankgeschäft, war österr. Soldat und Schüler von Sonnenthal.

„Er pachtete einige Monate das Wiener Raimundtheater, hatte zuerst das Glück, eine Bühne in Bremen zu bekommen, als nach Jahren der Stagnation die Operette wieder beliebt wurde; dann übernahm er in Berlin das Residenztheater, als der französische Schwanz dominierte, und schließlich war er so vernünftig, aufzuhören, als das von ihm gepflegte Genre die Zugkraft einbüßte“, ▼ Friedegg.

Oskar Blumenthal widmete ihm dafür zum Abschied von der Direktion im BT 03 die Verse:

„... Erst jetzt erfährt man, daß im Blut dir brannte  
Ein tief erschütternd tragischer Konflikt.

Die Kunst, die nur in Lüfternheiten wurzelt,

Die Muse, die geschützt bis übers Knie,

Den Potensschwanz, der dreißt sich überpurzelt,  
Du pflegtest sie; doch liebtest Du sie nie.

Ein tiefer Zwiespalt war in Dir lebendig

Von der „Marquise“ bis zum „Kasimir“:

Du warst nur unter Eränen und Anstängig,

Du lagst in stetem Widerstreit mit Dir! ...

Ich glaube nicht an Deine Selbstentthronung;

Bald schläfst Du Deinen Tugendlater aus.

Und hast Du Überdruß an Raß und Schönheit;

Auf Wiederkehr in einem koscherern Haus.“ —

1913 machte L. in der Presse von sich reden: „Am Grabe von Erich Schmidt auf dem Jerusalemer Kirchhof an der Bergmannstraße wurde aus Anlaß seines 60. Geburtstages ein aus Lorbeer, Palmen und weißen Seerosen gewundener Kranz niedergelegt, auf dessen weißer Schleife man die Worte liest: Meinem unbergeflüchten Meister Prof. Erich Schmidt in Dankbarkeit Sigmund Lautenburg. 20. Juni 1913.“ —

Er bewarb sich 14 um die Intendanz des Frankfurter Stadttheaters, wie er im BT begründete: „In meiner Bewerbung habe ich ausdrücklich betont, daß mir vollkommene künstlerische Selbständigkeit zugesichert werden müsse. Außerdem aber sagte ich: „Ich würde bestrebt sein, die vortrefflichen Künstler, die mir aus eigener Anschauung bekannt sind, wie Holz, Bauer, Lengbach, Pfeil, Odemar, die Damen Rottmann und Sophie König u. a. dem Theater zu erhalten und trotzdem dem Ensemble neues Leben zuzuführen. Ich glaube nämlich, daß das geht. Nebenbei gesagt: auch Emil Claar (fd) kam vom Berliner Residenztheater nach Frankfurt a. M. als Intendant und hat 32 Jahre hindurch diesen schwierigen Posten mit großem Erfolg und zu allgemeiner Zufriedenheit ausgefüllt.“ —

Aus Lautenburgs Vergangenheit, 1906 (DB), soweit sie uns angeht, erfahren wir ein Pariser Intermezzo: „Kappstein erzählt in einem Feuilleton: „Die Berliner und ihr Kaiser“, die Franzosen hätten dem Kaiser in einem eingeschriebenen Brief ihre Kaiserwürde angeboten. Tatsache sei, daß der Direktor unseres Residenztheaters, Lautenburg, im vergangenen Jahre aus Paris nach wenigen Tagen Aufenthalts geflüchtet ist, weil ihn die Pariser nach Physiognomie wie Barttracht und Kleiderschnitt für den Deutschen Kaiser gehalten haben und nicht von den Fejesen wichen. — Kappstein hätte sich, als er dieses schrieb, überlegen sollen, daß er mit seinen Zeilen nicht bloß für Freund Lautenburg Reklame machte, sondern gleichzeitig dem deutschen Kaiser keine Schmeichelei sagte. In allen möglichen Betrachtungen über den Kaiser, auch in solchen aus mißgünstiger Feder, haben wir bisher eine Bemerkung, daß der Kaiser einen semitischen Typus habe, nicht gefunden. Herrn Lautenburg werden ihn indessen auch seine Freunde nicht absprechen.“

L. ist an der Einfuhr ausländischen, meist jüdischen Schunds hauptbeteiligt gewesen.

**Lautensad** △, Heinrich, O. V. Berlin. \*1881 Wilschhofen. Leo ▼ Greiner veranlaßte ihn, sein Studium aufzugeben und sich der Literatur zu widmen. B: Christ und Jud, Jud und Christ, Flugblätter; Pfarrhauskomödie; Münchener Justizrätinnen, Rom.; Dokumente der Liebesrauferei 2 räumlich Getrennter. — Ue: Muffet; Maurice Renard.

**Lauterbach,** Edward, JG, \*1844, NY, N. York, Dir. vieler Eisen- und Straßenbahn-Ges., eines hebräischen Myths und hebr. Technischen Instituts, Vizepräsident der Maurice-▼Grua-Opfern-Ges., der Pacific Mail Steamship Cy und der Ethical Culture Cy.

**Lauterkein,** Lazar, Dr. med., noch 1914 in Lemberg und nach § 42 der deutschen Wehrrordnung für Militärs zur Ausstellung glaubhafter ärztlicher Zeugnisse berechtigt. Dieser Jude entschied also bei diesen Staatsbürgern, ob sie dienen, in den Krieg ziehen oder zu Hause bleiben durften! BW.

**Lautmann,** Moscho, — „kam 1863 blutarm nach Archwotulj, Kreis Stanislawow, und handelte mit Nähmaschinen und Zwirn. Später pachtete er die Schankwirtschaft daselbst. Jetzt, 1876, besitzt er dort über 200 Morgen Land und hat die Besitzung Przhbylow gekauft

für 105 000 Gulden „ehrlich erworbenes“ Geld. Sonderbar bleibt, daß in derselben Zeit fast sämtliche Bauern des Dorfes Käufer und Bettler geworden sind.“ DZ 23/3.

**Lauß**, Assessor, Behlendorf, Hauptstr. 56 a. Dieser evangelische Darmstädter hat zwar eine katholische Frau, aber eine rassenjüdische Schwiegermutter. 1914.

**Lauwik**, Diterat, Ma: Figaro; Comedia, Paris 1923 (ZF 18/1).

**Lauzanne**, Stéphane, Dtschenheker, Generalgewaltiger des „Matin“, Neffe — oder unehelicher Stiefsohn des Cohn-Dppert-de-Blowiz, DZ 4/2 1918; Auslandspressse S. 18. W.W. L. wurde am 22/3 1914 vom Rumänenkönig zu Bukarest empfangen.

**Laven**, Ferdinand (Flavius), \*1879 Trier. B: Dektivgeschichten. 01. Ue. — Venezolanischer Konsul, Paris.

**Lavera**, Dr. Maria = Rosa Barach, geb. Gotslob.

**Laverh**, John, „engl.“ Modemaler, London. W: Lord Melchett. — Jew. Chron. 9/5 1930.

**La vie ou la bourse**, Räuberspruch: „Das Leben oder das Geld“. Michel Wehrlich, 1889. S. 14: „Heutzutage heißt es aber nicht La vie — — —, sondern Levy et la bourse“.

**Lavino**, gebor. Levy, Pariser Vertreter der Londoner Times. Er hegte gegen Dtschlnd und unterstellte 1906 (DZ 20/6) dem Reichskanzler Hohenlohe Mitteilungen über Eroberungspläne des Kaisers.

Lorenz, Die englische Presse, S. 84/85: „Man könnte auf den Gedanken kommen, daß die Leitung der „Times“ ihre Korrespondenten im Ausland auf Grund eines Wettbewerbes in deutschfeindlicher Gesinnung anstelle. Der unmittelbare Nachfolger des „großen Blowiz“ (Ib), Lavino, führt die Pariser Stimme des mißtönenden Konzertes. Während der Marokko-Angelegenheit hat er am meisten dazu beigetragen, Argwohn und Haß gegen Deutschland zu schüren, indem er vor der Konferenz die deutschen Absichten und Pläne als extrem und unbillig schilderte, und während sie vor sich ging, die Ansicht wachrief und erhielt, Deutschland habe es auf einen Bruch abgesehen. Manchmal lauteten seine Berichte, als hätten möglicherweise die deutschen Truppen schon die Grenze überschritten, sodaß auch die Redaktion der „Times“ es für gut fand, seine Botschaft gelegentlich als „hoffentlich allzu pessimistisch“ wiederzugeben. Ein scharfes Streiflicht wird auf seine Tätigkeit in einer Stelle des Briefes geworfen, den Jean Jaurès im Februar in der englischen „Tribune“ veröffentlichte: „Nach den Berichten des Pariser Times-Korrespondenten zu urteilen, könnte man denken, daß wir — er spricht von den französischen Sozialisten — dem englisch-französischen Einverständnis sozusagen mit Kälte oder Mißtrauen gegenüber ständen, und andererseits Deutschland gegenüber blindes und systematisches Entgegenkommen an den Tag legten. Das ist durchaus nicht der Fall. Aber wir hatten die Schachzüge eifriger und unkluger kleiner Gruppen zu bekämpfen, die darauf hin arbeiteten, die englisch-französische Entente für eine Abenteuerpolitik auszunutzen.“ — Auch sonst war Lavino stets auf Posten, wenn es galt, alte Wunden aufzureißen oder Argwohn zu säen. Gelegentlich des Goluchabstz-Telegramms erinnerte er an die Krüger-Depesche: Die Drahtung des Kaisers an G. sei infolge der Krankheit des Fürsten von Bälou nicht von den anstößigsten Stellen befreit worden, wie seinerzeit das Telegramm an Krüger. Er wußte zu berichten, daß nach der Ansicht des Auswärtigen Amtes in London der Krieg kaum zu vermeiden gewesen wäre, wenn die Depesche an Krüger ihre, wie er versicherte, in Downing-Street wohlbekannte ursprüngliche Fassung behalten hätte. Er war es auch, der die ihm „von einer wohlunterrichteten Quelle im Ausland“ zugegangene Geschichte von Deutschlands angeblicher Absicht, auf der Insel Laut bei Borneo eine Flottenstation zu errichten, in die Welt setzte. Die noch über den Burenkrieg zürnenden Holländer leisteten angeblich Beihilfe zu diesem Unternehmen, das er für einen neuen Schritt auf die Zertrümmerung des englischen Welt-

reiches hin zu halten schien. In jüngster Zeit hat er u. a. die zuerst von der „Daily Mail“ aufgetischte Mär aufgewärmt, Deutschland versuche Dänemark für die Idee zu gewinnen, die Ostsee für ein Mare clausum zu erklären.“

**Law [Levi], John**, \*1671 Edinburgh — 29 Venedig; Finanzoperateur und Gründer, der Frankreich ausplünderte, die entsehllichste Spekulationswut erregte und Massen von Papieren und Bankzetteln umlaufen ließ. Goethe, Faust II., bei Mephistos Papiergeldschwindel in der Kaiserpfalz:

„Ein solch Papier, an Gold und Perlen Statt,  
Ist so bequem, man weiß doch, was man hat.  
Man braucht nicht erst zu markten, noch zu tauschen,  
Kann sich nach Luft in Lieb und Wein berauschen.“  
Der Kaiser: „Ich ahne Frevel, ungeheuren Trug.“

Ed. Drumont erklärte Law für einen Juden. Sombart 109: „Möglich ist es. Sein Vater war bekanntlich „Goldschmied“ (und Bankier). Daß er „reformiert“ war, ist natürlich kein Hinderungsgrund. Für sein Judentum spricht das jüdische Aussehen des Mannes auf manchen Bildern (z. B. in der dtischen Ausgabe seiner „Gedanken vom Waren- und Geldhandel“ usw. 1720). Dagegen eigentlich der Grundzug seines Wesens, der doch ein seltsames Gemisch von Seigneurialismus und Abenteuerertum war.“

Letzteres kommt, was Sombart übersieht, recht häufig bei Hebräern vor, f. Casanova; Cagliostro und viele andere.

Über Law und Lawismus berichtet v. Scherb: „Frühzeitig legte L. Neigung und Geschicklichkeit zum Rechnen an den Tag und erwarb sich, kaum zum Jüngling herangewachsen, das Vertrauen der königlichen Minister in Schottland schon so weit, daß sie ihn zur Revision, zum Ordnen der Einkommenrechnungen verwendeten, die sich in größter Unordnung und Verwirrung befanden, so daß man dieser Arbeit ratlos gegenüberstand. Schon damals erfannte er, um dem Mangel an Bargeld im Lande abzuwehren, das Projekt zur Gründung einer Bank, die Papiergeld bis zum Betrage des Wertes aller liegenden Gründe des Königreiches ausgeben sollte. Damit erscheint er sozusagen auch als Erfinder des Zettelwesens und der Papierwirtschaft, eine Idee, die allen seinen spä-

teren Projekten zu Grunde lag. Er stieß jedoch auf Bedenken und Widerstand.

Um auf großem Fuße leben zu können, ergab sich Law dem Spiele. Er hatte einen Zweikampf zu bestehen, in dem er seinen Gegner tötete. Der Strafe entzog er sich durch Flucht.

Er besuchte Italien und hielt sich in den meisten Städten des Landes auf, wo er sich durch Wetten Geld zu schaffen wußte. Aus Venedig und Genua wurde er als Gauner ausgewiesen. Nichtsdestoweniger legte er zu Turin dem Herzog von Savoyen sein Finanzsystem vor, erfuhr jedoch eine Zurückweisung, ebenso wie bei den Ministern Ludwig XIV.

Als dann unter der Regentschaft des Herzogs von Orleans die Finanzen Frankreichs in immer tiefere Zerrüttung verfielen, und Bedrängnis und Geldnot keinen Ausweg mehr sehen ließen, gelang es dem Projektanten endlich Gehör zu finden. Seine erste Unternehmung war 1716 die Errichtung einer Bank von 1200 Scheinen à 3000 Livres, die sich durch ihre Pünktlichkeit so großen Kredit erwarb, daß man ihre Papiere dem baren Gelde vorzog. Sie wurde das Büro sämtlicher Staatseinnahmen.

Aber bald verband Law mit dieser Bank eine Mississippi-Kompagnie, der in Louisiana Länder zugeteilt wurden, von deren Anbau und Handel man kolossale Gewinne erhoffte; ferner den Senegalhandel, das Privilegium der ehemaligen ostindischen Kompagnie und die Generalpachte und ließ sie 1718 für eine königliche Bank erklären.

Durch viele dieser Bank willkürlich zugeschanzte Begünstigungen erlangte sie einen solchen Geschäftsumfang, solches Ansehen und Vertrauen, daß ihre Scheine bis zum zwanzigfachen ihres Nominalwertes stiegen, der 3000 Livre-schein bis nahe 60 000 Livres.

Aus ganz Frankreich strömte Geld und Geldeswert herbei. Jedermann schätzte sich glücklich, an den zu erhoffenden unberechenbaren Reichtümern einen Anteil zu erhaschen. Der Schwindel stand im Zenith. Law galt als Frankreichs Fortuna, stand in unbegrenztem Ansehen und wurde 1720 nach seinem

Übertritte zur katholischen Kirche zum General-Kontrollleur der Finanzen des Königreiches ernannt.

Indes begann allmählich die Täuschung zu schwinden, denn die erwarteten Reichtümer wollten mit dem Steigen der Papiere nicht gleichen Schritt halten. Die Bankscheine fielen von Tag zu Tag, dann von Stunde zu Stunde, ein Sturz zog den anderen nach sich, und bald zeigte sich der Bankerott des Zettel-Instituts als unvermeidlich. Vergebens schickte der geängstigte und erzürnte Regent das Parlament wegen dessen versuchter Einmischung in die Mißwirtschaft von Paris hinweg.

Laws Kredit und Stellung waren nicht mehr zu retten. Das Verhängnis, das er über das unglückliche Frankreich gebracht, ereilte nun ihn selbst.

Nach 5monatlicher Verwaltung mußte Law sein Amt niederlegen und vor der Volksjustiz fliehen. Er lebte seitdem von den Resten seines noch ungeheueren Vermögens, zog durch mehrere Länder, immer noch mit großen Plänen, bemüht, von der Wichtigkeit und Unfehlbarkeit seines Systems zu überzeugen, dessen Mißlingen in Frankreich er den Intriguen und Gegenwirkungen seiner Feinde und Feinde zuschob, und starb 1729 in Venedig.

Der Lawismus ist geblieben! —

Unglaublich klingen überlieferte Details aus jener Schwindelepöche des finanziellen Dichters. Philipp Herzog von Orleans, der mit Cardinal Dubois bis 1723 die Regentschaft über Ludwig XV. führte, wurde durch Verschwendung und Genußgier zu jener Gewinn-sucht getrieben, sich mit Law in das abenteuerliche Projekt einzulassen, dessen baldiger Zusammenbruch eine halbe Million französischer Bürger dem Bettelstabe preisgab.

Dieser Philipp von Orleans hatte kein Genüge an den ungeheueren Summen, die ihm der Schwindel trug, nachdem ihm Law bei jeder neuen Notenausgabe, waren es Mütter, Töchter oder Enkelinnen, wie man die sich folgenden Emissionen nannte, — ein ansehnliches Quantum, wohl zum Parikurse, reservierte. Mit den Gewinnsten wuchs seine Unerfättlichkeit. Er dekretierte dem

Prinzen von Gonzaga, den er seinen genauesten Freund nannte und mit dem er hier finanziell unter einer Decke stand, das Privilegium, daß nur in dessen Palais und Gärten der Papierhandel betrieben werden dürfe. Noch vor dem Prinzen von Gonzaga hatte der Prinz von Cardignan dieses Vorrecht erhalten.

Doch sehen wir wieder nach dem Palaste des Prinzen von Gonzaga. Die erste Sorge Gonzagas war, für alle Welt Platz zu schaffen, denn alle Welt werde herbeiströmen müssen, um ihm seine Räumlichkeiten zu den höchsten Preisen abzumieten. Schon am folgenden Tage, nachdem ihm die Konzession verliehen worden war, zogen Zimmerleute, Tischler und andere Arbeiter in dichten Scharen in das Palais ein. Zuerst machte man sich an den Garten. Bildsäulen von unschätzbarem Kunstwerte, durch ihr Alter geheiligte Bäume, mußten fallen, weil sie im Wege standen. Denen, die über diesen Vandalismus Staunen zeigten, antwortete der Prinz ganz unverholen: „In einigen Jahren werde ich Milliarden besitzen. Dann kaufe ich Seiner Majestät dem König, der dann ein Bettler sein wird, sein Tuilerien-schloß ab.“ Schätze mußten die Buden tragen, die da roh aufgezimmert wurden, denn das Agiotagefieber spottete bereits der Beschreibung. Jeder Raum müsse so viel tragen, wie ein Palais. Eine dreifache Reihe von hölzernen, käfigartigen Gemächern erhob sich übereinander rund um den ganzen Hof; die Treppenhäuser waren in Bureaus verwandelt.

Dann ging es an das Palais selbst. Das ganze Erdgeschoß, das ganze erste Stockwerk, mit Ausnahme der Gemächer der unglücklichen Gemahlin des Prinzen, waren für Käufer und Verkäufer hergerichtet. Als bekannt wurde, daß die Räumlichkeiten in dem „goldenen Hause“, wie es bereits genannt wurde, bezogen werden dürften, drängte sich Paris, wie es nur immer anging, in das Innere des Palais und des Hofes, so daß die Beamten des Hauses, die Aufsichtszorgane und die Funktionäre völlig den Kopf verloren. Aber da half nichts. Selbst Logen, die mitunter nur vier Fuß im Geviert hatten, füllten sich rasch,

nachdem sie einer dem anderen hitzig streitig gemacht. Ein jedes derartige Quadrat hatte eine Nummer in arithmetischer Ordnung erhalten. Es waren deren zirka tausend.

Aber alles, alles füllte sich mit Menschen, die ein unbändiges Verlangen beherrschte, für viel Gold etwas blauen Dunst zu kaufen. Aber es fehlte auch nicht an Weibern und Mädchen, Ahnfrauen jener Gestalten, die jetzt noch vor den Börsen herumlungern und Vorübergehende anwidern. Die Männer fluchten und wetterten, die Weiber kreischten. Es kam von Rippenstößen zum Handgemenge. Aber diese Lächer hatten nicht einmal einen fixen Preis. Sie wurden im Versteigerungswege vermietet. Von 500 Livres monatlich für 4 Quadratfuß steigerten sich die Gewinn gierigen unter einander bis auf 3000 Livres. Als dies Prinz Gonzaga erfuhr, ließ er gleich die nächsten vier Quadratfuß zu 4000 Livres ausrufen, die bis auf 6000 Livres gesteigert wurden. Der nächste ähnliche Raum wurde gleich zu 10 000 Livres angeschlagen. Der Aufstrich war in rasendem Zuge, und als für den nächsten Raum 15 000 Livres verlangt wurden, fand er reißenden Absatz und niemand staunte mehr über den Preis.

Wer noch in Paris nicht alle Besinnung eingebüßt hatte, hielt die Gerüchte von dieser Versteigerung für maßlose Übertreibung. Das Gold floß in Strömen auf die Stufen der Estarpe nieder, die als Zählisch dienten. Diejenigen, die so glücklich waren, eine Quittung zu erhalten, schwenkten dieselbe triumphierend über den Köpfen der Durchgefallenen, die sich die Haare ausrauftten. Freudetrunken suchten die Mieter die ihnen zugeteilten Plätze. Der letzte Raum wurde für 28 000 Livres per Monat zugeschlagen. Die Versteigerung an diesem einzigen Morgen hatte dem Prinzen Gonzaga an 5 Millionen Livres eingetragen, bares Gold. Die dafür eingehandelten Papierwische waren nach kurzer Zeit zu 15 Sous das Hundert zu haben und wurden von spottlustigen Damen gekauft, um sich daraus Papillotten zu wideln.“

Law, Sjdneh, R: Standard, London. 1900. — Engl. J. 356.

**Lawner, Karl**, österr. Oberleutnant, Platzkommandant, Atralau. \*1854 Keth, Galiz. #04.

**Lawoefkine** [Edenstein], Ivan, Boulangist, Paris 1889; f. Jacques Meyer.

**Lawrence, A. Susan**, Miß, MgI. d. Parlaments, Sekretärin des Wohlfahrtsministers, London. Jew. Chron. 14/3 1930.

**Lawrence, David Herbert**, 1885 Nottingham — 30, † an galoppierender Schwindfucht, Nizza; „eines der stärksten und kühnsten Talente, er war schon fast unenglisch, ein Romandichter der erotischen Psychologie, des tiefen, wilden, namenlosen Antagonismus der Geschlechter. Sohn eines Bergarbeiters, erst Volksschullehrer und dann Romanschriftsteller. Ein Manuskript lehnte Verlag Heinemann als das schmutzigste, was man ihm angeboten hätte, ab. Sein „Regenbogen“ wurde 1916 unter Kriegsgefeß konfisziert und wegen planmäßiger Obszönität eingestampft. Sein 1. Roman ist „Der weiße Pfau“, sein 2., „Söhne und Liebhaber“, spielt in einer englischen Bergmannsfamilie. „Women and Love“, „The lost girl“. Eine unruhige Engländerin gibt sich einem italienischen Artisten hin. „Aaron's Rod“ — die Flöte des Bergwerksangestellten Aaron ▼ Sisson, der seine Familie verläßt und in die Londoner Bohème geht; „Kangaroo“ („Zad im Buschland“): das farbige Epos des australischen Buschlandes. Er hat auch „Psychanalyse und das Unbewußte“ geschrieben. Ersten Ranges war sein Reisebuch „Mornings in Mexico“. An Londoner Theatern wurden von ihm „Widow of Mrs. Holrood“ und „Touch and Go David“ gegeben. Er war ferner Maler. Eine Ausstellung seiner Bilder wurde in London wegen „Unsitlichkeit“ der Motive geschlossen. In Dtschld ist Lawrence ebenso bekannt wie in England. Er war mit einer Deutschen Frieda von Nichtlosen verheiratet.“ BZ a. M. 4/3 1930. Nach dieser Schilderung des jüdischen Vogenblattes muß der Sir schon der Masse nahestehn. BM.

**Lawrence, David**, Washington, Massachusetts, Ver. St. Ford J. J.: D. war „der einzige Journalist, der während des Weltkrieges ständig beim Präsidenten (Wilson) Zutritt hatte, und sein offizielles Sprachrohr war“.

**Lawrence, John Zachariah**, JG, 1828—70, London, Dr. med. (Augen). R: Ophthalmic Review, 64—67. B: Fachschriften.

**Lawson, Lionel**, gebor. Levisohn, Onkel von Lord Burham (Sd). 1823—79, London. In Dtschld erzogen, gründete er mit dem vom Vater ererbten Geld in Frankreich und später in England Drucktinten-Fabriken. Dann wurde er Eigentümer und „Dtschenheker“ des „Daily Telegraph“ in London.

**Lawson, W. F.**, Besitzer der „Chicago Daily News“, 1920, — Eberle, Großmacht, S. 230.

**Lawson, Wilfrid**, Sir (▼ laut DfBl 10/8 90), MgI. d. Parlaments, eröffnete 1890 in London den 2. Weltfriedenskongreß mit einer Ansprache: „die Franzosen erheben Einwände gegen Frankreichs abenteuerliche Kolonialpolitik, und die Dtschen sind unzufrieden mit den Würden ihrer großen Rüstungen“. Sodann wurden Abhandlungen verlesen. Dabei mißbilligte man sehr die Verfolgung der Juden in verschiedenen europäischen Ländern. „Der Kongreß ist der Meinung, daß die Brüderschaft der Menschen als notwendige Folge eine Brüderschaft der Nationen, in der die Interessen als identisch anerkannt sind, in sich schließt. Der Kongreß hegt die Überzeugung, daß die wahre Grundlage für einen dauernden Frieden in der Anwendung dieses großen Grundgesetzes seitens der Nationen in allen ihren Beziehungen zueinander gefunden werden wird.“

**Lawson-Johnson, J. M.**, Attaché der brit. Botschaft, Washington, USA. — O 1. Barbara, F. des Kupferkönigs und Eisenbahners Salomon ▼ Guggenheimer; 2. Betty △? Mc. Cormick, „eine weizenblonde New Yorker Verkaufskraft“. — 1928 (BZ a. M. 30/10).

**Lawton**, Jfal, Journalist. — Ko.

**Laz, Jules**, Generaldirektor der Eisenbahnen, Paris. — Jüd. Presse 1887 (WU /8).

**Layne, Diego**, f. Laynez.

**Lazar, Dr.**, Ud, Wien, 1929 (BR 68).

**Lazar, Maria**, Aiteratin. B: Vergiftung, Ko, Tal & Co., Leipzig-Wien 1920. — Selbstbiographie einer kleinen Jüdin Ruth, viel niedrigwdriges Milieu und Kinotechnik; f. Bücherbote I, 235.

**Lazar, Ju.** (Erwin Holm), Prof., Dr., Temesvar. \*1840 Szegebdn. B: Rosen und Dornen, Ged.; Jubentum in Vergangenheit und Gegenwart. In der letzten Schrift gesteht er, daß die Juden in Ungarn als Kornmücker, Blutsauger und Güterschlächter des Volkes Wohlstand untergraben haben und der Fluch des Landes geworden sind. — Bgl. Anorz, S. 17.

**Lazar, Geo.**, „ungar. Staatsbürger“, Korrespondent der Boff. J., Belgrad 1903 — StbgrJ 25/1 — „versandte vor einigen Tagen einen sehr abfälligen Bericht über die serbische Armee, der in deren Kreisen großen Unmut hervorrief. Als Lazar Mittwoch aus seinem Stammrestaurant nach Hause gehen wollte, wurde er von mehreren serbischen Offizieren, wie er behauptet, „überfallen und schwer mißhandelt“, so daß er sich nur mit Mühe nach Hause schleppen konnte. Dasselbst fand er das Ausweisungsbekret vor.“

**Lazar, Gu.**, Arbeiterführer, Inhaber eines Ausrüstungsgeschäfts, Wien, „Magte 1900 eine seiner armen Arbeiterinnen, Helene B., an, weil sie in höchster Not die Taschentücher, die sie für das Geschäft säumen sollte, verfehlt hatte. Vor Gericht stellte sich heraus, daß die Arbeiterin für das Säumen von 1 Duzend Taschentüchern 3 Kreuzer (= 5 Pf.) erhielt. Wollte sie täglich 30 Kreuzer verdienen, so mußte sie 10 Duzend Taschentücher nähen, eine Arbeit, die von frühmorgens bis in die späte Nacht dauerte. Das Geld für Zwirn und Beleuchtung mußte sie selbst aufbringen. Von ihrem lärglichen Verdienst hatte sie einen schwerkranken Mann und 5 Kinder zu erhalten. Eines Tages gefiel Herrn Lazar die Arbeit nicht, und er verweigerte der Halberhungerten die Auszahlung ihres Lohnes, desgleichen schlug er den erbetenen Vorschuß aus. ... In ihrer Not trug die Arbeiterin die Taschentücher aufs Bersahamt für 3½ Gulden. Lazar erhielt sein Eigentum zurück nebst 10 Kreuzern Zinsen, die er verlangte. Der Ausgang der Sache kann keinem Zweifel unterliegen. Die arme Näherin kommt ins Gefängnis und das von Rechts wegen; Lazar bleibt ein Ehrenmann.“ DfBl 1/11 00.

**Lazar, Miklos**, Schriftleiter, Jndegfälliger; 1929 als Abgeordneter ins ungarische Parlament gewählt. Da sein Gegenkandidat auch Jude war, hatten die Wähler zwischen zwei Juden zu entscheiden. Die Regierung Bethlen, die jeden antisemitischen Kandidaten, der trotz des offenen Wahlsystems noch aufzutreten wagte, durch Terror unmöglich macht, wagte oder wollte in diesem Wahlkampf der beiden Juden nicht dreinreden. BR 1930, S. 131.

**Lazard, G.**, Millionär, GRN, 20. Jh., Wiesbaden; f. Fise Gayer, seine „erblich belastete“ Tochter.

**Lazard, Leopold**, GRN, Millionär, UR: Lothringer Portland-Zement-Werke, früher Dir: Internationale Bank, Lugemburg und Mex; wohnhaft lebt Wiesbaden, Wiebricherstr. 49. 1914.

**Lazard, Louis**, Kaiserstr. 29, Saarbrücken. Dir: Bergisch-Märkische Bank, Saarbrücken. UR: Lothringer Portland-Zement, Straßburg; Neufang Jänische Brauerei, Saarbrücken; Ottweiler Bierbrauerei. — Präf. UR: Birkenfelder Ton und Siegel. 1914.

**Lazare, Bernhard**, 1865 Nimes — 03 Paris. Kritiker für: Nation; V'ébénement; Echo de Paris; Figaro; Journal. — R: des franzöf. Teils der Monatschrift „Zion“. Er bewies, nach Ko, „zum 1. Mal in selbständigen Broschüren — „Une Erreur judiciaire: la vérité sur l'Affaire ▼ Dreyfus“, „Comment on condamne un Innocent“ — auf Grund unwiderleglicher Tatsachen und Schlußfolgerungen die Unschuld des Helden von der Teufelsinsel. — D. bereifte Rußland und Rumänien, um die Lage seiner Massengenossen dort persönlich kennen zu lernen und schrieb „La fiancée de Corinthe“ 89 und „L'antisémitisme et la Révolution“, 95, worin er meint: „ich bin weder Anti- noch Philosemit, sondern unparteiischer Historiker. Die Juden sind zwar eine Masse, aber durch Assimilation wie in den Ver. Staaten wird man doch den Antisemitis-

mus ausrotten, der eine Bewegung des Mittel- und Bauernstandes gegen reiche Juden ist, aber im Staat zur Anarchie führt, zum Haß gegen alles Kapital überhaupt reizt und deshalb den Todesstein in sich trägt. Schließlich predigt er Sozialismus und das „Niederreißen der Schranken zwischen allen Klassen und Religionen“. — Epö: Dr. Th. Herzl; Mag Nordau.

Stbgrß 25/1 1903: „Wir erinnern uns eines Rabbis Lazarus, der vor etwa 15 Jahren in einem kleinen Städtchen Ostpreußens in der Nähe der russischen Grenze seines Amtes waltete, wegen schwieriger Sachen die Heimat verlassen mußte und später als Bernard Lazare in Paris auftauchte, wo er bald eine führende Rolle unter den Juden und jüdischen Journalisten spielte. So war er beispielsweise die Seele des ganzen Dreyfusrummels und Führer der Intellektuellen, wo sich's darum handelt, die Grundpfeiler des Staates, Religion, Armee usw., niederzureißen.“

Es ist nicht unmöglich, daß L. seinen Geburtsort falsch angegeben hat und statt aus Nîmes direkt aus Polen, wie dreiviertel aller französl. Juden, stammte.

Lazarini, Cuno Frhr. v., Graz, 1868 O 1/2 ▼. SA.

Lazarus, Tarnow, Galizien, Mattabäer — „zog vor den Schranken des Bezirksgerichts bei der Scheidungsklage einen Revolver, bedrohte die Anwesenden und zwang den Richter, der Frau eine eidesstattliche Erklärung abzunehmen, daß sie die Klage zurückziehe. Als die Ehepartner den Saal verlassen hatten, gelang es der Polizei, L. in das Gefängnis einzuliefern. Bei der Untersuchung stellte sich heraus, daß der Revolver ungeladen gewesen war.“ DJ 10/7 1927.

Auch die anscheinend schärfsten Affekt-handlungen sind beim Juden immer Berechnung; er vergißt sich nie, weiß, wenigstens uns Nichtjuden gegenüber, immer, was er will und „spielt“ Tag und Nacht mit uns. So hat L. auch vor Gericht ungeschicklich, von hinten herum, erreicht, was er wollte, und sich andererseits vor Strafen dadurch gesichert, daß sein Vergehen aus „Zufall“ bloß auf eine Komödie hinauslief und keine richtige Bedrohung gewesen wäre. — Wenn der Jude „besinnungslos“ zu Schändung und Mordzucht schreitet und bei Mord und Todschlag in äußerster Trunkenheit oder Massenerregung zu sein scheint oder gewesen zu sein vorgibt, ist er in Wirklichkeit bei Ausübung seiner höchsten, parasitären Akte, der Ausrottung und Schwächung der Angehörigen des Wirtsvolkes, doch vollständig und immer bei sich und zurechnungsfähig, § 51 dient ihm als Deckung. Alle mildernden Umstände sind vom künftigen Gesetzgeber bei jüdischen Delikten gegen Nichtjuden grundsätzlich auszuschießen.

Lazarus, Dr. med., Berlin. Arzt, Philanthrop. — Stbgrß 21/2 1913, Eingefandt: „Eine alte Frau, Großgörschenstr. 35, bekam mittags einen Schlaganfall. Ich eilte so schnell als möglich zu einem Arzt und ging, weil ich keinen deutschen Arzt in der Nähe wußte, zu dem Hebräer Dr. Lazarus, Großgörschenstr. 40 I. Als ich diesem mitgeteilt hatte, daß Schlaganfall vorliege und Hilfe sehr nötig sei, fragte er: „Bezahlt sie auch, oder bezahlen Sie?“ Ich sagte darauf, die Frau wohnt schon jahrelang im Hause, da brauchen Sie, Herr Doktor, keine Sorge zu haben. Hierauf sagte er: Da ist es gut, da komme ich mit. Gern Sie, ich komme schon nach! — Er soll auch sofort gekommen sein.“

Lazarus, Innsbruck, Leibarzt der Töchter Kaiser Ferdinands I.; 16. Jh.

Lazarus, Arzt, erhielt 1562 von Kaiser Maximilian ein Fürschreiben, daß man ihm in Frankfurt erlauben möchte, ein Haus nach Willkür zu bauen. Der Rat der Stadt entgegnete kurz und würdig: „Lazarus sei ein unruhiger Jude; man möge die Stadt mit ihm und seinesgleichen verschonen“.

Lazarus, verantwortlich für den Schundinzeratenteil im „N. W. Bl.“. DfBl 31/12 1904.

Lazarus, aus Heidelberg, teilte 1556 am Sterbebett des pfälzischen Kurfürsten Friedrich II., dem Hofprediger Dittmar Stab einen Plan mit, wonach die Kurfürstin noch einige Jahre an der Regierung bleiben sollte, während man den Pfalzgrafen Otto Heinrich (von dem angenommen wurde, daß er, wenn er zur Regierung

gelange, die Juden vertreibe) leicht mit Geld abfinden könnte. Unterdessen würde der König von Frankreich seinem künftigen Schwiegersohne Karl von Lothringen die Pfalz und andere Länder übergeben. Lazarus, der Urheber dieses staatsverräterischen Plans, bezeichnete auf der Folter seine Glaubensgenossen Semlin von Worms, Jakob in Münster a. d. Nahe und Josef in Sobramstein als Mitwisser und Rabbi Schmul von Landau als eigentlichen Anstifter.“ L. Löwenstein 1, 55.

Lazarus, Uß. Fontane an Heise, S. 129, 1874: „... Lazarus gab ein kleines Meininger-Schauspieler-Diner. Der Regisseur Chronogt ist nämlich der Neffe von Frau Sarah; so löst sich das Rätsel...“

Lazarus, Adolf, Arzt, Dr., Uß. \*1867 Prenzlaw. G: Seminarbr. Dr. L. O. Charlottenburg, Kantstr. 150.

Lazarus, Aron, „Soldat“, Spion, Lieferant des Octavio Piccolomini u. a.; 17. Jh., Prag. „Im dreißigjährigen Kriege haben sich einzelne Juden nicht allein im Kriege, sondern auch im Frieden wesentliche Verdienste durch Taten der Humanität wie auch dadurch erworben, daß sie für die kaiserliche Armee Proviant, Kleidung und Waffen anschafften“, sagt ▼Robut.

Lazarus, Benno, Bankhändler, Spandau. „Hamburger Nachrichten“ melden 28/8 1914: „Dem Berl. Lot.-Anz. kam ein Brief der Bank L. an ihre Kundschaft zu Gesicht, in dem der Verkauf der deutschen Pfandbriefe angeraten wird, „die infolge der kriegerischen Ereignisse weiteren Kursentwertungen ausgesetzt sein dürften“. Der Höchstkommandierende in den Marken wird dem gewiegten Geschäftsmann hoffentlich bald seinen schlecht angebrachten Unternehmungsgelbst zügeln.“

Das Oberkommando verfügte darauf die Schließung des Bankgeschäftes B. L. in Brandenburg und der Zweiggeschäfte in Rathenow, Genthin und Biesar. Die Witwe des verstorbenen Inhabers hat sich in ihrer Wohnung vergiftet.

Lazarus, Emma, Dichterin und Schauspielerin. 1849 — 87 N. York. — B: Poesien und poetische Übersetzungen, 66; Neue Dichtungen; Admetus [ihrer Freund Ralph W. Emerson gewidmet]; Alba, eine Episode aus Goethes Leben [Friederike Brion], 74. Wa: Appincotts Magazin; Scribner.

Tochter des Zuckergroßisten Moses L., der den Knickerbocker-Club mitbegründet, und die Esther Nathan geheiratet hatte — übersetzte sie erst aus H. Heine ins Englische, schrieb auch eine Biographie dieses „Dichters“, und bejahte 82 die Frage: „Was the Earl of Beaconsfield a Representative Jew?“ Seit der Einwanderung der notleidenden russischen Juden, 81, schrieb sie zu deren Verteidigung Aufsätze, ferner: „By the Waters of Babylon; Little Poems in Prose“ (Titel nach Turgenieffs „Gedichten in Prosa“); auch ein Drama „The Dance to death“, das 82 in ihrem, der George Eliot (S) gewidmeten „Songs of a Semite“ erschien. Sie übersetzte jüdische Dichter Spaniens und schrieb über Bar Kochba, Salvini, Renan und die Juden. Ihre „Epistle to the Hebrews“ ist zionistisch. 03 wurde ihr zum Gedächtnis ihr Willkomm-Gedicht „The new Colossus“ am Fußgestell der von ▼Bartholdi gestifteten Freiheitsstatue im N. Yorker Hafen angebracht.

Ihre Schwester Josephine L., \*46, schrieb 88 im „Century Magazine“ eine Biographie der Emma L. und leitartikelte über Marie Bashkirkoff, die Alcott und Margaret Fuller. Auch sie ist Zionistin. Sie hatte lange Jahre die Bücherbesprechungen im „Critic“. — B: Spirit of Judaism; Wme. Drehfus, 99. — Derartig „tätige“, „tätige“ Jüdinnen, wie Geschwister Lazarus, stehen innerhalb des weiblichen Teils der Rasse durchaus nicht vereinzelt da.

Lazarus, F. W., Hofrat, RA, Neustrelitz, Tiergartenstr. 12. Dir: Ersparnisanstalt. UR: Mecklenburg-Strelitzische Hypothekendank. 1914.

Lazarus, Gustav, Pianist, unbedeutender Komponist, Dir. und Inhaber: Berliner Konservatorium und Seminar, gegründet von Prof. G. Breslaw. \*1861 Köln, aus „einer geachteten Familie“. — G: Kfm. L. // Feldheim. O Hermine Friedländer, Rittergut Rentischlau, Kr. Breslau. K: Willi 97. Seine Oper „Mandinka“ wurde an den größten deutschen Bühnen auf-

geführt; er spielte an deutschen und ausländischen Höfen; konzertierte mit Rosa Sacher, Stella Gerste, Emma Nevada, wurde vom Prinzen Heinrich vielfach ausgezeichnet und ist Ritter hoher Orden. W: Oper „Nest der Zaunkönige“ (nicht veröffentlicht); Ballade (preisgekr.); Marinellieder. Berlin, Wilmstr. 89 (Konserwat.).

Zazarus, Herm., Berlin, f. Usher, A. & Co.

Zazarus, Ju. (J. Aliquis), \*1872 Berlin. G: B. // Kaas. Vorfahren: Prof. M. Zazarus. O Heimann. Er war Kaufmann, dann freisinniger Politiker, Börsen- und Kulturjournalist, und Ma: W. B: Erfolg im geschäftlichen Leben, 07; Die kaufmännische Praxis, 7. A. „Ein einzigartiges Büchlein ist das erste. Es wendet sich mit seinen guten Lehren und klugen Gedanken an die Jagdsten, wohl auch an die Unzufriedenen im Stande und sucht in schlichter, ansprechender Darstellungsweise Klarzulegen, auf welchen Hauptkräften der Erfolg im kaufmännischen Leben beruht, wie er bei Kleinen anhebt und wie er auf der Höhe zu erhalten ist. . . Das 2. Wert verdient vollste Anerkennung und bringt einen so reichen Schatz von kaufmännischem Wissen, daß es nirgends fehlen soll“, sagt Zazarus selber über seine Werke bei Voß, S. 224.

Im Weltkrieg lieferte L. dem W humorvolle Schilderungen z. B. „Die nasse Woche, ein Jdyl aus dem Felde“, bis seine Gefangennahme in Russisch-Polen, Juli 15, der militärischen Schreiberei ein vorzeitiges Ziel setzte.

Zazarus, Ju., Dr., Prof., Ud, GN, Dir: Jüdisches Krankenhaus, Berlin. \*1847 Neufalz. O Löwe. G: Ges. der jüdischen Krankenpflegerinnen.

Zazarus, Kurt, Dr., DNR, Berlin. Inform.-W. 15/5 1930.

Zazarus, Lehser, JG, Rabbi des Breslauer Seminars. 1820 Filehne —79. W: Ethik des Talmuds.

Zazarus, M., Rentier, Gl. Rongevej 27, Kopenhagen. UR: Kreditverein von Grundbesitzern, Kopenhag. u. Umg.

Zazarus, Michael, R. York. „Staatszeitung“ 12/6 1910: „Das Schulbekenntnis zweier isr. Jungen, des 17jährigen Michael Zazarus (718 fünfte Str.) und des 16jährigen Max Meyer (714 fünfte Str.), auf Anklage des Taschendiebstahlsversuches und deren Beurteilung zum Arbeitshause, hat dem Richter Cornell gestern im Effeg Markt-Gerichte Gelegenheit gegeben, auf die erschreckend große Zahl junger Israeliten hinzuweisen, die sich eine derartige Laufbahn auswählen und dabei bleiben. Aus seiner Erfahrung auf der Richterbank erklärte Cornell, daß Urteilsuspendierungen, Polizeiaufsicht und Parolierung nichts zu nützen schienen, und daß nur strenge Bestrafung übrig bleibe. Daran knüpfte der Richter die Bemerkung, daß auch unter den israelitischen Mädchen die Immoralität erstaunlich zugenommen habe.“

Zazarus, Minna, Wwe., Rentnerin, Philanthropin, Düsseldorf, Rosenstr. 30. Der „Hammer“ meldete 1910 von einem Leser: „Kürzlich gab eine Jüdin [aus der Familie L.] ihre Karte bei meiner Frau ab, indem sie gleichzeitig mit der Karte ins Zimmer drang und über eine arme Witwe mit 4 unmündigen Kindern jammerte, die schnellster Unterstützung würdig seien. Meine Frau versprach, sich zu verwenden, und eine Auskunft der Privatwohlfahrt bestätigte die Schilderung. . . Mir war die Sache verdächtig. Ich sah mich deshalb auch selber noch nach der Frau, die deutschen Stammes war, um und fand sie in 2 Kellerräumen eines Mietshauses, das grade der Jüdin Zazarus aus der Rosenstraße gehörte. Die Witwe war schon 6 Monate der Zazarus die Miete schuldig geblieben und heftig gemahnt worden. Natürlich unterstützten wir sie mit allem Möglichen, nur nicht mit Geld für die Jüdin, die wie uns, so noch andern Leuten außerhalb ihrer Klasse den herzbrechenden Fall der Witwe unter Tränen vorgetragen hatte, um so zu ihrer Miete zu kommen.“ — Ein Sohn der Frau L. machte sich im Frieden beim Militär unmöglich, hat das aber im Kriege durch den Tod auf dem Felde der Ehre sühnen dürfen.

Zazarus, Moriz, 1824 Filehne, Pos. —03; GN, Dr. UB. Begründer der

Völkerpsychologie, Berlin. „Der größte Ethiker des Judentums und einer der genialsten Völkerpsychologen aller Zeiten und Länder und zugleich die gefeierteste Idealgestalt des Judentums unserer Tage“, — Rohut!

G: Aron Levin L., Präses der Judengemeinde zu Filehne. Br: Lehser L., Rabbi, Präses des jüd. theol. Seminars, Breslau, † 79. — Moriz war anfangs Rfm., trieb daneben hebräisch und Philosophie und studierte. 50 O Sara Lebenheim, †. Er schrieb zunächst über „Preußens sittliche Berechtigung in Dtschld“, gründete 60 mit seinem Schwager UB S. Steinthal die „Zeitschrift für Völkerpsychologie“, kam 62 nach Bern, wurde 67 Philosophieprofessor an der Kriegsakademie in Berlin, 74 an der Universität, Präses der Schillerstiftung und Kurator des Viktoriaheuzums, und heiratete 95 in 2. Ehe die Ww. Nahida Remy, die seinetwegen Mosaisstin wurde. Die „Gesellschaft“ 1891 (DfBl 10/1 92) über Nahida Remy's „Das jüdische Weib: „In der Vorrede, die der jüdische Professor Dr. Zazarus diesem Werke voranstellt, betont er, daß dieses Buch eine „Christin“ zur Verfasserin habe, eine Christin, die merkwürdigerweise hebräisch versteht, also eine getaufte Jüdin. Schon daraus „merkt man die Absicht und wird verstimmt.“ Wenn der Herr Professor, der ein eifriges Mitglied der Alliance israélite und überhaupt ein großer Held im Volke Israel ist, dann weiter in seiner Vorrede zu wiederholten Malen die „Unparteilichkeit“ und Objektivität der Schrift betont und daneben einige Seufzer gegen die Unduldsamkeit unserer Zeit losläßt, fällt einem unwillkürlich das Sprichwort ein: Qui s'excuse s'accuse. Aber nun zu Frau Nahida Remy selber, dieser edlen Christin! Nachdem diese die Barbarei der „Alten“, d. h. der Wilden, Sottentotten, Griechen und Römer, und sodann die nicht weniger barbarische Gefinnung der christlichen Kirche dargetan, beginnt sie einen Hymnus auf jüdische Geseze und jüdisches Familienleben, der darin gipfelt, daß nur bei den Juden die Stellung des Weibes von jeher eine würdige war und noch ist. Man



braucht nur an das heute noch bei den Juden gebräuchliche „Schadchen-Wesen oder =Unwesen“ zu denken, um die ganze Verlogenheit diesen Sophistereien einzusehen. Wird nicht noch heutzutage bei den Juden die Jungfrau offiziell ver-schächert? Und dann die „Scheide-Briefe“, die im Alten Testament und im Talmud eine so große Rolle spielen! Das Buch, das, wenn man recht zusieht, ein anti-christliches genannt werden muß, und das von der nur allzubekann-ten jüdischen Intoleranz gegen alles Nichtjüdische geradezu ströht, ekelst einen an, und man braucht nicht Antisemit zu sein, um einzusehen, daß auch dieses jü-dische Weib zu jenen Afler-Produkten der semitischen Literatur gehört, mit denen unsere liebenswürdigen israeliti-schen Gastfreunde unser Volk systema-tisch zu vergiften suchen. Um so ekelhaf-ter erscheint da das so sehr hervorgeho-bene sogenannte „Christentum“ der Ver-fasserin. Wie sagt doch Christus?: Hü-tet euch vor den Wölfen, die in Schaf-s-kleider zu euch kommen.“

68 war er Präses der 1. isr. Syn-ode, Leipzig. B: Leben der Seele; Ur-sprung der Sitten; Ethik des Judentums. — SB: „Das Judentum ist ganz im selben Sinne dtsh, wie das Christen-tum dtsh ist. Jede Nationalität um-faßt heute mehrere Religionen, wie jede Religion mehrere Nationalitäten. [Na-türlich bleibt das Mosaische allein reine Massenreligion.]. „Pflanzung und Pfl-ege eines gelauterten, veredelten und vertieften Gottesbewußtseins in allen Menschen bildet allein den wesent-lichen Inhalt des Judentums. Deshalb soll auch der Verkehr des Juden mit dem Nichtjuden so ideal, so sittlich rein, so freundlich, innig und liebevoll wie möglich sein.“

Über die „Ethik des Juden-tums“, das große Werk dieses Zazarus bringt USZ 1900, 13, ff, mit dem Mot-to: „Si fecisti, nega“, folgende Würdi-gung: „Ein Band erschien 1898 b. J. Rauffmann, Frankfurt a. M., ein Nie-senband, 1 kg 230 g schwer, 361 Seiten Text (durchschnittlich zu 25 Zeilen) und 80 Seiten Anhang. Der 2. Band, der anscheinend die Pflichtenlehre bringen soll, ist noch nicht erschienen. Was zu-

nächst Stil und Ausdrucksweise betrifft, so bestätigt Zazarus die bekannte Er-fahrung, daß es für einen Ausländer doch nicht so einfach ist, Deutsch zu spre-chen, oder gar zu schreiben. Wenigstens aber hätte Verfasser doch wissen kön-nen, daß es auch im Deutschen eine De-klination gibt. Der Satzbau gar ist stellenweise geradezu haarsträubend. Und der Inhalt? Nun, Jüdisches haben wir viel gefunden, auch geschwollene Re-densarten und jüdischen Dünkel. Aber Ethik? Davon ist nicht viel zu spüren, wenn man von den ganz allgemeinen (nicht bloß jüdisch) sittlichen Erörterun-gen absieht. U. sagt: Drei charakteristi-sche sittliche Vorzüge haben die Juden, sie sind barmherzig, schamhaft (beson-ders die modernen!) und wohlthätig; je-der Mensch, der diese drei Eigenschaften besitzt, ist wert (sic!), dem Volke der Ju-den verbunden (also nicht zugezählt) zu werden“, (Zebamoth 79a) — wie götig! — weiterhin wird gefordert („fordern“ kann man viel!): Keuschheit(!) und Scho-nung des Lebens und Eigentums an-derer und mildes Verhalten auch gegen Tiere. (Vgl. dazu das Schächten!) „Trachtet nach dem Heile der Stadt, wo-hin ihr kommt!“ Dieser Grundsatz sei von den Juden zu allen Zeiten theore-tisch bestätigt und praktisch bewährt worden. (Die Städte und Staaten, die das Glück hatten, können ein Lied da-von singen!) — Bei jedem Volke bleibt das Vollbringen hinter dem ethisch Ge-wollten zurück, überall finden wir, daß die einzelnen Individuen die gepriesenen Nationaltugenden nicht gerade in der höchsten Vollendung aufweisen, aber bei dem Volke im großen und ganzen finden wir doch wenigstens etwas von dem, was es als seine Nationaltugenden anspricht: Beim Franzosen z. B. Ritter-lichkeit, beim Deutschen Kriegstüchtig-keit. Ganz anders ist es aber merkwür-digerweise beim Juden. Von dem, was Zazarus in seiner jüdisch-nationalen Ethik fordert, finden wir bei dem Volke im ganzen praktisch überall gerade das Gegenteil erfüllt. Statt Barmherzigkeit zu üben, betätigen sich die Juden als be-sonders schonungslose Ausbeuter, als Wucherer, als Mädchenhändler. Statt der geforderten Schamhaftigkeit finden

wir beim Juden physisch, künstlerisch und literarisch vorzugsweise die Schamlosigkeit ausgebildet (vgl. Giese, Die Judenfrage, S. 76). Am handgreiflichsten tritt das hervor, wenn man die S. 141 wiedergegebenen Grundsätze der jüdischen „Sittenlehre“, wie sie der deutsch-israelitische Gemeinde-Bund aufgestellt hat, mit der Wirklichkeit vergleicht. Die Grundsätze verbieten jede Unredlichkeit in Handel und Wandel, jede Überborteilung, jede Ausbeutung der Notlage, des Leichtsinns und der Unerfahrenheit anderer: Das alltägliche Leben lehrt, daß diese Verbote für die meisten Juden leerer Schall sind; die Grundsätze verbieten Berunglimpfung religiöser Gebräuche Andersgläubiger: Unsere Juden ergehen sich mit Vorliebe in Verhöhnung der christlichen Kirche; die Grundsätze verbieten Entstellung der Wahrheit, Vorspiegelung, vordringlichen Dünkel: Unsere Juden überbieten sich in Lügen und Überhebung; die Grundsätze gebieten Keuschheit und Sittenstrenge, sie verbieten jegliche Umgehung der Gesetze: Unsere Juden sind Träger der Sittenlosigkeit und Meister in der Gesetzesverdrehung und -Umgehung. Deshalb sagen wir den Juden: „Du könntest meinetwegen die aller-nichtswürdigste Ethik haben, die es gibt, wenn nur deine Handlungen besser wären als sie uns das tägliche Leben zeigt.“ Auf die scheinheilige Bemäntelung eines unsauberen Lebenswandels durch glatte Worte hat schon Christus geantwortet: „An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen.“ Er mußte sich mit denselben Juden herumschlagen, wie wir. Alles in allem: Das ganze Geschwätz über die Vortrefflichkeit der jüdischen „Ethik“, wie es uns aus Zazarus' Buch und wer weiß wo sonst noch aus der Mitte der Juden entgegen tönt, hat wesentlich den Zweck, die Untaten, die dieses Volk in unserer Mitte verübt, zu beschönigen, ja womöglich ganz fortzuleugnen, nach dem bekannten sauberen Grundsatz: „Ich leugne alles und erwarte den Gegenbeweis“, den ich als Motto in der knappen lateinischen Form dieser Besprechung vorangeschickt habe.“ —

„Ethik ist die Kunst, andere Leute zu überbortteilen und dabei den Anschein  
978

einer anständigen Gesinnung zu verwahren, das Vergehen gegen andere als eine Wohlthat hinzustellen“, sagt der sehr ursprüngliche Roderich Stolthheim, 100.

Als Vorläufer seiner „Ethik“ müssen wir wohl eine kleine, aber höchst kostspielige Arbeit des Zazarus betrachten, vgl. „Deutsches Volksbl.“ 1889 (Stbgrz 27/11): „Am 14/8 83 hatte die A J U eine Versammlung in Koblenz. Frankreich hatte 3 Herren, England 2 entsandt. Aus Osterreich waren Wilhelm R. von Gutmann und Albert Rothschild, aus Dtschld Lu. Löwe und Prof. Zazarus da. Bald darauf, 31/10, kam man in Wien, in der Wohnung des „Ritters“ Wilhelm v. Gutmann (sd) Kantgasse 6, wieder zusammen und beschloß, im Hinblick auf die antisemitische Strömung eine neue jüdische Sittenlehre verfassen zu lassen und zwar als Verteidigung gegen die Antisemiten in einer Darstellung, die jeden Zweifel an der „Hoheit und Reinheit“ der jüdischen Sittenlehre vernichtet, obwohl dieselbe über alle derartigen Zweifel „erhaben“ sei. Es sollte „die Ehre des Judentums gegen falsche Beschuldigungen gerettet“ und ein Werk geschaffen werden, „geeignet, jeden gebildeten Juden mit dem freudigen Stolze zu erfüllen, daß die Sittenlehre, auf welche sein Bekenntnis ihn verpflichtet, schlechterdings auf derjenigen Höhe steht, die irgend ein Volk, irgend eine Religion, irgend eine Literatur erreicht hat“. Mit anderen Worten, es wurde beschlossen, eine neue Moral des modernen Reformjudentums herzurichten. Zazarus wurde mit der Abfassung beauftragt und ihm ein Honorar dafür von jährlich 20 000 M. bewilligt, außerdem für seine Mitarbeiter, darunter Rabbi Dr. Zellinek in Wien, 10 000 M. jährlich, und endlich noch für die Druckkosten 20 000 M. Von seiten des orthodoxen Judentums ist das Unternehmen des Wiener Kohlen-Monopolisten Gutmann, eine neue jüdische Sittenlehre mit Hilfe seines Geldes zu gründen, von Anfang an mißliebig angesehen und bekämpft worden, und nach den Mitteilungen der Organe des orthodoxen Judentums scheint diese Schöpfung des Wiener Kohlen-millionärs verunglückt zu sein. In der

Magdeburger „Israelitischen Wochenschrift“ ist zu lesen, daß jetzt, nach 6 Jahren, Prof. Zazarus die Bestellung des Ritters v. Gutmann effektuiert und seine Arbeit abgeliefert habe. Dieselbe besteht aus 15 Sätzen auf 2 Oktavseiten und soll als Grundlage der jüdischen Ethik gelten. Nach den Andeutungen der „Israelitischen Wochenschrift“ hatte Prof. Zazarus indessen ungenügende Ware geliefert und sich hinsichtlich der eigentlich erwarteten Arbeit für „insolvent“ erklärt. — Die Höhe des Honorars zeigt aber, wie viel Herr v. Gutmann und dessen Konnationalen daran gelegen ist, eine jüdische Sittenlehre zu besitzen, die sich überhaupt zur Veröffentlichung eignet.“

Der „Auschuß des dtisch-israel. Gemeinde-Bundes“ veröffentlichte in den Mitteilungen diese 15 „Grundsätze der jüdischen Sittenlehre“, geprüft in langjähriger Beratung von den hervorragendsten Juden, mit der Unterschrift von 171 Rabbinen und 28 Lehrern und sonstigen Schulleitern, die, wie sich die „Jüdische Presse“ vernehmen läßt, „mit dem Gewichte ihres Namens und ihrer Stellung“ erklären, daß „jeder Jude, welcher in seinem Verhalten von diesen Grundsätzen abweicht, den Gesetzen seiner Religion zuwiderhandelt“.

Damit diese Kundgebung ihren Zweck erfüllen kann, muß, wie Hirsch Hildesheimer meint, „die weiteste nicht jüdische Öffentlichkeit davon Kenntnis erhalten, und in richtiger Würdigung dieser Notwendigkeit stellt der Gemeinde-Bund jede gewünschte Anzahl der als Flugblätter gedruckten „Grundsätze“ unentgeltlich zur Verfügung“. Ins Deutsche übersetzt heißt das: diese „Grundsätze“ sind verfaßt und in Masse gedruckt, um den Goyim Sand in die Augen zu streuen, denn jetzt kann in Versammlungen und im Privatverkehr überall mit schwarzem Druck auf weißem Papier „bewiesen“ werden, was für vortreffliche Menschen unsere Juden sind, weil sie so ausgezeichnete „Grundsätze“ haben, die jedoch einer Berichtigung bedürfen. — Wir stellen hinter jeden „Grundsatz“ unsere Einwendung oder Erläuterung:

1. Das Judentum lehrt die Einheit des Menschengeschlechts. Wir haben alle einen Vater, ein Gott hat uns alle geschaffen. —

In allen Schriften des Judentums finden wir bis auf den heutigen Tag den Dünkel, daß die Juden das auserwählte Volk seien. Die Nichtjuden werden im Talmud als unreines Vieh bezeichnet. Der Jude verunreinigt sich, wenn er mit dem Nichtjuden isst, ja selbst die Toten werden noch geschändet, wenn sie neben Nichtjuden beerdigt werden. Außerdem fassen die Judentexten ihren Gott als Nationalgott auf, der allen anderen Völkern feindlich ist.

2. Das Judentum gebietet: „Liebe Deinen Nächsten wie Dich selbst“ und erklärt dieses alle Menschen umfassende Gebot der Liebe als Hauptgrundsatz der jüdischen Religion. Es verbietet daher: gegenüber jedermann, gleichviel welcher Abstammung er sei, welcher Nation er angehöre und zu welcher Nation er sich bekenne, jede Art von Gehässigkeit, Neid, Mißgunst und liebloses Verhalten; es fordert Recht und Redlichkeit und verbietet Ungerechtigkeit, insbesondere jede Unredlichkeit im Handel und Wandel, jede Überborteilung, jede Benützung (Ausbeutung) der Not, des Leichtsinns oder der Unerfahrenheit eines andern, sowie jeden Wucher und jede wucherische Ausnutzung der Kräfte anderer. —

Die von Haus und Hof vertriebenen Bauern und Gutsbesitzer, die ausgewucherten, um Ehre und Leben gebrachten Beamten und Offiziere, die bis aufs Blut ausgesogenen Arbeiter und Arbeiterinnen im Vaterlande können ein Lied davon singen.

3. Das Judentum gebietet: das Leben, die Gesundheit, die Kräfte und den Besitz des Nächsten zu achten. Es verbietet daher: durch Gewalt oder List oder in sonstiger widerrechtlicher Weise den Nebenmenschen zu schädigen, ihn um sein Hab und Gut zu bringen oder ihn gegen rechtswidrige Angriffe hilflos zu lassen. —

Siehe Apotheker Kohn 1866, Jüdische Nahrungsmittelfälscher treiben zu Tausenden ihr Handwerk; und wie der Jude mit List den Nichtjuden um Hab und Gut bringt, davon wissen die Akten der

Gerichte und noch mehr die unglücklichen Betrogenen allerorts zu erzählen.

4. Das Judentum gebietet: des Nächsten Ehre heilig zu halten, wie die eigene Ehre. Es verbietet daher: die Herabsetzung des Nächsten durch üble Nachrede, jede Kränkung desselben durch Spott und Beschämung. —

Vgl. das Verhalten der Judenpresse.

5. Das Judentum gebietet: die religiösen Überzeugungen anderer zu achten. Es verbietet daher: jede Verunglimpfung oder Nichtachtung religiöser Gebräuche und Abzeichen Andersgläubiger. —

Straßmann in Berlin sprach von „Wipernzungen“ der evangelischen Geistlichen, Berliner Judenblätter schlugen vor, die Räume zu desinfizieren, wo eine christliche Synode getagt hatte; man erinnere sich an den berüchtigten Christus-Mistus-Artikel des BT, ja man lese nur einen einzigen Tag eine Reihe von Judenzeitungen.

6. Das Judentum gebietet: Barmherzigkeit gegen jedermann zu üben, die Nackten zu kleiden, die Hungrigen zu speisen, die Kranken zu pflegen, die Trauernden zu trösten. Es verbietet daher: die Fürsorge auf das eigene Wohl und das Wohl der Angehörigen zu beschränken und bei fremdem Leid teilnahmslos zu bleiben. —

Das Judentum übt Nichtjuden gegenüber lediglich Reklamewohltätigkeit. Es kleidet die Nackten gern — gegen bare Bezahlung, es speist die Hungrigen, wie Fräulein Morgenstern in der Berliner Volksküche zu eigener Ehre für fremdes Geld; jüdische Krankenpfleger sind selbst in jüdischen Krankenhäusern seltene Erscheinungen, und die Trauernden werden getröstet, indem man ihnen ihr Hab und Gut möglichst schnell abhandelt.

7. Das Judentum gebietet: die Arbeit zu ehren; jeder an seiner Stelle soll an der Tätigkeit der Gesamtheit durch eigene körperliche oder geistige Arbeit teilnehmen, im Fleiß des Schaffens und Wirkens die Segnungen des Lebens suchen. Es fordert daher: die Pflege, Ausbildung und tätige Anwendung unserer Kräfte und Fähigkeiten. Es verbietet dagegen: jeden tragen, arbeitslosen

Genuß und den Müßiggang im Vertrauen auf die Unterstützung durch andere. —

Das Judentum betrachtet die Arbeit als Fluch. Die geistige Arbeit beuten sie aus, und nicht durch Fleiß im Schaffen, sondern durch Raffens. Die Statistik beweist auch, daß unter den Juden der größte Prozentsatz von Nichtstuern ist, und gerade das Vertrauen auf die Unterstützung anderer ist im Judentum besonders ausgebildet. (Schnorrer.)

8. Das Judentum gebietet: unerschütterlich die Wahrheit zu bekennen; Wahrhaftigkeit zu üben, daß unser Ja — Ja, unser Nein — Nein sei. Es verbietet daher: jede Entstellung der Wahrheit, jede Vorspiegelung, Heuchelei und Gleisnerei und jede Art von falschem Schein. —

Vgl. BT. Auch die Meineidsstatistik liefert Beispiele.

9. Das Judentum gebietet: in Demut zu wandeln vor Gott und in Bescheidenheit vor den Menschen. Es verbietet daher: Überhebung, Hochmut und Hofsfart, vordringlichen Dünkel, Brählerei und Geringschätzung fremder Verdienste. Hierzu erübrigt sich wohl eine Bemerkung!

10. Das Judentum fordert: Verträglichkeit, Versöhnlichkeit, Milde und Wohlwollen. Es gebietet also: Böses mit Gutem zu vergelten, eher Unrecht zu leiden, als Unrecht zu tun. Es verbietet daher: Rache zu üben, Haß zu hegen, Groll nachzutragen und selbst den Widersacher ohne Hilfe zu lassen.

Man vergleiche damit den Haß, womit das Judentum seine Gegner über das Grab hinaus verfolgt, beschmuht und verunglimpft.

11. Das Judentum gebietet: Keuschheit, Sittenstrenge und Heiligung der Ehe. Es verbietet daher: Zuchtlosigkeit, Maßlosigkeit und jede Loderung der Familienbände. —

Die Keuschheit und Sittenstrenge der Judenjungen gegenüber den nichtjüdischen Mädchen und Frauen ist weltbekannt. Als leuchtende Beispiele für Heilighaltung fremder Ehen aus neuester Zeit seien hier nur die Juden Jacques Rosenthal, der zuerst Frau Sacher Ma-

soch, dann Frau Lindau entführte, und Bleichröder jun. genannt.

12. Das Judentum gebietet: das Vaterland zu lieben und für dessen Ehre, Gedeihen und Freiheit Gut und Blut zu opfern. —

Darum wechseln die Juden je nach der herrschenden Strömung ihre „Nationalität“ und sind heute z. B. in Ungarn waschechte Magyaren in Tracht, Namen und Sprache, während sie noch vor kurzem im Dtschtum machten; in begeisterter Vaterlandsliebe stellt der Jude kaum 30% der ihm gebührenden Rekruten zur dtischen Armee.

13. Das Judentum gebietet: den Namen Gottes durch unser Tun zu heiligen und dazu mitzuwirken, daß jene Zeit herannahe, in welcher alle Menschen geeint sein sollen in der Liebe zu Gott und in der Liebe zu allen Nebenmenschen.

Statt dessen fördert das Judentum durch seine zersekende und aufblähende Tätigkeit die Gottlosigkeit und den Verfall aller Sitte und Moral unter den Völkern.

Lazarus könnte sich ein Verdienst erwerben, wenn er den Nachweis lieferte, wo er alle die schönen und guten Grundsätze des Judentums im Talmud aufgefunden hat. Umgekehrt wäre es eine lohnende Arbeit, diejenigen Talmudstellen herauszusuchen, die in schroffem Gegensatz zu jenen „Grundsätzen“ stehen, um die letzteren Punkt für Punkt als Fälschungen zu erweisen. Die grundlegende Fälschung besteht z. B. darin, daß dem Begriff, „Nächster und Mitmensch“ durchweg der christliche Sinn untergelegt worden ist, während der Talmud darunter nur den Juden versteht.

Lazarus hat mit seinem Unternehmen, diese „Grundsätze“ uns als Moral des jüdischen Volkes vorzuführen, das Gegenteil seiner Absicht erreicht. Denn wenn man ihm Glauben schenkt, daß die abgedruckten „Grundsätze“ wirklich der Kern der jüdischen Morallehre seien, so hat die Sprache keinen Ausdruck mehr für die Verworfenheit und Schlechtigkeit eines Volkes, das „den Gesetzen seiner Religion zuwiderhandelnd“ im Laufe der Jahrtausende sich stets durch sein Tun zum Gegenstand des Hasses

und der Verachtung aller anderen Völker gemacht hat.

Wenn nach der Meinung der Juden Moses zu verschiedenen Zeiten auch verschiedene gesetzgeberische Nachfolger hatte und Rabbi Mosche ben Maimon der 2. Moses Mendelssohn, der 3. Moses genannt worden ist, so verdient in noch höherem Grade Lazarus den Namen eines „4. Moses“, denn er hat dem Judentum von heute, wenn nicht unter Donner und Blitz, so doch gegen Honorar, auf 2 Druckseiten ein „Moralgesetz“ gegeben, wie es sich heute unter Nichtjuden gerade noch sehen lassen kann. DfBl 5/1 93.

Lazarus war Pazifist, weil „das Bahnen und Ebenen der Wege des Friedens als Motiv auch für Handlungen, die die nationale Beschränkung aufheben und die sittliche Gemeinschaft universell gestalten, eines der höchsten Ziele aller sittlichen Lebensführung“ ist. Als solche das „Geschäft“ erleichternde Wege des Friedens gibt § 279 seiner Ethik an: „Landstraßen, Kanäle, Schienenstränge, elektrische Drähte — alles Fäden zu dem Bande, das die Menschen geistig vereinigt; ja, alle ethische Gesetzgebung mündet in der beseligenden Hoffnung, den Frieden unter allen Menschen herzustellen“, damit Israel unter Aufhebung der nationalen „Beschränkung“ (ausgenommen jüdischer) seine „Geschäfte“ machen und für Verbreitung der „Ethik“ von Moriz Lazarus unter den harmlosen Völkern sorgen kann.

Wie Lazarus reden konnte, bezeugt B. Auerbach in einem Briefe aus Berlin 22/3 68: „Gestern hat L. in der Singakademie seinen Vortrag über „Das Schöne im Leben“ gehalten. Ich bin noch heute ganz erfüllt von der vielseitigen Belebung der vernommenen Gedanken. Der Vortrag wird im Druck erscheinen, du wirst ihn lesen. Mich erquickte vor allem die Wahrnehmung, daß dies die Form ist, in der sich ein zukünftiger intellektueller Kultus aufbauen kann; freilich können dazu nicht Konfistorialprüfungen, sondern nur Naturberufung und Auserwähltheit befähigen. Das Organ von Lazarus hat etwas Bewegliches und Mührendes, und seine

Vortragsweise ist künstlerisch vollendet; er macht den Hörer still sinnend und hebt ihn dann mit edler Gewalt wieder hoch. Störend war mir nur, daß er den Begriff Vorsehung oftmals ganz unphilosophisch anwendete."

Auch sonst warf er natürlich alles durcheinander und vertrat in seiner Schrift „Was heißt Nationalität?“, 82, den Standpunkt, daß die deutschen Juden genau so gute Deutsche seien wie die deutschen Katholiken oder Protestanten. In einer anderen Stelle dieser Schrift behandelt er aber den jüdischen und deutschen Geist als Gegensätze. Und das war die wahre Stimme der Natur und des Blutes, die selbst in Zazarus sich nicht ersticken ließ.

Und zu Alfred Reicht, dem Herausgeber seiner „Erinnerungen“ sagte Zazarus 01, daß später seine Biographie auch einmal vom jüdischen Standpunkte aus bearbeitet werden müsse (DWe 1906, 8).

Wie alle „bessern“ Juden, hatte Z. mit den gekrönten Häuptern und hohen Militärs seiner Zeit Fühlung. So verstand er es, sich an den deutschen Kronprinzen, späteren Kaiser Friedrich, heranzuschmühen. Der an der Spitze der Kriegsakademie stehende General v. Ekel (id), „der einer freien geistigen Richtung huldigte, setzte sich aufs wärmste dafür ein, daß Zazarus als Nachfolger Jürgen Bona-Meyers an die Anstalt berufen werde. Die Vorbereitung der Berufung lag in den Händen einer aus 5 Mitgliedern, 3 Generälen und 2 Zivilisten, bestehenden Kommission. Die Militärs waren unbedingt für ihn, General von Ekel, General von Peuder, der hochverdiente General-Inspektor des Militär-Erziehungs- und Bildungswesens, und noch ein General. Der eine Zivilist fand in ihm alle wissenschaftlichen und pädagogischen Eigenschaften, zweifelte aber, ob es angemessen sein werde, an diese hervorragende und einflußreiche Stelle einen Juden zu berufen. Auch der 2. erging sich in lobendster Anerkennung, erklärte es aber gleichfalls für „unmöglich“, dem Juden den philosophischen Unterricht anzuvertrauen und ihm Offiziere als Schüler gewissermaßen un-

terzuordnen. Es war dies der bekannte Pädagog Geheimrat Wiese. von Ekel beharrte indessen auf dem Entschluß. Er hatte den Vortrag beim König und legte auf Grund der Majorität das eventuelle Patent zur Unterzeichnung vor. König Wilhelm ließ sich in seiner Gewissenhaftigkeit alle Vota wiederholen und fragte, nachdem er das überaus anerkennende Urteil Wieses aufmerksam angehört hatte, was er denn gegen den Philosophen nach alledem einzuwenden habe. Auf Ekels Bemerkung: „Daß er ein Jude ist, Majestät!“ antwortete der König trocken: „Wenn es sonst nichts ist“, nahm die Feder und unterschrieb.

Ekel, der Zazarus mit Genugtuung diese kleine Szene erzählte (zweifelsohne ein Vertrauensbruch des Generals von Ekel), war selbst ein aufmerksamer Zuhörer seiner Vorlesungen. Auch General von Peuder kam öfter und veranlaßte den Kronprinzen, die Vorlesungen zu besuchen. Zazarus erzählt, der Kronprinz sei von einer so bezaubernden Lebenswürdigkeit und Deutseligkeit gewesen, daß man sich in Acht nehmen mußte, sie nicht zu mißbrauchen. Einmal wurde er zu einer Extravorlesung in das kronprinzliche Palais geladen, wo er auf Wunsch der Kronprinzessin über ästhetisches Gesetz und Gefühl sprach. Nach der Vorlesung gab es Tee. Während des Geplauders der Herrschaften zog sich der Kronprinz mit Zazarus in eine stille Ecke zurück und begann mit gedämpfter Stimme eine wissenschaftliche Unterhaltung. Er knüpfte an die erst kurz vorher gelesenen „Synthetischen Gedanken zur Völkerpsychologie“, speziell an den Paragraphen über „Maschine und Werkzeug“ an und daraus entspann sich ein eifriges Gespräch über das dem künftigen Herrscher wohl auch aus praktischen Gesichtspunkten am Herzen liegende Thema der Organisation der geistigen Kräfte in der Gesellschaft und im Staate. Gelegentlich sagte er, daß er hoffe, deutsche Kunst und Wissenschaft in höherem Maße, als es bisher geschehen, zur Entfaltung zu bringen, die fast unbezähmbare Wißbegierde seiner Frau habe ihm nahegelegt, auch den Frauen weiteren Spielraum für ihre Ausbildung zu schaffen. Durch das fortschreitende Wis-

sen hoffe er auch den Dämon der Intoleranz zu bannen und den Geist des Friedens zu erwecken. Er äußerte sich gegenüber unserem Philosophen: „Allen Landeskindern, welcher Religionsgemeinschaft sie auch angehören, soll dieser Geist zugute kommen, und alle ohne Unterschied des Bekenntnisses soll er zur gemeinsamen, freudigen und tatkräftigen Mitarbeit auf allen geistigen und humanitären Gebieten anspornen. Das ist mein Wunsch.“

Überhaupt drehte sich die Unterhaltung, wenn sie zu zweien waren, um ernste Zeit- und Streitfragen. Es ist charakteristisch, daß Lazarus' Berufung an die 1872 neu gegründete Reichsuniversität Straßburg, für die sich auch Bismarck interessierte, durch den Kronprinzen in die Brüche ging, der ihn Berlin und der Kriegsakademie erhalten wissen wollte.

1872 wurde der reaktionäre General Ollech zum Direktor der Kriegsakademie ernannt, der die Philosophie aus dem Lehrplane strich, weil dies das einzige Mittel war, sich des jüdischen Professors zu entledigen. Kaiser Wilhelm weilte damals in Ems, der Kronprinz in England. „Ich habe mich“, sagte letzterer dem zu einer Soiree geladenen Philosophen mit Bezug auf diesen Gewaltstreich, „inzwischen Thretwegen viel geärgert, nicht über Sie, aber für Sie“. Er kam wiederholt darauf zu sprechen und bemerkte einmal: „Mein Vater und ich waren sehr überrascht.“

Auch nachdem mit Lazarus die Philosophie von der Akademie verschwunden war, sah der Kronprinz ihn oft und verfehlte niemals, ihn mit Auszeichnung zu behandeln. Eines Abends sprach er ihn bei einem Konzert wiederholt an. Bei dem allgemeinen Aufbruche wendete sich der Oberzeremonienmeister von Höder zwar diskret, aber mit offener Erregung im Ton und Miene an ihn: „Er hat Sie heute Abend viermal angesprochen.“

Die Offiziere schickten eine Deputation zu L., in der die glänzendsten Namen vertreten waren: Fürst Pleß, Graf Schulenburg; Graf Stolberg; Prinz Hohenlohe und Prinz Radziwill. Sie blieben ihrem ehemaligen Lehrer treu und

lieferten ihm die wohlthuendsten Beweise ihrer Anhänglichkeit. Mit Ekel blieb er bis zu dessen Lebensende nahe befreundet. Die antisemitische Bewegung erfüllte den wackren General, der nach den ruhmreichen Kriegen und äußeren Errungenschaften Deutschlands ein inneres ideales Emporstreben herbeisehnte, mit Grimm. Inmitten des Studiums des 3. Bandes vom „Leben der Seele“ schrieb er an Lazarus: „Ich werde hier täglich, ja stündlich durch neue Beweise der alten Niederträchtigkeit an den Jammer erinnert. Es ist schmachvoll. Die jetzige Generation muß sich den nicht zweifelhaften Fortschritt, wenn auch nur wieder eine Phase, durch die ernstesten Kämpfe verdienen; sie werden barbarisch werden und das war nicht notwendig. Das wird die Menschheit dem Zersekungsgeist des großen Kanzlers verdanken. Doch klagen hilft nichts. Wir tun weiter unsere Pflicht, jeder an seiner Stelle“.

▼We 1910, 11: „Lazarus hat mit seinem feinsinnigen „Leben der Seele“ die psychologische Ara unserer Zeit eingeleitet.“

Lazarus, Moriz, nach Qu. ▼Geiger „einer der hervorragendsten und verdientesten Juden Galiziens“, gab 1912 in Lemberg 800 000 Mark für ein jüdisches Krankenhaus. Es ist gut, gelegentlich zu hören, auf welche Weise auch die „Überschüsse“ aus den Geschäften der Juden gegen die Christen wieder an Juden zurückfließen und ihnen zugute kommen.

Lazarus, Moriz, Berlin W., Pariser Str. 20. Dir: Berliner Dampfmühle. 1914.

Lazarus, Norbert, „gefürchteter“ Staatsanwalt, Czernowit, wurde 1914 zeitweise nach Sibirien verschleppt, f. Ph. Menzel.

Lazarus, Paul, 18, Dr. med., Leitender am Marienkrankenhaus; \*1873 Czernowit. E: t. u. t. Landes-*GA* Dr. med. Josef L. — W.-Grunewald, Douglasstr. 32. — Deutsche Kunststet.

L. machte für sich Name durch sein Auftreten vor Gericht gegen Belleis in Galspach.

Lazarus, Ruth Rahida Anna Maria geb. △?Schasler (Rahida Remy). \*1849 Berlin. E: Kunsthistoriker Mag Sch. // Rahida Sturmhoefel (fd). „Sie wollte Schauspielerin in Breslau usw. werden, erkannte aber bald, daß die Bühnenaufbahn mit ihrer Schüchternheit in nachteiligem Widerspruch stand, verließ die Bühne und reichte 73 dem [Eugenotten] Dr. Mag Remy, \*39, Kunstkritiker der Boss. Z. in Berlin, ihre Hand. Er war ein tapferer Kämpfer gegen ausländische zweideutige Ware, ein eifriger Förderer der dtschen Dichtung. Ein dtsches Nationaltheater (kurze Jahre verwirklicht unter Robert Buchholz) und ein dtsches Volksstück, das war der Traum R.'s und seiner Gattin. Letztere hatte bereits 70 die Freude, ein anonym eingereichtes, einaktiges Lustspiel: „Die Rechnung ohne den Wirt“ in der Wiener Burg ein Duzendmal unter lebhaftem Beifall aufgeführt zu sehen. Aber ihre Verheiratung und das bald beginnende schwere Leiden ihres Gatten ließen sie vorerst zu keiner dramatischen Arbeit kommen. Sie schrieb: Skizzen in Berliner Tagesblättern, später Dramen; Constanze; Die Grafen Eckardstein, Schicksalswege

— die alle mit sehr günstigem Erfolg über die Bühne gingen. 81 starb ihr Gatte. 88 erschienen ihre vorzüglich beurteilten „Sizilianischen Novellen“. Ein Schauspiel „Rationale Gegensätze“, blieb, obwohl gedruckt, seiner politischen Motive wegen, unaufgeführt. Während eines längeren Aufenthaltes in Italien schrieb sie das Drama „Liebeszauber“, das auch zur Aufführung angenommen wurde“, Selbstbiographie bei Hinrichsen. Sie schritt 95 zu einer 2. Ehe mit dem 70jährigen Völkerpsychologen Uß Moritz ▼ Lazarus. Vorher war sie noch Mosafistin geworden. Ma: Bossische B.; Westermanns Monatsh. B: Südisches Weib, 3. Aufl., 92; Gebet in Bibel und Talmud, 2. Aufl., 92; Kulturstudien über Jdtm.; Humanität im Jdtm.; M. Lazarus, Lebenserinnerungen (mit U. Reich), 06. — S: Sprüche von Lazarus; M. Lazarus, Erneuerung des Jdtm.'s; Ich suchte Dich! Biographie; Wo die Drangen blühen; Domenico; Geheime Gewalten.

Lazarus, Simon = Sir Sidney Lee.

Lazer, Hugo, Dsch. UN: Wurzener Bank. 1914.  
Lea, h: Waldklub.

Leao, Leibarzt Johann's II. von Portugal (1481—95). — Neben U. waren an dem armen König und um ihn herum tätig: Doktoren D. ▼ Joseph Becinho und D. ▼ Antonio; der Mathematiker D. ▼ Moses und die Schachmeister Joseph ▼ Capateiro de Lamego und ▼ Abraham de Beja. — JE 10, 138.

Leans, Jakob, Leibarzt vom deutschen Kaiser Friedrich III. (1440—93), wurde in den Ritterstand erhoben. Auch der Friedrichs' Sohne und Nachfolger Maximilian I. verblieb Leans. — Rosin, Juden in der Medizin, Berlin 1926.

Leba, Bad in Pommern. Stbgr 29/5 1901:

„C o l b e r g mag die Knoblauchsdüfte,  
Die verpesten dort die Lüfte,  
Ruhig weiter atmen ein.  
Und auch B o p p o t hat nicht minder  
Einen Stamm der Judastinder.  
L e b a ist stets judenrein.“

Lebargh, Charles Gust. Aug., \*1858, la Chapelle a. d. Seine, „französl.“ Schauspieler, Paris 1912. Ndt. 3.

Lebbin, Helene von, Frau. C: Oberst v. Brandt // Wolf (f. Mag v. Brandt), †1891; sie wohnte in Berlin, in der Wilhelmstr., dann im Karlsbad 27, II, und war die Witwe des früh verstorbenen Geh. Oberregierungs- und Personalrats im preuß. Ministerium des Innern und Domherrn # von Lebbin, „den Bismarck in seinen Gedanken und Erinnerungen kennzeichnete, während ihre verschwiegenen Räume den Treffpunkt der Juden und Rynäden der Wilhelm- und Behrenstraße bildeten“, C. Witte, Offener Brief, 1914.

Die Lebbin war Freundin und politische Vertraute des Reichskanzlers von Caprivi und des Geheimrats Friß von Holstein. In ihrem „Salon“ verkehrten politische Leute aller Gesellschaftsklassen, namentlich jüdischen Stammes, worunter von Holstein die Hauptrolle gespielt zu haben scheint. Der f Graf W a l d e r s e e behauptete, daß in diesem „Salon“ der Sturz Bismarcks und seine eigene Enthebung vom Posten als Chef des Großen Generalstabes vorbereitet, hzm. veranlaßt seien. Der „Salon“ war lange das Zentrum aller jüdisch-politischen Intrigen, bis zum Tode Holsteins. Paasch, „Mein gutes Recht“, Zürich 1906, S. 66, 99, 100, 102—110.

Die L. übte durch ihre Verbindungen und durch ihre politische Begabung, vor allem aber durch „ihre eingehenden Kenntnisse aller in der großen Politik wichtigen Menschen und Beziehungen bis zu ihrem Tode 1915 eine geheime Macht aus, die weder durch den Rücktritt Holsteins März 1906, noch durch seinen einige Jahre später erfolgten Tod vermindert wurde. Gefragt, woher sie ihre verblüffenden Kenntnisse habe, erwiderte sie bescheiden: „Ich habe seit meinem 16. Jahr den politischen Teil der Nationalzeitung und der Kreuzzeitung aufmerksam gelesen und nichts davon vergessen.“ Da sie kein Privatvermögen hatte und auf ihre Witwenpension angewiesen war, lebte sie ziemlich dürftig, in den letzten Lebensjahren in einer kleinen Gartenwohnung in der Uhlandsstraße. Trotzdem kam alles zu ihr,

der jeweilige Reichskanzler, Außenminister, Parteiführer, fremde Diplomaten usw. Als sie, leidend geworden, täglich nur zwei kurze, halbstündige Besuche empfangen durfte, warteten Diplomaten und Politiker wochenlang, um durch eine Postkarte zu einem Besuch gebeten zu werden. Den ihr vermachten politischen Nachlaß ihres Freundes Holstein gab sie kurz vor ihrem Tode dem befreundeten Bankier Dr. Paul von Schwabach, der ihn in den ersten Tagen nach der Revolution verbrannte und damit das wichtigste Material für die politische Geschichte Wilhelm II. und die Beurteilung der Kanzlerschaften von Caprivi, Hohenlohe und Bülow vernichtete.“ — Gestalten um Hindenburg, S. 87/89.

Lebegott, Ju., Pianist und Musiklehrer, Berlin. 1887.

— „Leben“ als jüd. Koszufah zum Namen oder Titel einer Person: Sarahleben; Lateleben; Straßmannleben (f. Posen, Fall Edmund Kantorowicz) — erklärt sich aus hebräisch „nèzach jth' jeh“ (ewig soll er leben), was man in Briefen dem Adressaten oder anderen anhängt. Ähnlich bei Erwähnung Verstorbener: „schron zaddil lib' roche“, d. h. „das Gedächtnis des Verewten ist zum Segen“ = gesegneten Gedächtnisses. — Zu diesem „Leben“ vgl. unser „selig“ (Junz selig Witwe) für „Gott hab' ihn selig“. — Dr. Erich Wischoff, jüd.-dtischer Dolmetscher 1915, 4. U., S. 97.

Lebenhart, Rudolf, Ma: Türmer 1913; SB: „— ich bin auch Jude, einer, dem es nie einfallen würde, sein Judentum zu verleugnen; der aber immer dagegen aufstehen wird, wenn Schwächlinge für den Mißerfolg offensichtlicher Minderwertigkeiten das Judentum als billige Ausflucht verwendet werden.“

Lebenheim, Max, Berliner Firma — „hat 1894 durch ihre Rundschreiben an Ortsbehörden von Land- und kleinen Stadtgemeinden das Ansinnen gestellt, die Behörden möchten der Firma „vertraulich über die finanziellen Verhältnisse der ansässigen Herrenkleidermacher Auskunft geben“. Es ist ein mehr als tolles Stück, von den Behörden zu verlangen, daß sie jüdischen Geschäftsfirmen als Schlepper dienen sollen“, DsBl. 6/12.

Lebensohn, Michah Joseph Kohen, 1828—52 Wilna, hebr. Dyrker. Sein Vater Adam L. soll laut DWe 02, 4 nachts Dichter und tagsüber Vermittler in Geldgeschäften gewesen sein. Michah aber war „die schönste und zarteste Blume, die je in der armseligen, verflümmerten Juden-gasse erblühte. ... Ihn erfüllte der Glanz vergangener Epochen, der uralten Größe seines Volkes. Er glich einem Propheten der Glanzepoche, der sich in ein fremdes Land und eine fremde Zeit verirrt hatte.“ Er übertrug Vergils Aeneis aus Schiller ins Hebräische: „Die Sprache dieser Übersetzung ist meisterhaft kräftig und doch zugleich sanft und musikalisch.“

49—51 lebte er in Berlin. Er war körperlich immer schwer leidend. Seine „Epen“ über jüdische Angelegenheiten wurden von seinem Schwager Josua Steinberg als „Gefänge Btons“, 59, verdeutschet.

Lebensversicherung. Das Ansehen dieser ursprünglich sozial gedachten Einrichtung ist durch das taktlose und gefährliche Treiben ▼ Agenten herabgedrückt.

Die großen jüdischen Gesellschaften betreiben auch Volksversicherung, aus der sie ihre reichsten Gewinne erzielen. Die Anlage derselben durch Hypotheken geht aber nicht durch die allgemein übliche Vermittlung, sondern nur durch Persönlichkeiten, die mit dem Direktorium der Gesellschaft in verwandtschaftlicher oder engster freundschaftlicher Beziehung stehen.

Um sich gegen Angriffe wider ein derartiges unfittliches, ja ungeheures Treiben zu schützen, suchen sie einen aus hohen Persönlichkeiten bestehenden Aufsichtsrat zusammenzusetzen, — auch etwas, wozu Standesherrn gut genug sind.

Das also, was aus der schmeligen Hand des Arbeiters in Form der Volksversicherung gesammelt wird, fließt in die jüdischen Genießerkreise und verschafft ihnen jährliche Einnahmen, deren jede ein Vermögen für andere Sterbliche bedeuten würde. Und doch gibt es auch noch rein deutsche Gesellschaften; die Gothaer, Karlsruhe, Leipziger und Stuttgarter leisten etwas, woran keine jüdische Gesellschaft mit all ihrer Marktgreierei heranreicht, allein schon aus dem einfachen Grunde, weil



sie auf Gegenseitigkeit aufgebaut, keine solchen Gewinne den Direktoren zuweisen können, wie z. B. der frühere Direktor der Vittoria vor einigen Jahren 800 000 M. Jahreseinkommen als steuerpflichtig angab.

Es muß sich doch jeder klar sein, daß diese großen Aufwendungen für die Verwaltung auf Kosten der Versicherten gehen. Daher sind auch alle jüdischen Lebensversicherungsgesellschaften Aktiengesellschaften und auf den Gewinn des Unternehmers zugeschnitten. Alle maßgebenden Stellen sind in Händen der Juden, so weisen bei der Vittoria unter den 30 Hauptgeschäftsstellen in Berlin 20 jüdische Namen auf.

Bei Feuerversicherungsgesellschaften herrscht fast allgemein ein Kartell über ihre Bedingungen, dergleichen haben Haftpflicht- und Unfallversicherungen ziemlich übereinstimmende Forderungen. Der Charakter der jüdischen Gesellschaft offenbart sich erst bei der Schadenersatzfestsetzung. In der deutschen endigt die Abwicklung der Schwierigkeiten mit entsprechender Zahlung, in der jüdischen mit der Klage auf Zahlung. — Pol. Anthropol. Monatschrift, Juli 1918.

Leber, Dr., UP (Jur.), Göttingen 1914.

Leber, Theodor, Dr., UP (Augen), GR. \*1840 Karlsruhe. G: Prof. Adam L. // Apolline Wüstenfeld. O: 1. Alice Wüstenfeld, 2. 82 Dlh, T. v. Präses des Landeskonsistoriums in Hannover Dr. D. Meier // Julie Josef. S: Gräfers Archib. Nationalliberal. Heidelberg, Blumenstr. 8.

Lebermann, Ferd., „erblindeter“ Pianist, UC 14/12 1890.

Lebert, Hermann, gebor. Lewy, #, 1813—78 Dr. med., UP, Zürich, zuletzt Breslau. Ko: „L. schrieb mit gleicher Virtuosität in deutscher wie in französischer Sprache.“

„Er wurde geboren in Breslau, wohin seine in Berlin ansässigen Eltern auf kurze Zeit der Kriegsverhältnisse halber sich begeben hatten, studierte Medizin und Naturwissenschaften in Berlin, Zürich, promovierte hier 34, bereiste zwecks botan. Studien die Schweiz, studierte in Paris, ließ sich 38 in Weg nieder, teilte später seinen Aufenthalt zwischen Weg und Paris, verbrachte hier die Wintersemester 42—45, hauptsächlich mit vergl.-anatom. Arbeiten beschäftigt, zu denen ihn eine im Auftrage der Regierung mit Robin unternommene Reise an die Nordküste Frankreichs anregte. Nach einem Aufenthalte in Berlin während des Winters 45—46 ließ L. sich definitiv in Paris nieder, folgte 1853 einem Rufe als Prof. der med. Klinik nach Zürich, ging 59 in gleicher Eigenschaft nach Breslau, zog sich aber 74 wiederum nach Weg zurück, wo er (teils auch in Weby und Mizza) die letzten Lebensjahre bis zu seinem 1. August 1878 erfolgten Tode zubrachte.“ Pagel.

Lebert, Sigmund, gebor. Levi, Klaviertheoretiker, 1822 Ludwigsburg — 84 Stuttgart. B: Große Klavierschule. G: Stuttgarter Konservatorium, 56. Dr. h. c. (Tübingen). Cp: L. Stark.

Lebecki, Wladislaw, Berlin, Geschäftsführer der Witking-Kaffeehaus G. m. b. H., f. Widinger.

Lebey, Leiter der „Agence Havas“, Paris, die Korrespondenten und Unteragenturen in Dtschld hat. Bro 1, 206.

△Lebicus, Rudolf, f. Lothar Goldschmidt.

Leblin und Relelo, 2 Brüder, nannten sich offiziell „Kammergrafen“ des Kferr. Erzherzogs Friedrich I., des Streitbaren.

Lebrecht, Fürchtegott, JG, Lehrer an der Heilheime-Erfraimischen Anstalt, Berlin. 1800 Memmelbach, Bayr. — 76. Ma: Boff. J.

Lebrecht, Leo, „dtischer Arzt isr. Abkunft“, † Mainz 1834. — De.

Lebrecht, Paul [vgl. Seibels Leberecht Hühnchen!] = L. Paul Michaelis.

Leclache, Bernard, gebor. Jacob, Literat, Paris 1927 (WB 11/11).

Lechem, h: Brot. Thiele G.

Lechet-lull, j: Spott, Spötterei Freigeisterei. — L. machen, über die (jüdische) Religion spotten, Spötterei treiben. Thiele G.

Lechtler, Moses, Mainz, 16. Jh., Chemiker; Wolf, S. 54: „Von Jugend an beschäftigte er sich mit chemischen Versuchen. Er ging nach Italien, um daselbst noch mehr Erfahrungen zu sammeln, machte hier Bekanntschaft mit den größten Künstlern zu Rom, besonders mit einigen Malern, welche sehr von ihm in der Kunst, die Farben zu mischen, lernten. Er wurde ersucht, einen Traktat über die Chemie herauszugeben, und besonders über gewisse Farben, die niemand so künstlich zubereiten konnte als er, allein er starb 1559 und sein Manuskript blieb unvollendet.“

Ledert, Heinrich, \*1876; G: Bruno L.; — Journalist, Stotterer, Berlin. Er erhielt 1896 wegen verleumderischer Beleidigung des Auswärtigen Amtes durch die Presse 1½ Jahre Gefängnis. (S. Friedländer, Prozesse 4, 127 ff.). Er muß in seinem Berufe sehr aufdringlich, naseweis und renommitisch gewesen sein; f. v. Lüchow. WM.

Ledert, Hirsch, Anarchist, schloß 1902 auf den Gouverneur von Wilna, General v. Wahl. Die Berliner Presse stellte daraufhin Herrn v. W. als Tyrannen und „Henker von Wilna“ hin, der wehrlose Menschen zu Tode peitschen lasse, während sie den Mordbuben Ledert als Märtyrer pries und, um den Juden nicht erkennen zu lassen, seinen Vornamen unterschlug. Später stellte sich heraus, daß von Wahl niemand zu Tode hatte peitschen lassen, und daß in Wilna auch nicht das Blut der Juden, sondern das Blut des tapferen, alten Generals geflossen war, der von 3 Kugeln aus dem Hinterhalt fast tödlich verletzt worden war.

StbgrB 30/5 02: „Aus den Untersuchungen nach dem Attentat ging hervor, daß die Juden in der revolutionären Bewegung Rußlands eine Hauptrolle spielen, und daß ganz Rußland von einem Netze geheimer Judenvereine übersponnen ist, die auf eine gewaltsame Umwälzung hinarbeiten. Die Juden wissen, daß ihnen das autokratische Rußland die politische Gleichberechtigung niemals gewähren wird, und darum trachten sie mit allen Kräften nach einer Revolution, um unter der neuen Ordnung der Dinge das Joch der Rechtsbeschränkungen abzütteln zu können. Das Ministerium des Innern hat sämtliche Gouverneure angewiesen, die Judengemeinden und Synagogen strenge zu überwachen und alle Judenvereine unter polizeiliche Aufsicht zu stellen, ebenso die jüdischen Druckerereien, nachdem zahlreiche mit jüdischen Lettern gedruckte revolutionäre Flugschriften aufgegriffen worden sind.“

Ledert, der später noch mit Bogolepow den Minister Szijagin ermordete, wurde 04 hingerichtet. Auf dem Schafott wies er den Rabbi zurück und rühmte sich noch seiner Heldentat. Der „Vorwärts“ schrieb über den Meuchler: „Der Name des Märtyrers Hirsch Ledert wird im großen Buch der Leiden und Kämpfe des Proletariats mit goldenen Lettern verzeichnet bleiben. Doppelt heilig ist das Andenken an ihn dem russischen kämpfenden Proletariat, in dessen Reihen er noch bis vor einigen Monaten (in Jekaterinoslaw) gestanden hat, und vor allem — dem jüdischen, den in Rußland dreifach geknechteten „Parias unter den Proletariern“, aus deren Mitte er hervorgegangen, deren Kampforganisation ihn erzogen, ihm Heldennut und unerschütterlichen Glauben an die heilige Idee des Sozialismus eingebläht, ihn gelehrt hat zu kämpfen — und zu sterben.“

WZ zählte in seiner Mut noch im Sept. 1903 (StbgrB 27/9) den inzwischen genesenen General v. Wahl zu den bestgehabten Machthabern Rußlands. „Es ist weit und breit im Zarenreiche bekannt, daß er vom Posten des Petersburger Stadthauptmanns entfernt wurde, weil er die Bestechlichkeit in zu starkem Maße betrieb hatte. Nicht nur die Zivilbevölkerung, sondern auch das russische Heer wird mit der Ernennung v. Wahls unzufrieden sein.“

Decomte & Bloß, Bankhändler, Paris. Meite Jan. 1914: Ungedecktes Defizit 3 Millionen Fres.! Unter denen, die Strafanzüge gegen das Haus erstatteten, waren auch der Erzbischof von Lyon, sowie die Bischöfe von Bourges und Alençon. 8 von der Firma gegründete Unternehmungen, die Französisch-Niederlän-

dische Gef. für Handel und Ackerbau, Gef. zur Ausbeutung der Mangan-Erzlager von Chorol und die Kanadische Kohlenkompagnie, die zusammen Aktien von dreißig Millionen ausgaben, sind notleidend, so daß die Aktionäre sich der Strafanzeige angeschlossen.

**De Corbusier, Paris.** S: L'esprit nouveau. Alexander von Senger: „Krisis der Architektur“, Zürich 1929: „De Corbusier ist der Architekt der Revolution. Seine Sprache ist die der Esketa, sein Vaterland die Anarchie. Was er und seine Gefolgsleute vom „Esprit Nouveau“, die Kostromitski; Ozeanfant; Lebedinski; Henry Herz; Robert Aron; Iwan Goll; Jean Epstein; Malakowitsch; Salina Jzdebka als neues Kunstevangelium bringen, sind bolschewistische Plazpatronen, eingewickelt in „ästhetische“ Phrasen. Wir stehen vor einer „ästhetischen“ Verschwörung gegen die arisch-christliche Kultur als Parallelercheinung zu der zielgleichen „philanthropischen“ Verschwörung der Freimaurerei. Findet die Freimaurerei in Lenin ihre politischen Ideale verkörpert, so sieht De Corbusier in Lenin den Held unserer Zeit! Was konnte den Sowjetterroristen näher liegen, als einen solchen Fachmann zu berufen? (Siehe auch Sig. I, S. 1085 und III., S. 805 u. folg.)

Zu diesen bolschewistischen Kunstapachen fand sich auch der „rote Prophet der Weltrevolution“, der „Bnai-Britz“-Finanzmagnat Walter Rathenau; dieser ungekrönte König der Juden nannte im „Esprit Nouveau“ den Bolschewismus die Fackel, die den Orient erleuchtet.“ Schweizerbanner 1/4 1930.

**Lechynski, Dr.,** Ladislaus, gebor. Bernhard Tattelbaum, österr. Regimentsarzt, 1838 Kolomea — 08 Demberg; # 67. — S.

**Leder-Interessenten-Sachverständigenkommission** setzte sich 1901 (Deutsche Gerber-Z. 28/12) zusammen aus: Gruppe Lederhandel: Wilhelm Bolle, Max Brauer, Siegfried Fürst, Victor Klein, Ju. Lewin, Hugo Naphthal. Lederkommissionäre: Heinrich Kruse, Louis Schlesinger. Felle und Häute: Moritz Kristeller, Max Liebes, Max Salinger, Willy Schlesinger, Albert Schwarz. Lohgerberei: Otto Wsch, Martin Salomon. Glacégerberei: Hermann Meyer. Schuhfabrik: Direktor Diebmann, Otto Weigel. Portefeuille- und Lederwaren: Hartwig Goldschmidt.

„Wer bei einer Differenz diese Kommission zum Schiedsrichter gegen Juden anzurufen hat, wird das mit besonderer Freude tun.“ DW 5/1 02.

**Lederer, Bombarbschwindl,** s. Bergmann Paul/Sally. **Lederer, Abraham, JG,** Dir: Jsr. Lehrerseminar, Budapest. 1827 Libochowitz — ? B: Heimatskunde, 59; Method. Leitfaden zum dtischen Sprachunterricht; Hires Emberel Jsmertets Jelei (Charakteristiken berühmter Männer), 96.

**Lederer, Emil, Dr.,** Uß (Soziologie), Heidelberg. Woff. Z. 2/7 1929.

**Lederer, F. C.,** Berlin G. 19, Kurstr. 37. Buchh. u. Antiquariat. Seit 1851. Inh: Franz Seeliger, Geschäftsführer: W. Lichtwig. 1914.

**Lederer, Friz, Maler und Radierer, B.-Galensee,** \*1880 Königsberg. Eger. — DWB 1912: „Man rechnet ihn zu den Modernen, aber seine prägnante Eigenart erinnert an die scharfen Holzschnitte altdtischer Meister.“ DWB 1916, 4: „Viele brachen im Feld zusammen, da ihre Kraft nicht standhielt. Auch Lederer, der in den ersten Tagen der Mobilmachung bereits zu seinem Egerländer Regiment geeilt war und in den vordersten Reihen fast ein Jahr lang tapfer gekämpft hatte, mußte sich beugen und wurde, bis zum äußersten erschöpft, in das Kratauer Festungshospital eingeliefert. So entstanden im Lazarett die 10 Radierungen, die, zu einer Mappe vereint, das Kriegstagebuch des Friz Lederer darstellen, aber in ihrer absichtsvollen Naivität schwer enttäuschen.“

**Lederer, Georg, Kammer Sänger, Schlachtensee.** \*1843 Marienburg (Westpr.). O Mathilde Reiffig.

**Lederer, J. Joachim, Dr. jur.,** 1808 Prag — 76 Dresden. „Sein Vater, Kaufmann, lebte als solcher fast immer in Wien, während seine Familie in Prag wohnte.“ Joachim erhielt durch Hauslehrer eine mangelhafte Erziehung, studierte 1 Jahr Medizin und dann

die Rechte. „Auf Anstellung an einer Universität, wofür er Neigung und Kenntnisse hatte, mußte er verzichten, weil er nach dem österr. Gesetze als Jude eine solche Stellung nicht annehmen durfte. Er versuchte es daher mit der Advokatur; allein da es ihm an einflussreichen Verbindungen und zugleich an dem richtigen Takt fehlte, so kam er auf keinen grünen Zweig. Er wendete sich nun beinahe ausschließlich der Schriftstellerei zu“, und schrieb viel Humoristisch-Satirisches und Lustspiele: Häusliche Wirren, Geistige Liebe (beide nur als Manuskript gedruckt); Weibliche Studenten; Rettende Tat; Kranker Doktor; Die 2 Kranken. Brül.

Laube sagt über deren Dialog: er habe etwas Heimatliches, dessen Witz durch seinen österreichischen Inhalt das österreichische Publikum zu behaglichem Lachen stimme. Seine Stücke ergehen durch geistreiche Wendungen und echte komische Situationen, was ihnen an vollendeter Komposition und Charakteristik abgeht. (Vgl. auch Bartels, Literaturgesch. II, 719.)

**Lederer, Josef, Opernsänger,** 1853 Großwardein — 99 Selbstmord. Ro.

**Lederer, Robert, österr.-ungar. Bizekonsul,** Manchester, 1912. JB.

**Lederer, Seligmann, Edler von, österr. Major,** 1829 Wodnian, Böhmen. — 04, ebda.

**Lederer, Siegfried, Ro., Dr.,** GA, Prag. \*1861. G: Lehrer. O Misch. Er studierte und journalisierte in Graz. „Damals entstand sein erstes Buch: Aus sonnigen Landen (Novellen aus Ital. und span. Originalen), eine Bearbeitung von Ferrari's Giovine ufficiale, die unter dem Titel „Geheimnis des Herrn Marchese“ am Berliner Residenztheater aufgeführt wurde, ferner eine freie Bearbeitung von Salvatore Farina's Erzählung Il Signor Jo. 84. Lehrte er in Prag. Mit dem Oberregisseur des deutschen Landestheaters dort, Karl Straup, bearbeitete er Dumanoirs „Des femmes terribles“; das mit dem Titel „Unter uns“ im Berliner Wallnertheater aufgeführt, sehr gut gefiel. Gleichzeitig erschienen Castelnauovo's ausgewählte Novellen, von E. eingeleitet und frei bearbeitet. Mittlerweile war er zu der Familie des Prof. Dr. Otto Kellner in freundschaftliche Berührung getreten; ein glücklicher Zufall ließ ihn in dem Hause desselben eine neue Handschrift von Arrians Anabasis entdecken. Seit 87 ist er in Wien am Staatsgymnasium Prof. der klassischen Philologie.“ Hinrichsen.

B: Solapül; Bulowina; Olympia. Ue: Murger; Gallina; Andersens Bilderbuch; Kronprinz Rudolfs Orientreise und Grimms Märchen [in Solapül]; Ferretti; Keera; Monnier.

**Lederer, Victor (Siegwart Gaerber), Dr. phil. et jur.** Wien. \*1881 Prag. G: L. // Engel. B: Mehrstimmige Tonkunst, 09; Keltische Renaissance. Impresario des Geigers Bronislaw Houbermann und der „Geigerfee“ Bivia de Barenas. Ma: Frankfurter Z.; WZ; N. Fr. Presse; Leipz. N. Nachr.; Signale. — GA: Musiklit.-Blätter.

**Ledermann, Dr.,** Amtsrichter, Pößned, wurde 1903 für die Landtagswahl aufgestellt. — SigbrZ 10/10: „Man muß sich in der Tat fragen: haben denn die Pößnedler keinen deutschen Kandidaten gefunden? Muß es denn immer ein Jude sein?“

**Ledermann, v.** 1883 nobilitiert in Sachs.-Cob.-Gotha, GG.

**Ledermann, M. & Co.,** Verlag, Berlin W. 50, Nürnberger Str. 35. Inh: Max L. und Moriz Lewy. 1914.

**Ledermann, Moriz, Armeelieferant,** verhaftet 1915; Budapest. s. Wela Baruch Kohn.

**Ledin.** „Wie der Reichskanzler meldet, ist dem Landgerichtsdirktor Ledin der Charakter als Geheimer Justizrat verliehen worden. Wir stellen bei dieser Gelegenheit fest, daß Ledin Jude ist und früher Ledin hieß.“ DWI 11/7 1914.

**Ledner, G.,** Geh. Kommissionsrat, Ritter höchster Orden, früher Inhaber der gleichnamigen, jetzt von Jacques Mahler besessenen Theateragentur, Impresario erster Künstler, mit über 100 000 M. Jahresverdienst (!).

**Ledniğer, Chaje,** verehel. Wajnszol, mos. Sprachlehrerin, Berlin, Fehrbellinerstr. 12. Inform.-Br. 15/5 1930.

**Lebóchowski**, Kasimir Gf. v., Ostr. Offizier. a. D. 1889 O ▼ v. Haymerle. SW.

**Lebrun et Cie.**, Lebensmittelimporteure, Paris. — Drumont La 1891, 117.

**Lee, Ella** = Ella Levy.

**Lee, Heinrich** = Heinrich Landsberger.

**Lee, Sidney**, gebor. Simon Lazarus v. Salomon Levy, Str. 113 (Engl.), London W. 108 Bergham Gardens, Kensington, \*1859 London. S: National Biography. — Er schrieb ein Leben Shakespeares und eins der Königin Viktoria. 03 Vortragsreise nach den Ver. Staaten; Präses der „Johnson Sy“. JWB 1922 (S4).

**Leebow, van der**, gebor. Rudolf Cohn, Dr. jur., Referendar, Berlin, wurde von Carl van der Leeden, der 1902 zu Berlin W., Viktoria-Luise-Platz 1, wohnte, und dessen Gemahlin Clara, geb. v. Dominika (verstorben zu Berlin 11/8 1902) an Kindesstatt angenommen. DZBl 18/5 1929; WM.

**Leef, Ieep**, Ieff, j: schlau, gewandt, energisch, von h: Ieb, Herz, Weherzheit. — Wischhoff J.

**Leemoen, van, A.**, Köln a. Rh., Kl. Sandkaul 16. Mgl. d. Zentral-W.'s. 1908.

**Leers**, Reinhard v., \*1872 Schönfeld, Medl.; 03 O ▼ v. Hellmann (Sb). SW.

**Leeser**?, Hans, Dr., Ministerialrat im preuß. Ministerium für Handel und Gewerbe; O ▼ Marie Louise Liebermann v. Wahlenborff, aus jüdischer Familie. — Inform.-Wr. 1/8 1929.

**Leeser, Isaal**, 1806 Neuentirchen i. B. — 68 Philadelphä. Er kam 24 nach Amerika, wo ein Onkel von ihm, Palma Kehiné in Richmond, Va., wohnte, und wurde „der 1., der die Predigt in der Landessprache in Amerika eingeführt und durch die englisch von ihm redigierte Monatschrift die Intelligenz unter den Juden Amerikas gefördert und die Liebe zum Jdtn. wieder geweckt hat; der 1., der die Bibel, das Gebetbuch, ein Religionsbuch und andere Schriften ins Englische übersetzte und der, schon als junger Mann, zur Verteidigung der Juden sprach. Durch seine Bemühungen entstand in Philadelphia eine theologische Fakultät (Waimonides' College), deren Präses und Lehrer er war. 40 Jahre Rabbi in verschiedenen Gemeinden Philadelphias.“ Rauberling. S: The Occident and American Jewish Advocate, 43—68. B: The claims of the Jews to an Equality of rights (41). Ue: Bibel.

**Leeser, Max**, GRM, Bankpl. 1, Hildesheim. Dir: Hildesheimer Bank. Präf. UR: Hannoversche Bodentredit, Hildesheim; Hildesheim-Weiner Eisenbahn; Helldburg, Hildesheim. UR: Bleichert'sche Braunkohlen, Reutkirchen-Whhra; Braunschweiger Privatbank; Hannoversche Bank; Zucker R.-Wanzleben. Kurator: Preuß. Hypotheken-Alt.-Bank, Berlin. 1914.

**Leeser, W.**, Inhaber des Warenhauses Gebr. Alsberg, Hagen. DZBl 18/10 1913: „Leider gibt es immer noch kleine Kaufleute, die der Anschauung sind, jüdische Buzare und deren Inhaber könnten ihre Belange vertreten.“

Die „Hagener B.“ 1/10 13 bringt ein Eingefandt: „Der Wahlauschuß des Hagener Rabatt- und Handelsschutzvereins hat für die Stadtverordnetenwahlen ein Mgl. des Vereins, Leeser, aufgestellt. ... Die Kandidatur ist durchaus nicht glücklich gewählt. Viele der 500 Mitglieder sind der Anschauung, daß die Firma Alsberg ebensogut ein Warenhaus ist wie Sinn & Co. und Hermann Kornblum und deshalb aus dem Rabattverein ausgeschlossen werden müsse. ... Daß aber die Mitglieder des Rabattvereins in dem Besizer eines verkappten Warenhauses den richtigen Vertreter des Kleinhandels und Gewerbetreibenden erblicken sollen, ist etwas viel verlangt. Die Rücksichtslosigkeit, mit der das Großkapital die Existenzen zahlloser kleiner Geschäfte gefährdet und vernichtet, bildet eine Gefahr für den Detailisten ... und es wäre gut, wenn der Verein den angegriffenen Beschluß noch zeitig ändern würde.“

**Leffargue, Paul**, Schwiegersohn von Karl ▼ Marz. Hauptführer der Sozialdemokratie in Frankreich. B: „Jüdische Rache“, in der Humanité, Dez. 1907.

**Leffcourt, A. G.**, Architekt, baut den höchsten Wollenträger der Welt am Broadway - New York, 1050 Fuß hoch, zu 30 Millionen Dollar. JWB 22/11 1929.

**Lefebvre, Rinderschänder**, hauste Anfang der 1890er Jahre Berlin, Emdener Str. 1, wo der Schuhmacher M. mit seinem Weib und einem blonden Mädchen von 7 und einem Knaben von 4 lebte. A. hatte sein Geschäft Turmstr. 7. —

Dämonen der Unzucht, S. 64: „Lefebvre mißbrauchte das 7jährige Töchterchen der M. auf die niederträchtigste Weise. Als die Mutter sich mit dem Kinde hierauf zu dem Arzte Dr. ▼ Kann, Turmstr., begab, wurde sie brüskt abgefertigt; das Kind sei überhaupt nicht krank, obwohl dasselbe noch lange nachher an den Folgen der geschlechtlichen Vergewaltigung zu leiden hatte. A., dem bei der Geschichte nicht ganz wohl war, versuchte die M. durch Geld zu bewegen, die Sache nicht anzuzeigen. Frau M. ging aber zu einem andern Arzt, und dieser bestätigte, daß das Kind das Opfer einer Vergewaltigung geworden. Hierauf machten sie Anzeige, und A. wurde gefänglich eingezogen. Der arme deutsche Vater des Kindes hatte sich die Sache so zu Herzen genommen, daß der bisher kerngesunde Mann in wenigen Tagen infolge der Aufregung durch einen Schlaganfall dahingerafft wurde. Die Frau des A., der am Tode des Bedauernswerten schuld war, erklärte: „Es wäre den Leuten nur Recht geschehen, warum hätten sie die Geschichte an die große Glocke gehängt. So lange sie selbst noch einen Tropfen Blut in den Adern habe, werde sie auch der Frau M. keine Ruhe lassen. Sie solle noch daran denken!“ Die Verhandlung — vor der 3. Strafkammer Landgericht I — endete mit der Verurteilung des Angeklagten zu 3 Jahren Zuchthaus. Was mit Dr. Kann geworden ist, der auf sein ärztliches Gewissen erklärt hatte, daß dem Kinde nichts geschehen sei, darüber schweigen die Akten.“ — WM.

**Lefebvre, Anton**, „äußerst raffiniertes Einmiedel“, \*1855 Belfort.

Bremer Nachr. 6/6 1914: „A. hat, trotzdem in der Presse eingehend gewarnt wurde, in München am 19/4 seine Tätigkeit mit Erfolg ausgeübt. Er kam in eine zu vermietende Wohnung, besichtigte sie und wußte nun das Dienstpersonal mit der Bitte, ihm ein Metermaß, eine Schnur oder ein Glas Wasser zu geben, wegzuladen. Bei dieser Gelegenheit stahl er Juwelen von 3800 M. Er wird beschrieben: Ende der 50er, 1,60 Meter, melierte Haare und englisch gestuhter Schnurrbart, große, an der Stirn beginnende Gläse auf breitem Schädel, südländischer, vielleicht auch jüdischer Typus; er trägt schwarzen Gehrock oder Überzieher, dunkelgestreifte Hose, schwarzen steifen Filzhut und gelben Spazierrod. A. nennt sich: Emil Meister; von Rünaß; Willig; Dillinger; von Fersen; Fiedler; Breitner; Kurt Krieger; Höppler; Förster; Frankenberg.“

Den „südländischen, vielleicht auch jüdischen Typus“ kann man sich getrost schenken; die Namenssammlung dieses Herrn beweist, daß man es mit einem Waschechten zu tun hat, — meinten die DZBl 24/6.

In der „Amtlichen Bekanntmachung“ der Königl. Polizeidirektion zu München, vom 22/4 hatte gestanden: „Lefebvre, der einen südländischen, wahrscheinlich jüdischen Typus hat ...“ Das „wahrscheinlich“ haben die Bremer Nachrichten in ein „vielleicht auch“ in echt liberalem Mannesmut umgewandelt.

**Lefebvre** [altfranzösisch: der Schmied, später durch forgeron verdrängt, aber in der Zusammensetzung „orfèvre (Goldschmied)“ erhalten], französische Juden.

**Leffson, August**, Dr. phil., DZ, Berlin. \*1877 Meiningen. B: Immermanns Alexis, 04. S: Mörike. —

DZBl 13/3 13: „Daß jetzt eine Bearbeitung und Auswahl der Werte von Ernst Moritz Arndt im Dtschen Verlagshaus von Bong & Co., erschien, an der ein Herr Leffson mitgearbeitet hat, ist von besonderer Bedeutung. Vielleicht unterzieht sich einer unserer Freunde der Arbeit, durch Vergleiche festzustellen, wo und wie Herr Leffson ausgewählt und bearbeitet hat. Hat Arndt doch allerlei geschrieben, was Juden unlieb ist. Und solche Stellen werden bekanntlich planmäßig mit der Zeit aus unserem Schrifttum ausgemerzt, wie wir schon oft nachgesehen haben.“

**Leffson, Ju.**, Finanzrat, Reichstr. 8, Gotha. Dir: Bank für Thüringen Strupp, Meiningen. UR: Friedrich

Andreas Berthes; Gothaer Waggon Bothmann & Glüd; Mitteldeutsche Bodentredit. 1914.

Deflowik, Dr., \* außerhalb Englands, zu dessen „bedeutenden Chemikern er zählt“, DWe 1911, 4.

Defmann, Salomon, Dr., UP (Sanskrit), Heidelberg. 1831 Zelgte — 99. Erst Lehrer an einer kleinen Judenthule Westfalens, auch in Uppstadt, und 64 „zum Gymnasiallehrerberuf ohne Glaubenswechsel nicht zugelassen, ging er zum Studium des Sanskrit nach Paris“; 70 UP. Sein Werk über „Bopp“ erhielt einen Preis. In Vorträgen über das „Judentum unter den Völkern“ behauptete er: „semitische und arische Sprache sind ausgesprochen eins“, Giese 74. O Gilti Blach, †99.

**Defmann & Löwenstein, Firma. Medlenburger Warte 7/12 21:**

„Als ich vor etwa 14 Tagen in Berlin war, besuchte ich eine mir bekannte Dame, die in einem Modehause für Damen der besseren Kreise Angestellte ist. Diese erzählte mir nun etwa folgende Begebenheit, die sich bei ihrer Firma (Defmann & Löwenstein (!) Zentrum 49) zugetragen hat: „Meine Vorgesetzte ist eine Stodfranzösin, und bei jeder Gelegenheit, bei welcher ich mit ihr zusammentreffe, oder wenn sie mir gelegentlicher Geschäfte etwas zu sagen hat, bringt sie auch ihr Gespräch auf Deutschland und das deutsche Volk, wobei sie sich dann in den frechsten Redensarten gegen die Deutschen ergießt; wie z. B. die Deutschen mit ihren dämlichen Gesichtern, die Deutschen stinken alle von weiter Ferne, die Deutschen sind nicht wert, daß die Sonne sie bescheint, Deutschland müßte ganz und gar französisch werden, und die Deutschen müßten jeden Tag was mit der Peitsche bekommen. Diese und andere gemeine Beschimpfungen erlaubt sie sich jedesmal, wenn sie glaubt, daß nicht alles nach ihrer Peise tanzt.“

Als ich ihr nun sagte, warum sie denn noch hier in Deutschland bliebe, deutsches Geld nähme und deutsches Brot esse, meinte sie, für Defmann & Löwenstein unentbehrlich zu sein. Da mir nun neulich die Beschimpfungen doch zu arg waren, ging ich zu Herrn Defmann und sagte ihm, „er möge der Direktrice verbieten, daß sie sich erlaube, andauernd über die Deutschen zu schimpfen und sich solch gemeiner Redensarten zu bedienen; wenn sie das nicht unterlassen würde, müßte ich meine Stellung kündigen, da ich mir nicht mehr anhören will, wie mein Vaterland beschimpft und beschmutzt wird.“ Herr Defmann antwortete mir darauf, ich solle mich

nur beruhigen und bleiben, da die Leiterin ja nun mal solche Launen habe, die ja wieder vorübergehen, und entlassen könne er solche Kraft nicht.“

Ich frage nun jeden anständig denkenden Deutschen, warum brennt man solche Pest nicht aus, und warum laufen deutsche Damen der besseren Gesellschaft noch bei derartig gesonnenen Geschäftleuten; wo ist das empörte deutsche Gewissen dieser Damen, die sich dort noch länger bedienen lassen??

Nun ist ja anzunehmen, daß die wenigsten Kundinnen von der Anwesenheit dieses rabiaten französischen Frauenzimmers und noch weniger von deren schamlosen Treiben Kenntnis haben, daher sei an dieser Stelle das Gebaren jener „Dame“ der Öffentlichkeit bekannt gegeben. Restlos aber zu verurteilen ist das Verhalten der Firma Defmann & Löwenstein, die derartige Gemeinheiten in ihrem Geschäft duldet, ohne energisch durchzugreifen. Als ob es nicht genügend tüchtige, deutsche Leiterinnen dieser Branche gäbe, die nicht solche „Launen“ besitzen wie die Herrin Defmann so „unentbehrliche“ Dame de Paris, auf welche dieser Herr sonderbarer Weise so zarte Rücksicht nimmt, die er seinen deutschen Angestellten verweigert. Freilich für deutsches Fühlen und Denken haben Leute wie Defmann und Löwenstein anscheinend wenig Verständnis, das war schon immer so, davon legte bereits vor Jahrzehnten der Kompagnon des sozialdemokratischen Häuptlings Singer ein beredtes Zeugnis ab, der seinen weiblichen Arbeiterinnen anläßlich der Bitte einer Lohn-erhöhung riet, abends auf die Straße zu gehen. Was kümmern sie die Gojims? Faine Peite, diese Apfelbaum, Treppengeländer und Wasserschlaim. Aber die deutschen Frauen dürften sich wohl nunmehr hüten, von der famosen Französin bedient zu werden, die sie am liebsten tagtäglich mit der Peitsche traktieren möchte. Und die dennoch sich dadurch nicht abhalten lassen, je nun, sie werden sich französische Parfüms anschaffen müssen, damit sie dem edlen Niechorgan dieses Frauenzimmers nicht auf die Nerven fallen. Besser sind sie dann auch nicht, wie diese Megäre aus Paris.“

Refranc, f. Staat im Staate.

Refranc, Carl Adolf, 1779 Ubo —? Schwed. Oberst; 1818 nobilitiert. O ▼Margaretha Sophia Frae nd e l l.  
R: Töchter. De.

Reffon [Reyhohn], C., Dr., SM. B: Anti-Stöder, Berlin, bei Mag Schildberger, 1879.

Reghand, Paul, Dr., \*1876 Braunschweig, kam als Jünger ▼Reinhardt's als Theaterintendant nach Freiburg i. B., wo er viele Mitglieder auf die Straße setzte, und dafür Leute, die er in Berlin „unterrichtet“ hatte, einstellte. Für Verdis „Aida“ ließ er Kostüme und Dekorationen von der berühmten Kunstgewerblerin, der „zu Gast gebetenen“ Frau Else ▼Oppler, entwerfen, die zugleich Frau Dr. Reghand und eine Schneiderin ist, die in Berlin früher ein „Atelier“ hatte. B: Münchener Bühne und Literatur im 18. Jahrhundert; Das dtische Theater. — Ende 1930 Intendant Stadttheater Erfurt.

Regradi, UB, Budapest, — #, Jüdisches Volksblatt, Wien, 2/8 1901.

Rehar, Franz, Theaterkapellmeister, Wien. \*1870 Komaron, Ung. C: Militärkapellmeister Franz R. // Christine Neubrandt. R. wurde wegen seines Namens, in dem man eine Umkehrung von Rabel sah, und seiner ganz fürchterlichen Operetten wegen (Göttergasse; Zugheirat; Mann mit 3 Frauen; Graf von Luxemburg) oft für jüdisch angesprochen. Näheres über die Rasse war noch nicht zu erfahren.

Der von seinen beiden jüdischen Mitarbeitern Viktor Leon und Leo Stein „verfälschte“ Text zur „Luftigen Witwe“ ist aus einer vor Jahrzehnten in Paris ohne Erfolg aufgeführten Operette „Der Gesandte“ (V' Embassadeur) wörtlich abgeschrieben, oder wortgetreu übersetzt worden, wobei die „Textler durch Hinzufügung der Orisetten“ das schon an und für sich blöde Stück noch mehr zu verstumpfsinnigen vermochten. Das Hauptmotiv im Schlager der Witwe, den Musikstrenenwalzer, wird von Musikverständigen auf Parsifal zurückgeführt. WM.

Lehfeld, talentvoller Schüler — C: RA R. // Friedländer, Berlin, Potsdamer Str. — mußte 1900 aus dem Rgl. Wilhelmshgymnasium in B. wegen Beleidigung des Kaisers entfernt werden. Er hatte beim Breslauer Attentat bedauert, daß jenes verrückte Weib nicht besser getroffen, und hatte beleidigende Karikaturen gezeichnet. — Dieser Wocher sagte und tat gewiß nur das nach, was er bei den Erwachsenen gesehen und gehört hatte.

Lehfeld, Karl, 1811 Breslau —91, Dr. med., SM, Berlin, schrieb für das Ministerium über die Abnutzung des Eisenbahnpersonals. — Pagel.

Lehfeld, Leonhard, 1834—76, C: Buchhändler R. Er war Stadtrichter, Bibliothekar, Sekretär des National-liberalen B.'s und Mgl. des preuß. Abgeordnetenhauses, Schmiegerjohn und Nachfolger Joseph Lehmanns in der Leitung des „Magazins für Literatur“, Berlin. B. Auerbach 11, 300: „... Eben indem ich dies Blatt weglegen will, erhalte ich die Nachricht, daß mein Lieber Freund, Stadtgerichtsrat Lehfeld, der mir einer der Liebsten Menschen hier war, gestern gestorben ist. Ich war noch vor wenigen Tagen bei seiner Mutter, und der Kranke [Brightsche Nieren] klagte oft selber darüber, daß seine Stimmung den Angehörigen das Bild seines Lebens zerstöre. Der Tod des so tüchtigen und grundguten Mannes geht mir sehr nahe. ...“

Den 26. Dezember.

Ich war gestern bei den Angehörigen meines verstorbenen Freundes R., er starb bei voller Besinnung und nahm von allen Angehörigen dankvollen Abschied. Er beklagte, daß er am Weihnachtstag sterbe und so seinen Kindern den Freudentag für immer zum Todestag mache.“

Lehfeld, Otto, Ro, 1825 Breslau —85 Weimar, Shakespeare-Darsteller und Ehrenmitglied des Weimarer Hoftheaters.

M. Grube, „Am Hofe“, S. 101 ff: „Er war nicht nur eine der markantesten Bühnenerscheinungen, denen ich je begegnet bin, sondern eine der merkwürdigsten Erscheinungen überhaupt. Ich habe ihn freilich erst kennengelernt, als er eine Ruine war, aber sie zeigte noch deutlich die Linien des einstigen mächtigen Baues. Mit ihm schied der letzte Vertreter des grandiosen Romö-diantentums aus der Welt. Wie ein Schemen aus vergangenen Zeiten schritt er in seinen letzten Lebensjahren über die Bretter. Den Mimen sah man ihm freilich schon aus der Entfernung an, weitausholend, mit etwas steifem Gangwerk, als umschiente auch außerhalb der Bühne der Ritterschuh seinen Fuß. Hoch trug er die mächtige Gestalt, nur das scharf geschnittene, zerrissene gelbgraue Antlitz unter den schwarzgefärbten Locken, aus dem die funkelnden Augen, von buschigen Brauen beschattet, hervorleuchteten, hielt er gesenkt wie ein nach Raub ausspähender Adler.“

Seine Bewegungen waren kurz und lebhaft; der alte Shakespeare-Interpret paßte sich auch im Privatleben dem Worte an, und das kam hastig und stoßweise aus dem schmaltzigen und zahnlosen Mund, dem an Stelle der klaren Worte oft seltsame Zischlaute entfuhrten. Wenn er redete, zuckte das ganze Gesicht, die Brauen hoben und senkten sich beständig, das Auge rollte unablässig hin und her. Dabei sprach der Schwerhörige meist sehr laut und mit einem dramatischen Akzent, den wir heute komödiantenhaft nennen würden, der aber bei ihm durchaus überzeugend klang. In raschen, abgerissenen Sätzen streute er kühne Hyperbeln verschwenderisch aus. Dazwischen gab es lange Stimmungs- und Spannungspausen. Rastengleich prasselte dann die meist über-raschende und wirkungsvolle Schlussspitze hervor. Seine größte Leistung soll der Lear gewesen sein. Zu dieser Riesenaufgabe mußten ihn sein leidenschaftliches Temperament, das Unstäte seines Wesens und seine gewaltigen Stimm-Mittel besonders befähigen. Wenn er von Lear sprach, so nannte er ihn „den verrückten Kerl“. So pflegte er

auch sich selbst zu bezeichnen. Othello war der „schwarze Kerl“ und Richard „der böse Kerl“. Den Othello gab er als kohlpechrabenschwarzen Mohren und in orientalischer Kleidung. Daraus läßt sich schon entnehmen, daß er mehr der afrikanische Wilde war als der „edle Mohr, den Leidenschaft nicht rührt“.

Shylock gab er „in Rittersstiefeln“, ganz in der Spielweise der kraftgenialischen Periode. Nebenbei gesagt auch in wirklichen Rittersstiefeln. Offenbar war es ihm zu unbequem, Schuhe und Strümpfe anzuziehen, die gelben Stiefel waren ihm gewohnter, man sah sie deutlich unter dem langen Gewande. Dementsprechend war auch seine Darstellung des Juden. Dieser Shylock hat offenbar ganz Venedig gepachtet und brüllte die großen christlichen Handelsherren und Senatoren an, als ob sie seine Pächter wären. Daran mochte nun seine Schwerhörigkeit Schuld sein, aber auch die sonstige Art, des Spielers zeigte, daß L. einer feineren Charakteristik nicht fähig war. Der „königliche Kaufmann Antonio“ hätte ein recht tüchtiger Herr sein müssen, wenn ihm diesem Shylock gegenüber nicht aufgegangen wäre, daß er mit dem Eventual-Fleischlieferungsgeschäft die größte Dummheit seines Lebens beging.

Über in der Tubalszene konnte man noch die Löwenklaue erkennen. Elementarer Haß und Wut — das war sein Herrschaftsgebiet. Geschrien hat er übrigens schon immer gern.

Seine Wohnung lag im ersten und einzigsten Stock eines kleinen Häusleins. Eine schmale steile Treppe führte hinauf, sie erinnerte wirklich an eine vergrößerte Hühnerstiege. Das Zimmer, in das ich trat, war so niedrig, daß ich bequem mit der Hand hätte an die Decke langen können. In der tiefen Nische an einem der kleinen, fast quadratischen Fenster saß eine alte, kleine, rundliche Frau und nähte. „Das ist sie“, sagte der große Otto L., „das ist sie, meine Luise“, und dabei zitterte seine Stimme im sanftesten Tremolo, dessen sie fähig war. „Junger Freund! Achtung! Hochachtung! Dieser Frau dankt Dtschld

den Otto Lehfeld! Sie hat ihn betreut, behütet. Wie oft hat sie mir gut zugeredet, wenn ich verrückt war. Sie wissen doch, ich war oft verrückt. Wie manches liebe Mal habe ich abgesagt, weil ich heiser war. Das heißt, ich war garnicht heiser. Ich redete es mir nur ein. Aber wenn man's glaubt, so ist es ganz ebenso, als wenn man's ist. Dann hat sie mir's manchmal ausgerebet. Aber manchmal war ich doch heiser, und sie glaubte es nicht! Einmal hatte ich den Othello abgesagt, den schwarzen Kerl! Mit dem schwarzen Kerl bin ich nie recht einig gewesen. Da hatte Luise recht. Sie hat immer gesagt: „Otto!“ sagte sie immer: „Mit dem schwarzen Kerl bist Du noch nicht im reinen. Raserei: Gut, Liebeszenen: Schweinerei!“ — Na gut: — Also ich habe den Othello abgesagt, ich bin wieder einmal heiser. „Otto“, sagt Luise, „du bist wieder einmal garnicht heiser!“ „Ich werde dir's beweisen, daß ich heiser bin!“ Und da hab ich ihr, während sie drüben die „zärtlichen Verwandten“ gaben, den ganzen Othello vorgebrüllt und hab's ihr bewiesen, daß ich heiser war!“ Die treffliche Luise, die, ich hab' es auch von anderer Seite, in der Tat stets bemüht war, Öl auf die erregten Wogen zu gießen, hatte wohl manches von ihm zu leiden. . . .

Schnell geht des Mimen Spur verloren. Von ihm, der einst das deutsche Publikum und die Bretter der deutschen Bühne erschütterte, erschütterte oft in des Wortes eigentlicher Bedeutung, — Brodhaus, der Alleswischer, hat für sein Andenken kein Plätzchen. Er nennt nur Lehfeldts rotierendes Butterfaß, Lehfeldts rotierende Butterknetter. Butter! An diesen gewiß sehr nützlichen Erfindungen hast du keinerlei Anteil. Das geht schon aus der verschiedenen Schreibart des Namens hervor. Es fehlt das h. Ha!“ M. Grube, Am Hofe S. 116.

Lehfeld, Robert, Dr., 38, Hausbesitzer, Berlin. — 2—0,14—. 1914.

Lehfeldt, gebor. Josef Levi, Oberlehrer und Buchhändler, Berlin, gründete mit Beit (sb) den Verlag Beit & Co. 1888. Über seine Witwe schreibt Ju. Rodenberg, Dit. Echo in „Erinnerungen“: „Eine resolute Dame, wohlbeleibt, vom echten Berliner Schlage, die das Herz auf dem rechten Fleck und Haare auf den Zähnen hat.“ Unter ihrer Hut hätten in den 1870er Jahren in ihrem palastartigen Bau, Matthäikirchstraße,

Berlin, die ihr verschwägerten Familien von Eduard und Paul Meherheim, Josef Lehmann (Magazin) und Leonhard Lehfeldt (s. diese) gestanden.

Lehfeldt, Dr., s: Dtsche S., freisinnig-kapitalistisch; Sao Paulo, Brasilien. 1911.

Le(h)man(n), aus a) Lehn(s)-mann, Basall; b) Lehmann, Maurer; vgl. UC 13/4 1890; c) Le(vh)-mann; d) poln. Leman, nahe der ostpr. Grenze, südöstlich von Sohannisburg; e) Lac Leman, Genfer See.

De 9, 107: „Prof. Jacobi hat den Namen durch das slavische Wort lan, Hufe (also: Hufemann) zu erklären gesucht. Näherliegend erscheint v. Ledebur's Herleitung aus „Lehnmann“. In den Gegenden, wo „Lehnmann“ am häufigsten vorkommt, in den germanisierten Wendeländern auf dem rechten Elbufer, besteht der Hauptstock der Dorfbewohner aus Hufenbauern. ... Dagegen gab es unter den zahlreichen Hufengütern immer nur wenige, oft nur ein, höchstens wohl 3 Lehn-güter. Es ist einleuchtend, daß, wo in einem Ort ein einziges solches vorhanden war, die Bezeichnung Lehnmann auf den Besitzer desselben übergehen mußte. Aber auch wo es deren 2 oder 3 gab, konnte der Name Lehnmann als Eigenname auftreten. In diesem Falle haftete meistens auf dem einen das Schulzenamt, auf dem andern etwa die Mühl- oder Schantgerechtigkeit. Es wurde daher der Besitzer des 1. oder 2. Lehngutes als Schulze, Müller oder Krüger bezeichnet, und so blieb wieder für den Besitzer des 3. Lehngutes der Name Lehnmann übrig, der im Laufe der Zeit sich in Lehmann umbildete.“

Warum die Juden, vor allem in Frankreich, Kaiser Wilhelm I. und II. „Lehnmann“ nannten, konnte noch nicht festgestellt werden. Die uns bisher gegebenen Deutungen sind uns noch zu labilistisch.

Lehman, Herbert S., N. York, Oberst, Demokrat, Teilhaber der Bank Lehman Brothers, Verwaltungsrat der Studebaker Corp., Jewel Tea Co., Pierce Dil Corp., Fidelity Trust Co., The Knott Hotels und mehrerer anderer großer Unternehmungen, Führer der jüd. Hilfsstätigkeit, Vorstand für Kinderfürsorge. \*1878 New York, besuchte er das Williams College, erhielt 1899 Offiziersrang, wurde im Kriege 17 Major und nahm als Oberst Abschied vom Heere, — JPB 1/9 1928.

1929 für 2 Monate Vizegouverneur des Staates New York. „Das erste mal in Amerika, daß ein Jude Gouverneur eines amerikanischen Staates ist. Er ließ sein Jahresgehalt, 10 000 Dollar, dem United Palestine Appeal zukommen. Für die Wahlen 1930 ist L. einer der aussichtsreichsten Kandidaten für den Gouverneurposten.“ JPB 15/2, 17/5 1930.

Lehman, Irving, Mitglied des Obersten Gerichtes des Staates New York, seit 1921 Präses der Exekutive des Jüd. Wohlfahrtsrates (Jewish Welfare Board) und des „Joint Distribution Committee“. JPB 17/5 1929. — Br: Herbert S. Lehman.

Lehman, Carl Anton, Berlin, hieß bis 1812: David Lahmann. —

Lehman, Marc J., 1853—11, Arzt und Literat, New Orleans, La. B. St.

Lehmann, — UC 18/8 1889: „L. in Heidelberg, Vor-sitzer der Museums-gesellschaft, besitzt einen Sohn und eine Tochter. Die Familie ist befreundet mit dem evangelischen Dejan Schellenberg. Frühjahr 85 ließ sich der Sohn, damals in Oberprima, taufen mit Zustimmung seiner Eltern, die Juden blieben, aber zu dem Alt ein Fest arrangierten, während seine Schwester erklärte: „sie werde warten: heirate sie einen Juden, dann bleibe sie Jüdin; heirate sie einen Christen, dann lasse sie sich taufen.“ — Der Jüngling studierte in Heidelberg protestantische Theologie und war auch von „liberalen“ Theologen begünstigt. Im übrigen kam er in den Berruf aller schlagenden Verbindungen und schloß sich schließlich mit seinem einzigen übrig gebliebenen Freund, einem ex-studierten Korpsstudenten, — unblutig. Die Unbedachtsamkeit unserer Kirchenbehörden in der Aufnahme derartiger Elemente wird sich noch einmal bitter rächen. Wir brauchen in Baden gerade noch Leute von dem Ralber Schwalb und Schramm in Bremen.“

Er machte Sommer 1889 das Staatsexamen für die evangelisch-protestantische Landeskirche in Baden. Nach dem Examen verlobte er sich mit der Tochter des Oberkirchenrats Faist (Δ?). Seine Eltern, noch Juden, wollten die Sache, d. h. die Verlobung mit Geld rückgängig machen und sollen erstaunt gewesen sein, als das nicht ging. —

s. Lehmann, Ernst, Dr., Pfarrer.

Lehmann, Kommissionsrat, Vertrauensmann des f Hausministers von Bedel-Biesdorf. \* Polen. — Br: Jfidor L., von Pius IX. zum Grafen Barrancas erhoben, war 1876 UR der N. Berliner Pferdebahn (Magau G. 428); er wird von Bedel-Bernard II, 166, mit einem Attentat auf Kaiser Wilhelm I. in Verbindung gebracht.

Lehmann, Präses der Eisenbahndirektion, Essen a. d. R., 1912.

Lehmann, Abraham/Arthur, Architekt, Mannheim 7, 23. \*1877. G: Kantor Samsen L. 09 O Machold. R: Ruth; Esther Lisa. W: Willa Bildhauer Benno Eilan, Rom Alsbach; Friedrich-Luisen-Hospital Bad Dürkheim. Deg 7.

Lehmann, Alfred, \*1868, Dr., UP (Psychophyl.), G: Oberst L. // David. — Kopenhagen. 1914. O Sta Borslest.

Lehmann, Behrend [Berndt oder Bernhard], Stammvater der isr. Gemeinde und Urururgroßvater des RA Emil Lehmann (sd) in Dresden. — Behse: „Höfe des Hauses Sachsen“. 6. Teil, August der Starke 1694 bis 1733, S. 137: „Das Geld zu den laufenden Ausgaben ließ man durch Wechsler beschaffen. Was in Wien Dppenheimer, in Berlin Jost Liebmann, war das Haus „B. Lehmann und Meher“ (s. Jonas Meher) in Dresden“.

Behrend L., 1661—1730 Halberstadt; O Mirjam Joel Vorsteherstochter. „Er war nicht nur von den Monarchen in Schweden und Preußen begnadigt worden, ihre goldenen Brustbilder tragen zu dürfen, sondern lebte auch sonst in Halberstadt in dem größten Ansehen“. Durch ihn ging 1697 der Verkauf von Quedlinburg für 340 000 Taler an Kurbrendenburg, um Geld zur Krönung in Warschau zu schaffen. Die Gräfin Rönigsmark, Pröpstin des Stiftes Quedlinburg, war sehr ungehalten, daß ein Jude die Sache abschließen durfte. August der Starke ernannte ihn aber zum „polnischen Residenten“. Auch später im Schwedentriege, besorgte er die Anleihen, die nach dem Einfall Karls XII. in Sachsen 1706 gemacht wurden. Das freiherrl. ihm vom Kurfürsten von Brandenburg, späterem preussischen König Friedrich I., verliehene Wappen, des B. L. enthielt: „unter einer fünfzähligen Krone eine

Wasserkanne und einen Löwen (Attribute der Leviten) und die Buchstaben B. L. links und rechts.“ „Als der Kurfürst 1692 nach Halberstadt zur Huldigung kam, fiel ihm das fahnen-geschmückte Wohnhaus Lehmanns auf, den er kommen ließ. Bei dieser Gelegenheit bat L. um die Erlaubnis, den Talmud in Frankfurt a. d. O. herauszugeben (12 Bde. Folio 1696) und um Schutz und Aufnahme für alle Gemeinbediensteten in Halberstadt. Das war eine Form, um auch anderen Glaubensgenossen den Aufenthalt zu erwirken. Unter diesem Titel von Gemeindebeamten wurden in Halberstadt neben dem Vorbeter und dem Gemeindediener noch je zwei Stellvertreter als zweite und dritte Vorbeter bez. Diener, je ein Mazzebäcker für den ersten und für den zweiten Ostertag, drei Friedhofsaufseher usw. eingesetzt. Lehmann begründete Gemeinden in Halle und Magdeburg, denn er erwirkte 1693 mehreren Familien die Erlaubnis, sich in Halle (das seit 1493 keine Juden hatte) niederzulassen und dort Friedhof und Bethaus zu erwerben. Diefelbe Befugnis verschaffte er 1718 einem Verwandten, Gumpel, in Magdeburg.

Er errichtete in Halberstadt eine Talmudstudierschule, war sehr reich, und besaß in Blankenburg bei Halberstadt den Judenhof, eine Eisengießerei und bedeutende Warenlager, namentlich von Wachs und Öl. Später verlor er Einiges. 1708 schrieb ihm August der Starke einen Schutzbrief für Dresden aus, wohin er mit seinem Schwager Jonas Meher aus Hamburg zog. Man handelte mit Getreide und zog nun, was die Dresdener mit Recht empörte, eine Menge Juden nach sich.

Meher hatte 44, Lehmann Berend 30 Personen als Angehörige und Domestiken 1723 spezifiziert. Der Personalbestand Mehers war, Jonas Meher, sein Bruder Ruben, seine Frau und 3 Schwestern, 1 Amme, 1 Kinderfrau, 1 Köchin, 3 Diener, 1 Buchhalter und Frau, Diener, Magd, 1 Kassierer und Frau, 1 Informator, 1 Magd, 1 Rabbi, 1 Informator, 4 Kontordienner, 1 Hofmeister, 1 Kellermeister, 3 Diener, 3 Bedienungsmädchen, 2 Küchenmägde, 2

Aufwärter, 1 Wächter, 2 Sidame, 2 Töchter. Der Personalbestand Lehmann Berends war: Lehmann Berend, Elias Nidelsburger und 4 Söhne, 1 Zehngebotschreiber, 3 Bediente, 1 Frau, 1 Mädchen, Elias Berend, 1 Diener, 1 Rabbi, 1 Informator, 1 Buchhalter, sein Bruder, 2 Schreiber, 1 Schächter, 3 Bediente, 1 Kinderfrau, 2 Ammen, 1 Mädchen, 1 Küchenmädchen, 1 Köchin. [Wir haben die Schreibweise ohne h bewußt stehen lassen, um zu zeigen, wie durch absichtlich verschiedene Schreibweisen Tarnung herbeigeführt wird.]

Aber die Könige hielten doch immer ihre Hand über den Juden Lehmann, gegen den Einspruch ihrer diesmal viel vernünftigeren Geheimräte, die das Gesindel fort haben wollten. L. war auch Hauptgeldbeschaffer für den Marschall Moriz von Sachsen bei der Unternehmung in Kurland, der dann am 5/11 1726 seiner Mutter schrieb: „Der Jude Lehmann mag mein guter Freund bleiben. Es wird sich bald viel Gelegenheit finden, wo er mir dienen und seine Rechnung finden kann. Ich habe die Augen immer auf ihn gerichtet, als einen Mann, der sich auf große Geschäfte versteht.“ — In Hamburg fungierte 1709 als Legationssekretär ein Lehmann mit 300 Talern Gehalt. WM.

Lehmann, Eduard, Gesanglehrer, später Geschäftsführer Die Bulls; O Lehmann-Rauch, Sängerin; war seit 1838 N: Argus, Zeitschrift. — Hamburg.

Lehmann, Elise, Schauspielerin, Berlin, O ▼ Ru h. Wahrheit 18/5 1918: „Sie mußte in Mannheim 3 M. Strafe für Falschmeldung zahlen, weil sie sich ins Fremdenbuch als „Elise Lehmann“ eingetragen und verschwiegen hatte, daß sie eine verheiratete „Ruh“ sei. Dafür hätte man in Mannheim immerhin einiges Verständnis haben können.“

• Lehmann, Emil, 1829—98 Dresden. RA, Notar 75—80 fortschrittlicher Landtagsabgeordneter, ein wilder Kämpfer gegen den Juden-eid und gegen Stöcker. E: Rfm. Bonnier L. — O Rufine Hermine Salomon. L. leitete 51—59 die freisinnige sächs. Dorfzeitung und förderte die judenfreundliche Gesetzgebung Sachsens. 65—83 war er meist Vizepräsident des Dresdener Stadtrats, und dabei jahrzehntelang Präsident der jüd. Gemeinde. B: „Höre Israel“, 69; Juden in Dresden; Nießer; Lessing; Winkel; Behrend ▼ Lehmann; Körner in Dresden; Das dtisch-jüd. Bekenntnis; „Lebensbilder dtischer



Volksvertreter jüd. Bekenntnisses“, sollen an die Zeiten erinnern, wo „das dtische Volk die Eigenschaften dtisch und national nicht im Sinne der Gehässigkeit und Ausschließlichkeit, sondern in dem der Liebe und Gerechtigkeit aufsaßte“, Na 2/11 10. L. wird ferner von Na „der große jüd. Volkserzieher“ genannt.

Er bezeichnet es in „Lessing's Bedeutung für die Juden“, Dresden, 79, als des Dichters Hauptverdienst, daß er die Macht des biblischen Christentums, zunächst in Dtschld, gebrochen habe. Dagegen meinte die jüdische Zeitschrift „Israelit“: es sei Lessing's größter Fehler gewesen, das Judentum noch nicht als die höchste Stufe erkannt zu haben; vortrefflich sei dagegen in des Klosterbruders frommer „Beschränktheit“ das Christentum dargestellt.

NA L. war von 1871—73 zugleich einer der oberfaulsten Gründer. Sein „Höre Israel“ ist, sagt Glagau G. 213, „ein Mahn- und Bedruf des ebenso frommen wie weltklugen Aufsichtsrats an seine jüdischen Glaubensgenossen: „Gelobt seist du, Ewiger unser Gott, der du uns diese Zeit erreichen und erleben liebest!“ Mit diesem alten Segensspruch begrüßt er die neueste Phase der dtischen Geschichte, wo da regieren Rothschild und Bleichröder, wo da Gesetze machen Lasfer und Hamberger, und kleidet dann sein Frohlocken in die Worte: „Was Lessing mit seinem Nathan in 100 Jahren endlich doch zu erreichen hoffte, das ist nun in Erfüllung gegangen. Nicht Druck, nicht Zurücksetzung, selbst nicht mehr wohlwollende Duldung, nein, volle Gleichberechtigung, gerechte Anerkennung, das ist heutzutage die Losung für Juden und Judentum. Wohin wir blicken im weiten Reich der Geschichte, wir finden kein Zeitalter, in dem beides in dem Juden und Judentum solcher Freiheit, solcher Blüte sich erfreut hätten.... Das Quecksilber am Wärmemesser der Bildung sind die Juden; und weil unsere Zeit in Bildung und Gesittung weit, weit vorgeschritten ist — darum ist die Freiheit und Gleichberechtigung der Juden in unseren Tagen und für alle kommenden Zeiten eine gesicherte.... Die gesellschaftliche

Gleichstellung der Juden muß errungen werden durch inniges Zusammenhalten der Kette, die sich über das ganze Erdenrund hinbewegt, die elektrisch zuckt, sobald ein Glied verletzt wird“, die ja auch bereits Form angenommen hat durch Stiftung der NZU. Auf der Versammlung des Central-V.'s dtischer Stbgr. jüd. Glaubens 27/3 93 und 94 wünschte L. eine Änderung, statt der „dtischen Staatsbürger“ kurz „der Dtschen“, weil es keinen dtischen Staat, sondern nur ein dtisches aus mehreren Staaten zusammengesetztes Reich gäbe. So lange die Juden sich nur als dtische Staats- oder Reichsbürger jüdischen Glaubens bezeichneten, würde lediglich die Tatsache ausgedrückt, daß die Deutschen ihnen das Bürgerrecht zugestanden hätten; mit der Aneignung der Bezeichnung „Dtsche jüdischen Glaubens“ sei auch die letzte Scheidelinie verwischt. L. erinnerte daran, daß Juden schon vor Einführung des Christentums in Dtschld gelebt hätten, und schließt daraus, „daß also Dtschtum nicht mit Christentum identifiziert werden könne. Die christliche Moral ist der jüdischen nachgebildet, das Verdienst der Verbreitung derselben gebührt den Christen. Damit sei das Judentum keineswegs in Schatten gestellt. Die „christliche Ethik“ ist der jüdischen entnommen und darum ist es verkehrt, dtisch und christlich in Einklang, dtisch und jüdisch in Gegensatz zu bringen. Wenn man die Sittenlehre des Judentums meint, wenn man von dem „verderblichen Einfluß des Judentums“ spricht, so wird die christliche Sittenlehre damit getroffen. Noch weniger könne bei dem Zuströmen der verschiedensten Völkerstämme von einer dtischen Rasse gesprochen werden. Dtsch ist vielmehr der, der dtisch sein will und kann, gleichgiltig, welcher Religion er angehört.“

Umsomehr aber kann, sagte die Stbgr. 4/2, „von einer jüdischen Rasse die Rede sein, die sich stets als blutsaugerischer Parasit auf den in eins verwachsenen deutschen Völkerstamm gesetzt hat. Die Behauptung, es gebe jüdische Deutsche, ist der barste Unsinn; denn die Juden haben, wie überall, so auch in

Dtschland, stets ein Volk im Volke, einen Staat im Staate gebildet, und deshalb sind sie nie Dtsche geworden, sondern Juden geblieben bis auf den heutigen Tag.“

L. schloß seine Rede: „Schon heut haben wir Mitglieder so weit die dtsche Zunge klingt, und nur die notwendige Beschränkung auf die jüdischen Staatsbürger allein des Dtschen Reiches hindert uns, den zahlreichen Anmeldungen zum Beitritt, die wir aus Holland und der Schweiz, aus Osterreich und selbst aus dem Innern Rußlands von dort lebenden dtschen Juden erhalten, Folge zu geben.“

SB: „Die schlechten Handlungen einzelner Juden sind ebensowenig jüdisch, als die schlechten Handlungen einzelner Christen christlich. Undeutsch, unchristlich, wie unjüdisch ist's dem Bekenntnis, der Gesamtheit zur Last zu legen, was der Einzelne verbrochen; undeutsch unchristlich, wie unjüdisch ist's, das übereinstimmende Sittengesetz beider Bekenntnisse zu leugnen und zu verhöhnen; undeutsch, unchristlich, wie unjüdisch ist's, zu wähen, es seien die Angehörigen dieses oder jenes Bekenntnisses die allein Gerechten, die allein Berechtigten, die allein Schützenden“ . . . . Kurz vor seinem Tode schrieb er einen, den gefährlichsten, nämlich den „wissenschaftlichen Antisemitismus“ abwehrenden „Offenen Brief an Friedrich  $\Delta$  Paulsen (fd), worin er das Überläufertum brandmarkte, 1. weil der Übertritt von einer Religion zur anderen nur dann ehrenhaft und anständig ist, wenn der Übertretende von der überwiegenden Trefflichkeit der neuen Religion nicht nur, sondern auch von der Minderwertigkeit der alten überzeugt ist, 2. weil der Übertritt ohne solche Überzeugung frivol, heuchlerisch, feig, entwürdigend, meineidig, pietätlos und geschichtswidrig ist, insofern der Übertretende den geistigen und seelischen Zusammenhang mit seinen Ahnen und seinen Leidensgenossen löst.“

Über den Tod hinaus hat sich L. ein Denkmal in der „Emil-Lehmann-Stiftung“ gesetzt; diese soll (DB 16/5 00), laut Statut, Personen, die durch schrift-

stellerische oder Lehrtätigkeit irgend welcher Art zur Aufklärung über Judentum — Religion und Geschichte — oder zur Hebung des geistigen, insbesondere religiösen Lebens im Judentum beigetragen haben oder im Begriffe stehen beizutragen, sofern sie dessen in Hinsicht auf diese Tätigkeit bedürfen, durch Bewilligung von Ehrengaben in ihrem Unternehmen fördern bez. für solches auszeichnen. Im Sinne Lehmann's soll für solche Ehrengaben die Konfession nicht ausschlaggebend sein. Alljährlich ist am 25/2, dem Todestage Lehmann's, eine würdige Gedächtnisfeier zu veranstalten. Die Ehrengaben wurden für 1898/99 dem Direktor der isr. Bürgerschule in Fürth, Direktor Moritz Stern, in Anerkennung seiner hervorragenden wissenschaftlichen Tätigkeit auf dem Gebiete der Geschichte der Juden, und dem, der Dresdener Gemeinde entstammenden, Alphons Lebh in Berlin, der nach verschiedenen Richtungen hin eine verdienstvolle, schriftstellerische Tätigkeit im Interesse des Judentums entwickelt hat, verliehen. L.'s „Gesammelte Schriften“, wurden von seinen Kindern und Freunden herausgegeben, Berlin 1899.

SB: Sei stolz, mein Sohn! Zum Ältesten Adel,  
Zum besten Bürgerstande zählt,  
Wen ohne Furcht und ohne Tadel  
Deutschtum und Judentum besielt.  
E. Lehmann, 1899, S. 395.

Die Juden riefen dem toten Lehmann nach:

„Er war ein freier Mann von gutem Ruf,  
Von reichem Wissen und von edlem Wesen.  
Was er geschrieben, sprach und was er schuf,  
Bezeugt, daß deutsch und jüdisch er gewesen;  
Gesammelt wurde es zu dem Behuf,  
Damit es deutsche Juden freudig lesen:  
„Dem Judentum, dem deutschen Vaterlande,  
War er verknüpft, durch gleicher Treue Bande.  
So war er unser!“ usw.

Epilog in E. Lehmanns Schriften, 1899, S. 406.

2 Gedichte des L. siehe am Ende des Buchstabens L.

Lehmann, Ernst, Dr., Pfarrer, Luthertirche Mannheim. E: f. Lehmann, UC 18/8 1889. ? — W: Volk in Rot. Predigt, gehalten 2/7 1922 anlässlich der Ermordung seines Vaters  $\blacktriangledown$  Walter Rathenau. Darin S. 11: „Wenn ich das Wort Antisemitismus auch abweise, so halte ich die ihm zugrunde liegende Abwehr des Judentums vom deutschen Volksleben für ebenso notwendig wie berechtigt.“ — L. hat in Strassburg i. E. studiert, sich erst mit 20 Jahren taufen lassen, 1911 auf dem Lande Wahlreden für die Fortschrittspartei gehalten.

Lehmann, Felix, 1852—14, Berlin. E: Joseph L. (fd). — Felix L. gründete den „Verlag F. & P. Lehmann“, der 92 in den Besitz von Cotta überging, während Felix L. bis 08 der Berliner Direktor von Cotta und Union wurde. Er hat in den 1880er Jahren Sudermann (fd) „entbedt“.

Lehmann, Gust. Wilh. Moritz, † 1873, RA, Dresden, redigierte 54—69 den „Dresd. Anz.“. — De.

Lehmann, Heinr. Paul, Observatorium, astronom. Recheninstitut, Berlin. \*1842 Berlin. E: Rektor Heinr. L. // Charlotte Friedel. O 73 Helene Brink, L. des Predigers W. // Emilie ?. — R: Agnes 75, Klara 77. — W: Normalkalender 73 ff. National-Liberal, Steglitz, Albrechtstr. 18. Deg. 6.

Lehmann, Henny Frau, wurde schon als Kind #. Vorfig: Frauenverein, Rostock, Göttingen. 1913.

Lehmann, Isaa, laut DFB 12/5 1915 „amerikanischer“ Passagier und Held der „Lusitania“, forderte, als das Schiff vom ersten Torpedo getroffen war, einen Matrosen auf, ein Boot herabzulassen. Der Mann antwortete, der Kapitän habe es nicht befohlen. Lehmann zwang den Mann mit dem Revolver, ein Boot herabzulassen, das dann auch glücklich abfuhr. ...

Lehmann, Joh. Edward, Dr., UP (Theol.), Berlin W. \*1862 Kopenhagen. E: Arzt Heinrich L. // Madeprang. O Schauspielerstochter Wiebe. W: Parathustra, 02. — Juni 11 schrieb er über den Neger Booker T. Washington: „Der schwarze Pädagog und seine Schule“; auffallend ist das starke Interesse der Juden an Schwarzen! Ob sich nicht nach Ahlenhuts Methode Affinitäten zwischen Juden- und Negerblut nachweisen lassen? — womit wir keineswegs den Schwarzen zu nahe treten wollen, denn die stehen, weil sie nicht gegen alle Welt verschworen sind, keinen Weltkrieg entfesselt haben und sowas auch nie tun würden, natürlich weit über den Juden. Der Parasit hat eben Blut allen möglichen Rassen, vielleicht aber den farbigen mehr als den anderen, den weißen, entnommen.

Lehmann, John, Dr., † 1915, Dtsches Bühnenjahrbuch, 164.

Lehmann, Jon/as, auch Ju. (Hugo Freund; Hans Wellberg), Verleger: Breslauer B., Breslauer Morgenz., Inhaber des Verlags und der Buchdruckerei Leop. Freund; Mitbesitzer der Boss. B.; Dr. phil., Ob.-St. d. R. 1865 Mainz — 13 Breslau. E: Rabbi Dr. Meier Marcus L., O 94 Frania, L. v. J. J. Cohen // Rosa Kiewschuk, Ulrich, Ostfriesld. R: Berta; Manfred.

Lehmann sagt selbst im Deg 6: „Auf wissenschaftlichen Irrfahrten hat er fast jedes Gebiet geistiger Tätigkeit gestreift; äußere Verhältnisse nötigten ihn, ChR eines Wiesbader Blattes zu werden: von großem Einfluß war die väterliche Freundschaft des Dichters Otto Noquette“ (ib). Mit 11 Jahren war Jon L. schon regelmäßiger Ma an Witzblättern. Seine erste größere Novelle schrieb er im 16. Jahre. W: Wunderkind; Günstling des Zaren, No.; Paulchen; Offizielle Frau; Kapital; Thomas Bekket; Maherchen; Oberarzt 11. Klasse Maher; Lied vom braven Mann; Flieger, Vsp., 10. Heißhunger, Dr.; Flucht vor der Schwiegermutter, Vsp.; Befreites Glück, No. L. lebte in Schöneberg, am Park 18. Ep: Hans Brenkert.

DFB 31/1 92: „Wiesbaden. Wie der „Israelit“ mitteilt, ist der Sohn des Rabbi Lehmann in Mainz, der Reserve-Deutnant (!) Dr. J. Lehmann, hier zum Ehren-Richter des Kriegervereins gewählt. Dr. Lehmann ist einer der Geschäftsführer des in jüdischem Besitz befindlichen Wiesbader General-Anzeigers, eines Blattes, das mit echt jüdischer Reklame arbeitet. Alle Nasen lang kam eine notarielle Beglaubigung, daß das Blatt eine Auflage von 12 000, oder 15 000 oder gar 18 000 Exemplaren habe; im neuesten Mosseschen Zeitungskatalog gibt der General-Anzeiger seine Auflage mit 20 000 an, während er im vorigen Jahre 11 470 Stück verzeichnen ließ. Natürlich glaubt das hier kein Mensch, und das Blatt hat sich selbst bloßgestellt, als es jüngst in einer Polemik gegen eine angesehenere Zeitung Wiesbadens seine Abonnentenzahl mit 6000 angab, was ihm allerdings auch noch niemand glaubt. In Leipzig wurde ein Verleger, der seine Auflage zu hoch angegeben hatte, seinerzeit wegen Schädigung der Inserenten verurteilt. Von Interesse wäre es jedenfalls, von dem Reserve-Deutnant Dr. Lehmann eine bündige Erklärung darüber zu erhalten, daß er mit dem unnoblen Geschäftstreiben des Wiesbader General-Anzeigers nichts zu tun habe. Ein Reserve-Deutnant und Ehrenrichter eines Kriegervereins hat sich ganz besonders von allen zweifelhaften Geschäftsmachinationen fernzuhalten.“

Darauf schrieb Dr. J. Lehmann den DFB am 3/1: „In einer Mitteilung aus Wiesbaden erwähnen Sie mich als Reserveleutnant und Geschäftsführer des Wiesbadener General-Anzeigers. Beides ist unrichtig. Ich bin Vize- w a c h t m e i s t e r der R e s e r v e und beschäftige mich wissenschaftlich und schriftstellerisch.“ Später scheint er doch noch Leutnant geworden zu sein.

DFB 14/2: „Wir freuen uns, daß Dr. Lehmann diesem seinem Schreiben nach der seinerzeit charakterisierten Geschäftsführung des „General-Anzeigers“ fernsteht, denn auch für einen Vizefeldwebel der Reserve ist es nicht gut, wenn sein Name mit derartigen „Reklamen“ in Verbindung gebracht werden

kann. Im übrigen aber verweisen wir auf die neuesten Adreßbücher der Stadt Wiesbaden, wo Lehmann wie folgt verzeichnet steht: Schnegelbergers Adreßbuch 1891/92: Lehmann, Jonas, Dr. phil., Teilhaber der Wiesbad. Societäts-Druckerei, Schützenhoffstraße 3p, und Adreßbuch des Standesbeamten Herrn Joost 1891/92, S. 230: Lehmann, Julius, Dr. phil., Teilhaber der Wiesbadener Societäts-Druckerei, Schützenhoffstraße 3p. — Es fällt nun zunächst auf, daß Dr. Lehmann einmal als Jonas, das andere Mal als Julius bezeichnet ist. Entweder handelt es sich um einen Druckfehler oder aber es liegt die Sache vielleicht so, daß der Betreffende sich hat taufen lassen und bei der christlichen Taufe statt des Namens Jonas den Namen Julius empfing, wie solche Umwandlungen vielfach vorkommen. Wir finden es aber merkwürdig, daß Dr. Lehmann, der, seinem Briefe nach, nicht Geschäftsführer des Wiesbader General-Anzeigers ist, seine „wissenschaftliche und schriftstellerische Tätigkeit“ in das Geschäftslokal des General-Anzeigers verlegt, der Schützenhoffstr. 3p sein Expeditions-Lokal hat. — Im übrigen verweisen wir auf die Eintragungen im Wiesbadener Handelsregister, die folgendermaßen lauten:

Eintragung vom 18. Dezember 1890. „Wiesbader Societäts-Druckerei Vohmann, Lehmann & Co.“, die Firma der Gesellschaft ist in Wiesbadener Societäts-Druckerei, Kühne, Lehmann & Co., geändert. Sitz der Firma: Wiesbaden. Rechtsverhältnisse der Gesellschaft: Die Gesellschafter sind: 1. Buchdruckerei-Besitzer Oskar Lehmann, 2. Schriftsteller Dr. Jonas Lehmann, 3. Buchdrucker Johann Vohmann, sämtlich zu Mainz. Zur Vertretung der Gesellschaft sind nur die beiden Ersteren berechtigt. Die Gesellschaft hat am 15. Dezember 1890 begonnen und ist eine offene.

Eintragung vom 11. Mai 1891. Der Kaufmann Wilhelm Kühne und der Kaufmann Leon Posner von Frankfurt a. M. sind als Gesellschafter in die Gesellschaft eingetreten. Die Befugnis, die Gesellschaft zu vertreten, steht nur dem Buchdruckerei-Besitzer Oskar Lehmann, dem Schriftsteller Dr. Jonas Lehmann,

beide von Mainz, dem Kaufmann Wilh. Kühne und dem Kaufmann Leon Posner, beide von Frankfurt a. M., zu.

Eintragung vom 15. Mai 1890. Der Buchdruckerei-Besitzer Oskar Lehmann und der Buchdrucker Johann Vohmann, beide von Mainz, sind aus der Gesellschaft ausgeschieden.

Demnach wären die jetzigen Besitzer die Herren Dr. J. Lehmann, W. Kühne und Leon Posner, und Herr Dr. Lehmann ist ausdrücklich als zur Vertretung der Gesellschaft befugt bezeichnet. Aus alledem möge sich jeder Leser das Facit selber ziehen.

Nachträglich geht uns nun vom Verlag der Wiesbadener Societäts-Druckerei noch folgende „Berichtigung“ zu:

„Auf Grund des § 11 des Preß-Gesetzes ersuchen wir Sie um Aufnahme der nachfolgenden Berichtigung:

Der in der letzten Nr. der „Deutsch-Sozialen Blätter“ enthaltene Artikel aus Wiesbaden, der sich mit dem „General-Anzeiger“ beschäftigt, enthält die verschiedensten Unrichtigkeiten und Entstellungen. Vor allem ist es falsch, daß sich der „Wiesbadener General-Anzeiger“ in jüdischem Besitz befindet und mit „jüdischer Reklame“ arbeitet. Der „Wiesbadener General-Anzeiger“ macht vielmehr nur auf die einfachst denkbarste Weise Propaganda, indem er, um seinen Leserkreis rasch zu erweitern, Gratis-Verteilungen in größerem oder geringerem Umfange vornimmt, ein Gebaren, das sicherlich nicht als „jüdische Reklame“ bezeichnet werden kann. Öftere amtliche Bestätigungen werden nur deshalb vorgenommen, um leicht auf ihren Wert zu durchschauenden Gerüchten von einer geringen Auflage unseres Blattes den Boden zu entziehen. Auch darin kann hiernach sicherlich keine „jüdische Reklame“ erblickt werden. Unsere in Ihrem Berichte aus Wiesbaden angezweifelte Abonnentenzahl beträgt gegenwärtig über 7000 und brauchen wir kein „gerichtliches Einschreiten“ zu fürchten. — Zum Schlusse bemerken wir noch, daß das gesamte Personal des „Wiesbadener General-Anzeiger“ christlich ist.“

Wir bemerken dazu, daß Dr. Lehmann, als Sohn des Rabbi Lehmann,

Jude ist; ebenso wird uns versichert, daß Leon Posner jüdischer Herkunft sei, zweifellos sind beide keine Arier und keinesfalls ist es falsch, wenn wir den General-Anzeiger als in jüdischem Besitz befindlich bezeichnen, wenigstens ist er es zu zwei Dritteln. Wenn wir die „Propaganda“ des Blattes als jüdische Reklame hinstellten, so steht das mit der Tatsache in Verbindung, daß das Blatt in Annoncen-Katalogen seine Auflage ganz bedeutend höher angab, als sie durchschnittlich vorhanden ist. Wenn man z. B. in Mosse's Katalog liest, daß das Blatt 20 000 Auflage habe, so nimmt jeder arglose Inserent an, daß das Blatt täglich in 20 000 Exemplaren erscheine und wenigstens annähernd so viel Leser habe. Da das Blatt nun behauptet, es habe 7000 Abonnenten, so ergibt sich gegenüber seiner der Firma Mosse gemachten Angabe eine Differenz von 13 000 Exemplaren. Amtliche Bestätigungen der Auflage durch einen Notar haben für jeden Einsichtigen keinerlei Wert, es sei denn, daß sie tagtäglich erfolgen. Wir stellen es auch in dieser Hinsicht wiederum unseren geehrten Lesern anheim, hier zu entscheiden, was erlaubte „Propaganda“ oder „jüdische Reklame“ ist. Zum Schlusse drücken wir noch unser Bedauern aus, daß das gesamte Personal des Wiesbadener General-Anzeigers christlich ist.

1904 schrieb Lehmann ein Leitartikelstück „Augen rechts“ gegen Kriegervereine und Antisemitismus. (Zuerst im Kasseler Hoftheater zur Freude seiner Genossen gegeben). Weil der Schurke des Stückes Antisemit ist, kam der Schmarren 05 nach Berlin auf's Schillertheater. Die DDB (DfBl 8/4) wehrte sich gegen eine Komödie, deren „Dichter“ seine Gegner nur als Idioten, bestechliche Kreaturen, Lumpe erster Güte schildern kann, und „daß das Schiller-Theater, das eine Volksbühne im guten Sinne des Wortes zu sein beansprucht, ein solches Heßstück vorführt, müssen wir sehr bedauern, zumal schon die Vorbereitung zur Premiere auf eine besonders freundschaftliche Propagierung des „Dichters“ schließen läßt. Scheinbar waren dazu die Führer der

Sozial- und anderen Demokraten und zahlreiche Staatsbürger jüdischen Glaubens persönlich eingeladen, in vorderster Reihe der Abgeordnete August Bebel, dessen Name wiederholt im Stücke lebenswürdig erwähnt wird. Natürlich brach angesichts des Reklame-sitzenden, roten Heerführers, den Dir. Löwenfeld zuvorkommend begrüßte, jedesmal Zubebel aus. Als sich der Vorhang zum letztenmal senkte, ging alles, was ein bißchen jüdisch oder Demokrat war, auf den Autor zu, um ihm für seine Heldentat die Hand zu schütteln. Zu den Handshakern gehörten u. a. auch der freisinnige Abg. Müller-Sagan und der mit einer Jüdin verheiratete Vertreter der Londoner „Times“, Mr. Saunders. Man kann diese Anerkennung nur aus der Tendenz des Stückes verstehen; denn nimmt man ihm die, so bleibt eine wässrige Bettelsuppe übrig, ohne Witz und originelle Pointe. Das Stück spielt in einem Borort Berlins. Der Präsident des Kriegervereins „Augen rechts“, Amtsekretär Schönchen, hat aus dem französischen Kriege das Eisernes Kreuz mitgebracht, ein Ehrenmann, aber nach der Schilderung L.'s ein Idiot, man muß sich wundern, daß solche Amtsekretäre überhaupt möglich sind. Die andern vorkommenden Personen sind überwiegend Karikaturen, etwa wie sie der „Ul“ des Mosse zu schaffen pflegt, und nur das könnte den Verfasser veranlaßt haben seinem Stück die Bezeichnung „Komödie“ zu geben. Der Zuschauer verfolgt mit Ekel die Manöver des niederträchtigen „Antisemiten“ Baggenrod, um den ehrlichen idiotischen Schönchen zu verderben. Schönchens Sohn hat das ungeheure Glück, als Freier bei der Tochter des Bürgermeisters Gnade zu finden, wodurch, da der biedere Bürgermeister Friesling als politisch freisinniger Mann natürlich — in dem Stück — sehr vorurteilslos ist, die ganze Familie Schönchen in die Honoratiorengesellschaft gelangen soll. Außerdem steht Schönchen als Vorsitzendem bei dem Stiftungsfest des Kriegervereins eine Ordensdekoration bevor. Es herrscht also Glück und Freude bei Schönchens, trotzdem bei ihnen die Gelder so knapp sind, daß er einen Win-

terüberzieher versehen muß, um einen Taler Geld in die Tasche zu bekommen. Aber da tritt der heimtückische, satanische Feind dazwischen, in der Person des Vereins-Vizepräsidenten und Kolonialwarenhändlers Baggenrod, der bei Lewisohn sein Geschäft erlernt und dann eine alte reiche Hotelbesitzerin geheiratet hat, mit deren Vermögen er seinem früheren Lehrherrn gegenüber eine Konkurrenz eröffnet. Er ist Antisemit und darum — natürlich in L.'s Stück — ein niederträchtiger Kerl und schamloser Halunke, der seine Frau mit dem Dienstmädchen betrügt, dem Ehegespons dafür noch Grobheiten an den Kopf und mit patriotischen Phrasen um sich wirft, auf die Juden schimpft und vor den schmähslichsten Mitteln nicht zurückschreckt, um den Vereinspräsidenten Schönchen zu beseitigen und an dessen Stelle die Ehrungen zu erhalten. Er benutzt dazu eine undorfsichtige Tat des Schönchenschen Ehepaares. Dieses nahm aus der Vereinskasse einen alten Krönungstaler, ein Geschenk weiland Kaiser Wilhelms I., den Schönchen bei einer Tellerammlung, da er kein anderes Geld bei sich trug, hineingeworfen hatte, heraus, um ihn durch ein anderes Geldstück zu ersetzen. Bevor dies geschehen konnte, wurde das Manko vom Vizepräsidenten Baggenrod entdeckt und ausgenutzt. Er stellte Sch. vor die Wahl, entweder als Dieb entlarvt zu werden und so die Heirat seines Sohnes unmöglich zu machen, oder aber sich als Sozialdemokrat zu bekennen und aus dem Kriegerverein weisen zu lassen. Der unheimlich dumme ehrliche Schönchen wählt letzteren Ausweg. Alles geht nach Wunsch des Baggenrod, aber da kommt als Deus ex machina der Ehrenpräsident des Vereins, Landrat von Quast, entlarvt den Schurken und stellt Schönchens Ehre her. Er bringt den alten Amtsekretär zu dem Bekenntnis, daß er eigentlich keine politische Gesinnung habe: „Mensch, dann passen Sie ja ausgezeichnet zum Minister!“ ruft er ihm zu. Damit fällt der Vorhang über der Komödie, deren Nebenfiguren auch danach gestuft sind, ob sie den Sozialdemokraten, Freisinnigen oder deren politischen Gegnern angehören. Die er-

steren sind liebevoll behandelt, während der Autor die letzteren, mit Ausnahme des demokratenfreundlichen Landrats, als minderwertige Charaktere schildert.“

Über Lehmanns „Flammenzeichen“ urteilt Geißler: „Ein Epigonendrama in Jamben. Im wesentlichen die Tragödie des Jünglings von Sais, der den Schleier des Göttlichen aufzudecken unternimmt. Die verschiedensten Motive der Weltliteratur klingen an: die opfermutige Königin ist ein Gemisch von Hebeles Judith und der altgermanischen Gudrun; König Umar, der bitterlich um Gott ringt, zum Teil ein neuer König Astolf Fuldas.“

Lehmann's SB klingt leidlich offen, ja unerschrocken: „Ich bin ich und du bist du. Ich will meine Individualität durchsetzen und freiwillig kein Teilchen von ihr opfern. Im Kampfe ums Dasein erspähest du meine Blöße. Du tust dich mit den Deinen zusammen; ich schließe mich den mir gleichen an. Tausche ist Unterliegen, Untergang der Juden; Auswanderung ist Ausweichen, aber nicht lösen. Selbst ein eigenes jüdisches Reich könnte die Judenfrage nicht aufheben; im Gegenteil. Auch als das jüdische Reich noch existierte, gab es in Rom eine brennende Judenfrage. Judenfeindschaft ist nur eine Teilfeindschaft im Kampfe aller gegen alle. Sie wird unlösbar bestehen, so lange es Juden, so lange es Rassen, so lange es einen Kampf ums Dasein gibt.“ Bartels, DNG 3, 440.

Lehmann, Josef, 1801 Glogau — 73 Berlin. Durch  $\Delta$  U. v. Humboldt, der bei  $\blacktriangledown$  Mendelssohn verkehrte, wurde er 23—42 an einen sehr wichtigen Posten gesetzt als R: Preuß. Staats-Z., — „wohl das einzige Beispiel, daß ein Jude an einem offiziellen preussischen Blatte tätig war“, wollte uns Lu. Geiger, Lit. 186, weismachen. Ferner leitete Josef L. von 32—73 das von ihm begründete „Magazin für die Literatur des Auslandes, das anfangs als Beilage der Staats-Z., dann selbständig zwischen deutscher Literatur und nichtdeutschen Ländern vermittelte“. JG. — Sein Sohn Felix nannte später das Blatt einfacher: „Magazin für Literatur“. — Josef L. war ein Freund von Heine, Wagners, Weit usw. Sein Wirken wäre noch genauer zu verfolgen und ein Thema für eine Doktorarbeit. Über Lehmanns letzte Augenblicke vgl. B.  $\blacktriangledown$  Auerbach, 20/2 73: „Ich ging in die Wohnung  $\blacktriangledown$  Meyerheims, fragte, ob er mir keine Billette besorgt habe für Gäste zum Künstlerfeste. Da sagte mir das Dienstmädchen: Meyerheim ist soeben gerufen, der Direktor Lehmann ist eben gestorben. Er hat, da er schwach war, ein Glas Wein getrunken, und als er es getrunken hatte, fiel er um und war tot. Du weißt, daß wir ihm vor einem Jahre ein großes allgemeines Fest gegeben haben zu seiner Jubelfeier als Redakteur des Magazins, und ich war dabei Präsident und Festredner. Lehmann, ein Schwager von Moritz

Zeit, war ein im Edelsten wirkender kenntnisreicher Mann, von früh an ein Schützling Humboldts, ohne eigentlich produktive Ideen, aber weittragenden Blicks und dem humanen [d. h. jüdisch-maurerischen] Gedanken dienend.“ Lehmann brachte dann seinen Pariser Korrespondenten, Paul Lindau (I, 140 ff.), der gern wieder nach Deutschland zurück wollte, an der Düsseldorfer Z. und später an Wolffs Telegr.-Büro in Berlin unter. Eine Hand wäscht die andere.

Lehmann, Josef und Augustin, Priester, beide 1857 in Lyon #, reichten 1870 dem vatikanischen Konzil ein „Postulatum pro Hebraeis“ ein: „La Question du Messie et le Concordat du Vatican“, Paris 1869, worin sie ihre Rassegenossen zum Übertritt in den Katholizismus aufforderten. Das von 510 der anwesenden Bischöfe unterzeichnete Sendschreiben fand den Beifall des Papstes Pius IX. (Sb).

Lehmann, Joseph, JG, Prof., Oberrabbi, Paris. \*1843 Belfort. B: Le procès d' Hérode; les Sectes (!) Juives mentionnés dans la Mishna.

Lehmann, Karl, \*1858, Bürgermeister von Kopenhagen, 1914. G: Prof. Dr. med. U. // Maddeprang. Dr: John Edward U.

Lehmann, Karl, Dr. jur., UP, S: „Zeitschrift für Handelsrecht“, Göttingen. \*1858 Tüchel. B: Verlobung und Hochzeit nach nordgermanischen Rechtsquellen; Friedensfriede der Nordgermanen.

Lehmann, Leo, 1782 Hamburg —?, Porträtist, Zeichenlehrer. — G: 1. Heinrich, \*1814, Historienmaler; 2. Rudolf, \*1819, Genremaler. — Wolf, S. 70.

Lehmann, Léonce JG, Dr., RA, Paris. 1836 Augsburg —92. 56—60 Privatsekretär des türkischen Ministers Dr. Spiger in Neapel. 70 Generalsekretär des Justizministers Ad. Crémieux; dann praktizierte er 20 Jahre am Appellationshof. 73 Mgl. des jüd. Zentralkonstitutionsrats. Er hat 24 Jahre im Vorstand der UJU gefessen!

Lehmann, Markus/Meir, Rabbi, Dr., 1831 Werden —90 Mainz. O Theresie Wandi. R: Jon; Oskar. ChM: Jsr. Zentralanzeiger für das orthodoxe Judentum, 60 ff. B: Rabbi Josefmann von Rosheim, Ko; Abschaffung des Kol Midrei; Predigt zum Gedächtnis Ihrer Kgl. Hoheit der Grh. Mathilde, in der Synagoge in Mainz, 62; Orgel in der Synagoge, Zeitfrage, dargestellt und besprochen; Aus Vergangenheit und Gegenwart, Erzählungen; Graf und Jude; Kaba Elchanan; Das Licht der Diaspora; Süß Oppenheimer (Sb).

Kohut bringt eine photographische Aufnahme von Familie Lehmann, ein für Massenpsychologen sehr lehrreiches Bild: „Meine Leser werden gewiß auch gern von einem Gruppenbilde aus dem modernen strenggläubigen dtischen Judentum Kenntnis nehmen. Ich biete hier nun ein Tableau, die Familie des von mir näher gewürdigten Rabbis der isr. Religionsgesellschaft in Mainz. Auf demselben [dem Tableau!] befindet sich außer dem Genannten noch seine Gemahlin, die nunmehr auch verstorben ist, ziemlich in der Mitte des Bildes, eine durch edle Tugenden des Herzens und Gemüts wie seltene Geistesgaben hervorragende Frau. Rechts in der Ecke erblicken wir seinen Sohn mit Gemahlin, auf der äußeren Linken sehen wir usw. usw.“ Bartels DZG 3, 57.

?Lehmann, Max, Dr., o UP (mittlere u. neue Gesch.), \*1845 Berlin. — Göttingen. WM.

Lehmann, Max, \*1870 Neustettin. Spezialarzt in Posen. G: Rfm.

Lehmann, Orla, früherer Minister des Innern, Kopenhagen. O T. des früheren Finanzministers, Konferenzrat Nathan David. — Simonsen 27.

Lehmann, Oskar, ChM: Israelit und Jeschurun „Zeitschrift zur Förderung jüdischen Geistes und jüdischen Lebens in Haus, Gemeinde und Schule“; Präses des B.'s der Buchdruckereibesitzer, Mainz. \*1858 Mainz. G: Rabbi Dr.

Meier Markus L. O Rabinowitz, Rußld. B: Erzählungen aus dem jüd. Leben.

Lehmanns „Israelit“ charakterisierte sich selbst als „Zentralpunkt für die dtshredenden Juden aller Länder der Erde. Mit Stolz können die Söhne und Töchter Israels auf ein solches Organ blicken, das an Fülle des Stoffes und Gediegenheit des Inhaltes dem Besten an die Seite zu setzen ist. Jedoch nicht in der Belehrung und Unterhaltung allein sieht der Israelit seine Aufgabe, er bemüht sich, das Judentum im Innern zu festigen und gegen äußere Feinde zu verteidigen. Letzterer Punkt wurde ganz besonders gestärkt und gehoben. Der geharnischte und wohlgepappnete Israelit tritt stets kampfbereit allen Juden-Feinden entgegen; manche Schlacht hat er in jüngster Zeit mit ihnen geschlagen und ist Sieger geblieben; dabei ist seine Kampfesweise vornehm, die Wahrheit ist seine Waffe. Der Israelit wird auch ferner nicht ruhen und rasten, bis alle Welt zu der Überzeugung gelangt, daß der Antisemitismus mit guter Sitte und Anstand unvereinbar ist.“

So schrieb der „Israelit“ denn auch über die StbgrZ (UC 3/2 89): „Im überrigen stimmen wir ja mit unserer geschätzten Kollegin von der Antisemitenzunft durchaus überein: wir denken garnicht daran, in anderen Völkern aufzugehen, das wäre ja Selbstmord, Feigheit, Verrat! Israel gleicht dem Öl, das als Glaubens-Bekennnis bis zu den Tagen einer schönen Zukunft gesondert bleiben muß und wird.“

Eigenartig waren einige Prozesse im Umkreis der Zeitung, z. B. „Löwenstein contra Dr. Rothschild“, UC 27/12 1891: „Der in Mainz erscheinende „Israelit“, Zeitschrift zur Vertretung des orthodoxen Judentums, brachte am 5/10 90 einen gegen die Reformjuden gerichteten Artikel aus Alzey, worin dem 74-jährigen Rabbi Dr. Rothschild, damals in Alzey jetzt in Burttscheid, vorgeworfen wurde, daß er am Sabbath rauche, mit der Eisenbahn fahre, daß er sich rasiere und einen 16½-jährigen, des Hebräischen unkundigen Lumpensammler Berger aus Bendersheim als

Schächter bestellt habe. Der Unwille über den Rabbi sei so groß, daß er sein Entlassungsgesuch eingereicht habe. — Wegen dieses Angriffes hat das Kreisamt Alzey, als vorgesetzte Behörde des Rabbis, gegen den verantwortlichen Redakteur des „Israelit“, Oskar Lehmann, Strafantrag gestellt. Dieser Klage hat der Schächter Berger als Nebenkläger sich angeschlossen und zugleich den Handelsmann Nathan Löwenstein als angeblichen Verfasser mitverklagt. Bei der kommissarischen eidlichen Vernehmung hat der Rabbi bestritten, daß er am Sabbath rauche, mit der Eisenbahn fahre und sich rasiere. Dagegen bekundet bei der Verhandlung vor dem Schöffengericht ein Zeuge, daß Rabbi Rothschild an 6 Personen in Bendersheim die Schächterlaubnis erteilt und für jedes Zeugnis 12 Mark erhalten habe, obgleich nur 8 jüdische Familien im Orte wohnten. Ferner behauptete der Zeuge, daß sich der Rabbi am Samstag rasieren lasse, rauche und mit der Eisenbahn fahre. Rabbi Dr. Max-Darmstadt erklärte, das Schächten sei eine heilige und wichtige Sache und erfordere keine geringen Kenntnisse; es sei nicht genug, daß der Betreffende die vorgeschriebenen hebräischen Gebete kenne; schon die Behandlung des Messers sei so schwer, daß das kaum einer von Hundert verstehe. Wer schwere Arbeit verrichte, bald heiß, bald kalt werde, könne das Schächtmesser nicht führen. Der Berger sei des Hebräischen unkundig; ihn zum Schächter zu machen, verstoße gegen das Gesetz. Das Gericht sprach beide Angeklagte frei, da eine förmliche Beleidigung nicht vorliege, sondern nur eine Verteidigung derjenigen Interessen, denen der „Israelit“ diene“.

Ein andermal mußte der Verleger des „Israeliten“ wegen Beleidigung des Rentners Paul Friedmann-Frankfurt 50 Mark zahlen. Dieser wollte seine Stammesgenossen in Palästina ansiedeln und unternahm auch einen Zug dahin, wobei er sich aber angeblich Mißhandlungen hatte zu Schulden kommen lassen. —

Über das merkwürdige Blatt gibt die „Welt“ 1900, 19 eine merkwürdigere Auskunft, die beweist, wie wenig die

Hebräer sich selber schätzen, sobald sie sich unbeobachtet glauben: „Weiß vielleicht jemand, wer der Mainzer „Israelit“ ist? — Man kann mit einiger Gewißheit annehmen, daß der überwiegende Teil der Menschheit keine blasse Ahnung von der Existenz dieses „Israelit“ hat. Nur einzelnen aufmerksamen Bürgern von Mainz, die etwa eben ein frugales Mahl — Käse oder Wurst — verzehrt haben, wird es möglicherweise aufgefallen sein, daß die genannten Genußmittel in einem sehr bescheidenen Zeitungsblättchen eingewickelt waren, welches verziert ist mit dem Titel „Israelit“. Der Umfang des Blättchens reicht gerade aus, um den Käsebedarf eines nicht allzu starken Essers notdürftig zu umhüllen... Der „Israelit“ von Mainz ist ein Frömmeler. Er stellt sich, als würde er andachtsvoll die Lidern den Himmel aufschlagen, aber in Wirklichkeit verdreht er nur heuchlerisch die Augen; er verdreht seine Auglein, bis man das Weiße sieht und dazu murmelt er salbungsvolle Sprüchlein... Warum behelligen wir den Leser mit einer Schilderung des „Israelit“ von Mainz? Wozu machen wir ihn mit diesem „Israelit“ bekannt, dessen Eigenschaften doch keineswegs darnach angetan sind, eine solche Bekanntschaft wünschenswert erscheinen zu lassen? Wenn ich im Privatleben einem Freunde irgend einen schäbigen Gesellen vorstelle, so wird mir mein Freund wenig Dank dafür wissen; ja er wird mein Vorgehen vielleicht gar als Beleidigung auffassen. Es gibt aber gleichwohl Verhältnisse, die einen dazu zwingen, solch einen schäbigen Patron beim Schopfe zu nehmen und vorzustellen: „Herr Soundso aus Soundso“. In eine derartige Zwangslage wird man beispielsweise versetzt, wenn der genannte Patron das Handwerk der Verleumdung betreibt. Er tritt zum Beispiel von Haus zu Haus und verbreitet mit einer unverschämten Frechheit, die einem ungeheucheltes Staunen abringt, die infamsten Lügen über deine Person. Und die Leute, die sich den Lügenhold nicht näher ansehen, glauben wohl das eine oder das andere Wort. Da ist es denn das Klügste, man überwindet möglichst den Ekel, den einem der Kum-



pan einflößt, man faßt ihn mit gelinder Scheu an und zeigt ihn bei Tageslicht dem Publikum: Seht, so schaut das Bürschchen eigentlich aus! Seht wie er scheinheilige Grimassen schneidet und die Augen verdreht! — Nachher kann man sich ja die Hände waschen... Der „Israelit“ von Mainz und seine Kollegen bringen auf jeder Seite zum mindesten ein halbes Duzend religiöse Zitate unter, womöglich mit hebräischen Lettern. Das ist ein frivoler Mißbrauch der heiligen Schrift! Die Sprüche unserer Weisen haben wahrlich ein besseres Schicksal verdient, denn das traurige Los, ein bis zweimal wöchentlich von den „israelitischen“ Heuchlern in den Mund genommen zu werden. Man sollte einem Burschen immer für seine Blasphemie ein paar Kräftige auf den Mund geben, wenn er sich unterfängt, zu seinen schmählichen Zwecken die Bibel zu zitieren.“

1902 (DW 30/5) zankte sich der Redakteur des „Israeliten“ mit dem Dir. der Kolonialbank, Wolffsohn herum. Dieser bezeichnete auf einer Zionisten-Versammlung zu Köln jenen als Banditen, den man aus dem Judentum hinauswerfen müsse. Wenn je der Antisemitismus Berechtigung gehabt habe, so trügen diese Halunken die Schuld daran, die auf die niederträchtigste Art ihre Gegner zu bekämpfen pflegten. Solche Burschen verdienten, daß man ihnen die Zähne einhaue. Der Redakteur des „Israelit“ hatte nämlich die Vermutung ausgesprochen, die Gelder der Bank seien wohl spazieren gegangen, und ferner behauptet, daß die für Kolonisation Palästinas angesammelten Gelder nur ein Schnorrertum großzüchteten. Der Hauptredner des Abends, Assessor Dr. Friedemann-Wiesbaden, stellte in seinem Schlußwort eine gerichtliche Klage gegen den „Israelit“ und das „Kölner Gemeindeblatt“, das sich ähnlich geäußert, in Aussicht.

Lehmann, Paul, Inh: Verlag Otto Hendel, Halle a. d. S. B: Utabjah [nach Niehsche], 1910.

Lehmann, Richard, O Elise Joel, Niederschöneweide, Fabrikdirektor. Das Ehepaar ist im Vorstand des Bundes deutscher Bodenreformer in Berlin. R: Edith, stud. phil.; Hans. 1914.

Lehmann, Richard, 2. Vorsitz der Verbandes zur Bekämpfung der Sdzkltle, Mgl. d. Bürgerschaft. Hamburg. 1913.

Lehmann, Rudolf, Dr., UP; Austauschprof. 09/10; Posen. \*1855 Krefeld. G: L. // Wolff. B: Dtscher Unterricht, 3. U. 09. Dtsche Poetik, 08. S: Luther.

Lehmann, S., Dr., UP (Gesch.), Heidelberg. Ma: Ondens Weltgeschichte, UC 4/8 1889.

Lehmann, Siegfried, Dr., RV. Er verübte Selbstmord April 1913, nachdem er die ihm übertragenen Vermögensverwaltungen um 700 Mille geschädigt. Hamburg.

Lehmann, Walter, #, ao UP (Chirurgie), \*1888 Frankfurt a. M. G: Rentner Leo L. — Göttingen.

△Lehmann-Hohenberg, Joh., 1851 Königsberg i. Pr. — 26, Dr. jur., UP, Kiel, S: „Rechtshort“, wurde von DW 10/1 1903 als Jude aufgeführt, gestützt auf Paasch, der L's Mutter, geb. v. Wittenberg, als Jüdin bezeichnet hatte. Der unseren Gewährsmännern persönlich bekannte L.-S. hatte nichts Jüdisches im Typus und vor allem ganz unjüdisch lange Beine. Sein Kampf um sein und unser Recht mahnt an Michael △Kohlihaas in △Kleists erschütternder Novelle.

Lehmannismus — nennt Rob. Kosm. Lewin (Sd) die von dem Verleger J. F. △Lehmann und Dr. Hans Günther geförderte (besonders nordische) Rassenlehre und -forschung.

Lehmann-Kalisch, Willi, Igl. pr. und t. t. österr. Kammerfängerin, \*1845 oder 48 Würzburg. G: Tenor Karl August L. // Maria Ther. Öbm. „Hervorragende dramatische Sängerin“, Harfenvirtuosin und Gesangmeisterin. O 88 Paul ▼Kalisch, Kammerfänger, Wiesbaden. — Eine längere Selbstbiographie findet sich in Deg.'s „Wer ist's“, wo sonst der Raum für jeden knapp genug bemessen wird: „Nach dem Tode des Vaters nach Prag bezogen, erhielt sie schon mit 6 Jahren Klavierlehrer und übernahm nach kurzer Zeit schon beim Gesangunterricht der Mutter die Klavierbegleitung; 65 trat sie erstmalig im Landestheater Prag auf... später nach Leipzig, wo unter Einfluß Raube's ihr herrliches Talent sich zur schönen Blüte entfaltete; von Leipzig an die Hofoper Berlin, wo sie ihrem Namen neben einer Lucca, Mallinger, Brand bedeutende Geltung verschaffte; 86 Gastspieltournée nach Amerika, und da Verlängerung des Urablaufs von Berlin nicht gewährt wurde, brach sie ihren lebenslänglichen Kontrakt, um mit Auszeichnungen und Huldigungen aller Art überschüttet, 5 Jahre in Amerika künstlerisch zu wirken; 90 nach Dtschld zurück, widmete sie sich, da ihr die meisten Bühnen durch die unliebsame Kontraktbruchsaffäre verschlossen waren, mit gleich großem Erfolg dem Konzertgesang; erst durch das Wohlwollen des Kaisers, der die Folgen des Kontraktbruchs aufhob, wurde ihr der Weg zur Bühne wieder geöffnet, und sie trat wieder in ihrer alten Stellung vor ihre Landsleute [1]. Dann noch 7 Gastspielreisen nach Amerika, sowie auch nach England, Skandinavien und fast allen Ländern Europas; nahm auch an Bayreuth teil, sowie 01 an den Mozartfestspielen in Salzburg, die sie seit 5 Jahren selbst leitet. Ihre bedeutendsten Rollen sind: Donna Anna, Brunhilde, Walküre, Wida, Leonore, Fidelio, Medea, Isolde, Norma u. v. a. Staunenswerte musikalische Vielseitigkeit, ungewöhnliche Schönheit und Fülle der Stimme und großartig schauspielerische Begabung.“ Berlin-Grunewald, Herbertstr. 20.

In Amerika brachte es die L. fertig, in der internationalen Oper zugleich dtsch, italienisch, französisch, und im christlichen Oratorium englisch zu singen. In letzter Zeit suchte sie im Konzertsaal dadurch zu wirken, daß sie bei dem Vortrag von Schubert'schen usw. Liedern mit den Händen oder dem Kopf usw. allerhand illustrierende Mähchen machte. Sie soll im Frieden 100 M. für eine Gesangstunde verlangt und bekommen haben.

Die handfeste Willi L. züchtigte einmal den als Börsencourierkritiker unliebsam gewordenen Stammesgenossen Prof. Dr. Robert ▼Davidsohn (Sd), der nach seiner Bergewaltigung Florenz aufsuchte und die mittelalterliche Geschichte dieser Stadt schrieb.

Siegfried Jacobssohn: „Ich will endlich einmal sagen, daß ich für einen Hauch unsrer guten Willi Leh-

mann oder des herrlichen Sauer ... alles hingebe, was ich bis jetzt hier gesehen habe."

1914 wurde ihr von der Bühnengenossenschaft in Anbetracht ihres verdienstvollen Anteils auch an den modernsten Bestrebungen der Organisation die Ehrenmitgliedschaft verliehen. Während des Weltkriegs wollte sie u. a. „ethische Kräfte“ wachrufen und schrieb im „Tier- und Menschenfreund“ 1916, S. 45, über „Schonet die Tiere“.

DAWI 18/5 1929: „Die einst weltberühmte Sängerin Lilly Lehmann ist am Donnerstag in ihrem Hause in Berlin-Grünwald, wo sie seit Jahren ganz zurückgezogen lebte, 87 Jahre alt, gestorben. Die unmittelbare Ursache des Todes war eine Herzschwäche, die offenbar von einem Magenleiden herrührte.“

Ihre Schwester: Marie L., \*51 Hamburg, l. l. Hofopernsängerin, Wien, lebte später in Berlin.

Lehmer, in der Kundensprache (lb): Bäcker, von h: Lechem = Brot.

Lehne v. Schnshelm, †, österr. Freiherrn seit 1879. 60.

Lehner, Fritz, komponierte ein Baudeville, Libretto von Tauffstein. 1914.

Lehnhardt, Erich, Literat, Zürich. B: Die antisemitische Bewegung in Dschind, besonders in Berlin, nach Voraussetzungen, Wesen, Berechtigung und Folgen dargestellt. Ein Beitrag zur Lösung der Judenfrage, Zürich, Verlags-Magazin. (S. Schabelitz), 1884. „Dem Verfasser“, sagt Glagau Nr 96, „den wir uns noch ziemlich jung vorstellen, fehlt es nicht an gutem Willen, wohl aber an Kenntnissen und an Erfahrung. Er vermeilt bei dem Unwesentlichen und Nebensächlichen. Er hat nicht an den Quellen geschöpft, sondern in der Hauptsache nur mehr oder minder gefärbte Zeitungsberichte benützt. Allein an der Hand unseres „Kulturkämpfer“ hätte er eine ganz andere Broschüre schreiben können. Er erhofft eine Lösung der Judenfrage von der Annäherung zwischen Eingeborenen und Israeliten durch die Schule, durch eine Wlutmischung, sowie durch die christliche Taufe. Um die Judenfrage zu verstehen, ist Genf nicht der geeignete Ort; dazu muß man in Berlin, Breslau, Wien oder in Pest leben.“

Lehnhart, Georg, gebor. Levy, Amtsgerichtsrat, nationalliberaler Politiker, Geibelstr. 13. Düsseldorf — Gerresheim, 1914. Figur: unterseht; willensstarke Nase; lahl; mächtiger Kopfhinterzell; dunkel. — Auf denkende Art wirkt manche Erscheinung trotz Kleinheit und Namensverschleierung wie eine Warnung.

Lehnische Weissagung, s. Israel infandum.

Lehnson, Leo, gebor. Lewinsohn, Dr., Arzt, erhielt Berlin 7/3 1901 vom Polizeipräs. den Namen „Lehnson“.

Lehren [aus Lehren-steinfeld bei Würzburg], holländ. Juden, 19. Jh., JG; L. Löwenstein 1, 137.

Lehrer, jüdische. — Dr. U. Th., Hammer 1881, S. 43: „Daß ich auf deutschem Boden als ein deutscher Mann von einem jüdischen Richter Recht nehme, will nicht so viel bedeuten, als daß ein deutscher Knabe oder Jüngling von einem Juden unterrichtet wird. Ich würde einem solchen niemals die Interpretation eines deutschen Klassikers, auch nicht die eines antiken Scribenten anvertrauen. Was wir an jüdischen Dichtern und Schriftstellern in deutscher Sprache besitzen, ist samt und sonders von der Art, daß es ein ablehnendes Verhalten gegen jüdische Interpretationskünste rechtfertigt, ohne daß man es damit erst zu versuchen braucht. ... Jeder Lehrer hat auch zu erziehen, eine Aufgabe, die nicht allein dem Elementarlehrer, sondern auch dem akademischen Dozenten obliegt. Es kommt nicht nur darauf an, daß man das bildende, oder den Willen veredelnde Element, das den Lehrgegenständen selbst inne wohnt, hervorhebe und in das rechte Licht setze, sondern es ist auch eine von den Lehrgegenständen unabhängige Art der Erziehung zu handhaben, die erfordert, daß der Lehrende eine tiefe Empfindung für alles Große, speziell für unsere vaterländischen Ideale, an den Tag lege. Das vermag kein Jude zu leisten. Wenn unsere Knaben und Jünglinge zu einem verwachsenen Kosmopolitismus erzogen werden sollten, so möchte der jüdische Erzieher der rechte Mann sein; aber sie sollen zunächst echte Deutsche werden. Die

Juden, sagt man, erziehen ihre Kinder recht gut. Das mag sein, aber daraus, daß sie ihre Kinder zu rechten Juden erziehen, folgt noch nicht, daß sie auch unsere Kinder zu tüchtigen Germanen zu machen imstande sind. Kaum glaube ich, daß ihnen ihre angestammten Eigenschaften erlauben, auch nur die erste Bedingung zu erfüllen, die Voraussetzung und Grundlage aller Erziehung, nämlich, daß sie die Herzen der Jugend gewinnen.

Wenn die Juden durchaus unterrichten und erziehen wollen, warum gründen sie, da sie doch die Mittel reichlich haben, nicht jüdische Realschulen und Gymnasien? In Berlin sind der jüdischen Schüler in den höheren Anstalten so viele, daß sie in einzelnen Klassen fast die Hälfte der Gesamtzahl ausmachen.“

Die besondere Fähigkeit der Juden, ihre eigenen Kinder zu rechten Juden zu erziehen, wäre gerade ein Beweis für ihre Unfähigkeit, aus unsren Kindern rechte Deutsche heranzubilden.

Minister Bethmann-Hollweg soll übrigens mal gesagt haben — zitiert JdR 10/11 1915—: „Juden in christliche Schulen, nimmermehr! Sie würden garnicht anders können, als auch aus dem Lehren ein Geschäft zu machen. Wenn sie sich uns wirklich in das Lehramt eindrängen sollten, würde ich lieber mein Ministerium aufgeben.“ Er hätte das ruhig tun sollen, denn sie waren schon massenhaft eingebrungen.

Lehrer, Hirsch, 19. Jh. „einer der reichsten Bankiers in Amsterdam“, Kommissionsär, vJ 1851 S. 120 rühmt ferner ... seine außerordentliche Gesetzes-treue und läßt dabei einen Blick in das innere, nicht grade erfreuliche Treiben der Juden tun:

„L. erhielt einmal an einem Sabbat durch Eilboten ein Schreiben, in kürzester Zeit gewisse Papiere abzugeben, die in Folge bestimmter Ereignisse sinken mußten. Es war Sabbat. L. öffnete also den Brief nicht und als er am Sonntag den Inhalt des Schreibens sah, war es spät, da an diesem Tage die christlichen Häuser keine Geschäfte machen. [!] Am Montag hatte er 70 000 Gulden verloren. Wie heilig er den Sabbat hält, geht daraus hervor, daß er an diesem Tage nur der hebräischen Sprache sich bedient, obschon ihm die französische und holländische geläufiger sind und daß er ferner nur in einem ganz weißen Kleide erscheint. Er hält aber nicht bloß am Sabbat seine Andachten, sondern an jedem Tage der ganzen Woche. Da es aber bei dieser ungewöhnlichen Einrichtung nicht fehlen könnte, daß manchmal seine Schule ganz leerstehen würde — denn die Andachtsübungen dauern allemal mehrere Stunden hintereinander — so erhalten täglich zehn arme Juden eine gewisse Gabe, und sie erscheinen nun, an jedem Tage andere, in seinem Hause und in seiner Betschule. Da er als Bankier seinem religiösen Eifer nicht immer, wie er es

wünschte, Genüge tun konnte, so übergab er bereits vor mehreren Jahren die Leitung des ganzen Geschäftes dem einen seiner zwei Brüder.

Er selbst aber steht nun an der Spitze eines Geschäftes, das mehr seinen Wünschen entspricht, mit einer solchen Sorgfalt, daß man in der Tat darüber erstaunen muß. Er hat in den meisten Ländern Europas die Einsammlung der Gelder für die im heiligen Lande lebenden Israeliten auf sich genommen. In den 4 heiligen Städten Jerusalem, Capet, Hebron und Tiberias leben 16 000 Seelen in 3 Sekten geteilt, sehr unfrühdlich untereinander, und lassen sich, da sie keine Arbeit verstehen, von der Mildtätigkeit ihrer Glaubensbrüder in Europa und Afrika ernähren. Zu diesem Zwecke sandte früher eine jede Sekte alljährlich einen Mann nach Europa und Afrika, um daselbst für die ihrigen Geld einzusammeln; und um seinen Eifer für dieses Geschäft anzuspornen und die Reisekosten zu vergüten, gehörte jedesmal der dritte Teil der heimgebrachten Summe dem Gesandten. Allein wenn die Boten in die Heimat kamen, gab es immer Streit. Die eine Gemeinde klagte, von der andern überborteilt zu sein; Sammler und Verteiler wurden beschuldigt, einen größeren Teil, als sie eigentlich träfe, für sich behalten zu haben und dergl. mehr. Auch war die den Boten treffende Verdächtigung nicht selten begründet, denn solche Leute pflegten, wenn sie einige Male die Sammlung besorgt hatten, in Europa sich anzukaufen und führten nun als wohlhabende Männer ein sorgenfreies Leben. Auch der Fall ereignete sich schon, daß der Sammler mit dem bereits einfassierten Gelde, wenn die Summe groß genug war, auf und davon ging und nie mehr von sich hören ließ. Die Betrachtung dieser Verhältnisse, so wie der fromme Eifer, der den L. für das heilige Land beseelte, bewogen ihn, um den Streitigkeiten ein Ende zu machen, die Sammlung selbst zu übernehmen und ihr Agent in Europa zu werden. Er selber reist in den verschiedenen Ländern herum und scheut sich nicht, von Haus zu Haus zu gehen und beim minder Wohlhabenden wie beim

Reichen um eine milde Gabe zu bitten, und sollte sie auch ganz klein sein. Manches unangenehme Wort mußte er dabei hören und vieles erdulden, was ein anderer als die größte Beschimpfung betrachten würde. Allein L., der diese Sache als Ehrengeschäft betreibt, rechnet sich das alles zum Verdienste an. Nach beendigter Sammlung übergibt er das Geld einem der Konsuln des heiligen Landes, unter dessen Oberaufsicht die betreffenden Summen an die Gemeinden und einzelnen Familien gelangen.

So fleißig L. die Kabbala studiert, mit demselben Eifer widmet sein Bruder alle Kräfte seines Geistes dem Studium des Talmud. Zu diesem Zwecke hat er in seinem Hause einen Alters- und Studiengenossen, mit dem er gemeinschaftlich den ganzen Vormittag talmudistische Studien betreibt. Um 3 Uhr Nachmittags geht er zur Börse, jedoch besorgt er nur die wichtigsten Geschäfte, minder wichtige sind dem dritten Bruder überlassen, der auch die Geschäfte in der Schreibstube für sich und seine Brüder besorgt. An jedem Montag und Donnerstag fastet er; vom frühen Morgen bis nach Sonnenuntergang kommt weder die geringste Speise noch ein Tropfen Wassers oder anderen Getränkes in seinen Mund. Hat er sich dann nach Sonnenuntergang bei einer mäßigen Mahlzeit wieder gestärkt, so beginnt von neuem das Studium des Talmud, und die ganze Nacht hindurch bis zum Anbruch des neuen Tages kann man ihn in jeder Woche vor dem aufgeschlagenen Buche in sich versunken und sinnend treffen. Dabei steht er, was Wohltätigkeit anbelangt, seinem Bruder nicht nach."

Lehrerinnen, jüdische. — Eine Broschüre der 1890er Jahre berichtet aus Berlin: „Etwas weitere Beachtung fand die Volksschule erst, nachdem man gefunden, daß sie sich sehr gut zur Versorgungsanstalt für häßliche oder unbemittelte jüdische Mädchen eigne, die man als Lehrerinnen anstellen konnte. Vor mir liegt ein Verzeichnis der Berliner Gemeindelehrer und Gemeindelehrerinnen, ich schreibe daraus einige Namen ab, wie sie mir gerade ins Auge fallen, wobei bezüglich des Stammes auch wohl ein Irrtum mit unterlaufen kann: Jenny Lazarus; Rosenthal; Simon I; Regina Baginsky; Rosenthal II; Jacoby I; Jastrow I; Simon II; Kohn I; Rirstein; Rosenthal IV; Frenzel; Fränkel; Jastrow II; Jacoby II; Jacoby III; Reih; Meyer II; Jacoby IV; Kupfer; Sillenthal; Jacoby V; Heilbrunn; Heilbrunn; Kaiser II; Ehler; Wolff V; Singer; Rosenthal V; Ohdia Auerbach; Zuder; Eva Meyer; Hirsch! Es soll dies kein Verzeichnis der jüdischen Lehrerinnen sein, nur an einigen prägnanten Namen zeigen, wie weit die Ber-

jüdelung der Gemeindeschulen geht. Dabei sind die Berliner Gemeindeschulen nicht etwa Simultanschulen, denn evangelische und katholische Schulen sind streng getrennt, letztere wissen sich auch gegen jüdische Lehrkräfte zu schützen.

Hunderte von armen deutschen Mädchen, die das Lehrerinnenezamen gemacht haben, sind ohne Brot, der bittersten Not ausgelegt. Stellung ist nicht zu erlangen, weil Jüdinnen die Stellen fortnehmen. Die Töchter der Kaufleute Lemv Salomonsohn p. p. unterrichteten an großen preussischen Volksschulen! Und welche Lauserei, welche Wisiten hat ein deutsches Mädchen nötig gehabt, die schließlich eine Stellung erlangte. Die Wisiten bei Lu. Doewe (Sd) waren seinerzeit berühmt geworden."

**Lehrlingszuchterei.** Ein Mann aus dem Volke an Staatsminister v. Bötticher, Dresden 1894: "Die ungenügende Ausbildung des einzelnen ist auf die schändliche Lehrlingszuchterei zurückzuführen, die es z. B. einem freisinnigen Buchdruckereibesitzer ermöglichte, neben 3 Gehilfen 29 Lehrlinge zu halten. Was haben wohl diese 29 Lehrlinge von den Gehilfen erlernen können? Von ihrem Prinzipal konnten sie überhaupt nichts lernen, denn dieser war ein Jude, der, wenn die Lehrlinge ihre Lehrzeit vollendet hatten, dieselben einfach als „Gehilfen auf die Straße setzte, wo sie dann sofort als arbeitsloses Proletariat eine Gefahr für den Staat bildeten."

Lehrrs, j. Name für j. Konvertiten, weil sie die Kinder Lehre oder den Konfirmandenunterricht genossen hatten. — Kleinpaul.

**Lehrrs, Karl Lu., Kaufmann, 1802 bis 78 Uß (griech.) Königsberg.** Br: Siegfried L., 06—43. — Karl wurde 21 Protestant, 23 Dr. phil. und Gymnasiallehrer, verfaßte eine „Ethik und Religion der Griechen“ und blieb unvergessen. Bei der Empfehlung von Juden für Univeritätsprofessuren berief man sich immer gern auf ihn. Paul Schlenther klagte im BT 8/6 13 bei der Frage der Besetzung von Erich ΔSchmidt's (+) Lehrstuhl: „Für Herrn ΔKöster (Uß, Leipzig) spricht . . . auch seine Herkunft von christlichen Eltern. Man will die großen Philologieprofessoren nicht mehr dort suchen, woher Lu. Friedländer und Karl Lehrrs stammten“. Zwischen den Zeilen meinte Schlenther natürlich, daß man einen seiner Freunde Max ▼Herrmann, Rich. Mo. ▼Meher, Oskar ▼Walzel u. a. nehmen sollte.

Glagau (KK 100), entwirft ein freundliches Bild von Lehrrs, — gelegentlich einer Besprechung von Aug. Niemann's Roman „Bakchen“ (1884), worin ein jüdischer Privatgelehrter vorkommt: „Stahlhardt ist von der größten Uneigennützigkeit, Bedürfnislosigkeit und Anspruchslosigkeit; er verschmäht und haßt jede Reklame, er läßt es lachend geschehen, wenn Andere sich mit seinen Federn schmücken und da ernten, wo er gesät hat. Daß solche Charaktere auch unter Juden möglich sind, geben wir gern zu, denn wir haben sel-

ber einen ähnlichen Mann gekannt. Es war Karl Lehrrs, Professor der klassischen Philologie an der Universität zu Königsberg. Schon da er ein halbes Jahrhundert auf dem Rücken trug, waltete er noch immer als Extraordinarius mit einem Gehalt von etwa 200 Talern jährlich; daneben war er Lehrer am Friedrichs-Collegium. Endlich wurde er Ordinarius; aber nun las er umsonst, obwohl alle Philologen ihn hören mußten, denn er hatte in seinem Fache keinen Konkurrenten. Ein ordentlicher öffentlicher Professor, sagte er, müsse auch seine Vorlesungen öffentlich und gratis halten; er werde vom Staate bezahlt und dürfe sich nicht auch noch von den Studenten honorieren lassen. Lehrrs genoß unter den Philologen ein großes, allgemeines Ansehen, und auf ihren Kongressen begegnete man ihm mit tiefem Respekt. Da er aber nicht die geringste Reklame für sich machte noch machen ließ, kam er Zeit seines Lebens in kein Konversations-Lexikon, wo doch die Namen so vieler prangten, die ihm in seiner Wissenschaft nicht das Wasser reichten. Auf den ersten Blick erkannte man in ihm den Juden, aber sein Wesen und Gebaren hatte nichts Jüdisches.

Indes Charaktere, wie Dr. Stahlhardt und Professor Lehrrs, sind innerhalb der Judentum doch nur höchst seltene Ausnahmen; sie bestätigen nur die Regel. Stahlhardt verrät übrigens, daß der Geist seines Volkes auch von ihm nicht gänzlich gewichen ist. Von einer „Judenfrage“ will er nichts wissen; er spricht darüber nicht anders als Bamberger oder Sonnemann, oder als Eugen Richter und Professor Hänel: „Der Jude ißt mit demselben Löffel, mit dem sie alle essen; nur handhabt er ihn geschickter, weil er in alter Übung ist. Dazu kommt noch, daß er in der Minorität ist. Er ist in großer Minderzahl unter fremden Völkern und erst seit 30 Jahren emanzipiert. Alle Minoritäten aber gedeihen.“ Der Sohn Alfons hält dem Vater vor, daß die Juden sich überall wie Blutegel am Leibe des Volkes festsetzen. Darauf antwortet der Alte ausweichend; er verbreitet sich über Dinge, die gar nicht zur Sache gehören, und reitet auf seinem Steden-

pferde, der Phrenologie herum, die er für die „Naturwissenschaft des menschlichen Geistes“ erklärt.

In der Judenfrage scheint Niemann selber unklar und schwankend zu sein. Die Entwicklung, wie er Dr. Stahlhardt und dessen 2. Sohn Ephraim über das Menschengewimmel emporzuheben und zu verherrlichen sucht, hat etwas Gezwungenes und viel Widerspruchsvolles. Fast könnte man auf den Gedanken kommen, der Dichter habe wider innerste Überzeugung der Judenschaft eine Konzession machen, und bei derselben ein günstiges Vorurteil erwecken wollen. Auf die beiden Batschen Stahlhardt und Sohn hat denn auch die Jüdische Kritik mit geschmeicheltem Stolz hingewiesen; aber trotzdem gilt ihr der Dichter als verdächtig. Im *BT* schreiben Mosse & Cohn, der Autor, der sonst, Dank seiner vornehmen Natur, frei genug über den Parteien stehe, habe in seiner Dichtung leider manche Züge den bösen Antisemiten entlehnt, vom „Giftbaum der Börse“ gesprochen und andere Schlagworte der Judenheker gebraucht. — Israel ist nicht zufrieden mit Halbheiten: es verlangt stets den ganzen Mommson, versteht dann aber auch dankbar zu sein.“

Es ist ja keineswegs schön, aber wir müssen die Frage aufwerfen, weil alles, was ein Jude tut, einen Zweck hat, — wurde Karl für sein geradezu bahnbrechendes, selbstloses, unjüdisches Verhalten von der Masse hinter der Szene entschädigt? Es kommt auch das vor, daß man da, wo es wichtig ist, wo es ein gutes Vorurteil weckt und Eindruck macht, daß man da vor den Leuten den Armen spielt und im geheimen von der „Leitung“ der Gemeinde entschädigt wird? Es würde uns freuen, wenn wir mit unseren Zweifeln dem verdienstvollen Wirken des L. unrecht täten.

Wie steht Max Lehrs, *GMN*, Prof. Dr., Dir. des Dresdener Kupferstichkabinetts — \* 1855 Berlin. *G*: Rfm. Philipp L. // Margarethe Berend — zu Karl und Siegfried L.?

Lehrs, Max, *GMN*, Dresden, Dir. d. Kupferstichkabinetts. \* 1855 Berlin. *BT* 23/6 15: „Mit größtem Eifer hat L. die Kunst der Gegenwart und besonders die graphische verfolgt, die in den letzten Jahrzehnten zu einem lebhaften Sammelwesen geführt hat. Vielleicht

hat die Sprödigkeit seiner Kollegen ihn zu einer allzu weitherzigen Bejahung aller neuen Versuche und ihrer Urheber gereizt, und es wird einmal härter gesichtet werden müssen, was er alles erworben hat. Uberschätzungen lassen sich früher oder später ausgleichen, besonders wenn die Kritiker sich nicht durch den Museumsdirektor, der ganz andere Interessen verfolgen muß, in ihrem Urteil bestimmen lassen. Das ist freilich gerade in diesem Falle wohl oft geschehen, und so ist an Ausländer und Deutsche viel mehr als verdienter Ruhm verliehen worden. Aber Lehrs hat das Verdienst, die vollständigste Sammlung moderner Graphik hingestellt und mit dieser Sammlung auf weite Kreise gewirkt zu haben. Und dafür muß man ihm danken, auch wenn man in der Bewertung der einzelnen Blätter manchmal stark abweicht.“

Leib II, Raphael, Landwucherer, Handelsmann zu Niederemmel bei Trier — Klage gegen den Aderer Schilling-Wagner. Durch Akt vor Notar ▼Wolff zu Bernkastel vom 22/12 1879 habe sich Beklagter verpflichtet, bis zum 22/12 1881 von seinen Ländereien Parzellen bis zum Erlöse von 3900 Mark versteigern zu lassen, und den Erlös ihm, dem Kläger, gegen einen Nachschuß von 20% zu zedieren, andernfalls aber 780 M. Konventionalstrafe zu zahlen. Am selben Tage war aber zwischen den Parteien noch ein 2. Vertrag geschlossen worden. Beklagter empfing vom Kläger ein Darlehn von 2400 M., worüber er ihm Hypothek bestellte, und verpflichtete sich, das Kapital am 22/12 81 zurückzuzahlen, vorher aber nichts von seinem unbeweglichen Vermögen zu veräußern, widrigenfalls das Darlehn sofort fällig werde. Um diese nur einmal erhaltenen 2400 M. drehten sich beide Verträge. Der Kläger hatte sich doppelte Sicherheit bestellen lassen, trotzdem aber 20% Zinsen ausbedungen. Beklagter machte mit Erlöf Art. 1133 des *BGB.*s geltend. Das Oberlandesgericht Köln bestätigte das Urteil des Landgerichts Trier: Der eine Vertrag hebe den andern, am selben Tage geschlossenen, gewissermaßen auf, oder widerspreche ihm doch. Einerseits war dem Beklagten untersagt, vor dem 22/12 81 zu verkaufen; andererseits hatte er sich verpflichtet, von seinen Ländereien spätestens an diesem Tage für 3900 M. zu veräußern; er durfte also weder vor noch nach dem 22/12 81 verkaufen; es stand ihm nur frei, an diesem Tage loszuschlagen, und nach dem Willen des Klägers sollte er es tun, selbst für den Fall, daß ihm nicht entfernt ein annehmbares Gebot gemacht würde. Kläger hatte sich also von dem Beklagten Besseres geben lassen, die unfehlbar seinen wirtschaftlichen Ruin herbeiführen mußten. Nach alledem sei der Vertrag, worin die eingeklagte Konventionalstrafe festgesetzt sei, unlauter und ungültig.

Leibarzt, eine von den Juden, besonders im Mittelalter, bevorzugte und schlaue genutzte Stellung. „Fast jeder Fürst und Große hatte seinen jüdischen Leibarzt, der mehr oder weniger Einfluß auf das Gemüt desjenigen hatte, dessen Leib seiner Behandlung anvertraut war. Darum mochten eben die Vertreter der Kirche diesen Einfluß der Juden auf die Machthaber nicht dulden. Die Kirchenversammlung zu Beziers faßte es zuerst ins Auge, die Juden von der Ausübung der Arzneikunde an Christen auszuschließen (1246).“ *G*. — Wie diese Leibärzte für die Judenheit wirkten, bestätigt Rabbi Bogelstein in seiner „Geschichte Roms“, II, 2: „Sowie ein jüdenfeindlicher päpstlicher Befehl in Aussicht stand, erfuhr die Gemeinde davon durch einflußreiche, den Juden verpflichtete Personen, die an der Erhaltung der Gemeinde nur zu oft das regste Interesse haben mußten. Bedeutende jüdische Männer, Ärzte und Hofagenten, hatten am päpstlichen Hofe gewaltigen Einfluß, den sie zugunsten ihrer jüdischen Glaubensgenossen in einem solchen Falle geltend machten.“

Diese gewissenlosen Leibärzte schreckten vor nichts zurück. Theodor von Grimm, „Wanderungen nach Südosten“ I, S. 223: „Der Papst Innocenz VIII. wandte sich im hohen Alter an einen jüdischen Quacksalber, der ihn durch junges, frisches Blut von 3 Knaben wieder zu beleben versprach. Die Eltern der Kinder hatte man durch Geschenke gewonnen, die jungen Opfer starben

unter der Hand, der Jude ergriff die Flucht, und der Papst erlag dem Alter und der Krankheit."

Leibholz, Abraham und Israel, Kr. Dt.-Krone, — hießen bis 1812: Lewin. Dh.

**Leibholz, Leo & Co., Lübeck, Warenhaus,** empfahl in der kathol. „Gelsenkirchener Z.“ 1903 (DfBl 12/3) „billigst Fahnen, Lampions, Glühlämpchen usw. zum 25. Jubiläum Sr. Heiligkeit Papst Leo XIII. — 1908 fallierte das „mit beispiellosem geschäftlichen Leichtsinne geführte Unternehmen“. Das Geschäft wurde unter Konkursverwaltung noch eine Weile weiter geführt und „Alles stahl!": „die Chefs, die Abteilungsleiter, die Direktrizen, die Verkäufer und Verkäuferinnen und endlich Regie-Arbeiter und Portiers. Die kriminelle Untersuchung der unglaublichen Zustände führte seiner Zeit zur Verhaftung der Gebrüder Leibholz, gegen die das Verfahren wegen Konkursvergehens eröffnet wurde, begleitet von einer lange andauernden Untersuchungshaft. Die Ermittlungen führten zu keinem positiven Beweise, so daß das Verfahren eingestellt werden mußte."

Die Chefs blieben unangefochten, wohl aber wurde 1909 vor dem Schöffengericht in Lübeck gegen 34 Angestellte wegen Massendiebstählen verhandelt.

Lübcker General-Anzeiger: „Sofort nach der Eröffnung des Konkurses löste sich in dem fallierten Betriebe jede Disziplin. Die Mädchen sahen, wie die drei Chefs Leo, Arthur und Max Leibholz augenscheinlich bestrebt waren, Waren aller Gattungen, Konfektion, Pelze, Wäsche, Porzellane, Lebensmittel, in großen Partien beiseite zu schaffen; sie sahen, wie diese Tätigkeit bei den Abteilungs-Chefs, bei den Direktrizen verständnisvolle Nachahmung fand, und so erklärten sie, daß auch ihnen, die sie nie in ihrem Leben die Hand nach fremdem Gut ausgestreckt hatten, das Nehmen erlaubt erschien. Ja, Kolleginnen, die sich an den Diebereien nicht beteiligten, wurden gehänselt und ausgelacht. Das Gestohlene stellt im Ganzen ein umfangreiches Warenlager dar, in dem nichts fehlte, was ein modernes Kaufhaus führt. Unter den einzelnen Verkaufsabteilungen entwickelten sich regelrechte Tauschgeschäfte; die eine Verkäuferin tauschte Schürzen gegen Stiefel,

die andere Taschentücher gegen Kimonoschürzen. Eine der Damen schien von einer wahren „Diebsucht“ befallen zu sein. Sie stahl ein Lager zusammen, dessen Katalog 20 Minuten zur Vorlesung beanspruchte. Der Frage des Vorsitzenden, was in aller Welt sie mit den Gegenständen habe beginnen wollen, entgegnete die jetzt verheiratete Verkäuferin, daß sie zu ehelichen gedachte. Vorsitzender, Aha, also Aussteuer! Als das Verfahren eröffnet wurde, ließ eine andere Angeklagte einen Korb mit Waren durch ihren Bruder bei Wittenberg in die Elbe befördern.

Die Mädchen erklärten in Übereinstimmung mit den männlichen Angeklagten, daß nach der Eröffnung des Konkurses, wohl auch schon vorher, in dem Leibholz'schen Betriebe eine Vordrigkeit geherrscht habe, die aller Beschreibung spottete. Jeder war sein eigener Chef und Kontrolleur. Das Lager war allen zugänglich; jeder konnte dort entnehmen, was ihm beliebte; ein Lagerbuch existierte nicht. Alle Angeklagten äußerten mehr oder weniger bestimmt, daß die Gebrüder Leibholz um die Diebstähle gewußt hätten; es sei gewissermaßen mit Genehmigung der Firmeninhaber gestohlen worden. Es wird in glaubwürdigster Form dargelegt, daß die Gebrüder Leibholz nach der Konkursöffnung auf Debitscheinen große Warenposten entnahmen, die Debitscheine jedoch nachher vernichteten. Es wird ferner mitgeteilt, daß von den Firmeninhabern Gegenstände gekauft und mit dem zehnten Teil des Wertes bezahlt wurden. Und endlich wird erwähnt, daß große Posten wertvollster Pelzwaren nach dem Leibholz'schen Privatkontor wanderten und daß ein Teil der Waren als Brautgeschenke des Neekamechefs Verwendung fand, ohne daß eine Bezahlung ersichtlich war. Eines Tages habe Arthur Leibholz zu den Verkäuferinnen geäußert: „Kinder, es ist kalt, setzt Hüte und Mützen auf und zieht Euch warm an!“ Dieser freundliche Rat sei denn auch wörtlich befolgt worden, natürlich auf Kosten der Konkursmasse. Einige der Zeuginnen gestanden nach langem Widerstreben, daß sie von den Firmeninhabern mit

Unträgen verfolgt wurden, daß man sie in unanständiger Form berührte. Die Verkäuferin, die spröde blieb, sei schikaniert und aus dem Geschäft hinausgeekelt worden. Die Mädchen erzählten, man habe sie angeschnauzt, auf den Klosetts gemein angefaßt, man habe ihnen eine Behandlung angedeihen lassen, wie sie unerhörter nicht sein könne und wie sie in geordnet geleiteten Geschäften unbekannt sei. Das aber kehrte immer wieder: Das ganze Betriebspersonal war der Meinung, daß die Chefs so viel „auf die Seite“ zu bringen suchten, wie irgend möglich war. Eines der Mädchen erklärte, daß, wenn sie sich Max Leibholz hingegeben hätte, sie nach dessen Versicherung im Geschäft hätte tun können, was ihr beliebte. Es wurde schließlich Mitteilung davon gemacht, daß Max L. auf eine der Zeuginnen in Hamburg einzuwirken versuchte mit der Bemerkung, daß für beide Teile eine Verständigung lohnend sein werde.

Als Rechtsanwalt Dr. Ihde an einen der Zeugen die direkte Frage stellte, ob ihm bekannt sei, daß die Gebrüder Leibholz vor der Konkursöffnung unlautere Manipulationen einleiteten, protestierte Rechtsanwalt ▼Jacobsohn, früherer Mitverteidiger im Verfahren gegen Leibholz, gegen das Hineinziehen einer Angelegenheit, deren Verfolgung gerichtsseitig eingestellt wurde. — Der Vorsitzende erklärte generell, daß er keine Fragen zulassen würde, die auf eine Wiederaufnahme des Verfahrens gegen Leibholz hinzielten. —

Rechtsanwalt Fehling als Zeuge teilt mit, daß im Gläubiger-Ausschuß das ganze Unternehmen als Schwindel charakterisiert wurde. Jedenfalls habe Leibholz keinen Pfennig Betriebskapital besessen. Die Mehrheit der Angeklagten wurden zu zwei Tagen bis zu drei Monaten Gefängnis verurteilt. Die Urteilsbegründung betonte, daß ein starker Verdacht gegen die Gebrüder Leibholz, an den Massendiebstählen beteiligt zu sein, bestehen bleibe. Aber es verlautet nichts von einer Wiederaufnahme des Verfahrens gegen die edlen Gebrüder. — Wer waren die Gebrüder Leibholz, die ohne einen Pfennig eigenes Geld auf Kredit einen großen Be-

trieb mit Duzenden von Angestellten eröffneten und sich Jahr und Tag einen Harem aus deutschen Mädchen hielten? Nach deutscher Auffassung soll der Arbeitgeber die nötigen Fachkenntnisse besitzen, zugleich eine moralische Verantwortung für seine Angestellten übernehmen und deren sittliche Führung überwachen. Anstatt dessen sehen wir hier die Chefs, denen ehrbare Väter und Mütter ihre Kinder arglos anvertrauten, schamlos ein schlechtes Vorbild geben, Anleitung zum Diebstahl erteilen und Ehre und Sittlichkeit der Untergebenen gefährden. Während sonst über das Vergehen eines hungrigen Bummlers, der ein Brot oder eine Wurst stahl, die internationalen Telegraphenbüros in Tätigkeit treten und hunderten von Zeitungen den Vorgang peinlich genau übermitteln, hat man über das unerhörte Massenverbrechen der Leibholz nichts in den Blättern gelesen. Hammer 1910.

△Leibniz, Gottfried Wilhelm, 1646—1716, deutscher Philosoph und Politiker. Daß L. bei seiner Liebe für Deutschland und von seinem Haß gegen die Feinde inner- und außerhalb der Grenzen auch die Juden nicht ausnahm, ist nicht verwunderlich. In einer Streitschrift „Mars Christianissimus“ (deutsch in Reclams Universalbibliothek) vergleicht er das Recht, mit dem die Franzosen Eroberungen und Diebstähle begründeten, mit dem Recht, auf Grund dessen Moses und die Juden den Ägyptern die goldenen und silbernen Gefäße stahlen. — Er weist auch darauf hin, daß im Südosten Europas und in Vorderasien einmal arische Völkerstämme gesiedelt hätten, die heute die Namen Gallia und Galatien in Kleinasien trügen. Bgl. Sig. I., S. 1109 und 1110.

Leibowit, Leopold, „Betrüger, der fast alle europäischen Sprachen spricht und medizinische und theologische Kenntnisse besitzt und als Arzt, Gelehrter, oder Korrespondent Europa und die ganze zivilisierte Welt bereist. In Leipzig machte er die Bekanntschaft eines Arztes, den er bat, ihn an Operationen teilnehmen zu lassen. Da dem Arzt Bedenken an der Persönlichkeit des Berufsgenossen auftauchten, benachrichtigte er die Polizei, worauf ein Kommissar den „Herrn Doktor“ gerade bei einer Operation verhaftete. Er gab sich als Dr. Remington, Sohn des bekannten amerikanischen Industriellen und Erfinders der Schreibmaschine aus, war aber der Handlungsgehilfe Leibowit aus Rumänien. Er hatte im Auslande 14 Jahre Zuchthaus und Gefängnis hinter sich und in den letzten Wochen auch in andern Universitäten Ärzte usw. angebohrt.“ DfBl 1914.

Leibowit, M., Leiter der 1906 von 400 bessarabischen Juden gegründeten Kolonie Philippson in Rio Grande. B.

Leibschmerzer [Leibschmerzer], Sissi, Massenschänder. Am 20/3 1930 (Eif. Wesen 4/4), 11 Uhr, stand ein 14- bis 15-jähriges Landmädchen vor einem Zeitungsladen der Bahnhofstraße, Passau, und betrachtete die Ansichtskarten. Ein alter Jude machte sich an sie, brachte heraus, daß sie arm und mittellos war, kaufte ihr drei Liebespostkarten und ging mit ihr in einem Seitengäßchen nach der Donau hin. Ein Nationalsozialist erfaßte die Lage, setzte nach und befreite das Kind. Der Jude hatte dem Mädchen 50 M. angeboten, wenn sie ihm zu Willen sei. Die Polizei lehnte die Festnahme

des Juden ab, weil die Verführung Minderjähriger in letzter Zeit gesetzgeberisch erleichtert sei und stellte nur den Namen des Schänders fest, der dann über alle Berge verschwand. — In einem böllischen Staat wäre er verhaftet und noch selbigen Tages gehängt worden.

**Leibzoll**, eine nach der Meinung der Juden schimpfliche Abgabe: „Sie würdigte den Menschen zum Tiere herab“, Juden in Rußland, 1844, S. 17. Es war eine Art Steuer, welche die Juden im finsternen „Mittelalter“ auf Reisen in verschiedenen Ländern Ostlands zu zahlen hatten. — G 3, 536: „Der Leibzoll bestand bis zum Anfang des 19. Jahrhunderts in seiner ganzen Scheußlichkeit in Mittel- und Westdeutschland fort, in der Main- und Rheingegend, wo Zwergstaaten an Zwergstaaten von wenigen Quadratmeilen dicht aneinander grenzten, Schlagbaum auf Schlagbaum in kurzen Zwischenräumen sich erhoben. Mochte ein Jude auch nur eine Tagereise, so berührte er verschiedene Gebiete und mußte an jeder Grenze den Leibzoll erlegen. Mehr noch als das Geld entwürdigte die Art der Erhebung. Die Abgabe bestand öfter nur in wenigen Kreuzern. Aber das brutale Verfahren der Beamten gegen sie an jeder Grenze verletzete auch die Reichen.“

**Fiedler**, Antisemitischenbewegung in Deutschland 1891: „In Salzburg erfolgte die Aufhebung 1791, in Bayern wurde er im selben Jahr von 5 auf 20 Kreuzer erhöht, um 1799 zu fallen. In Preußen betrug er für je 24 Stunden Aufenthalt 3 Taler 18 Groschen und wurde 1797 aufgehoben, wie das Edikt sagt, „mehr um die Juden von einer Erniedrigung befreien zu wollen, als von einer lästigen Steuer“. In Nassau-Oranien fiel der Leibzoll 1801, in den meisten Kleinstaaten 1803, in Baden am 20/1 1804, in Hessen-Darmstadt, wo derselbe jährlich 25—28 000 Gulden eintrug, am 12/1 1805 mit gleichzeitigiger Verleihung bedeutender Rechte an die Juden.“

**„Leichenfledderer, literarischer“** — nannte U P  $\Delta$  Stahlbaum-Wasel 1904 (DfBl 6/9 05) einen Literaturjuden, der verstorbenen großen deutschen Männern Lebensbeschreibungen widmete, auch wenn ihm ihr Arbeitsfeld völlig fremd war. — Im Beleidigungsprozeß gegen Stahlbaum erhielt der Jude eine wenn auch nur formelle Genugtuung. WM.

**Leicht**, Alfred Kuno, Prof., Dr. phil., Konrektor am Realgymnasium Meißen. \*1861 Schwarzenberg i. Erzgeb. S: Briefe von Prof. Dr. M. Lazarus; Lazarus' Lebens-erinnerungen. Er übersehte mit Marie Anna Hulle ins Französische: Eudon, Sinn und Wert des Lebens. Meißen a. d. E., Tonberg 20. Hb 200. Kl 34. Deg 6.

**Leichtenritt**, Hugo, Dr. phil., Musikschristler u. Romponist. \*1874 Pleschen, Posen. S: Rfm. Gerson L. // Frances Caroline Wag. — W: Chopin; Dtsche Hausmusik; Retrolog auf  $\blacktriangledown$  Mahler, darin SB: „Erst die nächste Generation werde imstande sein, zu beurteilen, was Mahlers Sinfonien für die Weltliteratur bedeuteten.“ Berlin W, Winterfeldtstr. 25 a. Deg 6.

**Leichfertige Berichterstattung**. Wahrheit 10/3 1923: „Das „Berl. Tagebl.“ ließ sich am 1. März von seinem Prager Korrespondenten melden: „Der zum Finanzminister ernannte Architekt Bohdan Becka stand seinem Vorgänger Raschin sowohl als Schwager, wie auch als Präsident der Zionatenská banka nahe. Raschin war ihr Verwaltungsrat gewesen. Bei aller Anerkennung der Qualitäten des neuen Finanzministers, ... berührt es die Öffentlichkeit doch eigentümlich, daß die Zionobank, die im wirtschaftlichen Kampfe mit allen anderen von ihr nicht abhängigen Banken der Tschechoslowakei steht, unmittelbar bereits den zweiten Finanzminister stellt...“

— Zionatenská banka ... Zionobank? Gemeint ist natürlich die „Zibuoostenská banka“, aber dem WZ klingt eben „Zion“ verständlicher und anheimelnder! „Zion — o banka!“ soll gewiß eppes e so e Stoßfaizer sein. Ähnliche Beispiele liegen in unseren Archiven in solcher Zahl, daß wir Wände füllen könnten und manchmal Absicht vermuten müssen.

**Leiden**, Holland (sd). 1. Cohen, Rabbi, Lehrer für hebräisch, Gymnasium; 2. Cosmann, E. A., RA, Noord-einde, Privat: Wilderdykstraat 7, früher Ep. von Goudsmit (Goldschmidt); 3. Roach, Lehrer des Niederlän-

dischen, höhere Bürgerschule,  $\circ\blacktriangledown$  aus Berlin; 4. Jahn-boll,  $\Delta$ , S. J., Dr., Leiter der Schaufammlung für Völkerkunde, deutschfreundlich,  $\circ\blacktriangledown$ ; 5. Hotel Rosen-baumer, Nieuwe Beestenmarkt, Schwemme für galizische Pferdehändler; 6. Bahmberger, Hotel, Dammerenmarkt 1; 7. Bos, M. W., RA, Doezastraat 13; 8. Baalberg, J. C. & Söhne, Wollbeden, Jnh: steht sehr  $\blacktriangledown$  aus; 9. Cohen, Herrenkleider, Nieuwe Rhyn, schwarzhaariger dtscher  $\blacktriangledown$ ; 10. Leidsche Sparbank, 1918, Vorstand: Mr. (magister juris) J. S.  $\blacktriangledown$  Goudsmit [Goldschmidt], der nervenkrank geworden ist, Untervorsizer (Vizepräsident): Mr. E. A.  $\blacktriangledown$  Cosmann; 11. Leidsche Dagblad, schöpft aus dem WZ seine dtschfeindliche Giftbrühe; der Besitzer ist dtscher Abkunft. — 1919.

**Leiden**, Johann von, gebor. Bodelson, \*1510 Leiden, „juif hollandais“ laut Vicomte de Bussiere, l'histoire de l'anabaptiste, Arras 1853, Schneider, Wiedertäufer und als Vorläufer Trostis rief er sich 1533 in Münster zum „König von Zion“ aus, ver kündigte auf alttestamentlich-bolschewistischer Grundlage die Gemeinsamkeit alles Besitzes und aller Frauen, war blutdürstig und ausschweifend und wurde 1536 verdienertmaßen hingerichtet und in einem Eisenkäfig hoch oben an der Lambertikirche ausgehängt. — R.  $\Delta$  Hamerling behandelte ihn im „König von Zion“; Meyerbeer (sd) verklärte den Nassengenossen 1849 in seinem „Propheten“. Der Bolschewismus steht in der Rasse, man ist sich nur früher darüber nicht klar geworden und hat sich auch zu wenig die Angriffsarten des Jdtm.'s im WZ und später in Zypern und Athene zu Herzen genommen.

**Leidersdorf**, Henriette, hatte 1879 eine Privatschule in Wien. W: Jugendschriften.

**Leidersdorf**, Max, JG, Dr., UP (Pshch.), Dir: Landesirrenanstalt Wien. 1818—89. 76 hatte er den entthronen Murad und 86 für die österr. Regierung Ludwig II. zu begutachten.

**Leidersdorff**, William, JG, 1802 Szathmar, Ung. — 48 S. Francisco. Er wanderte 1817 aus und kam 40 nach Frisco, wo er in 8 Jahren der reichste Mann des Staates, Bizekonsul und ein Sonderling wurde, den man auf dem röm.-katholischen Kirchhof üppig bestattete, und nach dem man auch eine Straße benannte. Seine angeblichen Erben und der Staat führten um sein ungeheures Raubvermögen lange, noch 1904 nicht beendigte Prozesse.

**Leidig**, Dr., Prof., Geschäftsf.: Kriegszentrale Hansabund, Viehereiverband; Präs.: Kriegskreditkassa Hansabund; Vertrauensmann der Ausfuhrzentrale für Eisen und Stahl. S: Mitteilungen des Hansabunds; Nachrichten der Kriegszentrale für Handel, Gewerbe und Handwerl. 1914 ff.

**Leidmann**, Eva, eine ältere Literatin, schrieb 1927 im „Hamburger Fremdenblatt“ über den „Mann als Typ“: „Das junge Mädel der Gegenwart würde beim Anblick unserer damaligen Götter überlegen lachen. Ihr Typ ist der „smarte Börsianer“ ... Außerdem muß er ein Auto haben, denn „Mann und Motor“ gehören zusammen. So sieht die Frau den Mann als Typ. ... „Er“ soll „amerikanisch aussehen“. „Mit diesem Typ verknüpfen sich alle Möglichkeiten für die Frau: Geldverdienen, Auto, Tanz, Fröhlichkeit und Geborgensein.“

„Ich vermisse nur“, sagt Hans Hesse im WB 16/7, „den energischen Protest der deutschen Frauen gegen die Anmaßung dieser dunkelhaarigen, börsianersmachenden Rebekka, so quasi als autorisierte Vertreterin der heutigen weiblichen Jugend zu skribifagen.“ WM.

**Seiffmann**, [Lebh-mann], Moriz, 1860—21, GRM, Bankhändler der zum „Central = B. jüd. Staatsbürger“ gehörenden Firma W. Simons & Co., Königsallee, Düsseldorf. — Aufsichtsrat der Berl. Hypotheken = A. = G.; Hoefel = Brauerei, Düsseldorf; Versicherungsbank für Ostland, Düsseldorf;



Mannesmannröhren, Düsseldorf; Gru-  
benvorstand: „Königin Elisabeth“, Es-  
sen, und Stadt- und Provinzial-  
Landtags-Abgeordneter. Vor  
dem Kriege hatte er ein Vermögen von  
4½ Millionen und 350 000 Mark Ein-  
kommen. — Mäcen, Gelegenheitsdichter  
und Vorstand des seinerzeit unter das  
Protectorat des Kronprinzen lan-  
zierten Düsseldorfer Goethe-V's.“

L. bewohnte in der Cäcilienallee die  
pompöse „Villa Leiffmann“, nach  
der sich noch die Haltestelle der Elektri-  
schen auf der Kaiserswerther Straße  
nennt. — Er heiratete ein nichtjüdisches  
Fräulein Kahser, hohe Blondine aus  
einem Kölner Tuchgeschäft, deren Bru-  
der bei Leiff. in die Bank trat. Seine  
Töchter: 1. Lilly O △ Dr. Werner  
Schmidt, Elberfeld; 2. Martha, O  
½ ▼ Prof. Dr. Peter Janssen, Düs-  
seldorf. Ein Duzend Enkel aus diesen  
Rassenmischungen sind, wie es im Sach-  
senspiegel heißt, der „ärgeren Hand“  
gefolgt.

05/06 wurden die Finanz- und Kul-  
tusminister, Freiherr Georg von  
Rheinbaben und Dr. Studt in  
Villa Leiff. empfangen. Rheinbaben,  
dessen Frau schon die schwerreiche, hol-  
ländische Kohlenbaronin Friedländer-  
Fuld bei Hofe eingeführt hat, dinierte,  
von der Düsseldorfer Gesell-, Bürger-  
und Arbeiterschaft angestaunt, auch wei-  
terhin jeden Sommer anlässlich der Goe-  
the-Spiele bei Leiff. 08 ließ sich ganz  
Deutschland auf der „Tagung ameri-  
kanischer Bankhäuser“ in New  
York von Leiff. vertreten. Er stiftete  
im selben Jahre 100 Mille zu einer  
„Georg von Rheinbabenstif-  
tung“ und wurde bald darauf Gehei-  
mer Rat. Dann schrieb er ein Buch  
„Amerikareise“, 09, mit Poesie, Prosa  
und mit Bildern, worauf er sich z. B.  
innerhalb einer großen Chypresse in Ka-  
lifornien oder im Taucherkleid vor der  
„Cave of the Winds“ am Niagara dem  
vieles duldbenden Leser zeigte. Eine der  
dabei getätigten, ernst gemeinten Poe-  
sien, „Heimflug“, war entschieden der  
„Fischerin du Kleine“ nachempfunden:

Wache, Seemann, wache,  
Wache rasche Sache!  
Wache nur schnell voran!

Ruft Dich sputen, mähen,  
Schnell die Wolken ziehen  
Gegen den Ost hinan.“

Der Drang nach Hause ist durch das  
6mal begründete a und durch die Wie-  
derholung der Alliteration der 4 er-  
sten Zeilen ganz unvergleichlich verkör-  
pert. Die übrigen Gedichte sind so ähn-  
lich, langweilig, aber nicht alle gerade  
so charakteristisch.

Seine Vorstandtschaft auf dem 4. All-  
gem. Bankhäusertag in Mün-  
chen 1912 beleuchtete die Stbgrz 20/9  
12 in dem noch heute lesenswerten Auf-  
satz „Der Kuckuck im Nest der  
Grasmücke“. Leiff. wurde 1914 nach  
einem ansehnlichen Beitrag in bar als  
„Stifter“ auch in die sehr vornehme  
„Gesellschaft für Rheinische  
Geschichtskunde“ aufgenommen.  
Er schuf das Wort von Düsseldorf, der  
„Braut unter den Städten“,  
was wie ein Lauffeuer durch das ge-  
bildete Dtschld ging. Der General-An-  
zeiger 2/3 10 berichtete: Stadtrats-Sit-  
zung: „Stadtverordneter RM Leiff. ver-  
breitete sich gleichfalls über die Tätig-  
keit der Finanzkommission. Er schloß  
mit einem Lobliede auf die schöne Stadt  
Düsseldorf, die immer schöner werde,  
und die man „die Frau unter den  
Städten“ nennen möchte. So prägte  
der Redner für Düsseldorf eine neue Be-  
zeichnung und brachte damit gleichzeitig  
in den Ernst der Finanzdebatte etwas  
Poesie...“ (vgl. Börsenpoesie). Gene-  
ralanzeiger 3/3 10: „Die Braut un-  
ter den Städten. In den Mittei-  
lungen über die gestrigen Stadtrats-  
verhandlungen steht zu lesen, daß Stadt-  
verordneter RM Leiff. in seiner Rede  
zum Haushaltsplan Düsseldorf die Frau  
unter den Städten genannt habe. Es  
handelt sich um einen Hörfehler, der  
durch die bekannte Ungunst der akusti-  
schen Verhältnisse des Rathausfaales  
entstanden ist. RM Leiffmann sprach  
nämlich von Düsseldorf als der Braut  
unter den Städten“ was wir aus-  
drücklich feststellen, um falschen Überlie-  
ferungen vorzubeugen. Der Titel  
„Frau unter den Städten“ ist  
also noch frei.“

Ein Bericht über die Stadtrats-Sit-  
zung in Düsseldorf 15/4 1913 lautete:

„GN Reiff. hat der Stadt mitgeteilt, daß er hätte, die Zweckbestimmung seiner Stiftung zu ändern. Er bittet, das Kapital zu verwenden für ein Kinderheim, das der Vaterländische Frauenverein errichten wird. Falls die Stadtverordneten-Versammlung sich damit einverstanden erklärt, ist er bereit, das Stiftungskapital auf 180 000 Mark zu erhöhen. Außerdem würde er sich verpflichten, auf 10 Jahre, beginnend am 1. April 1914, dem Wöchnerinnen-Asylverein einen Jahreszuschuß von 5000 Mark zu leisten. Mit dem Wöchnerinnen-Asylverein ist daraufhin ein Vertrag abgeschlossen, vorbehaltlich ihrer Zustimmung . . . Sie werden gebeten, bei dieser Gelegenheit GN Reiff. den wärmsten Dank auszusprechen, daß er durch seine hochherzige Spende die gemeinnützigen Ziele des vaterländischen Frauenvereins und des Asylvereins fördert.“  
Oberbürgermeister Dr. ↓ Dehler: „Ich nehme an, daß Sie mit ausdrücklichem Danke an GN Reiff. dem Vertrag zustimmen (Zustimmung). Der Vertrag findet Zustimmung.“ Die Versammlung erhob sich darauf von ihren Sizen.

Moriz Reiff. tat sich auch selbst als Künstler auf. Von einem seiner Werke liegt bereits die 2. Auflage vor, „Johanneß“, erschienen 79, ein Idyll, in Hexametern nach Goethe's Hermann und Dorothea oder nach Homer, handelt von der Liebe eines Hans und einer Karoline, die aber, wie Cesar und Beatrice in Schiller's Braut von Messina, nicht wissen, daß sie Geschwister sind; denn wenn sie es gewußt hätten, wäre die fürchterliche Dichtung nicht nötig gewesen, in der sogar die Heldin selber irrsinnig wird. Hans-Johannes aber wandelt sich ob so grauenvollen Schicksals in einen Einsiedler und Dichter, um die Erfahrungen seines Lebens und die Begleitumstände im Epos vorzutragen. Da sich Reiff. zu den „Klassischen“ Juden zählte, erwähnt er auch die „Flora“ und meinte damit nicht das bekannte Gründer-Etablissement in Berlin, noch den angeblich von Lionardo gemachten Wachsopf in der Nationalgalerie zu Berlin oder den Volksgarten in Düsseldorf, sondern die römische Blumengöttin. Sonst steht Reiff.'s Werk in Form

und Gehalt keineswegs auf der Höhe antiker Vorbilder, wenn er auch edel und keusch tut. S. 50:

„Doch, wer im Genius lebt, der wandelt wie frei  
in den Wolken  
Mächtig erhaben einher, gestellt durch des Geistes  
Geschenke  
Über den Wandel der Welt, wo die Menschen es immer  
vergessen,  
Daß nicht sie alle für einen — daß jeder für  
alle soll streben.“

Reiff. dachte dabei natürlich an den Wahlspruch der Kasse: „Choel Jisrael chaverim!“ — was er, trotzdem er sich hatte katholisch taufen lassen, nie außer Acht ließ. Wo es sich um Liebe handelt, zieht er den Vorhang zu:

„Doch was die Augen sich sagten und was die umklam-  
merten Hände  
Sagt sich erzählten, verschweigt der Dichter, und Ihr,  
seine Freunde,  
Suchet euch selbst in den Tiefen der Seele Gefühl, es  
zu ahnen;  
Denn es kann es Euch nie die tönende Sprache ver-  
raten.“

Einer der ersten Johannes-Gesänge beginnt:

„Glückliche Kindheit! Du kennst allein das herzige  
Wesen,  
Das mit eisernem Bahn der Mensch und die Bei-  
ten zerreißen.  
Wenn sie erst rechnen die Menschen, mit Rang  
und mit Ahnen erst rechnen,  
Rechnen mit Glauben und Gold — dann rostet  
die Höheit der großen  
Liebe, die tief im Herzen der Irdischen unbewußt wohnt.“

Auch Reiff. hat im Leben gerechnet, ohne aber, wie das Gedicht bezeugt, von seinem „herzigen Wesen“ einzubüßen. Der bei Abfassung des Werkes nicht mehr jüngerlingshafte Verfasser hat ferner in einem der letzten Abschnitte auf S. 54, die eigene poetische Zukunft vor-  
ausgesehen:

„Da, als Johannes zur Welt in den ersten Geschenken  
der Muse  
Sprach, da ahnte er nicht den Erfolg, den die Kunst  
ihm gewährte.  
Denn es trug der Ruf, der Menschen gesprächigster  
Bote,  
Wald in das Herz dem Volke die Lieder des einsamen  
Sängers. —  
Und es finden die Künste sich schnell zu-  
einander; der Maler  
Zeichnet die Bilder des Dichters; es finden die Mei-  
ster der Tonkunst  
Leicht die melodische Weise zum Wort, das die Herzen  
begeistert,  
Und wenn Johannes in Bildern und Liedern der eignen  
Gedanken  
Innersten Zug sah, verstanden vom schaffenden Geiste  
der Mitwelt,  
War er zufrieden.“ —

Dieser Johannes ist also zweifellos Reiff. selber, der später noch 10 Gedichte verfaßte, die unter allerlei Unkosten sei-  
nerseits mit Bildern von dem Düssel-

dorfer Maler Prof. Alexander  $\Delta$ Frenz, einem Verwandten von Prof. Arthur Kampf-Berlin, und von einem „Meister der Tonkunst“ wie Prof.  $\Delta$ Humperdind mit Noten versehen, unter dem lateinischen Titel „Trifolium“, zu deutsch: „Kleeblatt“, veröffentlicht wurden. Leiff. ist also in seinem „Johannes“ der „Vorläufer“ seiner selber gewesen. Das Trifolium erschien bei Breitkopf und Härtel, die sich sonst gegen allen Dilettantismus sperren, aber bei Gedichten eines Juden wohl nicht so streng waren, in 100 nummerierten Exemplaren, Großfolio, prachtvoll ausgestattet, zugleich verenglischt von John Bernhofft.

Der Ton dieser Lieder ist wieder „kassifizistisch“ und antik, etwa im Stil des 2. Faust. Nur einmal gleitet Leiff. „humoristisch“ aus, als er auf einem „Ballabend im Olymp“ Größen der Mythologie mit denen der Geschichte sich wälzen läßt. Unter den Paaren sind auch hebräische:

„Mirjam's Harfe klingt ergreifend,  
Wie bereinst am Roten Meer ...“  
„Judith selbst sie schreitet frohlich  
Solofernes ihr im Arm ...“

Was sich dann gräßlich steigert zu der Vision:

„Barbarossa fliegt mit Psyche  
Tanzend leichten Schritts dahin.“

Diese aparte Tanzerei ist aber nicht mal von Leiff. erfunden, sondern viel besser schon im 5. Gesang von Robert Hamerling's großem, antisemitischen „Homunculus“ in der „literarischen Walpurgisnacht“ dagewesen, wo auf der Hochzeit des Helden mit Lurley eine phantastische Szene entwickelt wird, aus der ein belesener und allgemein gebildeter Jude leicht eine Offenbadiade machen konnte. Bei Hamerling heißt es:

„Lebhaft war das Tanzvergönnen,  
Mit der Braut antrat der Ritter  
Von dem Pferdefuß, zum Tanze  
Das Großmütterlein des Ritters  
Schwenkt im Takte der Homunkel.  
Federleicht und schmiegsam hinstieg  
Frau George Sand in Faustens Armen,  
In Diogenes', Münchhausens,  
Schlemihls, Don Juans, Eulenspiegels  
Und noch vieler anderer Armen.  
Bräutig walzte mit Frau Buchholz,  
Leut vergasste sich in Rana,  
Lollte mit ihr hin im Reigen,  
Mit Aspasia, der schönen,  
Machten Kritiker ein Tänzchen,  
Sprangen mit ihr um wie Küppl,  
Doch es ging der Atem ihnen  
Früher aus, als ihr, der Schönen.“

Das ist geistreich, voller Anspielungen, zwischen den Zeilen und voller Gedanken, die im Leser nachklingen. Wir beneiden aber den Nachdichter Leiff. weniger um diese künstliche Erotik, als wir das Lügenpapier bellagen, worauf er sich drucken ließ. Immerhin setzte gerade mit diesen Poesien, verbunden mit glückhaften Operationen auf dem Effektenmarkt, Leiff.'s gesellschaftlicher Aufstieg in Düsseldorf ein, dem er noch durch Anlage einer Gemälde-Galerie in seiner Villa nachhalf. Er verstand es, sich einen Rahmen zu geben und sich in der Umgebung Größerer so lange zu zeigen, bis er sich selber und anderen mindestens so groß schien, wie jene. Das ist das Geheimnis des Erfolges. Ein Jude hängt sich einfach an die Rockschöße bedeutender arischer Männer (wie Humperdind), die ihn dann mit hochziehen. Oder, um ein anderes Bild zu gebrauchen, das wörtlich genommen werden kann; der Jude ist mit keinem Stock wegzuschlagen. Geschickt saugt der Parasit, ohne eigene Fähigkeit anderen Saft und Kraft aus, eignet sich ihr Gut an, und verabschiedet sich im gegebenen Augenblick von dem früheren Besitzer, um selbst als der Gefeierte an dessen Stelle zu treten. Humperdind und Frenz waren die Folie im Trifolium, und der gute Prof.  $\Delta$ Schill, der eine Villa für Leiff. baute, und all die genialen Schöpfer der darin aufgehängten Bilder, und die großen Minister und Meister, die bei Leiff. aßen, — sie waren der Schemel für seine Füße, unter denen er „was hatte“, wie man zu Düsseldorf in der Volkerstraße, wo Heine geboren wurde, zu sagen pflegt.

Im Anfang des Judentriegees fühlte sich Leiff., der Kunstmann, berufen, in der Angelegenheit der Jenaer Bilder Hodler's, über die damals die deutsche Welt empört war, ein Wort im „Düsseldorfer General-Anzeiger“ 8/11 14 mitzusprechen, wobei er sich wieder „kassifizistisch“ gebärdete und mit „M. L., Geh. Kommerzienrat“ unterzeichnete.

Seine Handschrift ähnelte übrigens den Zügen Alex  $\blacktriangledown$ Strakoschs und Berthold  $\blacktriangledown$ Auerbachs: Die Buchstaben unter Schnörkeln so verkleidet, als sollten sie die wirkliche Natur des Schreibers hin-

ter Geheimformen und Höflichkeiten, wie den Wolf im Schafspelz, verstecken.

Reiff., von stark unterlegter Gestalt, wie man sie bei Hausierern trifft, mit vielen hohen Orden, galt auch außerhalb der Poesie, besonders im Rechnen als Talent ersten Ranges, das selbst große Zahlen im Kopfe mühelos vervielfältigte und dividierte. Dazu kam ein vorbildlicher Geschäftseifer, der ihn, wie er gerne plauderte, seinerzeit nicht mal zu einer Hochzeitsreise kommen ließ, sondern gleich nach der Trauung wieder zum Kontorboß trieb. Gelegentlich steigerte sich auf diesem Schemel Reiff.'s Fähigkeit zum 2. Gesicht. Als im Sommer 1905 die Sapag-Aktien des ▼Ballin ganz ungerechtfertigt kletterten, also die Börse einen Fischzug in die Taschen der zu scherenden Bürger, Bauern und Arbeiter verabredet hatte, — gab Reiff. im vertrauten Kreis der Mischpoke schon Monate vorher, als man noch tief auf 130 stand, die Abnung kund, daß das Papier wohl erst bei 180 umkehren würde. Kurz vor und bei der Stichzahl hatte er dann auch in der Tat alle Hände voll zu tun, um die billig erworbenen Papiere teuer abzusetzen und dank seiner phänomalen Gaben, noch phänomalerer Geschäfte zu machen und Gelder einzuscheffeln.

Von Reiff. stammten auch die beiden elenden Verse am „Löwen“, dem Kriegswahrzeichen der Stadt Düsseldorf, 1916. Eine maßgebende Rolle spielte Reiff. jahrelang im „Düsseldorfer Bildungsverein“, wo u. a. am 5/3 16 — vielleicht auf Reiff.'s Anregung hin? — der 107. Volksunterhaltungsabend unter dem Zeichen „Er oriente lux, Aus dem Osten das Licht! — Morgenland und Abendland“ erfolgte. Es gab da u. a. zu hören: Hebräische Gefänge; Heine's Lotosblume, von Schumann; Ägyptische Gefänge; die Parabel von den 3 Ringen aus Nathan dem Weisen von Lessing; Morgenländische Phantasie, usw. — Auch im Weltkrieg flogen Reiff. Orden zu, u. a. die Kaiserlich-Türkische Note Halbmond-Medaille in echtem Silber. — Auf seiner vorausschauend angelegten Obstplantage beschäftigte Reiff. 1916 u. a. Gärtnerinnen, die eine damals recht große Summe, 10 Mk. pro

Tag und Nase, erhielten, was den Wohltäter in Stadt und Umgebung zum angenehmen Gesprächsstoff aller Kaffees, Kränzchen und der Elektrischen werden ließ.

Reiff. wünschte auch auf die Nachwelt zu kommen; so verlangte er bei dem von ihm mit den oben erwähnten 180 000 Mark dotierten Wöchnerinnenheim, der Kaiserin Augusta Viktoria-Krippe, daß sein Name auf einer Gedenktafel in Marmor oder Bronze im Entree des künftigen Gebäudes prange. Und seine Frau redete dazu auf dem platten Parkett der Düsseldorfer Gesellschaft gern von ihrem „edlen Mann“, was ihr natürlich nie jemand bestritten hat.

M. Grube, der als Leiter der Goethe-Festspiele bei Reiff. viel ein- und ausging, begeistert sich in seinem Buche „Am Hofe“ S. 295: „Hohen Kunstfint traf ich auch in dem prächtigen Palast, den sich der Geheimrat Reiffmann inmitten seiner schönen Besitzungen am Rhein erbaut und mit wertvollen Gemälden aus alter und neuer Zeit geschmückt hat. Der bedeutende Finanzmann dankt alles der eignen Kraft. Den ersten Grund zu dem Millionenvermögen, das er, wie Antonio, der edle Kaufmann, [in Shakespeare's Shylock] auch großzügiger Wohltätigkeit nutzbar machte, legt er, wie er selbst gern im vertrauten Kreise erzählt, als Schuljunge durch einen kleinen, aber schwunghaften Handel mit Stahlfedern, die damals noch recht teuer waren, und die er an seine Mitschüler verhöferte. Er war ihm nämlich unjählich schwer, die Mittel für Bücher zu beschaffen; da beobachtete er mit klugem Blicke, daß bei der Anlage einer neu eingerichteten Gasbeleuchtung Bleispritzer auf der Straße liegen geblieben waren. Der Unternehmer gab ihm die Erlaubnis, sie aufzulesen, er sammelte und verkaufte sie, und erwarb so ein kleines Anlagekapital für seine weitere Fortbildung. Schon mit 21 Jahren war er Prokurist einer bedeutenden Bankfirma. Man hatte ihn dort für viel älter gehalten, da er sich eines in diesem jugendlichen Alter ungewöhnlich starken Vollbarts [der immer noch da, wenn auch etwas

gelichtet ist] erfreute. Wie alt, vielmehr wie jung er war, hatte er weislich verschwiegen, es kam doch durch einen Zufall an den Tag, und seine verwundernten Chefs trugen im ersten Augenblick erster Überraschung Bedenken, ihm seine verantwortungsvolle Stellung zu lassen, kamen jedoch von diesen Bedenken wohlweislich alsbald zurück. Lieber Moriz, du wirst nicht böse sein, daß ich diese kleinen Geschichtchen, die doch einer gewiss die Größe nicht entbehren, hier für die beschränkte Ewigkeitsdauer aufbewahre, die diesen Blaudereien beschieden ist!"

Wie früher die Fürsten ihre Hofjungen, halten sich Geldkönige heute ihre „Hofdeutschen“. Der katholische Literat Wilhelm B., der in Düsseldorf einen interkonfessionellen Schriftstellerverein mitbegründet hatte, schrieb 1917 eine derartige Verhimmelung des „Dichters“ Leiff., daß der Verfasser und sein Objekt, trotz aller guten Beziehungen zur Presse und Konfession, das nicht mal in den Düsseldorfer Zeitungen unterbringen konnten. —

Wir sind auf diesen schreibenden GKR Lebhmann deshalb so ausführlich eingegangen, weil es ein Zeichen der Zeit und ihrer Verkehrtheit war, daß tausende von nichtjüdischen Dichtern und Schriftstellern ihre Schöpfungen wegen größter leiblicher Not nie drucken lassen und unter das Volk bringen konnten, während so ein schwerreicher Bankhändler die armseligen Verse seiner genozüchtigten Muse in den köstlichsten Einbänden zu veröffentlichen und zu verschenken in der Lage sein sollte. —

Leiff.'s Schwanengesang war die melodramatische Dichtung „Der Tag, vom Morgen zum Abend“, die komponiert von Jean Schlupp am Oster Sonntag 1921, 7 Uhr in der Tonhalle zu Düsseldorf vom „Gesang-B. 1910 e. B.“ aufgeführt wurde. In den Anzeigen hieß es, um Hörer anzulocken: „Der Dichter Moriz Leiffmann und der Komponist Jean Schlupp sind Düsseldorfer Persönlichkeiten“.

Leilekij, J. Beutel, Sad, um bei nächtlichen Diebstählen das gestohlene Gut darein zu verpacken. Ziele G. Leimbürser, Dr., R: B3 a. M., Berlin; Ausfrager des Kronprinzen. 1914.

Leimbürser, David, Dr., Rabbi, I. I. Feldrabbi d. R. Hamburg. \*1851 Klinik, Ung. Seine Reden hat A.

Frankl „Gedichte in Prosa“ genannt; Robut schwärmt: „Seine vollendete Redekunst hat anlässlich mehrerer patriotischer Feste in Dtschland auch seitens des Altreichskanzlers Grafen Bismarck und des Generalfeldmarschalls Grafen Waldersee besondere Anerkennung gefunden.“ — B: Chanuka-Wunder; Die Messias Apokalypse; Kurzgefaßte Religionslehre der Israeliten, 76; Auf, auf! Festpredigt am Wochenfeste; Trauungsrede bei Vermählung des Feltz Bähr fürstl. Hofagenten mit Fr. Pauline Bad, Nordhausen, 77; Die milden Gaben der geoffenbarten Lehre, Predigt, 78; Worte der Trauer am Grabe des Isak Schlesinger; Festrede zur goldenen Hochzeit des dtschen Kaiserpaars, 79; Grabrede am Sarge der Frau Johanna Warenheim, Nordhausen, 79.

Auf dem „Tage der dtschen Juden“, Hamburg 8/11 1913, sprach L. über „Erziehung zur Einheit“: „Wir sind bald am Ende eines Jahres der Erinnerung an das große Jahr, dessen Frucht die Einheit des Vaterlandes gewesen ist. Wir haben es aus dem Munde des Kaisers und des regierenden Bürgermeisters vernommen: Wollen wir die Macht und die Größe des geeinten Vaterlandes erhalten, so muß jeder seine Pflicht tun. Das heißt, wir müssen die Zwietracht und die Uneinigkeit vermeiden. Kein Volk aber lebt so einig wie das Volk der Israeliten, das einst das Volk der Einheit genannt worden ist; eine Jahrtausende währende Geschichte hat es zur Einheit erzogen. Die Grundlage dieser Einheit liegt in der großen Pädagogik aller Zeiten, in der Thora, und die Faktoren dieser Erziehung sind unser Glaube, unsere Ethik, unsere Familie, unsere Tradition, unsere Geschichte, unsere Gesetze und das ganze Leben. „Alles Höhere ist in kleinerer Zahl vorhanden, folglich muß das Höchste notwendig Eins sein“, hat ein berühmter Philosoph gesagt. Und dieses eine Höchste ist unser Gott. In diesem Glauben haben wir gelebt, er hat uns verkettet — das ist das einzige Dogma des Judentums, in ihm ruht die erhaltende Kraft. Was daraus folgt, ist gewaltig, es ist die große soziale Ethik und die Moral. Wir besitzen sie in den 10 Geboten, in den Befehlen der Gerechtigkeit, Wohltätigkeit, Barmherzigkeit und des Mitleids, vor allem aber in unserem Sabbatgebot, von dessen Idee alle zivilisierten Nationen der Welt leben, endlich auch in dem Kultus des Gebotes. ... In neuester Zeit endlich ist der große Verband dtscher Juden entstanden, der das dtsche Jdntm mit dem treuen Dtschtum vereinigt.“

Br: Adolf L., Rabbi in Pisek, Böhmen.

Leiner, Karl, Ud, Wien 1914.

Leinert, Ex-Oberbürgermeister von Hannover, Genosse, bezieht mit seinen Landtagsdiäten in dem armen Dtschland von Judas Gnaden zusammen jährlich 23700 M. Eis. Wesen 26/4 1929.

„Da geht der Genosse Leinert herum, wohlgenährt, das Gesicht weingerötet, der Anzug schnittig, aus der Brusttasche flattert ein weißseidenes Taschentuch; kein Gent, kein Kurfürstendammstrizi könnte es eleganter machen: Genosse Leinert ist wohlgenut. Er erhält für tägliches Spaziergehen monatlich fast 2000 M. für Nichtstun, für Müßiggang! (Tod dem Müßiggang! Siehe Nebel.) Dazu kommen noch etwa 10000 M. Landtagsdiäten, Ausschußgelber und anderes mehr. Wenn also der frühere Malergeselle Leinert morgens aufsteht und sich rasiert, hat er bereits 100 M. verdient!“ (DBW Nr. 8 vom 23/2 28.)

„In Nr. 91 vom 23/2 1929 des soz. „Vorwärts“ wird man darüber belehrt, daß sozialdemokratische Beamte festliche Veranstaltungen nicht zum Vergnügen, sondern in Erfüllung oft nicht ganz angenehmer Repräsentationspflichten zu besuchen pflegen.

Überhaupt, was hat man eigentlich gegen die sozialistischen Führer! Sie sind doch wirklich Männer, die fürs Volk etwas übrig haben. Allerdings verlangen sie auch, daß das Volk etwas für sie übrig hat. Da ist z. B. der Oberbürgermeister Leinert aus Hannover. Der Mann war zeit seines Lebens begeisterter Sozialdemokrat. Bloß als die Stadt Hannover ihn wegen seiner Ungeeignetheit absetzen wollte, da war ihm seine Pension viel wertvoller, als seine ganze sozialistische Welt-

anschauung. Die Pension, die der brave L. von den glücklichen Steuerzahlern der Stadt Hannover bezieht, ist ja auch schließlich etwas, was man mit den Händen greifen kann, anstatt einer Weltanschauung, die doch nur auf dem Papier steht und wer weiß, wie oft geändert wird. Wenn dann noch 10 000 M. Däten pro Jahr und Tagelöhner usw. für Ausschüßungen für den Genossen L. in seiner Eigenschaft als Abgeordneter hinzukommen, dann kann man wohl sagen: dem Mann geht's nicht schlecht.

Ich persönlich freue mich immer darüber, wenn es anderen Leuten gut geht. Und ich habe es garnicht hübsch vom „Vorwärts“ gefunden, daß er in Nr. 91 vom 23/2 1929 sich darüber entrüstete, daß die russische Sowjetgesandtschaft in Berlin einer Anzahl von deutschen Finanz- und Industriegrößen ein Zwedeßsen gab, dessen üppige Speisefolge mit einigen lieblosen Bemerkungen im „Vorwärts“ veröffentlicht worden ist. Ich sage mir, wenn schon es zum neuzeitlichen guten Tone gehören soll, daß Speisefolgen veröffentlicht werden, warum veröffentlicht der „Vorwärts“ dann nicht die Speisefolge der Silberhochzeitsfeier des Genossen L., die am 4/10 1926 im Beisein einer beträchtlichen Anzahl sozialistischer Bonzen — auch Herr Noske war anwesend — im Georgengarten zu Hannover veranstaltet wurde.

Georgengarten, 4/10 1926.

Speisefolge.

Schildkrötensuppe

(Alter Cadiz-Cherry)

Bol an vent vom Huhn

auf Toulouser Art

(1921er Longuischer Herrenberg)

Karpfen blau, mit zerl. Butter

und Salzkartoffeln

(1921er Diebfrauenmilch)

Mehräden mit Kompott und Salat

(1921er Artisaner Blas)

Hochzeits-Bombe — Feines Badwert

(Kupferberg Gold)

Mokka.

(Fr. Nr. 10, 1929.)

Seininger, Marmorhauer Leby erhielt 3/3 1913 vom Reg.-Präs. in Arnshberg den Namen „Seininger“.

Seinik, S. [Umstellung] = Leon Zeitlin.

Seipnik, Ferdinand, H: R. Pester Journal; Budapest. \*1869 Temeßvar. H: Künstler v. Barbfison; Petöft; la littérature contemporaine. — Radikal und fortschrittlich. — Deg. 3.

Leipzig. Lazarus, Rede 1. isr. Synode, Leipzig 4/7 1869: „Nicht ein ganzes Menschenalter hat es gedauert, daß Leipzig von einer kleinen, winzigen Anzahl von Mitgliedern, die kaum ein Minjan (10 Personen) bildeten, zu einer blühenden Gemeinde emporgewachsen ist. Heute ist sie eine große Gemeinde und eine wie große, eine wie geistig lebendige! Das hat die Tatsache bewiesen, daß wir hier in Leipzig versammelt sind. Heute ist Leipzig zugleich eine der ersten Gemeinden, welche es angeregt hat, auch einen Gemeindetag zu gründen. Wir wünschen Leipzig, daß es weiter so wachse und werde zu einer Stadt und Mutter in Israel (bravo).“

Dr. Rich. Markgraf, Leipz. Z. 15/4 1899: „Schon früh lockten die Messen

die Hebräer nach Leipzig, und sie genossen bis zur Mitte des 14. Jh.'s dieselben Rechte wie die Christen, ihretwegen war sogar der Markttag vom Sonnabend auf Freitag verlegt. Erst seit 1350 kam es zu Verfolgungen, bei denen ihr Wucher eine Rolle spielte. Längere Zeit hielt man sie sich sodann dadurch fern, daß man von ihnen erhöhte Markttaggaben usw. nahm. Auf eine 1664 hiergegen gerichtete Eingabe an den Kurfürsten erhielten sie Erleichterungen, doch wurde eine strenge Kontrolle der Meßjuden eingeführt. Da sie dieselbe mit großer „Dreistigkeit“ zu umgehen suchten, verschärften jetzt auch der Rat und 1682 nochmals der Kurfürst die Überwachung. Die Juden wußten aber auch diese Bestimmungen zu umgehen, und es gefiel ihnen so gut in Leipzig, daß sie zähe nach dem Niederlassungsrecht strebten. Gegen Ende des 18. Jh.'s hatten sie es auch erlangt, trotzdem die christlichen Kaufleute und die Innungen dagegen petitionierten. Eine Eingabe an die erste konstituierende Ständekammer in Dresden 1833 um die bürgerliche Gleichstellung wurde abgelehnt, weil „der Emanzipation der Juden ihre moralische Verbesserung vorausgehen müsse“. Da die Kgl. Behörde jedoch die Sache weiter betrieb, erteilte Stadtrat Müller (1835) den Bescheid, zur Aufnahme in zünftige Gewerbe sei ein Taufzeugnis nötig. „Um Betriebe unzünftiger Gewerbe seien die Juden nicht gehindert, doch hätten sie bisher keine besondere Neigung dazu gezeigt.“ Man könne ihnen allerdings allmählich Zugang zu den Innungen gewähren, „deren Gewerbe den Handel ausschließen“, vor allem solcher, „die Körperkraft in Anspruch nehmen“; nicht aber zur Schlosserei und Schornsteinfegerei, „weil sie hier leicht Gelegenheit zum Diebstahl fänden“. Rat und Stadtverordnetenversammlung von Leipzig lehnten (Juli 36) die bürgerliche Gleichstellung der Juden als schädlich für die Christen ab, bis die Juden „einen besseren Unterricht und eine bessere Erziehung“ genossen hätten. Ebenso entschieden sich die Kammern des Landtages 1838 nur für das beschränkte Bürgerrecht der Juden.“

Die Kurpfälz. Bayer. priv. Allg. Z., spätere „Münchener Allg. Z.“, berichtet über das Treiben auf der Jubilate-Messe 1805 (DfBl 20/9 1905):

„... bald hat es den Anschein, als ob des unbergeßlichen Herders Weissagung, daß das planmäßige und systematische Verfahren dieser in sich fest zusammenhängenden überall einen Staat im Staate bildenden Kinder Israels die Christen einst noch zu ihren Knechten machen könne, wenn diese nicht auf ihrer Hut sind, wirklich einmal noch in Erfüllung gehen könne. Weiter wird geklagt, wie die Juden die Bauern im Elsaß bedrücken und die Teuerung in Böhmen und Mähren verschuldet hätten. Die Kurse zur Leipziger Messe, wie an den 3 größeren Wechselplätzen Hamburg, Amsterdam und London würden durch jüdische Bankiers gemacht. „Es ist ausgemacht, daß wohl keine Menschenklasse den gesegneten österreischen Staaten besonders seit 1796 so tiefe Wunde geschlagen hat, wie die Juden, die durch die nachgemachten Bankozettel und Zwölfer und durch das Verschwinden aller Barschaft eine allgemeine schreckliche Teuerung, die nur ihnen frommte, hervorzubringen wußten.“ Nachdem die Z. die „Erziehung der jüdischen Jugend zu dtischen Staatsbürgern“ abgelehnt hat — „schwerlich wird dem, der bei seiner Schomme schwört, durch Unterricht und Gesetzesbuchstaben beizukommen sein“, — heißt es: „Grenzenlos ist die Verworfenheit der Bettel- und Hausierjuden und ihrer mit unglaublicher Fruchtbarkeit superfötterender Familien. Die Gerichtsakten der Leipziger Messplätze beweisen es, daß unter 12 Diebstählen und Gaunerstreichen 11 mit jüdischen Helfershelfern verübt wurden.“

Die **H a n d e l s h o c h s c h u l e** zu Leipzig besuchten (DfBl 2/3 1904):

Studienjahr	Inländer	Ausländer	Gesamtzahl
Ostern 1898/99	126	48	174
„ 99/00	200	75	275
„ 00/01	248	130	378
„ 01/02	302	167	469
„ 02/03	306	213	519
„ 03/04	298	263	561

Diese Ausländer waren überwiegend polnische Juden.

Kaufmann. Sozialreform DfBl 1/2 1914: „292 Studierende mit dtischer

Staatsangehörigkeit zählt die **H a n d e l s h o c h s c h u l e** zu Leipzig; 384 aber stellt das Ausland. Soweit dtische Volksgenossen in Betracht kommen, sollen sie willkommen sein. Aus dem Namensverzeichnis lassen wir, wahllos zur Kennzeichnung der „Ausländer“ einige folgen: Leizer Aronson, Moies Benenson, Schlioma Bercowiz, Elias Birnzweig, Jakob Blumenkranz, Moses Bolz, Morduch Bulwacher, David Davidchanin, Assen Djadjoff, Sigismond Drowdowski, Samuel Epstein, Joseph Feigensohn, Idel Feiges, Isaac Finkelstein, Saul Finkelstein, Leon Fränkel, Mejer Garsohn, Karpel Girschowitz, David Glückstein, Moses Goldmann, Jzhdor Goldstaub, Samuel Grinker, Trifon Glieff, Jakob Joffelsohn, Abraham Leifer Judelsohn, Chaim Kastelianski, Moses Klompus, Israel Kohenoff, Saugel Kolzki, Selman Landau, Baruch Lemh, Serge Loewensohn, Cornel Moise, Aron Mostalanski, Gheron Setta, Chaim Perlberger, Mordka Chersch Piezewski, Isaac Rabinowitz, Schebsel Raschkes, Dscher Rosen, Bahan Saakow, Hirsch Schewz, Girscha Solomonik, Szmul Wajaman, Morduch Weinreich, Chaim Werszwochski, Pinchos Woron usw.

Die dtische wissenschaftliche Bildung, soweit sie dem Erwerb zu dienen geeignet ist, vereinigt sich bei den Vorgenannten mit dem angeborenen „Sinn für Erwerb“, wie Werner Sombart zart und doch eindrucksvoll sagt. Aus dieser Mischung entstehen zum großen Teil die „vom Glück verfolgten“ Macher und Leiter des dtischen Wirtschaftslebens, die im Hansabund großmütig auch um die Sorgen des Handwerks und des kaufmännischen Mittelstandes und — um die Forderungen der Angestellten mit „großem Eifer“ sich bemühen. Das sind dann die Bedrängten, zu deren Gunsten die Regierung des dtischen Reiches im § 3 des Sonntagsruhegesetzes ein Ausnahmegesetz gegen die christlichen Kaufleute zu schaffen sich mit großer Beflissenheit beeilt. Ein Ausnahmegesetz gegen dtische Kaufleute, das dann im Reichstage von den Rednern fast aller Parteien „sympathisch“ begrüßt wird!

I. Recht und Verwaltung. [1912: 385 **AV** am Landgericht, darunter 36 **▼**; 88 Reichsgerichtsräte, darunter: Eichelbaum; Meyer; Raftan; Dr. Oppermann;

Dr. Neukamp; Simonson; Simon; Dr. Ullenthal. Hilfsrichter: Landgerichtsdirektor Rosenberg.] Warban, *RA*; Brasch, *RA*; Breit, *RA*; Broda, Gust., *RA*, Hartortstraße 7, *C* ) §; Cohn, *RA*; 2 Druder, *RA*; Eidhoff, Dr., *RA*; Fein, Alex., Dr., *RA*, Hartortstr. 7, *C*; Finkelsstein, *RA*; Fränkel, *RA*; Goldenberg, Dr., *RA*; Gottschalk, Dr., *RA*, Thomaskirchhof 17/I. *C* ) §; Haber, *RA*; Hahn, Dr., *RA*, *O* 1907 —; Harrowitz, *RA*; 2 Heilpern, *RA*; Hirschfeld, *RA*; Jacobson, *RA*; Kallir, *RA*; Kauffmann, Dr., *RA*, ) ; Kohner, M., Stadtrat, *O* 1874 —; Koritzer, *RA*; Kroh, Salo, Dr., *RA*, Peterstraße 39/II., *O* 1896 — *C*; Lebrecht, *RA*, *RA*, *RA*, *RA*, *RA* ) §; Lehser, *RA*; Limburger, *RA*; List, *RA*; Löwenstein, *RA*, Dr.; Mieses, *RA*; Moses, *RA*; Rosen, *RA*; Rosenthal, *RA*; Schlesinger, *RA*; Seelig, Dr., *RA*; Simon, *RA*; Tschopit, *RA*; Wachtel, Dr., *RA*, Peterskirchhof 7/II, *C*; Waldheim, *RA*; Wohrzel, E., Dr., *RA*, §; Zander, *RA*; Zernick, *RA*.

II. Medizin. Es gab 1912 unter 408 Ärzten 48 ▼ = 12%: Ady, *C*.; Alexander, *C*. (Frauen); Belmonte, *S*.; Bettmann, *S*. J., Chirurg.-orthop. Heilanstalt und medico-mech. Institut, ) ; Bielschowsky, Alfred (Augen); Birsch-Hirschfeld, A. (Augen); Bloch, *C*.; Bornstein, R. (Innere), *O* 1907 — ) §; Chamitzer, R. (Röntgenlaboratorium); Danziger, Felix (Haut u. Harn); Eisenberg, J. (Hals), ) ; Freimann, Jos.; Freimann, Salomon; Freymann, Adolf, ) ; Friedemann, S. (Kinder); Friedheim, Ludw., Ud (Haut u. Geschl.); Goldmann, Artur; Grabowicz, Alois; Gutowitz, S.; Haymann, Theodor; John, F. (Haut u. Geschl.); Kahle, M., *O* ▼ #; Kaiser, Siegmund (Haut u. Geschl.); Kah, J.; Kahser, Harry (Haut u. Geschl.); Lehr, L.; v. Lesser, Frhr., L., Ud (Chirurg.); Levy, Oskar (Hals u. Nase); Lillensfeld, A. (Chirurg.); Lippmann, M.; Littauer, A. (Frauen); Lubinski, Siegfried; Magnus, Mag; Meyer, Dr., ) ; Meyer, M., Dr. (Bahn) in Gutritsch, *C* —; Michael, Otto (Chirurg.); Milner, Richard (Chirurg.); Plaut, M.; Rosenblatt, Viktor; Rosenthal, Gustav; Rosenthal, P. (Frauen); Sachs, Aron; Sedelsohn, Berthold; Simon, Hugo; Skuttsch, F., Prof. (Frauen); Worschulze Franz; Wasserziehr, S.; Zweifel, P., Direkt. d. Univ.-Frauenklinik.

Der *SK I* irrtümlich angeführte Dr. Heinrich Jacobi (Bruchheilanstalt) stammt aus einer arischen Pastorenfamilie in Braunschweig; er gehört aber den Vogen „Carl zur getränkten Säule“ ebda, und „Apollo“ in Leipzig an.

III. Sonstige Wissenschaften: Adler, Dr., Prof., ) §; Adler, A., Dr., *O* 1878 —; Bielefeld, Dr., *O* 1878 —; Bon, Fred, Dr., ) ; Finkelsstein, B., Dr., ) ; Halberstam, S., Dr., ) ; Hiller, Wilh., Dr., ) ; Kremniger, Dr., ) ; Lemel, Dr., *O* 1878 —; Magnus, Ing., §; Michael, Otto, Dr., ) ; Nathansohn, Dr., Prof., ) *WB*; Oelsner, Lud., Ing., ) ; Simon, Paul, Dr., *O* 1899 —; Zeitlein, M., Dr., *O* 1899 —.

IV. Bank, Handel und Industrie: Fuchs, L. & W., ) ; Solowicz, Leo, Buchhändler, Schloßgasse, *C*; Willensfeld, Victor, Schächl. *RA*, Mozaristr. 21/II, *C*; Rothschild, Gust., Buchhändler, Kronprinzenstr. 17/III., *C*; Schreiber, Georg, Generalconsul, ) ; Sieskind, *GRN* i. Fa. S. C. Plaut, *C*.

Es wurden in Alt-Leipzig gezählt

im Jahre 1832	140 Juden	= 1/216	der Gesamt-Bevölkerung
49	320	= 1/106	"
58	713	= 1/104	"
61	787	= 1/100	"
64	1027	= 1/85	"
67	1148	= 1/80	"
71	1739	= 1/61	"
75	2551	= 1/50	"
80	3179	= 1/47	"
85	3631	= 1/46	"
95	4393	= 1/41	"

Von den 85 gezählten Juden stammten allein 659 aus Galizien und Rußland.

Es waren von 100 Personen der Gesamtbevölkerung in Alt-Leipzig

	Evang.	Reform.	Kathol.	Juden	andre
im Jahre 71	92,45	2,73	2,50	1,62	0,68
" " 80	91,87	2,25	2,87	2,13	0,85
" " 95	90,70	1,93	4,25	2,39	0,71

Man darf nach sicherer Schätzung annehmen, daß 3/5 des Leipziger Grundbesitzes Juden gehört, und diese noch 3/5 des Werts aller Leipziger Hypotheken in ihren Händen haben. Deutscher Staat 8/11 1928.

Bankier Samuel Kroh (sb) hat in Leipzig, (Evangel. Gemeindeblatt für Reichlingen“ 12/2 1928, vgl. *WB* 21/2) — 400 Häuser. Er ist vor 40 Jahren aus dem Osten, mit Kostenträgern und Portemonnaies eingewandert. ▼ Citinigin, Inhaber einer internationalen Pelzwarenhandlung, deren Filialen sich von Sibirien bis Chicago erstrecken, der reichste Mann von Leipzig, — hat 700 Häuser. So kaufen ein paar Juden in aller Stille eine halbe Stadt auf, und der Spießbürger und Arbeiter werden nichts gewahr, bis ein Herr mit dem Kaufvertrag vor Augen sie belehrt, daß sie kein Heimatrecht mehr im Lande ihrer Väter haben, sondern bei Juden zur Miete wohnen. Und die solche Dinge rechtzeitig ans Licht bringen, schilt man Antisemiten. „Im Nord- und Rosentalviertel brachten Juden in der Inflation 4/4 bis 9/10 aller Häuser an sich“, *D. Staat* 2/12 28.

Leipzig, Karl v., aus meißnischem Uradel, \*1848 Dresden, *Mgl.* des pr. Abg.-Hauses; 78 *O* ▼ b. *Ka s t e l*, die sich nach ihrer Scheidung 92 wieder mit *△* Martin Frhr. v. Campe verheiratete. *E: Theres*e, *O3* *O* *△* Christoph v. Arnim, sächsl. Husarenrittmeister. *SW*.

Leipziger, *GR*, Dr., Weirat der Landesversicherungsanstalt Sachsen, vom „Eisernen Besen“ 4/8 1929 auf einer Liste jüdischer Ärzte genannt, hat die Schriftleitung „höflichst, davon Kenntnis zu nehmen und gelegentlich auch dem öffentlich Ausdruck zu geben, daß Ihnen hierbei eine falsche Information zuteil wurde. Ich bin jederzeit bereit, Ihnen zum Beweis mein Taufzeugnis vorzulegen.“

*Eif. Besen*, 30/8 1929: „Ein Taufzeugnis sagt uns nichts, gar nichts! Ein Tropfen Taufwasser macht einen Angehöriger der jüdischen Rasse nie und nimmer zum „Christen“!! — Wir fragen: Gehörte Leipziger oder einer seiner Vorfahren der jüdischen Rasse an?! — Wann wurden die Leipziger „Christen“?! — Wo stammen die Vorfahren her! — Geboren?!“

Wir geben diese nicht unberechtigten Fragen weiter. *WM*.

Leipziger, Dettmar, Grundstückspekulant und Helfershelfer des *RA* Wolff (sb), Berlin, erhielt 1892 wegen gewerbs- und gewohnheitsmäßiger Fehleret 10 Jahre Zuchthaus. Er ist ein Onkel des bekannten Leo L. (sb) in Berlin.

Leipziger, Henry Markus, *JE*, \*1853 Manchester, kam 65 nach N. York, wo er an die Spitze des Bildungswesens trat. *W: The New Education*, 88. — Einem englischen Juden, dessen Großvater in Polen,



dessen Vater in Deutschland gefessen — wurde in Amerika die Jugend des Landes anvertraut.

**Leipziger, Leo, Dr.** (Roland von Berlin) Neffe des Dettmar Leipziger (sd), \* 1862 Breslau. O Julie, T. des Dichters Stettenheim (sd). B: Berl. Revue; Dreptow's Abschied; Der wilde Meher; Ballhaus = Anna [Verherrlichung des „Dirnentums“]; Neue Moral; Braune Pappen; Narren = Tagebuch; Berliner Lieder, „So leben wir.“ S: Roland von Berlin. Besitzer des Kl. Journals. — Berlin W. —

Auch im Titel „Roland von Berlin“ (s. Hansa) wird die alte deutsche Marke für eine rein jüdische Unternehmung ausgenützt. Man lese lieber den Roman von Willibald  $\Delta$  Alexis: „Roland von Berlin“, 1840, diese beste Darstellung unseres bürgerlichen Lebens aus den Tagen des Übergangs vom Mittelalter zur Neuzeit.

Im Prozeß gegen Kriminalkommissar von Arnim, der das „Kl. Journal“ 99 ein „Schmutzblatt“ genannt und deshalb 5 Mk. Strafe empfangen hatte, legten die Besitzer Spitz & Leipziger Berufung ein. Vorsitz und Verteidiger gaben aber den Klägern den Rat, die Berufung lieber zurückzunehmen, man könne nicht wissen, ob eine neue Beweisaufnahme nicht doch für das „Kl. Journal“ sehr unbequem werden würde. Die Kläger beruhigten sich denn auch.

Ein Streiflicht auf die Verjudung in der Politik wirft übrigens der Umstand, daß sich monatelang das „Kleine Journal“ Leipziger's als Organ der Konserbativen aufspielen und die Kreuzzeitung wegen ihrer antisemitischen Haltung rüffeln durfte. DW 1/3 1901 hängte aus dem „Kl. Journal“, das auch „die jüdische Kreuzzeitung“ genannt wurde, ein Begrüßungsgedicht an den König von England tiefer, das es nach rechts und links schielend mit keiner Partei verderben wollte: „Gott helfe dem König Eduard, — Gott helfe den tapferen Buren!“

Ein paar Wochen später, 30/3 01 teilte DW mit, daß in den bedeutendsten deutschen Blättern der Prospekt der neuen Deutschen Reichsanleihe als Inserat veröffentlicht worden sei, das „Kl. Journal“ aber diesen Prospekt nicht er-

halten und auf Anfrage den Bescheid bekommen hätte, daß kein Versehen bei dieser Weglassung vorliege. Infolgedessen schrieb der Herausgeber an den Reichsbankpräsidenten u. a.: „Auf die Frage, ob das „Kleine Journal“ hinsichtlich seines Leserkreises für die Publikation tauglich sei, brauchen wir wohl schon deswegen nicht einzugehen, weil die gegenteilige Annahme nichts mehr und nichts weniger bedeuten würde, als einen Zweifel an dem gesunden Urteil Ew. Excellenz. Bliebe also die politische Haltung unseres Blattes übrig. Der Vorwurf, anarchistische oder antikapitalistische Interessen zu vertreten, ist uns trotz mannigfacher Anfeindungen noch nicht gemacht worden. Vielleicht sind wir zu monarchisch. Aber Excellenz sind doch gewiß selbst ein königstreuer Mann — also das auch nicht. Wo steckt demnach des Pudels Kern? Ein Mann von dem Ansehen eines Reichsbankpräsidenten darf uns darauf nicht die Antwort schuldig bleiben. Ein deutscher Beamter ist es seiner Person und seiner Stellung schuldig, einen öffentlich begangenen Affront zu vertreten. Ew. Excellenz haben uns absichtlich in unserer Ehre, in unserem Ansehen geschädigt, denn nur darum handelt es sich, nicht um den entgangenen Gewinn. Daß wir auf den letzteren keinen Wert legen, beweise die Nummer unseres Blattes, in welcher wir den fraglichen Prospekt zu Gunsten des Deutschen Reiches kostenlos zum Abdruck bringen. Es ist nicht das erste Geschenk, das wir auf dem Altare des Vaterlandes niederlegen. Zwingen Sie uns nicht, die Wahrheit dieser Worte zu beweisen, aber vergessen Sie auch nicht, daß wir auf diesen offenen Brief eine offene Antwort erwarten.“

Dr. L. Leipziger,

Herausgeber des „Kleinen Journals.“

Diese Sätze waren ernst gemeint. Was sollte nun der arme Reichsbankpräsident machen? Entweder er belangte das „Kleine Journal“ wegen unbefugten Nachdruckes oder bezahlte ihm nachträglich die Insertionskosten. Oder aber er zwang das „Kleine Journal“ trotz der Abmahnung im letzten Satze, die Wahrheit des Wortes zu beweisen, daß es nicht das erste Geschenk

gewesen sei, das es auf dem Altare des Vaterlandes niedergelegt habe. Das würde die allerinteressanteste Lösung sein.

Auf die Entwicklung des Kl. Journals ließ Frhr. v. Mirbach, „Im Oktober 1904“, S. 43 ein Licht fallen: „Es war, nachdem es Dr. Leipziger übernommen hatte, ein regierungsfreundliches und anscheinend auch kirchlich gesinntes Blatt geworden und hatte auch in guten Kreisen Eingang. Es trat u. a. mit großer Wärme für die Heeresvorlagen und die so oft angegriffenen Offizierkorps ein und dergl. In dieser Zeit ließ mich einmal Dr. Leipziger um eine Unterredung bitten, die ich ihm gewährte. Es handelte sich um ein Gnadengesuch in einer unbedeutenden Duellangelegenheit, wobei ich ihm den Instanzenweg angab, den er einzuschlagen hatte. Sonst sah ich ihn äußerst selten; aber im Kl. Journal trat er, ohne meine Aufforderung dazu, sehr lebhaft für alle kirchlichen und Wohltätigkeitsarbeiten ein, brachte eingehende Berichte über unsere Jahresversammlungen usw. Als ich im Dezember 98 und Januar 99 öffentliche Vorträge über die Palästina-reise hielt, schickte das Kl. Journal wie viele andere Zeitungen Reporter und druckte die Vorträge in ihrem Wortlaut ab. Danach bat Dr. Leipziger ohne meine Anregung die Vorträge in Broschürenform für Wohltätigkeitszwecke drucken lassen zu dürfen. Das geschah. Er überreichte mir dann 3 oder 4 Exemplare in schönem Einband, 2 für die Majestäten, wofür er ein Dankschreiben erhielt. Einmal auch hatte er ganz aus freien Stücken für Armen- und Krankenpflege 1000 Mark gegeben. Später änderte dann das Blatt seine Richtung vollständig.“

Welche Macht das Kl. Journal und D. Leipziger vorstellten, zeigte die Aussage des Zeugen Korke im Pommernbankprozeß 03 (Stbgrz 8/7) wonach 00 und 01 die Bank par ordre di Musti 50 Anteile des Kl. Journals zu übernehmen gezwungen war, nachdem ein inzwischen verstorbener Generalkonsul in folgendem Brief dazu animiert hatte: „Sehr geehrter Herr! Herr Stutterich teilt mir soeben Ihren ablehnenden Be-

scheid wegen Dr. Leipziger mit. Ich glaube, Sie tun sehr unrecht und fügen dem Institut eventuell unberechenbaren Schaden zu, da erstens Dr. Leipziger nichts geschenkt haben will und die Ihnen offerierte Verpfändung eines Teils seines Blattes als eine mehr als genügende Sicherheit zu betrachten ist. Eine feindselige Haltung des Kl. Journals ist wohl mehr als zu vermeiden, und die Macht des Blattes darf nicht unterschätzt werden, es kann unter Umständen geradezu verhängnisvoll werden. Das Blatt ist von — unleserlich — gegründet worden als G. m. b. H., also ein Anteil vollständig sicher. In dieser Zeit, da die mächtigsten Institute durch Zeitungsnotizen ins Wanken gebracht werden können, wäre es geradezu ein großer Fehler Ihrerseits, sich der Freundschaft des Dr. Leipziger nicht zu versichern. Ich spreche dabei nur in Ihrem Interesse und glaube Ihnen einen noch größeren Dienst eventuell zu erweisen, wenn Sie Dr. Leipziger ganz zu dem Ihrigen machen... Ich kann nur wiederholen, daß ein Refus unabsehbaren Schaden bringen könnte. Ihr Georg Goldberger.“

Unter den Versen Leo Leipziger's fiel uns 1903 besonders ein Gedicht über die Ehe auf:

„Die Gäste waren versammelt schon,  
Es brannten die Lichter der Krone,  
Im Hinterzimmer sprach Herr Kohn  
Zum künftigen Schwiegersohne:  
„Die Zeiten sind so schlecht und schwer,  
Drum bleibt unbeugsam mein Wille!  
Ich gebe keinen Pfennig mehr  
Als zweihundertfünfzig Wille.“  
Drauf sprach der andere: „Mur nicht schrei'n!  
Ich lasse mit mir nicht handeln,  
Auch hat das liebliche Töchterlein  
Zwei rausgeschchnittene Mandeln.  
Die linke Hüfte ist etwas stark,  
Ich schweige von anderen Sachen,  
Sie geben dreihunderttausend Mark,  
Darunter ist nichts zu machen.“  
Der Vater preist sein Fleisch und Blut,  
Der Tochter seelische Gaben.  
Doch endlich ruft er: „Nu, 's ist gut,  
Sie sollen die Mitgift haben!“  
Und Jubel ertönte drin im Saal,  
Man feierte köstliche Stunden. ...  
Zwei Herzen hatten sich wieder 'mal —  
In seliger Liebe gefunden!“

Und zu einer andern „Berliner Hochzeit“, noch in den letzten Jahren vor dem Krieg, „dichtete“ der schamlose Roland von Berlin:

„Zu der Tochter Hochzeitsfeier  
Hat der kluge Siegfried Meier (16)  
Die Verwandtschaft invitirt,

Weil die Liebe der Familie,  
 Wie die grüne Petersilie,  
 Erst die Hochzeitsschüssel ziert.  
 Ferner tat er auch erwägen,  
 Daß des Myrtenkranzes Segen  
 Läßt entschwinden alten Groll;  
 Mancher nimmt so manches übel,  
 Und es steht auch in der Bibel,  
 Daß man sich vertragen soll!  
 Schon beim Onkel Nikolause,  
 Der sonst sitzt in seiner Klause,  
 Glühte Metern dieser Schritt;  
 Und weil sich das grade machte,  
 Kam sogar Georg und brachte  
 Auch die liebe Tante mit.  
 So zerstoben alle Kränze,  
 Und sie brachten viel Geschenke,  
 Wie das guten Onkels ziemt;  
 Auch die Kost ließ nicht im Stiche,  
 Weil Frau Siegfried Meiers Küche  
 In der ganzen Welt berühmt.  
 Gutes Silber, gute Teller,  
 Und das beste aus dem Keller!  
 Ja, da fühlt sich jeder wohl!  
 Bei dem freudigen Ereignis  
 Gab's — „französisches Erzeugnis“ —:  
 Echten Heidsieck Monopol.  
 Vater Siegfried, wie das üblich,  
 Hielt auf's Brautpaar, jung und lieblich,  
 Einen Toast von viel Geschmack;  
 Und er sprach mit Schwung und Feuer,  
 Für die Firma Siegfried Meier  
 Ward das Fest ein Ehrentag!  
 Nikolaus lonnt' bis zum Morgen  
 Man mit Siegfried und Georgen  
 Außerst herzlich plaudern sehn;  
 Alle fanden's unvergleichlich:  
 Erstens war das Essen reichlich,  
 Zweitens war es wunderschön!  
 Meier lacht: „Ich liege richtig! ...  
 Na, wie bin ich? ... Bin ich tüchtig,  
 Wenn der Reid auch hämisch läßt? ...  
 Dider bleibt doch die Verwandtschaft,  
 Als die flüchtige Bekanntschaft  
 Mit den Kunden vom Geschäft! ...“  
 Mit dem Gürtel, mit dem Schleier  
 War im Hause Siegfried Meier  
 Drum der schöne Wahn nicht aus!  
 Und beim Abschied, welcher schmerzlich,  
 Knutschten sich noch Meiers herzlich  
 Mit Georgs und Nikolaus ...“

Der Hohn des geschmacklosen Gedichtes wird erst nach Lesen der Notiz unter „Meier, Siegfried“ verständlich.

So weit wir unterrichtet sind, hat damals kein königl. preußischer Staatsanwalt in diesen Versen was gefunden. Wo es Juden zu fassen galt, versagten alle Beine. Wolf Wertheim nennt in der Dragonade Leipziger den „Jubenal von Berlin.“

Er war übrigens mit hohen Herren befreundet, auch mit Freiherrn Otto von Manteuffel, dem Vorstand der deutsch-französischen Friedensliga und der deutsch-konservativen Partei (vgl. Hammer 188). —

Das Kl. Journal schrieb in seiner Morgen-Extra-Nummer nach dem Bußtage 1913 Seite 2 unter „Berliner Le-

ben“ im 4. Absatz: „Das Liebes-Abonnement. — Es ist das Neueste, wo man hat auf dem Liebesmarkte. WW. hat natürlich diese „praktische“ Neuerung eingeführt und, wie man hört, rentiert sie sich glänzend. Mimi, Fifi, Leni, alle haben sie gegen einen Obulus von 50 bis 180 Mark kleine, übersichtliche Kärtchen, ähnlich den bekannten Rasierabonnements, abzugeben. Zehnmal, bei jedesmaligem Besuch handhabt die manifikurende Hand Konkubinens den Kleinen, vernickelten Knipsler — dann ist das „Abonnement“ abgelaufen. Ist das nicht furchtbar modern? Frau Venus geht mit der Zeit! Das zeigt schon die ganze Aufmachung des Abonnements: „Streng diskret“ steht da und — Hauptsache! — „Nicht übertragbar!“ — Und auf festen Namen wird die Karte ausgestellt. Es wäre ja auch schändliche Preisdrückerei, wenn Herr Meier eine einmalige flüchtige Schäferstunde sich zum selben Preise leisten könnte, wie Herr Cohn, der alte, treue Abonnent. Das wäre direkt unlauterer Wettbewerb, strafbar wäre das, jawohl! Wenn's nun aber doch mal gelingt, wenn so ein Liebeschnorrer die nicht übertragbare überträgt, und Mimi, Fifi, Leni merken das erst, nachdem geknipst — ist? Was dann? Läuft dann die Betrogene zum Radi? Oder die laut Abonnement Verpflichtete hat irgend eine Abhaltung, die die rechtmäßig bezahlte Ausnützung des Abonnements — hindert? Was macht da der Abonnent? Stellt Mimi, Fifi, Leni da Vertretung, und ist der Abonnent verpflichtet, die Vertretung — knipsen zu lassen? Man sieht, eine Reihe verwickelter Fälle, die ohne Zweifel noch manchem Richter den Kopf heiß machen werden. Rund um den Baherischen Plaz diskutiert man jedenfalls in sämtlichen Cabaret-Cafés die unterschiedlichen Möglichkeiten, in die man als Abonnent, als Ausstellerin solcher Abonnements und — nuznießender Freund geraten könnte, wenn — — Jaja, der Kampf ums Dasein ist selbst in WW. — schwer!“

Wie Leipziger die Fremdwörter bekämpfte, zeigte die „Ostdeutsche Rundschau“, Wien, 27/6 15: Leo Leipziger ist es, dem von der seelenverwandten

Gilde das schmückende Beiwort „der witzige“ beigelegt wird, der in einer Erzählung „Die schöne Erna“ seinen mühselig bei den schwarzgelockten Haaren herbeigezogenen Spott über die Verdeutschungsbestrebungen ausgießt. Der „Geistreiche“ findet für Negligé kein besseres deutsches Wort als Nachlässigkeitsgewand; manüürt übersezt er mit glanzgeschliffen, einen Bankier nennt er Geldkünstler, Base übersezt er mit Tagtopf — der ganze Aufsatz gehört in den Nachtopf. Das Traurige an der Sache ist, daß Tausende von Deutschen diesen Blödsinn lesen und dadurch zum Teil aufgestachelt werden, in ähnlich „geistreicher“ Weise die Reinigung der deutschen Sprache zu bekämpfen, sei es auch nur um des „Witzes“ willen, zum anderen Teil auch aus Furcht vor dem Spott der Gegner, meist Rassefremder, mindestens untätig bleiben und das Unkraut wuchern lassen, zu dessen Ausrottung sie vielleicht schon schüchterne Versuche unternahmen. Um so weniger dürfen die denkenden deutschen Männer und Frauen nachgeben im Kampfe gegen Fremdwörterunfug und Fremdländerei, um so mehr muß die deutsche Jugend vor allem die Zerfetzung unserer deutschen Sprache zu verhindern trachten und damit zugleich auch die des deutschen Geistes.

Ausgerechnet Leipziger, ein Würdigerer ließ sich nicht finden, wurde beauftragt, Werbestücke für die Hindenburgspende und die Kriegsanleihe zu schreiben. „Wer auf die kühne Idee gekommen ist“, schreibt Wahrheit 13/10 17 unter der Überschrift „Stahl, Gold und Blech“, dem Verfasser der „Ballhaus-Anna“ diese Aufgabe zu übertragen, wissen wir nicht. Geschmack hat der Auftraggeber damit nicht bewiesen. Der Zweck war ja auch wohl nur der, den immer wässriger werdenden „Roland von Berlin“, der der verdienten Vergessenheit anheimzufallen drohte, wieder aus der Versenkung hervorzuholen. Herr L. gibt sich alle Mühe, seine dichterischen KriegslLeistungen zur Kenntnis von Leuten mit Einfluß zu bringen. Mit gramdurchfurchten Mienen hat er lesen müssen, daß rings im deutschen Lande die Dichter, die ihre Harfe auf den Krieg

stimmten, durch hübsche Dekorationen ausgezeichnet wurden. Nur die breite Männerbrust des neuen Roland-Sängers blieb bis zur Stunde leer. Und siehe, es entstand der Einakter „Stahl und Gold“; in erster Linie bestimmt, zu zeigen, daß auch Leo Sattler patriotisch schlägt, und in zweiter Linie bestimmt, daran zu erinnern, daß Leo für seinen ach so selbstlosen „Patriotismus“, noch keinen Lohn empfing. Selbst die Königlichen Theater zu Berlin brachten, durch Paulchen Lindaus Vermittlung, das Werbestück des Verfassers der „Ballhaus-Anna“. Und die Berliner Presse quittierte über diesen Hochgenuß mit nachsichtiger Dankbarkeit, wie das ja üblich ist, wenn einer aus der Clique eine Heldentat vollbracht hat, für deren Hasenreinheit man unter seinem Eide gewiß nicht einstehen würde. Lesen wir aber was ein Hamburger Blatt über diese Kriegsmare zu sagen weiß:

„... Für Hindenburg glaubte das Stadt-Theater aber doch noch ein übriges tun zu müssen, und so ging dem Lustspiel aus der friderizianischen Zeit ein Bild aus der Gegenwart voraus — aber, ihr Götter, was für eins! Kühn und klangvoll hatte der Verfasser, Leo Leipziger, seinen in Bonbonversen abgefaßten Einakter „Stahl und Gold“ genannt, aber diese stolze Flagge deckte Kriegserlassmare minderwertigster Art. Wenn der Sparverein „Eintracht“ in Krähenroda oder der Regelklub „Alle Neune“ in Kriebitzfelde ihr Stiftungsfest begehen, pflegen sie ähnliche Stücke mit „Verbe“ und schmälziger Betonung zu agieren und richten damit wohl auch weiter kein Unglück an; eine derartige Wichtigkeit aber auf die Bühne eines Theaters zu bringen, ist selbst dann ein Unfug, wenn es mit einem guten Zweck entschuldigt wird, der hier in den Worten „Zum Besten der Hindenburgspende“ angedeutet war. Denn für Hindenburg ist nur das Beste gut genug, und dieses Stückchen hieß zwar „Stahl und Gold“, war aber Blech.“

Leipziger Diebstahlsbande, 1928: K o h n, schwerer Diebstahl in 8 Fällen, 8 Jahre; A i b s c h l i c h, schwerer Mordfalldiebstahl, 7 Fälle, 8 Jahre; E r l a c h, schwerer Diebstahl in 7 Fällen, und versuchter Diebstahl, 7 Jahre; G y t r i n, schwerer Diebstahl in 4 Fällen, 4 Jahre; L o p o r, schwerer Diebstahl in 2 Fällen, einschließlich einer Moabiter Strafe von 1 Jahr und 4 Monaten, weitere

2 Jahre 6 Monate; Kirshenmann, gewerbsmäßige Fehlerlei, 2 Jahre 6 Monate, von vornherein sehr anrüchliche Person. Er hat mit goldenen Uhren, Diamanten, Pfandscheinen auf der Straße gehandelt und gilt in Berlin als Fehler. WB 11/10 1929.

Leipziger Disconto, Seite 1887. UC Nov. 87: „Die beiden Direktoren, darunter der Bruder des Generalsekretärs der nationalliberalen Partei, Dr. ▼ Jerusalem, sind wegen schwerer Unregelmäßigkeiten flüchtig. Letzteren denunziert Eugen Richter in seiner freisinnigen Zeitung, daß er auch „in Antisemitismus gemacht habe“. Uns ist nichts davon bekannt. — Vielleicht hält es Richter aber schon für einen Eingriff in die Privilegien der Judentum, und mithin für Antisemitismus, wenn einmal ein nichtjüdischer Bankdirektor das Geld anderer Leute verspekuliert. Dann hat er allerdings von seinem Standpunkt aus recht.

Bei der D. D. Ges. Antisemiten suchen zu wollen, ist sehr naiv; vielmehr am Plage ist aber die Lösung: „Herzog des Zuis!“ — Von Dr. Jerusalem will zwar zwar alle Welt wissen, daß er nicht Jude sei. Tatsache ist aber, daß er genau wie ein Jude aussteht und eine Jüdin Benedig zur Frau hat. — Der Hauptauschlächter der Bank scheint aber der Kommissions- und Expeditionsjude Bernhard Baruch Sandbank gewesen zu sein, der mit der D.-G. stark in „Gefälligkeitswechseln“ machte und bei derselben große Summen fauler Wechsel von rumänischen Juden unterbrachte. Sandbank meldete ebenfalls sofort Konkurs an. — Auch andere jüdische Firmen hier am Plage „hängen“ mit in der Sache; die eigentlichen Berliner dürften aber meist nicht-jüdische Geschäftsinhaber und kleine Leute sein. — Wichtig ist aber nicht nur die Frage: wer verliert bei der Sache, sondern mehr noch: Wo sind die 9—12 Millionen geblieben, die hier verschwunden sind? — Wollte man endlich den Abflugländern gründlich nachspüren, in denen das deutsche Volkvermögen verschwindet, so würde man entdecken, daß dieselben fast ausnahmslos in die großen jüdischen Geldsäcke münden. Es wird versichert, die Direktoren hätten das Geld in Spekulationen an der Frankfurter und Berliner Börse verspielt. Die Gewinner sind also sicher die dortigen jüdischen Börsen-Chawrussen unter Leitung von Rothschild und Bleichröder. ...

Am Tage nach der Konkursanmeldung wurde der jüdische Pferdehändler Hirschfeld auf offener Straße verhaftet. Man fand, daß derselbe bedeutende Summen in fingierten Wechseln bei der Bank hinterlegt hatte und so seinen Kredit bei derselben in großem Maßstabe mißbrauchte. Während er nur einen Kredit von 20 000 M. genießen sollte, hatte er in Wirklichkeit über 30 000 M. erhoben! — Alles mit Hilfe der „Freundschaft“ Jerusalem. — Ähnliche Beziehungen der Bank sollen zu anderen jüdischen Geschäftsleuten bestehen. —

Die Verpflichtungen Sandbanks bei der Disconto-Gesellschaft sollen 3 Millionen Mark überschreiten! Mit dem Gelde der Bank scheinen also ausschließlich Juden gearbeitet zu haben; die Bank scheint fast nur zu dem Zwecke dagewesen zu sein, um jüdischen Spekulanten große Summen billigen Geldes für ihre Unternehmungen zu beschaffen. — Ob das nicht bei vielen anderen Banken unter jüdischer Leitung so ist? —

Leifer, Kellerwechselfabrikant, Berlin, verurteilt 1905 (DfBl 6/5).

Leifer, Warenhändler, Berlin, eröffnete am 29/11 1916 am Spittelmarkt in den früheren „Sandorffschen“ Räumen eine Verkaufsstelle. Zu dem Feste schrieb ein Ma: „Im Bereich der Berliner Innenbaukunst orientalistischer Richtung wird ein solches Ereignis höher bewertet, als alle die vielen Fragen, die in dieser Zeit der schweren Not unser Volk drängen. Hier ist der Welt ein Stück Kultur geschenkt, hier hat man Geist verzapfen können.

Wenn man Beweise dafür haben will, daß es verschiedene Menschenrassen gibt, daß eine Scheidewand besteht zwischen Deutschem und Fremdem, kann man diese am besten in den aufbringlichen, geschmacklosen Ausstattungen finden, die so viele Geschäfte und Bergnüt-

zungshäuser Berlins bieten. Es wird uns mal gehen wie den Ägyptern. Die Werke bildender Künste, die dem Zeitalter entstammen, da das Zudentum in Ägypten übermächtig war, tragen so ausgeprägten ▼ Charakter, daß man zu der Annahme gezwungen wird, die alten Ägypter seien Juden gewesen. Dies war durchaus nicht der Fall. Werke aus früheren Zeitaltern zeigen anderes, volksurprünglicheres Gepräge. Die Juden haben im alten Ägypten die Kunst beherrscht und ihr absichtlich und weil sie nur aus ihrer Art heraus schaffen konnten, den Stempel ihrer Rasse aufgedrückt. Das selbe sehen wir seit einigen Jahrzehnten bei uns. Ein späteres Zeitalter wird uns Deutsche für Fremde halten. An einer Anzahl Berliner „Kunstschöpfungen“, Außen- und Innenarchitektur voll Prokentum und Sensationslust ließe sich das nachweisen. Der Neubau Leifer zeigt dieses in hervorragendem Maße. Vergoldungen und Licht sind verschwenderisch angewandt. Man schreitet auf echten Teppichen, von deren jedem man auch den Preis erfahren kann. Im Raum für Kinderschuhe hängen die unglaublichsten Girlesanzereien. Selbst ein Karussell fehlt nicht. Die Höhe der Entartung wird im „Fußpflege-raum“ erreicht, — doch der Rest ist Schweigen.

Als solche Zeichen perverter Überkultur in den 1890er Jahren auftauchten, nannte man das „Fin de Siècle“, im Empfinden, daß alles mit dem scheidenden Jahrhundert von selbst verschwinden würde. Es war eine Täuschung. Aber dennoch, diesen Unnatürlichkeiten gehört die Zukunft nicht, mag sich undeutscher Fremdgeist noch so sehr bemühen, das Jahrhundert der Unnatur künstlich zu verlängern!

Hier beginnt die Pflicht weiser Staatslenkung. — Verschwendung bleibt Verschwendung, auch dann, wenn sie von Leuten ausgeübt wird, die es dazu haben. Es kommt erschwerend dazu, daß Verschwendung dieser Art nur zur Bereicherung der Verschwender dienen soll. Denn es wird doch niemand behaupten, daß Geschäftsluxus aus lauter Menschenliebe fließt. Er ist nur ein Mittel, unselbständige Massen zu fangen und sie zu ungewöhnlichen, ganz unwirtschaftlichem Aufwand zu veranlassen, denn der Käufer muß am biden Ende den ganzen Kram bezahlen.

Aber damit sind die verderblichen Auswüchse dieser Welt des Scheines nicht erschöpft. Das Schlimmste ist, daß die Menschen, die dem Trug und Blendwerk zum Opfer fallen, den Maßstab für den Rhythmus des Lebens, für das Natürliche, verlieren. Unwirtschaftlichkeit und Überspanntheit sind die Folgen, und führen nur tiefer in den Morast des Materialismus. Ein Volk aber, das seine harmloseren Angehörigen nicht vor dem verführerischen Gaukelspiel der Reklame und vor dem Bluff der Suggestion behütet, das nichts dazu tut, das Tier im Menschen zu zügeln, gräbt sich selbst ein Grab.“

Diese Betrachtung gilt für die Warenhäuser bei allen Wirtschaftsleuten der Juden.

Leifer, M. L., Warenhaus, Thorn. Am 29/9 1900 wurden vier jugendliche Verkäuferinnen Leifers wegen Diebstahls zu je 9 Monaten Gefängnis verurteilt. Es stellte sich heraus, daß sie monatlich 10, 20 und 30 M. Lohn bezogen hatten, worüber der Strafkammervorsitzer erstaunte. — Wf. 03, 128.

Leifhmann, Ranch, E: amerit. Botshafter L. in Berlin. 1913 O Herzog von Croh, Dülmen. „Der Stammbaum der Familie Leifhmann läßt sich nicht weit zurück verfolgen. Von den Ahnen der jungen Fürstin ist nur der Vater bekannt; ob er als Leifhmann oder Lehmann auf die Welt gekommen ist, ob seine Wiege in Amerika oder in Galizien stand, darüber schweigt die Überlieferung. Aus Zeitungsmeldungen kennen wir zwar den Beginn seiner Laufbahn als Maschinenschreiber, doch erfahren wir nicht, wie er zu Macht und Ansehen gelangte. Der frühere Botshafter war in Berlin durch Gastfreihheit bekannt und beliebt. Bald nach seiner Überberufung lief das Gerücht um, er habe schon lange über seine Verhältnisse gelebt und stände vor dem wirtschaftlichen Zusammenbruche, sein Lebensweg neige sich bereits wieder der Ebene zu. Die Vermählung hat gezeigt, daß ein jäher Absturz verhindert wurde.“ Woposten.

Die „Deutschen Blätter“ 1/4 1913 erhielten aus New York einen Drahtbericht: „Newyork-World verlangt eine Untersuchung gegen den amerikanischen Botshafter in Berlin, Reishmann, und seine eventuelle Überberufung von diesem Posten wegen Beteiligung an Spekulationen. Die Mallerfirma Pynchon & Co. hatte gegen Reishmann eine Klage auf Zahlung von 70 000 Dollars angestrengt, die Reishmann nach dem Abschlusse einer Transaktion in der Höhe von 1 300 000 Dollars zu zahlen hatte. Da sich der Botshafter weigerte, seiner Verpflichtung nachzukommen, ließ die Firma die Depots, die der Botshafter in zwei amerikanischen Banken liegen hatte, gerichtlich mit Beschlagnahme belegen. „World“ hält die Teilnahme des Botshafter an Spekulationen mit seiner hohen diplomatischen Stellung für unvereinbar. Pilant an der Sache ist, daß der spekulative Reishmann der erste Botshafter mosaischer Abstammung an der Berliner Hofe ist; er legt also gleich alle Ehre mit seiner intelligenten Handelsrasse ein.“

Leisner-Elberbed, Ellegard. Lu. ▼ Weiger bespricht Nzi 1913 ein jubenfreundliches Wort von L. „Pogrom“ (Djean-Verlag, Charlottenburg): „In einer Art prophetisch erhebener Sprache werden die Greuel der Judenverfolgungen verurteilt. ... Neben diesen Deklamationen steht ein historischer Teil, der die furchtbaren Opfer im einzelnen schildert und besonders ausführlich bei den Wahnsinnstaten 1905 verweilt. Die Hauptsache in der neuen Publikation — denn die Tatsachen und die Ausführungen waren allgemein bekannt — sind die Bilder, sehr gut ausgeführt und wahrhaft ergreifend. In dem ersten „Auf zum Pogrom“ werden zwei vertierte, sinnliche Räuber dargestellt. Sehr schön ist ein Bild „Wo aber bleibt unser Gott?“, das einen alten, dem Sterben nahen oder eben gestorbenen Juden vorführt. Neben seinem Lager eine klagende Verwandte, sein Weib oder seine Tochter. Ferner „Was nun“: eine auf den Trümmern ihrer Habe trauernde Frau, oder das andere „Vom Tode erlöst“: zwei jüngere Juden, die einen alten weg-schleppen. In starken Schlußworten unter dem Titel „Die Straße der Pogromteufel“ werden die furchtbaren Zahlen der dem Pogrom Anheimgefallenen mitgeteilt. Es ist ein Büchlein, das das entsetzliche Geschehnis der russischen Juden realistisch und doch künstlerisch in Erinnerung bringt.“

Wurde hier der Name des patriotischen Ellegard Elberbed von jemandem mißbraucht? Oder handelt es sich hier tatsächlich um eine vielleicht jugendliche Verirrung des deutschen Dichters, die er freilich nachher durch manches russisch ausgezeichnete Werk wieder gut gemacht hätte? WM.

Leistikow, Walter, Maler, Berlin. \* Bromberg, am 24/12 1865 evangelisch getauft. E: Rfm. Carl L. // Bertha Hoyer.

Hammer 1910: „Im vorigen Jahre ging ich mit einem der bedeutendsten Maler Deutschlands, der einen Zweig der Malerei, der fast in Bergessenheit geraten war, wieder neu belebt hat, vom Inselberg nach Friedrichroda. Wir sind alte Schnepfentäler Schulfreunde aus der Zeit 64—70. „Wie stehst du zu der Seceffion?“ fragte ich. „Freundliche Segnerschaft!“ „Welches sind die bedeutendsten Maler Deutschlands?“ Er führte eine Reihe Namen an, doch nicht Liebermann. „Du nennst Liebermann nicht“, sagte ich; „ich kann mir auch nicht denken, daß er als Hebräer über ein Virtuosen-tum herauskommt.“ „Das stimmt“, sagte mein Freund; „nur versteht er es, die Anlage seiner Rasse, alles als Geschäft auszunutzen, auch in der Malerei zur Geltung zu bringen. Er hat mit seinen Kassengenoßen, dem Kunsthändler Cassirer und dem verstorbenen Leistikow, eine Gesellschaft m. b. H. begründet.“ Ich lachte. „Nein, du brauchst nicht zu lachen; es ist buchstäblich wahr! Die Sache kam durch einen Zufall aus Tageslicht, wurde aber von den jüdisch-liberalen Blättern totgeschwiegen.“ „Was hältst du von Leistikow?“ fragte ich. „So wie er malen noch gewiß 10—12 Deutsche; sie werden aber ihre Gemälde nicht los, weil sie nicht in der G. m. b. H. mit Cassirer leben. ...“

Dieser auf die Dauer langweilige und einseitige Stilistiker des Grunewalds war vielen mit seinem bis nach

Amerika gedungenen Ruhm verdächtig. In der Frankfurter Z. 1903, die wir nicht durchsehen konnten, soll L. in einer Besprechung des Buches von Huber „Jüdische Künstler“ neben Antokolsky und Heine als Jude genannt sein. Die Möglichkeit bleibt aber, daß er gar keiner war und sich nur der Rasse und ihrer Art behufs schnelleren Aufstieges verschrieben hatte. Er arbeitete wesentlich aus dem Intellekt heraus, um ein bestimmtes Programm, das er Ateilergesprächen, besonders mit Liebermann, entnommen hatte, zu verwirklichen. Er studierte mit Geschick das Ausland und holte von Franzosen wie Rubis, aber auch von Deutschen wie Lu. v. Hoffmann, das Bessere seiner Bilder, während er von Liebermann das Grobe, Platte, Glatte borgte. Aus seiner Handfertigkeit erklärt sich der Manierismus. Er schnaiderte und legte unter Einwirkung der Tapetenkunst Gemälde zusammen. Das Naturerlebnis, bei ihm erst in zweiter Linie kommend, wird auf Konstruktions-schemata und rationalistische Rechenegempel eingestellt. Wo er „schaffen“ will, versagt er. Man muß neben ihn die deutsche Romantik halten, um das rein Papierene seiner Räume zu verstehen. Wie ihm das große Sehen abgeht, so fehlt ihm auch die Innigkeit. Seine Landschaften sind dekorativ, ohne persönliche Noten, und, statt notwendig, gemacht; statt empfinden, erklügelt; blendend, nicht erwärmend. Er ist Virtuoso und Eklektiker. ▼ DWB lobt ihn oft, z. B. 1910, 10.

Seine Nichte, Gertrud L., reiste 13 als Tänzerin herum. WM.

Leisner & Co., Abzahlungsgeschäft, Rdln. — Anzeige Rdln. Z. 1906 (DfBl 4/4): „Um unserer werten Kundschaft anlässlich unseres Eröffnungstages eine Abwechslung zu bieten, haben wir uns entschlossen, für jeden Besucher, der die Inaugurationsfeier unserer Riesen-lager vornimmt (!), für ein an unserer Kasse gewechseltes Markstück 11 Rehn-Pfennig-Stücke ohne Kaufzwang in bar zurückzuerstatten. Jeder Besucher hat nur das Recht, für eine einzelne Mark 11 Rehn-Pfennig-Stücke zu beanspruchen. Kinder sind ausgeschlossen.“ Die Mittel, mit denen sich Michel fangen ließ, konnten nicht kindisch genug sein.

Leitenberger, Baron, Philanthrop, Wien. — No 2, 338. — Der frühere böhmische Baumwoll-druckgroßist Friedrich L., 1801 Kosmanos — 54 Gräfenberg?

Leiter, amerikanischer Getreidespekulant. — Zur Familie gehört: Levi Zeigler L., 1834 Leitersberg, Wash. Co. — 04 Bar Harbour, Ma. — 066 Carver [Schneider]. — R: 1. Josef L., \*1868 Chicago, 08 O Williams; 2. Mary Victoria L., 1870—06, 95 O Nord Curzon, Bizelönig von Indien; 3. Nancy Cathrop Carver L., 04 O Major Campbell, R: S. u. T.; 4. Marguerit Hyde L., 04 O Howard, Carl of Suffolk, R: 3.

Dem Josef L. gelang es 98, allen im Handel vorhandenen Weizen aufzukaufen, wobei er den spanisch-amerikanischen Krieg als Vorwand zur ungeheuerlichsten Preistreibererei nutzte; vgl. 1. Mos. 47, 13—20. — Die Tonne Weizen, von N. York nach Berlin bezogen, kostete am 1/4 98 205 M. — am 11/5 352 M. Also nicht die Landwirte trieben den Weizenpreis in die Höhe (sie hatten in diesem Jahre meist kaum noch Getreide vorrätig), sondern ein Mann, der erheblich näher dem Freisinn als den vom WZ beschimpften „Agrariern“ stand. Erst als L. den Gewinn eingeheimst hatte, gab WZ zu: „Leiter ist der Spekulant, dessen waghalsige Operationen für den gesamten internationalen Weizenmarkt seit Ende vorigen Jahres von maßgebendem Einfluß waren und der es vorzugsweise verschuldet hat, daß in den letzten Monaten der Weizenpreis in der ganzen Welt eine selbst über Notstandspreise hinausgehende Höhe erreicht hatte.“ Aber auch dann noch suchte die freisinnige Presse das Judentum reinzuwaschen. Die „Woll. Ztg.“ ließ aus N. York „labeln“: „Leiter ist Wollblutarier.“ Daß bei seinem dtisch klingenden Namen nun unser deutsches Volk in den Verdacht kam, dies Ungeheuer hervorgebracht zu haben, beunruhigt die Wollische natürlich nicht im geringsten. Jüdische Sensation verdarb ihr aber das Spiel: als nämlich das WZ sich seinen Lesern interessanter machen wollte und Leiters Bild brachte, sprang die

Rasse aufs deutlichste heraus, — weil es die Natur so eingerichtet hat, daß Josefs Stammesgenossen durch gleichartiges Äußere, mögen sie in Ägypten oder Amerika Kornwucher treiben, überall kenntlich sind. — „Und siehe, es fiel ihnen wie Schuppen von den Augen.“

AM 1901, 43: „Gegen die Erhöhung der Getreidezölle hat die Partei der Börsianer für Geld und gute Worte einen Bundesgenossen an der Sozialdemokratie gefunden: In ihren Versammlungen läßt diese seit einigen Wochen das Volk über die angeblich geplante Brotverteuerung, die nur den „Junkern“ zugute käme, belehren. Als ob nicht auch beim kleinsten Manne der Haushalt von dem Wechselverhältnis zwischen Ausgaben und Einnahmen abhinge und als ob sich nicht stets und überall die Löhne nach den Lebensmittelpreisen regelten. Nun hat aber dabei die Sozialdemokratie ihren Brotgebern einen sehr üblen Dienst erwiesen, indem sie das Wort vom Korn- und Brotwucher gegen unsre Landwirte auszuspielen versuchte. Nun ist der Wucher eine jüdische Erwerbsart, und Juden sind überwiegend Brotgeber der Sozialdemokratie im Kampfe gegen die Getreidezölle, und den Wucher mit den wichtigsten Lebensbedürfnissen des Volkes machen gerade sie, soweit ihnen nicht das saubere Handwerk durch das Börsengesetz von 1896 gelegt worden ist. Sie trieben 1891 die Weizen- und Roggenpreise auf 241 und 239 (Ritter und Blumenfeld), warfen sie 1895 auf 135 und 115 (Cohn und Rosenbergs) und trieben den Weizen 1898 wieder auf 352 (Levi Josef Leiter). Sie erklären mit braunen Rüsselkäfern vermischten Weizen für ein lieferbares Volksnahrungsmittel. Sie führen amerikanische Giftpräparate, die wie genießbare Würste und Schinken aussehen, als ff. Fleischwaren ein!“

Leiter, Friedrich, Dr., \*1859 Jassy (Rum.). R: R. Wiener Tgbl.; Österr.-Ung. Konsular-Korrespondenz, Wien I., Steyrerhof 3. B: Katechismus der neuen Steuern; Männerkleidererzeugung in Wien; Verteilung des Einkommens in Österreich; Zeitung nach dem Kriege, Verlag Perles, 1915. L. behandelt als 3 Kriegserfordernisse: Die eiserne, die goldene, die papierne Rüstung. L. verkennet aber Größe und Bedeutung des Krieges und hängt pazifistischen Schlagworten nach. Danzers I. I. Armee-Zeitung: „Und vor allem, die Zeitung ist ein Mittel in der Hand höherer Faktoren, ihre Bedeutung als selbständiges Unternehmen ist im Kriege äußerst bescheiden, und eine unbefehdende raunzende Betrachtung wie die vorliegende ist nur ein Beweis mehr, welche untergeordnete Rolle die Zeitung als Eigenwesen zu spielen hat.“

Leitgeb, Otto G. C. v., Ritter, Privatier, Dr., \*1860 Pola in Istrien. E: Georg Mitt. v. L. // Emilie ▼Lá-bán. O Antonie Irene, geb. Frein v. Meher. B: Um Liebe; Der verlassene Gott; Öbz, Österr. Küstenland, Villa di Strazig und Schloß Sandhof, Post Klagenfurt. Deg 6.

Leitner△, Ernst Frhr. v., \*1852, Österr. Oberst; 00 O ▼Wwe. Kiefer, geb. Philipp, aus Mexiko. SA.

Leitner, Gottlieb William, Dr., UP (Orient). London. 1841 Budapest — 99 Bonn. Er gründete in Indien die Punjab Universität. S: Asiatic Quarterly Review. — 3E.

Leitner, Heinrich, verkommener Spekulant aus Budapest, stahl 1899 eine Tausendguldennote und betrieb anderen Schwindel, wofür er in Wien 2 Jahre Zuchthaus erhielt. Verteidiger Dr. Friedrich ▼Elbogen, der vor den Geschworenen von der „Kleptomanie“ des L. geredet hatte, vertrat auch in der „Sonn- und Montags-Z.“ die Defekte des Rassegenossen, um ihn aus dem Zuchthaus zu befreien: „Nebenbei bemerkt, hat schon Aristoteles gesagt: „Nullum magnum ingenium sine mixtura demenciae.“ — Kein großes Genie ohne etwas Irzsinn.

Mohamed war epileptisch, Ignaz v. Loyola und Savonarola waren Halluzinanten, Luther kämpfte mit dem Teufel und warf ihm ein Tintenfaß an den Kopf; Pascal litt an Zwangszuständen, Rousseau war melan-cholisch, Hegel entsprang einer geisteskranken Familie, August Comte wurde irrsinnig, der Schöpfer der modernen Botanik, Linné, war ein Wassertropf und starb

im Witzsinn, Tasso und Swift starben im Irzsinn, Kleist und Senau waren Selbstmörder in geistesgestörtem Zustande, Alfred de Musset, Hoffmann und Poe waren Alkoholisten, Mozart starb an einem Gehirnleiden, Gändel war eine Zeit lang geistesverwirrt, Beethoven ein Melancholiker, Donizetti starb an Gehirnerweichung, Schumann und Chopin im Irzsinn. Alexander der Große starb in einem dem Irzsinn nahestehenden Geistes-zustande und hatte in seinem Leben zweifellos Tollwut-ausbrüche, denen jeweilig ein Mensch zum Opfer fallen mußte. Das erste Herrschergeschlecht der römischen Kaiser weist Nero, Caligula und Claudius auf — drei Geistes-krante. Karl der Fünfte war Epileptiker und starb im Irzsinn. Der große Seemann Don Juan d'Austria war ein krankhafter Phantast. Wir könnten diese Reihe in den Königshäusern Englands und Frankreichs fortsetzen, um zu zeigen, daß in der Tat schwere geistige und Gemütsdefekte selbst mit hohen geistigen Fähigkeiten wohl vereinbar sind. Was wollte also mit dem ewigen Hinweis auf die angeblich unverminderte Intelligenz Leitners bewiesen werden? Seine Krankheit kam eben zunächst in der Zone des Willens zum Ausbruch. Der durch die unselbige Gelegenheit auf das äußerste gesteigerte „Anreiz“, „sich unbemerkt eine Tausendguldennote anzueignen“ und sich dadurch aus augen-blicklicher Geldverlegenheit zu retten, löste in ihm einen unüberwindlichen notorischen Drang aus; in dieser unglücklichen Sekunde ward er zum willenlosen Sklaven seiner Krankheit, er mußte die körperliche Augenblicks-bewegung vollziehen, zu der sein Drang ihn zwang. Im vollen Bewußtsein der Strafbarkeit seines Tuns vollführte Leitner den Diebstahl. Sein Wille war nicht bloß, wie die Ärzte behaupten, gemindert, sondern einfach aufgehoben.“ —

Leitner, Ju., Österr. Oberleutnant, 1850 Warasdin, Kroatien — 82 Neugradiska; Selbstmord. — F.

Leiwil, S., jiddischer Theaterdichter. JWB 28/6 1929.

Leigner△, von, Sohn des ausgezeichneten Berliner Schriftstellers Otto v. L., 1847—07 (Österr. Adel 1890). O ▼ aus Paris. WM.

?Leigner, Otto von, 1847 Saar in Mähren — 07, „der als Literaturhistoriker, Kritiker und „Gaienspediger“ nicht ohne Einfluß auf seine Zeitgenossen blieb. „Halbblut“ wenn ich nicht irre“, Bartels, SA 3, 214.

Lejeune, Elise = Frau M. Nelson.

Lejeune-Dirichlet△, Gustav Peter, Dr., UP (Mathem.), 1805 Düren — 59 Göttingen, einer katholischen Familie aus Frankreich entstammend: der Vater 1805 Postdirektor zu Düren, †36 zu Nachen, hatte 11 Kinder. — 1819 im Jesuiten-Gymn. zu Köln; 22 Studium in Paris, Collège de France, 25—55 Prof. an der Allg. Kriegsschule, Berlin; dann in Göttingen; „sehr freisinnig“. — O ▼ Me-bekla Mendelssohn-Wartholdy, 1811 Hamburg — 58 Göttingen (sie starb am Gehirnschlag). R: 1. Walter, \*1833; 2. Felig; 3. Ernst; 4. Florentine (Flora), \*1845 Florenz! — vgl. S. Hensel, Familie Mendelssohn. 7. A. WM.

Lejeune Dirichlet, Gustav, Landschaftsrat, Al.-Bretsch-kehmen, Dpr. 1862—20. Unter der Todesanzeige (DZ 28/5) als Rinder, Geschwister, Verschwägerter usw.: 1. Walter; 2. Charlotte; 3.illi; 4. Felig; 5. Geh. Studienrat Dr. Georg; 6. Elisabeth, O Nelson.

f. Felig Mendelssohn-Wartholdy.

Lejoheng de Saint-Mere = Joseph Marc-Mossé.

△Lelewel, Joachim, poln. Historiker. Er starb in Paris, wo ein Vertreter der AU gehalten an seinem Grabe redete. L. war nämlich, wie S. Sternberg, Juden in Polen 1878, S. 187, betont, „der wärmste Anwalt seiner Mitbürger gewesen. In Wort und Schrift trat er auf als Kämpfer für Freiheit und Menschenrechte. Als Minister des Unterrichts (1831) plädierte er im Reichstage für die Emanzipation der Juden, um sie zu guten, polnischen Bürgern heranzubilden. Bei jeder Gelegenheit hatten die polnischen Juden in Lelewel ihren Verteidiger, so 1859, als die Gazeta Warszawska einen förmlichen Kreuzzug gegen die Juden eröffnete. Lelewel nahm in einer Schrift die Juden Polens in Schutz: „Von Jugend auf lernte ich achten und schätzen die Vorzüge und die Verdienste des isr. Stammes; wen

beeinträchtigen die Juden, die sich 800 Jahre von den Früchten der polnischen Erde ernähren? Sie leben von der allgemeinen Ernährerin des Menschengeschlechtes, ohne die andern Bewohner dieses Landes auszuhungern. Sie leben doch von den Früchten, die sie sich von den sauer erworbenen Großchen anschaffen."

"Es ist eine Schmähung der polnischen Nation, wenn man behauptet, sie stehe der vollen Gleichberechtigung der Juden im Wege. Im Wege stehen vielmehr die böswillige Bigotterie und der erschreckte Sinn der Finsterlinge. Nichtsagend sind die Deklamationen dieser Individuen, die sich als Repräsentanten des menschlichen Geistes oder bürgerlichen Interesses gebärden und angesichts der Welt den polnischen Namen verunglimpfen."

Selewer, Georg, Ud, Wien 1914.

**Remale**, j: Boden, Treppe. Bei den Taschendieben (Torsdrucker) bedeutet dies Wort die äußere Rocktasche. Trägt in einer derselben jemand seine Geldbörse, so heißt es: der Tors is auf der rechten oder linken L. — Thiele G.

**Reman**, Abbé, franz. Historiker, 19./20. Jh. W: „Des Israélites dans la société française.“ Er klärt über die jüd. Geheimgesellschaften und Freimaurereien auf, Angl. S. 327. Vgl. Poncins, Revolution, 1929. WM.

**Remans**, Moses, 1785—82, Lehrer der Mathematik in der Lateinschule, Amsterdam. JG. Er schrieb ein hebr.-niederländ. Wörterbuch und verfaßte zur Verteidigung der Hebräer, die in einer Novelle „Levi und Sara“ angefochten worden waren, den „Geest der Talmudische Heer“. Er schrieb weiter über „Talmudische Wisskunde“ 16, und über Astronomie.

**Rembach**, B: Samson, Dr, Uraufführung 1911 Schauspielhaus zu Düsseldorf; die judengönnliche Presse urteilt: „Die ewigen Wahrheiten sind's, deren eherner Wucht über der Zeiten Erscheinungsformen triumphiert. Der Sieg des umfassenden, zwingenden Intellekts, die in sich beruhende Erkenntnis des unwandelbaren Kerns aller Dinge, das Leben, die Elementarkraft des Alls, die stete Wiederkehr des schöpferischen Problems — der im Grunde einzigen Tragödie von Ewigkeitsbedeutung, des Kampfes der Einheit mit der Vielheit aus eigener Kraft. Dieses Problem, aufwachend im Geiste göttlichen Ursprungs eines „Begnadenen“ von Art des Samson. Das Weib, diese Dalila, ist ebenfalls nicht irgendein Zeitspiegel etwa an Empfindung und Art, sie ist das Urweib (!) im Dienst des Allmollens, wie Samson auch die Wertkörperung einer zu allen Zeiten, nach allen Gesetzen wirksamen Kraft. Diese Dalila dient der Weisheit des Glaubens an die Kraft der Selbstverleugnung einer Souveränität, deren Wiedergeburt das rückgewonnene Selbst ist.“ — Wir empfehlen allen Dichtern, die durchkommen wollen, Stoffe, die, wie der Samson, jüdisch, d. h. modern sind und Hebräerohren eingehen. Auch Herbert Gulenberg's (fd) „Simson“ hatte großen Erfolg.

**Lemberg**, Osterr.-Galizien. — Der poln. Humanist S. Klonowicz (Uernus) in seinem lat. Gedicht „Rogolania“, 1583, äußerte sich S. 1365 ff.: „Das überall und immer sich gleichbleibende Treiben der Juden in L. ... kein Wort religiöser Intoleranz kommt über seine Lippen. Nur der wirtschaftliche Schaden, das unläutere Gebaren und die abstoßenden Stammeseigentümlichkeiten des Juden werden an den Pranger gestellt.“

**Wender**, 1840: „Die elendeste von allen Gassen in Lemberg ist die Judengasse. Sie ist zu allen Zeiten der Witterung schmutzig, und der Fußgänger wird in ihr alle 2 oder 3 Schritte von einer Art eines unangenehmen, faulenden Geruchs verfolgt. Die Häuser sind schlecht gebaut und sehr unreinlich. Dieses schmutzige, lumpige, stinkende usw. Wöllchen hält die ganze Christenheit für unrein! — es steht mit dem Tiere des Unflats in einer unaufhörlichen Unversöhnlichkeit, und lebt und webt und wühlt und babet sich so gut, wie daselbe im Unflat.“

DBI 12/2 1893: „Als Kaiser Franz Joseph zum erstenmal nach Lemberg kam, meinte er: jetzt begreife er, warum er unter seinen Titeln auch den eines Königs von Jerusalem führe.“

Ein amtlicher Bericht 1905 (DBI 22/11) über 75 jüdische Bädereien ebda. lautet: „Handtuch und Seife sind unbekannt. Einige jüd. Bäder erklärten rundweg, daß ihnen ihre rituellen Vorschriften Seife verbieten. Auf den Tischen, wo der Teig eingemacht wird, haben die Bädereigenen ihre Schlafstätten. Die Brotkruste liegen auf dem vor Schmutz strotzenden Fußboden. Ekelregend sind die Gefäße, in die der Teig kommt. Die allergräßlichsten Zustände herrschen in den Feinbädereien. Die Juden verwenden zum Bestreichen der Bregeln und Rücken (damit sie Glanz bekommen) grundsätzlich faule Eier, die sie um einen Spottpreis kaufen. Viele dieser Schweinefälle wurden geschloffen und die Besitzer in hohe Geldstrafen genommen.“

Stbgrß 1911: „Lemberg, 28/1. Bei den Neuwahlen für die hiesige Advokatenkammer sind die Polen durchgefallen, während die Juden auf der ganzen Linie durchgedrungen sind. Im Lemberger Kammerbereich sind 1910 67 neue Advokaten hinzugekommen. Hiervon sind 20 Christen und — 47 Juden! In Lemberg allein haben sich 31 neue Advokaten etabliert; davon sind 11 Christen und — 20 Juden! Im ganzen zählt Lemberg 278 Advokaten — davon sind 84 Polen, 20 Ruthenen und 174 Juden! In der Provinz sieht es in dieser Beziehung noch viel schlimmer aus.“

R. R. Franzens-Universität: Professoren: Abraham, Ladislaus (Eiserne Krone!), Kirchenrecht; Nusbaum, Josef, Embryologie; Uskenazy, Simon, Geschichte (Neuzeit); Hirschberg, Alexander, poln. Geschichte; Blatt, Gerson, indo-europ. Sprachen.

Bankwesen: Schönfeld, David, präf. UN Kreditunion.

**Lemberg**, Siegfried, Dr. Stabsarzt a. D.; Euroscheln; bewarb sich 1912 um eine Arztstelle in Altkischau, Kreis Berent in W.-Preußen. Kreisarzt Dr. Bremer antwortete: „Im Medizinalkalender habe ich Ihren Vornamen „Siegfried“ angegeben gefunden und glaube daraus schließen zu dürfen, daß Sie Jude sind. Da der Staatszuschuß der Altkischauer Stelle im Betrage von 1200 Mark jährlich nur an ganz sichere Deutsche gezahlt wird, als welche hier nur evangelische Christen gelten können, und mit dem Haben und Nichthaben des Staatszuschusses die Übernahme der Altkischauer Arztstelle steht und fällt, so werden Sie es mir nicht verdenken können, daß ich erst über diesen Punkt Klarheit haben möchte. Sollte ich mich im Irrtum befinden, so können wir ja weiter verhandeln. Diskretion gegen Diskretion.“ Dr. Lemberg: „Sie haben ganz richtig vermutet, daß ich Jude bin, obwohl mein Vorname kein jüdischer, sondern ein altgermanischer ist. In Macheiferung dieser diagnostischen Tächtigkeit stelle ich meinerseits die Wahrscheinlichkeitsdiagnose, daß Ihr Schreiben vom 5/9 in zum mindesten gleichem Maße nicht nur dtshnationale, sondern antisemitische Tendenzen verfolgt, und daß es lediglich einen gewissen Höflich-



leitsaft mir gegenüber bedeutet, wenn die katholischen und jüdischen Kollegen zusammen als national unzuverlässig hingestellt werden. Nach den dortigen Anschauungen sind vermutlich „als national sicher“ die Anzahl evangelischer zum Teil hochadliger Gutsbesitzer anzusprechen, die für schnödes Geld dtischen Boden den Polen überlieferten, fortwährend weiter überliefern und es noch werden. Ich kann es jedenfalls, von welcher Seite es auch geschehen mag, nur als die hahnebüchenste Unverfrorenheit bezeichnen, wenn von 60 Mill. Dtschen 26 Millionen Katholiken und Juden die nationale Zuverlässigkeit abgesprochen und den 35 Millionen Evangelischen reserviert wird, unter denen sich, nebenbei bemerkt, das Gros der Sozialdemokratie findet, da die Katholiken zum großen Teil dem Zentrum, die Juden dem Liberalismus angehören, welcher letzterer (!) das Reich gegründet hat. (!) Sie sind sich offenbar darüber nicht klar gewesen, daß Sie in Ihrem Schreiben erstens die denkbar größtliche Beleidigung losgelassen haben und zweitens Ihre vorgesezten Behörden blamiert haben, indem Sie diese, die den eventuellen Staatszuschuß vergeben, derartigen verfassungswidrigen Mißdeutungen aussetzen. Ich denke garnicht daran, über die Tatsachen selbst Diskretion zu üben, ebensowenig wie ich sie verlangt habe. Vielmehr werde ich alles zur Abstellung und Ausrottung solch wunderbaren Dtschtums tun und hierbei Ort und Namen aus übertrieben kollegialen Gründen nur dann verschweigen, falls ich die Bestätigung von Ihnen erhalte, daß die Gegend dort so einseitig antisemitisch ist, daß die Niederlassung eines jüdischen Kollegen sich nicht empfiehlt. Im übrigen ist es zum mindesten ein bellagenswerter Irrtum eines Kreisarztes, der Staatszuschuß sei nur evangelischen Kollegen reserviert. Ist er mir doch selbst in mehreren Fällen angeboten worden, in einem Falle von dem zuständigen Landrat sogar direkt gesagt worden, die Konfession sei unerheblich gegenüber der Eigenschaft des Nationaldtschen.“ Dr. Bremer: „Daß Sie sich über meine Anfrage ärgern würden, wie aus Ihrem Briefe hervorgeht, habe ich

nicht gewollt, auch nicht im entferntesten vermutet. Gegenüber ca. 20 Anfragen um Altkischau, die ich alle beantworten sollte, habe ich mir die Arbeit etwas erleichtert und diejenigen Kandidaturen ausscheiden wollen, die an sich keine Aussicht hatten. Daher die Frage, die gar nicht so schlimm gemeint war, und auch nur von Ihnen, — Sie sind nicht der einzige, dem ich sie vorgelegt habe, so schlimm aufgefaßt ist. Nun habe ich wieder einen Beweis mehr, daß es nicht gut ist, mehr zu tun, als man gerade muß. Ich wollte der Arztkalamität in Altkischau abhelfen und habe mir dabei gründlich die Nase verbrannt. Und dabei mag meinetwegen ein Hottentotte dort die Praxis übernehmen, wenn er nur tüchtig ist. Ihren freundlichen Brief werde ich mir zum Andenken aufbewahren. Daß ich alter Mann einmal aus meinem Heimatlande so beschimpft werden würde, habe ich mir auch nicht träumen lassen.“ — Der Vorstand des jüdischen Zentralvereins richtete sofort die heftigsten, unverschämtesten Beschwerden über Medizinalrat Kreisarzt Dr. Bremer an den Regierungspräsidenten in Danzig, der gleich zusammenknüpfte: „Der Regierungspräsident. Danzig, 5/11 1912. Auf die Schreiben vom 26. und 30. Okt. 12. Gegen den Kreisarzt, Medizinalrat Dr. Bremer, früher in Berent, der am 1. d. Mts. nach Angerburg versetzt ist, ist seinerzeit das Geeignete veranlaßt worden.“ Die Versetzung nach Angerburg war übrigens mit einer erheblichen Verkürzung des Einkommens (2000 Mark!) des alten, seit 21 Jahren für Vaterland und Volk aufopferungsvoll tätigen Kreisarztes Herrn Dr.  $\Delta$ Bremer verknüpft. —

„Opfer fallen hier,  
Weder Lamm noch Stier,  
Über Menschenopfer unerhört!“

RA Ernst  $\Delta$ Böttger-Buttstädt, (Stbgr 15/5 1913): „Man sieht, die Regierung arbeitet schnell, wenn Juda ruft. Nun muß man zugeben, daß der Brief des Kreisarztes insofern nicht glücklich war, als er seinem Bescheide die Konfession statt der Rassenfrage zugrunde legte. Daß aber bei der Auswahl des durch eine Ostmarkenzulage unterstützten Arztes der Kreisarzt sich gegen die Anstel-

lung eines Juden sichern wollte, war seine Pflicht. Deutschnationale Tendenzen haben die Ostmarkenzulagen geschaffen; soll sie doch der Erhaltung des Deutschtums an der Grenze dienen. Wie können diese Ziele von einem Juden auf solch vorgeschobenem Posten, wo jeder Deutsche seinen Mann stellen muß, wirklich erfüllt werden? Nicht die Konfession, sondern die Rasse schließt ihn von dieser im Geiste der Ostmarkenzulage liegenden Aufgabe aus. . . . Als Jude ist Dr. Lemberg ein Träger der nationaljüdischen Idee, der Feindin des Deutschtums. Denn die nationaljüdische Idee ist klar und deutlich definiert u. a. auf der Versammlung des zweiten „Jüdischen Turntages in Berlin vom April 1905“, woselbst folgende Resolution angenommen wurde. . . . „Die Jüdische Turnerschaft bezweckt die Pflege des Turnens als Mittel zur Hebung des jüdischen Stammes im Sinne der nationaljüdischen Idee. Unter Nationaljudentum verstehen wir das Bewußtsein der Zusammengehörigkeit aller Juden auf Grund gemeinsamer Abstammung und Geschichte, sowie den Willen, die jüdische Stammesgemeinschaft auf dieser Grundlage zu erhalten.“ Daß der Jude gerade in der Ostmark kein Förderer der Ostmarkenpolitik ist, das beweist der Bericht „Im Deutschen Reich“ über die Begründung des Landesverbandes des „Zentralvereins deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens“ für die Provinz Posen, der sich in der Februarnummer dieser Zeitschrift befindet. Der Zentralverein schreibt daselbst wörtlich: „Man ist sich heute allerorten darüber klar, daß der nationale Kampf in unserer Provinz auf Kosten der Juden ausgetragen wird, obwohl sie sich gerade in uneigennützigster Weise als besonders zuverlässige Vertreter des Deutschtums (freilich nicht des chauvinistisch-hafatistischen) erweisen.“ Also für die Ostmarkenzulage an Juden tritt derselbe Verband ein, der fast in einem Atemzuge die Erklärung abgibt, daß er die Tendenzen der Ostmarkenpolitik als „chauvinistisch-hafatistisch“ brandmarke. Wie unzutreffend muß uns unter diesen Umständen die Entscheidung des Regierungspräsidenten erscheinen; steht sie

nicht in schärfstem Widerspruch mit dem Geiste unserer Ostmarkenpolitik? Wir haben in den Ostmarken viel Juden, und es ist Pflicht des Staates, wenn man einmal vom Rassenstandpunkt absehen will, daß er nur Beamte anstellt, die sich in gesellschaftlicher Beziehung eines tadellosen Ansehens erfreuen. Trifft diese Voraussetzung bei den Renegaten (den Taufjuden) zu? Ich lasse jüdische Blätter wieder zu Wort kommen. Das Zentralvereinsblatt „Im Deutschen Reich“ schreibt in seiner Februarnummer (1913, Seite 52): „Die Zahl derer, die sich durch die leider von dem Staat für den Übertritt zum Christentum gewährten Prämien zur Fahnenflucht verleiten lassen, ist immer noch ansehnlich. Um diesen Übelstand zu bekämpfen, hat der Zentralverein in den verschiedensten Großgemeinden von berufenen Rednern Vorträge gegen die Judentaufen halten lassen, die unverkennbar aus materiellen Gründen erfolgen und sowohl das Judentum wie das Christentum schädigen. Soweit dies möglich war, sind dadurch auch viele Juden veranlaßt worden, sich von solchen Abtrünnigen loszusagen und auf die Gemeinschaft mit Fahnenflüchtigen zu verzichten.“ Schon hier tritt unverblümt die Verachtung und der Haß zutage, den man den Renegaten zollt. Gesellschaftlich sollen sie bohkottiert werden — diese Judentäufelinge. Aber wie milde klingt das gegen die Ausführungen der „Jüdischen Presse“, die einen abtrünnigen Juden bis ins Grab wegen seines Abfalles vom Judentum verfolgt. In ihrer Nummer vom 6/12 1912 schrieb die orthodoxe „Jüdische Presse“, Berlin, anläßlich des feierlichen Leichenbegängnisses von Direktor Brahm: „Wenn irgend ein Abtrünniger jüdischer Herkunft sich im Leben hervortut, so daß er Bewunderung, Ruhm oder hohe Auszeichnungen einerntet, vorübergehend oder für längere Zeit im Munde seiner Zeitgenossen lebt, so bietet alles dies keine Veranlassung für jüdische Zeitungen, sich mit solchen Persönlichkeiten, in welcher Weise immer, zu beschäftigen. Jene haben ihr Judentum verraten, die Judenheit verlassen; für die übrigen charaktervollen Juden sind sie tot, gestorben. Tot und

nicht mehr vorhanden freilich nur für die Klasse Menschen und Juden, die noch ein gesundes und sittliches Empfinden sich bewahrt haben und nicht eine falsche „Toleranz“ zur Schau tragen, die ihnen in keiner Form und Weise zur Ehre gereichen würde. — Wenn heute bei einer großen Zahl Juden in dem Abfall kein Anlaß mehr erblickt wird, die bestanden Beziehungen zu dem Renegaten aufzugeben, ja, im Gegenteil, oft noch intimer werden, bis der Neuchrist die erwünschten Anschlüsse in christlichen Kreisen gefunden hat, so beweist dies eben, wie tief sich die sittliche Fäulnis in die ganze Denkweise der heutigen Juden schon eingefressen hat. Und weiter wird darüber geklagt, daß gesehestreue Juden in Ehrenstellungen an dem Begräbnis des Apostaten Brahm, der früher Abrahamson hieß, teilgenommen haben, Männer, „die das Taufjudentum doch ebenso verabscheuen, wie wir selber“. Verabscheuen sie das Taufjudentum, „dann dürfen sie ihm aber auch keine Konzessionen machen — auch nicht an der Waise. Jede Ehrung eines getauften Juden seitens Juden, gleichgültig wann und wo, gleichgültig ob passiv oder aktiv, ist eine Ermütigung zum Abfall. Drum, videant consules!“ — Dieser Standpunkt des jüdischen Blattes ist durchaus berechtigt. Ein Verbrecher am Judentum ist in dessen Augen der Abgefallene; das lehrt der Talmud. Er verfällt dem gesellschaftlichen Boykott von seiten der Judenheit; ein unveröhnlicher Haß begleitet ihn bis ins Grab. Und wie wird der Judentäufeling schon selbst — geschweige denn seine Abkommen — von uns deutschen Staatsbürgern aufgenommen? — Man stelle doch einmal fest, wieviel Renegaten sich im Kaiserl. Automobilklub befinden. Auf welcher sittlichen Grundlage beleben und erziehen die Renegaten an deutschen Hochschulen unseren akademischen Nachwuchs? Auf christlicher? Das verbietet das, die Judenheit der Welt umschließende Blutband! Auf jüdischer? — Männer, die gleich einem Fahnenflüchtigen behandelt werden, haben den Zusammenhang mit dem sittlichen Band des Talmud verloren. Und gleichwohl

werden sie protegiert von der Regierung; in den Universitätsstädten, im Richterstand, im öffentlichen Leben, überhaupt spielen sie gesellschaftlich leider zu oft eine Rolle! Man vergleiche unsere Juristentage und Anwaltstage. Das Szepter schwingt — wie es wenigstens in Wien war — der jüdische Renegat. Muß aber der talmudtreue Jude nicht den Staat verachten, der die von ihrem Glauben Abtrünnigen mit offenen Armen empfängt, ihnen es sogar erleichtert, den Namen zu wechseln — damit sie nur ja als Vollchristen gelten können? Und Leute, die der Verachtung von einem so bevorzugten Stand (!) wie dem der deutschen Juden preisgegeben werden, ernannt man zu Kommerzienräten und vermählt mit ihren Töchtern unsere Offiziere. Haben unsere deutschen Staatsmänner wirklich noch nicht hierüber nachgedacht? Oder ist Juda so mächtig, daß es das Denken im stillen Privatgemach noch gestattet, nicht aber das Handeln. Wehe, wenn einem Renegaten eine Zurücksetzung widerführe! Das Blut der Rasse würde Rache schreien, selbst wenn man einen Augenblick die Trennung des Religionsbandes vergessen müßte. Israel Triumphator!“

Lemberger, Judenfamilie aus dem Preßburger Ghetto. „Mitte des 18. Jh.'s lebte in Preßburg Mendel Swow (polnisch für Lemberg), ein bedeutender Geschäftsmann und Hausbesitzer, Sohn des Preßburger Dajan Hirsch Swow, dieser war ein Sohn des Trebitscher Rabbi Josef Swow, der zum Vater einen Aron E. Wisz aus Lemberg hatte. Alle die zahlreichen Deszendenten Mendels nennen sich nun Lemberger.“ S. Mayer, Wiener Juden, 1917. S. 197.

Lemberger, Ernst (Ernst v. M. Berger; Montanus). \*1868 Wien; E: Ju. A., Börsenagent von S. M. v. Rothschild. Ernst ist ein Neffe Adolf v. Sonnenthal's. B: Ehe man [!] Chemann wird, Hum., 97; Meisterminiaturen. Ma: DWe. Charlottenburg, Schillerstraße 111.

Lemberger, Ignaz Jhlg, Dr., Uß (Pharmatognosie), Kratau. 1914.

Lemle, E. = Ernst Löwy.

Lemm, Alfred, 1890—19, B: Aufgabe der Juden in Europa, Tätiger Geist 1918, S. 183. — „Er gehörte der jungen Generation Intellektueller an, als deren Führer Kurt Hiller gilt. Sein Ro „Der fliehende Felician“ ist als ein Bekenntnisbuch, etwa als der Werther unserer Zeit anzusehen“, Lit. Echo 1919. — Ma: Boff. 8.; Neue Rundschau.

Lemmel, Rudolf, OAgelrod, Zürich, war früher Inhaber einer Schulpresse und gründete 1918/19 mit dtischen Juden eine schweizerische Volkshochschule.

Lemmermayer, Fritz, Literat, \*1857 Wien. E: Porträtkst v. — B: Die dtische Lyrik der Gegenwart, Anthologie, 84; Simson und Delsla, Tr., 93; Paschisch, Oriental. Erz., 98; Leiden eines dtischen Fürsten (Herzog Elmar [sb] von Didenburg), Blöger. Skizze, 05.

•Lemmi, Adriano, Bankhändler, nach den DSW 3/1 1892 ein ganz gewöhnlicher Industrieritter: „Mit 22 Jahren kam er nach Marseille, schlich sich mit ge-

fälschten Empfehlungen bei dem Arzte Dr. Boulagne ein, stahl aus dessen Schublade eine Perlenohrbohre mit 300 Francs und wurde zu Gefängnis verurteilt.“ — Er brachte es zum Präses des antikerikalen Centralcomités von Italien und freimaurerischen Großmeister im 33. Grad; „Vertreter und Freundschaftsbürge der 3 altpreussischen Großlogen“ in Italien, leitete er mit Bildhauer Ettore Ferrari und Ernesto Nathan (beide 33er) die Geschichte des italienischen „Großorientals“. Palazzo Pascucci, Rom.

Als sich 1888 der Quirinal mit dem Vatikan ausöhnen wollte, schrieb Z. in einer Eingabe an den Ministerpräsidenten: „Inzwischen erkläre ich, daß die Freimaurerlogen nicht davon ablassen, das öffentliche Gewissen mit Hinsicht auf die Umtriebe des Vatikans zu schärfen und seine Wachsamkeit aufs äußerste zu steigern.“

In einem Rundschreiben 29/10 90 für die „bevorstehenden politischen Wahlen“ befahl Z. den italienischen Freimaurern im Namen des Großorientals: „Als Institution, die Charaktere bilden, die Wissenschaften ausbreiten und ohne Ruhe und Raß den Klerikalismus bekämpfen soll, als die einzige Parteirichtung, bezüglich deren der Haß heilig ist, — muß die Freimaurerei alles befeinden, was nicht eine zähe und ausgesprochene Entschlossenheit bekundet, das Land von den Schlingen, die es noch immer an das Papsttum fesselt, zu befreien.“

AC 1/3 91: „Z. besitzt das Monopol der Tabaklieferung aus Amerika für die staatlichen Fabriken in Italien und hat dabei nachweisbar den Staat um 2 Millionen Lire übervorteilt. Die Sache kam im italienischen Parlament zur Sprache, aber Crispi (Sb) breitete seinen Mantel über den Logenbruder.“

Als Ministerpräsident „Crispi 94 in Neapel papstfreundlich rebete, und die Logen seinen Ausschluß verlangten, hob Z. die unbotmäßigen oberitalienischen Logen auf, die nun in Mailand für den Ausschluß Crispi's und auch Z. zu wirken beschlossen, so daß Z. seine Großmeisterei schließlich niederlegen mußte. Denning 1, 165, Wichtl, Weltfreimaurerei 1919, S. 154: SB: „Die Freimaurerei muß die Macht haben, und sie hat sie: die öffentliche Meinung zu erzeugen und zu lenken. Entweder sind wir die Erzeuger und Lenker der öffentlichen Meinung, oder wir haben überhaupt keine ernsthafte Existenzberechtigung.“ (Rivista Mass., 1889/02.)

Zemmlin (Zämmlein), Usher, aus Dtschld, — erklärte sich in Jstria 1502 für einen Vorläufer des Messias, der, wenn die Juden nur Buße täten, alle in 6 Monaten hinter einer Feuerwolke nach Jerusalem führen würde. Die christlichen Kirchen würden einfallen, — das sei das 1. Zeichen. Z. fand in Dtschld und Italien, wo man gehörig dafür fastete und betete, selbst unter Christen Anhang, und einzelne Rabbiner zerschlugen voreilig ihre Mazzanen, in der Hoffnung, das nächste Pessach in Jerusalem feiern zu können.

Zemon, de, Amsterdam 1797, — wie: Bromet (Sb). Zemon, Hartog, 1750—23, Amsterdam. Arzt und Vorkämpfer. „Als die Franzosen Holland nahmen (95), wurde er Führer der Heilig-Libertate-Gesellschaft, die die bürgerliche Gleichheit der Juden anstrebte“, JG. Die Befreiung des Landes von den Franzosen durften die Holländer selber besorgen. — 96 wurden die Juden in der Tat „emanzipiert“, und 97 kam Z. in das holländ. Parlament (National Conventje). 06 zog er zum großen jüdischen Sanhedrin nach Paris. Wegen angeblicher Verschwörung gegen Frankreich kam er 13 ins Loch, aber schon 14 wieder heraus. Er schrieb auch Medizinisches. Eine seiner Töchter O. J. Wittwad, Mathematiker und ebenfalls Vorkämpfer wie der Schwiegervater.

Zempert, Heinrich, gebor. David, österr. Hauptmann, 1827—81 Stanislaw, Gal.

Zempurk, Mor. Frhr. v., f. Sizzo v. Noris.

△Zenard. D.Wochenblatt 26/8 22: „Am 11/8 wurde die neue Verfassung gefeiert. Einer der wichtigsten Grundsätze dieser Verfassung lautet bekanntlich: „Vor dem Gesetz ist jeder gleich.“ Wie stellt sich daher die

Regierung zu folgenden Vorgängen: „Nach einer Darstellung von Prof. Harries in Nr. 329 der „Deutschen Allgemeinen Zeitung“ vom August d. J. ist am 4. Juli der Nobelpreisträger Prof. Zenard in Heidelberg von einem Böbelhansen unter Führung von drei Studenten auf das entehrendste beschimpft worden, und zwar lediglich aus dem Grunde, weil er während der Demonstrationen in seinem Institut arbeitete. Das Institut ist gestürmt, Prof. Zenard herausgeholt, durch die Stadt geschleift, auf einem großen Platz öffentlich mißhandelt, verhöhnt und von allen Seiten bespuckt worden. Die Polizei hat ihn daraufhin noch überdies verhaftet.“

Hammer Nr. 579, S. 370: „Als 1922 Arbeiter unter Führung des ▼ Studenten Merendorf das Physikalische Institut des Nobelpreisträgers Philipp Zenard in Heidelberg stürmten, weil Z. sich weigerte, die Masterrade für den Juden Rathenau mitzumachen, mußte dieser berühmte Gelehrte wochenlang mit seiner Entfernung vom Lehrstuhl rechnen. Den Juden, die durch Einbringen in das Institut Gewalttätigkeiten verübt und großen Schaden angerichtet, ja sogar Prof. Zenard verletzt und in den Redar zu werfen versucht hatten, geschah nichts.“ Der große Haß des Judentums gegen Z. erklärt sich daraus, daß Z. als aufrichtiger Krieger sich immer für Volk und Vaterland eingesetzt hat. So unterzeichnete er auch den „Öffentlichen Aufruf“ mit, in dem Dr. ΔDinter nebst zahlreichen anderen bürgerlichen Männern „gegen die Verurteilung des böll. Altmeisters Theodor ΔFritsch wegen angeblicher Beschimpfung der jüdischen Religionsgemeinschaft“ eintrat. (Vgl. auch 1. Nachtragsband.)

Zenel, Frau, Vorstand: Kommission zur Dienstbotenfrage, Mannheim. 1913.

Zenel, Otto, Uß, Dr. (Röm. u. bürgerl. Recht), GR II. Kl. \*1849 Mannheim. 82 oß Kl. Korrespond. Vgl. der Kgl. bayr. Akademie der Wissenschaften. Ehren-Dr. phil., Breslau und Dr. jur. h. c., Christiania. Freiburg i. Br., Holbeinstr. 5. Deg. 6. C: Rfm. Handelskammerpräsident Moritz Z. „Der Restor des römischen Rechts, der Wiederhersteller des *Edictum perpetuum* . . . , der, nach Zenels eigenen Worten, bedeutungsvollsten diffikultatorischen Leistung der Römer seit den 12 Tafeln. Sein 2. großes Werk 1889 ist „*Palingenesia juris civilis*“, ein unentbehrliches Werkzeug der romanistischen Forschung.“ Hoff. J. 11/12 1929.

Zenert, Wilhelm Levh, kath., \*1875 Wien, Betriebsleiter in Danzig; O Hedwig Zeng; sie lebten getrennt und erhielten vom Polizeipräsident in Berlin 22/6 1898 den Namen „Zenert“.

Zengefeld, gebor. Allienfeld, Dr., Wittenburg. „Grund zur Namensänderung soll der Entschluß seines Sohnes, die Militärkarriere einzuschlagen, gewesen sein.“ (StbgrJ 1/5 1893.) In Rangliste 1907 steht ein Zengefeld: Stabsarzt d. Landw. im Adm.-Bez. Brandenburg.

Zengefeld i. B., April 1913. „Seit ungefähr 5 Wochen ist ein ▼ Kaufhausmieter hier, der nicht verheiratet ist und wohl auch kaum emporkommen wird; wenigstens erging es vor ungefähr 4 Jahren einem anderen Juden ebenso, der mit seinem „Kaufhaus“ nach ca. einem Jahr ausziehen mußte. R. und Ärzte: Δ.

Zengerle, Karl v., pr. Obstknt. in Mördchingen, 1888 O ▼ Goldschmidt // Feist aus Frankfurt. SA.

Zengfeld, Felix, \*1863 Franzisko, Dr., Uß (Chemie), Chicago. JG.

Zengfeld'sche Buch- und Kunstb., Köln, Gr. Budengasse 6. Seit 1842. Inh: Alexander Ganz; Prokura: Wwe. Clara Ganz, geb. Herzbach und Felix Ganz. 1914.

Zenglen, Suzanne, „französische Tennisspielerin“, in der Presse „Göttliche“, WBC, 1929 — wurde Verkäuferin in einer Schneiderei, Paris, auf deren in einen kleinen Tennisplatz verwandeltem Hof die Kunden ihre Kostüme gleich ausprobierten. Gefragt, ob sie dann mit ihnen Tennis spiele, sagte sie: „Das gehört mit zu den Pflichten meines neuen Berufes“, DAZ 1/1 1930.

Zengner, gebor. Levh, aus der Familie der Samson in Wolfenbüttel. Archiv für Rassenbiologie 1912, 213.

Zengriesser, Joh. Rep. v., 1836—08, bayr. Landgerichtsrat, 77 O ▼ v. Kraft. SA.

Lenghel, Ernst, Dr. jur., ungar. Schriftst. B: Alte Publizisten über die alten Juden. 1913.

Lenghel, Meinhard, Dramaturg. 1914.

Lenghel, Melchior. B: „Typhoon“, 1913, (behandelt die gelbe Gefahr), wurde in England 1929 (Jew. Chron. 6/12) gegeben.

Lenghel [ungar. Dorf], Poltan; österr. Abg., „ein Jude und —“, N.-bahr. Landesztg. 9/5 1908; „der am wütendsten herumfuchtelnde Kossuthianer, der stets die Nation in seinem Munde fährt“, SibgrZ 1/8 03. — Auch der in Dtschlnd viel aufgeführte ungarische Dichter L. ist ▼.

DfBl 30/9 1905: „Kaiser und Jud. Schon vor Jahr und Tag hat Kaiser Franz Joseph erklärt, daß er vor dem Juden Lenghel nicht kapitulieren werde. Dieser Abgeordnete ist das größte Schreimaul der ungarischen Opposition und frech wie eine Banze. Weil jetzt eine leise Aussicht auf Verständigung mit der Krone besteht, droht der Jud den Führern und Freunden des Kompromisses, man werde sie im Falle der Abrüstung mit den Häuten niederschlagen. Der Kaiser müsse auf den Thron verzichten, wenn er den ungarischen Forderungen nicht nachgebe. Daß der Jud eine solche Sprache redet, zeigt übrigens, welche Rosinen das ungarische Judentum im Kopfe hat. Kaiser oder Jud — ist seine Lösung. Wenn der Kaiser nachgäbe, würde er nicht dem Volke der Magyaren einen Dienst erweisen, sondern die jüdische Oberherrschaft zum Staatsgrundsatz erheben. Das sollten schließlich auch Baron Banffy, Graf Apponyi und Kossuth erkennen. Wenn sie nicht bereits ganze Judentnechte sind, werden sie nach dem Kate Boltaire's handeln: Lieber unter einem Löwen aus gutem Hause als unter 200 Matten deines- (nämlich Lenghels) gleichen.“

Lenhard, Alfred Lebh, Oberlandgerichtsrat, Frankfurt a. M., erhielt den Namen „Lenhard“. 20. Jh.

Lenhard, Oskar, gebor. Lebh, Uß, Dr. (Ohren und Augen), Leipzig. 1920.

Lenhardt, v., f. Samuel Isaac.

Lenhardt. Günther Loewy Berlin, erhielt 1929 vom Justizminister den Namen Lenhardt. Inform.-Br. 15/5 1930.

Leul, Paul, Berlin, Theater- und Plakatmaler, Leh- rer an der Kunstschule Reimann. 1914.

▼ Lenin, einer der Mörder Rußlands, Weltrevolutionär, †1922. John Pollock in der Londoner „Morningpost“ (Sf 30/9): „Lenin ist kein Russe, aber Jude. Ich weiß das seit 1918 aus ganz sicherer Quelle und kenne seit kurzem auch seinen wahren Namen: Sederbaum. Er ist der Sohn eines deutschen Juden, der nach Rußland wanderte, und ist dort, wenn meine Auskünfte nicht trügen, von einem russischen Edelmann adoptiert worden, dessen legitimer Sohn, Nicolaus Ullianow Lenin, 1905 wegen revolutionärer Umtriebe gehängt war.“

Nach einer bisher stets zuverlässigen Quelle aus Rußland war L. ein Sohn des 1877 wegen Falschmünzerei nach Sibirien verbannten ▼Goldmann. L. sei als Chaim Goldmann beschnitten und von der Frau des Lehrers △Ullianow in Schimbitzk gepflegt und erzogen.

Wie Pollock zu dem Namen „Sederbaum“ kommt, ob L. zur Tarnung beide Namen geführt hat, konnten wir noch nicht einwandfrei feststellen.

Die bisher eingelaufenen Nachrichten widersprechen sich derartig, daß wir mehrfach den Eindruck hatten, man versuche uns auf falsche Fährten anzusetzen. WM.

Lenin hat u. a. einen Gesehrentwurf gegen den Antisemitismus abgefaßt (Zvestia 27/6 1918): „Sownarcom erklärt die antisemitische Bewegung als gefährlich für Arbeiter und Bauern und ruft die Massen dazu auf, mit allen Kräften diese Bewegung zu bekämpfen, die nur unseren Feinden von Nutzen sein kann; alle Kräfte sollen energisch die antisemitische Bewegung an der Wurzel ausrotten. Wer antisemitische Propaganda betreibt, soll außerhalb des Gesetzes gestellt werden. Der Vorsitzende des Sownarcom: Lenin.“ JfZ 1/2 1929.

Lenin war übrigens, laut „Gr. Landesloge der Freimaurer von Dtschlnd“ in ihrer Schrift Herbst 1917 „Auf

den Pfaden der internationalen Freimaurerei“, S. 40, „als Anarchist und Revolutionär der konsequenteste Vertreter der politischen Ideale der internationalen Freimaurerei“. Schweizerbanner 2/4 1929.

Percival Philips, „Ev.-Duth. Gemeindeblatt“, Bisconfin: „Dieser Mann, der über zwei Millionen russische Volksgenossen kaltblütig in den Tod schickte, war von einer langsam verlaufenden Krankheit befallen, deren Symptome für ihn, das hochgefeierte, wie ein Gott verehrte Staatsoberhaupt, äußerst demütigend waren. Sein Verstand begann abzunehmen. Etwas über ein Jahr wehrte sich Lenin gegen sein Geschick, aber die allmächtige Lähmung nahm von Tag zu Tag zu. In seinen letzten Lebenstagen sah man mit Schauern den „allmächtigen“ Herrn des russischen Reiches in seinem bei Moskau gelegenen Landsitz Gorki auf dem Fußboden herumrutschen. Gleich einem Tier bewegte er sich auf allen Vieren zu gewissen Möbelstücken und bat in den immer selteneren lichten Augenblicken seines erbärmlichen Zustandes, von Gewissensbissen gemartert, die Möbel flehentlich um Vergebung für seine Verbrechen. Lenin ist wie ein Heiliger in einem Glasfarg aufgebahrt, und heute noch wandelt das Volk zu der Grabstätte des Scheufals wie zu den Gebeinen eines Märtyrers.“ WB 18/6 1927.

?Leul, Artur, Rfm., 1886—30 Berlin, O Helene Holzkamm. Er vertrat Sears, Roebuck and Co., Chicago; Sears, Roebuck and Co., Berlin und Otto Herstatt. Beerdigt: Dienstag 6/5, Steglitzer Friedhof, Bergstraße. — ▼WZ 4/5 1930.

Leul, Leon Richard und Erich Georg. Amtsgericht Stuttgart I: „Die Verlagsbändler Dr. phil. Leon Richard Leul in Stuttgart und dessen Bruder Erich Georg Leul in Stuttgart, sind ermächtigt, ihren Familiennamen in den Namen Leul abzuändern.“

Schweizerbanner 15/7 1929: „Obige Schiebung intereffiert uns Schweizer ganz besonders. Im Werner Oberland liegt das alte Dorf Leul; hat die Leuls dieser Name auf einer Schweizreise bei ihrer „Geschäftstätigkeit“ zu einer Firmaänderung bemogen? Bald heißt es in ganz Dtschlnd: Gebr. Leul sind ein altes, ausgewandertes Simmentaler Geschlecht!“

Leul (links), Max und Margarete, geb. Schwabe, Berlin W, Bambergerstr. 32, erhielten nebst Sohn 21/11 1919 (Sf 19/1 20) die staatliche Erlaubnis, ihren israelitischen Namen „Leul“ abzulegen und sich hinfort „Leul“ zu nennen.

Die Juden bevorzugen arisch klingende, aber künstliche Bezeichnungen, die es sonst nicht gibt, auch um etwaigen Einwendungen von Trägern vorhandener Namen vorzubeugen. — Untereinander werden sie sich aber trotzdem glatt herausfinden; wir vermuten z. B., daß ein Jude in England, Norwegen oder Italien, der den Namen „Leul“ liebt, sofort Bescheid weiß, weil da rabulistische Assoziationen aus dem ihnen allen gemeinsamen und heiligen Talmud und seiner Zahlen- und Lautlehre vorliegen und anklingen, worüber wir Nichtjuden nicht so verfügen. Möglich, daß die Buchstaben in Leul und Leul im Hebräischen dieselbe Quersumme ergeben.

Leul v. Wolfberg, Aug. Frhr. v., f. Mel v. Meltenburg.

Leul, Heinrich, Ungarn, „Dichter“, 1913. —

▼Lennhoff, gebor. Löwy, Eugen, Literat, Wien. B: Die Freimaurer. — Er kam 1917 aus der Schweiz nach Österreich, wo er den „Brüdern“ verschiedener Logen Vorträge aus seinem „Tagebuch eines Kriegsberichterstatters“ hielt, und als Redakteur des „Neuen Wiener Tagblattes“ und des „8-Uhr-Abendblattes“ „im maurerischen Sinne“ wirkte. Als Erschriftleiter der „Wiener Freimaurer-Z.“, Schriftführer der „Freien Vereinigung zur Erinnerung und Ausbreitung der Freimaurerei“, Mitglied des Bundesrates der Wiener Großloge, Delegierter an internationalen Freimaurerkongressen und Angehöriger des 18. Schottischen Grades „Mojar Nr. 521“ ist er „führende Persönlichkeit der Wiener Großloge“. Herzog, Juden und. Graz, 1927; Schweizerbanner 15/2 1929.

Lennox, engl. „Dichter“. B: „Goldene Freiheit“, Sp.; dtisch v. ▼Lothar, injeniert v. ▼Bidel, f. Kreuz-8. 29/3 1910.

Lenoir [frz.: [schwarz], Charles, Bankhändler, Genf. A: Compania Barcelonesa de Electricidad. 1914.

Lenzing, Theod. = Theod. Vessing.

Lenzlin, Rolf = Rudolf Friedemann.

Leutscher, Dr., Arzt, Leipzig, Südstr. 78. 1914.

Lenval, v., ≠ polnische Freiherrn, gebor. Löwenstein, in Gotha 1884 nobilitiert. — SG 334.

Lenz. — Bürogehilfe Levy erhielt 1/9 1906 vom Reg.-Präf. in Arnberg den Namen „Lenz“.

↳ Lenz, deutscher Konsul in Barcelona. Revue Nr. 11:

„Wenn man in einem deutschen Polizeipräsidium anfragt, ob es einen Mädchenhandel gibt, so wird diese Frage stets und ständig verneint. Und mit Recht, wenn man an einen Mädchenhandel mit gewaltsamen Entführungen und Verschleppungen denkt, wie er in gewissen Hintertreppenromanen oder Aufklärungsfilmen geschildert wird. Der wirkliche Mädchenhandel arbeitet sehr viel vorsichtiger, sodaß hinterher noch immer gesagt werden kann, daß sich die Opfer „freiwillig“ zur Verfügung gestellt haben. Aus Anlaß einer Verhandlung vor dem Arbeitsgericht erfuhr man mit Entsetzen, wie leicht junge Mädchen der Prostitution in die Arme getrieben werden können, wenn, wie in diesem Fall, die deutsche Auslandsvertretung sich des Ernstes der Situation nicht bewußt zu sein scheint.“

Ein Truppenchef suchte für eine Tanzgruppe in Berlin jugendliche Tänzerinnen. Es fanden sich vier noch minderjährige Mädchen. Wie üblich, wurde ein Vertrag für eine längere Zeitdauer abgeschlossen. Bedingung war, daß die neue Truppe die internationalen Varietés bereiste. Da der Vertrag durch Vermittlung einer angesehenen Berliner Agentur zustande gekommen war, trugen die Behörden keine Bedenken, den jugendlichen Tänzerinnen die Ausreiseerlaubnis nach Spanien zu erteilen. Nachdem die Truppe zunächst ganz kurze Zeit in verschiedenen Städten gearbeitet hatte, wurden die vier Tänzerinnen ohne jede Begleitung nach Barcelona geschickt. Dort meldeten sich die Mädchen bei dem im Vertrag vorgesehenen Unternehmen und erfuhren zu ihrer Überraschung, daß sie für die vereinbarte Gage von 14 Peseten je Tag verpflichtet waren, sich von nachmittags

4 Uhr bis nachts 4 Uhr im Lokal aufzuhalten. Außer dem zweimaligen Auftreten sollten sie sich den „Gästen widmen.“ Worin dieses „Sich-den-Gästen-Widmen“ bestand, kann man sich ungefähr vorstellen, wenn man erfährt, daß die in dem Lokal verkehrenden „Damen“ teilweise nur mit Hemdhöschchen bekleidet waren und daß in den verschwiegenen Logen des Hauses das Hauptausstattungsstück eine Chaiselongue war. Das Unternehmen war ein regelrechtes Bordell, wie sie in Spanien, wo es eine Straßenprostitution nicht gibt, zahlreich zu finden sind.

Die Tänzerinnen weigerten sich, täglich 12 Stunden in diesem „Lokal“ zu bleiben, stellten daraufhin ihre Arbeit überhaupt ein und setzten sich zunächst telegraphisch mit dem „Truppenchef“ in Verbindung, der in Holland saß. Der verwies sie an das Deutsche Konsulat in Barcelona. Nunmehr setzten sich die Tänzerinnen mit dem deutschen Konsul Lenz in Verbindung, der die Aufgabe hat, die Interessen unserer Landsleute in Spanien wahrzunehmen. Wie unser Konsul seine Aufgabe auffaßt, kann man an seinem Verhalten den jugendlichen Tänzerinnen gegenüber erkennen. Er hatte für die Mädchen zunächst nur den einen Rat: „Ihr könnt ruhig in dem Lokal arbeiten, bis Ihr Euch das Geld zur Reise nach Deutschland verdient (!) habt. Ich verkehre selbst in dem Lokal.“

Der Vorsitzende des Arbeitsgerichtes, ein alter, erfahrener Amtsgerichtsrat, der seine Worte sehr wohl abwägt, bezeichnet das Lokal, in dem sich der deutsche Konsul Herr Lenz so wohl fühlt, als einen „Puff“.

Die Mädchen saßen also ohne Geld in Barcelona, hatten Hotelschulden und wußten nicht, was sie anfangen sollten. Durch Vermittlung der Internationalen Artisten-Voge gelang es, die Tänzerinnen nach Berlin zurückzubefördern, nachdem die spanischen Vertreter der Voge mit dem deutschen Konsul „Deutsch“ gesprochen hatten. Die Rückreise erfolgte. In Berlin eingetroffen, klagten sie auf Zahlung der Gage für die ganze Vertragsdauer. Der noble Truppenchef ließ sich im ersten Termin vertreten. Er hatte es vorgezogen, den

Sühneterrn in Holland abzuwarten. Das Gericht hat zum Kammertermin das persönliche Erscheinen des Beklagten angeordnet, ihm aber durch seinen Vertreter gleichzeitig den Rat gegeben, lieber einen außergerichtlichen Vergleich abzuschließen, da sonst möglicherweise noch andere deutsche Gerichte den Fall aufgreifen könnten. Zu erwähnen ist noch, daß dieser sonderbare Arbeitgeber sogar eine Klage auf Konventionalstrafe gegen die Tänzerinnen ankündigt, da sie in Barcelona „kontraktbrüchig“ geworden seien (!), als sie sich weigerten, sich den Gästen des Bordells zu widmen. —

Der Ausgang des Prozesses kann nicht zweifelhaft sein.

Das Auswärtige Amt aber würde gut tun, den Herrn Konsul Venz in Barcelona zur Berichterstattung aufzufordern, denn ein Vorfall wie der geschilderte würde z. B. einem englischen Konsulsvertreter Kopf und Kragen kosten. Ohne die Hilfe der Artistenloge wären die Mädchen verloren gewesen und wären in dem spanischen Bordell untergegangen.“

Interessant ist, daß der Name des Truppenchefs schamhaft verschwiegen wird.

Was ist aus der Angelegenheit geworden? Über L. W. M.

Venz, Leo, gebor. Schwanzara, \*1878 Wien. B: Heimliche Brautfahrt, Sp. — ▼, WB 15/9 1927.

Venzberg, Anne Marie, Millionärin, Konzertsängerin, Graf-Rede-Str. 16, Düsseldorf. \*1888 ebda. — E: WM Dr. jur. L. // Beer. — O △ Neumann, Offizier. Bei der Scheidung, einige Jahre später, soll N. einen Abstand erhalten haben. Sie hat ein paar Kinder und eine von der Hermine ▼ Fröhlich (Sb) ausgebildete, kalt-frivole, aber von Juristen geprägte Stimme. Wie wenig jedoch die selbst von ihren Blutsruginen als „Erbin“ bezeichnete L. sich in arischen Kreisen zu benehmen weiß, konnte man im Kriege auf einem „Deutschen Abend“ in der Düsseldorfer Tonhalle 7/12 1917 beobachten, als Prof. Ad. Bartels über die Not unseres Landes und unserer Seele sprach. In Begleitung eines Kavaliere suchte die erregte Kalle die Veranstaltung durch Geschmuse, Richern und durch Scharren, wie Stuten im Stall mit ihren Hufen tun, zu bearbeiten. Unsere Gewährsleute berichteten ausdrücklich, eine wie üble Figur die „Kunst“-Jüdin gerade innerhalb des ihrer Art fremden Kreises der Deutschgeborenen gemacht hätte. — Ihr Vater, eine Standesperson, wurde während der Besetzung mal von den Franzosen eingesteckt, da er aber in deren Gefängnissen, die doch nur für Deutsche bestimmt waren, als als deutscher Jude natürlich nichts zu suchen hatte, kam er sehr bald wieder an das Licht des Tages.

Venzberg, Paul, Banthausler, Minteln, Weser. M: Verein. Elbteibaggererei, Kalk- und Mörtelwerke, Magdeburg. 1914.

Venze, Alexander, Dr., gebor. Lebh. Handels-R: Münchener Btg. 1913.

Venzen, Felix, Dr., JM, gebor. Lebh, Leipziger Str. 105, Berlin. Kreuz-B. 29/9 1919.

↓ Venzmann, M. d. R., JM, RM, Notar, Lüdenscheid; linksfreisinnig, sagte im Reichstag 13/1 1905 zur Rede: „Ich will mich ja nicht als einen Philosophen betennen, aber um Antisemit zu sein, dazu bin ich denn doch zu klug, zu vornehm und zu gerecht. (Auf rechts: Na! Na!) Wenn Ihnen das nicht paßt, kann ich auch sagen, um Antisemit zu sein, bin ich nicht dumm genug, nicht ordinär genug und nicht ungerecht genug.“

Man will in einem Lexikon, wie der GR, mit Recht keine Subjektivitäten haben, die den Ernst der Wissenschaft stören könnten; aber wenn ein Judengenosse so wie Venzmann auftrumpft, dessen Mut schon im bloßen Gedruckten nach 20 und mehr Jahren noch nachzittert, — da ist es fast zuviel verlangt, in stillvoller Objektivität verharren und jede unumwundene, subjektive Bemerkung unterdrücken zu sollen. Aber wir bleiben parlamentarisch und bringen, auch wenn es der Empfänger kaum verdient hat, das Opfer, einmal etwas nicht so zu sagen, wie wir es meinen.

Leo, Willingen, mahnte 1455: „Dem besten Junker Wilgrin von Reischach [ohne des Halbjuden Hugo von Reischach (Sb)] entbiete ich, Leo, Jude zu Willingen, meinen willigen Dienst. Ich habe Euch vormals mit meinem offenen versiegelten Brief der Schuld halben, so der edle und strenge Herr Hans von Klingenberg Ritter und Ihr mir nach Laut meines versiegelten Briefs, den ich von Euch inhabe, schuldig sind, mir Bezahlung zu tun gemahnt, dem Ihr nach Euern Zusagen, mir gethan, nicht nachgegangen; mich zumal unbillig an Euch bedünket. Fordere und mahne ich Euch abermals an Eure Treue an rechten Eides Statt mit diesem meinem offenen versiegelten Brief, mich der ehegenannten meiner Schuld, Hauptguts, Gewinns und Zinses nach Laut meines Briefs in diesen nächsten 8 Tagen ohne ferneres Verziehen zu bezahlen. Denn wo Ihr das nicht thätet, mag ich nit lassen, ich muß mich über Euch beklagen und meinem Brief nach seinem Inhalt nachgehn.“ Liebe, S. 24.

Leo, s. Juda Levin.

Leo, Baumeister, Hamburg. 1913.

Leo, evangelischer Propst und Geistlicher, Waren i. M. — Die Bauerngemeinde Groß-Brütz i. M. lehnte ihn als Pastor ab, „weil er ein Jude sei“. — Der Vater dieses Propstes Leo war noch mosaisch. Er wurde später Superintendent in Malchin? — 19./20. Jh. WM.

Leo, August = Auguste Pulvermacher.

Leo, C. J., Verlag, Berlin SW 47, Großbeerenstr. 47. 1914.

Leo, Erich, Dr., Oberlehrer, Lüdenscheid B. O Katharina Joel. 1914.

Leo, Friedrich, Dr., UB (Klass. Philol.), Dr. h. c. (Athen); Dir: Seminar und Profeminar; GRM, Mgl. und Sekr. d. phil.-hist. Kl. d. Igl. Ges. d. B. 1851 Regenwalde, Pomm. — 14 Göttingen. E: GSR Dr. Lu. L. O Cecile Hensel. Er wohnte Friedländerweg 44.

• Leo, Friedr. Aug. Dr., UB, reicher Stadtvorordneter, Berlin; Vorsitz der dtischen Shakespeare-Ges., Berlin. O Elise Friedländer. 1888 hielt er in Weimar über „Shakespeare und Goethe“ den lehrnersten Vortrag, der je nachher auf bestem Papier als „Handschrift in 50 Exemplaren“ gedruckt worden ist. Der Anfang sagt alles: „Weimar, die Tempelstätte für alles Große und Schöne, hat auch den beiden Heroen Altäre errichtet, welche, emporgewachsen aus germanischem Boden, allüberall da das Szepter des Geistes schwingen, wo eine Kulturheimat ist.“

Wenn ich an die Spitze meines heutigen Vortrages die Namen dieser Könige im Reiche des Geistes sehe, wenn ich es wage, ihm den Titel „Shakespeare und Goethe“ zu geben, so liegt darin schon die selbstverständliche Erklärung, daß es sich nur um einen kleinen Punkt der gegenseitigen Beziehungen zwischen diesen beiden Welten handeln könne. Wer möchte es wagen wollen, all das, was in diesen Namen liegt, auch nur flüchtig anzudeuten im Rahmen eines ephemeren Vortrages! . . .“

Das ist der entscheidende, ede, unverkennbare Stil der „ernsthaften“ und pathetischen Literaturgeschichtsjuden, mit denen sie den Büchern ihre Klassiker verleiden; ähn-

lich konnte auch Uß Michael ▼Bernays reden. Leo vertrat außerdem bei der Großen Rationalmutterloge „3 Weltkugeln“ in Berlin die Großloge von Lusitanien und Brasilien.

Zu. ▼Rodenberg, Lit. Echo 05, spricht von „dem Shakespeare-Leo, der auf nichts so stolz war, als auf seine Ähnlichkeit mit dem göttlichen William“, der ferner eine Enkelin von „Heines 6. und wer weiß, einzig wahrer Liebe“ in Berlin heiratete, und des „Dänen“ Hendrick ▼Herz, „Henés Tochter“ übersetzt. — Damit hätte Leo alles getan, was man von einem jüdischen Epigonen verlangen konnte: er sah wie Englands wirklich größter Dichter aus, heiratete in die Familie von Deutschlands „größten Dichter“ Heine hinein und übersetzte Dänemarks „größten Dichter“ Herz.

Leo, Hebraeus, gebor. Judah Abrabanel, 1450 Bissabon — 35 Benedig, Dichter und Leibarzt des spanischen Oberbefehlshabers Gonzalvo de Cordoba, JG. W: „Dialoghi di Amore“, die, 1502 geschrieben, 35 veröffentlicht, in 20 Jahren 5 Auflagen und 2 französl., 3 span., 1 latein. Übersetzung erzielten, denen sich später noch eine hebräische angeschlossen.

Leo, Ju., Dr., Uß (Finanz), Krakau. — 1914.

Leo, Lu., Ehrenbürger, Stadtkämmerer, Uß: Vereinsbank, Millionär, Königsberg i. Pr., Rasterallee; †1915 (UW 25/8).

Leo, Lu. Friedrich, 1814 Königsberg i. Pr. — 92 Bonn, wo er seit 64 lebte, Dr., Kreisphysikus, SR. — „L., auch Schriftführer der Niederrhein. Ges. f. Natur- u. Heilkunde, war ein beliebter Arzt und hat einige Aufsätze sowie eine „Gesundheitslehre für gebildete Leser“ (Berlin 1866, 68) publiziert.“ Pagel.

S: Uß Friedrich L.

Leo-Wolf, Wenzel 1778 Gürth i. B. — 50, Hamburg, Arzt. S: Joseph L.-W., 1802 Hbg. — ? ▼, De.

Leou, JG, span.-portugies. Familie, aus dem 17. Jh.; weitverbreitet.

Léon, Maler, Paris, Dir: Musée des Beaux Arts; Mgl. der Akademie, 1922 (Wf 20/4); Ro.

Léon, Generalkontrollleur der französischen Bergwerke, Chefingenieur, Paris. Am 10/3 1906 starben durch die Explosion in den Gruben von Courrières 1000 Bergleute, weil die bloß auf Dividende bedachte Grubengesellschaft die einfachsten Maßregeln außer Acht gelassen hatte. Nach der Katastrophe kamen dann noch viele Bergleute in den Stollen durch Fahrlässigkeit und Unkenntnis des staatlichen Vertreters um.

DLZ 7/4 06: „Umgeben von einem Stab staatlicher Ingenieure führte Léon den Oberbefehl. In den letzten 3 Wochen hörte man sehr viel über Léon. Der Mann war anscheinend überall. Er war der erste, der mit seiner obersten, unanfechtbaren Autorität einige Tage nach der Katastrophe wissenschaftlich darlegte, daß in den Gruben absolut kein lebendes Wesen mehr weilen könne. Ich erinnere mich einer kleinen Szene im Grubengebäude des Schacht 3, am 11/3. Bergmann Simon, der am Unglückstage persönlich 15 Kameraden gerettet hatte, behauptete in heftigen Worten, unten in

der Grube noch Hilferufe gehört zu haben, und verlangte ein dringliches Eingreifen für die Rettung der Eingeschlossenen. Léon zuckte die Achseln und verteidigte die Unmöglichkeit weiterer Rettungsarbeiten. Am folgenden Tage fuhr Simon als Arbeiterdelegierter nach Paris, um von dem Minister des Innern Maßnahmen zur Rettung der noch lebenden in den Gruben zu verlangen. Simon lehrte ununterrichteter Sache heim, denn der Minister hatte die Hauptstadt verlassen, um dem Begräbnis der ersten Opfer beizuwohnen. Léon, der immer mehr überzeugt war, daß der Tod alle Bergleute in der Grube ereilt hatte, ließ den Schacht 4 luftdicht verstopfen, um unten in den Galerien einen Stromwechsel des Luftzuges eintreten zu lassen. Nun hat der gestern gerettete Berthon erzählt, daß er während seines Irrganges durch die finsternen Stollen mehrere Male zum Aufstieg des Schacht 4 gelangte und um Hilfe rief. Aber sein Rufen blieb ungehört, da oben die Öffnung verschlossen war. Berthon setzte seine Wanderungen nach anderen Richtungen fort. Ähnlich wie ihm erging es anderen Leidensgenossen, die einige Schritte vor der ihnen wohlbekannten Auffahrt schließlich ihren Tod fanden. Tatsächlich fand man 50 Meter von dem Aufstieg des verstopft gewesenen „Schacht 4“ neun Leichen, bei denen der Tod erst vor Stunden eingetreten war. Nach der Ansicht sachkundiger Männer, die überdies durch die Erlebnisse der 14 Geretteten eine unwiderlegliche Bestätigung erfahren, wurden nur die Bergleute in den Hauptstollen und Galerien sofort durch die Explosion getötet. Jene, die an den entfernten Kohlenadern arbeiteten, hörten nach der Aussage des Berthon nur einen dumpfen Donner aus der Ferne. Sie konnten sich sagen, was vorgefallen sei, und fanden noch Zeit, ihre Kleidung anzulegen. (Die Bergleute arbeiten mit entblößtem Oberkörper.) Es blieb ihnen noch Muße, geschützte, dem Gas unzugängliche Stollen aufzusuchen, wo sie dann freilich durch ein Einstürzen der Stollen ausgesperrt wurden. Doch all diese, man berechnet sie auf ein Drittel der Eingefahrenen, hätten gerettet wer-



den können, wenn man zunächst die eingestürzten Stollen freigelegt hätte. Statt dessen bekämpfte man tagelang vergeblich das Feuer und suchte die Weiterausbeutung der Grube zu sichern. Daß aber in den entlegenen Stollen, eingesperrt zwischen dem Erdreich, Unglückliche der Retter harrten, daran dachte niemand, wollte niemand denken. Und wenn jemand an die eingestürzten Stollen gehen wollte, so war es Léon, der anders kommandierte. Die Bevölkerung von Courrières kennt den Hauptschuldigen an dem Tode so vieler Opfer. Um einer Dynchjustiz seitens der rasenden Weiber zu entgehen, mußte Léon gestern rasch in den Schacht einfahren und unten sein Nachtmahl einnehmen.

Wenn ein Truppenkommandant eine Schlacht verliert, so ist er der Verantwortliche. Léon befehligte für das Rettungswerk todesmutige Leute. Aber es mißglückte total unter seiner Leitung. Nicht ein einziges gerettetes Menschenleben ist ihm zu verdanken. Die 14 Überlebenden haben sich allein zum Aufstieg gemeldet. Obgleich seine enormen Fehler bei dem Rettungswerk unbestreitbar sind, wird man doch den Namen des Hauptschuldigen in den nächsten Tagen wenig nennen, denn Léon ist ein Jude.“

Leon, v., 1876, Leon v. Wernburg 1883, in Österreich nobilitiert, ÖG.

Leon, von, #, \*1875. O ▼ (reich), österr. Offizier und Bildhauer. ÖG. 2, 750.

Leon, de, 1. Edwin und 2. Thomas Cooper, — amerikan. Literaten und Politiker. Ihr Vater war Bürgermeister in Columbia, S. C. — Edwin, 1818—?, gab in den 1850er Jahren die verbreitete „Southern Press“ heraus, und war 54 amerikan. Generalkonsul in Ägypten. B: 30 Jahre meines Lebens auf 3 Continenten (engl.).

Thomas, 1839—?, R: The Gossip. B: Creole and Puritan, Theaterstück. JG.

Leon, Herbert Samuel, Sir — \*1850 London —, M. d. P., Chef der Bank: Gebr. Leon. ÖG.

Leon, Juda = Mag Löwengard.

Leon, Karl, gebor. Lewy, artist. Sekretär der Hofoper, Wien. 1915.

Léon, M., Maler, Schüler des M. van Hove; B: Aufrollen der Thora. DBe 1902, 12.

Leon, Rita gebor. Margarete Lewy. 1873 Berlin —12 Paris (Autounglück). — Grete L., eine bekannte Lebendame und ausgezeichnete Darstellerin von Rollen, war die erste Darstellerin der „Dame von Magime“, Residenztheater, Berlin; sie ruinierte einen Berliner Knopffabrikbesitzer, der ihre wegen Dummheiten machte und flüchten mußte (2 Millionen soll sie ihm abknöpfen haben), und heiratete 03 nach einer Anzahl weiterer Affären den 10 Jahre jüngeren Baron Clemens v. Radomiz. ÖG.

Léon, Viktor = Viktor Hirschfeld.

Leonard, Beni, „bester ▼ Boger, Weltmeister im Leichtgewicht“, 1930 (JBB 14/2).

Leoncavallo [Löwenroß], Ruggiero, Musiker, 1858 Neapel —19. B: Bajazzo, Oper. Er lebte lange in Dtschld und schrieb für den Kaiser einen unglücklichen „Roland von Berlin“.

Hanslid: „Mir gegenüber saß ein stattlicher, starker Mann, wohlgenährt, mit einem nach aufwärts gedrehten, dicken Regimentstrompeter-Schnurrbart. Er war damals noch ein Unbekannter, jetzt ist er ein Rivale Mascagnis und gefeiert, soweit die dtische und italienische Zunge klingt: Leoncavallo.“ Medici, Roland von Berlin.

Pföhl, S. 254, 265, 275, 276: „Dieser Feinschmecker der feinsten Phrase hat in seinem „Bajazzo“ nicht einen einzigen melodischen Gedanken ausgesprochen, der sich nicht unter den Schutz des Cöde Napoleon „Recherche de la paternité est interdite“ stellen würde, wenn in das Dunkel seiner Herkunft Licht gebracht werden soll. ...

In der Bajazzogeschichte haben wir einen sozusagen kristallisierten Pöbel vor Augen. Die Brutalität der Bestie im Menschen, die rohe Kraft, die Natur in ihrer Gemeinheit, in ihrer Entartung, redt sich in diesem Werke empor, dem Dtschld eine so unverdiente, glänzende Aufnahme bereitet hat. Ein freches Tendenzwerk: ... Der ganze erste Akt reißt Phrase an Phrase; die Geschicklichkeit, mit der Leoncavallo diese Phrasen dem szenischen Vorgang, der dramatischen Situation, anpaßt, die Gewandtheit, mit der er diesem Stückerl den trügerischen Anschein eines in sich geschlossenen Ganzen, eines lebendigen Organismus zu geben versteht, ist das kleine Geheimnis seiner künstlerischen Eigenart.

L. ist einer von den Wissenden: er kennt die obernde Macht der Phrase. Ein Napoleon der Phrase! Er lacht über seine Phrase und lacht über die Leichtgläubigen, die sich von dem Klingklang betören lassen. ...

In seiner Gier nach dem Effekt — und um diesen allein handelt es sich hier — berührt sich Leoncavallo mit Meyerbeer.“

DfBl 25/2 05: „Nachdem bei der Aufführung der „Medici“ Se. Majestät der Kaiser Leoncavallo besonders ausgezeichnet, sprach mir dieser den Wunsch aus, eine Oper speziell für Berlin, und zwar nach einem von Sr. Majestät zu bezeichnenden Stoff zu komponieren. Diesen Wunsch trug ich Sr. Majestät vor, und es wurde der „Roland von Berlin“ bestimmt. Mit vollkommener Hochachtung ganz ergebenst (gez.) Wolke Graf v. Hochberg.“

Zu Beginn des Weltkrieges sprach sich L. ungünstig über Dtschld aus, was die patriotischen „Austigen Blätter“ 1914, Nr. 41, zu folgenden Versen anregte:

„Wer war's, der hier schwarzzelt hat,  
Als Dichter und Kstler,  
Mit dickem Bauch getanzelt hat  
Vor Seiner Majestät?  
Wer war's, der von der Gnaden Huld  
So ganz durchleuchtet schien,  
Daß er uns brachte, frisch vom Pult,  
Den „Roland von Berlin“?  
Das war der Ritter ehrenwert  
Vor seinem tiefen Fall,  
Das war das fette Löwenpferd,  
Genannt Leoncavallo.“ ... —WM.

Leone, Dr., gebor. Raubnitz, gefährteter Burgtheaterregent der Bäuerle'schen Theater-B., Wien, Mitte des 19. Jh.'s. — S. Mayer, Wiener Juden 1917, S. 275.

Leone, Franco, RA, Benedig, Provinzialdeputierter. UC 5/1 1890.

Leone, Romano, 14. Jh., „Lehrer des Königs Robert von Neapel in der Ursprache der Bibel. Er verstand die Gelehrtensprache der Christenheit und war wohl der 1. Jude, der seine Aufmerksamkeit auf die scholastische Philosophie der Dominikaner gerichtet hat. Er übersehte für jüdische Leser philosophische Schriften Albertus' des Großen und Thomas' von Aquino.“ G. Leonhard, Ernst = Oscar Eisner.

Leonhard, Franz, gebor. Levijohn, UP, Dr. jur., Marburg. \*1870 Frankfurt a. d. D. G: JN Leonhard // Sachs. O Mathilde, Tochter des UP Heußner,

Marburg. R: Gertrud und Ilse, 98. — Br: Uß Richard L. — Franz L., leidenschaftlicher Wanderer und Naturfreund, mit seinem Breslauer Br. nicht immer übereinstimmend, — war als Hauptmann d. R. im Kriege, wo er, militärisch begabt, laut Bericht eines Regimentskameraden (J.-R. 88) seinen Mann gestanden hat: „Mit zerschmettertem Bein trotz er 22/8 1914 im Granatfeuer, von einem Verwundeten seiner Komp. begleitet, mit der Front nach dem Feind zurück, damit ich nicht einen Rüdenschuß erhalte (seine eigenen Worte). Seine Schmerzen ertrug er ohne Klage.“

Leonhard, G., Theater- und Konzertagentur, Berlin, 1914.

Leonhard, R. G. Rudolf, GJR, Dr. jur., Uß, Breslau, Lindenallee 6. Er kam 1907/08 an die Columbia-Universität, New York, im Austausch als „Kaiser Wilhelm (!) - Professor“. E: JN in Magdeburg Joh. Oscar L. // Sachs. \*1851 Breslau. O 83 Clara Woll. — B: Entwurf eines bürgerlichen Gesetzbuches, 81; Schutz der Ehre im alten Rom, 02. Ue: Holmes, das gemeine Recht Englands und Nordamerikas, 12; Sauleilles, das dtische Recht.

L. spinnt in seiner Schrift: „Roms Vergangenheit und Deutschlands Recht“, 89, den Bankgebanten aus, daß wir die Kulturfortschritte unserer Zeit nicht sowohl dem verebelnden Einfluß des Christentums, sondern — dem römischen Goldwährungsrecht zu danken haben: „ein ganz verwünscht geschickter Einfall, auf den eben nur ein Professor des römischen Rechts kommen kann“, sagen DStB 6/11 1892. L's „guter Wille“ („er ist ein wahrhaft herzensefreundlicher, kindlicher Mann“) wird von mildgesinnten Deutschen gelobt. W. M. Bruder Franz L.

Leonhard, Richard, \*1870, Dr. phil., Prof., Ud (Geographie), Breslau; dtshamerikanischer Austauschprofessor, 1910. Br: Uß Franz L.

Leonhard, Robert, gebor. Adwy, Berlin, Platanmaler, Karikaturist, Tangoist, Kapellmeister, tauchte 1908 aus Paris in Berlin auf; Illustrator und Dichter der in dem Verlag von Dr. ▼Choler erscheinenden „Luftigen Blätter“, Gewinner mehrerer Reigenpreise; Freund einer in der Lebewelt bekannten Tänzerin.

Leonhard, Rudolf, gebor. Levhohn, Göttingen, Nikolausberger Weg 33. \*1889 Biffa, Pof. B: Angellische Strophen; Barbarenballaden, 14; Aonen des Fegefeuers, 16. — DStB 29/4 19.

Leonhardi△, Gottfried, GM, Helenenstr. 23, Chemnitz, O ▼Doris Haymann. E: Major G. L., 40. J.-Div., O Gertrud Sidmantel-Eberius, †28/4 1915.

Leonhardt = Louis Levy.

Leoni, gebor. Adme, Literat, Paris, verglich 1915 (JN 9/5 im „Gaulois“ die jungen Freiwilligen von Opern, die heilige deutsche Schar, gegen die selbst Leonidas mit seinen Spartern zurücktreten muß, — mit Schweinen, die zur Schlachtbank geführt wurden. So wagte ein Jude in der Presse als Wortführer der öffentlichen Meinung Frankreichs aufzutreten und fälschte schmutzig die ursprünglich so ritterliche Gesittung der geborenen Franzosen, die doch einen Gegner niemals derart gemein bezeichnet haben würden, weil sie sich selbst dadurch am allermeisten zu entehren geglaubt hätten.

Leoni, Landgerichtsrat, wurde 1888 als ständiger Hilfsarbeiter in das Ministerium der Reichslande berufen. UC Nr. 23.

Leoni, Caroline, geb. Cohn, 1829—17 Düsseldorf, Kapellstr. 26.

Leoni, Mag, gebor. Cohn, Fabrikant, O △Windscheidt, Düsseldorf, Sternstr. 49. 1914.

Leoni, Richard, Jnh: Fa. Adolf v. Hagen, Emilienstraße 28, Remscheid, reich; O △Hasenclever [aus angefehener, wohlhabender △ Familie des bergischen Landes]. R: Mehrere, zunächst noch arisch aussehend. 1916.

↓Leonore, v' Eke, 16. Jh. — „Die Juden Ferraras hatten sich mit dem Geschehe dieses fürstlichen Hauses so verwaschen gefühlt, daß sie bei der schweren Krankheit der sinnigen Prinzessin Leonora — die zwei große Dichter (Tasso; Goethe) in dem Himmel der Poesie verklärt haben — öffentliches Gebet in der Synagoge um ihre Genesung veranstalteten; sie war selbst eine

Gönnnerin der Juden und hat sie oft in Schutz genommen.“ ▼G.

Leontijew, Sascha, gebor. Salomon Raß, \*1905, Leiter des Staatsopernballetts, Wien. WB 29/3 1929.

Leopold (Luitpold), guter deutscher Vorname, setzt sich zusammen aus Luit = Volk und dem noch im heutigen „halb“ vorhandenen, jetzt verschwundenen hold = schnell, lübn. Der Jude hat diesen schönen deutschen Namen als Vor- und Vaternamen sich derart angeeignet, daß er beinahe zum jüdischen Namen geworden ist. Die Vorliebe für diesen Namen erklären einige damit, daß Leo, Leu = Levi ist, und daß der Stamm „pit“ soviel bedeutet, wie entkommen, nicht gefast werden (vgl. Plette; s. auch Roschmer Voschen), so daß also der Name Leopold dem eingeweihten Juden zeigt, daß der Träger ein sich unter deutschem Namen verstedender Levi ist.

Leopold, Blehjuden aus Barchfeld; Mag L., Krämerstraße 1, Suhl, erhielt im Krieg den Kreis Schleißen, sein Vater dagegen den Kreis Schmalkalden zu viehischer Bearbeitung, und beide bezogen pro Kuh 4%, ohne einen Schritt dafür zu tun. 1916.

Leopold I., Kaiser, 1658—1705 Wien, bestätigte die Privilegien der Juden, kam ihnen entgegen und schützte sie gegen den Magistrat und die Bürger der Stadt, die sie ausweisen wollte. Nach 10 Jahren erwog der Kaiser die Ausweisung. In der Inquisitionskommission (im Archiv des Ministeriums des Innern, Wien) heißt es:

1. Die Juden sind die größten Feinde des christlichen Volkes und Glaubens.

2. Die Juden fügen dem Lande, der Stadt, als auch den anderen landesherrlichen Städten, der Kaufmannschaft und den Bürgern vielfältigen Nachteil und Schaden zu.

3. Die Juden besitzen in Wien mehr als 70 (?) Geschäfte an den vornehmsten Plätzen, wodurch die bürgerlichen Geschäfte geschädigt sind. Sie treiben durch ihr Handeln viele bürgerliche Handelsleute in den Konkurs, erregen durch ihre Verkäufe Feuerungen und infizieren mit dem Verkauf von alten Kleidern die Stadt.“

Nachdem sich die Bürger bereit erklärt hatten, den Ausfall an Judensteuern von 10 000 fl. zu ersetzen, was für Leopold I. von Bedeutung war, wird am 13/6 1669 die Ausweisung beschlossen. Ende Juli 1670 war Wien judenrein. Am 18/8 wurde die Synagoge in der Pfarrgasse zu Ehren Leopolds I. in die Leopoldskirche gewandelt und der Bezirk „Leopoldstadt“ getauft. Cf. Wesen\* 18/7 1930.

?↓Leopold, Bernhard, Bergwerksdirektor in Halle a. d. S., \*28/9 1879 in Halle, ev.-ref., Franke'sche Stiftungen Halle, praktische Grubentätigkeit im Mansfeldischen, Halle'schen und Staßfurter Bergbaubezirk, studierte in München an der LGÖ und Universität, in Berlin an der Bergakademie und Universität, 1902 Bergreferendar, praktische und geschäftliche Ausbildung in Saarbrücken, Westfalen, Oberschlesien, Obernkirchen, Halle, 1908 zum Bergassessor ernannt, techn. Direktionshilfsarbeiter bei der Zeißer Paraffin- und Salondölsfabrik U.-G. zu Halle, ab 1911 Proturist, 1912 Vorst.-Mgl. der H. Niebed'schen Montanwerke, seit 1912 Vorst. des Halle'schen Bergwerksvereins. Einjähriger beim 2. Thür. Feldart.-Rgt. Nr. 55 zu Raumburg, Lt. d. R., Kriegsteilnehmer 1914 bis Ende 1916 beim Ref.-Feldart.-Rgt. Nr. 57 verwundet, jetzt Hauptm. d. R. Seit 1920 M. d. R. (Kürschner, Deutscher Reichstag). — E: Bergwerksdirektor (Saline und Pfrünnschaft Halle) Franz Hugo Bernhard L. // Anna Eva Marie Luise Jenrich. Die Eltern haben in Hohendobeleben, Bez. Magdeburg, geheiratet.

L. spielte als Vertreter des Niebed-Konzerns in der Deutschnationalen Volkspartei eine große Rolle. Besonders wurde seine Arbeit hinter den Kulissen bei der Annahme des Dawesplanes (Sd) bemerkt. Einige Angaben über Wohnungswechsel und anderes bedürfen noch der Nachprüfung. Weniger trat sein verhängnisvolles Wirken hervor bei den Bestrebungen der Hochfinanz, die Deutschnationale Volkspartei in die Regierung „hineinzubugieren“. Bei der Lambach-Affäre war er selbstverständlich für Lambach, bei der Wahl △Hugenbergs selbstverständlich gegen diesen.

1880 zur Lambach (sd) - Partei übergetreten. Wie jüdisch D. aussieht, beleuchtet der Ausspruch eines seiner Freunde bei der Parteilung, in der Eugenbergs gewählt wurde. Als Schlange-Schönungen gegen D. sprach, sagte einer der D.-Gruppe: „Daß der Schl. gar nicht merkt, daß er eine verlorene Position verteidigt! Er sollte doch lieber den Juden Leopold sich blamieren lassen!“ (vgl. auch Deg. 9.)

Nach eigener Angabe sucht D. sein Aussehen durch spanisches Blut zu erklären, er stammt also wahrscheinlich von ausgewanderten Maranen (sd).

**Leopold, Nathan.** „Der Westen der Vereinigten Staaten von Nordamerika ist zurzeit in der größten Aufregung über einen Mord, der zunächst schon wegen der Täter Interesse hat, noch mehr aber durch das Bestreben beteiligter Kreise, die Mörder der strafenden Gerechtigkeit zu entziehen. Zwei Söhne ungeheuer reicher Eltern, Nathan Leopold und Richard Loeb, haben den Sohn eines Bürger in Chicago auf eine grausame, bisher noch nicht völlig geklärt Art gemordet. Das Motiv ist ebenso wenig wie die näheren Umstände der Tat aufgeklärt; ein Chicagoer Blatt wollte wissen, die beiden jungen, degenerierten Burschen hätten mit dem Umbringen von Geschöpfen eine Art Sport getrieben und seien dabei vor dem Töten eines Menschen nicht zurückgeschreckt. Tatsache ist, daß die beiden hoffnungsvollen Multimillionärsprößlinge die Tat unumwunden eingestanden haben. Nun gilt es, „unsere Zeit“ vor der Bekanntheit mit dem elektrischen Stuhl zu retten. Und da hat denn ein phantasievoller jüdischer Jurist etwas Neues entdeckt, was nach den Ausdrücken der Chicagoer Presse tatsächlich ein Novum in der Geschichte der Gerichtsmedizin darstellt. Er hat beim Studium des Mordes herausgefunden, daß Nathan Leopold und Richard Loeb wohl zwei Seelen haben, aber nur einen Gedanken, nämlich den Mordgedanken. Als Mörder sind sie eine Person, zwei Persönlichkeiten zu einer verschmolzen derart, daß keiner von ihnen allein die Tat hätte begehen können. Der Mord geschah infolge eines unwiderstehlichen Dranges von zwei gleichzeitigen krankhaften Impulsen. „Ist dies schon Tollheit, hat es doch Methode“, sagt Polonius. Und Methode liegt in dieser Art der Verteidigung, nämlich die, daß keiner von den beiden jungen Verbrechern ganz für die Tat verantwortlich ist. Ein gleichzeitiger Impuls bei diesen beiden zu einer Persönlichkeit verschmolzenen Burschen brachte sie zur Begehung des Verbrechens, einen schuldlosen Knaben ohne jeden Grund zu ermorden. Mit Hilfe dieser „genialen“ Verteidigung werden wahrscheinlich die beiden perverten Dummeln freigesprochen werden und als eine „mergde personalitty“, d. h. ineinanderverschmolzene Persönlichkeit, vergnügt weiter leben.“ Wahrheit.

Wir werden den Fall verfolgen und das Schicksal der beiden feststellen. WM.

**Leopold, Dr. Otto = Otto Leopold Bielefeld.**

**Leopold, Richard, 1874—29,** Schauspieler im Gefolge Mag Reinhardts, Berlin. — Lokal-Anzeiger 23/9 1929: Richard Leopold, der bekannte Berliner Darsteller, ist heute plötzlich an den Folgen einer Gemütskrankheit im 56. Lebensjahre gestorben. Ein begabter Künstler, besonders in charakteristischen Chargen, gehörte der ersten Reihe von Beginn der Direktion Mag Reinhardt dessen Bühnen an. Schon zu jener Zeit, als das jetzige Kleine Theater noch „Schall und Rauch“ hieß, war er einer von Reinhardts Getreuen. Er hat sich dann im Laufe der Jahre noch an einer Reihe anderer Bühnen immer erfolgreich betätigt.

**Leopold v. Sachsen-Coburg** △, Prinz. Rahida Remy (sd), Jüdische Wohltäterinnen, 1893: „Eine Prinzessin von Sachsen-Coburg-Gotha, die in Dieppe gestorben ist und mit königlichen Ehren auf dem Montmartre zu Paris begraben wurde, war die ehemalige Konstanze ▼Geiger (\* Wien 1836), die als Baronin Rattenstein seit 1862 in glücklichster, mustergültiger Ehe mit dem Prinzen Leopold — einem Neffen des Prinzen Albert von England — lebte.“

**Leopoldkadt,** das Judenviertel in Wien. Die Gegend, wo bis zum Auszug der Kinder Israels aus Wien 1670 (s. Hirschel Mayer) das Ghetto war, hieß „Un-

terer Ward“; sie wurde dann christlich und in Leopoldstadt umgetauft, aber von den bald zurückgekehrten Juden wieder in Beschlag genommen.

**Leopler, S. Leopold, Dr.,** Wiener Vertreter des „Berliner Lokal-Anzeigers“.

**Lepehne, Georg, Uß** (Innere Med.), Königsberg i. Pr., Hohenzollernstr. 11. \*1887 Ortelsbrug. E: Apothekenbesitzer Gustav L. // Clara Berliner. Deutsche Musikzeit.

**Lepehne, Marga** (E. Blimar; Hans Leonardi), \*1865 Labiau, Ostpr. E: Rentier L. L. // Joh. Sternfeld. B: Darbende Seelen, Ko; Prinzess; Von einem Stamme; Tribut. Ue: Schwed.; Engl.; Franz.; Holländ.; Dän. u. Norw. — Schmargendorf, Warnemünder Str. 5. Deg. 6.

▼**Lepte, Rudolf,** „der Gründer des großen Berliner Kunstauktionshauses, ein muntrer, schwadronierender Herr, lebhaft agierend; jedenfalls hatte er den Zeitpunkt zu treffen verstanden für Berlin. Das nur mächtig große Lokal war in der Nähe des tgl. Schauspielhauses. Wertwürdig stand das stille Wesen von Leptes Sohn gegen ihn ab, der Sohn war aber trotzdem der weiterbildende Geschäftsmann. Unter seiner Leitung wuchs das Geschäft, und er baute das Auktionshaus in der Kochstraße, wo es verblieb, bis die Nachfolger den Prachtbau in der Potsdamer Straße aufführten und mit der „Lanna“ und anderen Sammlungen große Schläger machten.“ Buchhändler-Wörtenblatt 1916. — Verwandt mit Louis Tonaillon. Kasse? WM.

Das Geschäft blühte besonders in den 1870er Gründerjahren. Ludw. Pietisch schrieb 1899 in einem Rückblick im „Wär“: „Für die Modemaler war damals eine goldne Zeit, die mühelos an der Börse reich gewordenen Herren stießen sich nicht an der Höhe der geforderten Preise. War es für sie doch eine ihren Kredit erhöhende gute Kellame, Gemälde, die so viel Geld kosteten hatten, zu besitzen. Die Vermittler bei diesen, beide Teile, oder genauer: alle drei Teile befriedigenden Geschäften zwischen glücklichen Spekulanten und Malern waren die Kunsthändler Brüder Lepte, Unter den Linden Nr. 4. Sie kauften den beliebtesten Künstlern die neuesten und gelungensten Gemälde für jeden geforderten Preis noch frisch auf der Staffelei ab und nahmen die so erworbenen Bilder in ihren eleganten Gemäldesalon auf, der kein öffentliches Ausstellungslotal bildete und neben den Werken der beliebtesten deutschen auch mit solchen von den besten Pariser, holländischen und belgischen Meistern gefüllt war. Die Kunden der Leptes wußten, daß sie dort sicher fänden, was sie für ihre Säle und Kabinetts brauchten. Nicht selten kam es vor, daß einer jener neuen Kunstliebhaber und Sammler direkt von der Börse, wo er eben einen großen Gewinn gemacht hatte, und im Bewußtsein, daß die steigende Tendenz noch lange herrschend bleiben werde, in Leptes Gemäldesalon eintrat und kaufte, was die Brüder ihm als besonders köstlich und wertvoll empfahlen. Die Mühe des Wählens und Beurteilens blieb ihm erspart. Die Besitzer dieser blühenden Gemäldehandlung fühlten sich den Künstlern und den Börslanern gleich verpflichtet und pflegten das von Zeit zu Zeit in der eigentümlichen Form von wahrhaft gründerhaften Dinern und Soupers in ihrer mit feinstem Geschmack und edelstem, künstlerischen Luxus eingerichteten, mit kostbaren alten und modernen Kunstwerken jeder Art geschmückten Wohnung auszubrüden, zu denen sie die beliebtesten Maler wie die kauslustigsten und kausfähigsten Matadore der Börse einluden, um sie miteinander Fühlung gewinnen zu lassen.“

Der jetzige Inhaber des in der Potsdamer Straße gelegenen Kunstauktionshauses ist Dr. Wolffenstein. Inform.-Brief 1/8 1929. — „Bei Leptes Versteigerung der von den ▼Volschewiken gestohlenen Kunstschätze Nov. 1928 klagten einige Russen auf Eistierung ihrer Sachen, und es waren Richter in Berlin, die dem stattgaben. Kein Zufall aber, daß die Diebe gerade im demokratischen Deutschland Fehler gesucht und gefunden haben“, Adalbert △Vold, Hammer 15/12 1928. — Bgl. WK, Febr. 1930.

**Lepkowska-Lubinska, Teresa,** Ma: Neue Lodzer J. B: „Zu Eurem Gewissen spreche ich“, Broschüre gegen

die poln. Antisemiten, 1912, darin: „Boylottieren wir die Juden nicht, denn sie sind historisch, also wahrhaft die Hefe, durch welche das ökonomische Brot der Volksmacht in die Höhe steigt.“

**Leppin, Paul, Ma:** Sturm; Prag, \*1878. **B:** Daniel Jesus, **Ro:** Gloden, die im Dunklen rufen, Ged; Severins Gang in die Finsternis, Prager Gespenster-Ro; Berg der Erlösung, 08. — Die Lektüre jüdischer „Dichtungen“, so quälerisch sie ist, gewährt immerhin wertvolle Erkenntnisse. Wenn der reiche Daniel Jesus in L.'s Roman den Strolch Josef begünstigt, so fesselt uns △ Leser die Begründung dieser Regung:

„Daniel nahm die Leute nicht nach ihrem Nutzen und ihrem Wert fürs Leben, er sah und schaute in ihnen zumeist die latenten Kräfte des Geschicks, das sie erfüllten. In Josef hatte er gleich beim ersten Male jene blindwütige und grandiose, stumpfe Energie erkannt, die seine Jugend in Dunkelheit und Not hinunterführen mußte. Er wußte, daß Josef einer der seltenen Menschen sei, die man dazu gebrauchen könne, Schicksale zu beschleunigen und bange Entwicklungen gewaltsam zu schmerzlicher Blüte aufzureißen. Josef hätte eine Stadt angezündet und Leute verbrennen lassen, wenn er betrunken war und ihm jemand diesen Gedanken einblies. Ein schwacher, aber gewalttätiger Mensch, unsicher und unselbständig, aber eigensinnig und grausam in seinem Herzen. Diesen Menschen entdeckte Daniel Jesus mit Freude und Graun. Er unterstützte ihn mit seinem Geld und seinem Einfluß und hielt die Polizei von ihm fern, so lang es ging. Er bewahrte ihn, wie er zuweilen leise schauernd dachte, für einen großen, roten Augenblick seines Lebens, wo zwischen Blut und Staub und Asche die trunkne Hand des Diebes eine Stunde oder ein Wort zu ihm brächte, das vielleicht ohne ihn niemals oder sehr lange nicht gekommen wäre. Allmählich fühlte er, daß diese Stunde nahe war zum Greifen.“ Auch jüdische Brunst quillt hier wie überall mit fauligen Farben und Düften: „Die schwarze Carmen saß vor ihm auf einem leeren Fasse und hatte fingerdicke Goldringe in den Ohren und darin links und rechts je einen echten Diamanten. Die Steine schenkte ihr Daniel Jesus im letzten Sommer, weil sie ihn eine Viertelstunde lang amüsiert hatte. Sie war in feiner Equipage eines Mittags splitternacht hoch aufgerichtet im Kutschbod mit seinen 2 tollsten Pferden wie eine Kasende durch die Stadt gefahren, und niemand hatte gewagt, die wahnsinnige Fahrt aufzuhalten. Wie durch einen Zufall geschah kein Unglück, und die Polizei hatte das Nachsehen. Zwar hatte man den Wagen Daniels erkannt, aber niemand vermochte mit Bestimmtheit etwas auszusagen. So fuhr die schwarze Carmen, die nackte Hure, jauchzend und wild im geöffneten Tore der Villa „Jesus“ ein, wo weit draußen vor der Stadt die alte Bettlerin auf der Straße und der Vekermann mit seinem Holzbein dem seltsamen Wagen und seinem seltenen Führer wie einem Spul nachstarrten.“

In der Besprechung seines Romans „Hüter der Freude“ kritisierte das „Literarische Echo“ den stammverwandten „Dichter“ noch „ästhetisch“ und seine „Coquetterie“, d. h. Schweinereien, recht mild und müde: „Leppin ist ein Virtuose: mit verblüffender Selbstverständlichkeit erzählt er alle Schamlosigkeiten und Coquetterien dieses Kreises in einer Sprache, die sich wie eine Haut um die Dinge legt. Geistreich, boshaft, von Herzen unanständig, mit souveränem Erfassen der grotesken Komik unmöglicher Situationen. Nichts bleibt dem Leser erspart, nicht die Unappetitlichkeit der Selbstbefriedigung, nicht das Zwitschern der geilen Weiber und der Drang des Frühlingserwachens, nicht die Widerwärtigkeiten der Lustknaben. Milde wirkt die ironische Behandlung, die aber nicht ein starkes Behagen am Stoff verbergen kann. Zum Darüberstehn genügt auch nicht die groteske Nomenklatur: Gaudentius Sturmfenster, Löwenthran, Römerstern, Schwänzlein, Friseur Scheibenhonig und Benjamin Ruchschleim. Es ist schon kein Zufall, daß ungeheuer viel von Gerüchen, Ausdünstungen, Schleim und Speichel die Rede ist. Man würde die Daumen nicht senken, wenn nicht aus diesem Sumpf eine sonderbar schöne Blume blühen würde, die einem

Dichter eignet: Der Tod des Dirnchens Eva. Nur ist die Entfernung von dem billigen Ritsch jeder Verklärung von Horizontalen nicht weit genug gegriffen. . .“

L. schrieb ferner noch den **Ro** „Lären des Lebens“ und die Essays „Venus auf Abwegen“. (Vgl. Bartels **DW** 3, 827.)

**Leppin, Rudolf (R. Reim).** \*1871 Breddin; Oberpostassistent, Berlin, und Literat für Humor und Poetalia. — **Kü** 27. **WM**.

**Leppmann, Arthur Silbius, MR, Kreisarzt;** 1. Arzt: Strafanstalt Moabit u. Irrenbeobachtungsanstalt. \*1854 Raudten, Niederschles. — **E:** **SN**, Igl. Kreiswundarzt Dr. F. L. — Er besuchte das evangel. (!) Gymnasium Gr.-Glogau. — **H:** **Arztl. Sachverständigen-Z.** — Berlin **NR** 40, Kronprinzenufer 23. — **Ep:** Schloßow.

Leppmann erklärte u. a. den Pastor △ Siter-Möhen, der gegen den Bodenwucher im Kreise Teltow aufgetreten war, für „geistig angekränkt oder bereits geisteskrank und infolge Schwächung der geistigen Kräfte für dauernd unfähig zur Führung eines Amtes. — Persönlich aber hatte L. den Siter nie gesehen“ (**Ndkt** 1/3 1912), der daraufhin aber doch zwangsmäßig pensioniert wurde.

Arthur L.'s Vater, der 1899 in Raudten starb, wurde auf dem evangelischen Kirchhofe bestattet, wo sein zum Christentum übergetretener Sohn Arthur ein Erbgrabnis erworben hatte. Der Alte, der früher in der jüd. Gemeinde das Amt eines Vorbeters bekleidet und bis zu seinem Lebensende seine Zugehörigkeit zum Judentum durch Entrichtung von Steuern an die Glogauer Synagoge ernsthaft betätigt hatte, kam demnach unter Christen zu liegen. Juden freilich würden nie und nimmer darenwilligen, daß zwischen ihren Toten ein Nichtjude beerdigt würde, — wie sie sich Ende der 1870er Jahre in Hamburg mit Händen und Füßen gegen die Errichtung eines gemeinsamen Begräbnisplatzes für die Stadt sträubten. Der vorurteilslose, evangelische Geistliche in Raudten aber hielt — wenn auch nicht in Amtstracht — im Trauerhause und am Grabe des Juden mitten zwischen den Christenstätten Ansprachen und ließ seine Schulkinder auf dem Kirchhofe lobsingen. **DWI** 9/3 1899.

**SN L.** meinte 1930 bei Paul Hower, Lotterielosfälscher, Inhaber einer Lichtpausanstalt, in freundlicher sachverständiger Meinung über den Verbrecher: „er habe eine gute Ehe geführt und sei der beste Familienvater, aber bisweilen suche er die blödeste Dirne und habe sich da Syphele geholt“. Bei Gericht kam dieser P. H. mit einer verbüßten und drei in den Bewährungsstrauschgang eingehängten Wochen davon. „Sonderbare Begriffe über Ehe und Familienväter, denen Nichtjuden so wenig folgen können, wie der Däse dem Abendsegen“, meinten dazu die „Deutschen Nachrichten“ 2/2 1930.

**Leppmann, Franz, Dr.,** Literat, sprach in Berlin am 5/3 1914 über „Thomas Mann, das Werk und der Mensch“. Der Titel war für den dünnen Inhalt doch etwas zu monumental.

↓ **Leppius, Johannes, Dr.,** protestantischer Pfarrer, erklärte auf dem Basler Zionistenkongreß 1897 vor der jüdischen Weltkorona seinen festen „Glauben an Israels Zukunft“.

**Leppius, Reinhold,** \*1857 Berlin, Maler, Sezeßion, Berlin, Kurfürstenstr. 126. Seine Bilder wirken wie geschmeichelte Photographie. — **O** Sabine L. (fd).

**Leppius, Sabine,** Berlin; \*1864; **E:** Maler Prof. Gustav Graf (fd). 92 **O** Reinhold L. Sie musizierte zunächst (auch ihr Br: Prof. Bottho G. in Jena galt für musikalisch und sangbar), malte französisch und up to date und schrieb für das Jahrbuch der Frauenbewegung.

**Serbin, Jacobo und Sara,** \* Polen; 1928 Buenos Aires verhaftet; versuchten sich in Argentinien über Uruguay einzuschmuggeln. Flammenzeichen 30/3 29.

**Serch, Theateragent,** Berlin **SD** 26, 1915.

**Serch, Eugen, Dr.,** **Ab,** München, Clemensstr. 76, wurde, ohne das wir von ihm und seinem Anhang persönlich was wußten, von uns schon 1913 unfrer Juden-sammlung einverleibt — bloß weil wir ihn in ▼ Des-soirs „Zeitschrift für Ästhetik“, 494 ff., hatten für den

„modernen Gassenhauer“ eintreten sehen, den vor allem Freund, Holländer, Oskar Strauß gemacht hatten. Wir sagten uns, für etwas kann sich nur einer, der mit der Masse zusammenhängt, erwärmen. Wie Recht wir hatten, bewiesen die Kriegsergebnisse, als 4 Jahre später Jan. 1918 vom Münchener Generalkommando neben den jüd. Haupttäbelsführern des Streiks, Eisner, Mühsam, 2 Schwestern Vandauer, auch Eugen Verchs Frau, geb. Sarah Sonja Rabinowitsch „als rabiate Parteipetroleuse sich gebärdend“ (Wahrheit 9/2 18) wegen Verdachts des Landesverrates festgenommen wurde. DuBl 8/2 18. — Ein geübter Blick kann schon aus der bloßen Gedankenwelt und Schreibweise eines Menschen die Art erkennen, namentlich, wo es sich um die allen Völkern entgegengegesetzte jüdische handelt. Dr. Eugen Verch erhob Ehescheidungsklage, weil seine Frau durch ihr Auftreten seine gesellschaftliche und berufliche Stellung gefährdet hätte. Sarah erhängte sich im Strafvollstreckungsgefängnis (Stadelheim) wenige Tage vor der 1. Verhandlung (Münch. Neueste N. 2/4 18). Als in der Kammer der Abgeordneten Sozialdemokrat Fiedelmann und Liberaler Löwened bemängelten, daß im Münchener Polizeibericht über die Verhaftung von Münchener Streikführern auch auf die jüdische Abstammung einzelner Verhafteter hingewiesen sei, erklärte Minister des Innern von Brettreich, daß diese Veröffentlichung von Personalien erfolgt wäre, damit die Allgemeinheit erführe, woher jene Personen kämen; nicht Einheimische, sondern Fremde hätten den Streik in München geführt!

Verch erhielt 19 einen Preis der bayerischen Akademie für „Die Verwendung des romanischen Futurums als Ausdruck eines sittlichen Sollens“, — ein 1917 von Karl Hofler gestelltes Thema.

↓Verchenfeld, Graf, O (▼?) Ellen Wymann; Ma: Frankfurter B.; Ministerpräsident; München. △WR, neue Folge 26, 1921.

Verchenthal, R., Dr. med., Arzt, Augsburg, — las 1913 in den „Münchener N. Nachr.“ die Anzeige: „Deutscher Arzt, Christ, möglichst Protestant, der etwas gelernt hat und es versteht, mit guter Klientele, zusammen mit den Hoteliers im Interesse des Ortes zu arbeiten, findet in Nervi (Genua) vorzügliche Existenz. Da sämtliche ausländischen Ärzte mosaisch, ist demselben die Unterstützung aller Hoteliers und Einwohner gewiß. Sichereres Einkommen 20—25 000 Lire. Italienisches Examen erforderlich.“

Die Leute wagten also, einen nichtjüdischen Arzt zu suchen. Verchenthal, auf dem Standpunkte, daß in der Heilkunde ein numerus clausus für Nichtjuden bestehe, schrieb am 2/12 1913 an den das Weitere veranlassenden Zentralverein jüd. Glaubens, Berlin: „Ich mache Sie hiermit auf einliegendes Inserat der „Münchener N. Nachr.“ Nr. 614 aufmerksam. Vielleicht ist es Ihnen möglich, die Autoren dieses Inserats (Einwohner und Hoteliers) zu eruiieren. [!] Hochachtend E. Verchenthal.“

Vering, Wilhelm Levy, Berlin, erhielt vom Justizminister den Namen Vering, Inform.-Nr. 15/5 1930.

Vernau, SM, Dr., Arzt, Glogau, hieß bis 1919 (DZB 29/4): Levy.

Verner, Josef Judah/Dsif, — \*1849 Werdhychew, JG. — redigierte 10 Jahre lang die Zeitung „Dnestri Byestnit“ und gründete 77 im russischen Türkenkrieg in Bukarest die „Zapiski Grazdhanina“; 80 schuf und leitete er eines der ersten jiddischen Theater in Odessa, wo er „Uriel Acosta“ und Erbe's „Jüdin“ aufführen ließ. Er korrespondierte 83/84 für das Moskauer tägliche „Kufliha Byedomosti“ und andere Blätter, schrieb auch hebräisch über die russische Judenfrage, und verfaßte jiddische Dramen, z. B. „Der Fetter Moshe Mendelssohn“, 89. — 02 #.

Veroy, gebor. Lewy; Jüd. Echo 1928 (WB 5/9): „Am Obersten Gerichtshof in New York hat ein Lewy um den Namen Veroy. Der Richter, selber ein Aron Lewy, fragte: „Weshalb wollen Sie nicht mehr Lewy heißen?“ — „Ich bin Elektrotechniker, und in meinem Beruf ist der prononciert jüdische Name ein schweres Hindernis für mein wirtschaftliches Fortkommen. Ich bin ein tüchtiger anerkannter Handwerker und Fachmann und bin es mir und meiner Familie schuldig, das ein-

zige Hindernis einer sicheren Karriere, meinen Familiennamen, aus der Welt zu schaffen und ihn durch einen weniger anstößigen zu ersetzen.“

Richter Aron Lewy stellte dann fest, daß Lewy ein Name ist, der jeden, der ihn trüge, mit Stolz erfüllen müsse: „Da jedoch Lewy diesem Namen entrinnen will, beweist er, daß er ein Feigling, ein kleiner Mensch ohne Mut und Selbstvertrauen ist, da Charakter und Mut notwendig sind, um Einflüsse zu bekämpfen, die der Bosheit und dem Vorurteil entspringen. Es ist kein Zweifel, daß Lewy die in der Bibel festgehaltene Tatsache nicht kennt, daß der Stamm Lewy sich niemals vor dem goldenen Kalb gebückt hat. Da aber Lewy mit seinem Ansuchen bekundet, welsch einen Charakter er besitzt, so erfülle ich sein Ansuchen, damit sein Volk ihn loswerde“ — und wir Wirtsvölker dafür mit ihm belaben werden.

Richter Lewy hat mit seiner schönen Rede aber zugleich die Gelegenheit benutzt, vor der Öffentlichkeit durch Abtanzung des angeblichen „Renegaten“ einen guten Eindruck zu machen und wieder mal vor uns die „sittliche“ Pflicht der Juden zu betonen, sich selber mit allem Drum und Dran auch treu zu bleiben. Dabei verschwieg er, wie unwesentlich bei einem Juden der Name und wie wesentlich bei diesen Sozialparasiten die Rasse ist.

↓Veroy Beauvion, Anatole de, Dr., UP (Geschichte), Paris, Philosemit, behauptete in der „Revue des deux mondes“ (15/2 1893): „die Juden werden in jede Nation innig aufgehen, die ihnen dazu Gelegenheit gibt“. In die französische sind sie schon so aufgegangen, daß von dieser wenig genug übrig zu bleiben droht, wenn der weiteren Verschmelzung kein Halt geboten wird.

Versner△, Alfons, \*1851, Major a. D., Berlin. — O Emmy Philippine, L. des mecklenburgischen Güter-schlächters ▼Jacobson Ilse spricht sich englisch aus: Dschätehsen, \*60 Charlottenthal, M.-Schwerin. — Alfons L. sollte wegen Erbschaftsangelegenheiten aus dem Heere, aber sein Sohn 1/2▼Kurt — \*83 Saarburg, Dr. jur., L. d. R. Hus. 8, Legationssekretär bei der Kais. dtschen Botschaft in Washington; Ehrenritter des Johanniter-O.'s, Bonner Preuze und Bekannter des Kronprinzen — erwirkte Entlassung des alten Herrn mit gewöhnlichem Abschied. Ein anderer Sohn, Horst — \*86 Köln a. Rh.; Obltnt. 1. Garde-Drig. — wurde nach Washington kommandiert. Ferner: Hof, \*93, Deuh. WM.

Vert, Richard, gebor. Levy, Dirigent: Opern- und Schauspielhaus, Hannover — kühlte 1921 (Sturm 29/9) wie Hiller u. a. an dem judenverhaßten Richard Wagner sein Mätschen durch einen verschändelten „Tannhäuser“ am 11/9: „Das war nicht Wagner und nicht seine Musik, es war ein übles Berrbild einer deutschen Opernmusik. Man kann schlecht glauben, daß es nur Vert'sche Unfähigkeit ist, die eine solche Karikatur Wagnerscher Musik zuwege brachte; es scheint bewußte Absicht vorzuliegen. So magt es ein Jude, an deutschen Kunststätten die Werte deutscher Künstler zu vergewaltigen, um sie dem Publikum zu verleiden. Aber noch etwas anderes kann Vert, nämlich die Oper „Prinzessin Dou Himara“ seines Freundes Bellez, ebenfalls Jude, anscheinend aus dem gesegneten Galizien, aufführen: Ritziß selbstler Sorte, aber trotzdem oder deswegen gut genug, dem hannoverschen Publikum vorgefetzt zu werden.“ — Jetzt dirigiert L. an der Staatsoper, Berlin.

Veisiziner, Damenschneider, Berlin. „Neues Wiener Journal“ 1928 (WB 17/6): „Typisch für seine Art, daß er sich als selbständiger Inhaber eines Modesalons nicht lange hielt. Er konnte schaffen, aber nie überlegen, rechnen. Wenn ihm eine Kundin in einem seiner Kleider gefiel, überließ er es ihr für einen Pappenstiel, nur weil er sie darin schön und vollendet aussehend fand. Hatte man abends eine große Premiere, ein Fest, einen Ball und es war alles da, bloß die Hauptsache nicht: das neue Abendkleid — so klagte man L. sein Geld. Und er half, rettete, ließ brave, barzahlende Kundinnen warten, weil er der Anprobe einer Intimen so lange assistierte, bis sie in dem ihrem Typ am besten zusagenden Kleid vor ihm stand. Zufrieden betrachtete er die Glüd-

liche, murmelte: „Na — denn gute Unterhaltung!“ und eilte in die Ankleidekabine der resigniert harrenden Frau Kommerzienrat zurück. Peter ▼Utenberg hätte seine Freude an ihm gehabt. Auch er hat eine fanatische Leidenschaft für den schlanken Frauentkörper, der für ihn Inkarnation seiner Träume ist. Ihn muß er in reizvollste Kleider hüllen, immer wieder probiert er die raffiniertesten Toiletten an ihm, und sein Schmerz ist durchaus nicht der des berechnenden Händlers, wenn er sehen muß, daß sich die seidene Pracht nicht zum Kauf realisieren läßt, weil das Portemonnaie der Trägerin zu klein ist. Er errechnet Minimalpreise — nur um einer Frau, die seinem Künstlerauge zusagt, den Einkauf zu ermöglichen.

Er ist wahrhaft ein Künstler. Er hat das nervöse Auge und die Phantasie des Malers, und seine Intuition in der Mode ist verblüffend: der Typ des großen Bohemiens, wie ihn Paris hat. An der Seine wäre sein Kreis bekannt wie er selbst. Man sieht die reizendsten, schärfmatesten Mädchen mit ihm abends in irgendeiner Ecke des „Casanova“, dem elegantesten Nachtlokal Berlins. Große, getuschelte Augen blicken ihn hingelassen an, Mädchen in allen Nuancen von Rot erzählen ihm ihre Sorgen und Erfolge. Berlin besitzt einen, der das Zeug in sich hätte, die Mode für Paris, Wien und London zu diktieren. Aber man macht nichts aus ihm, denn er macht nichts aus sich. Weil er eben bloß — der „Kleine Leschziner“ ist ...“

Leschziner, J., Zeitg., gab 1903 (Stbgrz 3/10) in den „3. Neuesten Nachrichten“ bekannt, daß am 1. und 2. Oktober seine Geschäftsräume wegen „bedeutender Ausdehnung“ seiner Abteilungen in der Herren- und Damenkonfektion geschlossen bleiben. Zunächst verschweigt er den wahren Grund des Geschäftsklusses, die jüdischen Feiertage und damit seine Zugehörigkeit zum Judentum; ferner nützt er während seiner Feiertage das nichtjüdische Personal aus, um sein Geschäft nachher besser im Gange zu halten.

Leselide, aus Vordeau, Privatsekretär Viktor Hugo's (Sb), dessen Handschrift er ganz genau nachmachte. Drumont 2, 324.

Leese, Die. Zeitschrift, München, brachte 1912 in ihrer „Schalksede“ u. a. den Volksvers:

„Der Jude schindet arme Leut',  
Das Jägerhorn bringt große Leut'.“

Qu. Geiger, der jüdische Literaturprofessor an der preußischen Universität Berlin, tabelte das im Axi, ohne sich vorher in Stadt und Land umgesehen zu haben, wo die Verhältnisse noch viel schlimmer liegen, als der Spruch besagte. Aber daß Arme von jüdischen Leuten geschunden würden, erklärte er für eine Verdrehung der Wahrheit. Der so gepöhlte Verlag entschuldigte sich öffentlich:

... der Beitrag steht doch unter „Schalksede“. Das sollte in unserem Sinne heißen, was man in früheren Zeiten den Kindern für Fabelverse beigebracht hat! Und wir glaubten, jeder, auch die Israeliten, werden die Empfindung haben, daß unsere Zeit gerechter und duldsamer geworden ist. Wir sehen allerdings ein, daß wir eine diesbezügliche Anmerkung hätten darunter setzen sollen, um jedes Mißverständnis von vornherein auszuschalten. ... Auch sonst haben wir keinerlei Unterschied gemacht in bezug auf Konfession oder Abstammung der Dichter und sind nicht einmal auf derartige Gedanken gekommen. Ferner legen wir Ihnen Nr. 28 der „Leese“ bei, woraus Sie ersehen können, daß in der engeren Leitung unserer Organisation alle Konfessionen vertreten sind. Wir dürfen annehmen, daß, wenn Sie die erwähnten Tatsachen gekannt hätten, Ihr Urteil über „Die Leese“ weniger einseitig gewesen wäre, und dürfen hoffen, daß Sie „Die Leese“ nun nicht mehr weiter an den Pranger stellen, sondern auch die guten Eigenschaften der „Leese“ in Ihrem geschätzten Blatt anerkennen. — In hochachtungsvoller Begrüßung! Redaktion der „Leese“ Georg Muschner.“ (Sb.)

Lesebücher, Deutsche. Dr. Billy ▼Blumenthal, WZ 28/2 1930: „Von allen Lesebüchern ist das deutsche Lesebuch das wichtigste. Es vermittelt den Schülern die ersten, entscheidenden Eindrücke von deutscher Dichtung,

die in den Hirnen der Heranwachsenden niemals verlöschen.“ „Bedeutlich sind Lesebücher, die mit Geschmackslosigkeit zugleich Verstöße gegen den Geist der Zeit enthalten und den jungen Menschen verhängnisvoll beeinflussen. In dem behördlich genehmigten und viel verbreiteten „Deutschen Lesebuch für höhere Schulen“ von Dedelmann-Johannesson (Weidemannsche Buchhandlung, Berlin 1927; neueste A.) findet der Leser in der Ausgabe für Quarta S. 164 ein Gedicht „Ostpreussisch 1914“. Der Verfasser ist — Rudolf Herzog (Sb). Gleich darauf folgt ein ähnliches nach Tendenz und Inhalt, betitelt: „U 9, 1914“. Im 2. Teil finden sich: „Kein schöner Tod ist in der Welt, als wer vom Feind erschlagen“, „Der Trompeter an der Raibach“, „Die Trompete von Bionville“, „Des deutschen Knaben Tischgebet“, und das Lesestück „Man an den Feind“ von Schreiner.“

Bl. hat kein Recht, über diese Dinge mitzureden, denn als deutsche Dichter und Soldaten die „beanstandeten“ Dichtungen schufen, saßen er und Genossen zum meist noch wo im Polnischen. Zum Schluß seines Schriebs winselt er: „Es scheint doch, daß hier dem Sinn der Erlasse und der Verfassung, die Unterricht und Erziehung der Jugend im Sinne der Völkerverständigung fördern, zuwidergehandelt wird, um so mehr, als man Gedichte und Lesestücke, die die andere Seite des Krieges zeigen, in fast allen Lesebüchern vergeblich suchen muß.“

„Wir wissen über die andere Seite wahrscheinlich besser Bescheid“, sagte der Alte Dessauer 5/4, „als die jüdischen Drückeberger: Wir wissen ganz genau, daß der Krieg eine schwere Prüfung und kein buntes Vergnügen ist. Aber wir haben Ehrgefühl und Mut, auch Prüfungen zu ertragen, die das Wohl kommender Geschlechter erforderlich macht. Es erscheint uns anständiger, unseren Kindern ein freies Deutschland zu hinterlassen, als einen Staat, der von der Gnade der anderen lebend, in seinem Inneren von einem Ungeist verpestet wird, wie er uns tagein, tagaus von zugewanderten Ortsfremden verkündet wird.“

Leser, Emanuel, Uß, 1849 Mainz — 14 Heidelberg, Kaiserstr. 2. G: Rfm. Leo R. // Olga Oppenheimer. O Jda Kohr. R: Sophie \*76, f, O Prof. Willstätter; Walter \*77, Ober-Umschlichter; Guido \*83, Ger.-Assess. B: Nader; Adam Smith; Hypothekbankanten und ihre Jahresabschlüsse. S: William Stafford; Malthus; ▼Ricardo.

Leser, Viktor, österr.-ung. Bizekonsul, Mannheim 1914. Lesesaal, „russischer“. — Adolf Jacob in der „Frankfurter Z.“ 1906 (DfBl 19/9): „Im russischen Lesesaal in Zürich. — Todesmut und Begeisterung für die Sache, für die Befreiung Rußlands, saugen die russischen Revolutionäre, die das Glück haben, sich einige Zeit in den europäischen Kulturstaaten aufzuhalten, aus „illegalen“ Büchern, Broschüren und Zeitungen, die sie hier in Mengen vorfinden. — Eine große Zahl der Märtyrer und Helden der Revolution hat die Lust dieser „Lesesäle“ in sich eingesogen“, die sie als Blaukreuzgas giftig über die armen Russen 1917 abließen.

Lesinne, j: Schulasten mit dem gelbsten Gelde; Landenkasse, deren Bestehen, mittels einer Leimrute, eine Klasse von Gaunern (Stipper) besonders exerziert. — Thiele G.

Leskowitz, Dresden, steht an der Spitze von 27 großen Abzahlungsgeschäften in Ostind. Sein jährliches Einkommen ist 800 000 M., weil in diesen Geschäften sehr hohe Preise für alles bezahlt werden müssen, und die wegen ausgebliebener Matenzahlung genommenen Gegenstände ein wenig aufgefressen, sofort wieder neuen Käufern aufgehängt werden, Stoltheim 109.

Lesner, Jacobo und Elsa, \* Polen, 1928 Buenos Aires verhaftet, versuchten sich in Argentinien über Uruguay einzuschmuggeln. Flammenzeichen 30/3 29.

Lesz, Emil, Dr., Ud (Meteorologie), Landw. Hochschule, Berlin. DfWe 1910, 11.

Lesse, JH, Berlin, Mitverfasser des verhängnisvollen Aktiengesetzes 1869/70! Glagau.

Lessen, Ludwig, gebor. Salomon, R: illustr. Wochenschrift „Neue Welt“, Berlin. — \*1873 Lessen (!), Westpr.

B: Kosmische Kränze; Fadeln; Achtung Bombe! Schw.; Mimosen, Erz.; Agitator wider Willen; Aus Tag und Tiefe. — Nr. 84.

L. schrieb außerdem „Bignetten“, Ged.; „Kottoller“, Schw. und Reiseschriften (vgl. Bartels DDB 3, 840).

Deffer, Assessor, verurteilte 1901 (Stbgrz 30/1) als Vorsitzender des Gerichtshofs, Berlin, den Rfm. Arthur ▼Glatauer, gen. Glator, der in einem Gasthause Herrn v. △Mosch, Vorsitzender des „Deutschen Volksbundes“, einen „Zuchthausbruder“ genannt hatte, zu ganzen 50 M. — Er verurteilte ferner die Privatliere Ernestine ▼Collin geb. Levin, weil sie einer △ Frau im Zoo, die sich nebst Kind gerade niederlassen wollte, mit dem Vorwand „Der Stuhl ist besetzt“, die Sitzgelegenheit weggerissen und die Golsche geohrfeigt hatte, zu 20 M. — WM.

Deffer, preußischer Staatsanwaltschaftsrat. Am 22/2 1926 wurde in Alt-Landsberg der Nationalsozialist und Frontbann-Mann Fritz Krenz von ↓Reichsbannerleuten ermordet und der Kopf zu Drei zertreten. Gegen Kameraden des Ermordeten, die ihm zu Hilfe eilen wollten, wurde Landfriedensbruch anhängig gemacht: sie wurden verurteilt und nur durch eine Amnestie vor Kerker bewahrt. Die Mörder ließ man laufen, keine Staatsanwaltschaft krächte nach ihnen; dagegen ließ sie dem Ermordeten den Kopf abschneiden und aufbewahren, während man den Eltern den Kumpf zur Beerdigung freigab. Wer weiß, welche dunklen Wünsche der Staatsanwalt damit befriedigen wollte? Jedenfalls machte er keinen Gebrauch davon, den Kopf als Beweismittel gegen die Täter zu verwenden. Als der Verteidiger der Nationalsozialisten den Kopf zur Entlastung für die Angeklagten werten wollte, wurde er unterbrochen; das gehöre nicht zur Sache.

Am 21/6 27 wandte sich der Vater des ermordeten Krenz an die Staatsanwaltschaft und bat um Herausgabe der beschlagnahmten Kleidungsstücke und des Kopfes. Man antwortete: Von einem Vorgang Krenz sei nichts bekannt. Ob er Beschuldigter gewesen sei? — Also dieselbe Staatsanwaltschaft, die über ein Jahr lang den Kopf des K. geheimnisvoll aufbewahrt, weiß nichts von einem „Vorgang Krenz“!

Nach nochmaliger Erinnerung am 4/7 27 schwang sie sich am 15/7 auf: „Auf das Schreiben vom 4/7 ergeht die Nachricht, daß eine Herausgabe der Kleidung und etwaiger Körperteile, die vielleicht noch aufbewahrt werden, nicht erfolgen kann, da das Urteil noch nicht rechtskräftig ist hinsichtlich aller Ange-

klagten. Ein Angeklagter, Hermann Seidler, hat Revision eingelegt.“ Der Kopf also durfte zwar in dem ganzen Prozeß gegen die Kameraden des Krenz keine Rolle spielen, aber herausgegeben werden konnte er nicht!

Dann erhielten die Eltern des Erschlagenen am 26/6 1928 ein unerhört rohes Schreiben des Oberstaatsanwaltes: „In der Strafsache gegen Langner und Genossen wegen Landfriedensbruchs werden Sie aufgefordert, die hier, Turmstraße 91, 3. Stock, auf Zimmer 549 befindlichen, Ihrem verstorbenen Sohne gehörigen Kleidungsstücke u. a. binnen 1 Woche unter Vorlegung dieses Schreibens in den Vormittagsstunden in Empfang zu nehmen. Der Schädel befindet sich im Institut für gerichtliche Medizin, Hannoversche Str. 6. Eine Aushändigung desselben an Sie ist nicht zulässig. Falls Sie ihn beerdigen wollen, werde ich veranlassen, daß er der von Ihnen zu bezeichnenden Friedhofsverwaltung übersandt wird.“

Im Auftrage:

gez. Deffer

Staatsanwaltschaftsrat.“

Der Führer der Nationalsozialistischen Landtagsgruppe, Wilhelm Kube, stellte die kleine Anfrage: „Am 24/2 26 wurde der Nationalsozialist Krenz in Alt-Landsberg bei Neuenhagen von Mitgliedern des Reichsbanners ermordet. Der Kopf des Krenz wurde von Mitgliedern des Reichsbanners Schwarz-rot-gold zu Drei getreten. Die Staatsanwaltschaft gab die Leiche ohne Kopf zur Beerdigung frei.“

Nach 3 Jahren teilt die Staatsanwaltschaft mit, daß die Überreste des zerstampften Kopfes den Eltern übergeben werden könnten.

Ich frage das Staatsministerium:

1. Ist dem Preussischen Justizminister Dr. Schmidt der Vorgang von Alt-Landsberg bekannt?

2. Hat das Preussische Justizministerium anlässlich der Ermordung des Nationalsozialisten Krenz durch Mitglieder des Reichsbanners ebenfalls einen besonderen Kommissar zur Untersuchung bereitgestellt, wie das durch den Dr. Schmidt im Falle Schmelzer-Urensberg geschah?

3. Falls nein, welche Gründe hat das Preußische Justizministerium für diese unterschiedliche Behandlung vorzubringen?

4. Ist den Eltern des Renz eine Entschädigung von 40 000 Mark durch das Reichsbanner gewährt, wie es umgekehrt der Familie des Landwirts Schmelzer in Arensdorf demselben Reichsbanner Schwarz-rot-gold gegenüber auferlegt worden ist?

5. Wenn nein, welche Gründe kann das Preußische Justizministerium vorbringen, um diese unterschiedliche Bewertung des Lebens eines von Mitgliedern des Reichsbanners ermordeten Nationalsozialisten gegenüber dem erschossenen Mitglied des Reichsbanners Schwarz-rot-gold zu rechtfertigen?

6. Willigt das Preußische Justizministerium das Verhalten des Staatsanwalts, der den trostlosen Eltern des R. drei Jahre nach der Ermordung ihres Sohnes durch Mitglieder des Reichsbanners geschäftsmäßig den von den Mitglieder des Reichsbanners Schwarz-rot-gold zerstampften Kopf ihres Sohnes wieder zur Verfügung stellt?

7. Wie vereinbart sich das Verhalten dieses Staatsanwalts mit den christlichen Grundsätzen des Preußischen Justizministers Dr. Schmidt?"

Abgeordneter Kube im Preußischen Landtag, 6/3 1929 (WB 12/3): „Ich erinnere an den berühmten Lesser bei der Oberstaatsanwaltschaft in Berlin, von dem wir wissen, daß er von vornherein mit bestimmter Marschroute in jedes Verfahren den politischen Charakter nachforsch hineinträgt. Vielleicht werden wir ihn eines Tages als hohen Richter wiederfinden. Jedenfalls gibt sich dieser junge Mann Mühe.“ (Vgl. auch Fr. 12/29).

Lesser, früher H: Hamburger Grundeigentümer-B. 20. H.

Lesser, Adolf, StreIno (Posen), Stadtverordneter, — „feierte sein 25. Jubiläum als Vorsteher der j. Gemeinde. Diese veranstaltete ein Festessen, bei dem der Ortsbürgermeister mit 2. Brüderschaft trank, um „das gute Einvernehmen zwischen den Angehörigen der verschiedenen Konfessionen“ zu beweisen. Weiß der Bürgermeister noch nicht, daß es eine jüdische „Konfession“ überhaupt nicht gibt?“ DfBl 24/11 1898.

Lesser, Adolf Paul, UP (gerichtl. Mediz.), Gerichtsarzt, GMA. — \*1851 Stargard, Pomm. G: Arzt Dr. S. S. // Kosalle Pld. — 86 Stadtphysikus. O 89 Minna, T. d. Konsuls Kopp, Frankfurt a. M. R: Walter 91; Marie 95. — Breslau XIII., Kaiser-Wilhelm-Platz 1.

Lesser, Alex. „Hutbnig“ und Kriegervereinsvorsitzer, Paderborn. Im „Westfälischen Volksblatt“ 1914 läßt die „Westwacht“ [Angehörige des 16. Armeekorps] zu Kaisers Geburtstag ein: „Antreten der Fahnen-deputation vor der Synagoge“. Der Verein zählte etwa 100 Mitglieder, davon 4 jüdische, wovon wieder bloß 2 den Vorstand mitbelleiteten. In der Anzeige stand auch: „Güte sind beim Kameraden Lesser zu haben“, — als ob also der ganze Verein schnurstracks in die Synagoge hätte geführt werden sollen, in die man ja nur mit Güten auf dem Kopf darf. Aber schon das Antreten der Veteranen vor dem jüdischen Bau, soll den sonst viel vertrauten Westfalen unangenehm gewesen sein.

Lesser, Alexander, polnischer Historienmaler und Kunstkritiker. 1814–84 Warschau. B: Davids Dank für seinen Goliathsieg; 40 Porträts polnischer Könige. JG.

Lesser, Alfred, 1870–15; Architekt, Baurat, künstlerischer Vertreter von Cadinen. „L. hat unter andern Auszeichnungen auch vom Kaiser eine goldene Busennadel in Form des Reichsadlers mit Brillanten besetzt als Anerkennung seiner Leistungen erhalten“, Ko. Mitinhaber der Fa. Hardt & Lesser, Atelier für Architektur und Bauausführungen, Berlin. — 2–0,15—. O Else Bellmann. — BT 10/8 15: „... Unter seiner Leitung stand der Bau des Cadinen-Saales, im Weinrestaurant Kempinski, ebenso der Bau des mit Cadinen-Majolika ausgestatteten Trauungs-saales in der Synagoge in der Fasanenstraße. Das Schloßhotel in Gotha ist nach seinen Plänen errichtet, ebenso die Villa in Langfuhr, die der Kronprinz und die Kronprinzessin bewohnten. Lesser hatte sich in den letzten Jahren damit beschäftigt, in der Umgebung der Berliner Heerstraße eine Anzahl Villen zu errichten.“

Lesser, Edmund, UP (Syphilis), Dr., GMA, Dir: Poliklinik für Haut und Geschlecht; 1852 Neße — 18 Berlin-Grunewald, Wernerstr. 17. O Luise Polod [Pol-lad]. R: 1. Udele; 2. Anna, O Richard Freiherr von Stetten; R: 2. WM.; 3. Gertrud. — B: Lehrbuch der Geschlechtskrankheit, 10. U., 00; Ausschlagkaiser des Mittelalters.

Lesser, Ernst, \*1879, Dr. med., Ud (Physiol.), Halle.

Lesser, Ernst J., Dr. med., Mannheim, — erhielt 1914 von der preuß. Akademie der Wissenschaften für Arbeiten über dia-statische Fermente und Glykogen 1900 Mark, — Leipziger Neueste 6/7.

Lesser, Friederike, geb. Dufresne. B: Führer der Jungfrau und Frau; neu bearbeitet von Elise Freyburg (Thümmler), 7. Aufl., Erfurt 1893.

Lesser, Hermine, Frau, Frauenrechtlerin, Vorsth: Rechtschutzstelle für Frauen, Charlottenburg, Joachimstaler Str. 39. 1914.

Lesser, Ladislaus Leon, Jrhr. von, Dr., UP (Chir.), Divisionsarzt, Leipzig, Schwägerichstr. 1 (f. Levi Lesser), \*1846 Warschau. 70/71 war Ladislaus dtscher Militärarzt. 92 O Hedwig, T. d. Obersten und Bezirkskommandeurs v. Ditzewitz. B: 5 Jahre Poliklinik; Seehospize für Kinder; Platt- und Schweißfuß. Er hat das G. R. II. am weißen Bande. Olagau: „Von Freiherrn von L.'s Ruhme ist das „Physiologische Archiv“ voll. Da wird denn auf Grund von Versuchen mit 40 Hunden etwas nachgewiesen, wovon ein Straßburger Gelehrter durch Versuche an 50 Hunden das Gegenteil erwiesen hat; und das nennt man Opfer der Wissenschaft.“ — v. L. stand (vgl. Birchows Archiv 12/2 80, S. 248–01) im pathologischen Universitätslaboratorium der Zu. Cohnheim und Weigert folgenden Versuchen nahe: S. 248. „Nicht minder reichhaltig ist die Verbrennungsliteratur. Trotzdem bietet der rasche Eintritt des Todes nach ausgedehnten Verbrennungen noch heute viele unaufgeklärte Momente.“

S. 249. „2 weiteren Hunden das Rückenmark zerschnitten, nach mehreren Wochen wurden sie verbrüht. Die Tiere überlebten die Verbrühung 6 bis 10 Tage (!) und gingen dann unter stetem Sinken der Körperwärme septisch zu Grunde. 3 andere Hunde, denen das Rückenmark durchschnitten, überlebten die folgende Verbrühung 3 Tage, 1 Woche, 3 Wochen.“

S. 251. „Zahlreichen Kaninchen das Rückenmark durchschnitten. Allein nach der Rückenmarkdurchschneidung



pflegen die Tiere langsam abzusterven.“ (Vgl. v. Lesser, „Arbeiten der physiolog. Anstalt zu Leipzig 1878“.)

§. 252. „5 Stunden das Rückenmark durchschnitten, später verbrüht. Überleben die zweimalige Verbrühung 6 und 10 Tage.“

§. 253. „Ein großer Schäferhund ging 36 Stunden nach 3maligem Eintauchen des Hinterkörpers in siedendes Wasser zu Grunde.“

§. 254. „Kleiner lebhafter Hund wird mit Zwischenpausen von 4, 21 und 15 Minuten 4mal verbrüht. Stirbt in der folgenden Nacht.“

§. 267, Versuch 47. „Ein junger, lebhafter, sehr munterer Hund hatte vor 31 Tagen die Blutinfusion aus einem verbrühten Hunde überstanden, wurde in siedendem Wasser verbrüht. Nach 20 Stunden tödlich verblutet.“

§. 269. Versuch 21. „Kaninchen verbrüht. Das Tier stöhnt. Nach 1 Stunde 10 Min. verblutet.“

§. 270. Versuch 31. „Hund um 11 Uhr 15 Min. aufgehunden. 11 Uhr 50 Min. 30 Min. lang in siedendem Wasser verbrannt. Am nächsten Tage mürrisch, sehr niedergedrückt, keine Freßlust. Tod 44 Stunden nach der Verbrennung.“

Versuch 26. „Kleiner, junger, munterer Hund. Stirbt 8 Stunden nach der Übergießung mit siedendem Wasser.“

§. 276. „Junger, lebhafter Hund wird einer Transfusion des Blutes eines verbrühten Hundes unterzogen. Nach 4 Tagen sehr matt, schwankt auf den Füßen (verhungert?), wird getötet.“

Versuch 26. „Hund stirbt nach 8 Stunden.“

§. 281. „Junger, lebhafter Hund, am vierten Tage nach der Verbrühung getötet.“

§. 309 bekennt Dr. von Lesser: „Die experimentelle Prüfung obiger therapeutischer Vorschläge habe ich unterlassen. Solche Experimente gehören ans Krankenbett, nachdem die wissenschaftliche Forschung durch Tierversuche ihre Berechtigung nachgewiesen hat.“

Dazu bemerkte Böllner, Mißbrauch der Vivisektion 1885, S. 394: „daß ein hochgebildeter Arzt, dem wir die aus obigen Experimenten von Dr. von Lesser gefolgerten therapeutischen Vorschläge mitteilten, dieselben als eine Ausgeburt des höheren Verstandes bezeichnete! Indem wir diese Experimente des Dr. v. Lesser der öffentlichen Beurteilung übergeben, wollen wir zur Charakteristik der Grausamkeit seiner Versuche unseren Lesern noch folgende Zitate aus den Schriften zeitgenössischer Vivisektoren in Erinnerung bringen:

Chons Methodik der Vivisektionen (Gießen, 1876). S. 522: „Die Entfernung der Rückenmarkshäute ist die zarteste und vielleicht wegen der ganz außerordentlichen Empfindlichkeit derselben die für das Tier eingreifendste Operation.“

Wüllers Archiv für Physiologie, Bd. 8, S. 468: „Die Durchschneidung des Rückenmarks ist eine fürchterliche Operation, denn wie viele sensitive Teile werden dadurch zerquetscht und in einen entzündlichen Reizungszustand versetzt!“

Die von Dr. v. Lesser ausgesprochene Empfehlung des Experimentierens am Krankenbett, um die Wichtigkeit seiner aus Tierversuchen gefolgerten Schlüsse zu erproben, bestätigt aufs neue die traurige Wahrheit, auf die wir schon wiederholt im „Androclous“ hingewiesen haben und wegen deren furchtloser Aussprache wir vom Organe der Vivisektoren, dem Leipziger Tageblatte, mit einem so wutentbrannten Angriffe beehrt worden sind: daß nämlich manche Ärzte, die ihre Erziehung im vivisektorisches Laboratorium, der Erstidungsstätte alles Mitleidsgefühls, genossen haben, die armen Kranken in den Hospitälern — natürlich nur solche, die gratis behandelt werden, also die armen unglücklichen Proletarier — nur als menschliches Versuchsmaterial betrachten, an welchem ihre vivisektorisches Studien fortzusetzen sie für eine vollständig erlaubte Sache halten.“

Es weht wie Blutsgeruch des Satans um die Gegengasse, die so wahnsinniges, gedehntes, zweckloses Leiden über Gottes arme Kreatur zu verhängen magt. Hatte sich Oberst v. Diszewski wohl recht überlegt, wen er bei der Verheiratung seiner arischen Tochter zum Träger seines Blutes, seiner Entel, machte? Vielleicht würde er

sich damit entschuldigen, daß der Freiherr v. L. sich zur Zeit der Verlobung noch nicht so naturfönderisch entwickelt hatte.

Lesser, Levi, Banthäusler, Warschau, †1870. O Rosa Löwenstein. R: 1. Sigismund Karl Noel L., 18—96, diente in der engl. Miliz, wurde päpstlicher Graf und Kammerherr, war auch 2mal mit Gräfinnen verheiratet und reiste viel. 2. Stanislaus L., 17—90, sächs. und bahr. Generalkonsul; O Emilie Hirschendorf; wurde 76/77 russischer, meiningenscher, belligischer Freiherr und hatte viele Kinder, darunter Ud Ladislaus L. und Dr. phil. Kasimir L. G.

Lesser, Louis, Neustadt 1850, — „dtischer Soldat“, war 18/11 1870 mit bei einer Patrouille, die einen Franktireurhüuptling fing. Die amerikanische „Jewish Encyclopedia“ widmete dieser Heldentat eines „Dtichen“ als etwas Unerhörtem, ganze 9 Zeilen. — „Gefangennahme eines Franktireuroffiziers durch den Dragoner Louis Lesser aus Berlin“, betitelt sich auch eine Frankfurter Ansichtskarte, 1901. — Vgl. Haas.

Lesser, Lu. (Ludwig Lieber), JG, 1802—67 Berlin. Er wurde 18 Lehrling bei dem Banthäusler Oppenheim, und war seit 22 Mitarbeiter an den meisten Berliner Zeitschriften, R bei „Saphirs“, „Schnellpost“ und „Courier“ und Mitbegründer von dessen „Literar. Sonntags-B.“ (27) und des Jüd. Kultur-B.'s, Jüd. Reformgemeinde und „B.'s zur Unterstützung jüd. Lehrer“, ferner langjähriger Sekretär der Gesellschaft der Freunde, Berlin. Er erhielt von Friedr. Wilh. III. die Gold-Medaille für Kunst und Wissenschaft. B: „Ausgewählte Dichtungen, 70, im Verlag seines Sohnes Richard L.; Freskogemälde und Genrebilder 33.

Als „Petrarca“ saß L. zeitweilig der Berliner „Lunel“-Gesellschaft vor, der auch Fontane (fd) und Heße (fd) angehörten.

Lesser, Max, ausländischer Korrespondent: Neues Wiener Tageblatt (Wien), Charlottenburg, Knefbedftr. 20/21. B: Juden in moderner Rassenlehre, Jüd. Verlag. 1911.

Lesser, Max, Jurist, Berlin, schrieb 1871 „Studenten im Felde“, einen Bierakter, der auf der großen akademisch-patriotischen Feier im Viktoriatheater Berlin nach dem Frieden von den Studenten aufgeführt wurde. Vulthaupt, Driefe, S. 13: „Das kleine Werk, weislich dramatisches Gemälde betitelt, hat einen sehr starken Fehler. Es verwechselt vor allem den Begriff des unglücklichen Zufalls mit dem der „Schuld“ und paßt mit seinem sentimentalen Grundton übel zu dem frischen Geist der freiwilligen Scharen von 1813. Die hyperbolische, aber wohlklingende Sprache, einzelne starke Effekte, sogar eine Sterbeszene, verfehlten ihre Wirkung jedoch nicht.“

Warum wars wiederum ein Jude, der in geweihter Stunde zum deutschen Volke sprechen mußte? Es gab doch genüß auch deutsche Dichter, die etwas bereit hatten, aber eine Gelegenheit zu glänzen hat man immer grundfähig den Juden trotz aller mangelnden Talente überlassen. Dafür sorgten schon Rassegenossen in den vorberatenden Festausschüssen oder sonst hinter der Szene.

Lesser, Max, Kanonier, wurde Januar 1914 stüchtg. „Es wird ersucht, ihn zu verhaften und an das 1. Thüringische Feldartillerie-Regiment Nr. 19, Erfurt, oder an die nächste Militärbehörde zur Weiterbeförderung abzuliefern. Beschreibung: Alter 20¾ Jahre, Größe 170½ Zentimeter. Statur: kräftig. Haare: dunkelblond. Augen: braun. Mund: etwas aufgeworfene Lippen; englisch geschnittener Schnurrbart. Gesichtsfarbe: auffallend rot. Besondere Kennzeichen: Schielt etwas auf einem Auge. Kleidung: Dienstrock (gestempelt IV. Garnitur), Dienstunterhose, sonst eigene Bekleidungsstücke, auch eigene Waffe.“

Offentlich hat Max vor dem Kriege nach Erfurt wieder zurückgefunden, um durch tapferes Verhalten vor dem Feinde seine Ausreißerei im Frieden wieder gut zu machen. Oder hatte der Jude eine Ahnung, daß es bald lösginge, und es besser sei, sich rechtzeitig aus dem Staube zu machen?

Lesser, Richard, \*1855 Königsberg, Kolonialpolitiker. B: Wegweiser aus der alten zur neuen Heimat. —

UG, Jan. 87: „Eine neue jüdische Etappe. Die früher halb antisemitische, von Gg. Brückner herausgegebene „Deutsche Weltpost“ ist seit Neujahr in die Hände eines jüdischen Konsortiums übergegangen. Wir müssen diesen Schritt als Verrat an der nationalen Sache bezeichnen. Da auch die „Dtische Kolonial-Z.“ von einem Juden (Mich. Lesser) redigiert wird, sind die Deutschen draußen in den Kolonien, die hauptsächlich die Leser jener Blätter bilden, durch das Zwischenschleichen von Juden vollständig von ihrer Heimat abgeschnitten!“

Lesser, Richard, s. Du. Lesser.

Lesser, Sophie (Lisa Seiler) \*? Wien. G: Stantslaus L. (Sb). Lehrerin. B: Frau gegen Alkohol. Ue: Fermé; Pierre Maël. — Berlin.

Lesser, Stanislaus, Ko; Dir: Dtches Theater, Budapest. \*1840 Warschau. — O Anna Kiefling. Er schrieb Dramen: Sklave; Mädchenschwüre; Raben. In den 1870er Jahren war er bei den Meinungen, und als „Mann von stattlicher Figur und orientalischem Typus mit einem etwas polnisch gefärbten Sprachklang besonders bei der Presse sehr geschätzt.“

Herr Stanislaus Lesser  
Spielt alle Tage besser,  
Ja, er spielt sogar besser,  
Als Stanislaus Lesser,  
Denn es sagt von ihm die Schrift,  
Daß er sich selber übertrifft.“

M. Grube, Jugend, S. 65. —

Seine Frau, \*1842 Berlin, gründete die akadem. Kammermusikonzerte „Wiener Volksquartett“, und veranlaßte den preußischen Minister die Gründung der „Ges. des Weißen Kreuzes“ zu übernehmen; 85 eröffnete sie den Vegetarianerkongreß zu Wien mit einem Vortrag. B: Frauenfragen; Novellen; Dramen. L: Sophie Lesser (Sb).

Lesser & Augensfeld, Fa., Wien. SG 2, 470.

Lesser & Liman, Berlin, weitverbreitete Musikverlei, — bot sich 1904 (DfBl 3/9) einer deutschen Firma in Hohenlimburg, Westf., an als: „Bureau de renseignements commerciaux de Lesser et Liman, gez. Raj. Maison fondée en 1862. Département spécial pour recouvrements, Francfort s./M., Berlin W., Charlottenstr. 32 a, Hamburg, Köddingsmarkt 13, Wien 1, Franz-Josephs-Quai 51.“ — Der einstige Inhaber Friß Lesser wurde von der Wahrheit 24/1 1914 als „miser Boff“ charakterisiert, während Joseph Schauer, Mitinhaber, unter dem Verdacht des Raubmordes an Mutter und Schwester in Wiedenbrück, Westf., gesucht wird. Dann trat als Leiter Dr. Vely ein.

Lessing, Kleinpaul, Deutsche Personennamen, S. 66, 82, erklärt: „Wie Bating von Vater usw., ist Lessing von Lesser ein Deminutiv (Schmeichel- oder Rosenname) oder ein Patronymikon, um die Abstammung von Vater oder Mhn zu bezeichnen. — Lessing ist: ein kleiner Lesser. Dieses Lesser, jüdisch Leiser und Löser, ist Lassar, engl. gesprochen Lesser, und das ist Lazarus, die lateinische Lautgestaltung des hebräischen Namens Elieser, Elieser = Gott ist mein Heil.“

Lessing. — pp. Cohn erhielt vom Reg.-Präf. in Potsdam 12/7 1907 den Namen „Lessing“.

Lessing, JM, Berleg. d. Boff. B. † 1911. — Berlin. Paasch: „Bei L., einem Judenproß, an dessen Türe die bekannten drei Ringe der religiösen Toleranz prangen, bricht das christlich-sittliche Gefühl plötzlich so heftig hervor, daß er entdeckt, daß einer der Mitarbeiter der Boff. B. Jude ist, und denselben deshalb ohne weiteres an die frische Luft befördert.“ Wer war der schnell Beförderte? WM.

Lessing, Alfred, Wwe., gebor. Ohn, #, Millionärin, Düsseldorf, Feldstraße. R: 1. Gustav, \*1874, O▼L. des UP Kiegel in Gießen; mehrere Kinder. 2. Walter, \*77, O△L. der Frau GM Waldbecker, Vorsitzerin der DG d. Dtsch-Evangelischen Frauenbundes, Düsseldorf, Schäferstr. 8. — Mutter Lessing wurde in ihrer Jugend als „romantische Schönheit“ von den harmloseren Teilen der leicht erregbaren Düsseldorfer Künstlerschaft und Gesellschaft gefeiert. Wie alle Jüdinnen, wurde sie schnell häßlicher, hatte nach Augenschein durch unsere Gewährs-

leute 1920 recht scharfe, geierhafte Züge bekommen und bildete mit ihren beiden Söhnen die Firma: B. M. Ohn, Großhandlung in Eisenbahnstoffen, mit Grundbesitz zu Hßel, einer zukunftsreichen Villenkolonie am Rhein.

Lessing, Benno, Anton und Otto, Hopsenhändler, GRM Benno ist Millionär; Mgl. d. Handelsgremiums; alle 3 sind Teilh. von Lessing & Söhne, Bamberg, Promenade 6, und Hamstr. 33 und 31.

Lessing, Bruno = Rudolf Bloch.

? : Lessing, Gotthold, Ephraim, deutscher Dichter, 1729—81. Vorposten: „In einer ähnlichen Verfassung, wie Moses Mendelssohn (Sb) Oktober 1743 am Rosenthaler Tore Berlin, traf Dezember 1748 ein anderer Jüngling von 19 Jahren in Berlin ein: Ohne Mittel, in dürftiger Kleidung betrat L. die Residenz, nachdem er kaum 2 Semester in Leipzig „studiert“ hatte. . . Schon 51 wurde er durch Vermittlung seines verbummelten Freundes Mhlius als Schriftleiter bei der Rüdiger- (später Bossischen-) Zeitung angestellt. Er lernte den Mendel beim Schachspiel kennen und schloß Freundschaft mit ihm.“

Bewußt oder unbewußt hat L. von da ab das Judentum verherrlicht. Den ersten Versuch machte er mit den „Juden“, Vorläufern des Nathan. . . Ein reicher Jude gibt das Beispiel edelmütigster Feindesliebe und zwingt den Vertreter des Christentums zu den Worten: „O, wie achtungswürdig wären die Juden, wenn sie alle Ihnen glichen!“

Der Jude hätte nun mit Hoheit sagen müssen: „Bitte sehr, gegen die anderen bin ich ein reiner Waisenknaube!“ Das Wort fällt nicht.

L. lernte schnell, und alles, was er selbständig geschrieben hat, gilt der „Aufklärung“ und der „Humanität“. . . Es ist lange darüber gestritten, ob L. selber Jude gewesen sei. Bis jetzt wurde es nicht nachgewiesen. Sein Stammesbaum bis ins 16. jh. weist christliche Vorfahren nach und zuletzt einen schlesischen Weber. Wahrscheinlicher klingt seine Bestechung durch jüdisches Geld. Schon bei Lebzeiten wurde ihm vorgeworfen, die Amsterdamer Juden hätten ihm 1000 Dukaten für seine Schrift bezahlt. Lessings Ableugnung klingt nicht sehr glaubwürdig. Auch der Kriegsrat Marsch in Darmstadt, Goethes Freund, warf Lessing Bestechlichkeit vor, der schon als junger Student schwer beschuldigt vor seinen Gläubigern aus-

Leipzig floh und später ein leidenschaftlicher Glücksspieler war.

L.'s Verbindung mit dem Judentum war vielseitig. Am 7/11 1760, wenige Tage nach seiner Ernennung zum auswärtigen Mitglied der Berliner Akademie, verschwand er plötzlich ohne Abschied, um 4 Wochen später als Sekretär bei dem tapferen Verteidiger Breslaus, Generalleutnant von Tauenzien, aufzutauchen. Die Korrespondenz über militärische Angelegenheiten und mit den Münzjuden Ephraim und Jzig, deren Operationen Tauenzien als Münzdirektor zu überwachen hatte, war in ein paar Vormittagsstunden erledigt. L. besaß Muße genug zum Besuch von Schuch's Theater, zu Beschlagen und zum Spiel mit Offizieren. Er konnte das schlechte Geld des Königs (d. h. der Juden) unter die Leute bringen, mit Genossen verschwenden und seltene Bücher aufhäufen. Vor seinem Abschied von Berlin hatte er nur gesagt, daß er nach dem 30. Jahre nicht nur seinen Kopf, sondern auch seinen Beutel zu füllen bedacht sein müsse. „Ich will mich eine zeitlang als häßlicher Wurm einspinnen, um wieder als glänzender Vogel ans Licht kommen zu können“, lautete eine hinterlassene Notiz. Goethe sagte über L.'s Breslauer Zeit: „L., der im Gegensatz zu Klopstock und Gleim die persönliche Würde gern wegwarf, weil er sich zutraute, sie jeden Augenblick wieder ergreifen und aufnehmen zu können, gefiel sich in einem zerstreuten Wirtshaus- und Weltleben, da er gegen sein mächtig arbeitendes Innere stets ein gewaltiges Gegengewicht brauchte.“

Noch heute ehrt die Judentumsliebe L. als erfolgreichen Vorkämpfer, mehr denn Moses Mendelssohn. Nathan der Weise wurde von Simon Bacher ins Hebräische übersetzt (Wien 1866), und die 100jährige Feier seines Erscheinens vom „B. zur Verbreitung der Wissenschaft des Jdtms“ 1879 glänzend begangen. Im Bnei Brith sind „Lessinglogen“. Ein Beweis jüdischer Anerkennung bietet die Schrift von Gabriel Neyer: „Einige Worte über L.'s Denkmal an die Israeliten Deutschlands“, Frankfurt a. M. 1838, an-

geregt durch den Aufruf einiger Verehrer L.'s in Braunschweig vom 15/4 37 zur Errichtung eines Denkmals in der Stadt Heinrichs des Löwen, wo er zuletzt gewirkt hatte.

L. hat Anspruch auf jüdische Dankbarkeit, wir Deutschen sollten aber endlich in ihm den Gegner erkennen! . . . Das beste Urteil über L. hat dieser selber gegeben, Hamburgische Dramaturgie (Stück 101—104) . . . „Ich würde so arm, so kalt, so kurzfristig sein, wenn ich nicht einigermaßen gelernt hätte, fremde Schätze bescheiden zu borgen, an fremdem Feuer mich zu wärmen und durch die Gläser der Kunst mein Auge zu stärken“.

Die großen Geister seiner Zeit konnte L. freilich nicht alle täuschen. Voltaire, der ihn gelegentlich mit Übersetzung von Schriftsätzen bei Prozessen betraute, erließ einst einen Steckbrief hinter ihm, weil er die Handschrift seines Werkes „Ludwig XIV.“ gestohlen hatte! Kants Urteil erhellt aus einem Briefe Hamanns an Herder vom 6/5 1779: „Vorige Woche habe ich die ersten 10 Bogen von „Nathan“ gelesen und mich daran geweidet. Kant hat sie aus Berlin erhalten, der sie bloß als den 2. Teil des „Juden“ beurteilt, und keinen Schaden aus diesem Volke leiden kann“.

„L. hatte mit seinem „Nathan den Weisen“, diesem Wolf im Schafspelz“, sagt der Hammer, „dem deutschen Volke ein Danaergeschenk gemacht. Als Vorkämpfer einer neuen und duldsamen, liebenden Menschlichkeit wollte er starrgläubige Christen, mit denen er in Fehde lag, und der unduldsamen dogmatischen Kirche einen Hieb versetzen; indem er jedoch den gewollten vorbildlichen Geist voll Weisheit und Verstand, Güte und Gerechtigkeit in die Haut eines Juden steckte, hat er, ohne es wohl zu ahnen, seit mehr als 100 Jahren die heillosste Verwirrung in deutschen Köpfen angerichtet. Er hat das Jdtm mit einem unverdienten Nimbus umgeben und die Erkenntnis verdunkelt, daß aus dieser Masse mit ihren hartherzig unduldsamen, alle Völker verächtenden Lehren niemals eine Edelgestalt hervorgehen kann. . . Das Nathanspiel ist eins der faulsten Götzenbilder, das menschl-

cher Aferwitz jemals errichtet hat.“ L.'s Voreingenommenheit für Juden erklärte sich aus den Einflüsterungen des befreundeten Mendelssohn und der damals wohlbekannten Schwäche des streitsüchtigen Gelehrten, für alle Unglücklichen und Unterdrückten einzutreten, — „bis zur Sophisterei“, wie sein eigener Bruder schrieb, und „ob er selbst auch ihnen oder ihrer Lehre nicht zugetan war“, wie Mendelssohn selbst bezeugte. Damals aber galten die „armen“ Juden, trotzdem sie, wie heute überall das Volk plünderten, für Verfolgte, namentlich bei den Gebildeten. „Nur ein Einziger war klug genug, den geistigen Schwindel, der sich in Szene setzte, zu durchschauen: Goethe“, der sagte: „Duldsamkeit gegen die Juden bedroht die bürgerliche Verfassung“ und „Jakob (im Handel mit Laban) weiß auch hier seinen Vorteil zu wahren; wie er durch ein schlechtes Gericht die Erstgeburt und durch eine Vermummung den väterlichen Segen gewonnen, so versteht er nun den besten und größten Teil der Gnade sich anzueignen, und wird auch von dieser Seite der wahrhaft würdige Stammvater des Volkes Israel und ein Musterbild für seine Nachkommen“. (Wahrheit und Dichtung).

Mit Bezug auf Mendelssohns Schrift über das Dasein Gottes schrieb Goethe an Jacobi: „Was hast Du zu den jüdischen Pfiffen gesagt, mit denen der neue Sokrates zu Werke geht? Wie klug er Spinoza und L. eingeführt hat! O Du armer Christe, wie schlimm wird es Dir ergehen, wenn er Deine schnurrenden Flügelein nach und nach umspinnen haben wird“. —

Goethe hat auch mal einen echten Juden schildern wollen, 3 Jahre nach dem Erscheinen des „Nathan“ schrieb er an Frau von Stein: „Bald habe ich das Bedeutendste der Judenheit zusammen und habe große Lust in einem Roman auch einen Juden anzubringen. . . .“ Die Absicht wurde leider nicht ausgeführt. Goethe, der vollblütige Rheinfranke in plastischer und drastischer Volkskraft, hätte über L., den schwächlichen, dialektisierenden Kurzsachsen gesiegt, der reflektierend und abstrahierend, alles wie mit Röhren aus sich her-

auspumpen mußte. — Bei der Fabel von den „3 Ringen“, weist der Hammer auf die innere Widersinnigkeit dieser, von Boccacio, einem spanischen Juden des 11. jhs. entlehnten „schlaunen Judenschnurre“ hin. Es ist pfeffig, 3 Ringe, von denen nur einer wirklich echt ist, als „vollkommen gleich“ hinzustellen, und die als selbstverständlich angenommene Voraussetzung, daß Gott-Vater in den 3 Söhnen, die Christentum, Islam und Judentum vorstellen, 3 ihm gleich gehorsame Kinder habe, schlägt jeder Wahrheit ins Gesicht; Jahve ist nicht unser Gott, nicht der Christengott, nicht Zeus und Jiu. Wie Jehova über Judengehorsam denkt, sagt 2. Buch Mose 33, 5: „Ihr seid ein halsstarriges Volk. Ich werde einmal plötzlich über Dich kommen und Dich vertilgen“. Der schlaue Nathan aber macht, wie aus den ungleichen Ringen, „vollkommen gleiche“ Völker und auch den lieben Gott selbst mit Christ und Jud „gleich zufrieden“. Ist das im Grunde ein Taschenspielerkniff, so geht Lessing auch bei der weiteren Ausdeutung der Fabel fehl. Der wahre Ring soll die Kraft haben, den Träger „vor Gott und Menschen angenehm“ zu machen. Die Söhne, von denen jeder glaubt, den echten Ring zu besitzen, werden ausgeschickt mit den „weisen“ Worten, die seit 100 Jahren von der liberalen Presse der ganzen Welt als tiefste Weisheit wiedergekaut worden sind:

„Es eifre jeder seiner unbestochnen,  
Von Vorurteilen freien Liebe nach!  
Es strebe von euch jeder um die Wette,  
Die Kraft des Steins in seinem Ring an Tag  
Zu legen! Komme dieser Kraft mit Sanftmut,  
Mit herzlicher Verträglichkeit, mit Wohlthun,  
Mit inniger Ergebenheit in Gott  
Zu Haß!“

Eine Toleranzpredigt, deren Grundlagen falsch sind, denn L. sieht von der natürlichen Verschiedenheit der Religionen ab, die doch das moralische Ergebnis der Rasse sind, aus deren Verschiedenheit in Vorstellungen und Bedürfnissen die religiösen Verschiedenheiten entstehen. Und ein Volk wie das jüdische, das sich vor allen anderen zum Herrschen und Genießen auserwählt glaubt, ohne sich Recht und Anspruch darauf durch körperliche und geistige Arbeit schaffen zu können und zu wol-

len, muß zu ganz anderen Geboten und Hoffnungen gelangen als z. B. das deutsche Volk von Bauern, Arbeitern und Bürgern, das schafft und den Segen des Handwerks kennt. L. aber legt alles gleichmäßig auf den Begriff des „Strebens“ fest. Das ist der zweite Fehler. Was dabei herauskommen muß, liegt auf der Hand. Das Christentum hat „einen unvergleichlich größeren Glaubens- und Sittenraum“ für die Entwicklung allgemeiner Moral und teilt von den Segnungen uneigennützig freigiebig allen Völkern mit. Das Judentum dagegen beschränkt sich auf sich allein und denkt nicht daran, seine Abgeschlossenheit aufzugeben. Der gewandte Mendelssohn antwortete Lavater, der ihn zum Übertritt ermunterte: „er sei fest überzeugt, daß seine Religion die beste sei; auf Streitschriften darüber lasse er sich nicht ein; wer nicht nach jüdischem Gesetz geboren sei, dürfe auch nicht nach jüdischem Gesetz leben“. Tatsächlich kennt das Judentum keine Bekehrung. Die Juden wollen unter sich bleiben. Daran folgt, daß das von L. empfohlene „Streben“ bei Christen und Juden verschiedenen Erfolg haben muß. Der Christ soll nach der Vorschrift seiner Glaubenslehre „der unbestochenen, von Vorurteilen freien Liebe nachstreben, er soll mit Sanftmut, herzlicher Verträglichkeit und Wohltun“ suchen, sich Gott und Menschen angenehm zu machen. Der Jude aber soll nach der Vorschrift des Talmud für sich, auf Kosten der anderen Völker, sorgen, die er für minderwertig ansieht, denn: „Du wirst alle Völker fressen und sollst ihrer nicht schonen“, „Völker sollen Dir dienen, und alle Reichtümer der Welt sollen Dein Eigen sein“, „Ihr sollt die Güter der Völker verzehren“.

Der ganze Erfolg des „Strebens“ ist ein Widersinn: Der Christ gibt, der Jude nimmt. — Damit, daß nichts ans Licht kommt, braucht Nathan einen zweiten Kniff: er will die Wirkung der 3 Ringe bei „Kindes- und Kindeskindern“ abwarten; über „tausend-tausend Jahre“ soll dann ein weiser Mann entscheiden, wer den echten Ring besaß. Bis dahin hofft Israel zuversichtlich, die Völker gefressen und verdaut zu haben.

In der jüdischen Zeitschrift „Jeschurun“ erklärte Dr. Kraus: „Unter den Religionen dieser Erde ist die jüdische allein diejenige, welche die höchste und sittliche religiöse Idee rüchhaltlos zum Ausdruck und zur Geltung bringt. Von ihrer vollkommenen Höhe aus, die von keiner anderen Religion noch erreicht wurde, blickt sie mit Geringschätzung auf die niedrigeren religiösen Entwicklungsformen herab. Sie ist isoliert wie der Adler, der auf steilen Berggipfeln horstet“.

Die Überhebung ist von der Geschichte der Juden selbst unerbittlich bestraft. Wir brauchen nicht „tausend-tausend Jahre“ zu warten, um zu erkennen, daß das Judentum nie den „echten Stein“ haben konnte. Wie es 1000 Jahre vor Christus war, ist es heute und wird es in 1000 Jahren sein, wenn nicht die anderen Völker Schluß machen.

L.'s Drama ist lediglich ein Werk zur Irreführung, und der Hammer hat recht, wenn er sagt, es sei eine Schmach und Schande, daß noch kein Erzbischof, kein General-Superintendent oder Kultusminister der Vermorschung der Religion schon auf der Schule durch Verbannung dieses falschen Fabelspiels entgegengetreten ist, das richtiger heißt: „Nathan der Schlaue“. —

Begeistert schreibt B. Auerbach, 1, 115, Dresden 1/3 1859: „Schwarz wird nächstens einen öffentlichen Vortrag über Nathan halten. Wir sprachen viel darüber, er muß nach Berlin, dort ist seine Stelle als Professor und Prediger, er muß Schleiermacher weiter führen. Auch über das Verharren im Judentum sprach er sehr brav und ganz in unserm Sinne, daß es Aufgabe sei, das rein Menschliche als solches zu zeigen, das an keine Konfessionsform gebunden ist.“

1, 184. Baden 27/9 1861: „Ein Neues ging mir auf, als ich den Nathan wieder sah. Das ist nicht ein Evangelium der Toleranz, Toleranz ist nichts Positives; was dieses Stück und Lessing überhaupt lehrt, ist der Glaube an die Menschen, ihre Güte und Reinheit. Kein zweiter Dichter vertritt so den Glauben an die Menschen wie Lessing, selbst Schiller in seinem Posa hat das

nicht in solcher Weise, der Schwärmer kann umschlagen, und Bosa ist zur Berzweiflung geneigt. Tellheim und Nathan zweifeln nie, und Nathan als Jude ist der adäquateste Vertreter des reinsten Glaubens an die Menschen. In Jedem kann der Erlöser von der Endlichkeit und Gebundenheit noch auferstehen, und er regt sich in Jedem, wenn er angerufen wird. Nur die geflissentliche Verkehrung des Menschentums, das Pfaffentum im Patriarchen, hat nichts mehr, die Entzündungsfähigkeit ist abgeblüht, die Liebe zur Heuchelei und Phrase korrumpiert. — Ich muß das noch einmal ausführen.“

Er scheint diesen Plan Gott sei Dank, denn Auerbachs Stimme und Urteil galt lange viel bei den Nichtjuden, nicht ausgeführt zu haben.

Rabbi Goldschmidt meinte: „Der Nathan ist und bleibt eine der kostbarsten Perlen der dtischen Literatur, ein historisches Ereignis, eine geschichtliche Tat. Durch ihn hat Lessing nicht nur die dtische Literatur mit einer ihrer schönsten Zierden beschenkt, er hat eine ganze, numerisch nicht unbedeutende Klasse, die Juden Deutschlands, mit dem dtischen Vaterlande beschenkt. U., der Mann der Denk- und Glaubensfreiheit, war der rechte Mann, um bei einem Volksstamm Sympathien zu wecken, dem trotz des vielhundertjährigen politischen Drucks, der auf ihm lastete, Denk- und Glaubensfreiheit als der unveräußerlichste teuerste Besitz galt. Darum erstreckt sich der Einfluß U.'s auf die Juden weit über die Grenzen Deutschlands hinaus. Darum hat in Nathan dem Weisen sich und die dtische Nation verewigt G. E. Lessing.“

▼ Kaiserling „Leben Mendelssohns“ S. 329: „Toleranz ist die Grund-Idee dieser erhabenen Dichtung, jene echte Toleranz, die nach allen Seiten hinvolle Duldung übt, die nichts weiß vom Befehlen und Verdammen Andersdenkender und Andersglaubender. Weil sie auf der Überzeugung beruht, daß der ausschließliche Besitz der Wahrheit, als Besitz irgend eines Menschen gedacht, eine Unmöglichkeit sei. Diese Toleranz, die sich auf den uralten biblischen Spruch der Liebe gründet und zu der

die echte, werktätige Religiosität hinführt, in ihrem Gegensatz zu zeigen zu der Intoleranz des auf seinen Alleinbesitz pochenden religiösen Fanatismus, das ist die Aufgabe, deren Lösung sich U.'s Nathan stellt, das ist das Thema, das dieser Dichtung ihren welthistorischen Charakter verleiht“.

Rabbi Kohler, Dtschlnnd und Judentum, 1881: „Die Lessing'sche Fabel von den 3 Ringen, darunter der glücklich machende, echte Ring nicht auszufinden ist, konnte nur ein zwischen den mächtigen Christen und mächtigen Mohammedanern gestellter, ohnmächtiger Jude erfinden, und sie ist nachgewiesenermaßen jüdischen Ursprungs.“

J. ▼ Löwenberg, Kunstwart 1912: „Es ist zu beklagen, daß der Nathan in unsern Schulen nicht zu solcher Wirkung kommt, wie sie von ihm ausgehen könnte, wobei ich gleich bemerken möchte, daß wir Juden, wenn wir uns in Nathans Weisheit sonnen, gewöhnlich gar nicht daran denken, daß ein Christ ihn geschaffen hat. Es wäre sehr gut, wenn man drüben nicht vergäße: so können Juden denken, und hüben: so haben Christen gedacht. Juden und Christen, die vor allem mit Nathan eins nicht vergessen: daß sie Menschen sind. Wer solch freie, vorurteilslose christliche Freunde gefunden, Freunde, denen er rückhaltlos sein Weh und Leid, auch sein jüdisches Leid, anvertrauen kann, der kommt über manche Bitterkeit des Tages hinweg.“

Die russische Entstellung und Fälschung im Nathan, die auch mit „dichterischer Lizenz“ nicht entschuldigt werden kann, beschreibt Sebastian Δ Brunner:

„Und der edle Jude des Ephraim Lessing  
Ist nicht aus Gold, nicht einmal aus Messing.  
Der Shylock ist der wahre Jude, dem Talmud hold;  
Der Nathan aber ist nur Talmigold.  
Die Shylocks sieht man auf allen Gassen und Straßen  
siehn;  
Der Nathan ist vereinzelt, nur im Theater zu sehn,  
Er hat vom Juden nur die Haltung und das Gewand  
Und ist ausgestopft mit liebeseligem Phrasentand.  
Jeder rechte Jude muß bei sich selber lachen,  
Hört er den Nathan so stark „in christlicher Liebe“  
machen,  
Die Rache ist des Shylock eigentliches Geschäft.  
Denn er gibt nie aus der Hand das Messer mit dem  
Heft ...  
Lessing und Shakespeare: wer von beiden hat recht?  
Der Nathan ist falsch, der Shylock ist echt! ...“

In Lessings Nathan ist vom Juden keine Spur, Shakespeares Shylock ist gemalt nach der Natur.“

f. Theaterjuden.

Brunner sagt auch mal: „Die Millionen frei herumgehender und die 100 000 in Gefängnissen sitzender, minder schlauer Rathane haben dafür gesorgt, daß in nicht ferner Zeit der weise Nathan als ein verlogener Schwindler allgemein erkannt wird, an dem keine Spur von einem echten Juden ist, weil den echten Juden die Gebote des Schulchan Aruch und nicht die ausgewaschenen Freimaurerphrasen am Ende des 18. Jahrhunderts als Richtschnur ihres Handels und Wandels vorgeschrieben sind.“

Samstag 1/7 1911: „Glauben Sie wirklich, U. würde heute noch seinen „Nathan“ schreiben, heute, wo sich die Verhältnisse gänzlich umgekehrt haben, wo auf jeder Bühne und in jeder Zeitung Europas Republik und Monarchie, Protestant und Katholik verspottet werden darf, aber beileibe kein Jude, heute wo es für das Fortkommen viel hinderlicher ist, Antisemit zu sein als ein Zudengenosse?“

△Glagau, RR: „Lessing hat mit seinem „Nathan“ großes Unheil angerichtet; lebte er heute und lebte er in Berlin, er würde sich hüten, den „Nathan“ zu schreiben.“

E. Dühring: „Das Geschäft, welches die Judenpresse und Judenliteratur systematisch daraus gemacht hat, im Publikum eine gewaltige Überschätzung U.'s in Umlauf zu bringen, ist neuerdings geradezu bis ins Ekelhafte betrieben worden.“

Die jüdischen Zeitungsschreiber haben U. für den größten Deutschen erklärt, gegen den etwas zu sagen ein Majestätsverbrechen sei. Sie haben indirekt ausgesprochen, daß sie ihn hoch über Schiller stellen, wie ja schon ▼Börne tat; ja sie haben ihn sogar als Übermenschen gepriesen, der in monumentaler Verkörperung einen ganz besondern, alles überragenden Platz in Anspruch zu nehmen habe. Er müsse, wenn andere unten als Menschen gebildet würden, oben als ein Gott thronen. Dahin lauteten verschiedene Journalartikel gelegentlich des 100jährigen Todestages U.'s, und bis dahin verstieg sich

die jüdische Bescheidenheit. Wie hoch die Juden U. für sich und bei sich platzieren wollen, ist ihre eigenste Sache. Mögen sie ihm den Platz neben Jehovah einräumen oder ihn auch ganz allein zu ihrem neuen Gotte machen, — das geht uns Deutsche und die Literatur nichts an.“

Ein Dichter:

„Der Lessing hat mit seinem Nathan leben  
Das deutsche Volk beschummelt ein Jahrhundert,  
Jetzt rufen sich die Götter zu verwundert:  
„So einen Juden hat es nie gegeben!“

Sie klatschen Beifall in dem Haus der Musen,  
Den Nathanjüngern gilt das Stück als prächtig,  
Wenn sie den edlen Weisen hören schmusen  
Und alle Götter machen niederträchtig.

Die Ausgeburt, von Lessing ausgeborn,  
Stellt die Umgebung dar als ein Gefindel,  
Der Jude nur erscheint als echte Ware;

Holl Salbung trieft sein Bart und seine Haare!  
Es geht zu Ende mit dem ganzen Schwindel,  
Den man uns aufgetischt hat unverfroren.“

Ein anderer Dichter, Adolf Kroll:

„Des Juden List betörte uns, die Norden,  
Wir bannen ihn nicht mehr in Judengassen;  
Zum Dank lehrt er die Deutschen Deutsche hassen,

Für Deutschenghettos sind wir reif geworden!  
Er zwang uns nieder durch geheime Orden,  
Die uns zu Jahweknechten werden lassen;  
Mitzjuden werden aus verheßten Massen.

Blutsbrüder! Hütet euch vor Brudermorden!  
Den edlen Nathan hat es nie gegeben,  
Den Lessing schuf, für Judenrecht zu fechten;  
Euch, Deutsche, will ich's in die Ohren schreien:

Der Deutsche gab dem Nathan deutsches Leben!  
Wozu? Sich selbst zum Knechte zu entreechten!  
O, deutscheste der deutschen Geleiten! —“

Über die ersten Aufführungen des „Nathan“ im Kgl. Hof-Nationaltheater in Berlin schrieb eine Monatschrift im April 1802: „Am 14/3: Nathan der Weise. Bemerkenswert ist es, daß die Judentum bei jeder Aufführung dieses Stückes fast alle Logen in Beschlag genommen hatte und es schwer hielt, auch nur einen Platz irgendwo zu erhalten, wenn man sich nicht zu den Bekennern des A. zählen konnte. Es gehört mit zu dem guten Ton der jüdischen Koterien, welche Anspruch auf Kultur und Schöngelüste machen, des Winters bei ihren Teegesellschaften ein paar Mal Lessings Nathan zu lesen, und seine Schönheiten stückweise zu zergliedern, wie die Waren in ihren Läden, auch darüber oft nicht wenigen Unsinn zu radotieren; und so macht denn der weise Nathan noch immer, wider seinen Willen, recht viele Tore.“

Das selbe Schauspiel war 100 Jahre später, 1904 in Berlin zu sehen, als Adolf von Sonnenthal im Residenztheater den Nathan abhastete, und das gleiche kann man bis heute in allen Großstädten von der Etsch bis an die Memel erleben. Es sei daran erinnert, wie Poffart und Schildkraut in Nathans reisten.

Und abermals nach 100 Jahren? Abg. Hellmann drohte auf der Deutschen Nationalversammlung in Weimar 11/3 1919: „Unser Ideal ist die duldsame Menschheit von Lessing's Nathan“. — Wir aber glauben an keine Voraussage der Juden und =Genossen, die, mit Blindheit geschlagen, bisher immer nur das Gegenteil von dem behaupten konnten, was wirklich eintraf, und durch die Bank „falsche Propheten“ waren.

Neuerdings hat Adolf Bartels, Dresden und Leipzig 1918, ein gründliches Werk „Lessing und die Juden. Eine Untersuchung“ herausgegeben, das zu allen Lessingfragen Stellung nimmt. Die Anschauung Dührings von der jüd. Herkunft Lessings kann Bartels nicht teilen, da bisher auch nicht eine einzige Tatsache dafür beigebracht ist, doch läßt er die Möglichkeit eines jüdischen Blutstropfens in Lessing immerhin bestehen, da die jüdische Abstammung mancher Pastorenfamilie nicht geleugnet werden kann. Bartels glaubt, daß die deutsch-slawische Mischung des Obersachsen und die Zeitumstände zur Erklärung Lessings genügen, und sieht in ihm immer noch einen deutschen Kämpfer. Im einzelnen geht er scharf gegen L. vor. In Bezug auf L.'s Jugendstück „Die Juden“, das literarisch unter dem Einflusse des Philosemitismus in Gellerts „Schwedische Gräfin“ steht, bemerkt er, daß es „im ganzen so sicher eine Fälschung deutschen Lebens bedeute, wie es als Theaterstück nichts wert sei.“

Zu Lessing's Handel mit Voltaire sagt Bartels: „Lessing verleitet seinen Freund zu einem Vertrauensbruch, begeht selber einen und bringt den Freund um seine Stellung — das ist ganz unwiderleglich, mag auch Erich Schmidt behaupten, daß L. keines Vertrauensbruches fähig gewesen sei.“ Auch in zwei anderen Fällen stellt sich Bar-

tels nicht ohne weiteres auf L.'s Seite, wenn er den jungen Journalisten auch entschuldigt. Das Verhältnis L.'s zu Mendelssohn wird eingehend dargestellt — Moses ist nicht der ideale Humanist, sondern ein kluger Jude. An ein bedenkliches Zusammengehen L.'s mit dem Münzjuden Heyne Weitel Ephraim glaubt Bartels nicht. Beim Dichter Lessing läßt Bartels die „Sampson“ als wichtiges Zeitstück gelten und hält an der nationalen Bedeutung der „Minna von Barnhelm“ fest; bei der „Emilia Galotti“ sieht er die Schwächen, erklärt sie aber nach wie vor für das erste moderne Trauerspiel. Wie der Dichter Lessing, kommt auch der Kunst-richter und =Theoretiker bei Bartels einigermaßen gut weg, die nationale Bedeutung der „Literaturbriefe“ und der „Hamburgischen Dramaturgie“ vor allem wird festgehalten. Beim „Laotoon“ konstatiert Bartels nur die geschichtliche Bedeutung, und bei den „Antiquarischen Briefen“ weist er doch auch auf das Bedenkliche in der Polemik hin. Rücksichtslos geht Bartels dann in dem Kapitel „Lessing und Goethe“ vor, die Schwärmerei der liberalen Theologen wird gründlich abgetan.

„Über mit dem Lessing-Hokusfokus sollte man allmählich aufhören und den ganzen Lessing-Goethe-Handel endlich einmal so darstellen, daß die Wahrheit (soweit wir Menschen sie dann erkennen können) an den Tag käme. Daran fehlt trotz Erich Schmidt noch viel.“

Zum „Nathan“: „Ich habe nun den „Nathan“, ehe ich irgend etwas über ihn las, wieder vorgenommen, und ich kann nicht leugnen, daß er mir jetzt einen stark jüdischen Eindruck machte, daß dieser sogar vorherrschend war.“ Und zwar findet Bartels das Jüdische nicht sowohl in der Tendenz und dem Ideen hintergrund des Dramas, auch nicht in Einzelheiten, sondern in der ganzen dichterischen Art des Dramas, vor allem in der übertriebenen Verwendung des Edelmutes und der Sentimentalität. Bartels läßt den Nathan auch ästhetisch nicht mehr voll gelten: „Überhaupt ist das ganze Drama in zu hohem Grade durchsichtig, der natürliche Hintergrund nicht wuchtig genug, die



Handlung zu spärlich, die Stimmung selten voll." Selbstverständlich berührt Bartels auch die bedenklichen Folgen des Nathan und erklärt ihn für vollständig veraltet — Die selbst verschuldete Tragik im Ende Lessings hat Bartels natürlich auch gesehen, und bei der Darstellung des bekannten Spinozastreites erfolgt begreiflicherweise auch die vollständige Klarstellung Mendelssohns. — Ein großes Kapitel „Lessing und die Nachwelt“ zeigt, wie die Juden Lessing ausgenutzt haben: „Es ist selbstverständlich durchaus nichts dagegen einzuwenden, daß das Judentum Lessing verehrt, ja, wir könnten diesen den Juden recht wohl vollständig abtreten, da wir ihn für unsere Entwicklung im ganzen nicht mehr brauchen, ob wir auch die deutsche Persönlichkeit in unserm Pantheon nicht missen möchten. Aber ebenso selbstverständlich müssen wir die Versuche des Judentums, uns L. in seinem, des Judentums Interesse, als einen ganz Großen und sein Streben als heilig und für uns ewig verbindlich aufzureden, abweisen — wir haben sehr lange Zeit gehabt, Lessings Wirkungen in dieser Richtung zu beobachten, und wir sehen ein, daß sie zwar den Juden sehr nützlich gewesen sind, unserem Volkstum aber sehr geschadet haben.“ — Die letzten Kapitel des Bartels'schen Werkes beschäftigen sich mit der Kritik des „Lessing“ von Erich Schmidt, von dem dabei nicht viel übrig bleibt, und der Aufstellung des Ideals eines neuen deutschen Lessing. Das ganze Buch ist ruhig geschrieben und bringt alles notwendige Material ungekürzt, so daß sich jeder Leser selber ein Urteil bilden kann.

Bei der Feier des 200. Geburtstages des Dichters taten alle Juden, besonders in Deutschland, den Mund soweit auf, als wäre er wirklich einer der Ihren gewesen. — Frau Dr. Mathilde Ludendorff berichtete in ihrer Schrift „Vogelmorde“ von dem Ende Lessing's, daß L., eben nicht pariert und wie Luther, Mozart, Schiller und sovieler gewaltsam hätte dahin müssen, während andere Forscher, auch wenn sie nicht zur Loge gehören, die Ermordung noch bestreiten. Wir neigen mehr der Ansicht der Frau

Dr. Mathilde Ludendorff zu und stützen uns dabei auf L.'s „Freund“ Moses Mendelssohn, den großen jüdischen Propheten, der damals den „Baumeister aller Welten“ in Europa vertrat und so eine Art Herr der geheimen Gerichtsbarkeit war; Moses aber schrieb an Lessing's Bruder: „Alles wohl überlegt, mein Liebster, ist ihr Bruder gerade zur rechten Zeit abgegangen (52 Jahre). Nicht nur in dem Plane des Weltalls zur rechten Zeit, denn da geschieht nichts zur Unzeit, sondern auch in unserer engen Sphäre... zur rechten Zeit... Er schrieb „Nathan der Weise“ und starb.“

L.'s Ahnherr war Clemens Lessig, 16. jh. Pfarrer bei Chemnitz.

Lessing, Ju., Dr., GMA, Prof. a. d. LHSch Berlin; Dir: Kunstgewerbemuseum; Kunstkritiker der Nation. = B., Berlin. 1843 Stettin — ? — B: Altorientalische Teppichmuster; Altdtsche Leinenstickerei; Modeteufel; Was ist ein altes Kunstwerk wert? 85; Edelmetalle in Speermann's Goldnem Kunstbuch.

Lessing [Lazarus], Lu., Banthäusler, Berlin, O Mirjam Lebh; R: Hermann L., Dr. phil., Partikulier, 1817—98, Berlin, Viktoriastr. 14; Dresden 1863, O Alma Marschall v. Heberstein, \*41 Dresden. Sohn: Waldemar L., #, \*76 Berlin, 02 in Vissabon, dann zurück Berlin; Oberltnt. im Drag.-Regt. 15, und Jurist; 09 nach Hagenau i. E. — Straßburg i. E. 1906 O Elisabeth Breitenbach (ev.), \*81 Berlin.

Lessing, Lu., aus Freienwalde a. d. D., preußischer Sylon, hörchte die Versammlungen des „jungen Deutschlands“ in der Schweiz aus. Dafür ermordet in Zürich, 1835. — Treitschke, 4, 606; 5, 755. —

Lessing, Philipp, Schauspieler, Mittdirektor des Dtschen Theaters (eines gastierenden Ensembles) in Südamerika. Sp: Blum (fd). 1917.

Lessing, Rudolf = Hans Rau.  
Lessing, S. L., Berlin — hieß bis 1812: Selig Lazarus. — DS.

Lessing, Theodor, (Theod. Lessing; Dr. Hans Widerporst; Peregrin), Dr. phil. und med., Dozent, \*1872 Hannover. OO O Δ Frauenrechtlerin und Gesahistin Maria, L. d. preußischen Offiziers Stach von Goltzheim // Margarethe von Barby. R: Judith 01; Miriam 02. Er wohnt in Hannover-Kirchrade, in der Villa Miriam (hebraisierter Vorname seiner Frau).

Aus dem bis ins 18. jh. reichenden Stammbaum Lessings (siehe Thomas Mann) heben wir folgende Leute hervor: 1. Moses Aron, Sohn des Simon Heilbronn, „in dem sich die altjüdischen Traditionen der Frömmigkeit, Wohltätigkeit und Liebe zur Thora verkörperten. Seine reine Seele stieg am Sabbath Nachmittag den 3/6 1775 zum Himmel empor, und seine Grabchrift

lautete: Finsternis und Todesshatten haben sich über uns gesenkt, von Gott ist der Zorn über uns ausgegangen, laß auf den Höhen Klagelieder erklingen, Gemeinde, und erhebe Deine Stimme, daß deine Schönheit in die Erde gesenkt worden, darob verfinstere sich die Sonne und der Mond lasse nicht sein Licht erstrahlen“, Gronemann.

Der Sohn dieses Menschen- und Gottesliebings, 2. S i m o n , heiratete Sara, † 1839; deren Tochter Täubchen Therese heiratete den 3. L e v i L e s s i n g , der mit ihr den † 4. Dr. med. Siegmund Lessing und die Frauen der Bankhändler Ju. Coppel Sternheim und Jacob Gans erzeugte. Siegmund Lessing // Adolfine Uhrweiler wurden die Eltern von Dr. Theodor Lessing, der also mütterlicherseits Beziehungen zur Hochfinanz hat und auch einiges verfaßte: Komödie, Jugendarbeit, 2 Bde, 91; Laute und Leise Lieder; Nationen; Weib, Epigr.; Vorfrühling; M o d e r n e s Drama: Christus u. Venus; Recht des Lebens; Maria Washkirtseff; Einführung in m o d e r n e dtische Philosophie; L ä r m und Geräusche, Repräsentanten; Werkaxiomatik. (s. Siegfried Jacobsohn).

Gelegentlich wurde gesagt (s. Thomas Mann), Lessing sei ein gebor. Lazarus. Aber seine Behauptung, daß seine Vorfahren schon seit 200 Jahren in Hannover ansässig gewesen, wurde doch ungeprüft und anstandslos, auch von der StbgrZ., abgedruckt. Über das Lazarus-Gerücht regte sich L. in seinen „Repräsentanten“ auf und beschrieb „die grauenhafte Verantwortungslosigkeit solcher Presselampagnen, daß ich noch jetzt, Oktober 1913, immer neue Ausschnitte aus den Tageszeitungen erhalte, in denen ich gehässig und ahnungslos apostrophiert werde als ein Lazarus, genannt Lessing.“ —

Wozu der Lärm? Der eine Name ist so wie der andere, und viele, welche L e s s e r , L a z a r , G l i e s e r hießen, legten sich gerichtsnotorisch vor 100—150 Jahren den ebenso anklingenden Namen des großen Nathan-Dichters bei.

09 hatte Dr. Th. Lessing in der Schaubühne mit S. Dublinski (sb) einen literarischen Streit, in dem auch Tho-

mas Mann im Lit. Echo 1909/10, S. 823: „Der Doktor Lessing“ mit vergifteten Waffen eingriff: „Dublinski ist kein schöner Mann und er ist Jude. Aber ich kenne auch Lessing (wer kann für seine Bekanntschaften), und sage nur soviel, daß, wer einen Lichtalben oder das Urbild arischer Männlichkeit in ihm zu sehen angäbe, der Schwärmerei gezogen werden müßte. Im Ernst: Nur der vermag die herausfordernde Unmöglichkeit seines Schaubühnenartikels völlig zu würdigen, der zufällig weiß, welcher ein „Gebürtchen“ als Autor dahinter steht. Es ist nicht zu sagen, wo überall Lessings Wiege gestanden haben könnte, gesetzt, daß er eine gehabt hat. Demütigende Lebenserfahrungen, denen man sich selbst ihm gegenüber nicht als Waffe bedienen mag, sollten ihn, was Mangel an körperlichen Liebreiz betrifft, altruistisch gestimmt haben, und der gräßlichen Anekdote, er habe einmal mit andern Schwabinger Ekstatikern beiderlei Geschlechts ganz nahe ein Feuer umtanzt, kann ich mich nicht ohne schwere Gefährdung meines Wohlbefindens erinnern. Wer im Glashause sitzt, lehrt das Sprichwort, sollte nicht mit Steinen werfen; und wer sich als Schreckbeispiel schlechter jüdischer Rasse durchs Leben duckt, verrät mehr als Unweisheit, verrät schmutzige Selbstverachtung, wenn er sich für Pasquille bezahlen läßt, deren drittes Wort „Mauscheln“ lautet. Im Stile des wildgewordenen Provinzfeuilletons über den „espritjüdischen“ Typus zu satirisieren, steht prächtig dem zu Gesicht, der selber in aller Welt nicht weiter als das schwächste und schäbigste Exemplar dieses in einigen Fällen doch wohl bewunderungswürdigen Typus vorzustellen vermag! Nachdem er als Mediziner, als Schullehrer falliert, als Lyriker, Dramatiker und in jenen von ihm so dringlich empfohlenen „philosophischen Werken“ seine weichliche Unfähigkeit erwiesen, hat unser Held sich in Göttingen als theaterkritischer Volontär, in München als Zionist und Konferenzier für Damen versucht; hat, als jedermann soweit war, Kulissenreform getrieben; wird neuerdings, ein alternder Nichtsnutz, vom Polytechnikum zu Hannover als Privat-

dozent geduldet und gibt dortselbst das Organ des vielbelachten Anti-Lärmvereins „Das Recht auf Stille“ oder „Der Anti-Rüpel“ heraus, — eine Notbeschäftigung, in der man ihn sympathisch gewähren lassen könnte, wenn nicht gar zu viel von dem köstlichen Nervensystem des L. die Rede wäre.

Woher aber nimmt dieser nachteilige Zwerg, der froh sein sollte, daß auch ihn die Sonne bescheint, die Lust, das innere Recht der Aggressivität und zur Ihrischen Unverschämtheit? Woher die Selbstgefälligkeit, mit welcher er sein verfehltes Ich einer erstaunten Leserschaft aufzudrängen sucht? Niemand will wissen, in welchem „weltverlorenen Häuschen“ er gewohnt und daß er vor Herrschaften Vortrag über „transzendente Analytik“ gehalten habe, als Lublinski ihn, 15 Jahre sind's her, besuchte, — welche Herrschaften „stupefait“ [ohne s!] über das Talmudgebürtchen seiner zweifelhaften Phantasie gewesen seien. Niemand interessiert es, in welchem Kaffeehaus er seine Jahre „verdüstert“ oder daß er, ein prachtvoller Armüchener, seine Gäste aufzufordern pflegte, ihn „halt a bisserl“ ins Hofbräu zu begleiten.“

Dieser Artikel bescheinigt nur, was immer von Thomas Mann behauptet wurde, daß er nämlich mit zur Rasse gehört, denn so schreiben und geifern können auch nur Juden oder Mischlinge.

Innige Freundschaft verband dagegen Lessing im ersten Jahrzehnt des 20. Jhs. mit der Schaubühne des Siegfried Jacobsohn, den er als Oberinstanz für seine eigenen Arbeiten anrief:

„Hier kommt ein zartes Mäusentkind  
Mit Blumen, Frucht und Kranzgewind  
Vor deinen Tintenthron.  
Und ruft, der Mann, der mich erkannt,  
Als Wehemutter mich entband,  
Sieß Siegfried Jacobsohn.“

Lessings eigentlichste Tat war dann die Gründung des „Antilärmvereins“ und dessen Zeitschrift: „Recht auf Stille. Monatsblätter zum Kampf gegen Lärm, Noheit und Unkultur im dtischen Wirtschafts-, Handels- und Verkehrsleben. Verlag der Ärztlichen Rundschau in München. 12 Hefte jährlich. Preis pro Heft 60 Pfg.“ Er zeigte diese Geschichte in der „Zukunft“ selber an:

Die seit November erscheinenden Monatsblätter sind das Organ des Dtschen Lärmsehutzverbandes. (Antilärm = Verein). Sie sollten anfangs als internationale Revue über den jeweiligen Stand der Bewegung gegen den Lärm erscheinen. In englischer Sprache unter dem Titel „The Antiromdy“, in dtischer unter dem Namen „Antirüpel“. Doch stellte sich bei der Propaganda des „Antilärmvereins“ heraus, daß das große Publikum für den halbironischen Titel „Antirüpel“ nicht zu gewinnen war und die ganze Sache wie einen schlechten Scherz auffaßte. Die Zeitschrift erhielt daher schon von der 2. Nummer an den Namen „Das Recht auf Stille“. Ziele, Zwecke und Kampfmittel sind in den „Statuten“ des „Antilärmvereins“ festgelegt. Die Monatsblätter orientieren über neue Maßregeln im Kampf gegen entbehrlichen Lärm, unterhalten überall juristische und ärztliche Korrespondenzen, sammeln Klagen und Reichsgerichtsentscheidungen bei Immisionsklagen, vermitteln zwischen den verschiedenen Antilärmlichen, deren bis jetzt eine dtische, englische, belgische, holländische u. nordamerikanische besteht. Die in den Monatsblättern abgedruckten Beiträge werden als Korrespondenz an Zeitungen versandt und können kostenlos überall nachgedruckt werden. Ebenso wird „Das Recht auf Stille“ an viele Polizei- und Verwaltungsbehörden, Verfassungen, Volksvereine gratis geschickt. Alle Mitglieder des „Antilärmvereins“ gelten als Abonnenten der Monatsblätter, wenn ihr Jahresbeitrag nicht unter 6 Mark bleibt. Die Beiträge können an die Bayerische Filiale der Dtschen Bank in München unter der Aufschrift „Konto Antilärmverein“ gesandt werden oder direkt an das Zentralbureau des Lärmsehutzverbandes in Hannover, Stolzestr. 24 a.

Der inoffizielle „Samstag“ rüdte dann Gründung, Gründer usw. am 8/7 11 ins Licht: „Diese Judaei tumultuantes, die Nation der sprichwörtlich gewordenen Judenschule und des Börsengeschreis, hat den „dtischen“ Antilärmverein gegründet. Wenigstens wird sein Organ mit dem geschmackvollen Namen „Antirüpel“ von Lessing heraus-

gegeben und im Vorstande sitzen u. a. Dr. Oppenheimer, Dr. Auerbach, Guldshinsky, Lessmann, Dr. Salomon, Dr. Sokolowsky, Dr. Lebh usw. Neben interessanten Notizen über Straßenpflasterung mit Leder und solche mit Gummi, sowie Notizen über schöne Erfolge, wie die durch hartnäckiges Prozessieren erreichte oberlandsgerichtliche Einschränkung des Glockengeläutes an der neuen Christuskirche in Mannheim, enthält die letzte Nummer des „Antirüfels“ vor allem Klagen. Sie ist die reinste Klagennummer oder Klagemauer, das Münchener Gegenstück zu der in Jerusalem . . . Wie die Mannheimer Glockengeschichte zeigt, ist für „Antirüfel“ Glockengeläute eine Mühelei. Sie wollen aber vor allem den christlichen Lärm bezwingen, beileibe nicht den eigenen, den der *Ju daei tumultuantes*.“

13 wurde L. endlich des Vertrauenspostens als Lektor am Kgl. Theater Hannover enthoben, weil er Manuskripte, die ihm dort zur Begutachtung gegeben, anderweitig benutzte. Lit. Echo 1/2 13.

Oktober 13 stand er deshalb vor dem Landgericht III in Berlin. Ein paar Tage vor der Premiere von Sudermanns „Gutem Ruf“ am 26/12 12 im Deutschen Schauspielhaus hatte er tatsächlich in der „Schaubühne“ Siegfried Jacobsohns eine Inhaltsangabe und zugleich eine, wie von A. Kerr inspirierte Gehässigkeit über dieses Stück gebracht: „Es läßt sich billig voraussehen, daß die gesamte Kritik dieses Stück einmütig in Grund und Boden verdonnern wird. Die Mache ist geradezu qualvoll sichtbar. Eben darum fehlt jede innerliche Logik und Notwendigkeit der Geschehnisse, und kein Drama Sudermanns wimmelt so von falschen Auswertungen und schiefen Ethik.“

Die Personen dieses Stückes verkörpern samt und sonders eine Art von Friseurfeinheit. Sie reden wie Feuilletonredakteure, aber nicht wie Menschenseelen. Sie sind gesellschaftliche Kleiderpuppen, die den Snob-Kodex ihrer Gewohnheiten mit dem Naturgesetz verwechseln. Frage: „Ein oder zwei Stückchen Zucker in den Tee?“ Antwort: „Baronin, seien Sie nett zu mir, denn Sie tun mir sonst Bitternis in den Tee.“

Sudermann fühlte sich durch die vorzeitige Besprechung geschädigt. Seine Klage führte Dr. Wenzel ▼Goldbaum, Syndikus des Verbandes deutscher Bühnenschriftsteller. Neben ihm saß Dr. Paul ▼Lindau. Am Anwaltsstisch, bei ihren Verteidigern JH ▼Heinemann II aus Hannover und Dr. ▼Epstein, throneten still die beiden Angeklagten Jacobsohn und Lessing. Lessing erklärte dann: Er habe als Lektor für die Intendantur Hannover etwa über 500 Bühnenwerke sein Urteil abgegeben. Er sei Mai 96 mit Jacobsohn bekannt geworden und habe ihm auf sein Ersuchen gelegentlich Beiträge für dessen „Schaubühne“ geliefert. Jacobsohn habe ihm kein Hehl daraus gemacht, daß die „Schaubühne“ sich in schwieriger finanzieller Lage befand, und er habe vom 15. August 12 bis Oktober 13 ihm Gratisbeiträge geliefert. Nun sei in Hannover am königlichen Theater der Regisseur gestorben, und es kam ein neuer Intendant aus der militärischen Karriere; dieser habe bei ihm angefragt, ob er neu eingereichte Stücke für die Intendantur begutachten wolle. Er habe geglaubt, daß er diese durch seine Stellung als Dramaturg gewonnene Kenntnis der neuen Werke auch anderweitig literarisch verwerten könne. Er gestehe ohne weiteres, daß er dasselbe Reat, wegen dessen er jetzt angeklagt sei, etwa 200mal begangen habe, d. h., daß er auf Grund eines Bühnenmanuskripts eine Besprechung über ein Werk geschrieben habe. Anfang Oktober 12 sei ihm von der Intendantur „Der gute Ruf“ zugestellt worden. Er habe das Stück eine Zeitlang liegen gelassen, weil er keine Zeit hatte, dann habe er das Gutachten für die Intendantur geschrieben, das wörtlich dasselbe ist, wie der unter seinem Namen in der „Schaubühne“ erschienene Artikel. Diesen habe er Jacobsohn angesichts der in Berlin bevorstehenden Premiere als Beitrag „zur gelegentlichen Verwendung“ überwiesen. Jacobsohn habe diesen Brief am 20/12 empfangen, er hat ihn aber nicht nur sofort an Korrespondenzbureau weitergegeben, sondern ihm auch noch nicht einmal den üblichen Korrekturbogen zugestellt.

Bis Januar habe er von Jacobssohn nichts gehört. Dieser habe aber die Sache für sich zu fruktifizieren gesucht, denn schon 2 Tage nach Empfang habe er in der „Schaubü“ angekündigt, daß in der nächsten Nummer schon das Blatt imstande sein werde, den Inhalt des neuen Sudermannschen Werkes mitzuteilen. Als dann die betreffende Nummer konfisziert worden war, habe er sofort an Jacobssohn geschrieben, woher er die Kenntnis von dem Inhalt genommen und daß er natürlich angenommen habe, daß die Veröffentlichung erst nach Erstaufführung des Stückes stattfinden würde. Er habe ferner der Intendanz zu Hannover sofort mitgeteilt, daß ein schwerer Mißbrauch des Manuskripts vorliege und habe dann zunächst sein Amt als Rektor niedergelegt, bis die Sache vollständig aufgeklärt sei. Er habe ursprünglich irrtümlicherweise geglaubt, daß die Erstaufführung im königlichen Schauspielhause in Berlin stattfinden würde, während sie tatsächlich im Dtschen Schauspielhause stattfand, er habe Jacobssohn in Berlin aufgesucht und ihm seine Mißbilligung ausgedrückt. Jacobssohn habe sich in übler Lage befunden, so habe er diese Gelegenheit weiter benutzt, um sie für die „Schaubü“ lukrativ zu machen, indem er eine Gerichtsszene in seinem Blatt veröffentlichte, dabei seine Verteidigungsrede fingiert und direkt gesagt, daß er sich den Kampf gegen Sudermann zur Lebensaufgabe gemacht habe. Er wollte sich also eine Märtyrerkrone zu herabgesetzten Preisen verschaffen, und L. sollte die Kastanien aus dem Feuer holen. Das sei ihm gegen den Strich, denn er gestehe, daß er einen Roman von Sudermann lieber lese, als die „Schaubü“. Er habe durch das Gespräch und durch Besuch in der Familie den Jacobssohn als sensiblen Menschen kennen gelernt, der sehr unter den Anfeindungen zu leiden habe, die ihm wegen seiner scharfen Kritiken bereitet würden. Nach Jacobssohns Ansicht handle es sich um Rache für seine Kritiken, und deshalb habe er (Angeklagter) sich vorgenommen, Jacobssohn, wenn es irgend gehe, zu deden. Er habe Sudermann versichert, daß er nicht dolos gehandelt,

und wenn ohne sein Wissen und Willen Schaden angerichtet sein sollte, sei er bereit, dafür einzustehen.

Angeklagter Jacobssohn: wendet sich gegen Vessing, daß er sich in finanziellen Schwierigkeiten befunden hätte. 06 habe ein Mitarbeiter in der „Schaubü“ einen Artikel über ein neues Buch Vessings gebracht. 09 habe er L. persönlich kennen gelernt, der ihm immer wieder versicherte, daß die Schaubü die beste Zeitschrift sei. Er habe darauf geäußert, daß ihm dies schon häufig gesagt sei, leider habe dies aber noch niemand in einer anderen Zeitschrift geschrieben. Bald darauf sei dann von Vessing in der „Zukunft“ in einem Artikel die „Schaubü“ als beste Zeitschrift in aller Welt bezeichnet. Vessing habe ferner geäußert, Jacobssohn sei August 12 finanziell schwierig gewesen. Wichtig sei folgendes: Er habe aus verschiedenen Gründen den Plan verfolgt, wieder die Schaubü selbst herauszugeben. Hierzu gehörten ein paar 1000 Mark, die er aber nicht besessen; so habe er seine besten Mitarbeiter gebeten, etwa ein Vierteljahr lang kein Honorar von ihm zu verlangen. Er habe niemals annehmen können, daß der ihm von L. zugesandte Artikel erst nach der Premiere des Sudermannschen Stückes veröffentlicht werden sollte. Dagegen spreche der Inhalt des Artikels selbst, in welchem L. sagt: „Es läßt sich billig schon jetzt voraussehen, daß die gesamte Kritik das Stück in Grund und Boden verdonnern wird, auch das Publikum wird sich voraussichtlich völlig ablehnend verhalten.“ Hieraus gehe hervor, daß der Artikel vor und nicht nach der Uraufführung in Berlin veröffentlicht werden sollte. Außerdem werde niemand annehmen, daß er über eine Berliner Premiere von einem in Hannover wohnhaften Schriftsteller eine Kritik schreiben lassen würde. Vessing bemerkt noch: er habe keinerlei Honorar erhalten, also keinerlei eigenes materielles Interesse verfolgt. Er frage auch, ob diese Strafverfolgung inszeniert worden wäre, wenn die Kritik lobend ausgefallen wäre? — Sudermann: Ja!

Jacobssohn: Im übrigen habe ich den Artikel gern veröffentlicht, weil ich in-

folgedessen nicht in das Theater zu gehen brauchte, dessen Direktor Lang mir den Zutritt zum Theater verboten hatte. Dies hat die Folge gehabt, daß 18 Berliner Kritiker dem Direktor die Alternative stellten, dieses Verbot zurückzunehmen, oder von der Berliner Kritik überhaupt ausgeschaltet zu werden. Da habe sich der Direktor Lang gebeugt, ich aber habe die Gnade des Direktors nicht in Anspruch nehmen wollen.

Urteil: Jacobssohn 200 Mark Geldstrafe, Lessing 100 Mark Geldstrafe wegen Verletzung des Urheberrechts.

Damit war der Streit nicht abgetan. Sudermanns „unsäglicher N!“, wie Jacobssohn in der Schaubühne witzelte, Dr. W. Goldbaum, hatte dem Gerichtshof aus seiner rassistischen Kenntnis heraus zugerufen: „Glauben Sie nicht, daß die beiden Angeklagten vor Ihnen und Ihrem Urteil irgendwelchen Respekt haben, dazu sind sie viel zu stolz, sie werden das Urteil nur auf sprachliche und dramatische Fehler durchsehen.“

Als dann ein Berliner Blatt das als „Verhöhnung und Erzeß“ empfand: „Man hätte dem Rechtsanwalt die gleiche Robe gewünscht, die sein Mandant an den Tag legte“, — fühlte sich Goldbaum schwer verletzt. Er verklagte am Tag vor der Verjährung 20/4 14 die Redakteure Dr. Faktor und Meher wegen Beleidigung. Das Gericht lehnte ab, weil Meher und Faktor die Auswüchse Goldbaums „mit den richtigen Worten gekennzeichnet und sich als Theaterkritiker durch G.'s Worte verletzt gefühlt hätten.“ „Die Zeit ist vorüber, in der sich die Bühnenschriftsteller jeden Angriff gefallen lassen mußten.“ Goldbaum beschwerte sich weiter beim Landgericht.

Lessing, der von Jacobssohn als Wanze, Ungeziefer, Dumm, Lügner, Fälscher, alternder Nichtsnutz, Schnorrer, Winkelpamphletist usw. charakterisiert worden war, schrieb zur „Rechtfertigung“ über seinen „Fall“ 1914 das Buch: „Repräsentanten des Menschengeschlechts, Erinnerungen an „berühmte Zeitgenossen“. Er legte darin auch seinem Gegner Sudermann die schmutzigsten Beweggründe unter: „Zunächst gab es eine „literarische Sensation“ und steigerte

den Erfolg der Premiere des „Guten Kufs“. Sudermann hatte durch diese „Sensation“ Hunderttausende verdient.“

L. redete von der „verantwortungslosen und seelenglatten Pathetik Sudermanns“ und „dem ganzen und einzigen Zweck des Prozesses“: „Anebelung der freien Kritik!“

An der Angelegenheit ist uns natürlich die juristische Seite, ob die Schuldigen L. oder der, wie er sagte, „viermal wegen Beleidigung durch die Presse vorbestrafte“ Jacobssohn bei der voreiligen „Kritik“ über Sudermann waren, gleichgültig, das gehört beides eigentlich vor ein Sanhedrin. Wichtiger sind uns die Blöken, die sich Juden in solchen Kämpfen geben, sie, die sich sonst fein bergen, verkleiden und einander loben, als wären in ihnen statt des Geistes der Wüste, Engel des Himmels selber zu uns herabgestiegen. Innerlich lassen uns die zankenden ebenso kalt wie die mit einander harmonierenden Juden. Freilich würde kaum jemand bedauert haben, wenn sich Lessing und Jacobssohn angesichts der Richter, wie Oberländer's Löwen, bis auf den Schwanz mit Stumpf und Stiel gegenseitig aufgefressen hätten.

Jacobssohn schneidet in Lessings Buch auf Grund urkundlichen Materials miserabel ab, er stolpert förmlich in die Gruben, die er anderen grub, man sieht ihn in den hysterischen Gärten hineinkriechen, während er im selben Augenblick diesen „Heiligen“ mitsamt seinen häuslichen Verhältnissen (s. Fontheim) gleichzeitig vor anderen so lächerlich macht, daß L. zu dem Schluß kommt: „Jacobssohn belügt seinen Garten und der Garten seinen Jacobssohn“.

Dieser J. hatte nach 12/8 12 den edlen Th. Lessing seinen „Lieblingsmitarbeiter“ genannt. „Die Schaubühne wird ein Geschäft werden! Und wenn das nicht mehr Sache meiner Träume, sondern meines Hauptbuchs sein wird, dann werde ich an Ihnen vergelten, daß Sie mir in der Anfangszeit mit Ihrer Hilfe entgegengekommen sind“ und läßt ihn dann in der ihm offensichtlich selbst eingebrochten, fatalen Situation kläglich-höhnisch im Stich. —

Lessing stellt darauf dem ehemaligen Freunde Jacobsohn 1914 folgende Prognose: „Binnen 10 Jahren wird Jacobsohn ein reicher Mann und eine oberste Instanz des Zeitungsgetriebes sein. Um dieselbe Zeit werden schon die meisten so urteilen, wie ich heute urteile. . . Er mordet jede edlere Geistigkeit, verödet jede zartere Schöpferkraft. Der Mann ist gescheut, scharfgeistig, ewig moralisch=entrüstet, geschwollen=superlativisch und emphatisch = übertreibend, unkeusch, machtwillig, gernegroß, federgewandt und überflug. Er wird sich schließlich zum führenden Großmaul von ganz Berlin W hinauf leitartikeln. Ihm wird die Erbschaft Maximilian Hardens wie Friß Mauthners zufallen . . . treu dem Wahlspruch: „Maul, mehr Maul“.

Mit widerlichem Pathos nimmt Lessing dann in den „Repräsentanten“ von dem Geschächeten Abschied: „Kein Prüfungskandidat kann je eine freudlose Examensarbeit mit mehr Widerwillen und Widerstand abgeleistet haben, als ich diese Hinrichtung S. Jacobsohns. Es dürfte unmöglich sein, mit unwiderleglicherem Material einen Fälscher unwiderleglicher zu entlarven, als J. hier entlarbt wurde. Für jeden wertvolleren Menschen ist diese Persönlichkeit nun tot, mag die Augenblickswirkung, der Momenterfolg, der Publikumsieg noch so oft für diesen und ähnliche Zeitungshelden entscheiden. Ich aber will freudig an meinem Werk baun . . .“

Kurz vorher hatte Lessing den Hardens, den er in seinem Buche mehrfach mit Jacobsohn auf eine Stufe stellte und blamierte, noch zum 50. Geburtstag 19. Oktober 1911 auf fünfeinhalb Seiten „Schaubü“, u. a. demütig begrüßt: „Ein Publizist, von allen respektiert als eine Persönlichkeit von hoher Ausdruckskultur und starker Kraft der Formung. Solch Anblick erhebt, und solches Leben ist keine Kleinigkeit. Und ich wüßte nicht, wo im Geisterheere der Gegenwart man noch einmal diesen ermutigenden Anblick genösse. Jeder verdiente Erfolg aus ehrlichem Ringen ist etwas Hohes. Hier aber handelt es sich um mehr; um den Sieg sittlichen Gesetzes. Wo leben noch solche Männer der Zeitung?“

Lessing schätzte natürlich sich selber in dem Buch übermäßig hoch ein: „Ich weiß nicht, ob jemals Menschen von Würde und Wert kommen, die meine Werke . . . zum Gegenstand hingebender und verstehender Studien machen werden. Wohl aber weiß ich gewiß, daß, wenn dies je geschehen sollte, man nicht nur die logische Einheit eines aus eigenem Geist geborenen Weltsystems, sondern, was wesentlicher ist, die Einheit eines gelebten Lebens in allem, was ich schrieb, wiederfinden muß.“

Da ich einmal gegen diese Männer Sudermann und Jacobsohn mich bewahren mußte, so habe ich es eben mit soviel Schönheit, Ernst und Verantwortung zu tun versucht, als die armselige und lächerliche Sache und das armselige und lächerliche Niveau überhaupt verstattete . . . Für die wenigen Menschen, die in meinen den Ertrag eines Menschenlebens bergenden und wahrlich nicht für eine Generation bestimmten Werken (Philosophie der Tat; Keine Ethik) auch nur 3 Seiten mit Ruhe, mit Würde, mit Verstehen zu lesen vermögen, für diese brauche ich mich weder gegen Sudermann und vollends nicht gegen einen Siegfried Jacobsohn zu wehren. Und die übrigen? Ich habe für sie nicht gelebt und möge für sie literarisch und menschlich tot sein.“

Juden sind immer schlechte Propheten gewesen, und es trifft zuguterleht immer genau das Gegenteil von dem ein, was sie wollten und wünschten. So wird sich auch um L. 3 Jahre nach seinem Tode oder nach seiner Ausweisung kein Mensch mehr kümmern; ja, für uns ist er heute schon tot, seine Bücher und Gedanken sind steinig, steril und weiter nichts als Sand in die Augen, wenn ihn auch einige, raffeverwandte Stellen in Europa noch ernst nehmen; so wurden im Sommersemester 13 seine „Untersuchungen über reines Recht und reine Ethik“ in der Hochschule in Graz rechtsphilosophischen Übungen zu Grunde gelegt.

Auf der niederen Stufe seiner älteren Schriften steht auch L.'s Neuestes: „Europa und Asien“, das europäischen Geist und asiatisches Wesen in der Verkörperung der beiden deutschblütigen

Männer Eugen Dühring und Artur Schopenhauer einander gegenüberstellt: eine große Irreführung und auch wieder nur Sand, denn keiner von beiden hat etwas Asiatisches, wenn auch Schopenhauer einiges aus der indischen Philosophie übernahm und Dühring der beste Judentenkenner war. Es ist selbstverständlich, daß der Gefolgsmann aller Juden in Kaiserzwerth, Herbert Gulenberg, dem so leicht keiner mit oder ohne Namen entgeht, in seinen „Schattenbildern“ auch Th. L. beschrieb. Ebenso selbstverständlich ist ein Aufsatz in der „Woff. Z.“ 2/3 18 mit Fußtritten gegen die Antisemiten: „L.'s Mißgeschick beginnt damit, daß er nicht 150 Jahre früher und nicht als Gotthold Ephraim, sondern als Theodor Lessing zur Welt kam... Hannover freue sich, daß es wieder einmal einen Philosophen, noch dazu einen eingeborenen, in seinen Mauern hat, was ihm seit Leibniz's Tod nicht mehr widerfahren ist.“

So täuschen Judenfreunde immer wieder vor, daß es sich bei ihren Schutzbefohlenen um „Eingeborene“ handelt; ja, sie drängen diesen förmlich eine nichtjüdische Nationalität auf. Man wundert sich nur, daß sich die Juden das gefallen lassen, statt Fahne zu bitten, sie vor ihren Freunden zu schützen.

Nach dem Kriege machte Lessing mit Kämpfeleien gegen S i n d e n b u r g und die deutsch-völkischen Studenten und mit warmen Worten für den Mörder S a a r m a n n Aufsehen, wurde aber von Minister Becker in Berlin, statt entlassen, mit einem teuren Forschungsauftrag bedacht.

Michel 8/12 1929 nennt L. „Théodore le Singe“.

In Bremen wurde Lessing September 1928 (WZ 28/2) ausgepiffen, als er im Schauspielhaus vor der „Internationalen Frauenliga für Frieden und Freiheit“ über Tolstoi sprach: „Langer, schwarzer Bart! Dunkler Anzug! Tritt er würdevoll in den engen Lichtkreis, der hineinprojiziert wird in den sonst völlig dunklen Bühnenraum. Programmäßig setzen die Claqueure ein. (Beifall!) Aber plötzlich laute Protestrufe, Trillerpfeifen! Geschimpfe —

Frauen schreien, man soll ihn reden lassen. — Polizeibeamte.

L. liest ab. Nur wenige Sätze, wiederum Lärm: „So was gibts nur in Deutschland! Pfui Deibel!“ Dann kommt Lessing wieder zu Wort, malt Tolstoi, der sich fürchtete vor der Tat der Gedanken, und zeichnet ihn schließlich als Wecker der Revolution!“ — Wo es sich um den Bolschewismus handelt, hängt auch Lessing seinen Pazifismus an den Nagel und ist häßlicher Jude: „Das Evangelium der Gewaltlosigkeit läßt sich nur rechtfertigen mit Gewalt!“... „Die Wahrheit ist machtlos, wenn nicht Waffen bei ihr sind!“... „kein Recht ohne Macht!“... „Das ganze Weltall ist aufgebaut auf das Gesetz des Hasses!“... „Das Evangelium der Gewaltlosigkeit ist nur durchzusetzen mit Gewalt!“ —

„Die Pazifisten, die mit einem Kriege nach innen ganz einverstanden sind, klatschen; danach folgt noch ein Trauerspiel von Stephan ▼ Zweig „Die Flucht zu Gott“ mit dem 83jährigen Tolstoi auf der Bühne.“

Theodor Lessing teilte im „Prager Tageblatt“ („Weser-Zeitung“ 16/4 1929) aus seinen Kriegserlebnissen „Das Lazarett“ mit:

„Als ich unmittelbar nach dem Ausbruch des Weltkrieges, im August 1914, mich als kriegsfreiwilliger Arzt dem Bezirkskommando stellte, beflügelte mich nicht die Vaterlandsliebe und nicht die Menschenliebe und überhaupt keine rühmenswerte Triebfeder, sondern ich hatte den Wunsch, nach Möglichkeit vor Vaterland und Menschheit zu flüchten. Ich kämpfte gegen die „große Zeit“, wo immer ichs konnte... Zunächst gelang es, von den Waffenübungen befreit zu werden. Richtiger gesagt: mich zu drücken. Durch vier Kriegsjahre mußte ich alle Monate zur Musterung. Ich verwendete immer neue Listen, um der Front zu entgehen...“

Das erste Lazarett, darin ich während des Sommers 1914 mich für die Pflichten des Militärarztes vorbereitete, steht mir vor der Erinnerung wie eine Operette... Gelang es, gleichzeitig als Hilfslehrer und als Hilfsarzt unterzukommen, so konnte ich mich in dieser



oder in jener Stelle und wenn möglich in beiden „unabkömmlich“ machen und wurde von zwei Seiten „reklamiert“. Diese Voraussicht erwies sich nachmals als richtig.

Mein drittes Lazarett.... In dem „Offizierserholungsheim“ lagen Erzellenzen mit zweierlei Arten Klapps. Die eine Gemütsart war dem Kriegshandwerk nicht zugetan, die andere Gemütsart bestand im Gegenteil aus „Eroberernaturen“... Der eine hatte zu viele Kompagnien sinnlos in den Tod befehligt, der zweite Mannschaften binden und prügeln lassen.... In derartigen Fällen, wo es sich um Prinzen und Grafen handelte, sagte man „Nervenüberreizung“ und verordnete, bis die Sache vergessen ward, einen Erholungsurlaub.... Da lag ein Schoß deutscher Helden in den hübschen grauen Liegestühlen....

Mein letztes Lazarett.... hatte dreihundert Betten für Geschlechtskranke und die waren immer besetzt... Ich war also in eine Horde geraten, die sich sozusagen entschämt hatte... Aber Tatsache ist, daß im ersten Kriegsjahr ganze Regimenter in Belgien und Frankreich vergiftet worden sind, teils mit Gonorrhöe, teils mit primärer Syphilis.... Wie das vom Tode bedrohte Insekt noch schnell den Fortpflanzungsakt übt, gleich als wolle das geopfert Individuum sich in die Dauer der Gattung hineinretten, so wurde unmittelbar vor dem letzten Zusammenraffen die Natur entlockert. Sogar Tiere, ja Kadaver von Tieren wurden mißbraucht.... Es ist ganz dasselbe, ob es Tapfere sind, oder Feiglinge, Helden oder Lumpen: jeder ist mit täglicher Notdurft beschäftigt und dreht sich um seinen kleinen Ausschnitt... Die Unverantwortlichen. Es sollte stuhig machen, daß es oft ganz dieselben Männer waren, die sich als erste in den Krieg gedrängt und mit Begeisterung hinausgestürmt waren. Es gab Kriegsfreiwillige, die nichts sehnlicher wünschten als einen leichten Heimatschuß....“

Er erklärte ferner: „Solange Geschütze gebaut werden, solange nicht jede Mutter der Kirche oder dem Vaterlande heilig schwört, ihrem Sohne lieber die

Hand abhacken zu lassen, als je zu dulden, daß diese Hand Kriegsdienste tut, solange nicht der Militärstand so verachtet ist wie im alten China, solange der General, auch der größte und siegreichste, auch dem eigenen Volke, nicht gilt als der Verbrechertypus schlechthin, solange glaube ich nicht an „Humanität“ (Menschlichkeit). Wie ich beim nächstenmal mich verhalten werde? „Fronidieren!“ In dem mir zugänglichen Lebenskreis die Herzen aufwiegeln.“  
Michel 4/8 1929.

Leffing-Hochschule G. B., Berlin W 50, Augsburgener Straße 43, 1921. Leitung: Dr. Lu. Lewin. Ehrenpräsidium: Erz. Dr. h. c. Bernhard Dernburg, Dr. Walther Rathenau, Prof. Mag Reinhardt. Dozenten, u. a.: Dr. med. Ernst Burhard; Adolf Donath; Dr. Arthur Gloesser; Dr. med. Wilh. Fleß; Arthur Fürst; Erwin Lendvai; Dr. Lu. Lewin; Dr. Arthur Liebert; Prof. Dr. Hans Madawsky; Dr. med. A. Moll; Dr. C. Piorkowski; Siegmund Pisling; Dr. Kurt Singer; Adele Schreiber; Prof. Dr. Richard Sternfeld; Susanna Trautwein; Dr. Leon Zeitlin.

Unter den 23 Kursen der Lewin-Leffing-Hochschule Okt.-Dez. 1917 fielen schon bei flüchtiger Durchsicht auf: 3. Dr. Alfons Goldschmidt, Probleme der Übergangswirtschaft; 6. Theodor Leffing, Einführung in die Psychologie; 7. Adolf Marcuse, Luftschiffahrt; 9. Emanuel Lasker, Der gesunde Menschenverstand; 10. W. Fred, Lebensformen; 11. Dr. phil. Ilse Reide, Berühmte Frauen der Weltgeschichte, darin: Kurtisanen: Lucrezia Borgia, Künstlerinnen: Tänzerin Fanny Elßler, Dichterinnen: George Sand, Kämpferinnen und Frauenrechtlerinnen: Lily Braun, Frauen neben berühmten Männern: Die Gattin Charlotte Stieglitz; Gesellige Frauen: Rahel Levin; 13. Lu. Geiger, Hetze; 14. Dr. phil. Helene Herrmann, Goethes Faust; 15. Oskar Wie, Beethoven; 16. Eduard Mörike, Meisterfinger von Nürnberg; 17. James Simon, Einführung in die moderne Musik; 18. Siegfried Jacobssohn, Mag Reinhardt (mit Lichtbildern); 22. Fritz Stahl, Die Gotik (mit Lichtbildern); 23. Dr. Paul Zuder, Grundlagen zur Kunst der Gegenwart. — Diese Vorträge 1917 waren wohl nichts weiter als mehr oder minder geschickte Lobreden von Juden und Judengenossen auf Juden und Judengenossen.

Lewin gibt im Verzeichnis 1921 zu, daß er 1920 an die 24000 Hörer gehabt hat. Das ergab nach Abzug aller Unkosten einen Verdienst von 400000 M., wofür Lewin noch von den Behörden unterstützt wurde. Selbst für 1920, im Beginn der Inflation, war eine halbe Million ein hübscher Jahresverdienst.

Die L.-H. ist ein rein privates Geschäftsunternehmen, in dem Lewin bekannte Redner, Schriftsteller und Künstler Reihen von Vorträgen halten läßt und ihnen dafür 33% der Einnahme zahlt. Der Form halber wird dieses Unternehmen, „volksbildnerischen“ Interessen dienend, von der Stadt Berlin mit einem Zuschuß bedacht.

Obwohl Lewin an der L.-H. so entbehrlich war, wie diese selbst, konnte er im Kriege, wo er bei der Fliegererschafft. 11, 3. Komp., Breslau stand, doch durch Bürgermeister Reide reklamiert werden, dessen Tochter, Dr. Ilse und Mann, Herr Redakteur Hülsen, von Lewin für Vorträge verpflichtet waren, aber hoffentlich etwas mehr als die üblichen 33% bezogen. WM.

Leffing-Mendelssohn-Gedenkbuch, zur 100jährigen Gedenkfeier von 1728—1779—1879. Beiträge von E. Lehmann; M. Brasch; Berth. Auerbach; A. Frankel; L. Aug. Frankl; J. Löwenberg; M. A. Goldschmidt; Adolf Zellinek; M. Joel; L. Kompert; M. Lazarus; Lu. Philippson; M. Rapoport; Steinthal; A. Wünsche. Re-

daktion: Arnold Rodet und Livius Fürst, herausgegeben vom dtsh.-isr. Gemeindebund. 8, Leipzig 1879. 8 M.

•Leffingpreis, 400 M. Stiftung des rheinisch-westfälischen Vogenverbands von 1893 für Studierende der Universitäten Bonn, Aachen und Münster. Die Thematata zur Behandlung sollen dem Gebiet der *Humanität* entnommen werden.

Man will so „dem oft verkehrten Treiben der betreffenden Kreise entgegen arbeiten“, sagt Lenning, d. h. die Ausbreitung des Vaterlandsgefühls und der Rassenwissenschaft hindern, die grade in unserm akademischen Nachwuchs, im B. d. St., in vielen besseren Corps, in den Burschen- und Landsmannschaften feste Wurzeln geschlagen haben.

Leffler, Montague, \*1869. New York; Republikaner; Mgl. d. Kongresses der Ver. St. 02—03. — 228.

Lehmann, Daniel, 1794 Soldin, Neumark — 31. Er wurde 13 bei Lützen verwundet, dann im Lazarettendienst verwendet, studierte in Paris und Berlin und schrieb 19 in Wien fürs Konversationsblatt. Er wanderte in Italien, war Hofmeister beim Grafen D'Connell und ließ sich, um staatliche Stellen zu erlangen, vergebens taufen. Im September 31 fand man ihn, auf einer Fußreise nach Leipzig, bei Wittenberg erhängt. Ob Mord oder der Selbstmord eines getränkten Ehrgeizigen vorlag, ist nicht geklärt.

Sein phrenäisches „Wanderbuch eines Schwermütigen“, 31, wurde von dem jüngstdeutschen Conradi wieder herausgegeben. Sonst ist L.'s Lyril („Anathusia“, 24) heinitisch, wenn auch nicht schweinitisch, aber sehr mäßig und mit Recht verschollen. Seine Übersetzung von Manzoni's Verlobten wird noch gelesen. Die plauderhafte Manier Lehmanns hat Laube gut beschrieben: „Es ist kein schöner Stil, aber bequem und glatt und ohne Knoten wie ein gut gesponnener Faden, der nur etwas zu lang wird. Man wird durch diese legere Kunst zu dem Glauben verleitet, L. habe selten gewußt, was aus seiner Erzählung werden dürfte; er läßt ein paar Jünglinge auf der Heerstraße wandern und beschreibt sie gelegentlich; und nun wollen wir sehen, sagt er, was wir mit diesen Burschen anfangen. Da klappert eine Mühle am Wege, der Flieder duftet und lodt, aus dem Giebel Fenster guckt ein hübsches Mädchen und strahlt ihr Haar — hier lassen wir was passieren, und so wird sich die Geschichte verwickeln. Ein solches Stück Roman ist die unter seinem Nachlaß gefundene „Heidemühle“. Dieser vielfach in der Welt herumgereiste Mann verschwand plötzlich in einem kleinen Busche bei Wittenberg, wo er wegen der paar preußischen Rassenanweisungen, die er dafür erhalten hatte, daß er seinem widerspenstigen Unterleibe die besten Augenblicke abgerungen hatte, um die Welt zu erheitern, totgeschlagen wurde [auch kein schöner und verständlicher Stil]; oder wie ein anderer Leichenredner, der lieber an einen Selbstmord glaubte, im Brockhaus'schen Konversationsblatt meinte: L. sei an seinem „jüdischen“ Atheismus untergegangen.“ 22; Bril.

(Vgl. auch Bartels DÜ II, 289.)

Lehner [Lessen, Wpr.], Hugo, früher Landrichter, jetzt Kais. Rth bei der Reichsversicherungsanstalt für Angestellte, #, Reserveoffizier der Garde. \* Prov. Posen. O Hecht aus Bromberg. — Ein Bruder, früher Schuttruppenhauptmann, hielt Kolonialvorträge.

Leffing, Anton v., aus altem franz. Adel, 1825—? pr. Generalmajor; 54 O v. Magnus (sb) = Fränkel. I.: 1. Fanny, 78 O Friedr. Gf. v. Pfeil u. Kl. Ellgut; 2. Charlotte, 84 O Hans Dietr. v. Solleufer, pr. Regierungspräsident in Düsseldorf, 55—02. 228.

?Le Sueur, Pastor, 20. Jh., Berlin aus der Familie Lesser? 228.

Leßner [Leßner], Rfm., unterlag 1892 in einer Gerichtsverhandlung gegen einen Deutschen. Er war eines schönen Tages mit einer Konfektionsse und dem Ehepaar Hausen in dem Gasthose zur Sonne in Zeitz gelandet, wo mit Freunden der deutschpölitische Herr N. saß, dessen Hosen Hausens Mops zubringlich beschnüffelte. N. lehnte den Hund: „Geh weg, du dr... ger Röter!“ ab. Raum hatte Leßner das vernommen, als er, der talmudischen

Lehre gedenkt, daß die Altm selber Esel, Hunde und Schweine sind, erklärte: „Es ist nur gut, daß ein Röter den anderen erkennt“, worauf N. dem wihigen Leßner, als dieser das Lokal verlassen wollte, eine gezielte Ohrfeige verabreichte. Raum war das Klatschen verhallt, als die übrige Judenthüm sich um den lächelnd dastehenden Germanen scharte und ihn „Mäuber“, „Mörder“, „Kanaille“ schimpfte, während die Damen mit Schirmen heranstürmten. Erst ein kerniges: „Nun scheren Sie sich aber hinaus, Sie Judenbande, wo Sie hingehören“ aus dem Munde des Herrn N., veranlaßte die Schär zum Rückzuge. Bald darauf erhob Leßner gegen Herrn N. Privatklage wegen „Beleidigung“. Hausen, als Zeuge, sagte wahrheitsgemäß aus, und ein Reisender, der zufällig im Lokal die geschilderten Vorfälle miterlebt hatte, wollte durch L.'s Benehmen in äußerste Entrüstung versetzt sein. — L. wurde daher zur Tragung sämtlicher Kosten verurteilt, während Herr N. für seine freimüthige, wenn auch in der Form ansehbare Auserkung diesmal noch frei ausging. Heute würde er in allen zivilisierten Staaten für den Ausdruck „Judenbande“ schwer, vielleicht sogar mit dem Leben haben büßen müssen.

Leßnai, Anna, gebor. Amalie Moskowiß (sb) de Zempfen; ungarische Dichterin und Malerin, 20. Jh. Sie wurde von ▼Koda-Koda für die Schaubü gelegentlich übersezt. 228 803.

Leßner [Leßner polnisiert], stud., gründete 1902 (Stbgrß 13/2) in Berlin den zionist. Studenten-B. „Hasmondä“.

Leßner, R., sagt in einer Besprechung der „Monumenta Talmudica“ (Mgl Nr. 20): „Man hat eingesehen, daß der Talmud nicht nur für das Judentum, für das jüdische Gesetz und die jüdische Religion Bedeutung hat, sondern daß er von der ganzen Kultur, in der die Juden lebten, durchdrungen ist.“ 228.

Leßner, Rudolf, B: Saduzäer, Berlin 1912, Verlag Mayer & Müller.

Leßner, Paris; O ▼ aus Rußland; ChN: Democratie Nouvelle, 1922 (Mgl 1/6).

Leßner, gebor. Landau, 1900 in Ungarn nobilitiert. 228.

Leßner, v. = Marietta von Markowicz.

Leßner, Oberbruch, 1913: Dr. Ratshinstl, Arzt.

Leßner, Maximilian, eigentlich Meir, 1804 Lemberg — 71 Wien. B: Sagen aus dem Orient, d. h. Talmud-Legenden, 47; Spinozaleben. Ue: Racine; Schiller; Byron; Grillparzer ins Hebräische.

▼Leßner, Moniteur 7, 165: „Die letzten Werke dieses hervorragenden Vertreters der hebr. Literatur waren Übersetzungen von Goethes Faust und ▼L. A. Frankl's „Primator“; auch gab L. eine Wochenschrift für jüdische Interessen unter dem Titel: „Wiener Mitteilungen“ (für Kunst und Literatur) heraus. An seinem 70. hatte er seine Memoiren vollendet. Er entstammte der holländischen Typographenfamilie Halevi, welche unter König Johann III. Sobleski nach Galizien kam und unter Maria Theresia den Namen Leßner annahm.“

Leßner, R. [Wolalübersetzung!] = Rosa Litten.

Leßner [Lectionarium, lat. Vorlesebuch, in got. Kirchen die Emporbühne]. James Levy, Berlin, erhielt vom preuß. Justizminister den getstlichen Namen „Leßner“, 1930. Inf.-Br. 1930, 177.

Leßner, Aron, Mädchenhändler, s. Mädchenhandel.

Leubling, Graf v., gebor. Karl Andreas Seligmann, Ebler v. Weling, — kais. Min.-Rat für Elsaß-Lothringen. \*1847 Wschaffenburg. #. O Gabriele v. Thüngen. S: Max, \*92, Kadett in Gr.-Lichterfelde. 228. Sein Vatelsvater, Edward Seligmann in Bamberg, wurde 1816 in Bayern als Ebler v. Weling nobilitiert. — Seine Mutter heiratete nach dem Tode ihres Mannes Friedrich v. Weling in 2. Ehe einen Maximilian Grafen v. Leubling, der dann den Karl Andreas adoptieren mußte. Auf diese Weise ist oft Judenthüm in Rangordnungen, in die es nicht gehörte, hineingekommen.

△Leuchsenring, Franz Michael, 1746 Elsaß — 27, — Stürmer und Dränger, das Vorbild zu Goethes Vater

Breh. In Berlin, wo er von Friedrich dem Großen als Lehrer des Prinzen Friedrich Wilhelm angestellt war, hatte er eine Saison mit der „schönen“ **Ubele Epha im**; wie weit das ging, ist nicht mehr festzustellen; — s. **Wantheuser Cohn**, Berlin, 18. Jh.

**Leuchtman, B.**, Fa. in Augsburg/Lech. Inh: Wilhelm und Adolf L. **WB** 8/5 1930: „Erklärung! Wir haben mit Bedauern davon Kenntnis erhalten, daß unsere Firma von verschiedenen Leuten als Judenfirma angesehen wird. Wir erklären, daß die Inhaber unseres Geschäfts weder jüdisch, noch jüdischer Abstammung sind und daß an der Firma seit ihrer vor 40 Jahren erfolgten Gründung kein Jude beteiligt war. Augsburg, den 2. Mai 1930.“

**Leubsdorf, Max, Dr. med., prakt. Arzt, Hamburg, 1829 Elberfeld, —00 Hamburg. C:** Lithograph Raphael L. // **Mannsfeld.** — 75 **O** **△** **Klementine Auguste Johanna** (41 Söhnlingen, 93 Hamburg), **L.** des Geometers **Sigismund Wülfing, Neumied // Friederike Schöller.**

**Leunawerke, Halle a. d. S.** — während des Krieges zur Gewinnung von Sprengstoffen aus der Luft vom Deutschen Reich auf Ludendorffs Anregung gegründet, sollten nach dem Kriege dem deutschen Landwirt billigen Dünger liefern und müssen jetzt Juden und ihre Helfershelfer bereichern. Die Hauptaktionäre, **W a r b u r g, C o h n** und **O p p e n h e i m e r**, arbeiten zusammen mit dem „Amerikaner“ **G u g e n h e i m**, der 600 000 000 Dollar in Salpeterminen hat, um die Preisbildung des Salpeters zu kontrollieren und zu beherrschen. So hat im deutschen Osten eine Firma in den letzten Jahren an dem dort als dtischer Salpeter verkauften Produkt jährlich 800 000 M., bloß an Kommission, verdient. **Deutsche Wochenschau** 18/5 1929.

**Leuner, Leo, Literat, Berlin.** — so heißt, mit Ermächtigung des preuß. Justizministers, seit 1927 (**Nat. Staats-B.** 24/4) der frühere **L. L o e w y.** — **WM.**

**Leuß, Hans, s. Paula Ruth Feymanns.**

**Leuwer△, Franz, 1875—16, Verleger, Buchhändler, Bremen, in der alten v. △** **Salen'schen Buchhandlung, Obernstraße. O** **▽** **Anni Neumark.** — Gegenüber im Warenhaufe von Feymann & Neumann (Strohmann-Wertheims?) hatte L. einen Verkaufsstand für Bücher. 1913.

**Levailan, M., Generaldir. der Sûreté générale [öf-fentliche Sicherheit], Paris, Jüd. Presse 1887 (AC /8).**

**Levaillant, Jesajas, gebor. Isaał Levisohn, s. Brüd-der Schwob; 2. Hälfte des 19. Jh.'s, Paris.** — Rabbi-zögling, dann Präfekt des Dept.'s Haute Savoie. Bei Einführung seines Nachfolgers sagte der General: „Man kann sich nicht vorstellen, in welch schmutzigem und übelriechendem Zustand L. die Präfektur verlassen hat“, **Drumont** 2, 313.

**Levanda, Leo Dsipowitch. 1835—88, Petersburg, Lite-rat, Assimilant, dann Zionist.** Seine Novellen beschäf-tigten sich mit dem Judentum. 63 redete er in Kowno einige wegen **N i t u a I m o r d e s** angeklagte Glaubens-genossen heraus. — **JE.**

**Levantiner** — wird in Konstantinopel jenes Rassen-gemisch genannt, das aus Armeniern, Griechen, Juden, Franzosen und Italienern gebildet, an Verkommenheit und Frechheit alles aussticht. Aus diesem Elemente rekrutieren sich im Orient Geschäftswelt und Dirnentum: „Der Türke, der die Welt noch wenig kennt, und das sind sehr viele, vermengt den Levantiner, den er haßt und wegen des Benehmens der Levantinerinnen ver-achtet, noch häufig mit dem Europäertum, das leider — was Lageheit der Sitte und Betonung des rein Außer-lichen betrifft — manche Züge des Levantinertums an-genommen hat.

Parvenühaf, unvornehm laut, anmaßend, innerlich und äußerlich unsauber, und daher von moralisch wie physisch gleich übelem Geruch, dazu gedacht alles, was ekelhaft, greulich, niedrig, platt, oberflächlich, kul-tur- und stilllos — so ist der Levantiner. ... Die Levan-tiner verpesten Konstantinopel und verhindern jedes geistige Leben der Fremden in Pera. Denn wo sie hin-kommen — und sie kommen überall hin — verwandeln sie Kunst in Variété, Bühne in Kino, Musik in Tee-lonzert, Gesellschaft in eine Vereinigung sich schlecht be-

nehmender Menschen, verderben die Jugend, der sie imponieren, und fressen wie ein Schwarm Heuschrecken die geringen Ansätze von Kultur hinweg, die von den europäischen Kolonien ausgingen.“ **Franz Karl Endres, Türet, 1916.**

**Ein Schiffsarzt im Hambgr. Fremdenbl. 1905 (DSB 26/7):** „In Smyrna waren die Passagiere an Land ge-gangen. Der Kapitän, der Zahlmeister, ich und einige Herren saßen im Salon beim Frühstück. Plötzlich erschien in der Tür ein Gallier mit einem Korb voll Eiern. Da sie nur 2 Metzschdie (= 7,30 M.) kosten sollten, so wurde beschlossen, dieselben nach einer Probe zu kaufen. Die Eier waren gut. Da ich türkisches Geld bei mir hatte, so bezahlte ich die Eier und beauftragte den Kerl, sie zur Küche zu bringen. Zur Sicherheit sandte ich den Steward hinterher, der darauf achten sollte, ob die Eier auch an ihren Bestimmungsort gelangten. Nach einer Weile kam er zurück und berichtete, daß der Koch die Eier in Empfang genommen habe. Die Frage des Ka-pitäns, ob der Koch über die Verwendung der Eier im Klaren sei, verneinte der Steward. Er wurde beauftragt, den Koch herbeizurufen. Der Koch erschien und empfing seine Instruktionen. Zum Schluß bat er um gelegent-liche Wiedererstattung der verauslagten 2 Metzschdie, da wir ja kein türkisches Geld zur Bezahlung der Eier gehabt hätten, wie ihm der Buxantiner gesagt habe. Ein Entrüstungsturm erhob sich, und wir eilten nach vorne, um den Gauner gehörig vorzunehmen. Wir wollten unseren Augen kaum trauen; zirka 100 Meter vom Schiff entfernt ruderte der Kerl nebst den uns doppelt verkauften Eiern, die er auch noch mitgenommen hatte, davon. Leider war unser Weiboot an Land, so daß wir in ohnmächtiger Wut nur einige wohlgemeinte Flüche nachsenden konnten.“

**Lébay de Riktelek, gebor. Löwy, ungar. Freiherrn, 1868 nobilitiert.**

1. **H e i n r i c h**, †1901, MgI. d. **M a g n a t e n h a u s e s**, Generaldir.: allg. ungar. Versicherung; Repräsentant der jüd. Gemeinde in Budapest. **Neuzeit**, Wien 02, 2: „Der vor 14 Tagen verstorbene Baron **Lébay** fast sein ganzes, auf mehrere Millionen belaufendes Vermögen zur katho-lischen kirchlichen Zwecken hinterlassen und für allge-meine wohltätige Zwecke nichts bestimmt haben. Sohn eines armen Schächters in einer kleinen Judengemeinde, hat er es noch als Jude zum Baron und mehrfachen Millionär gebracht und seine jüdische Abstunft nie ver-leugnet. Erst im Greisenalter, als er das 70. Lebens-jahr überschritten hatte, ging er zur Taufe.“

Seine † **N e f f e n**: 2. **J o s e f**, \*1863, Ministerial-rat im Justizmin. in Budapest; 3. **L u.**, \*65, Mini-sterialrat im Finanzmin. in Budapest. **EW; Waldbausen.**

**Leven, 1. M a n u e l, Dr. med. (Magen); 1831 Ur-dingen, Rhld. — ? Paris. 73—89 Leiter des „Hôpital N o t h s c h i l d“.** Er schrieb populär: *la vie, l'âme et la maladie* (02) und gründete mit an der **WZU.**

2. **N a r c i s s e, RA. 1833 Urdingen —15 Paris;** schon als stud. jur. Sekretär des **Adolf** **▽** **Crémieux**, waren beide mit **Ferry**, **Spuller** und **Herold** Gegner **Napoleons III.**, nach dessen Sturze sich dann **Crémieux** zum Justizminister und **Leven** zum Generalsekretär des Justizdepartements machte. 69 organisierte er in Ber-lin, **Königsberg** und **Kowno** die Hilfstätigkeit für die Juden in Polen. Er gründete die berühmte **WZU**, deren Präses und Geschichtschreiber („*Cinquante ans*“, Verlag **Felix Alcan**, Paris, 1911) er wurde. Zugleich war er **Vizepräses** des 1. **Zentralkongressiums** von Frank-reich. Präses der **Jca** und 80—87 **Stadtrat** in Paris.

Die beiden Brüder L. sind ein Beweis, wie weit es in Frankreich Juden aus dem sonst so verhassten Deutsch-land bringen; die gute Lage hielt an: **Narcisses** Sohn, **M a u r i c e**, wurde **Kabinettschef** im **M i n i s t e r i u m** des **Öffentlichen, Paris, DWe, 1909.**

**Levenson [Löwensohn], 1. P a v e l D a t o w l e w i c h, RA** und **Literat, 1837—94, Petersburg, 2. D s i p, RA** und **Musikritiker der Moskauer Tageszeitung „Schedomost“.** †1895. **JE.**

**Lebenstein [Löwenstein], Dr., Adolf, B:** „Niesche im Urteil der Arbeiterklasse“; „**Psychologie** des dtischen Ar-beiters“, 1913. L. hatte dafür 8003 Fragebogen an

Arbeiter verhandelt. — f. Dr. Maria Bernays. — Laut Stbgr 30/7 03 hielten die „Menschenrechtler“ (f. Senna Hoy) eine Volksversammlung unter der Marke „Justiz und Volksbewußtsein“ über den „Fall  $\Delta$ Hüssener“ ab (der Essener Fähnrich, der einen ungehorsamen Soldaten beim Verhaften versehentlich tödlich verletzt hatte). „An der Diskussion beteiligte sich Adolf Lebenstein, der die Sozialdemokratie als die alleinseigmachende Partei in den Himmel hob, die berufen sei, die „armen Elenden“, aller Hoffnung Beraubten, an die Tische der Freude, des Lebensgenusses zu führen; denn sie allein träte für Menschenrecht und Menschenfreiheit ein. Lebenstein ist derselbe, den der „Vorwärts“ vor längerer Zeit als Phrasen- und Gigerl charakterisierte, wegen seiner utopistischen Phantastereien, und ob seiner idealen Stehtragen. Später fühlte L. sich noch bemüht, eine Resolution einzubringen, die ein Vertrauensvotum der Versammlung für die Sozialdemokratie darstellte.“

L. verfaßte auch: „Aus der Tiefe“; „Arbeiterphilosophen und Dichter“. Bartels, DGB. 3, 840.

Lebenstein, Max, in den 1870er Jahren Bankhändler in Berlin W, Charlottenstr. 55. Rudolf  $\blacktriangledown$ Mosse erhob ihn und sein Establishment in einem Rundschreiben an die Zeitungen zum „bedeutendsten Bankhause Berlins“ und drängte L.'s „Börsen- und Wochenberichte“ dem redaktionellen Teil zahlreicher Zeitungen auf. Diese druckten das objektiv gehaltene Referat gratis oder gegen Bezahlung ab, und wurden dafür jedesmal durch ein allwöchentliches Extrainserat von 2—5 Talern des großen Bankhauses L. belohnt, das sich zum An- und Verkauf von Effekten erbot, und als Spezialität „Zeit- und Prämienengeschäfte“ ausführte, d. h. sich zur Vermittlung von „Börsenspieleroperationen“ anbot. L. befaßte sich auch mit Gründungen wie: „Pyramonten Pferdebahn“ und „Central-Skating Ring“ in der Bernburger Straße, „Preussisches Leihhaus“, „Dampfpflug“ usw., von denen namentlich die 3 letzten „Gewaltsachen“ waren. L. wurde, wie Jean  $\blacktriangledown$ Fränkel und August  $\blacktriangledown$ Sternberg, binnen wenigen Jahren reich: er ging nicht mehr, sondern fuhr zur Börse, gründete mit an der „Merkantilischen Verlagsanstalt“, und legte sich 81 eine eigene Zeitung „Das kleine Journal“ bei, das früher, im Besitz von Stroussberg (Id), offiziösen Anstrich gehabt hatte. Später, 82, liquidierte Lebenstein, und zwar so blutig für seine Klienten, daß er stadtbreitlich verfolgt ward. KR 6/7 37, 78. — Ep: Joh. Christ. Hollander.

Noch kurz vor seinem geschäftlichen Ende Juni 82 hatte Lebenstein die Beurteilung des Redakteurs Hude zu 20 M. erzielt, der sich über L.'s Wirtschaft bei der „Victoriahütte“ mißliebig geäußert und ihn dabei mit einem „einfach beleidigenden“ Adjektiv belegt hatte; und schon im August kam der Krach. Frankfurter Z. 18/8: „Bei L. sollen die Passiven bedeutend sein, dagegen die Aktiven fast Null, so daß kaum an Eröffnung des Konkurses gedacht werden kann. L. soll schon lange alles seiner Frau verschrieben haben. Nicht allein bei Harzer Eisenbahnbedarf fehlen Depots und Gelder, sondern sämtliche von L. gegründeten und verwalteten AG, sowie eine große Anzahl von Privatleuten verlieren große Summen, z. T. ihr ganzes Vermögen. Der Staatsanwalt schritt auf eine Anzeige ein, welche der italienische Sänger Brogi machte. Dieser hatte L. seine Gelder zur Aufbewahrung gegeben und vor einiger Zeit von L. eine Anweisung auf Mailand über 6000 Lire verlangt, welche ihm auch ausgehändigt ist. Diese Anweisung war fingiert und gefälscht.“

Wir wissen nicht, ob man R.  $\blacktriangledown$ Mosse's Freund, den L., nachher erwirkt hat; das ist auch gleichgültig, denn mit der kleinen Strafe von ein paar Jahren, die er wahrscheinlich bekommen hätte, wären die ungeheuerlichen Verbrechen doch kaum gefühnt.

Lebenstein, Max Benno (Otto Walbau); Berlin. 1847 Stettin —79. O Literatin Wanda Wehlau, \* 1853 Ostrowo. Er richtete in Köln, Berlin, Paris, London Büros der „Correspondence Internationale“ ein, die jetzt auch in Wien, Pest, Madrid, New York, Rom usw. bestehen. Er ist eine Autorität in wirtschaftlichen, finanziellen Fragen und Vorstand aller größeren journalistischen Vereine. B: Lustspiele, Poffen, Novellen.

Leventritt [Löwentritt], David, JE, \*1845 South Carolina. Richter im „Supreme Court“ des Staates New York und Manager jüdischer Wohltätigkeitsanstalten.

Lever, A. Levy, Sir, liberales Mgl. des Parliaments, London; nobilitiert 1909. EG; JWB.

Leber, Dorothy Rae, Miß, RA, London, \*1909, geriet schon 1929 (JWB 29/11) als „jüngstes Mitglied“ in die Anwaltskammer.

Leber, William, Sir, Inhaber der Sunlight-Seife, Thornton Manor, London. Seifenfabrikant. 21/10 1914: „Ein Seifenfabrikant in Berlin wünschte die Öffentlichkeit aufzuklären, daß die ausländischen Seifen keine besonderen Vorzüge besäßen und daß es ebenso gute deutsche Seifen gäbe. Er überschrieb seinen Aufsatz „Mehr Nationalbewußtsein!“ und wies darauf hin, daß durch Verbrauch der Sunlight-Seife das feindliche Ausland unterstützt und die deutsche Fabrikation geschädigt würde. Er bemühte sich vergeblich, seinen Aufsatz bei der „B. Z. am Mittag“ (Verlag Ullstein), bei der Berliner Volkszeitung (Rudolf Mosse) und bei dem Berliner Lokalanzeiger (A. Scherl) anzubringen; er wurde abgewiesen und konnte nicht begreifen, warum die dtische Presse so wenig Verständnis für dtische Angelegenheiten hat und Ausländern die Brüste hält! Die Stilisten von Mosses BZ usw. werden natürlich sagen, der Aufsatz war zu schlecht geschrieben.“

Auch mit Thompsons Seifenpulver hängt Leber zusammen, dem merkwürdigerweise in Düsseldorf das Haus Ertratherstr. 230 mitgehört.

Levertin, Oskar Ivar, Dr., UP (Schwedische Lit.), Stockholm. 1862—06. — „Einer der edelsten Vertreter schwedischer Kultur ... Dichter, Literaturhistoriker, Kritiker.“ B: Kalonimus, Nov. (auch dtisch!); Salomon und Martolf, Ged.; Selma Lagerlöf, dtisch von Francis  $\blacktriangledown$ Maro, erschienen in der Serie „Literatur“ von G.  $\blacktriangledown$ Brandes, Verlag  $\blacktriangledown$ Barb, Marquardt, Berlin. „L. begann in den 80er Jahren mit streng realistischen Novellen, wurde vollendeter Romantiker und Aphiker, ein ungewöhnlich feiner Poet, von Stormscher Feinheit“,  $\blacktriangledown$ DWe 03, 12, und schrieb über „Dichter und Träumer“. SB: „Säufeln von Palmen und Fichtenzweigen, Westländische Wehmut, Morgenlands Brand: In mir ist Westen und Osten verwandt!“ — Toni  $\blacktriangledown$ Klein (WJ 12): „L. war nicht nur Jude der Geburt nach, sondern fühlte sich auch stets als Jude.“

L. stand als Agent der Internationale mit allen Zentralen der Judenheit in Verbindung, um Schweden zu entgermanisieren und für den Fall in Judas Schoß reif zu machen. So hat er gegen die nordischen Klassiker gewühlt. Seinesgleichen sucht überall die gute und große Literatur des Weltvolkes zu verderben, um diesem einen Halt zu nehmen, und dem jüdischen Erbsatz mehr Platz zu schaffen.

$\blacktriangledown$ Levertoff, Beatrice, Literatin, London, schrieb, von einem Kritiker beschuldigt, in ihren „Prisoners of Hope“ die Juden verannt zu haben, dem „Jewish Guardian“ 1922 (WJ 27/7) von ihrer Liebe zum jüdischen Volke: „Ich danke Gott immerdar herzlich, daß er in meinen göttlichen Leib eine jüdische Seele gepflanzt hat ...“ Sollte im Namen und Vorfahren dieser Paneuropäerin nicht früher ein Levy gesteckt haben? WM.

Levestamm [Löwenstamm], gebor. Levi, 1. Arno Id, „dän.“ Arzt, isr. Abkunft, 1803 Kopenhagen —? 2. Georg, „dän.“ Arzt, Kreisphysikus in Leuphza, Polen, 1801 Kopenhagen —? —  $\blacktriangledown$ DWe, 1867.

Levetus, Celia (Celia Moss), JE, 1819 Portsea —73 Birmingham. Sie schrieb 18jährig mit ihrer Schwester Marion die Gedichte: „Early efforts. By the Misses Moss of the Hebrew Nation ...“ Die jüdischen Damen wollten mit dem Zusatz ausdrücklich auf ihre Rasse verweisen und durch das offene Bekenntnis mitleidige, törichte Leser gewinnen; sie verfaßten ferner „Romance of Jewish History“, Bulwar Lytton und Palmerston gewidmet und gründeten das kurzlebige „Sabbath Journal“. — Celia: O Lewis L.; sie schrieb noch „the Ring's physician“. Wir kennen die Erzählung nicht, aber zweifellos handelt es sich dabei um irgend einen Juden als königlichen Hof- und Leibarzt, denn für andere

Ärzte hat die jüdische Geschichte und Literatur kein Interesse.

Levi, ältester j. Name, s. Cohn.

Levi(h), Lewi(h) wird in England zu Lawrence, Lawson, Lewis, Lincoln, Livingstone usw., *SH* 1921, 10.

Levi, Geldmann der „Chemnitzer Z.“, auf die Liebermann v. Sonnenberg, 5/2 1883, in seinem Vortrag im Deutschen Reform-Z. zu Ch., Beiträge S. 130, hinwies: „Sie haben hier in Chemnitz so ein Kaffeeblättchen, in dem ein Kafemann [Name des Verlegers] seine politische Weisheit ausschänkt; aber es ist ziemlich dünner Kaffee, und er findet wenig Beifall — habe ich mir sagen lassen — und man sieht durch dieses Getränk in der Tasse gleich auf den Grund, und auf dem Grunde sieht man das Gold der Leviten. In diesem Kaffeeblättchen hat man die heutige Versammlung als ein Chemnitzer Fastnachtspiel bezeichnet. Man hat die Person meines geehrten Herrn Vorredners [H. v. Simonh] und mich als die Akteure darin hingestellt, alle möglichen und unmöglichen Bemerkungen über uns gemacht und unter anderem gemeint, da man in Berlin meinen Freund Henri und mich in den Versammlungen stets auslache, so könnte man das ja auch in Chemnitz tun. Da sich nun zu diesem Fastnachtspiele auch der verantwortliche Redakteur der Chemnitzer Z. eingefunden hat, der alle diese Freundlichkeiten geschrieben und da eine Liebe der andern wert ist, so will ich ihn jetzt zum Mitakteur machen und ihm hier den Beweis liefern, daß in den großen Versammlungen, in welchen ich öfters in Berlin zu sprechen die Ehre habe, allerdings manchmal gelacht wird, aber niemals über mich, sondern immer über diejenigen, die ich lächerlich mache. Also lachen Sie über den Herrn Kaffeeschänker, er verdient es um uns — dort sitzt er. (Alles wendet sich nach der von dem Redner bezeichneten Richtung. Stürmische Heiterkeit und lebhaftes Bravo.“

Im Laufe des Vortrages, wo es sich um die Angriffe der Juden auf unser Volksvermögen handelte, erzählte L. v. S. wie ein Hausierer auf dem Dorfe den Bauern um Geld und Gut redet: „Da sagt der Hausierer — ich will nicht den Dialekt nachahmen, das gelingt mir nicht; vielleicht macht es nachher Ihnen einer vor, der mehr im Umgang mit solchen Herren ist und es daher besser gelernt (Große Heiterkeit. Alles sieht nach der Richtung, wo der Redakteur der Chemnitzer Z. sitzt) —: Sie haben kein Geld nötig, Sie sind ein wohlhabender Mann, Sie brauchen nur zu sagen, was Sie wollen haben; schreiben Sie nur ein Wechselgen; hier haben Sie auch Geld, Sie brauchen vielleicht noch etwas.“

Levi, der tote, — lebte im 19. Jh. in Königsberg i. Pr. Er hatte früher was in Rußland begangen. „Die Behörden sahn deten auf ihn, und um den Verfolgungen zu entgehen, ließ er verbreiten, er sei gestorben. Man wußte sich seinen Leichnam zu verschaffen, und nun war notwendig, daß 8 Personen beschworen, daß der Leichnam wirklich der des Levi sei. 7 Juden waren zur Hand; um aber die gesetzliche Zahl voll zu machen, schwor Levi selber mit, daß der tote Jude sein eigener Leichnam sei. Glaubensgenossen halfen ihm über die Grenze nach Preußen“, *Paasch* 3, 76.

Levi, Irredentist, beteiligt am Triester Bombenattentat. — *DfBl* 12/9 1906.

Lévi, französ. General, Kommandant der 25. Div., III. Armee, 1917. Der Armeeführer Humbert rügte, daß am 26/3 17 im Gefangenenlager zu Mohon 2 Fliegerleutnants 2 deutschen Fliegeroffizieren kameradschaftlich beim Abschied die Hand gegeben hätten. Lévi verfaß diesen Tagesbefehl noch mit einem Zusatz:

„A lire aux hommes (suppl. de 25ème Div.): Ces 2 aviateurs sont des soldats et des crétiens, je leur crache mon mépris à la figure. S'il m'arrivait par malheur de toucher la main d'un boche, je me plongerais aussitôt la main dans un pot de merde pour la purifier. (Signé) Lévi.“ — Das heißt: „Zur Bekanntgabe an die Truppen. Zusatz der 25. Division: Die beiden [gefangenen] Flieger sind Schweinehunde und Idioten! Ich spucke ihnen voll Verachtung ins Gesicht! Sollte ich durch einen unglücklichen Zufall die Hand eines Boches berühren, so würde ich sofort meine Hand in einen

Topf voll Scheiße stecken, um sie wieder zu säubern! gez. Lévi.“ — s. Tagebuch des Kronprinzen Rupprecht 26/4 17 (*Wd.* 2).

So reden jüdische „Generäle“, kein  $\Delta$  Franzose würde derartiges geschrieben haben, um so dem Volle den letzten Rest von Ritterlichkeit auszutreiben. Pauvre France! Lévi bewegt sich dabei im Vorstellungskreis seiner Rasse, die schon im kleinsten Affekte die schmutzigsten Ausdrücke gebraucht und sich in Unrat und Unflut wälzen muß. Sie kennt vor allem keine Grenzen im Haß gegen die Deutschen.

Levi, 1910 Senatspräsident am Oberlandesgericht, Kolmar. „Präsident Levi ist dafür auch der Jurist schlechthin, der bedeutendste in Elsaß-Lothringen. Der „vorrteilslose“ Staatssekretär des Reichsjustizamtes Disco (*Id*) setzte Levis Ernennung zum Senatspräsidenten durch, aber von der Ernennung wurde vorher nichts in der Öffentlichkeit gesagt, damit kein Geschrei entstehe. Aber mit einem Konzeptionschulzen können wir nicht zufrieden sein, die Gleichberechtigung besteht erst dann, wenn wie bei den Christen auch die Nichttätigen unter den Juden avancieren. Auch kleine Beamtenposten werden von Juden gern angenommen, es gibt jüdische Briefträger, Lokomotivheizer, Eisenbahnwärter“, *JN*  $\blacktriangledown$  Horwiz. „Die Gleichberechtigung ist erst dann erlangt, wenn ebenso wie bei den Andersgläubigen auch die Dummköpfe gute Stellen bekommen“, Dr. Beder. Diese Sätze stellten beide Herren im „Zentralverein deutscher Staatsbürger jüd. Glaubens“ auf (*Jsr. Familienblatt* 6/3 13), allwo sie in die Gesehstafeln des „modernen“ Judentums eingegraben wurden.

Levi, Leutnant im Etappenlager zu Rabat, Französisch-Nordafrika. Er hatte in Straßburg i. E. gedient, war später nach Frankreich defertiert und „Offizier“ im 113. Regiment geworden, vgl. D. v. Gottberg, Hans Selters Höllenfahrt, Berlin 1917, S. 114.

Levi, Bankhändler, Berlin. Ihm verkaufte Friedr. Wilhelm III. in der napoleonischen Not einen Teil seines zum Schloß gehörigen Küchengartens an der Berliner Straße in Charlottenburg für 4000 Taler; von Levi erwarb dann die Familie von Wartenberg den Park. *StbgrZ* 17/4 1901.

Levi, Dr., Militärarzt, 1870. Pastor L.  $\Delta$  Tiesmeyer, Reiseerinnerungen an den Krieg, Barmen, Evangel. Buchhdlg. Hugo Klein, 1870: „Hat man das Unglück, jüdische Ärzte in den Lazaretten zu treffen, die mit wenigen Ausnahmen mit der bekannnten Arroganz auftreten, wie mir das eines Tages mit einem Dr. Levi passierte, so steht die Sache vollends schlimm.“

Dies „Unglück“ haben dann im Weltkrieg Millionen von Soldaten aller Länder gehabt, ob es sich um Dtsche, Engländer, Franzosen oder Türken handelte. In und dicht hinter dem Feuer der Schützengräben arbeiteten tapfere nichtjüdische Ärzte, während in den Lazaretten der Etappe und Heimat Juden herum schnitten und spritzten.

Levi, Albert. B: Beschaffung der Geldmittel für freie Liebestätigkeit, 98. Heft des Vereins für Armenpflege. Dunder und Humblot, München. 1912.

Levi, Arth. (A. Nutari); \*1862 Gillingen. B: Rosafal; Bismard; Dickens; A. Tadema. Ma: Straßburger Post. Leiter des Londoner Hauses der Photogr. Ges., Berlin. — London.

Levi, Beppo, UP, Parma. Ma: Geisteswissenschaften, Verlag Weit, Leipzig. — 1914.

Levi, Carlo, JE, Dr. med., UP (Pphtol.), Modena. \*1866 Genua. S: „l'idea Stonista“. — Er schreibt Aufsätze über Jüdisches und Medizinisches, wie die meisten hebräischen Ärzte, und ist Vizepäsident einer Ortsgruppe der Dante-Gesellschaft.

Levi, Cesare Augusto, \*1837 Venedig, italienischer Dichter und Schriftler; Mag Nordau: „Sie sind einer vom großen Schläge jüdischer Dichter und Seher: Ihre Vorfahren heißen Jesaias, Jehuda ben Halevy, Spi-nova, Heine usw.“ Dieses Lob ist garnichts Besonderes, so redet jeder Jude vom andern Juden.

Levi, Elemente Pugliese, Landschaftler, Rom. *Nzi* 1912.

Levi, David, JE, 1742—01 London, Judenvorkämpfer. Er überfetzte die Gebete ins Englische, beantwortete des

Judenkenners Dr. Priestleys „Letters to the Jews“ und verfaßte ein hebr. Legikon: „Lingua sacra“, 3 Bde., 87. Als der Britenkönig 1796 einem Meuchelmord entging, machte L. auf diese Geschichte schnell eine Ode und mit ihr sich selber nach oben sehr bemerkbar.

Levi, David, Dr. jur., Abgeordneter, 1821 Chiari — Turin, auch „italienischer“ Dichter, von dem nach so der „katholische“ Literaturhistoriker Prof. Unia-lli sagte, daß er mit seiner Dichtung „Il profeta e la passione di un popolo“ die italienische Literatur auf eine Höhe gehoben habe, auf der sie seit Dante nicht gestanden hätte. —

David L. war Kaufmann, Student, verwundete im Duell einen antsemitischen Kameraden, wegen Äußerungen über seine Rasse, wurde Mgl. der revolutionären „Giovane Italia“, und rebellierte 49 gegen Österreich. Später trat er im Parlament als Liberaler für Gleichberechtigung und religiöse Freiheit ein. Bekannt ist Levi's Ode auf Pius IX., der aber nachher dem Dichter zu reaktionär wurde. Außerdem schrieb er Dramen u. a.: „Gli Martiri del 1799“ und „Il Profeta“ [mit Jeremias als Helden], ferner: Il Semitismo; Mente di Michelangelo. In seiner Tendenzschrift für die italienische Freimaurerei „Giordane Bruno o la Religione del Pensiero“, Torino 87, behauptete Levi, Bruno sei Freimaurer gewesen, auch verunstaltete er des großen Denkers Lehre in der unglaublichsten Weise.

Die „Frankf. Z.“, Nr. 166, brachte im Gedächtnisjahre Brunos „Nachklänge der Feier“, von M. Grünwald, — der die Festrede Professor Trezza's lobt, um dann besser fortzufahren: „Der erste, der mit einer Studie über das Opfer päpstlicher Intoleranz hervortrat, war David Levi . . ., auch sonst wegen seiner hervorragenden Teilnahme mit Feder und Schwert [?] an den Kämpfen um die Eingkeit des Landes hochgeehrt; er gehörte demgemäß zu den ersten, die vom Komitee zur Enthüllung des Denkmals eingeschickt wurden, und der bei den Festen sich ganz besonderer Achtung erfreute.“

Levi, E. und S., 2 Pariser Maler, die mal 1889 in Brüssel Preise erhielten. Daraufhin stellte Hirsch Hildesheimer in seiner Jüdischen Presse Nr. 6 gleichzeitig fest, daß an den Pariser Hospitälern über ein Sechstel der angestellten Ärzte Juden wären: „Während die Antisemiten immer wieder die verlogene Behauptung aufstellen, daß die Israeliten nur auf dem Gebiete des Handels etwas leisten, eilt die jüdische Wissenschaft und mit ihr die jüdische Kunst von Triumph zu Triumph.“ AZ 3/3 89.

Levi, Eduard, schloß im „Revolutionär“, Mannheim, 26/3 1919 einen Aufsatz „In tyrannos“, d. h. gegen die Bürger, mit den blutrünstigen Worten: „Verraten ist die Menschheit, so lange sie sind, die Bourgeois. Wir wollen sie ausrotten.“

Levi, Eliphas (Alphons Louis Constant), französischer Literat, Alchimist und Okkultist, ehemals katholischer Priester. SB: „Gott schuf den Menschen nach seinem Ebenbild — der Mensch antwortete ihm mit gleichem.“ WK, November 1929.

L. schrieb: „La magie des procédés rites et mystères, Paris 1860. Th. Udermann, München 1929, Katalog Nr. 602.

† 1875 Paris, s. Allg. Z., Beilage, 23/6 75; ▼De. B: Dogma und Ritual der höheren Magie (N. Metaphys. Rundschau, 1914). — In diesem Aufsatz gebärdet sich L. wie ein Zauberer. WM.

Levi, Elise, geb. Henle, Nichte Henriette Ottenheimers; 1832—92, Frankfurt a. M. O Fabrikant Leopold L., Ehlingen. Br: Landtagsabgeordneter Hofrat Henle in München. — . . . ihr 1. literarisches Produkt war Ehrenrettung eines Juden. In einem öffentlichen Votale insultierte nämlich ein junger Justizbeamter einen jüdischen Rfm., daß er ihm zurief: „Jude, Gut ab!“. Elise, darüber entrüstet, schrieb ein satirisches Gedicht: „Gut ab!“, das in satirischer Weise die Umarmung des Beleidigers geißelte, und das durch Freundschaft in der „Allg. Z. des Judentums“ veröffentlicht wurde.“ B: Wacht am Rhein, 1870, Erz., „in der sie die überschwengliche Dichttümelei und den beschränkten

Partikularismus mit seinem Humor charakterisiert“ [Sie ist also in gewissem Sinne eine Vorläuferin der Clara Cohn (Sd), geb. Wiebig]; Beim Volksfest, schwäb. Dorfgesch.; 2. Septbr., Sp.; Galens „Irre von St. James“, dramatisiert; Durch die Intendanz, Sp. (preisgekrönt); „Was soll ich deklamieren“. — Kayserling 240.

Levi, Eugenia, Prof. an der tgl. Töchterchule, Florenz, Viale Principe Amedeo 34. \*1870 oder 1861 Padua. B: „Dtsch“, tradizione, storia, culture, paese e costume bei Tedeschi, 99; Pensieri d'Amore, 3. A., 00; Lieder, cento liriche tedesche del sec. XVIII e XIX; Sauerische Italien. Konvers.-Grammat. durchgesehen. — Man wundert sich immer wieder, wie zurückhaltend, ja besangen, die sonst so vor- und zudringlichen Jüdinnen betreffs ihres Geburtsdatums sein können, das sie schamhaft verschweigen oder unter der Hand mehr nach vorwärts verlegen. So gibt Eugenia Levi im Deg. 7 selber 1870 an, während JG, weniger rücksichtsvoll, den Moment schon auf 1861 ansetzt. Nonum prematur in annum? Um ganz klar zu gehen, müßten wir die Levi einmal selber gesehen haben.

Levi, Giorgio, Baron, Florenz. Uzi 1913, 237.

Levi, Giuseppe (Dr. Stelle), 1814—74, Vercelli. „Am Collegio Sua seiner Vaterstadt Professor. Er widmete sich ganz der Wissenschaft und den Interessen des Judentums: 22 Jahre gab er eine italienische Monatschrift heraus und strebte für die Ehre des Judentums, das zu verteidigen er oft Gelegenheit fand. Er war auch Vorsitzender des 1. jüd.-ital. Kongresses in Ferrara. Außer einer Sammlung talmudischer Legenden und Sprüche veröffentlichte er Schriften geschichtlichen und philosophischen Inhalts, welche nebst seinen Legaten für Unterrichts- und Wohltätigkeitsanstalten in seiner Vaterstadt seinen Namen in liebevoller Erinnerung erhalten.“ B: Corriere Jsr. (1853 ff.); Parabole, leggende e pensieri (auch dtsch); Autobiografia di un padre di famiglia. — Kayserling.

Levi, S. L., Kalmusen bei Garsen — hieß bis 1812: Hirsch Bachmann. DZ.

Levi Hermann, Rue Royale 62, Brüssel. Dir: Brüsseler Bank. 1914.

Levi, Hermann, Rfm., Mädchenkänder, Hedingen. DZBl 24/2 1898 führen ihn als Beispiel jüdischer „Moral“ an: „Er hatte auf einer Geschäftsreise am Bodensee die Abwesenheit des Chefs einer befreundeten Firma benützt, um der minderjährigen Tochter des Hauses Gewalt anzutun. Der Wüstling wurde dem Gericht überliefert und trotz alledem vom Schwurgericht zu Konstanz zu längerem Gefängnis verurteilt. Danach durfte sich L. wieder in Hedingen bewegen, ohne von den Stammesgenossen zurückgestellt zu werden, — war ja das enteehrte Mädchen nur eines Goli Tochter. Einige Zeit nach seiner Entlassung bewarb sich L. schriftlich um Aufnahme in die erste Hedingener Gesellschaft, nämlich in das von fürstlicher Zeit her bestehende und auch jetzt noch von oben protegierte „Museum“, dessen Mitglieder Herren des Landgerichts, Amtsgerichts, der Staatsanwaltschaft und anderer königlicher, fürstlicher und kommunaler Behörden und hoffähig sind. Obgleich das Vorleben Levis auch dem Vorstände des Museums nicht fremd sein konnte, verwahrte sich niemand, aus Rücksicht auf Juda, gegen das unverkämte Unsinnen des Bewerber. Und so stand sein Name bald in weiß auf der Tafel der Kandidaten. Das schien denn doch einem Mitgliede des „Museums“ über das Erlaubte hinauszugehen und eines Tages lief ein alter Zeitungsausschnitt mit der Gerichtsverhandlung gegen den Bewerber bei dem Vorstand ein, worauf ein Wink den Verbrecher Levi veranlaßte, sein Gesuch zurückzuziehen. Nüchtern und lehrreicher für die Zukunft wäre es gewesen, wenn man erst die Aufnahme Levis Tatsache werden lassen und erst dann die Zeitung eingeschickt hätte. Denn eines Erfolges bei der Ballotage waren die Juden (mit Levis Schwager Josef Waruch an der Spitze) durchaus sicher. Welches erhebende Gefühl hätte dann manchen Vater beschleichen müssen, seine Tochter bei festlichen Gelegenheiten an der Brust des ▼ Brünstlings durch den Saal tanzen zu sehen.

Die spätere Entlarbung hätte dann nachhaltigeren Auf-  
ruhr erregt.

Der vorliegende Fall bleibt aber bezeichnend, 1. für  
den bei Nichtjuden oft bis zur Selbstprostitution ge-  
henden Verzicht auf Charakter und 2. für die Anma-  
hung der Ritter von den eisernen Gardinen.

••Levi, Hermann, #Hofkapellmeister,  
München, 1839 Gießen — 00, Sohn  
eines Rabbi, auf dessen Betrieb sich  
wohl die Stelle DfBl 7/12 90 bezieht;  
„Rabbi Levi in Gießen (bekannt durch  
seine famose Abhandlung“ „Antisemit-  
Antichrist“) ging vor einigen Tagen  
zum Herrn Oberst des 118. J.-R., Rog-  
ge: „die Fahne möchte doch so gut wie  
in die Kirche, so auch bei der Bereidi-  
gung der Rekruten j. Religion in die  
Synagoge gebracht werden“. Die Ant-  
wort lautete: „unsere Fahnen sind mit  
dem Kreuze geschmückt, gehören also  
nicht in die Synagoge!“.

Hermann L., Schüler von Vinzenz  
Lachner, studierte in Paris und Leipzig  
(55—58), wurde Musikdirektor in Saar-  
brücken, 61 in Mannheim, dann in Rot-  
terdam, kam 64 durch Edmund Debrient  
an das Karlsruher Hoftheater und 72  
durch Perfall nach München. O Marx,  
L. des Museumdirektors Ju. Meyer,  
Berlin.

„Sieh, Jud' und Christ unter einem  
Dach; Indessen sind sie auch danach“,  
schrieb Wilhelm ΔBusch harmlos unter  
eine Photographie, die ihn mit Levi  
Arm in Arm unter einem Regenschirme  
darstellte.

„Juden waren es, die Wagner un-  
terstützt und zur Anerkennung verhol-  
fen haben. Levi hat die 1. Aufführung  
des Parsifal geleitet“, orakelte 12 der  
bekannte Prof. Goldstein. Als Kompo-  
nist trat er wenig hervor. Sein Lied  
„Ich kam vom Walde hernieder“ ist „po-  
pular“ geworden. Und L.'s „alttesta-  
mentarischen schönen Kopf“ — er hatte  
ein dunkles Langgesicht — rühmte der  
Felix ▼Philippi, BT 31/12 13.

L. hat übrigens die sehr gute, ohne  
Angabe des Übersetzers erschienene  
Übertragung von Mozarts Figaro noch  
einmal revidiert. (Hamburger Nachr.  
28/8 13). Und dieser, nun L.'sche Text  
bei Breitkopf und Härtel ist natürlich  
auf allen Theatern beliebt geworden.  
Müssen für die Benützung Tantiemen  
bezahlt werden?

Einen mäßigen Dienst leisteten dem  
verstorbenen L. die 01 veröffentlichten  
„Erinnerungen“ E. v. Poffart's (fd), die  
überschwänglich, als ob man es mit  
einem Engel des Paradieses zu tun ge-  
habt hätte, von Levis irdischer Lauf-  
bahn in München erzählten. Uns geht  
S. 43 an: „Von 1873 bis zum Ende  
seiner Dirigententätigkeit führte L. ne-  
ben den deutschen Meistern Brahms,  
Brudner, ▼Brüll, ▼Gernsheim, Göz,  
▼Goldmark, Humperdinck, Hofmann,  
Kefler, Strauß, Thuille und ▼Wein-  
gartner auch die Franzosen Berlioz,  
▼Bizet, ▼Saint Saëns und Chabrier  
in München erfolgreich ein. Er machte  
uns mit den Scandinaviern Hallström,  
Grieg und Schjelderup bekannt; Italien  
fand in seinem Novitätenprogramm  
durch Mascagni, ▼Leoncavallo und  
▼Franchetti, Rußland durch ▼Rubin-  
stein und ▼Tschaikowsky reichhaltige  
Vertretung.

Alle diese neueren Meister verdan-  
ken mehr oder minder der Initiative  
Hermann Levi's ihr erstes Erscheinen in  
München und damit auch die Verbrei-  
tung ihrer Werke weit über die Gren-  
zen Baherns hinaus.“

Aus dieser Aufzählung geht hervor,  
wie Levi Rassegenossen aller Länder  
bevorzugte. Gewandt schleicht Poffart  
auch um die Tatsache herum, daß der  
Rabbi'sohn natürlich nicht christlich hatte  
beerdigt werden wollen:

„R i c h t i g e s Gepränge blieb dem  
Grabe Hermann Levi's fern, denn mit  
Schiller durfte er sagen:

„Welche Religion ich bekenne? Keine  
von allen, die du mir nennst. — Und  
warum keine? — Aus Religion.“

Erfüllt von diesem Geiste hat er das  
höchste Gebot der sittlichen Glau-  
benslehren, — wandellose Güte gegen  
jedwede Kreatur, — sein Leben lang in  
schöner M e n s c h l i c h k e i t geübt.“ L.  
war wahrscheinlich „Christ“ und Frei-  
maurer.

Siegfr. W a g n e r, Erinnerungen,  
1922, S. 25 ff: „Die Rundrhnatur stak  
auch in ihm wie in Joseph Rubinstein.  
Er war einer der interessantesten und  
bedeutendsten Juden, die mir je begeg-  
net sind. Chamberlain hat einen fes-  
selnden und das Wesen, besser gesagt

den Konflikt, in Levis Natur prägnant darstellenden Nachruf verfaßt. Im antiwagnerischen Milieu herangewachsen, spät zur Kunst meines Vaters gelangt, galt Levi in jenen Kreisen für einen Abtrünnigen. Andererseits trauten ihm die Wagnerianer nicht. Levi war auf anderem Wege Anhänger geworden, nicht durch spontanes Gefühl, sondern durch den Intellekt. Die Jugendwerke bis zum Lohengrin waren spurlos an ihm vorübergegangen. Erst das Bekanntwerden mit der Tristan- und Meistersingerpartitur hatte die Wendung hervorgerufen, also wieder einmal in erster Linie der Eindruck, den die Technik erweckte. Für Menschen, die schon an der ersten großen Gebetsmelodie in der Rienziovertüre gemerkt hatten, welcher Genius da der Welt geschenkt wurde, für diese ist natürlich eine solche späte Bekehrung etwas zum mindesten schwer Verständliches. Erst als der äußere Erfolg einsetzte, fühlte L. das, was er vielleicht längst empfand, was er aber laut zu bekennen nicht den Mut besaß, bestätigt; und dann setzte er sich ganz für die Sache ein. Es fehlte ihm eines, und darunter litt er, wie er es meiner Mutter wiederholt bekannte, am meisten: der Glaube. Als in den schweren Jahren nach dem Tode meines Vaters meine Mutter die Leitung der Festspiele übernahm und dabei auf solche Anfeindungen stieß, daß die Fortsetzung schweren Gefahren ausgesetzt schien, versagte L. wieder; er glaubte nicht an die Zukunft Bayreuths und unter dem Eindrucke der Pressegehässigkeiten, hauptsächlich gegen die Tannhäuseraufführung, entstand in ihm der Gedanke, in München ein Festspielhaus zu errichten, ein Gedanke, den  $\blacktriangledown$  Bossart sofort aufgriff. Später, als meine Mutter siegreich aus dem Kampfe hervorging, als die Schar der wirklich zu Bayreuth Gehörenden immer mehr anwuchs, als in der französischen, englischen und amerikanischen Presse begeisterte Artikel über das Regieren meiner Mutter erschienen, . . . da sah L. sein Unrecht ein. Von da ab trat auch er glühend für meine Mutter ein. Wo er helfen konnte, half er, wie er überhaupt einer der freigebigsten Männer war. Einen ähnlichen Zug von

Unsicherheit erlebten wir an ihm in Bezug auf Hans Thoma. Als Henry Thode, im Anfang seiner Laufbahn als Kunsthistoriker, leidenschaftlich für den nur von einer kleinen Schar echter Kunstkenner erkannten, sonst aber vollständig ignorierten oder verlachten Schwarzwälder Meister eintrat, sagte L., wirklich ernstlich um Thode's Zukunft besorgt, zu diesem: „Warum treten Sie so für Thoma ein? Sie schaden sich in Ihrer Karriere; warten Sie doch, bis er tot ist.“ Auch da kein Glaube, und dabei kaufte er sich Bilder von Thoma und war entzückt von dieser schlichten echt deutschen Kunst. Solang wir Kinder waren, empfanden wir keine Sympathie für L. Erst als wir reifer wurden, vermochten wir seine seltenen Eigenschaften zu würdigen. Am liebsten hatten wir seine gemütlichen Mahlzeiten dort oben im vierten Stock in der Urko-Straße. Seine Haushälterin Frau Stamm setzte sein Lieblingsgericht Rindfleisch mit Frühlingssoße vor. Es ging heiter angeregt zu. L. hatte lebhaftes Interesse für jeden einzelnen, er ging auf unsere Individualitäten ein: meine architektonischen Entwürfe zeigte er in Münchener Kreisen herum, und nie werde ich ihm vergessen, mit welchem Eifer er sich für die Aufführung meines Bärenhäuters verwandte. Er überwachte alle Proben, obwohl er selber durch seine Gesundheit verhindert war zu dirigieren. Bei einer Stelle im zweiten Akte, die ihm besonders gefiel, küßte er mich auf die Stirn. Daß er zum Dirigenten des Parsifal von meinem Vater auserkoren war, zeigt wohl am deutlichsten, was mein Vater von ihm hielt. Viele Jahre leitete er dies Werk, das dann später als sein berufener Erbe Karl Mud übernahm.“ —

Levi, Isaia, Italien, der 1928 (Eis. Wesen 23/8) 3 Millionen Lire für Wiederherstellung des Königs-palastes in Turin hergab, erhielt den Orden eines Großritters der italienischen Krone; und der Adelsklub von Turin veranstaltete eine Festtafel, zu der König und Kronprinz Glückwünsche drahlerten. Die  $\blacktriangledown$  „Wahrheit“ (Wien) aber, die ihre Leute kennt, sprach von Levi's „Geschäftspatriotismus“!

Levi, Isidor, Dr., ChR: „Bossische B.“ — „weit über Dtschland hinaus berühmt, Repräsentant der liberalen Journalisten, einer der Pioniere des Kampfes gegen den Antisemitismus in Dtschland. Bis in die letzten Tage hinein griff er zur Feder, wo es galt, antisemitische Verleumdungen und historische Verdrehungen zu entlarven. Noch vor ganz kurzer Zeit hat er in der „E.-B.-B.“ die von Lubendorff verbreitete Legende,



daß die Freimaurerei von den Juden zu Welt Herrschaftszwecken geschaffen war, durch Aufdeckung der wirklichen historischen Hintergründe ad absurdum geführt.“ JPB 1/3 1929.

Levi, Israel, Lehrer, kam, wegen Freidenkerei im polnischen Samocz verfolgt, nach Berlin, wo er das von Lessing in der Bossischen B. 1753 gelobte „Schreiben eines Juden an einen Philosophen“ verfaßte. — Dominicus, S. 20.

Levi, Joel (von) = Ju. Rodenberg.

Levi, Joseph, Stadtvordneter und Sprecher der sozialdemokr. Rathausfraktion, Mannheim. 1914.

Levi, Joseph, Hospetischirfester, E: Joseph Abraham. 17. Jh. Ro.

Levi, Käthe, Frau, München, Klenzestr. 38. Vorsth: B. städtischer Kindergärtnerinnen.

Levi, Leo Napoleon, JG, 1856 Texas — 04 New York; Rfm., dann RA und Präses des Bnai-Brith. Er schrieb „Judaism in America“ und betrieb gelegentlich des Rischine w = Falles, 03, die plumpe und ungehörige Einmischung der Ber. St. in die russische Judenfrage.

Levi, Leone, „engl. Nationalökonom“, JG, Dr., UP (Handelsrecht), London, 1821 Ancona — 88. #59. RA in England, wo er viel Handelskammern einrichtete und in den Vorstand der Rgl. Statistischen Gesellschaft kam. B: Commercial Law of the world, 50; History of british Commerce; Work and Pah; War and its Consequences. Ritter hoher italien. Orden. Er erlangte „weltweite Bedeutung“, Jew. Chronicle 30/11 1906.

Levi, Lionello, JG, UP (Griech.), Bologna. \*1869 Trieste. S: Lucians „Peregrinus“ (Berlin 92), das bekanntlich eins der schmutzigsten Stücke des alten „Griechen“ ist.

Levi, Louis, Ber. St. — der sich mehrfach verheiratet hatte, um sich in den Besitz des Geldes seiner Frauen zu setzen, wurde 1905 (JWB 4/10) in Cincinnati Nr. 323 Ost, 12. Str., verhaftet. Frau Louis Levi, wohnhaft Nr. 176, Revington Str. New York, behauptete, Louis sei ein Ex-Zuchthäusler und sie seine 6. Gemahlin; 4 lebten angeblich noch, davon 2 in New York. Levi wurde wegen Bigamie in Anklage versetzt und nach New York ausgeliefert. Was bei der Gelegenheit alles herauskam, läßt das gerühmte „jüdische“ Familienleben im merkwürdigsten Lichte erscheinen.

„Ich verheiratete mich mit Levi vor 6 Jahren“, sagte diese Frau L. Levi Nr. 6 gestern abend in dem Laden des Herrn L. Hellmann, Nr. 1422 Central Ave., wo der Berichterstatter einer Cincinnati-B. sie traf. „Ich war damals noch unerfahren und erst kurze Zeit im Lande. Ich hatte mir 200 Dollar gespart und da Levi einen guten Eindruck auf mich machte und sich für einen reichen Mann ausgab, brauchte er nicht lange um mich zu werben. Wir waren kaum 3 Wochen verheiratet, als er mein Geld verlangte. Ich würde es ihm gegeben haben, falls er mich in einer anständigen Gegend einquartiert hätte. Statt dessen lebten wir im Negerviertel auf der Westseite. Eines Tages zerschlug er meinen Koffer mit einer Axt, um sich der 200 Dollar zu bemächtigen, die ich hatte. Als ich das nicht dulden wollte, schlug er mich nieder, bearbeitete mich mit Fußtritten und bedrohte mich mit einem Revolver. Es glückte mir, zu entkommen, und ich ließ ihn verhaften. Später reichte ich eine Scheidungsklage gegen ihn ein und mein Rechtsanwalt stellte fest, daß er schon 2 andere Frauen von Levi befreit hatte. In den 90er Jahren war er wegen Bigamie nach Sing-Sing gesandt. Eine seiner Frauen sitzt mit ihren Kindern in London.“

Des weiteren sagte die Levi, ihr Mann sei aus Sibirien entflohen, während sie selbst aus Whallistod stamme. Sie will von ihm geschieden werden, im übrigen fragte sie nicht viel danach, was mit ihm geschieht. Die Verwandten ihres Mannes in New York wollten nichts mit ihm zu tun haben. Sein eigener Bruder gab ihr die Cincinnati Adresse ihres Mannes und ihre Schwägerin versprach ihr, behilflich zu sein, von dem Vielverheirateten geschieden zu werden.

Herr Hellmann, der sich der Frau angenommen hatte, sagte dem Berichterstatter, Levi habe vor 11 Jahren eine seiner Frauen mit Petroleum begossen und dann ihre Kleider in Brand gesteckt. Er meinte, daß Levis Straftermin in Sing-Sing damit in Verbindung stehe. Chef Crawford von der Geheimpolizei hat Informationen, die ihn zu der Annahme berechtigen, daß Levi dem „Synchikat“ angehörte, das aus Dr. Wighhoff und anderen Juden bestand, die Frauen en masse heiraten, sich ihre Gelder und anderen Wertgegenstände aneignen und sie dann verlassen.

Levi war seit 1899 in Cincinnati ansässig, denn damals arbeitete er schon für den L. Hellmann an der Central Avenue, der ihn angeblich bei verschiedenen Diebstählen ertappte. Er wurde auch vor nicht langer Zeit wiederholt beschuldigt, Nachbarn Gänse gestohlen zu haben. Levi gestand, daß er wegen Bigamie im Zuchthaus gesessen hätte. Er bestreitet auch nicht, daß er die jetzt hier weilende Frau geheiratet hat. Er wurde blaß, als er sie wieder sah, faßte sich aber und erklärte, ohne Auslieferungspapiere nach New York zurückzukehren. So viel die Polizei hat in Erfahrung bringen können, hat der Arrestant keine Frau mehr geheiratet.

Levi, Max, Maler, Berlin. — Ro.

Levi, Max, 1865 Stuttgart — 11 Berlin, unfähiger „dtischer“ Porträtbildhauer. Er erhielt aber das Michael-Beer-Stipendium und verfertigte: Elise Lasker-Schüler (Sb); David (im Besitz von Ru. Mofse); Strindberg (im Joyer des Stadttheaters, Stockholm); pr. Miniaturdir. für Kunstangelegenheiten Dr. Friedrich Schmidt-Ditt, Berlin.

Hat Herr Schmidt, der die Personalakten im preussischen Ministerium bearbeitete, — wirklich keinen deutschen Künstler austreiben können, um seine sympathischen, arischen, wenn auch nicht großzügigen Züge, auf die Nachwelt zu bringen? Mußte es immer nur ein Jude sein? — Schmidt hieß in akademischen Kreisen „der kleine Schmidt“. Ihm fehlte leider in seinem Fache der Blick für die ungeheure Massengefahr und jeder feste Wille zu ihrer Beschränkung. Zu seiner Entschuldigung kann man nur den, damals geradezu alles im Staate schon beherrschenden, jüdischen Geist anführen; wenn Schmidt dagegen auch nur aufgemerkt hätte, wäre er sicher nicht Ministerialdirektor, geschweige denn später noch Minister, und statt dessen vielleicht nur ein Jude mehr sein lachender Nachfolger geworden. So muß ihm, wie vielen anderen unter der Regierung Kaiser Wilhelms II. und auch dem Kaiser selber, vergeben werden; hoffentlich hat man inzwischen etwas dazugelernt!

Levi, Mor., Dr., Pred. d. jüdisch. Reformgemeinde. Berlin W. B: Barlocha, Dr.; Reform des Judentums; Lehrb. d. jüd. Gesch. u. Lit., 4. U. 1908; Harfe und Posaune, 09.

Levi, Moritz, UP (französl.), Michigan, Ber. St. \*1857 Sachsenhausen, Waled. Ein dtischer Jude als Romanist an der amerikanischen Univerität, — bei der grundsätzlichen Internationalität der Wissenschaft wäre es garnicht erstaunlich, wenn mal ein heidnischer Papuaner evangelischer Theologe zu Bonn a. Rh. oder ein christlicher Eskimo Dozent an der Lehranstalt des Judentums in Berlin würde. —

Levi, Mose Giuseppe, JG, Arzt und Literat, 1796 — 59 Venedig. Er übersehte Alberts „Hautkrankheiten“ und schrieb Biographien von Aglietti; Ruggieri; Tommasini; Penolazzi.

Levi, Mose Raffaele, JG, Dr. med., UP (Kinder), Florenz. S: Giornale Veneto di Scienze Mediche, 1873 — 79. — Seine Zellulärpathologie wurde 64 verdrückt.

Levi, Nathaniel, JG, 1820 Liverpool — ? 53 Traf er als Goldsucher in Victoria, Australien, ein und saß schon 60 als 1. Jude im Parlament. 92 G: Melbourne daily News. Er förderte dringliche jüdische An gelegenheiten in Australien, und ist im Grunde zeit lebens der alte Goldsucher geblieben. Denn Stellen in der Regierung und Presse sind doch nur Mittel zu diesem Zweck.

Levi, Paul, 1928 eb. Pfarrer, Witten-R. Deutscher Roland, 1929, 2.

Levi, Paul, Sekretär der mos. Gemeinde, Padua, früher Leiter des faschistischen Pressebüros. Nachrichtenblatt Nr. 1/2, 1928.

Levi, Paul. DVo 27/9 25: „L. ist 1882 in Hechingen geboren. Besuchte das Gymnasium in Stuttgart und studierte die Rechte auf den Universitäten Berlin und — Grenoble. 1908 ließ er sich in Frankfurt a. D. als Rechtsanwalt nieder, um dann vor ein paar Jahren nach Berlin überzusiedeln. 1920 zog er für die Sozialdemokratische Partei in den Reichstag ein für den Kreis Chemnitz-Zwickau. So wurde er Arbeitervertreter im Parlament. Im Reichstags-Handbuch bezeichnet er sich als „konfessionslos“. Das ändert natürlich nichts an den Tatsachen, denn Levi bleibt Levi. Ein gefährlicher Bursche, eine Intrigantennatur, die alle die anderen Intriganten in der Parteiclique — und es sind deren nicht wenige — noch um ein Erkleckliches überragt. Da kommt noch nicht einmal Monsieur Breitscheid mit, und das will viel heißen! Nur so ist es zu verstehen, daß der Frankfurter Müller vor einiger Zeit einmal in einer Polemik erklärte, Stresemann möchten sie nicht in der Partei haben, sie hätten schon den Levi, und es wäre schlimm, wenn sie auch noch Stresemann verdauen müßten.

Den Levi hat die Partei allerdings bis heute noch nicht verdaut. Der liegt ihnen schwer im Magen. Schon deshalb, weil er ihnen mit seiner advokatischen Schläue und Beredsamkeit in jeder Hinsicht überlegen ist. Insbesondere kommen da die Dittmannschen Quadratschädel nicht mit, weil sie nur geübte Routiniers sind, die ein Levi natürlich gar leicht aus dem Sattel zu heben vermag. Und da er wirtschaftlich so gestellt ist, daß er nicht nach dem Stirnrunzeln der parteigenössischen Brotgeber zu schauen braucht, so kann er auch manches aussprechen, was einem armen Kostgänger des Parteivorstandes unweigerlich das Genick brechen würde. Und dann das Mundwerk! Ein Redestrom wie der Wasserfall bei Schaffhausen. Er redet und redet und walzt über seine Zuhörer hinweg, daß sie nach zwei Stunden so platt wie Wanzen am Boden liegen.

Nachdem die Schutzleute mit Panzerwesten ausgestattet worden sind, mußte man auch die Richter damit versehen, denn wenn ein Levi als Verteidiger loslegt, gibt es keine Rettung mehr. Darum hat ihn auch die Rosa Luxemburg stets als Verteidiger genommen, obgleich sie selbst das Zeug zum Advokaten gehabt hätte. Ich hörte ihn kurz vor dem Kriege in Berlin, als die Rosa wieder mal angeklagt war. Da stand er, lang, dünn, aufgeschossen, mit irrlich-ternden Augen und einem spitzen kalten Kopf, der sich unaufhörlich in nervöser Hast hin und her bewegte. Seine Arme sind so lang, daß, wenn ihm ein Zettel entfällt, er über den Tisch hinaus aus ihm vom Fußboden aufheben kann.

Ich traf damals hinterher einen „Vorwärts“-Redakteur, der durch antropologische Forschungen bekannt geworden ist. Er fragte, wie denn der L. aussähe. „Er hat einen Mongolenschädel“, sagte ich. Da lachte der andere vergnügt auf: „Ja, diese jüdischen Rechtsanwälte! Der Cohn hat einen Semitenschädel und der Levi einen Mongolenschädel.“

Bei allem Radikalismus indes bleibt Levi sowohl im Reichstag als auch in Volksversammlungen immer parlamentarisch, immer korrekt, auch wenn er seine schärfsten Gegner vor sich hat. Aber alles in allem ein Politiker, der in der demokratischen Partei eine passable Figur machen und als Gewinn — wenn auch als zweifelhafter — zu buchen wäre. Aber was ein solcher Mann in der deutschen Arbeiterbewegung zu suchen hat, das soll erst einmal einer erklären. Alle diese Leute, die Levi, Herzfeld, Breitscheid, Rosenfeld und wie sie sonst noch heißen, stehen in ihrem Empfinden, Denken, Fühlen, in ihrer Lebenshaltung und Lebenseinstellung der Arbeiterschaft so fern, wie der Eskimo dem Beduinen. Ein Vorgang, den ich im vorigen Jahre erlebte, ist dafür kennzeichnend.

Eines Tages schickten einige Berliner Betriebe ihre „revolutionären Obleute“ in den Reichstag, um den dort zur Verhandlung stehenden Arbeiterfragen mehr Nachdruck zu verleihen. Sie hatten sogar die Absicht, im Plenarsaal das

Wort zu ergreifen. Nachdem ihnen klargemacht worden war, daß das nicht ginge, standen sie unschlüssig und verlassen in der großen Kuppelhalle. Weder ein sozialistischer noch ein kommunistischer Abgeordneter ließ sich sehen. Sie hatten sich alle rechtzeitig verdrückt, waren „unablömmlich“. Die meisten saßen — wie gewöhnlich — im Speisesaal und verzehrten große Rumpsteaks. Niemand kümmerte sich um die armen, verhezten und fanatisierten Arbeiter, die in ihrer Arbeitskleidung gekommen waren und tatsächlich einen erbarmungswürdigen Eindruck machten. Sie hätten lange warten können, kein „Arbeitervertreter“ ließ sich sehen. Nur einer stand abseits und lächelte diabolisch. Er hatte eine hohelegante Dame zur Seite und lächelte. Er dachte gar nicht daran, hinzugehen und zu sagen: „Ich bin der Arbeiterabgeordnete Levi“, dachte nicht daran, den armen Kerlen, die den weiten Weg gemacht und noch nichts gegessen hatten, mit Rat und Tat behilflich zu sein. Ein paar gute, liebe, freundliche Worte, die nichts kosten, ein bißchen menschliches Mitgefühl hätte auf die erregten Seelen dieser arbeitsharten Männer wie linderndes Labfal gewirkt, aber Levi schwieg und lächelte. Bis ihn die hohelegante Dame mit fortnahm, indem sie mit einer abscheuerrätenden Miene flüsterte: „Schreckliche Kerle sind das!“

Ja, der schmutzige Arbeiter ist immer ein „schrecklicher Kerl“, wenn man ihn nicht braucht. Nur in der Zeit vor der Reichstags- oder Landtagswahl, da ist er ein feiner Kerl, da setzt man sich zu ihm in die Biersemmel, da trinkt man mit ihm, prostet ihm zu, „wir, Genosse, nicht wahr, wir...“, manchmal duzt man sich sogar mit so einem schmierigen Proleten, weil's halt vor der Wahl ist —

Ja, Levi ist ein feiner Mann, der kleine Jacobsohn würde sagen „ein jüdischer Aristokrat“ oder „aristokratischer Jude“. Die „rote Fahne“ hat ihn denn auch vor einiger Zeit entsprechend veräppelt, indem sie schrieb:

„Paul Levi: Gleich wie der Delphin, indem er, des scutum scytharum bar, vermeint, des heiteren Spieles Wesen und des Denkens Methode seien dasjel-

be, so habe ich den glücklichsten Tag gleichsam potentia, wenn auch nicht actu erlebt, als ich feststellen durfte, niemandem anderen als uns (ich sage immer: wir im pluralis majestatis, wenn ich mich meine) ist gelungen, die sozialrevolutionäre Partei in Deutschland zu schaffen. Potentia, nicht actu — aber, wie es schon bei jenem Demorhetor Cicerus heißt: „ho me pseudomenos ouchi mega, ala mitromegas.“ Zu übersetzen brauchen wir (das bin ich) diesen Ausspruch nicht, wie überhaupt alle Zitate nur für gebildete Leute sind. Diese haben mit uns zusammen die sozialrevolutionäre Massenpartei im Romantischen Café gebildet und bilden auch noch jetzt einen esoterischen Kreis in der sozialdemokratischen Partei. Wie erfolgreich wir sind, sehen Sie daran, daß die Partei, wenn wir auch einiges immer noch auszusetzen haben, doch echt marxistische, kommunistische Politik treibt. Dieserhalb gingen wir zu ihr. Würde Rosa Luxemburg nicht zufällig von dieser unserer Partei ermordet worden sein, so würde sie gewiß einiges über uns zu sagen haben.“

Daß er sich im Kriege auf die Seite der Kreditverweigerer schlug, ist bei seiner politischen Einstellung selbstverständlich, und als der Zusammenbruch kam, stand er in den vordersten Reihen der Unabhängigen. Aber immer hielt er zu dem spartakistischen Kern. Ich sehe ihn heute noch neben Karl Liebknecht auf dem Gesims des Abgeordnetenhauses stehen, wo er die unten harrende Menge zum Kampf gegen die Scheidemannner und die Nationalversammlung aufforderte. Als die kommunistische Partei sich konstituierte, wurde Levi eins ihrer führenden Häupter. Seiner Intrigantennatur entsprach es, daß er von dort aus seine Fingernägel nach den Unabhängigen warf, um ihnen den linken Flügel wegzuklappen. Es erregte in der USP. stürmische Aufregung, als es bekannt wurde, daß einzelne Führer wie Stöcker und Geher in geheime Verhandlungen mit Levi, dem Vorsitzenden der kommunistischen Partei, getreten waren und sich von ihm Instruktionen für ihr Verhalten auf dem Parteitag der USP. geholt hatten.

So ging dann die gegenseitige Wühlerei weiter, bis es in der kommunistischen Partei zum Krach kam und Levi mit fliegenden Rodschößen zur USP. hinüberwechselte. Bei der Vereinigung der USP. mit der Scheidemann-Partei mußte diese denn notgedrungen den L. mitschlucken. Wie der Franken-Müller sagt, liegt er ihnen schwer im Magen.“

„Sicher ist, daß es in der sozialdemokratischen Partei ohne Levi gemütlicher wäre. Er hat immer etwas auszusetzen, so daß wir öfter in der Lage sind, ihm zustimmen zu müssen. So, wenn er über den sozialistischen Kongreß in Marseille spöttelt:

„Resolutionen bei allen passenden Angelegenheiten: brav, bieder, ein wenig gefroren in der Form (da der glänzende Stilist Levi an ihrer Abfassung ja nicht beteiligt ist), ein wenig stereotyp in den Wendungen und neuartig wirkend um deswegen, weil sie einem bei der Bedeutungslosigkeit ihres Inhalts schon längst wieder entfallen sind. So wie jene junge Dame sagte: Ich tanze schon 20 Jahre Bauchtanz, und er ist noch wie neu.“

Auch der Heidelberger Parteitag gefiel ihm nicht, und immer und immer wieder griff er ein und bohrte und wühlte und verdarb den Barmatinern die gut einstudierte Regie. Er blies die rrrrevolutionäre Trompete und stritt gar heiß für die „alten Ideale“ der Partei. Ihm hat's das „Endziel“ [Endziel heißt natürlich: Herrschaft der jüd. Rasse] angetan. Und so sprach er:

„Ich glaube, wir sehen die Hemmungen, die einem sozialistischen Erfolg in dieser Stunde entgegenstehen, viel deutlicher als viele, die Keil näher stehen. Sie glauben, daß wir heute bereits so weit wären, um Früchte ziehen zu können für die Staatsentwicklung, die uns unserem Endziel zum Teil näher bringt. Wir sind nicht der Meinung, daß wir in dieser Stunde dem Proletariat geben könnten, was das Proletariat von der Geschichte wegen ist. Nur auf dem Wege der Sammlung und Bedung der proletarischen Kräfte können wir unser Ziel erreichen. Ich möchte bei aller Bescheidenheit für mich und meine Freunde in Anspruch nehmen, daß wir nicht

nur mit Bedacht, sondern vielleicht in allem menschlichen Maße etwas weise handeln, denn ich glaube, wir bedenken bei unserem Tun nicht nur die Stunde, sondern das Ende.“

„Zu alledem kommt nun in des Kleinen Jacobsohns „Weltlatrine“ ein Kurt Hiller und pukt den Levi nach Strich und Faden herunter. Er klagt:

„Doktor Levi hat Rosa Luxemburgs Nachlaßwerk: „Einführung in die Nationalökonomie“ herausgegeben; das Manuskript war in seinem Besitz. Auf Grund eines Vertrages mit den Erben der Ermordeten hatte er's nach erfolgter Publikation diesen auszuhändigen. Das geschah (nicht ohne daß die Berechtigten zuvor mit Prozeß drohen mußten); und nun verglichen zwei kommunistische Genossen den Text des Manuskripts mit dem Text der von Levi besorgten Ausgabe. Da ergab sich: daß 293 Druckseiten mehr als 500 Fehler enthielten. Über 100 „reine Druckfehler“; der Rest: Fahrlässigkeiten und bewußte Entstellungen (die Entstellungen, um Rosa Luxemburg evolutionistischer, lautschnischer, unaktivistischer, mehr rechts gerichtet, lebhafter erscheinen zu lassen, als sie — zumindest während der Abfassung dieses letzten Werkes — war.)“

Also, nicht nur geschludert hat Levi, sondern direkt gefälscht und damit bewiesen, daß er ein würdiges Haupt der Sozialdemokratie ist, die nur auf den Zeitpunkt wartet, wo sie der verrotteten verlumpten und verfaulten „bürgerlichen“ Moral und Sittlichkeit ein Ende machen und an deren Stelle die reine, herrliche und beglückende sozialistische Ethik setzen kann. Denn man zu! Kuttner, Heilmann und Levi werden's schon schaffen. Was will es da besagen, wenn Genosse Hiller (hinter welchem Namen sich ein Glaubensgenossen von Levi verbirgt) seine Meinung über diesen in die Worte zusammenfaßt: „Was Herr Levi Rosa Luxemburg antat, kann nur als Zeichen tiefer Gemeinheit gedeutet werden.“ L. wird sich viel daraus machen! Er weiß sehr gut, daß man in der Sozialdemokratie um so fester sitzt, je mehr Gemeinheiten einem die Gegner nachsagen und ein solcher Vorwurf in den Augen eines handfesten Sozialdemokra-

ten allenfalls als Beweis dafür gilt, daß der Ankläger noch immer nicht die bürgerlichen Eierschalen abgestreift hat."

Zu L.'s näheren Beurteilung ist seine Dolchstoßpolitik im Kriege, seine Maulwurfsarbeit im Spartakus- und im Roten Soldatenbund, sein Anteil am 9/11 18 und seine Wirksamkeit als Führer der Kommunistischen Partei wichtig. 1926 war er Berichterstatter der Feme-Untersuchung des Reichstages. — M. d. R. Dr. Fried, Reichstag 18/5 27 (BB 27/5): „Es wäre viel besser, wenn L. sich mit den Behauptungen beschäftigte, die sein früherer Genosse Breithaupt in einer Broschüre „Volksvergiftung“, S. 71, 134, 164 und 165 gegen ihn aufstellt.

Abgeordneter L. hat seit 25, wo diese Broschüre im Verlag von R. F. Koehler, Berlin, erschien, unwidersprochen in alle Welt hinausgehen lassen, daß er Oktober 1918, während des Krieges, in Verbindung mit englischen Agenten, mit dem berüchtigten Trebißsch-Colin ge-standen habe, um die deutsche Front zu erdolchen; seine früheren Genossen ▼Lauenberg und ▼Wolffheim haben in einem Aufruf vom 1/5 20 von dem „Subjekt“ Levi gesprochen, das sich nicht gescheut habe, in einem Flugblatt vom 31/10 18 unsere Soldaten zur Massendefertation aufzurufen. Das haben seine eigenen linksradikalen Genossen Lauenberg und Wolffheim als gemeinen Landes- und Kriegsverrat verurteilt. Und dieser Mann ist heute noch Mitglied des Deutschen Reichstages."

„In seiner Schrift „Wehrhaftigkeit und Sozialdemokratie“ schreibt Levi: „Geht es dem deutschen Arbeiter schlechter als dem englischen, französischen? Niemand glaubt es. Es geht dem deutschen Arbeiter schlecht, bei seiner Niederlage so schlecht wie dem französischen bei seinem Siege; aber wenn überhaupt einer etwas gewonnen hat, dann der deutsche bei seiner Niederlage: er hat sich wenigstens der Monarchie entledigt.“ — —

Das schreibt ein führender Mann in der größten deutschen Arbeiterpartei, die in der Reichsregierung und im größten Lande, in Preußen, obenan sitzt, —

in dem Augenblick, wo die Beauftragten Deutschlands mit den Gläubigerstaaten unter Hinweis auf die traurige Lage der deutschen Arbeitnehmer um Herabsetzung der Tributlasten verhandeln.“ Deutscher Vorwärts 4. Mai = Nummer 1929.

Nachdem L. so die deutsche Arbeiterschaft verhöhnte, wagte er sich sogar an die ehrwürdige Gestalt des Reichspräsidenten v. Hindenburg heran. Er schrieb im „Klassenkampf“: „Am Sonntag war in der Presse zu lesen, zum Verfassungstag wurde eine Denkmünze geschlagen; Wert drei und fünf Mark. Auf der Vorderseite befindet sich der Kopf von Hindenburg; was auf die Rückseite komme, sei noch Gegenstand der sattsam bekannten Erwägungen der Regierung. Wenn diese nicht dem untreu werden will, was der Herrgott am 6. Tage als Krönung seines Werkes schuf, dann gehört, wenn auf der Vorderseite der Kopf Hindenburgs ist, nach anatomischen Gesetzen auf die Rückseite ein Popo. Diesen anzusehen, dürfte dem deutschen Bürger, Steuerzahler und Untertanen nützlicher sein als das Gesicht Hindenburgs, das man nachgerade schon auswendig kennt. Denn er, der Popo, ist nicht das Zentrum geistiger Kräfte, er ist das Zeichen der Beharrung und der Trägheit, er ist das Zeichen der Undifferenziertheit.“ DB 18/8 1929.

L. ist es vor allem gewesen, dem die in den Femeproessen Verurteilten ihr bitteres Schicksal zu verdanken haben; dieser wiederholt öffentlich des Landesverrates beschuldigte Jude saß in parlamentarischen Untersuchungsausschüssen über deutsche Soldaten zu Gericht. Eine höchst zweifelhafte Rolle spielte L. als Verteidiger des wegen Beleidigung des Reichsgerichts-Rates △Jorns angeklagten Zeitungsjuden Bornstein, der den Jorns beschuldigt hatte, vor 11 Jahren als Kriegsgerichtsrat gegen die Mörder der Luxemburg und des Dr. Liebknecht nicht nach Recht und Gesetz eingeschritten zu sein. Diese Behauptung ist nicht neu. Nur wurden vorher bis zum Prozeß Jorns andere Personen genannt, denen an der Aufdeckung der näheren Umstände dieser Tat nichts gelegen haben soll. Reichsgerichtsrat

Jorns sollte aber zum Alleinverantwortlichen für das gemacht werden, was damals unter Billigung oder Schweigen der Zustimmung anderer geschah.

Levi schrieb 14/2 1919 in der „Roten Fahne“: „Die Ebert-Scheidemann wollten nicht die Aufklärung des Mordes, denn die Schande des Mordes ist ihre eigene Schande. Sie haben die Mörder gedungen und verhehlt.

Sie dürfen auch die Aufklärung nicht wollen, denn die Schande dieses Mordes ist die Schande der Herren Ebert-Scheidemann.

Die Schande dieses Mordes ist die Schande des deutschen Kapitalismus und seiner „sozialdemokratischen“ Herrschener. Sie wird den Ebert-Scheidemann-Nachfolgern ins Grab, wenn ihre Präsidenten- und „Feldherrn“-herrlichkeiten schon längst verblaßt sein werden.

Und sein Teil Schande auch dem „Vorwärts“, der die geistige Atmosphäre schuf, in der solch ein Verbrechen überhaupt möglich war.“

Levi am 14/2 1919:

„Eine Regierung, die diesen Richter noch einen Tag im Amt läßt, richtet sich selber . . . ▼ Landsberg war Berater der Regierung in dieser Angelegenheit. Er ist Jurist, er wußte Bescheid von diesen Dingen. Er mußte das Verbrechen erkennen, das hier in juristische Form gekleidet wurde. Was hat er getan? Was hat die Regierung getan? Das ist — sollte man meinen — der Punkt, in dem alle Staatsweisheit aufhört und das Menschentum beginnt, wenn diese Herrsknechte der Bourgeoisie über diesem Handwerk schon alles Menschentum in sich selber ertötet haben.“

Die Rote Fahne schreibt 1930 über Levi: „der damals in der Roten Fahne die Mörder anklagte und entlarbte, hat heute seinen Frieden mit ihnen gemacht. Ja, er ist schamlos genug, die Blutschuld der Mörder heute verhehlen zu wollen, genau so, wie es vor 11 Jahren der Kriegsgerichtsrat Jorns mit den blutbefleckten Werkzeugen der Ebert-Scheidemann, mit der Offiziersclique des Edenhotels, tat.“

Levi erklärte dann: „Ich war tatsächlich 1919 der Ansicht, daß hinter der

Tat politisches Wollen stand, und ich stehe nicht an, zu bezeugen, daß ich mich erst jetzt, nach Kenntnis der Prozesstaten, davon überzeugt habe, daß die Tat lediglich von Banditen in militärischer Uniform verübt wurde (!). Dieses Banditentum wäre schon damals ausgerottet worden, wenn die Banditen nicht die freundliche Unterstützung des Herrn Kriegsgerichtsrats Jorns gehabt hätten“. Fridericus 8, 1930.

L. endete am 9/2 30 durch Selbstmord. Er war an einer Grippe erkrankt, mußte wegen hinzugekommener Lungenentzündung zu Bett. In einer Nacht stieg sein Fieber auf 42 Grad. Als gegen 5 Uhr morgens die Krankenschwester das Zimmer verließ, öffnete L. das Fenster zur Abkühlung und stürzte sich aus seiner Wohnung im 4. Stock auf die Straße.

Das „Zwidauer Volksblatt“ widmete L. folgenden Nachruf: „Proletenführer Dr. Paul Levi war ein großer Politiker, ein guter, von den Richtern gefürchteter Anwalt und mutiger Kämpfer für die gerechte Sache; auch, was die wenigsten wissen, Beschützer der Armen der Gefangenen. Von ihnen wird sein Tod auf's tiefste beklagt und jetzt, wo wir um ihn trauern, wird so mancher Sträfling in seiner Zelle bitterlich um ihn weinen . . .“ Eis. Wesen 7/3 1930.

„Seit dem 9/2 (dem Tag seines Todes) sei die Welt häßlich geworden, schrieb die Berliner jüdische Presse voller Trauer“. Weltkampf 1930, S. 139.

Deutscher Vorwärts 9, 1930: „Der verstorbene Paul Levi war der Sohn eines sehr reichen Fabrikanten. Wie die Linkspresse übereinstimmend schrieb, liebte er schöne, elegante Frauen, vornehme Hotels, weite Reisen im eigenen Auto durch die schönsten Teile der Welt, feine Tafelgenüsse, teures Porzellan, wertvolle Bilder und sonstige Kunstwerke, die er überall zusammenkaufte und was dergleichen proletarische Gepflogenheiten mehr sind. Nur in Arbeiterwohnungen ging er nicht, er konnte deren Luft nicht vertragen. Es roch da immer nach nassen Windeln und Sauerkohl. Das ist nichts für feine, parfumierte Herren. Aber darum war er

doch bis an sein Lebensende Kommunist geblieben. Er war der Hauptschuldige an den Femeprozessen, und die Opfer der Femeheke, diese verdienten, tapferen Frontsoldaten und Ketter der Republik haben ihr Unglück zum großen Teil dem Deserteur, Landesverräter und Spartakusführer Levi zu verdanken.“

„Helden von heute! — In der Reichshauptstadt wurde ein Toter eingäschert Herr Rechtsanwalt Dr. Paul Levi, Reichstagsabgeordneter und Mitglied der Sozialdemokratischen Partei, Hauptgegner des Reichsanwalts Jorns in dem kürzlich wieder aufgerührten Prozeß in Sachen der Ermordung von Karl Liebknecht und Rosa Luxemburg. Die Haupteigenschaft des L. bestand aber darin, daß er während des Weltkrieges einer der gefährlichsten und verächtlichsten Kriegsverräter gewesen war. L. hatte sich kurz nach Kriegsausbruch seiner Dienstpflicht durch die Flucht ins Ausland entzogen und hatte dann in der Schweiz mit seinen Kumpanen gegen Deutschland konspiriert. L. gehörte zu denjenigen Juden, die in den kritischen Kriegsjahren Deutschland ungeheuren Schaden zugefügt und die Position der Feinde in jeder Weise gestärkt haben. [Mit Grumbach und anderen betrieb er gegen Deutschland die infame Greuelheke, die uns den Haß der ganzen Welt eingetragen hat. Außerdem hat er eine glänzend funktionierende Deserteurorganisation aufgezogen.] Er war einer von den landesverräterischen Sozialisten, die selbst Herr Scheidemann in einer in Hamburg gehaltenen Rede als „Spizel der Entente“ bezeichnet hat und von denen er sagte, es sei ein kühnes Unterfangen, zu behaupten, daß das Treiben dieser Elemente die deutsche Kriegsmacht nicht geschwächt und das Übergewicht der Feinde nicht gestärkt habe.

Die „kriegerischen Taten“ dieses Verräters sind aufgezeichnet in den kriminellen Akten der Heeresleitung und des Kriegsministeriums. Hätte der Krieg mit der Aufrechterhaltung der deutschen Ordnung geendet, ja, wäre die alte Ordnung auch nur von einer ehrliebenden Republik abgelöst worden, so hätten L.

und seine Kumpane nie wieder deutschen Boden betreten dürfen. Selbst von den Kriegsgegnern verachtet, hätten sie unsterblich und flüchtig vagabundieren müssen. Wären aber unter den bezeichneten anderen Verhältnissen Leute wie dieser L. in Deutschland betroffen worden, so wäre ihnen ein Platz auf dem Sandhaufen statt im Parlament sicher gewesen.

Nichts aber bezeichnet die Verhältnisse, die Verfehlung der Begriffe und Anschauungen in der Republik besser, als die Tatsache, daß sich am Sarge dieses Kriegsverbrechers im Krematorium in Wilmersdorf die Würdenträger dieser Republik zusammengefunden hatten, um im Namen von „Neudeutschland“ den Vaterlandsverräter Levi (und seine Vergangenheit?) zu ehren! In der tiefgebeugten Trauergemeinde stand vorne an der Ministerpräsident Preußens, Otto Braun, der ja im alten Reiche auch einmal unter der Anklage des Hochverrats gestanden hat. Dann führt der „Vorwärts“ auf als Teilnehmer einen Oberverwaltungsgerichtsrat (Krohner), einen Kammergerichtsrat (Seetegast) und einen Landgerichtspräsidenten (Sölling). Ferner ehrten den Landesverräter der volksparteiliche Abgeordnete Rahl, der Zentrumsmann Dr. Bell. Der Rest waren Juden, denen man die Ehrung des Kriegsverbrechers nicht übelnehmen wird: der Jude kennt kein Vaterland und demgemäß auch keinen Vaterlandsverrat. Im übrigen sah man aus diesem Vorkommnis, wie nötig ein Staatswesen, das die Verräter des Vaterlandes ehrt, einen gesetzlichen Schutz hat!“ Hammer 1930, 666.

GN Rahl tat noch ein übriges. WB 18/2 1930: „GN Rahl von der sogenannten Deutschen Volkspartei hat dem toten Landesverräter Paul Levi im Strafrechtsausschuß einen „warmen Nachruf“ gewidmet: Er hob hervor, daß der Ausschuß dem Verstorbenen besonders hinsichtlich der Betrachtung der politischen Delikte manche wertvollen Anregungen verdanke, die der reichen praktischen Erfahrung und dem gründlichen Wissen L.'s entstammten. In diesem Zusammenhang gedachte der Redner auch mit Bewunderung der umfassenden allgemeinen Bildung des Verstorbenen in Kunst-

fragen und in der Kenntnis klassischer Geschichte, Geistesvorzüge, die durch Vornehmheit und persönliche Lauterkeit des Empfindens glücklich ergänzt wurden. Die Ausschußmitglieder hörten die Worte des Vorsitzenden stehend an.

Dieses Skandalstück ist für den jämmerlichen Geist der Deutschen Volkspartei kennzeichnend. Die „praktischen Erfahrungen“ des L. bestanden im fortwährenden Landesverrat. Dieser Mordheker aber wird von der politischen Führung des Bürgertums belobt! Ein Zeichen, daß es überreif ist, zugrunde zu gehen.“

14 Tage nach dem Tode L.'s meldete Deutsche Wacht 25/5 1930: „Der 86 Jahre alte Kaufmann Levi in Hechingen (Hohenzollern), der Vater des Reichstagsabgeordneten Paul Levi, der vor kurzer Zeit in Berlin durch einen Sturz aus dem Fenster ums Leben kam, ist jetzt aus Gram über den Tod seines Sohnes auf dieselbe Weise aus dem Leben geschieden.“ Vgl. Levy, Paul.

Levi, Pierina, Malerin. — Nzi 1912.

Levi, Primo, „einer der bekanntesten jüdischen Publizisten Italiens“; Ma: Nuova Antologia; S: Tribuna, Rom; dann: Generalkonsul, München 1907. SB: „In Italien ist das Judentum intellektuell noch weniger von der italienischen Nation zu trennen, als dies anderswo möglich wäre ... die Welt ist Jahrtausende hindurch durch 2 numerisch unendlich kleine Faktoren regiert worden, das Griechentum und — „vor Christus, mit Christus und nach Christus“ — das Judentum“, vgl. D3 23/8 05.

Levi, Rafael, 1614, Rabbi in Mez, stahl bei Glatigny ein Kind und wurde wegen Mordmordes 17/1 1670 trotz aller Verdunkelungsversuche verbrannt; sein Ep. Gideon Levi aber außer Landes verwiesen, vgl. „Lebensbeschreibung berühmter Räuber und großer Verbrecher“ 1846. — „Hier liegt einer der wenigen Fälle vor, wo von Juden geheimnisvoll verübte Mordtaten ihre Sühne fanden. Dafür war es aber auch im finsternen Mittelalter“, D3 6/3 1892; Mommert, Ritualmorde, 103. — Näheres bei Moulssaug, S. 115/16:

„Ein Jude reitet und trifft unterwegs ein Kind von drei Jahren. Niemand beobachtet ihn, er entführt es. „Ihr sucht euren Sohn?“ sagen zum unglücklichen Vater einige ungesehene Zeugen des Raubes, „es wird euch leicht sein, ihn zu finden. Folgt diesem Wege, Rafael Levi ritt vorüber und hielt ihn in seinem Mantel gemeldet.“ Diese Worte brachten die Sucher auf die Spuren des Kindes. Als man es entdeckte, fand man nur seinen Leichnam im Walde von Glatigny, das war nicht weit von der Stelle der Entführung. Die Untersuchung bekundete, daß das Kind durchaus nicht von Tieren zerrissen war, wie die Juden starrköpfig behaupteten, sondern daß die Hand eines Menschen das Verbrechen ausgeführt hatte. Und nicht nur wiesen die schwerwiegendsten Indizien auf Rafael, später fiel in die Hände eines Offiziers ein Brief, von dem Mörder selbst an die Synagoge von Mez geschrieben: „Ich werde den Tod wie ein Kind Israels erdulden, und ich werde den Namen Gottes heiligen. Ich habe mich ins Unglück begeben, in dem ich mich befinde, um der Gemeindegemeinde einen Dienst zu erweisen, der große Gott wird bei mir sein.“ —

Anläßlich dieses Verbrechens und einiger Anschuldigungen ähnlicher Natur hat in unsern Tagen der jüdische Rechtsanwalt Bédarride folgende Rede gehalten: „Das Unglück der Zeit zwang König Johann, viel von seinen Untertanen zu verlangen und, konsequenterweise, den Juden vieles zu bewilligen. Das Volk mußte also mit neidischen Augen die Bevorzugung ansehen! Klagen erhoben sich von allen Seiten! Man begünstigte sich nicht damit, den Juden ihren Wucher vorzuwerfen, es gab keine Fabel, die man nicht erdachte, um sie widerwärtig zu machen. Was man am meisten wiederholte, war die Profanierung der Hostie, der Mord eines Kindes am Karfreitag, die Brunnenvergiftung. Diese lächerlichen Märchen, aus Bosheit erdacht, aus Ignoranz später wiederholt, wurden endlich als Wahrheiten angesehen. Und derart war der ihnen zugewandene Glaube, daß es nicht einen einzigen Historiker dieser Zeiten gibt, der sie nicht als tatsächlich vorgekommen wiedererzählt.“

Drumont 2, 292 ff: „L. war mittlerer Größe, mit schwarzen krausen Haaren und sehr starkem Bart. Er hatte im religiösen Auftrage die Levante, Italien, Dschind und Holland bereist. ... Dem Kapuziner ruft er auf seinem letzten Gange zu: er sei Jude und wolle auch als Jude sterben. Er ward nach seinem Tode zum Ehrenrabbi ernannt und mit dem Ehrennamen eines Chover belegt; wurde sein Name genannt, so fügte man Kadosch, d. i. der Heilige und Chadis, d. i. der Fromme, hinzu. Die Archives israélites schlugen vor, ihm ein Standbild zu errichten und veröffentlichten bei dieser Gelegenheit die Verse von Frau C. P. Merkleuz, geb. Polad:

„O Schatten Rafiels, weshalb betrübt mich hier  
Dein klagend Wort und seine Trauertöne?  
Weshalb erscheint aus hohem Himmel mir  
Dein flieh'nder Geist in seiner vollen Schöne?  
Mein schwacher Mund sucht nach den würd'gen Weisen  
Um Deine reine Tugend, edler Held,  
Und Dein großmütig Opfer recht zu preisen  
Vor dem Allmächtigen, dem Herrn der Welt.“

Levi, Rafael, aus Rabbifamilie; 1685 Weikersheim a. d. Tauber — 79 Hannover. Er kam nach Hannover ins Bankhaus von Simon Wolf Oppenheimer als Buchhalter. Empfohlen an Leibniz, wohnte er 6 Jahre bei diesem und war Leibnizens Schüler. — „Selten hat wohl ein Schüler seinem Lehrer eine größere Dankbarkeit bis über das Grab erwiesen. Den Todestag des Philosophen beging er durch sein ganzes Leben wie den eines Vaters in feierlicher Stille und völliger Zurückgezogenheit. Das Bild von seinem Lehrer war ihm ein Heiligtum; er blieb vor ihm oft in Rührung stehen und trennte sich von ihm nicht, als ihm dafür 100 Taler vom Fürsten von Waldeck geboten wurden. In den väterlichen Sitten mit aller Strenge festhaltend, erwarb er sich die Liebe und Ehrfurcht seiner Glaubensgenossen“, Gronemann. — Einer seiner Schüler, Meyer Aron, hat „Rafael Levis Rechenmethode“ herausgegeben, Hannover 1783.

Es wird auch immer wieder erzählt, wie sich Leibniz über L.'s Begabung einmal gewundert haben soll; ebenso hört man öfter, wie Bismarck über und mit Harden (Sb) gesprochen hat, — und so wie Levis Porträt jetzt im Leibnizhaus hängt, dürfte später Hardens Kopf in Bismarckmuseen hängen. Levi verfaßte „Logarithmische Tafeln“, die charakteristischen „Cours- und Wechselstafeln“ und eine „Talmudische Kalendertunde“.

Levi, Richard, Igl. serb. Konsul, pers. haft. Ges. d. Bank Richard Levi & Co., NR, Berlin. — 4 — 0,28.

Levi, Salomon Moses Erben, Bankhändler, Berlin, erhielten am 16/2 1786 durch Spezialbefehl Friedrichs des Großen ein Privilegium, wonach ihnen und ihren schußfähigen Nachkommen die Rechte christlicher Kaufleute in Handel und Wandel, in und außer den Gerichten erteilt wurden! Dafür mußte die Fa. 100 Dukaten an die Charentasse zahlen, für 500 Taler Porzellan nach dem Auslande verkaufen und 25 000 M. Silber binnen 1 Jahre zum Münzpreise liefern.

Levi, Samuel, kaiserl. Schutzjude, in Wyl, St. Gallen, hatte 1469 „sich schredliche Betrügereien zu Schulden



kommen lassen; dessen ohngeachtet wagte der Fürstbischof nicht, ihm eher den Prozeß machen zu lassen, als bis ihm Kaiser Friedrich III. hierzu die Erlaubnis erteilt hatte; selbst die Strafe wurde in Betracht seines Verhältnisses als kaiserlichen Unterthans gemildert“, Ulrich, Sammlung jüd. Gesch. in der Schweiz, S. 219.

**Levi, Samuel**, der spanische „Jub Süß“ (sb), Vertrauter und Schatzmeister des Königs Pedro I. (1350), der wegen seines „jüdischen Hofes“ berüchtigt war. Levi begünstigte des verheirateten Königs Neigung zu Maria de Padilla (▼?) in Toledo, was zu Bürgerkriegen führte, — war hochmütig, wußte dem König Geld zu schaffen, und wurde selbst reich und so verbrannt. Die Gründe dazu waren, laut JG, nicht ganz klar. Seine Gelder, Sklaven und Juwelenkästen wurden konfisziert und Schätze an Silber und Gold im Keller seines Hauses, „Palacio del Judío“ gefunden.

**Levi, Simon**, Abgeordneter und Gutsbesitzer, Landau, 1870. Nzl rühmt: „Der Historiker v. Sybel in seiner „Begründung des Deutschen Reiches durch Wilhelm I.“ teilt mit, daß Levi in der bayerischen Kammer für den Krieg gegen Frankreich eintrat: „Bei uns sind alle Parteien einig. Die Provinz weiß, was ihr bevorsteht, wir wollen aber ditsch sein und zunächst mit den ditschen Brüdern gehen.“ Diese patriotische Gesinnung ist um so mehr anzuerkennen, da Simon Levi aus Landau ein reicher Gutsbesitzer war, der (wenn man nicht neutral bleib), bei einem Einbruch der Franzosen in die Pfalz nur Schaden und große Unannehmlichkeiten zu erwarten hatte.“ — Gut ist Levis Parole: „Zunächst mit den ditschen Brüdern gehen!“

**Levi, St. Leo**, Führer des jüd. Ordens Vne Brith, Mitarbeiter des Staatssekretärs Hay; Ford J. J.

SB: „Es ist nicht bloß erforderlich, daß man den jüdischen Glauben glaubt, sondern, daß man in gerader Linie Nachkomme eines Volkes ist. Wer darf da behaupten, daß die Juden nicht mehr eine Rasse sind? Blut ist die Basis und das Symbol der rassischen Idee, und kein Volk der Erde darf auf Reinheit und Einheit des Blutes mit so gutem Recht Anspruch erheben wie die Juden. Religion allein macht nicht das Volk aus. Wie schon erwähnt, wird ein Bekenner des jüdischen Glaubens vermöge dieser Tatsache noch nicht Jude. Andererseits bleibt ein Jude von Geburt ein Jude, auch wenn er seinem Glauben abschwört. ... Es scheint mir, daß Juden die Ehe mit Nichtjuden und umgekehrt meiden sollten, aus demselben Grunde wie wir die Ehe mit Kranken, Schwindsüchtigen, Strophulösen oder Regern vermeiden.“ —

Von uns aus können wir diese Ansicht L.'s unterstützen. Die Juden sollten überhaupt unter sich bleiben und die „Einheit“ und „Reinheit“ ihres Blutes als einer parasitären Gegenrasse wahren. In Wirklichkeit ist gerade für die hochstehenden europäischen Rassen und Völker die Kreuzung mit dem unschöpferischen Schmarogertum unbedingt schlimmer als die mit Regern, Strophulösen und Schwindsüchtigen. Nur die Bastardierung mit den Juden bedeutet, von der sonstigen Auswirkung des Parasitentums ganz abgesehen, auf die Dauer den Tod aller Völker und Rassen, die sie zugelassen haben.

**Levi, Shlvain**, JG, Sanskritprof., Collège de France, Paris. \*1863. B: Théâtre Indien. Er schrieb auch über indische Religion, reiste 97 im Auftrag des Ministeriums nach Indien und sitzt im Ausschuß der WZU.

**Levi, Thecla**, geb. Edenfeld. \*1871 Stuttgart. Gelegenheitsdichterin. Kl 34.

**Levi, Vittorio**, Redner, Italien; vgl. Neue Frauenzeitschrift, Verlag Braun, Karlsruhe 1913. Er hielt in Alexandria einen französischen Vortrag, darin: „Jüdinnen lassen sich in Rußland als Prostituierte einschreiben, um die Erlaubnis zu erhalten, in den Städten die Hochschulen zu besuchen. In diesen Städten ist Juden der Aufenthalt untersagt. Allen Prostituierten ist er jedoch gestattet.“ — Stbgrß 11/1 13: „Den Juden ist auch das schmutzigste Mittel recht, um Gesetze ihrer

Wirtsvölker zu umgehen.“ Knapper läßt sich diese unbefreitbare Tatsache nicht ausdrücken.

**Levi, W.**, Millionär, Mittelh. D. Rothschild Sohn, Kellerei Viktoria, Frankfurt a. M., Pfendstr. 20. 1914.

**Levi, Wolf** — wurde 1741 zu Frankfurt a. M. gefaßt, weil er durch falsche Briefe und anderen Betrug Warenschwindel trieb. Dabei stellte sich heraus, daß sich Levi, um Geld zu erhalten, 2mal hatte taufen lassen. Jedemal ward ihm Glück zuteil, wohlhabende Paten zu bekommen und reichlich beschenkt zu werden. — WZ 1897, 94.

**Levi-Alvarès**, 1. David Eugène, 1794 Bordeaux —?, „französl. Schulmann isr. Abkunft“, De. 2. Ernest, 1832 Bordeaux —?, dito; Nefse von 1., Vorstand der WZU.

**Levi-Dianchini**, Achille, ital. Offizier, zeichnete sich 1911 fürchterlich gegen 400 Türken aus, die er mit 14 Mann von einem Blockhaus fernhielt.

▼DWe 12, 6: „Wilde Schlachtrufe und Gestöhn der Verwundeten durchdrönten die Nacht; dazwischen hörte man fortwährend (so erzählt einer der Mitkämpfer in einem Briefe an seine Eltern) den Leutnant mit lauter Stimme seine Soldaten ermuntern: „Es lebe Italien! Mut! Feuer! Es lebe das 68. Infanterieregiment und die 12. Kompagnie! Jungens, macht eurem Regiment, eurer Kompagnie Ehre! Kämpft bis auf den letzten Mann! Denkt daran, daß ihr Italiener seid!“ WM.

**Levi-Catellani**, Enrico, JG, Dr., UP (internat. Recht), Provinzialdeputierter, Padua. \*1856. B: De colonie e la Conferenza di Berlino, 85. Vgl. WZ 5/1 90.

**Levi-Civita**, Giacomo, italien. Senator, Bürgermeister von Padua, DWe 1913, 7.

**Levi-Civita**, Tullio, UP (Mechanik), Rom — redete im Juli 1928 (Hamburger Fremdenbl. 18/7) auf ditsch an der Univerfität Hamburg über Ranonifche Gleichungen. „Er ist auch der erste Jude in der Palästiniſchen Akademie, die den Papiſt und Kardinäle zu Mitgliedern zählt“, JPB 31/5 1929. (Vgl. auch JG.)

**Levi de Barries**, Daniel, Journalist. SB 2, 753.

**Levi-Diem**, Kapellmeister, Städtiſche Oper, Berlin, Schüler von H. Röhr (sb), München; Protégé von Bruno Walter; 1907 Schweiz —29 (8-Uhr-Abendblatt 18/2), Selbstmord.

**Levi-Eſtan**, Henni, Frau. Frauenrechtlerin, Frankfurt a. M. 1914.

**Levi-Rochenthaler**, Louis (S. Levi-Hechingen), Rabbi und Elementarlehrer, Hechingen. \*1849 Hechingen. C: L. // Stein. B: Geographie und Geſchichte von Hohenzollern, 4. A. 90.

DW 10/2 1898: „Zu Ehren des Provinzialſchulrats Dr. Deiters gab der Gymnaſ.-Direktor Prof. Röhr in ſeiner Wohnung ein Abendeffen, wozu auch Levi geladen war, der den zehn oder elf Judenjungen des Ortes jüdiſchen Religionsunterricht erteilt. Jedenfalls war er der Ultimus der Tafelgeſellſchaft. Nun treibt aber Levi noch allerhand nebenbei; außer dem Vorſängerdienſt im Tempel verſieht er noch den Poſten einer Vertrauensmannes für ein Berliner Muſikbüro. Dann hat er ſich als Korreſpondent der „Frankf. Z.“ in Sigmaringen bei Hoffſtelligkeiten wiederholt unangenehm bemerkbar gemacht, weiter vertritt er eine Verſicherungsgesellſchaft und macht endlich in ſpaniſchen Weinen. Früher erteilte er noch an der höheren Mädchenschule Unterricht. Eines Tages zog er es jedoch vor, dieſe Tätigkeit einzustellen. Einige Zeitungen haben unmißſprochen gemeldet, der Rücktritt erinnere an den des Kuhhirten von Ulm, wegen „allzu großer Liebe zum weiblichen Geſchlecht im Kinderkleid.“ —

Ob nun Levi, getrieben von ſeinem Handelstalent, der Anſicht war, ſeinen ſpaniſchen Weinen neue Abſatzquellen erſchließen zu können, oder ob er nur die allgemeine Aufmerkſamkeit auf ſeine Perſönlichkeit lenken wollte, genug, er verſchwand plötzlich von der Tafel bei Röhr. Nach einigen Minuten aber erſchien er wieder mit einem Tablett in den Händen, beſetzt mit Gläſern voll perlenden Weines — den ſeine Magd verabredetermaßen inzwiſchen von Hauſe gebracht hatte — präſentierete ſie, beim Provinzialſchulrat anfangend, den Feſtgaſten mit dem ihm eigentümlichen Grinsen, indem er ſprach: „Die

Herrn gestatten wohl, daß ich eine Probe meiner echten spanischen Weine herumreiche.“ — Lautlose Stille, niemand rührt sich. ... Die Heringer Herren erstarrten förmlich ob einer solchen Unverschämtheit und Rücksichtslosigkeit gegenüber dem festgebenden Herrn. Der Provinzialschulrat, vor dem Levi noch immer mit seiner „Probe“ stand, machte der Lage aber ein Ende. Er sah „Kollegen“ Levi mit einem Blick unfähiger Verachtung an und sprach denn kurz und ausdrucksvoll: „Ich denke, ich bin bei Herrn Prof. Röhr zu Gast!“

Levi-Nathan, Sarah, Freundin Mazzinis (sb) und Garibaldis, 19. Jh.

Levias, Caspar, JG, Lehrer des Hebräischen, Heb. Union College, Cincinnati, O. \*1860 Szagarren, Rußl.

Leviathan. UC 29/6 1890: „Im Romancero beschreibt Heine die Disputation der Augustiner und der Rabbis am Hofe Peters des Grausamen, des spanischen Königs. Die Rabbis locken die Mönche durch Beschreibung des köstlichen Gerichtes, das Gott für die Ausgewählten bereiten läßt, aus dem Fleische des Leviathans, delikater als Schildkröte,

teils mit weißer Knoblauchbrühe,  
teils auch braun in Wein gesotten,  
mit Gewürzen und Rosinen. —

Dieses Ungeheuer, das den Zähnen des auserwählten Volkes verfällt, bist du, harmloser Artier, du zumal, harmloser Sklave! Mit welcher Sauce willst du verspeißt werden? Du antwortest: Du willst überhaupt nicht verzehrt werden! Aber darnach wirst du ja gar nicht gefragt!“

Levidés [Levi], Pericles, „Griech“, Dr. med., Ud, Athen, war zu Beginn des Weltkrieges freiwilliger Oberkrankenpfleger zu Paris, wo er seit 1899 lebte. In Waldstätters furchtbarem Buch „In französischer Gefangenschaft“, Lehmann, München, — steht sein teilnehmender Bericht über die Behandlung deutscher Soldaten in den Lazaretten; sie war so furchtbar, daß L. seine Stellung dort aufgab. Der Darlegung wäre nicht unbedingt zu entnehmen, daß L. Jude ist, nenngleich die Art, wie er alles geschehen ließ, statt einzugreifen, verdächtig ist. Aus den ungerechten Verallgemeinerungen, die P. L. an die Entsetzlichkeiten knüpft, geht dann die Rasse um so unzweifelhafter hervor; er sagt: „Klassen- oder Völkerverhaß — der tiefste Antrieb dazu ist immer derselbe, die Äußerungen sind die gleichen usw.“ So kann nur ein Jude denken und sagen, dem „Leiden seiner Väter“ vorschweben, die doch mit Recht wegen ihres scheußlichen Wuchers verfolgt wurden, während die armen gefangenen und verwundeten Deutschen nach ehrlichen Kämpfen wider alles göttliche und menschliche Recht bis in den Tod mißhandelt worden sind.

Levien, der Gelfelmörder von München, wurde nicht, wie Leviné, erschossen; „er flüchtete vielmehr nach Osterreich, wo die Sozialdemokratie seine Auslieferung verhinderte, wie auch die deutsche Sozialdemokratie Levinés Erschießung gern verhindert hätte. So entranm der Strolch, dem eine Anzahl braver, unschuldiger Menschen zum Opfer fiel, darunter eine Frau, die vor ihrer Ermordung mehrfach hintereinander vergewaltigt wurde —, seiner gerechten Strafe. Allerdings litt er an Gehirnsyphilis, und was die Kugel nicht erreicht hat, wird inzwischen die Krankheit vollendet haben.“ △Vorwärts Nr. 46, 1929.

Levien, Ilse, sp. Ilse Frapan-Ukunan.

Levin, Dr., Landrichter, Altona; 1905 (DfBl 25/3): Landgerichtsdirektor.

Levin, Finanzminister, Brüssel. 1914.

Levin, Theater- und Konzertagentur, Hamburg. 1914.

Levin, D., Konfektion, Hausvogteiplatz, Berlin, 1840 gegründet, früher mit Freudenberg-Essen und Gerjon liert; — 11/9 1929 Gläubigerversammlung, Lok.-Anz. 3/9.

Levin, Israel Solomon, JG, „dänischer“ Grammatiker, 1810 Randers — 83 Kopenhagen. Er gab eine kritische Zeitschrift heraus, übersezte und schrieb „Danst Byd og Kjønslære“.

Levin, Jacob, JG, \*1844 Brody, — hebräisierte Schillers „Braub“: Medantim Ven Ahim, 68.

Levin, Ju., schrieb 1912: „Was tut der deutsche Kunst not“, und wurde von seinem Verlag Morawe & Scheffelt

empfohlen: „Seine Ausführungen gipfeln in dem Satz: „Ehe die deutsche Kunst nicht französisch wird, kann sie nicht richtig deutsch werden“.

Sein „Nächeln des Herrn von Golubice, No; S. Fischer Verlag, 1915“ enthält Selbstbekenntnisse eines polnischen Edelmanns. Das Beste ist das „Milid“; 2 Epi-sodenfiguren, ein jüdischer Buchhalter und sein Bruder, sollen gar „aus schöpferischer Wärme stammen“, sonst verbede „die aparte literarische Aufmachung den Mangel an dichterischer Ursprünglichkeit, wie bei so vielen Romanen des Verlegers“, R. Busse△, Behlgen & Klasing, Mh., Juli 15.

Auf seinen Roman „Zweite und der Liebe Gott“ fiel sogar Rudolf △Paulsen herein, Lit. Echo, Ernte 1921, S. 151: „die Tragödie der religiösen Verwirrung eines trefflichen jüdischen Kaufmanns alter Art in einem deutsch-polnischen Landstädtchen. Ein Familienuntergang wird hier rein geistig gegeben, d. h. die Sentationen, die der Weltkrieg in das Städtchen trägt, werden äußerlich nur gestreift, wandeln sich aber im Innern des frommen Handelsmannes Reb Salme Guttmann zu einer furchtbaren Verstrickung, aus der es keinen Ausweg gibt.“

Levin, Juda, \* ca. 1700, wanderte aus Polen nach Cribitz in M., wo er einen Sohn Jacob Levin (1738—07) zeugte.

Jacob L. in Cribitz war in 1. Ehe von 1771—90 verheiratet, und hatte 4 K:

1. Frommel Levin, 1772; 91 O Gedalje Samuel;
2. Nathmann, 75—50, nahm 1813 den Namen Leoan; 14 O Terese Ladewig, 97—73, die ihm von 15 bis 39 ein Duzend Kinder gebar: a) Jacob, b) Rida, c) Clara, d) Fette, e) Theane, f) Levin, g) Nathan, h) Julius, i) Aaron, j) Jacob, l) Dase, m) Hermann, wovon c) bis g) und l) nach Amerika auswanderten;
3. Lea, 77; 96 O S. Wolff aus Schwerin;
4. Gedalje, 79—?, nahm wie sein Br. Nathmann 1813 den Namen Leoan; 15 O Johanna, L. des Mayer Nathan Cohen in Güstrow. Die Ehe, die kinderlos blieb, wurde wegen Krankheit des Gedalje getrennt.

Jacob war schon 91 in einer 2. Ehe wieder verheiratet mit Deborah Abraham, 1764—44, L. des Wolf Abraham in Stavenhagen. Nach dem Tode ihres Gatten nahm sie 1813 für sich und ihre Kinder den Namen Jacobson an. Diese Jacobsons waren:

1. Luna Jacobson, 1793—76 Schwerin; 26 O Ju. Ahrens (s. Ahrens), gebor. Aaron;
2. Levi Jacobson, 96—71, Rfm. in Cribitz; 29 O Henriette Liebreich

- (f. Liebreich), gebor. Ephraim, 00 bis 86;
- a) Bertha, 30—04, Rostock; 55 O Simon Neumann, gebor. Simon,
- b) Julius, Rfm. in Ribniz, 63 O Mathilde Jacobson, aus dem Hause Levin:
1. Erna, 64; 86 O Max Marcus, \*51 Schwaan i. M., Rfm. daselbst,
  2. Hella, 66; 96 O Georg Meher, \*55 Hamburg, Rfm. daselbst,
  3. Ida, 73; 93 O Armin Grunzfeld, \*58 Heiligenstadt, Rfm. daselbst;
- c) Eduard, 34, Rfm. in Crivitz. In erster Ehe 70 O Pauline (47 bis 79), T. des Rfm.'s Adolf Adler // Henriette Hirsch, Parchim; in zweiter Ehe 84 O Berta (\*57), T. des Rfm.'s L. Seelig // Karoline Mitau in Güstrow.
1. Louis, 71; Rfm. in Berlin,
  2. Martin, 72; Rfm. in Berlin; 05 O Martha (\*81), T. des Rfm.'s Eduard Joseph // Henriette Ahrendt,
  3. Richard, 74; Rfm. in Berlin,
  4. Ella, 76; 99 O Siegfried Lipschütz (\*69 Neustadt, Pof.), Sägemühlenbes. in Prenzlau,
  5. Alfred, 78; Rfm. in Crivitz; 03 O Ida, T. des Rfm.'s Löwi // Bertha Marcus in Neuhalen,
- a) Heinrich 05,
6. Paul, 85,
  7. Franz, 87,
  8. Henni, 88;
- d) Pauline, 36; 57 O Aaron Nidelsburg (f. Nidelsburg), gebor. Ephraim; 2 R;
- e) Salomon, 40—76, Rfm., Rostock;
- f) Dora, 46; 79 O Theodor Wscher (\*40 Ludwigslust), Rfm. in Dobberan;
3. Abraham Jacobson, 00—78 in Crivitz; 36 O Elise Liebreich, gebor. Ephraim (f. Liebreich), 08 bis 62,
- a) Jacobi, 37; Rfm. in Hamburg; 65 O Henriette Heybutt, 41 bis 04;

1. Lilly, 66, Dthmarschen=Altona; 03 O Carl Hegemeister, Rfm., Hamburg (55 Neuhof=Parchim),
  2. Rudolf, 67 Hamburg; Rfm. in Reetmanshoop; 03 O Franziska Knoll (68): a) Hans Werner; Margot, Jwill. 04,
  3. Robert, 68, Hbg.; Rfm. in N. York,
  4. Erna, 70, Hbg.; 96 O Carl Spannagel, Jng., Mannheim,
  5. Albert, 72, Hbg.; 05 O Camilla Stella Weber (75 Wien): a) Stella Barbara, 04, b) Heinz Albert 05,
  6. Martha, 74, Hbg.,
  7. Paul, 80 Wandsbek; Rfm., Hamburg,
- b) Mathilde, 39; 63 O Ju. Jacobson (f. o.),
- c) Jenny, 41—05 Rostock.

Daß jüdische Familiengeschichten an die Genealogen besonders große Ansprüche stellen, geht aus dem vorliegenden, durch Umtaufen ganz verworren gewordenen Stammbaum deutlich genug hervor. Trotzdem ist es unsern forschenden und unerschrockenen Gewährsleuten gelungen, sich in diesem wie in vielen andern Fällen durch das künstliche, unerquidliche Dickicht, hinter dem die Juden ihre Zusammenhänge bergen möchten, erfolgreich durchzuarbeiten.

Levin, Leo, Rfm., Millionär, 2 Häuser, Berlin, Alt-Moabit 108. 1914.

Levin, Leo, dtscher Arzt isr. Abkunft, De. 1807 Montjole —?

Levin, Lewis Charles, JG, 1808—60, Philadelphia, erst Schulmeister, dann RW, erhielt er in jungen Jahren auch im sonst so verpönten Duell eine Wunde. S: Temperance Advocate, und Sun, Tagesz. Von 45—51 saß er im Kongreß.

Levin, Louis, RR, Handelsrichter, Mitinhaber der Fa. D. L., Damenmäntelkonfektion, Berlin. — 5—0,31. — † 1915.

Levin, Moriz, \*1843 Wongrowitz, Pof.; Reformgemeindeprediger, Berlin. B: Gott und Seele nach jüd. Lehre, 71; Gottesdienst des Herzens, Isr. Gebetbuch für öffentliche und Privatandacht; Bar Kochba; Reform des Judentums.

Levin, Nathan, Menschenkinder, Fa. in Leipzig. AG 15/4 1888: „Die Gerichte verhandelten kürzlich über 2 junge Mädchen, Verkäuferinnen im Geschäft von N. L. Weide, Töchter armer aber achtbarer Eltern von auswärts, hatten nach 5monatlicher unbezahlter Probezeit schließlich Anstellung im Geschäft erhalten, und zwar empfing die eine ein Monatsgehalt von 20, die andere von 10 M. (!). Davon sollten die Mädchen sich betätigen, sich kleiden und Wohnung zahlen. Bei der Unmöglichkeit eines Auskommens blieb ihnen nur die Wahl: zu verhungern, der Prostitution zu verfallen oder endlich — zu stehlen. In ihrer Not nahmen die unglücklichen

Geschöpfe zu letzterem ihre Zuflucht. Sie entwendeten aus dem Geschäfte kleine Bedarfsgegenstände für sich und schließlich auch, um sich das notwendige Geld zur Existenz zu schaffen, einzelne Gegenstände, die sei weiter verkauften. Dieses Gebaren konnte auf die Dauer nicht unentdeckt bleiben; so standen beide Mädchen jüngst wegen einer ganzen langen Reihe kleiner Diebstähle vor Gericht; sie wurden zu je 8 Monaten Gefängnis verurteilt. Dem Gesetzesbuchstaben mag damit Genüge geleistet sein, aber man fragt sich unwillkürlich: Hätte nicht der gewissenlose Arbeitgeber als Angeklagter vor Gericht gehört? Liegt in einer so schamlos schlechten Bezahlung der Arbeitskräfte nicht geradezu eine Verleitung zum Diebstahl?"

Levin, Paul Theodor, dänischer Romancier, 1869—30, „der letzte echte Kopenhagener in der Literatur ...“, der getreue Schüler von Georg ▼ Brandes, den er bis ins Alter tief verehrte, in der journalistischen oder erzählenden Kauserie der jüngere Weggenosse von Hermann Bang und Peter Ransøn. ... Er war der Kopenhagener, der noch zu der Stadt hielt, die in seiner Jugend existierte, jetzt aber so gut wie verschwunden ist. Er reiste wenig ... liebte das urbane freilebende Leben seiner Vaterstadt, die allmählich eine angelsächsische Industriekolonie zu werden beginnt. Als Kritiker hat er jahrelang die Zeitschrift „Tilskueren“ geleitet, die einzige, die sich unter den illustrierten Inhaftigkeiten in der ehemaligen Literaturzentrale halten konnte“, Hoff. B. 6/11 1929.

E: L. // Mannheimer. Er ist Dr. phil., Vorsteher der mosaischen Glaubensgesellschaft, Kritiker und R: Tilskueren [Zuschauer], schrieb eine „dänische“ Literaturgeschichte (s. Georg Brandes) über den „naturalistischen Roman in Frankreich“, über Viktor Hugo, und produziert eigene Dramen „Antoinette“ usw.

Levin, Rahel, T. von Levin Markus zu Berlin und spätere Gattin Barnhagens von Ense (1771—1833), deren Berliner Salon von 1796—1806 und von 1819 bis an ihren Tod in Blüte stand. „Sie als die gotterfüllte Priesterin des dtischen Idealismus hinzustellen, ist Blödsinn, sie ist Jüdin durch und durch: echt jüdisch ist ihre unruhige, eitle Hingebung an große Männer, der Zuschnitt ihres ganzen Lebens auf das undeutsche Salon-Geistreichum, ihre prophetenhafte, schwülstige Manier, ihr Radikalismus, Sehnsucht nach Neuem. Man hat sie vor allem als die Verkünderin Goethes gepriesen und behauptet noch heute, daß Goethe ihr und ihren Kreisen sein Durchdringen hauptsächlich verdanke — es soll nicht geleugnet werden, daß sie die Größe des Dichters so früh wie die Schlegel oder noch früher erkannt hat, aber was ist das für eine Anschauung, die den Ruhm des Verfassers von „Gök“ und „Werther“, „Wilhelm Meister“ und „Faust“ auf Salonpropaganda zurückführen will. Goethe, jener große Dichter, verdankt seinen Ruhm den Tausenden tüchtiger Männer und begeisterter Jünglinge, die ihn mit klopfenden Herzen seit dem Erscheinen

seiner ersten Werke gelesen haben.“ Bartels, Dt. Literaturgesch. II. 330.

Hebbel beurteilt sie durchaus richtig: „Goethes Wort: — sie hat die Gegenstände — möchte ich doch nur bedingt unterschreiben. Sie urteilt eigentlich wie eine somnambule Kranke; immer richtig, aber nur in bezug auf sich, auf das, was ihrem Zustand zusagt. Jedenfalls darf man von dieser höchst gesunden Frau ebensowenig Folgerungen ableiten wie von ihrem Gegenbild, der Seherin von Prevorst. Übrigens eine der außerordentlichsten Erscheinungen und — sie erkennt es zuletzt an, anfangs sah sie darin einen Fluch — ein Glück für sie, daß sie als Jüdin geboren war, denn dadurch war ihre Stellung so gleich eine scharf gesonderte, deren diese wundersam-fremde Natur so sehr bedurfte. Ich sagte lieber: sie hat ihr Verhältnis zu den Dingen, und vor allem hat sie ihre Zustände“. Auf dieser Grundlage ist auch für den Deutschen eine Anerkennung der Rahel möglich als einer großen jüdischen Aphoristikerin, die die Dinge eigen sah, dialektisch durchbeizt und sprunghaft und unklar darstellte. Daß sie durchweg zersezend wirkte, Vaterland und Kirche, Ehe und Eigentum in Frage stellte — u. a. war sie für Saint-Simonismus — kann man nicht abstreiten.“ Bartels, Dt. Literaturgesch., II, 330/1.

„Da sie stets kränklich war, mag ihre Art, sich zu geben, auf andere Angekränkelte einen gewissen Reiz ausgeübt haben. Wenn man ihre vom Gatten niedergeschriebenen Geistesblitze liest, begreift man nicht, daß sie überhaupt jemals ernst genommen wurde. So sagte sie von sich selbst: „Ich habe die gewaltige Kraft, mich zu verdoppeln, ohne mich zu verwirren. Ich bin so einzig als die größte Erscheinung dieser Erde. Der größte Künstler, Philosoph oder Dichter ist nicht über mir. Wir sind vom selben Element, im selben Range und gehören zusammen“. Die sattem bekannte jüdische Selbstüberhebung bis zum Größenwahnsinn“. DZ 15/2 1929.

Rahel L.'s Lob und Klage wird bis in unsere Tage lebhaft weiter geblasen: JPB 14/3 1930: „Bei Rahel, die alle Frauen der Romantik an geistiger Be-

gabung, wie an menschlicher Weite und Wirkung überragte . . . war der persönliche Austausch von Mensch zu Mensch, im Gespräch wie im Brief, die besondere Form ihrer Geistigkeit, und das bewundernde Urteil ihrer Freunde und Zeitgenossen, sowie ihre hinterlassenen Briefe bezeugen die außerordentliche Macht, die sie ungewollt übte durch die Kraft ihres Geistes, den Reichtum ihrer Seele, ihre Liebes- und Leidenskraft. Dem Judentum stand sie fremd und ablehnend gegenüber, wenn sie auch in sich die Grundzüge des jüdischen Geistes trug und ihr schweres Schicksal als Kind ihres Volkes lebte. Einem Hause entstammend, in dem nichts von lebendiger, jüdischer Tradition spürbar ward, bedeutete ihr das Judentum nur Hemmung und soziale Ausgeschlossenheit. Erst auf dem Totenbett ist sich Rahel des tiefen Zusammenhanges mit dem Urquell ihres Seins, dem Judentum, voll stolz bewußt. Aber trotz dieser späten Heimkehr berührt es doch schmerzvoll als ein letztes menschliches Versagen, daß diese Frau, so reich an Gaben des Geistes, wie des Gemütes, so reich auch an Macht und Einfluß bei den Besten ihrer Zeit, niemals laut ihre Stimme erhob zugunsten ihres eigenen Volkes, das damals wie je schlimmsten Anfeindungen ausgesetzt war."

Levin, Wilh., Prof., Dr., B: Methodischer Leitfaden für Chemie und Mineralogie, 3. A., Verlag Otto Salle, Berlin W. 30.

Levin, Wilh., RM, Inh: Fa. Wilh L., Fabr. f. Mädchengarderobe; mehrfacher Hausbesitzer und Millitär. Berlin W 10, Hohenzollernstr. 7. 1914.

Levin-Sing, Dr., Uß (Syphilis), Paris. Reform 1918, Nr. 2.

Levin-Marcus, Bantier, Jägerstraße, Berlin; †1789; seine Frau †1809. R: 1. Moritz; 2. Marcus; 3. Rahel; 4. Ludwig, Literat. 8-Uhr-Abbl. 17/4 1929.

Levin-Stölping, gebor. Levin, Gerichtsassessor a. D., erhielt zu Berlin 22/2 1902 den Namen „Levin-Stölping“. Er wurde Mgl. des kaiserl. Auto-Klubs und erschloß sich 1910. Den Aktiven seines Nachlasses, 15 000 M., standen Forderungen von 670 000 M. gegenüber. Die Gläubiger erhielten 1½%. Hammer 1910: „Hochstaplern, die aus fremden Taschen leben, erschließen sich die vornehmsten Kreise bis in die Hofgesellschaft, nur weil sie vom erlauchten jüdischen Stamme sind“.

Leviné, Spartakistenführer. — Am 5/6 1919 wurde in München dies blutdürstige Scheusal aus Polen standrechtlich erschossen, was eine nur allzu milde Sühne seiner Greuel war. Sofort nach Bekanntgabe des am 4/6 19 gefällten Urteils beeilten sich der deutsche Ministerpräsident Dr. Scheidemann mit dem bairischen, gerade in der Schweiz weilenden Ministerpräsidenten Hoffmann, gegen die Vollstreckung auf Befehl des Alljudentums einzusprechen. — Glücklicherweise kamen ihre Einwände etwas zu spät.

Die Hinrichtung war aber ein Schlag für das Judentum, der bei den Beauftragten — jüdischen wie nicht-jüdischen — das Vertrauen zu der allmächtigen, schützenden Hand der Oberleitung erschütterten konnte, denn bisher hatte alles Gesindel im Hinblick auf die zugesicherte, durch die Macht des Judentums verbürgte Straflosigkeit sich jeder Schandtats schrankenlos erstreckt: es war noch immer gut gegangen; diese Praxis hatte damit den ersten Riß bekommen und wird ja noch einmal ganz reißen. L. ist vielleicht der erste Jude, gegen den in Deutschland wieder seit langer Zeit ein Todesurteil ausgesprochen und vollstreckt worden ist. Die Juden waren auch nur deshalb von je die eifrigsten Bekämpfer der Todesstrafe, um die schuldigen Häupter etwaiger Rassegenossen nicht zu gefährden.

Woher kommt der Beiname: Rissen? WM.

Levine, Charles A., New York, verschrottete Kriegsmaterial, wurde reich, gründete Columbia Aircraft, flog mit dem Piloten Clarence Δ Chamberlin 1927 (WB 16/7; 29/10 ff) nach Europa. Er wurde in der Presse, trotzdem er nur Passagier war, als der „wahrhaftige Bezwingler des Ozeans“ gefeiert, wurde nach der Landung in Deutschland Ehrenbürger von Rottbus und schüttelte in Berlin die Hände des Herrn Paul von Hindenburg, während Kanzler Marx und Stresemann sich mit ihm Arm in Arm — Profete rechts, Profete links, der Jude in der Mitte — photographieren ließen. — Auch Illstein (WB 21/6) entschied sich für ▼L. gegen ΔCh.: „Man sagt, daß der eine der Sportsmann ist und der andere der Geschäftsmann. Aber in 20 000 Fuß Höhe über dem grünen Grab gibt es weder Sportsleute noch Geschäftsleute. Da gibt es einen Motor und zwei Menschen.“

Der Franzose Georges de la Fouchardière nennt Levine den einzigen richtigen Helden, den die Abiatik seit Ikarus aufweisen kann. Die anderen nämlich seien von Beruf wegen Helden gewesen, gewohnt das Leben einzusetzen. Dieser war's nicht gewohnt und tat es doch . . .

Levine fühlt sich wohl in Amerika. Levine hat jenen Lebenshunger der zweiten Generation, den nur Amerika befriedigen kann. Vor 36 Jahren sind seine Eltern, kleine Kaufleute aus Wilna, in Neuengland eingewandert, in einem Pogromjahr. Daß Levine nach Wilna habe fliegen wollen? Gerade das nicht.

Mit 23 Jahren kaufte er jene sagenhafte Röhrengießerei. Für die Verwertung der Metallabfälle, aus ihrem Er-

Wiß? Hundert Reporter spüren jetzt den Details nach. Sie entscheiden nichts. Es war Krieg und dann, eine Weile noch, Konjunktur, und dann, wieder eine Weile, prosperity. Sie dauert noch an. Levine schätzt sein Vermögen auf 5 Millionen Dollar.

Zwei davon stecken bereits in der „Columbia Aircraft“, der Rest, wofern er nicht in Stiftungen gebunden ist, bildet für seine Fluggesellschaft die Ersatzreserve. So hat Levine verfügt, ehe er nach Rooseveltfield schlenderte, in jener Nacht. Sein Geld für die Luft, sein Geld für den Traum.

Geben wir zu, daß er ein Geschäftsmann ist. Als solchen preisen ihn die „Daily News“, auf denen noch des Träumers Dickens großer Gründername steht. Levine, schreiben sie, ist sogar dreimal Geschäftsmann: er ist der finanzielle Organisator; ein Rechner, so kühn, daß er selbst von der Angst frei ist, es könnten andere ihm zuvorkommen; er ist der geborene Kellamechef, der die Aufmerksamkeit des Publikums mit allen Mitteln darauf lenkt, was er zu machen im Begriffe steht. Die Amerikaner sahen in ihm nur den Kellamechef — bis zu seiner Abfahrt. Sie verwandelten ihn in einen Helden, in einem sehr positiven, sehr amerikanischen Sinne. In diesem Abenteuer, an das er sein Leben (und sein Geld) gesetzt, hat Levine das Leben erobert. He delivers the goods, wie angelsächsische Kaufleute das ausdrücken, er liefert die Ware ab, er erfüllt gründlich die Verpflichtungen, die er dem Publikum gegenüber übernommen hat, und um so gründlicher, je wirkungsvoller seine Kellame war.“

Auf dem Flugplatz in Berlin-Tempelhof (DEB 18/6) sollte L.'s Columbia „von den deutsch-amerikanischen Fabrikanten oder Dr. med. Puppe-Düsseldorf gepfändet werden, wegen 46 000 Mark auf Grund einer alten Schuld des L. aus dem Jahre 1924. Damals hielt sich L. vorübergehend mit Frau in Deutschland auf. Puppe war sein behandelnder Arzt. Den Pfändungsbeschluß hatte MA Dr. Richard Müller-Berlin und Neffe des Puppe in dessen Auftrag erwirkt“, WB 19/6. —

L. besuchte auch Mussolini und den Papst, diesen im dunkelgrauen Straßenanzug. Der Zeremonienmeister wollte ihn nicht in solchem Modelores vorführen, aber ein Offizier der Nobelgarde, der Juden und Nichtjuden nicht unterscheiden konnte, meinte: „Amerikanern ist die Unkenntnis der Etikette nicht zu verübeln: sie erscheinen an heißen Tagen auch vor ihrem Präsidenten in — Hemdärmeln“. Daraufhin empfing Seine Heiligkeit der Papst den Beschnittenen, ohne zu merken, wie dieser ihn durch offensbare Formlosigkeiten in der Achtung der Welt herabsetzen, also Macht und Ansehen des Stuhles mindern wollte; er sprach mit ihm erst französisch, dann dtisch über seine „großen Wagnisse“ und ließ sich auch die Hände küssen. L. rief deshalb beglückt nach der Audienz seinen Reportern zu: „Ein großer Mann, welche Herrlichkeit, oh, oh! Ich muß weg, komme aber bald wieder, denn Italien ist ein wunderschönes Land, wo man auch ein gutes Geschäft machen kann...“ — Vom Besuch beim Duce meint der in der Wahl seiner Ausdrücke wie alle Juden höchst beschränkte Levine: „Ich habe den größten Mann des Jahrhunderts gesehen...“

L. verband in der Tat seinen Triumph geschickt mit dem Geschäft. Die Deutsch = Osterreichische Tageszeitung, Wien (WB 25/6): „Jetzt hat Leby aus Wilna auch noch das goldene Ehrenzeichen für Verdienste um die Republik Osterreich vom Bundespräsidenten Dr. Hainisch feierlich verliehen erhalten. Also Verdienste um die Republik Osterreich hat sich Leby aus Wilna erworben, weil er seinen wertigen Leib dem waderen, braven Piloten Chamberlin anvertraute und nach Europa flog. Nicht um etwa hier Schulden aus früheren Jahren zu bezahlen, sondern um sich um diese Schulden zu drücken und neue Geschäfte zu „entrieren“. Daß der Flug nach Wien, der zu einem Verdienst des Leby um Osterreich gestempelt wird, den Zweck hatte, in Wien Geldgeschäfte zu machen, hat Leby aus Wilna selbst sofort bewiesen. Gleich nach dem goldenen Ehrenzeichen fuhr L. zum Direktor Neurath der Kreditanstalt, mit dem er über eine Stunde sich über Geschäfte

und finanzielle Fragen unterhielt, d. h. Levine ist nach Wien gekommen, um Geschäfte zu machen, und Bundespräsident Hainisch war dazu außersehen, durch Verleihung des goldenen Ehrenzeichens dem L. aus Wilna, den vielleicht Dr. Neurath von der Kreditanstalt gar nicht vorgelassen hätte, alle Türen zu öffnen und ihm die günstigsten Bedingungen im voraus zu sichern. Neurath wird schon gewußt haben, wie man einen Mann zu behandeln hat, der gerade von Dr. Hainisch mit einem eben verliehenen goldenen Ehrenzeichen kommt“.

Bei seiner Rückkehr wurde der Schieber L. in Amerika weniger herzlich aufgenommen, nämlich wegen seiner Schieber- und Schwindeleien aus Kriegsgewinnen auf Zahlung von 500 000 Doll. angefaßt, sowie von seinem Piloten noch auf die ausbedungenen 25 000 Dollar für Mitnahme verklagt. Wie der Herald, New York, meldete, tritt sich außerdem „Americas 5 Millionen-Dollar-Vogelmensch“, wie er genannt wurde, mit seinem Führer Chamberlin um die Verteilung der in Europa erhaltenen Geschenke im Werte von über 1 Million Dollar. DZBl, 22/7. — WB 15/6 27:

„Flieger“ Leviné:

Es flog herüber über See,  
Ein Held, Kühn und vermess'n,  
Und „einer“, namens Leviné,  
Ist hinten drauf gefessen.

Er trug den weltbekannten Schnitt,  
Sein Namen sag't nicht minder.  
Er tat nicht viel, er flog nur mit,  
Als Passagier, als blinder.

Und saß mit Würde und Bedacht,  
Ein Aff' an seinem Platze,  
Er hätt' das nämliche vollbracht,  
Auch ohne eine Glatze.

Von wegen der „Intelligenz“  
Mag auch dasselbe gelten.  
Man braucht mit solcher Behemung  
Sie wirklich nicht zu melden.

Von solcher Art ist sie nichts wert,  
Noch über Meeresfluten.  
War nur das Siphfleisch gut genährt,  
Und das läßt sich vermuten.

Das „stark gerötete Gesicht“,  
Umrahmt von schwarzen Haaren,  
Vom trod'nen Mahle zeugt es nicht  
Und sieben mag'ren Jahren.

Bald wird der mit dem blonden Haar,  
Der Sieger, vorn verschwinden.  
Und Leviné, der graue Nar,  
Saß vorn, der andre hinten.

Ein Aff' hätt's auch so gut gekonnt,  
Wie er im Luftbereiche

Und hätt' sich dann im Ruhm gesonnt. —  
Doch schließlich ist's das gleiche.

Christian Meyer.

Levinger, Dr., RA, Vorsteher der monistischen DG, Köln, Mittelstr. 52.

Levinsohn, A., Oberstleutnant, Jnh. des hohen Ritterordens, \*1859. — E: Pastor L. // Rec. — Kopenhagen.

Levinsohn, Dr., JM, war 1902 Kandidat des WT für die Oberbürgermeisterei zu Posen. An einem Montag meldete nämlich WT, Levinsohn „habe seine Absicht, sich um den Posten in Posen zu bewerben, aufzugeben, weil bei der Posener Regierung der „private Bescheid“ aus Berlin eingetroffen sei, daß ein Oberbürgermeister jüdischer Religion für Posen keine Aussicht auf königliche Bestätigung habe.“ Und 24 Stunden später meldete WT: „Das fragliche Gerücht ist eine blanke Erfindung, wir haben gleich bei der Wiedergabe dessen völlige Unglaubwürdigkeit betont, die Wiedergabe erfolgte nur, um der verantwortlichen Stelle eine Handhabe zu bieten, derartigem Gewisper usw. öffentlich entgegenzutreten zu können.“

WT bringt also Mitteilungen, von deren völliger Unglaubwürdigkeit es überzeugt ist, um der Regierung eine Handhabe zu bieten, die erfundene Mitteilung zu dementieren, und — um dann daraus für das Judentum Geschäfte zu machen. Wir möchten unsern Behörden raten, auf solche Machenschaften nicht hineinzufallen. Die ganze Sache hatte nur den Zweck, für Dr. Levinsohn Stimmung zu schaffen. — Stbgrß 24/9.

Levinsohn, Notar, Marienwerder, fragte 1930 einen △ Gerichtsassessor im Poppoter Kasino ganz unvermittelt: „Sind Sie antisemitisch?“ Als dieser das für seine innere Einstellung erklärte, die aber mit persönlichen Dingen nichts zu tun habe, — wiederholte L. die Frage, die nun bejaht wurde. Da schlug der Jude zweimal ohne weiteres den Deutschen mit der Faust ins Gesicht. — L. wurde zwar vom Oberlandesgericht seines Postens enthoben, klagte aber (Alter Dessauer Nr. 32) im Berufungswege beim Disziplinarfenat des Kammergerichts auf Erhaltung seines Postens. Der Jude wird zweifellos seinen Posten wieder erhalten und zugleich den △ Assessor wegen judengegnerischer Geistesrichtung auf die Anklagebank bringen. WM.

Levinsohn, RA, Vertreter des Kaisers im Kadiner Prozesse, nach Mitteilung des „N. Wiener Wochenjournal“. 1913.

Levinsohn, Anna Henriette, 1839—99 Kopenhagen; dänische Primadonna, Igl. Kammer Sängerin. JG.

Levinsohn, Georg, Dr., UB (Augen), Berlin; \*1867 Rhd, Ostpr. Die Presse wies gelegentlich auf ihn hin, so RhdB 8/8 13: „Um die Theorie, daß die Schulmyopie von schlechter Haltung komme, durch Experimente zu erhärten, hat L. nach seinem Berichte auf dem Ophthalmologentage in Heidelberg Affen mehrere Monate hindurch täglich einige Stunden in halbschräger Stellung den Kopf nach unten aufgehängt. Das Resultat, das er erzielte, entsprach seinen Erwartungen. Der normal-sichtige Affe wurde kurzsichtig, und ein bereits kurzsichtiger anderer Affe bekam einen wesentlich höheren Grad an Myopie. Auch auf der Netzhaut und am Sehnerven traten die charakteristischen myopischen Veränderungen zutage.“ — Sonst sind grade Augenärzte meist sehr feinsichtig.

Levinsohn, Isaaß War, 1788—60 Krzemeneß. „Einer der ersten Juden, der die Kenntnis der russischen Sprache sich aneignete, so daß er der russischen Regierung während des Krieges als Translator wichtige Dienste leistete. Er war der Anwalt seines Volkes in der verleumderischen Beschuldigung des Gebrauches von Menschenblut und verteidigte sie (!) in einem bedeutenden Werte. Die Verdienste dieses Mannes, der im größten Elende lebte, wurden von der russischen Regierung gewürdigt; ein Porträt befindet sich im Besitze einer russischen Großfürstin, der es Graf Tolstoi überreicht hatte.“ Kasperling. — B: über die Blutanklage (1834, engl. 1841).

L. gab ferner — wie Mendelssohn in Dtschld — den Anstoß zur geistigen Befreiung der russischen Juden und entfachte die hastalische (Aufklärungs-) Bewegung, die

wissenschaftliche Bildung und Anschluß an die umgebende fremde Kultur erstrebte. Sein „Hefter welt“ (Freie Welt), gerichtet gegen den Chassidismus und den allmächtigen Raḥal (1828), wurde aber aus Furcht vor den Rabbis erst 1888, lange nach seinem Tode, veröffentlicht; L. vertritt darin u. a. die Pflicht der Juden zum Ueberbau; er bekämpft die jiddische Mundart und will statt dessen reines Russisch bzw. Deutsch setzen. — Bl. 38, 50. —

Er schrieb auch „Bet-Jehudah“, ein Buch, „das die Christen in die geistige Welt des Judentums führen sollte, die die höchste Moralität begründet, den russischen Christen damals unbekannt war“, JG.

Levinsohn, D., Inb: Brasch und Rothenstein, Expedition, wurde Juli 1914 stellv. Handelsrichter, Landgericht Berlin.

Levinsohn, Richard, Dr. (Morus), wirtschaftspolitischer Hauptschriftleiter der Post-Z., Berlin. Als „Morus“ greift er gleichzeitig in der „Weltbühne“ mißliebige Wirtschaftspolitiker und die christliche Weltanschauung an, DZ 4/1 1929. Die Juden schlagen immer nach allen Seiten aus.

Levinsohn-Bessing, Feodor/Franz Dulhevich, JG, Dr., Uß (Geologie), Dorpat. \*1861. B: Abhandlungen, dtsh, russisch, französisch.

Levinson, Eduard, Vorsitz der Zentralausschusses der Hamburger Bürgervereine, unterzeichnete 1913 den Aufruf an die „Mitbürger“ für die Erinnerung an den 24/3 1813: „... Deshalb richten wir an alle Bewohner Hamburgs ohne Unterschied des Standes, an alle Grundeigentümer und Geschäftsleute die bringende Bitte, sich am Tage der Märzfeier [beabsichtigter Anklang an 1848] an der Ausschmückung der Straßen zu beteiligen und ihre Wohnungen abends zu illuminieren. Die Inhaber von Geschäftslokaltäten wollen ihre Schaufenster festlich dekorieren und beleuchten. So werden alle Hamburger zum Gelingen des Ganzen, jeder an seinem Teile beitragen können. — Druck von M. Lehmann, Hamburg.“

In diesem gräßlichen Deutsch durften sich die Deutschen zum Gedächtnis der größten Tat ihrer Vergangenheit, der Freiheitskriege, aufrufen lassen.

Levinson, S. D., Chitago, veranlaßte in Paris Briand, in Washington einen Vertrag vorzuschlagen, der die Möglichkeit eines Krieges zwischen Frankreich und den Ver. St. schwinden ließe. Amerika meinte aber, es wäre im Interesse des Weltfriedens, wenn das Abkommen für alle Mächte getroffen würde. So kam der Kelloggpaß zwischen 60 Nationen zustande, dessen geistiger Vater L. ist. Er wurde vom norwegischen Parlament dem Nobel-Komitee als Preisträger für 1930 vorgeschlagen. JPB 18/4, 27/6 1930. f. Levinson Solomon Oliver.

Levinstein, Spion, Bankhändler, diplomatischer Agent, 19. Jh.

Bismarck, „Gedanken und Erinnerungen“: „Ich wurde am 29/1 1859 zum Gesandten in Petersburg ernannt, verließ Frankfurt aber erst am 6/3 und verweilte bis zum 23. in Berlin. Während dieser Zeit hatte ich Gelegenheit, von der Verwendung der österreichischen geheimen Fonds, der ich bis dahin nur in der Presse begegnet war, einen praktischen Eindruck zu gewinnen. Der Bankier L., der seit Jahrzehnten bei meinen Vorgesetzten und in deren vertraulichen Aufträgen in Wien und Paris mit den Leitern der auswärtigen Politik und mit dem Kaiser Napoleon in Person verkehrt hatte, richtete am Morgen des

Tages, auf den meine Abreise festgesetzt war, das nachstehende Schreiben an mich:

„..... In Wien ist man sehr unbehaglich wegen Ihrer Petersburger Mission, weil man Sie für prinzipiellen Gegner hält.

..... Wollen Em. Excellenz nur in einigen beliebigen Zeilen an mich sagen, daß Sie persönlich nicht gegen Österreich eingenommen sind, so würde das von unberechenbarem Nutzen sein. — Herr von Manteuffel sagt immer, ich sei zähe in der Ausführung einer Idee und ruhe nicht, bis ich zum Ziele gekommen — doch fügte er hinzu, ich wäre weder ehr- noch geldgeizig. Bis jetzt, Gott sei Dank, ist es mein Stolz, daß noch niemand aus einer Verbindung mit mir irgend einen Nachteil gehabt.“

„Ich ließ den Brief unbeantwortet und erhielt im Laufe des Tages vor meiner Abfahrt auf dem Bahnhofe, im Hotel Royal, wo ich logierte, den Besuch des Herrn L. Nachdem er sich durch Vorzeigung eines eigenhändigen Einleitungsschreibens des Grafen Buol legitimiert hatte, machte er mir den Vorschlag zur Beteiligung an dem Finanzgeschäft, das mir „jährlich 20 000 Taler mit Sicherheit“ abwerfen würde. Auf meine Erwiderung, daß ich keine Kapitalien anzulegen hätte, erfolgte die Antwort, daß Geldeinschüsse zu dem Geschäft nicht erforderlich seien, sondern daß meine Einlage darin bestehen würde, daß ich mit der preussischen auch die österreichische Politik am russischen Hofe befürwortete, weil die fraglichen Geschäfte nur gelingen könnten, wenn die Beziehungen zwischen Rußland und Österreich günstig wären. Mir war daran gelegen, irgendwelches schriftliche Zeugnis über dieses Anerbieten in die Hand zu bekommen, um dadurch dem Regenten den Beweis zu liefern, wie gerechtfertigt mein Mißtrauen gegen die Politik des Grafen Buol war. Ich hielt deshalb dem L. vor, daß ich bei einem so bedenklichen Geschäft doch eine stärkere Sicherheit haben müßte, als seine mündliche Äußerung. Er wollte sich nicht dazu verstehen, mir eine schriftliche Zusage zu beschaffen, erhöhte aber sein Anerbieten auf 30 000 Taler jährlich.



Nachdem ich mich überzeugt hatte, daß ich schriftliches Beweismaterial nicht erlangen würde, ersuchte ich L., mich zu verlassen, und schickte mich zum Ausgehen an. Er folgte mir auf die Treppe unter beweglichen Redensarten über das Thema: „Sehen Sie sich vor, es ist nicht angenehm, die „Kaiserliche Regierung“ zum Feinde zu haben.“ Erst als ich ihn auf die Steilheit der Treppe und auf meine körperliche Überlegenheit aufmerksam machte, stieg er vor mir schnell die Treppe hinab und verließ mich.

Dieser Unterhändler war mir persönlich bekannt geworden durch die Vertrauensstellung, die er seit Jahren im Auswärtigen Ministerium eingenommen, und durch die Aufträge, die er von dort für mich zur Zeit Manteuffels erhielt.

Als ich Minister geworden war und das Verhältnis des Auswärtigen Amtes zu L. abgebrochen hatte, wurden wiederholt Versuche gemacht, dasselbe wieder in Gang zu bringen, namentlich von dem Konsul Bamberg in Paris, der mehrmals zu mir kam und mir Vorwürfe darüber machte, daß ich einen „so ausgezeichneten Mann“, der eine solche Stellung an den europäischen Höfen habe, wie L., so schlecht behandeln könnte.

Von meiner eigenen Dienerschaft wurde mir gelegentlich gemeldet, welche unverhältnismäßigen Trinkgelder L. an sie verschwendete. Ich habe meine Begegnung mit L., meine Meinung über ihn, seine Beziehungen zu dem Auswärtigen Ministerium später dem Regenten mit allen Details zur Kenntnis gebracht, sobald ich die Möglichkeit hatte, dies mündlich zu tun, was erst Monate später der Fall war. Von einer schriftlichen Berichterstattung versprach ich mir keinen Erfolg.“

Levinstein, Ltd., Farbensabrik, England; Inh: Dr. Levinstein. Vor dem Kriege schwächlich, machte die Firma auch in Dünker; im Kriege aber kaufte sie in England die deutschen Werke von Meister, Lucius und Brünning auf, konnte riesige Dividenden zahlen und sich im Herbst 18 mit der British Dyes Ltd verschmelzen; Dr. Loewenfeld im „Wirtschaftsdiens“ 30/5 19, Hamburg: „Schon am 20/12 17 schrieb Levinsteins in der „Financial Times“: „Indigo im Wandel der Jahrtausende. ... Die Zwangslizenzbestimmung des Patentgesetzes 1907 veranlaßte die Interessengemeinschaft der großen deutschen Farbensabriken, ein Werk in England zu bauen, um den britischen Markt mit künstlichem Indigo zu versorgen. Dies in Ellesmeere Port am Mersah errichtete

Werk wurde mit den neuesten Apparaten ausgerüstet und von deutschen Chemikern geleitet. Nach Ausbruch des Krieges arbeitete die Fabrik zuerst unter staatlicher Leitung; um jedoch ihre Leistungsfähigkeit auf der Höhe zu halten, wurde sie schließlich an L. verkauft als an die Firma, die nach der Ansicht des Handelsamtes am besten geeignet war, den Betrieb fortzuführen. Dies Vertrauen der Regierung wurde in jeder Beziehung gerechtfertigt. November 1916 wurde die erste Partie Indigo hergestellt, seitdem arbeitet die Anlage mit voller Kraft und deckt den Bedarf des britischen Handels.“ Unter dem Stichwort „Triumph der britischen Industrie“ heißt es weiter, daß eine Säure zur Bereitung des Indigos von der Regierung für Kriegszwecke beschlagnahmt wurde: „Da war es nötig, einen Umweg ausfindig zu machen, und L.'s Chemiker erfanden einen neuen Weg, für den die beschlagnahmte Säure nicht nötig war. Die Fabrikation läuft seitdem ohne die geringsten Schwierigkeiten. Mit der Herstellung durch eine vollkommen ausgerüstete englische Fabrik begann eine neue Epoche des Farbstoffes Indigo. Das britische Erzeugnis ist dem deutschen vollkommen ebenbürtig und wird in solchen Mengen hergestellt, daß alle Anforderungen des Marktes befriedigt werden können.“

Levinstein, Charlotte, geb. Wendig, 8fache Hausbesitzerin, Millionärin; Berlin B 62, Kurfürstendamm 4. 1914.

Levinstein, Gustav, Berlin, \*1842. Er hatte Fabriken in Frankreich und schrieb in Dtschld: Wissenschaftlicher Antisemitismus; Prof. Paulsen und die Judenfrage, 97 — und war für „Sonntagsgottesdienst“. Er sandte nämlich an alle Gemeindeglieder eine Schrift über den sonntäglichen Predigt-Gottesdienst, den er nicht als „unjüdische und widerjüdische Einrichtung“ ansehen wollte. Die Juden protestierten: „Was „unjüdisch und widerjüdisch“ ist, das ist die Bekleidung des Sonntags mit irgend einer Art religiöser Feier und Weihe neben dem Sabbat. Eben das macht die angestrebte Neuerung zu einer christianisierenden Einrichtung, die doppelt unwürdig ist, nachdem das Christentum die Sonntagsweihe statt der Sabbatsweihe in der Absicht festgesetzt hat, daß die Christen sich von den Juden unterscheiden sollen.“ —

Für dies Verbrechen am Nullus bekam er weiter in der „Jsr. Wochenschrift“ (1898 Nr. 45) von dem atemlosen M. A. Klausner zu hören: „Im Juni vorigen Jahres erst haben Sie in einer Ihrer Schriften gesagt, daß Sie früher aus voller Überzeugung für die Verlegung des Sonnabend [soll heißen: des Sabbat] eingetreten seien und daß Sie von dieser Überzeugung nicht etwa abgekommen, daß nur die Fühlung, die Sie mit hervorragenden Mitgliedern der verschiedenen Gemeinden Dtschlands genommen, Sie überzeugt habe, daß an dieser Tradition nicht gerüttelt werden dürfe, ohne eine unglückselige Spaltung der Gemüter hervorzurufen. Also lediglich aus opportunistischen Gründen haben Sie davon Abstand genommen, die Abschaffung des Sabbat und seine Verlegung auf den Sonntag offen zu verlangen, und deshalb ist Ihre Versicherung, daß Sie den Sabbat, unseren Sabbat, für heilig und für eine der Grundvesten des Judentums halten, von Aufrichtigkeit so weit entfernt, wie Ihre Behauptung von Ihrer Lehrbefähigung.“ —

Levinstein, J., Präses der Handelskammer, Manchester. — StbgrZ 15/10 1903.

Levinstein, Michael, Volkswirt und Gründer (Chem. Fabrik Leopoldshall), 1871. Dr: Chemiker Mag L.

Levinthal, Bernhard Louis, JE, Rabbi, \*1864 Romno, Rußl. — 91 ausgewandert und jetzt Ehrenvizepräsident des Verbandes amerikanischer Zionisten in Philadelphia.

Levirats- [Schwager-] Ehe, 5. Moses 25, 5—10: „Wenn Brüder beieinander wohnen und einer stirbt ohne Kinder, so soll des Verstorbenen Weib nicht nehmen einen fremden Mann draußen, sondern ihr Schwager soll sie beschlafen, und zum Weibe nehmen und sie ehelichen. Und den ersten Sohn, den sie gebieret, soll er bestätigen nach dem Namen seines verstorbenen Bruders, daß sein Name nicht vertilget werde aus Israel. Gefället aber

dem Manne nicht, daß er seine Schwägerin nehme, so soll sie, seine Schwägerin, hinauf gehen unter das Tor vor die Ältesten und sagen: Mein Schwager weigert sich, seinem Bruder einen Namen zu erwecken in Israel, und will mich nicht ehelichen. So sollen ihn die Ältesten der Stadt fordern und mit ihm reden. Wenn er dann steht und spricht: Es gefällt mir nicht, sie zu nehmen, so soll seine Schwägerin zu ihm treten vor den Ältesten, und ihm einen Schuß ausziehen von seinen Füßen und ihn anspeien, und soll antworten und sprechen: Also soll man tun einem jeden Mann, der seines Bruders Haus nicht erbauen will. Und sein Name soll in Israel heißen des Darfäfers Haus."

Ruth 4, 5: „Boas sprach: Welches Tages du das Feld kaufest von der Hand Naemis, so mußt du auch Ruth, die Moabitin, des Verstorbenen Weib nehmen, daß du dem Verstorbenen einen Namen erweckst auf sein Erbteil.“

Matth. 22, 25: „Nun sind bei uns gewesen 7 Brüder. Der erste freiete und starb, und die weil er nicht Samen hatte, ließ er sein Weib seinem Bruder. Deselbigen gleichen der andere und der dritte bis an den siebenten. Zuletzt nach allen starb auch das Weib. Nun in der Auferstehung, wessen Weib wird sie sein unter den sieben? Sie haben sie ja alle gehabt.“

Im jüd. Gesetz Sanhedrin 2, 4 wird das Maximum der Frauen eines Königs vorgeschrieben: Er darf sich nicht viele Frauen nehmen, sondern nur 18. — Zu dieser Ziffer ist man gelangt durch Kombination von II. Sam. 3, 2—5 und 12, 8b. Wieviele Frauen ein Privatmann haben konnte, schreibt jedoch die Mischna nicht vor.

Norden, S. 30 f.: „Es gab Menschen, die zusammen lebten, ihre Betten nebeneinanderstellten und ihre Gattinnen austauschten.“

de Levis, 1. Henry d. L., Herzog von Montabur, Bizekönig von Kanada, 17. Jh., und 2. Chevalier d. L., Befehlshaber in Kanada, 1759, später Marschall von Frankreich, — wollten ihre Familie auf den Patriarchen Levi Ben Jacob und auf das Haus der Maria von Nazareth zurückführen. — W 380.

Levis and Marks, Transvaal (Sb), — „kamen nach Kimberley als ganz arme Leute und handelten mit den Kaffern in Schnaps usw., machten Nebengeschäfte mit gestohlenen Diamanten und legten auf diese Weise den Grund zu ihrem heutigen Reichtum. Als es ihnen in Kimberley zu warm wurde, kamen sie nach Transvaal, borgten der Regierung mehrere Male Geld in kritischen Augenblicken und erwarben das Vertrauen der Buren. Der Erfolg blieb nicht aus, zuerst bekamen sie das Monopol für Schnapsbrennerei, dann das Monopol für Glasfabrikation. Diese beiden Juden wurden die reichsten Leute in Transvaal.“ StbgrZ 19/3 1901.

Levisohn, Gu., London. Ue: „The dramatic Works of Gerhart Hauptmann“, London, Martin Seder, 8 Bde., 1921.

Levison — StbgrZ 9/3 1902 — mit 4 Millionen Mark Jahresgehalt angestellter Geschäftsführer des amerikanischen Milliarden-Kaffeekonsortiums, London. Die Nachricht von seinem Tode kam nicht überraschend, da in Fachkreisen bekannt war, daß der Leiter des Kaffeefundikats schwer erkrankt war, sie bewirkte aber, daß die Preise auf den dtischen Märkten sofort sanken; auch in Havre, wo gleichfalls zur Zeit bedeutende Hauffengagements laufen, war ein erheblicher Kurssturz. Die Termine gingen um 1½ Fres. herunter, während auf der Hamburger Kaffeebörse nur ein Sturz von ½—1 stattfand. Der Tod eines einzelnen vermochte sonach auf dem ganzen Kaffeemarkte eine Beunruhigung zu erzeugen, durch die eine große Anzahl von Personen empfindlich geschädigt wurden. Und da behauptet der Herr Handelsminister, die Börse wirke nivellierend, ausgleichend, stützend auf das Wirtschaftsleben; wenn ein an sich ganz natürliches Ereignis genügt, diesen nivellierenden, ausgleichenden und stützenden Faktor in seinen Grundpfeilern zu erschüttern? ... Wenn die Kaffeebörse erschüttert wird, sobald Levison stirbt, mögen die Börseleute darin eine Äußerung des fein entwickelten Spürsinns der Börse erblicken, wir folgern daraus eher, daß die Herren mit dem feinentwickeltesten Spürsinnsorgan

selbst den Tod eines ihrer Glaubensgenossen für ihre eigene Tasche zu Spekulationszwecken zu „fruktifizieren“ nicht zurückzusehen.

Levison, Esajas, JE, „dänischer“ Literat, Dr. h. c. (Kiel). 1803—91 Kopenhagen. Er schrieb religiöse Aufsätze, ein jüdisches Gebetsbuch, übersezte Vulners „Clifford“ und gab 37/38 die politische Zeitschrift „Vorgerbennen“ mit heraus.

Levison, Ferd. Emanuel, JE, Arzt in Kopenhagen; \*1843; veranlaßte das 1. Krematorium in Dänemark. Sie sind überall für Neues und Modernstes. Die Feuerbestattung ist ein Stedenpferd der Juden. Warum? Weil doch kein Jude verbrannt wird, meinte ein Ma.; weil sie gegen die Kirche ist, sagte ein anderer. Jedemfalls wird es bei Verbrennung unmöglich, nachträglich Giftmorde und dergleichen durch Untersuchungen festzustellen.

Levison, Oltvia (Silvia Bennet). 1847—94 Kopenhagen. Ihre Novellen wurden viel übersezt. — No.

Levison, Wilhelm, Dr., UP (mittl. u. neuere Gesch.), Bonn. \*1876 Düsseldorf. Ma: Monumenta Germaniae historica. 09 Prof. 17 O L. des SA Jos. Freundlich // Rosa Gumbel, Düsseldorf.

Levisohn, „der unter dem Namen des „Kupfer-Eönig“ bekannte Multimillionär“, Zionist 1917. Siehe Louis Marshall.

Levit, Pariser Großhändler, Kriegsangelegenheitsminister, f. Kriegsangelegenheitsstandal.

Levit, Ernst, RA, Berlin, wegen Unterschlagung verhaftet, aber unter Abschnung aus der Anwaltsliste aus der Haft entlassen. Sein Referendar Thalheimer wird gesucht. Angriff 19/6 1930.

Levita, Colonel, Vorführer des Theaterausschusses der A. C. C., London 1922 (Sb).

Levita, Benedictus, schrieb (1912?) den zionistischen Roman „König von Juda“. „Wer L. ist, steht noch nicht fest. Vielleicht doch ein Jude“, Bartels DW 3, 821. — Der Verfasser soll ein Jurist, Weiskler, gewesen sein. WM.

Levita, Elia, gebor. Elia Levi ben Ascher, zubenannt Bachur; Grammatiker, 1472 Neustadt a. d. Aisch b. Nürnberg —49 Benedig. — Er lehrte Hebräisch in Padua, Benedig und Rom, wo er 1510 im Hause des Kardinals Egidio di Biterbo lebte.

„Hochgestellte Christen saßen zu Levitas Füßen, George de Selve, Bischof von Labour, französischer Gesandter, ebenso gelehrt wie staatsklug. Wegen den Vorwurf, den ihm überfromme Rabbis deswegen machten, verteidigte sich Levita mit der Bemerkung, daß seine christlichen Jünger durchweg Freunde der Juden wären und deren Wohl zu befördern suchten. ... Es entstand überhaupt eine förmliche Schwärmerei für die hebräische Sprache in der Christenheit.“ — Selve wollte den Alttestamentler nach Frankreich rufen: „Man muß erwägen, was das damals bedeutet hat. Im eigentlichen Frankreich durfte seit mehr als einem Jahrhundert kein Jude wohnen oder auch nur weilen, und nun wurde ein Jude berufen, nicht bloß dort seinen Aufenthalt zu nehmen, sondern eine ehrenhafte Stellung anzutreten und Christen Unterricht zu erteilen. Welcher Umschwung! Levita schlug jedoch aus; er hätte sich als einziger Jude dort nicht behaglich fühlen können, und die Zulassung der Juden in Frankreich nebenbei zu betreiben, dazu war er nicht der Mann.“ G.

Später war er vorübergehend an der hebräischen Druckerei in Isny tätig. — B: Masoret hammasoret (1538), berühmtes Werk zur Textgeschichte des AT; Bobobuch = Versübertragung aus der italienischen Ue. des mittelenglischen Romans „Sir Devis of Southampton“, erstes im Jiddischen veröffentlichtes Buch; „Außerordentlich volkstümlich, hatte es zahllose Auflagen bis in die Gegenwart“; L.'s Psalmenübersezung noch heute berühmt, Bl 13, 23. Seine Tochter verkehrte viel in christlichen Kreisen und deren Söhne Eliano (Sb) liebten sich taufen. —

Levita, Friedr. Heinr. Karl, 1826 Mainz —84 Luzern, GJR, war der dtischen Botschaft in Paris zugeteilt. G 753.

**Levita, Henry**, Fabrikbesitzer, Millionärin, Mittelh.: A. Hirschfeld & Co., Frankfurt a. M., Untermainkat 3. 1914.

**Levita, Johannes** Isaak, 1515 Wehlar — 77. Dr., UP (Hebr.), Köln. Er wurde 46 Protestant, während seine Frau mit 4 Kindern mosaisch blieb; nur sein Sohn Stefan Isaak ward mitgetauft. Dann wurden alle zusammen in Löwen zu Katholiken. Seit 52 in Köln, schrieb Levita eine Grammatik über die „unvergleichliche“ hebräische Sprache.

Der Sohn Stefan, 1542 Wehlar — ?, schlug eine konfessionell noch buntere Laufbahn als sein Vater ein. Geboren als Jude, dann ohne gefragt zu werden Protestant und Katholik, kam er schließlich selbständig auf einen protestantischen Geistlichen zurück. Und das ging so zu: Er lehrte in Köln Philosophie und Orientalia und studierte Medizin. 62 erhielt er eine Präbende im Ursulastift und wurde Vikar an der Domkirche und Pfarrer zu St. Marien-Ablass, „wofelbst seine Predigten großen Zulauf hatten. Durch Wort und Schrift soll er viele Juden dem Christentume zugeführt haben. Sein Umgang mit Kurfürst Gebhard Truchseß, der später zum Protestantismus übertrat, ließ ihn antikatolischer Grundzüge verdächtig erscheinen. 83 nannte er in einer Predigt vor versammeltem Volk den Gebrauch der Heiligenbilder gotteslästerlich und heidnisch, worauf er seiner Ämter und Würden entsetzt wurde. Bald darauf erklärte er sich öffentlich zum Protestantismus und erhielt den Posten eines evangelischen Predigers“, C. Brisch, Juden in Köln II, 97.

**Levitan, Isaac** Elias Mittsch. JG — „russischer“ Maler sentimentaler Landschaften, 1860 Gydtkuhnen — 00 Moskau. Gbner: Tretjakow. — 97 Mgl. der Münchener Sezession. Graf Lvov lobt ihn in der Grabrede als „Malerdichter“ — womit man sonst nur Arnold Böcklin (Sb) bezeichnet hat, d. h. bei dem nichtjüdischen Böcklin machte die Judenpresse daraus einen Tadel: es sei eine Verwischung der Grenzen der Künste; über Levitan aber erscholl nur eine einzige Stimme des Lobes: Georg Hermann, DWe, 07, 4: „Man sagt, daß die Juden kein Naturempfinden haben. Nun dieser Maler — der ein Jude war — hat vielleicht das stärkste Naturempfinden, den stärksten Landschaftsinn, der sich je in einem russischen Künstler offenbart hat. Man sagt ferner, daß die Juden Kosmopoliten sind und heimatlos wären, daß sie Fremde blieben in dem Volk, das sie in sich aufgenommen hat. Nun die Eigenart der russischen Seele mit ihren Rätseln und ihrem schwermächtigen Lyriismus, ihrer Wurzelständigkeit, und ihrer inbrünstigen Liebe zur Scholle, sie haben sich wohl in keinem russischen Maler stärker offenbart, wie in diesem jüdischen Künstler.“

Und Glasberg, Russische Kunst, R. Plepers Verlag, 1915, S. 98, weist auf „die schon oft bewährte eigentümliche Erscheinung hin, daß es gerade ein Jude war, der die russische Landschaft entdeckte.“ —

An seinen leidlichen Fähigkeiten gemessen, kann L. kein ganz „rassenreiner“ ausgetohter Jude gewesen sein, sondern gehörte wohl zu den in einer parasitären Gegenrasse vorkommenden Mischlingen oder Bastarden, zu den Grenzfällen, die sich zwar selber zum Judentum rechnen, aber doch noch keine ganz richtiggehenden Juden sind. L. hat aber bestimmt weder eine „russische Landschaft“ — entdeckt — noch die russische Seele durch den Pinsel — offenbart. Seine Bilder zeugen von einem durchschnittlichen Können, das allerdings für das mongolisierte, künstlerisch degradierte Rußland schon eine Seltenheit darstellte. Seine besten Sachen hingen im Museum Alexanders III. in Petersburg.

**Levitan, Salomon**, Finanzminister des Staates Wisconsin, Ver. St. — kann in Madison beim Jomkippurfest als Vorbeter in der Synagoge gesehen werden. BR, Sept. 1928.

**Levitš, Dir:** Staatsrechnungshof, im serbischen Finanzministerium. Er kam direkt hinter dem Minister. Belgrad. 1913.

**Levite, David**, Viehhändler, München, kam 1929 (WB 11/10) im Auto zu der verwitweten Bäuerin U., Obermenzing, um ihr eine Kuh zu verkaufen, deren die

Bäuerin gar nicht bedurfte. Der 19jährige Sohn hört sich den Wortwechsel an. Er wäre gerne im Auto nach München gefahren. Der Jude läßt ihn ein, um die Kuh unverbindlich anzuschauen. Eine gefällt dem Bauerssohn. Er fragt nach dem Preis. „620 Mark!“ Mit 540 M. wäre sie teuer genug bezahlt, meint der Neunzehnjährige. Da zieht der Jude ein Formular aus der Tasche, das der Bauernbursche unterschreiben soll. Er weigert sich. — Trotzdem wurde am nächsten Tage, früh 6 Uhr, der Bäuerin nach Obermenzing eine Kuh gebracht, die zurückgewiesen wurde. Die Frau erhielt 24 Stunden später ein Schreiben:

„Dr. Lemle, Dr. Steinmeier,  
Rechtsanwalt.“

Wir vertreten anwaltschaftlich die Firma David Levite. Sie haben unterm 15. ds. von unserer Mandantin eine Kuh ohne Kalb Simmenthaler Rasse um den Betrag von 540 RM. käuflich erworben, jetzt aber meiner Partei mitteilen lassen, daß Sie die Kuh nicht mehr nehmen würden. Unter Bezug auf §§ 383 ff. des BGB. fordere ich Sie hiermit auf, die von Ihnen käuflich erworbene Kuh binnen 24 Stunden abzuholen und sodann den vereinbarten Kaufpreis zu bezahlen.

Ich drohe Ihnen für den Fall, daß Sie dieser Aufforderung nicht nachkommen sollten, jetzt schon an, daß bei weiterem Verzug die Kuh auf Ihre Kosten durch den zuständigen Gerichtsvollzieher öffentlich versteigert wird, und daß Sie für jeden Ausfall, ebenso auch für die Futterkosten verantwortlich gemacht werden. Die Kuh steht auf Ihre Wart und Gefahr in der Stallung meiner Partei. Die Kosten dieser anwaltschaftlichen Mahnung — 9 M. — gehen, weil durch Sie verursacht, zu Ihren Lasten.“ —

Wer die berechtigte Angst unserer Bauern vor gerichtlichen Austragungen kennt, kann sich vorstellen, daß derartige Methoden oft zum Erfolg für den Juden führen. — BM.

**Levitius, F., Dr.,** — gibt bei Langenscheidt das Niederländische Taschenwörterbuch heraus, 1914.

**Levitšnigg, Heinrich** Ritter v., 1810—62 Wien. — G: Rechtsgelehrter L., der 1815 nobilitiert wurde. — S.'s Laufbahn war fladernd: er wollte in die orientalische Akademie, studierte die Rechte und Medizin, wurde dann 32 Leutnant und nahm schon 34 den Abschied. Ma: Sapphirs Bsthr. R: Pester J. B: „Gedichte“ 1842; West-Ostlich, Ged. 1846; Geheimnisse von Pest, No; Diebsfänger, No; Welche im Koffer, No; Christenleiden in der Türkei; Gang zum Giftbaum, No; Geier und Schwert, Nov. — L. ahmte Freiligrath ziemlich schwülftig nach. [Mgl. Bartels DW II, 595].

**Levontin [Devantiner], David,** Dir: Anglo-Palästina Bank, Konstantinopel, 1912. — WB.

**Levy, engl.** [französl. levée], Steuererhebung, Beschlagnahme, Werbung.

**Levy, Chef** im Warenhaus Jandorf, Berlin. „Welt am Montag“ Nr. 44: „L. will anscheinend seine Tüchtigkeit dadurch beweisen, daß er unter den Angestellten besonders streng herrscht. Zu einer um Zulage Bittenden sagte er: „Machen Sie, daß Sie rauskommen; wenn Sie mehr Geld verdienen wollen, dann wissen Sie wohl, wo die Friedrichstraße ist. Sie ist breit und lang genug dazu.“ [Mgl. Paul Singer.] Die Levy zur Seite stehende Personalchefin sagte zu einer um eine Stunde Urlaub zum Besuche ihrer sterbenskrank zu Hause liegenden Mutter nachsuchenden Verkäuferin: „Urlaub gibt's nicht für solche Lappalien; soll Ihre Mutter doch eben nicht sterben. Machen Sie, daß Sie an Ihre Arbeit kommen.“

Eine nationale Angestelltenzeitschrift: „Man stelle sich vor, welches berechtigte Geschrei die sozialdemokratische Presse erhoben hätte, wenn in einem nichtjüdischen Geschäft solche Niederträchtigkeiten vorkämen. Aber der Sünder heißt Levy. Und nun schweigen alle Mägen. Man muß Rücksicht auf die Parteikasse nehmen.“ —  $\Delta$  Paul, Der Stärkere, Heft 8, 1930.

**Levy, erster** Biograph des dtschen Reichspräsidenten Friedrich Ebert, — U., Vorbestrafte, 1922, S. 213.

[U. ist das Pseudonym des Verfassers.]

Lévy, Prof., aus dem Elsaß, Deutschlehrer des Kaiserlichen Prinzen Lulu, 1868, Paris; Schwager von Uß Michel Bréal (Wode, Briefe Rud. Hildebrands, S. 70); 71 kam E. in den deutschen Reichstag. WM.

Lévy, Direktor der „Société du plan Dames“, an Reparationschwindelern (Sd) beteiligt. Wahrheit 21/1 28.

Lévy, französl. Güterhändler, — wurde September 1920 vom Kommandanten ΔSecureuil bei Thouras erschossen, als er die Reste von Secureuils Habe versteigerte. Der ausgeplünderte L. verübte Selbstmord, um dem verjudenten Recht zu entgehen, das ihn sicher wegen des Attentats auf den Bucherer verurteilt hätte; er hat auch über die Niedertracht des Juden nichts Schriftliches der Menschheit hinterlassen, die nie genug von den Mitteln und Wegen hören kann, auf denen sie der Schmarozer bedrängt.

Levy, Viehhändler, Zweibrücken, \*1902, geht bei geringsten Anlässen mit Gewalt gegen Leute vor, die ihm körperlich unterlegen scheinen, und stand 5mal in 2 Jahren wegen schwerer Körperverletzung vor dem Strafrichter. 1930 (Eis. Wes. 21/3) fuhr er mit seinem Vater nach Großsteinhausen, um bei einem alten Bauern eine Kuh zu kaufen. Da dieser auf die beiden Viehjuden nicht gewartet und das Tier anders abgegeben hatte, verlangte Levy sen. 20 M. als Entschädigung für die Fahrt. Als der Bauer die Unverschämtheit ablehnte, wurden beide derart frech, daß der Landwirt sie vom Hofe verwies. Levy jun. hieb dann mit seinem Stock auf den Alten ein, der, allein zu Hause, in den Stall flüchten mußte und den Juden mit einer Holzprosse abwehrte, die jedoch brach, worauf der Jude den Bauer in die Stalltür klemmte; er hatte noch 8 Tage später Schrammen und Beulen. Levy jun. lag in der Hauptverhandlung, daß er angegriffen, sich in Notwehr befunden habe, und hatte auch Zeugen, die das glaubhaft machen sollten. Er wurde aber überführt und erhielt 3 Monate, die ihm hoffentlich durch keinen „Gnadenerlaß“ ganz oder teilweise geschenkt worden sind. WM.

Wie ist dieser mit Levy, Salli, verwandt?

Levy, Reisender, wurde im Stedbriefe des Dr. Tofobrs im Öffentlichen Anzeiger, Amtsblatt in Hamburg, 26/4 1905 beschrieben: „Rase: jüdisch, stark gebogen“. Das Jsr. Familienblatt (DfBl 24/5) knüpfte an diese Charakteristika Tats und Worte: „Wir gaben zugleich der Vermutung Raum, daß es sich, bei der notorischen Vorurteilslosigkeit aller Hamburger staatlichen Behörden gewiß um das Versehen eines unteren Beamten handele, der es vielleicht nicht einmal böse gemeint habe. Es gereicht uns nun zu besonderer Freude, mitteilen zu können, daß wir nach persönlicher Rücksprache mit der kompetenten Stelle feststellen können, daß unsere Vermutung zutrifft. Von einer antisemitischen Absicht kann absolut nicht die Rede sein. Der betreffende Stedbrief war von einem auswärtigen Unterbeamten nach den Angaben der Logiswirtin des Stedbrieflich Verfolgten einfach protokolliert worden, und bei der Publizierung ist lediglich der von uns beanstandete Ausdruck „jüdisch“ übersehen, der anderenfalls zweifellos gestrichen wäre. Damit entfällt denn auch jeder Schein antisemitischer Deutungsmöglichkeit, was festzustellen wir uns aufrichtig freuen.“

DfBl: „Das ist stark. Man hätte also die Deutlichkeit des Stedbriefes abschwächen, hätte dienstliche Interessen politischen Gründen zuliebe verlegen wollen? Schwer denkbar; die Jsr.-Elite renommiert wohl nur wieder.“

Levy, sp. Franz Ulrich Hubert Hagen.

Levy, Assessor a. D., Mgl. d. Preuß. Abg.-S.; Pelta-Johns Nachfolger. — Inowrazlaw. — 1913. WM.

Lévy, Präses des Verbandes der Restaurateure, Paris, Wf 1920, 196.

Levy, Dr. Uß (französl.), Freiburg i. B. \*1857. —

Levy, Dr., prakt. Arzt in Wilhelmsburg, wurde 4/9 1913 (Stbgrz 9/9) noch spät abends nach dem Amtsgerichtsgefängnis in Harburg überführt. Es schwebte eine Untersuchung wegen Verletzung Leimenden Lebens. Am 6/9 in aller Frühe wurde noch dazu der prakt. Arzt ▼Hirschfeld festgenommen. WM.

Lévy (Paul Louis), Leiter des Petit Parisien, Paris. Wf 7/10 1920.

Levy, Dr., Schüler Lujo Brentanos; laut Nat.-Z. war er schon 1904 ein „bekannter Agrarschriftsteller“, trotzdem niemand von ihm wußte. Na: Conrads Jahrbücher der Nat.-Ökonomie. Hammer 04 kennzeichnet L.'s Arbeit über englische Landwirtschaft als einen „freihändlerischen Täuschungsversuch“.

Levy, Generalsekretär der Confédération de Travail; Sozialdemokrat, Paris. — Grimpes 15.

Levy, Frankreich, verfaßte 1884 ein schamloses Pamphlet gegen den P a p s t und erklärte auf dem von ihm ins Leben gerufenen antikirchlichen Kongreß, diese Versammlung werde, um dem Vatikan zu troßen, in Rom stattfinden. — Drumont.

Levy, Zoll- und Steuerminister, Dänemark 1906.

Levy, Aaron, JG, 1742 Amsterdam — 15 Philadelphia, Tröddler bei den Indianern, stieg zum Armeelieferanten auf und endete als Landspekulant. Eps: Josef ▼Simon und Bankhändler Robert ▼Morris. 79 gründete er die nach seinem Vornamen getaufte Stadt „Aaronsburg“.

Levy, Abraham Hirzel, \* Wittolshheim, endete 1754 wegen schweren Diebstahls in Colmar am Galgen. Die Kasse ruhte nicht, bis sie seine gerechte Sache noch mal in Paris vorbrachte, wo man ihn 55 nachträglich für unschuldig sprechen mußte. — JG.

Levy, Abraham/Armand, JG, 1794—41 Paris, französischer Mathematiker und Mineraloge, Uß am Collège Charlemagne.

Levy, Abraham, Judentumslehrer, 1/10 1875 in Berlin als Kommunallehrer angestellt und seinen nichtjüd. Kollegen dadurch vorgezogen, daß ihm die Dienstzeit an der Judentumschule angerechnet wurde, während sonst alle neuen Lehrer von vorne anfangen mußten, — bezeichnend für die Art von Humanität, die 1875 im Berliner Stadthause üblich war. — Glagau RR 120.

Lévy, Albert, JG, französl. Bildhauer, \*1864 Paris. W: Hüften bekannter Personen.

Levy, Albert, Frankreich. W: „Schiffsoffizier Tagebuch“, dtsh 1911; darin S. 13: „Unterdessen schaute ich das Sinalgebirge. Ob es jener anderen alten und lange, lange toten Volksmassen gedachte, die vor 4000 Jahren der alte jüdische „Bismard“ Moses durch das Rote Meer hindurch und über seine Berge geführt hat?“ — Paubre Bismard! — 2. Mos. 12, 38 und 5. Mos. 28, 49, 60.

Levy, Albert, 1. Sekr. am Finanzinstitut. \*1873 Hamburg. E: Isaac L., Rfm. // Johanna Friedberg. O 03 Clara Pein. R: Susanne, 07. W: Abraham Levy's Philosophie der Form; Dritte Dimension; 60. Bd. d. „Berner Stud. z. Philos. u. ihrer Gesch.“, von Lu. ▼Stein; Spinozas Bildnis. Hamburg, Fruchtallee 69.

Levy, Albert, Sir, London, Präses einer Tabakgesellschaft, spendete 250 000 Pfund für Spitäler und Gemeinnütziges, und wurde vom König zum Ritter geschlagen. — Der deutsche Staat 14/4; Jfz 19/7 1929.

Levy, Alexander, i. Sa. Jos. L. Levy & Co., Stephanplatz 4, Hamburg. W: Warmbeder Brauerei; Wilhelmsburger Chem. Fabrik. 1914.

Lévy, Alfred, 1840—19, Oberrabbi von Frankreich; Mgl. der Centrale der UJU, Paris,

•Levy, Alphonse (Ernst Maurer; Alphonse Müller). \*1838 Dresden. E: L. // Feilchenfeld. Onkel: Dresdner Oberrabbi Landau. Levy begann als Rfm. und wurde Literat; 80 R: Sächsische Dorf-Z. und 83: Freiburger Anzeiger. Dann wandelte er sich zum Generalsekretär des Zentralvereins d. Stbgr. jüd. Glaubens, dessen Zeitschrift „Im Dtschen Reich“, er redigierte. W: Rousseau; Erziehung der jüd. Jugend zu Handwerk und Bodenkultur, 95; Juden in Sachsen. S: Emil ▼Lehmann; Ue: •Samartine, Rafael. Nationalliberal. Berlin.

Levy, Alphonse, \*1843 Marmontier, Eis., Maller, Paris. W: Betende und studierende Glaubensgenossen; Jüdische Garküchen. Er illustrierte Sacher-Masochs Ghetto-geschichten, gewann Preise und die Ehrenlegion und wurde 03 wegen seiner großknöchigen, vom Luxembourg und der Nationalbibliothek gekauften Kreide- und Steinzeichnungen, die elsäß-lothringische Judenbräuche darstellten, „le Millet des Juifs“ genannt. Dfz 05, 5:

„Ein anscheinend christlicher Kritiker fühlte sich von diesen Bildern insofern ergriffen, als sie der Ausdruck einer religiösen Zeremonie sind, das heißt also der Ausdruck jener Sehnsucht nach dem Ideal, deren begrenztes, aber die Einbildungskraft mächtig bewegendes äußerliches Zeichen es ist, wenn ein Mann sich in einen Stoff setzen hält, Lichter in einem Sandelaber angezündet werden, in scharfen, hohen Gutturaltönen alte, heilige Gesänge vorgetragen werden. ... Ich gestehe, daß wir Katholiken augenblicklich keinen Maler haben, der für uns dasselbe bedeutete was A. Levy für seine Glaubensgenossen, — — Levy packt die Juden in ihren intimsten Momenten und in den zartesten Regungen ihrer Gemütsseele.“

SB: „Dftmals hatte man mir nahegelegt, schöne Juden und Jüdinnen zu malen. ... Das sagt mir nichts, ich finde das nicht malerisch genug.“

Levy, Amy, „engl. Dichterin“, 1861—99 London, frühreif, schrieb schon 77 eine Verteidigung der „Kantippe“ vom „modernen Standpunkt“ aus — ein echt jüdischer Einfall! —, reiste viel (Dresden; Florenz) und verfaßte 88 die berühmte Judennovelle „Reuben Sachs“. Der Held der Erzählung, Vorkäufer von Rufus Isaaks, M und Parlamentskandidat, verläßt seine Braut aus Geschäftsgründen, die sie aber erkennt. Judith nimmt dann den arischen Vertin Lee Harrison, er läßt sich für sie beschneiden, beide werden aber trotzdem von den Juden geküßt, die gleichzeitig aus den Verbindungen des Engländer's Kapital schlagen. So gibt die Levy ungewollt (SH 1921, 10) viel Aufklärung über ihre Blutsverwandten.

Levy, Artur, Dr., Feldrabbi der Hindenburg-Armee. Wiener Illust. Extrabl. 14/1 1915.

Levy, Ascher, Holzhändler, Polzin (Pom.). DvBl 18/8 1915: „Wo bleibt der Burgfrieden? „Der Holzmarkt“, Berlin, 17/6 15, enthält folgende Anzeige: Suche für mein Holz- usw. Geschäft jüng. Gehilfen, mosaisch, flotter Rechner und Schreiber. Vorgänger erkrankt. Ferner wird gewandte Kontoristin gesucht. Ascher Levy, Polzin in Pom. — Ich habe beobachtet, daß diese Firma nur Gehilfen mosaischer Religion sucht, schreibt ein Leser. Im umgekehrten Falle aber, wo Christen nur Christen wollen, schreit man über „antisemitische Hegeorien“.

Levy, Asser, — \* Amsterdam — 1680 New Amsterdam, N. York. — Er kam 1654 aus Brasilien, wo die Juden wegen Übermuts grade ausgespielt hatten, nach Neu-Holland, und „ließ dort kein Unrecht, wie klein auch immer und wo es seine Landsleute traf, durchschlüpfen“, JG. — Als man die Juden nicht als Soldaten haben und ihnen statt dessen eine Steuer auferlegen wollte, setzte L. mit Beschwerden bis nach Alt-Holland hin durch, daß die Juden die Waffen wie andere tragen und ebenso auch freihandeln durften. Stets bereit zu klagen, drang er, weil er Amsterdamer Bürger war, bei den harmlosen Behörden des neuen Landes meistens durch. Er war der erste Schlichter der jungen Kolonie, handelte mit Grund und Boden und brachte es bald zu so viel Vermögen, daß er 71 der 1. Lutherkirche in N. York das Geld zum Bau leihen konnte. Um seinen Nachlaß erhob sich, wie um Alberichs Ring, viel Zant.

Lévy, August Michel, JG, „französl.“ Geologe, \*1844 Paris. G: Michel L. — Direktor der Kartenabteilung im Ministerium.

Levy, Augusto, Kommendatore in Venedig, Provinzialdeputierter, — AG 5/1 1890.

Levy, Benn W., erhielt 1899 das Ehrenbürgerrecht der Stadt Salford, in Anerkennung seiner Wohlthätigkeit. (DvB 12/2.)

Lévy, Benoit, Antichrist, Frankreich, 2. Hälfte 19. Jh.'s, — gab bei dem Verleger Leopold ▼Cerf ein „Praktisches Handbuch über das Schulgesetz“ heraus, wo er sich besonders gegen alle religiösen Symbole wandte: „Die öffentlichen Schulen sind nach unserem Befehl rein weltliche, daraus folgt, daß religiöse Symbole dort nicht mehr aufgestellt werden dürfen. Das Gegenteil würde ganz gegen die Grundsätze sein, nach denen diese Schulen errichtet sind und bestehen sollen.“

Levy, Berthold, \*1844, ein aus Warschau zugewandter „Schriftsteller“, kam am 29/9 1903 aus einem

Gasthaus zu Steegers, Kr. Schlochau, direkt in Abrahams Schoß, nachdem er abends zuvor eine große Schlägerei verursacht hatte. Die Zeitungen führten Levys Tod auf die „unglaubliche Rohheit“ von Antisemitisten zurück, die den Levy niederzuknüen und das Vater unser herzusagen veranlaßt und ihn so zer schlagen hätten, daß er sich in einen Schuppen schleppte, um nur noch zu verschleiden. Man zog auch den antisemitischen Abgeordneten des Kreises Schlochau-Flatow, zu dem der Tatort Steegers gehörte, Herrn Bödler, hinein, der in Steegers die Bevölkerung „verbeht“ hätte, und Levys intellektueller Mörder sei. — W redete sogar von der „dumpfen moralischen Atmosphäre“ jener Gegend, was dann der Abgeordnete wie folgt nur bekräftigen konnte: „Ist es doch Tatsache, daß an einem der Gerichte lange Zeit eine besondere schwarze Liste der Juden geführt wurde (und wohl noch wird), in der bei jedem Namen vermerkt wurde, ob der betreffende bereits wegen Meineides bestraft oder in Untersuchung gewesen, weil man, durch Tatsachen belehrt und gewarnt, es vermeiden wollte, Juden aus einer jener Städte zu vereidigen.“

Die Verhandlung vor dem Königer Schwurgericht, Jan. 1904 (StbgrZ 19/1 f.), ergab dann, wie bei der Kschinew-Affäre, daß in den jüdischen Blättern die Tatsachen verdreht worden waren. Levy hatte zunächst den Briefträger belästigt, indem er sich unter dem Vorgeben, höherer Postbeamter zu sein, in dessen Tätigkeit mischte. „Nach einiger Zeit“, sagte der Hauptangeklagte, Schloffermeister Δhahn, aus, „habe sich ein gewisser Stukze zu Levy gesetzt und diesem nach kurzem Wortwechsel eine Ohrfeige gegeben. Darauf habe Levy die Anwesenden, etwa 15 Personen, gefragt, ob sie evangelischen oder katholischen Glaubens seien. Als man erwiderte, alles beides, habe Levy angefangen, im pastoralen Tone das Vater unser zu beten, wobei er niederkniet sei. Das habe ihn, den Angeklagten, und Stukze geärgert, und sie hätten ihn deswegen auf den Kopf geschlagen. Vors.: Hatten Sie denn den Eindruck, daß Levy einen Geistlichen karikieren wollte? Angekl.: Ja. Vors.: Was geschah nun weiter? Angekl.: Levy schimpfte vor sich hin, worauf man ihn zurief: „Sei ruhig, Jude, wir sind doch hier nicht in der Judenschule!“ Levy habe aber weiter vor sich hingebremmelt und gotteslästerliche Reden geführt. Unter anderm habe er geäußert: „Wenn Christus heute noch einmal auf die Welt käme, würde man ihn wieder steinigen und kreuzigen!“ Nun sei er, Angeklagter, erneut mit dem kurz zuvor im Lokal erschienenen Nachtwächter Bergin, dem zweiten Angeklagten, über Levy hergefallen, und zwar habe Bergin dem Levy zu Boden gerissen, worauf sie beide mit dem Nachtwächterstod auf ihn eingeschlagen hätten. Levy habe schließlich erklärt, er nehme alles zurück, was er vorher gesagt habe. Darauf habe man ihn aufstehen lassen und noch ganz ruhig mit ihm gesprochen.“

Die körperliche Bückigung, die L. erhielt, war somit verdient; er scheint sich auch selbst nicht durch sie beschwert gefühlt zu haben. Wenigstens ließ er sich nach Art zäherer Stammesgenossen auch nach der für ihn passiv verlaufenen Schlägerei noch im Kreise der angeblichen Mörder gefallen, vermutlich, weil es Freischnaps gab. Er ist auch am andern Morgen noch frisch umhergegangen. Der am 29/9 erfolgte Tod des fast 60jährigen, kann sonach auch durch ein Leiden, das er in sich trug, ohne direkten Zusammenhang mit der Schlägerei erfolgt sein. Hahn erhielt mildere Umstände wegen der Reizung durch Levy und 1 Jahr Gefängnis. Aber nicht der verstorbene Levy verdient unser Mitleid, sondern Hahn, der um seinetwillen verurteilt werden mußte.

Levy, Bloch (Levis Glavh), Rosheim G., Literat, Paris — schrieb in den 1880er und 90er Jahren (AG 9/8 91) die gehässigsten Lug- und Trugartikel über Elsaß-Lothringen. — Sein Franzosen und Deutschen altnormannisch anmutendes Pseudonym bestand aus jener beliebtesten jüdischen Dritt-Namens-Koppelung, z. B. Solomon J. Solomon, Abraham R. Abrahams, — nämlich: „Levi“ [dtisch!] s G.—, „Avy“ [englisch, d. h. Ievi — auszusprechen] — Mit diesem Namen, Levis Glavh war allen zeitungslisenden Hebräern der Erde der deut-

liche Bist gegeben, für den schreibenden Massengenossen einzutreten.

Lévy, Calmann und Michel (Sd), Gebr., Verleger, Paris. \*1819, 21 Pfalzburgerstr. — 91, 75 Paris.

Lévy, Carl, Vorsteher der Stadtverordneten, Ohlau, Hauptmann der bayr. Adv., †1913, „ein Hüne von Erscheinung mit durchaus germanischem [unjäblichem?] Äußern“, ▼JbM. WM.

Lévy, Carl Edoard Marcus/Moritz Marcus, dänischer Arzt, 1808 Kopenhagen — ? — De.

Lévy, Charles, Düttlenheim. UR: Müllbacher Mühlen. Baumann Frères. 1914.

Lévy, Dagobert, Berlin, Gitschiner Str. 98, — Hochstapler u. Beschpreller, erschoss sich, als er in Alstedt verhaftet werden sollte. Er war in Swinemünde mit einem Frä. Grete Wichmann, Luisenufer 44, als „Gattin“ abgestiegen und davongegangen, ohne zu zahlen. Eingetragen hatte er sich in der Hotelliste als „Oberleutnant an Kaiser“. — Wahrheit 4/7 1914.

Lévy, Daniel, \*1874 London — 80 nach Sidney — gab 96/97 den „Australasian Hebrew“ heraus, — 01, 04 Wgl. d. Parlaments für N.-Süd-Wales. Ehrenpräsident der Shakespeare-Ges. — Sidney, Pott's Point. — JbM.

Lévy, David, Konstantinopel, 1832—14. Früherer Deputierter der allerersten türkischen Deputierten- und jahrelanger Präsident der Handelskammer in Janina, auch Vertreter der kaiserl. ottomanischen Domäne im Epirus. Wgl 9/1 1914.

Lévy, E. Lawrence, preisgekrönter Athlet, Literatur, Birmingham. \*1851 London. Er war Meister vom Stuhl der Loge von Israel, schrieb Broschüren und Librettos, und gibt „Licensing Trade News“ heraus. — JbM.

Lévy, Edouard, Dr., Sekretär der gesetzgebenden Zivilstandskommission des Senats in Paris, wurde auf dem 2. Kongress der „Internationalen Vereinigung der Beamten des Zivilstandsdienstes“ (Standesbeamten) in Paris, Mai 1929, zum Präsidenten und als Vertreter „Frankreichs“ auch in das „Direktionskomitee“ der Internationalen Vereinigung gewählt. Zeitschrift für Standesamtswesen 1929, S. 231.

Lévy, Eduard Konstantin, Musiker, 1796 St. Abold — 46 Wien. — Er studierte das Waldhorn in Paris, machte von 12 an den Feldzug bis Waterloo mit, wurde unter Louis XVIII. Regimentskapellmeister, heiratete in Basel, und kam durch Konradin Kreuzer als 1. Solospieler ans Kärntnertheater in Wien, wo man ihn 34 zum Professor am Konservatorium und Mitglied der kaiserlichen Hofkapelle erhob. Mit seinen Kindern Karl (Piano), Melanie (Harfe), Richard Eduard (Horn) veranstaltete er einträgliche Konzerte in Rußland und Dschind. Jb; JG; f. Gustav Lévy.

Lévy, Eduard, Musikdirektor, Berlin W., Barbarossastraße 64 II., \*1862 Breslau; 99 Dirigent der jüd. Reformgemeinde in Berlin, seit 05 als Nachfolger Wilhelm Bergers auch Dirigent der musik. Gesellschaft. — W: Opern „Braut von Messina“; „Don Quixote“.

Lévy, Ella (Ella Lee). W: Romane. Amerika. 19. Jh. Kaiserling 305.

Lévy, Emanuel, Porträtist, Manchester „ein gesundes Empfinden für die Persönlichkeit seiner Modelle ist L.'s Hauptvorzug, der uns überzeugt, die geheimnisvollen Unwegbarkeiten, aus denen jedes Wesen zusammengesetzt ist, erfaßt zu haben“, Jew. Chron. 4/4 1930.

Lévy, Emil, JG, Dr., UP (roman. Philol.), Freiburg i. B. \*1855 Hamburg. W: Provenzalisches Supplement-Wörterbuch; Der Engadinische Hiob.

Lévy, Emile, Idyllenmaler 1826—? Paris. „Das Zudentum hat L. in einigen seiner reizendsten Bilder verherrlicht: „Laubhüttenfest in einer jüd. Familie des Mittelalters“, „Noah verflucht den Ham“ und „Ruth und Naemi.“ — R.

Lévy, Ernst, Dr., UP (röm. u. dtsh. bürgerl. Recht), 1914 Ud Berlin, 1922 Freiburg i. B.

Lévy, Ernst, Dr., UP (Med.), Straßburg, \*1864 Lauterburg i. E.; schreibt in dtshen und französischen medizinischen Journalen. W: Bakteriologie.

Lévy, Eugène, Dr. R. u. Steiners (Sd) Bilar in Frankreich. — W: R. St.'s Weltanschauung und ihre Gegner, 1914; darin: „Steiner ist berufen, die geistige Größe Deutschlands in einer edlen und würdigen Weise vor der Welt zu vertreten, die an den weithin strahlenden Seelenadel jener deutschen Geistesheroen erinnert, die sich Goethe, Schiller oder Lessing nennen. ... Wenn heute Menschen vor Gott auf ihre Knie sinken dürfen, als ganze Menschen, haben sie ihre Erlösung Dr. Steiner zu verdanken.“ —

„Es ist bezeichnend genug, daß die Theosophie, die ursprünglich der Hort reinen Indes- und Ariergeistes sein sollte, jetzt so weit herabgesunken ist, daß ihr letzter Hort ein französischer Jude ist“, Wilhelm Heims, Leipzig, „St. und seine Anhänger“.

Lévy, F., Maler, Berlin. — Wgl 1911.

Lévy, Fanny, Landschafts- und Porträtmalerin, Berlin W., Neue Winterfeldstr. 26; \*1859 Königsberg i. Pr. Sie erhielt mehrere Preise. W: In der Küche; Im Kuhstall; Gebet; Totentanz. 1914.

Lévy, Feltz, \*1865 Dudweiler. Dir: Depeschbüro „Herold“, Frankfurt a. M. — Wgl 25.

Lévy, Franz, Verlag Leo Hohenstein, Berlin. 1915.

Lévy, Fred, Architekt. \*1851 Hamburg. E: Kaufmann L. // Heyman. — Kopenhagen.

Lévy, Fritz, \*1847, Dr. med., UP, Kopenhagen. 1914. E: Prof. Dr. med. L. // Wuff. — OSmith.

Lévy, Fritz, Konfektionär Menschenhändler, D.-Wilmersdorf, Kronenstraße. — Wgl 9/5 14: „Vergehen gegen die Sittlichkeit und tätliche Verleumdung. Mitangeklagt wegen Sittlichkeitsvergehen war der 18jährige Lehrling Hermann ▼Rosenstock. — Die Verhandlung unter Ausschluß der Öffentlichkeit führte zur Erörterung sonderbarer Szenen, die sich in dem Privatkontor des Angeklagten L. abgepielt hatten. L. betrieb Damenstoff engros, wobei er neben weiblichen Angestellten auch Lehrlinge beschäftigte. Die Beweisaufnahme ergab, daß Lévy sich seinen weiblichen Angestellten wiederholt mit unsittlichen Anträgen genähert hatte und auch zu einem der jungen Mädchen in Beziehungen getreten war. Seinen Lehrlingen gegenüber betätigte er sich wiederum auf eine andere Weise. Wenn einer der jungen Leute einen kleinen Fehler gemacht hatte, wurden sie zu ihm in das Privatkontor bestellt. Hier mußten sie sich entkleiden und wurden dann von Lévy über einen Tisch gelegt und mit einem dünnen Spazierstöckchen bearbeitet. Außerdem soll er sich auch bei dieser Gelegenheit eines Verbrechen gegen § 175 schuldig gemacht haben. Bezüglich dieses Punktes kam das Gericht zu einer Freisprechung, da hier nur die eigenen Angaben des Mitangeklagten Rosenstock vorlagen. Staatsanwalt Dr. Lehmann wies darauf hin, daß sich hier ein Abgrund sittlicher Verworfenheit aufgetan habe. Durch die gemeingefährliche Handlungsweise des Angeklagten sei das Gift der Unmoral in die Seelen unreifer junger Menschen hineingetragen worden und deshalb empfehle es sich, hier ein Exempel zu statuieren. Urteil: leider nur 6 Monate Gefängnis. Rosenstock wurde freigesprochen.“

Lévy, Georges-Raphael, Luxemburg. UR: Königl. Großherzogl. Eisenb. Wilhelm-Luxemburg. 1914.

Lévy, Giulio, italien. Gesandter in Washington, — Wgl 6/10 1889.

„Lévy, Gotthilf (ev.), i. Fa. Meyer Lévy jr., MD 43, Neue Königstr. 10. Königstadt (629)“, so stand im Fernsprechbuch von Berlin! „Es wäre erfreulich, wollte das Reichspostamt die Religion allen Namen der Teilnehmer beifügen. Noch besser wäre es, wenn auch die Bezeichnung der Masse erfolgte“, Woposten 5/4 1913. Gotthilf (!) L. behauptete dann aber (JbM 13, 332), „ev.“ solle nur die Abkürzung von „eventuell“ sein, das er dann freilich ganz sinnlos seinem Namen angehängt hätte, während sich mit „evangelisch“ doch Christen hätten zutraulich machen lassen.

Lévy, Gotthold, Stettin, 1846—07, Rfm., eifrigstes Wgl. der WJU, „91 hat er als Schriftführer des Stettiner Komitees für die russischen Juden Tausende nach Amerika befördert. ... Er hat, solange er gesund war,

keinen Sabbat-Gottesdienst versäumt.“ — Freilich ist doch die Synagoge auch ein Haupt-Handels- und Börsenplatz!

Levy, Gustav, Theateragentur, Wien 1825—? G: Ed. Konst. L. (Sb). — H: Korrespondenz Levy.

Lévy, Gustave, franz. Kupferstecher, 1819 Toul — 94 Paris. JG.

Levy, S., Kaufhaus, Elbing, wurde laut Gericht am 21/6 1898 in das Firmenregister eingetragen und machte schon am 22/6 1898 Pleite. Diese geschäftliche Eintagsfliege steht in der Welt wohl einzig da. Aber Konkursbeamte können uns vielleicht belehren, daß dergleichen viel öfter gemacht wird, als die kaufmännischen Laien — und das sind wir Nichtjuden fast alle — ahnen. WM.

Lévy, S., Maler, Paris. Er wurde zu kirchlichen Aufträgen (Fresken im Panthéon) herangezogen, wie sein Namensvetter A. Lévy zu Fresken in der Trinité. DWe 1907, 2.

Levy, Hayman, †1790, N. York. — Er stahl sich in das Vertrauen der Indianer, um ihre Pelze zu bekommen, und wurde dann der größte Rauchwarenhändler Amerikas. Über seine Pulver- und Schnapspraktiken vgl. Myers, Die amerikanischen Vermögen. — L: Hipporah L., 1770 O Benjamin Hendriks (Sb).

Levy, Haymann Leopold, Maler, gen. „der franzöf. Eduard Wendemann“, — während beide, Jud Wendemann in Ditschld, wie Jud Levy in Frankreich, doch nur den Franzosen Delacroix imitierten. — \*1840 Nancy. — W: Joas; Gefangene Juden, weinend auf Jerusalems Resten; Herodias; Eva pflückt den Apfel; Samson und Delilah. — L. malte die christliche Kirche „Saint Merry“ in Paris aus, und seine „Kronung Karls d. Gr.“ wurde für das Panthéon bestimmt. — JG.

Levy, Heinrich, Caslau (Böhm.), Verlag, seit 1839.

Levy, Heinrich, Dreher. Vor der Strafkammer in Düsseldorf mußte sich der stark reizbare L. am 19/6 1914 (DfBl 8/7) wegen Diebstählen verantworten. Er hatte bereits vor Gericht gestanden, schlug aber damals rabiat die Anklagebank in Trümmer; inzwischen war seine zum großen Teil künstliche Aufregung beigelegt. Schon 1911 hatte er u. a. ein Paket mit 12 Hosen, 3500 Zigaretten im Werte von 92 M., einen Schinken, einen Wallen Tuch und Pfäumen gestohlen, sich der Urkundensälschung schuldig gemacht und einen Polizeibeamten durch Erzählung unwahrer, ehrenrühriger Dinge öffentlich beleidigt. Die medizinischen Sachverständigen bezeichneten Levy als willensschwachen, schwachsinigen, degenerierten und stark reizbaren Menschen, ließen ihn aber ohne den Schutz des § 51 des St.-G.-B. — Resultat: 2 Jahre Gefängnis.

Levy, Enrico, Bankier und Multimillionär, Florenz, im Kriege wegen großer Diebstahlbetrügereien verhaftet. Rbln. B. 14/11 1915.

Lévy, Henry, Vorsther des AR der elsässischen Mühlen und der „Union Meunière“, 1919 Mgl. des Oberrats von Elfaß-Lothr.; 20 Bizebürgermeister; 28 Mgl. des Conseil général du Bas-Rhin; und — das letzte Amt ist das wichtigste — Bizepräsident des Isr. Konsistoriums, Straßburg i. G. 1929 (JfB 17/5).

Levy, Henry — \*1878 — aus Saargemünd, wurde 1904 (DfBl 7/12) in Apolda ergriffen, wo er sich an einem Mädchen unkeulich vergreifen wollte und es mit Totschlag bedroht hatte, wenn es ihm nicht zu Willen sei.

Levy, Hermann, Uß, Heidelberg, Rufmaulstr. 10. \*1881 Berlin. G: Martin L. // Elise L. — O Werta, L. des Dr. Uß Stammler, Halle // Fanny da Costa. B: Not der engl. Landwirte zur Zeit der hohen Getreidepreise, 1902; Monopole, Kartelle und Trusts, 09 (zu Gunsten des engl. Wirtschaftssystems). Während des Krieges: „6 Monate Seesperre gegen England (um Ditschlands Zukunft)“. L. ist Freihändler und gehört dem Handelsvertragsverein an.

Levy, Hermann, Dr., Uß (Nationalökonomie) TShCh, Charlottenburg; O Margarete Schlegel, „gut im Film, noch besser auf der Bühne“. Als Dichter nennt sich Levy „Hermann Dint“. Gestalten um Hindenburg.

L. sagte in der Hoff. B. 10/2 1929: „Ein Weg zur Verständigung“: „... Die Weltwirtschaft strebt nach einer Internationalisierung auch „des“ Menschen. Es ist in der Tat ein fast supra-nationaler Mensch im Entstehen; ein deutscher oder amerikanischer Kaufmann oder Fabrikant, in den Nexus weltwirtschaftlicher Beziehungen, Handelsitten und Usancen eingegliedert, unterscheiden sich voneinander soziologisch gewiß viel geringer als etwa ein Bauer der Bretagne von einem ostpreussischen Gutbesitzer oder ein Handwerker Italiens von einem Shopkeeper in London. Der internationale Handel hat stets etwas Assimilierendes gehabt, die bodenständigen Berufe sind differenziert geblieben, weil sie minder beweglich sind. Man ist vielleicht heute geneigt, bei der Herausarbeitung eines internationalen Menschentyps die volkscharakterologischen Unterschiede minder einzuschätzen...“

L. wurde 1881 in Berlin geboren. B: „Die stille Frau“, 1912. „Die Berse sind dürftig, das Empfinden warm. Ein Erlebnis dürfte hier zu Dichtung geworden sein; aber die Kraft der Übertragbarkeit des Interesses auf andere ist zu schwach.“ Geßler. L. verfaßte ferner: „Orchideen“, „Frau im Traum“, „Weg zur Einsamkeit“, „Thyrl und Gafelis“. Bartels DfB 8, 954.

Levy, J. S., Dr. med., Uß, Syracuse, N. Y. Ver. St. — 1905. JG.

Levy, J., schrieb der Kreuz-Z., Berlin, 1890 eine Postkarte, die diese, um der rassistischen Ausschlässe willen, ihren Lesern nicht vorenthielt: „... Wer sind unsere wahren Edelleute? Birchow, Prof. Dr. Orth, Heinrich Rickert usw.! — Außerdem sind wir das edelste Volk, uns gehört die Zukunft. Wenn vom Souveränen an B o I I die Rede ist, da mäßt Ihr Euch im stillen gestehen: die Israeliten sind dies souveräne Volk, deren hoc volo sie jubeo in Wahrheit gilt. So ist es, meine Herren vom Kreuzblatt! Achtungsvoll J. Levy.“ — WC.

Levy, J. Langley, S: Sunday Times, Johannesburg. \*1870 Liverpool. Er kam zufällig in die Journalistik, als er 99 über die Judenfrage in der „Review“ schrieb, deren Herausgeber er 02 wurde. Vorher hatte er gebildhauert und getriktert. — Er machte eine Weltreise, war 03 N: Daily Express, London und ging 10 nach Afrika.

Lévy, Isaac, 1835 Marmontier —? Oberrabbi, Besoul. B: „Beillés du Vendredi; Défense du Judaïsme, 67; Nathan le Sage, 81.

Levy, Jsidor, Dr. jur., Stadtoberordneter. — Die „Freisinnige Presse“ 1904: „Berlin, 11. April. Dr. jur. J. L., der als politischer Redakteur der „Wossischen B.“ zu den geachtetsten Tagesschriftstellern Berlins gehört, ist vor 30 Jahren in die Journalistik eingetreten. Aus diesem Anlaß hatten sich am Sonnabend an die 100 Vertraute und Verehrer des Jubilars zu einem Festmahle vereinigt trotz der ablehnenden Haltung, die er in seiner Bescheidenheit jeder Ovation gegenüber bekundete. Die Feier brachte spontan zum Ausdruck, welcher Achtung Dr. L. sich erfreut. Es waren unter anderem Bürgermeister Meide, Geheimrat ▼ Helfst, Geh. Admiralsratsrat Felisch, Kammergerichtsrat Meyer, James ▼ Simon, RA ▼ Jakob, sowie die Abg. ▼ Cassel, Fischbed, Kämpf, Kopsch, Dr. Müller-Sagan, Dr. ▼ Mugdan und ▼ Rosenow erschienen. Nachdem Cassel die politischen Verdienste des Jubilars gekennzeichnet und Bürgermeister Meide den Damen geduldt hatte, feierte der frühere Chefredakteur der „Wossischen B.“, Dr. Stephani, in Dr. L. den treuen Kameraden.“

Am 3/3 1913 sprach Levy über die „Juden und der Freiheitskrieg 1813“ in der Lehranstalt für Wissenschaft des Judentums: „In martigen Zügen ist in diesem Vortrage geschichtstreu und ergreifend geschildert, in wie trostlosen Verhältnissen die preussischen Juden sich befunden haben, bevor das Edikt vom Jahre usw. usw.“, JbN. — Levy ließ sich dann weiter über ruhmreiche Juden in den ditschen Freiheitskriegen aus. In der Kreuz-Z. Nr. 209 blieb freilich diese unzeitgemäße Glorifizierung durch den Hinweis auf die jüdische Spionage 1813/15 nicht unwidersprochen. — Rf 25.

Levy, Jakob, JG, Dr., Prof., Stiftsrabbi und Legationgraph. 1819 Dobrczyn, Pof. — 92 Breslau. Für sein

„Neuhebr. u. Chaldäisches Wörterbuch“ wurde er 75 Jgl. preuß. Professor. Cp: Prof. S. Fleischer.

Levy, Jacob, Romancier, Paris 1928; B: les Pol-laks; les Demi-juifs; les Double Juifs. Im letzten Stück stehen sich zwei alte Freunde gegenüber: Samuel Springer, Kunsthändler, Jude von gestern, und Abraham Steiner, einer von heute; Springer hat sich den Christen, mit denen er handelt, schön angepaßt und seine Tochter einem Halbjuden gegeben, während Steiner beim Talmud blieb; das Leben entfremdet die Freunde. David Steiner jun. soll dann auf Wunsch des Vaters und nach dem Gesetz die Witwe seines Bruders nahmen; verzichtet aber, weil diese in Umständen, und deshalb für ihn unrein ist. — Der „Dichter“ läßt dabei „den richtigen Juden“, oder, wie er sagt, „Doppeljuden“, viel sympathischer als den bloß assimilierten erscheinen. Für Fortgeschrittene ist der spitzfindige Unterschied des Dramas natürlich belanglos, das aber Anfängern in der Wissenschaft vom Jdtn. etwas die Köpfe zu verdrehen vermag.

Levy, Jakob und Philipp, Hamburg 30, Moonstraße 12, und Nathan L., Berlin. \*1870, 72, 74, 3 Brüder, richteten am 22/6 1914 einen „Öffentlichen Appell“ an den Bundesrat und die dtische Presse, in dem „Hamburg als Herd des Justizverbrechens“ bezeichnet wurde, dessen Hauptpersonen sein sollten: Landrichter Dr. Albert Greve, Hamburg; Wankhäusler Pels und Lippstadt in Firma Mathias Pels & Co.; die RA: Dr. Albert Cohen, Dammstr. 27, Beran, Große Meichenstr. 20, Dr. E. Kaufmann, Dr. Curt Engels, Dr. E. Hauers zu Hamburg. — Einzelne dieser Herren werden dabei der Lüge, Rechtsbeugung, Urkundenfälschung, Unwahrheitsuntreue usw. beschuldigt. WM.

Levy, Jefferson Monroe, demokratisches Mgl. des Kongresses der Ver. St. für New York, 1899—01, 11. — WB.

Levy, Jérôme, Sozialist, CHA: la France libre, Paris. — La Bielle France 5/8 1920.

Levy, John, Kunsthändler auf beiden Seiten des Atlantischen: Paris, 58 Rue de Faubourg Poissonnière und New York 14 E 46 W. 1915.

Levy, Jose Marcos, 1902. — Zuschrift aus Buenos Aires vom 10/2 02 an die StbgrZ 9/3: „Aus Rosario kommt eine Meldung, die als Kuriosum weitere Verbreitung verdient. Von Chile kommend, soll dort ein Greis aufgetaucht sein, der sich Jose Marcos Levy nenne, ein hebräischer Delegierter sei und seinen Glaubensgenossen eine geheime Mission bringe. Trotz Blindheit habe er immer ohne jede Begleitung die Welt bereist, kenne Europa, Asien und Australien, einen großen Teil Afrikas und beide Amerika, spreche volle 12 Sprachen, davon mit Vorliebe (wenigstens in Südamerika) die spanische, und sei überall von den Staatshauptern, Monarchen und Präsidenten empfangen worden. Auch hier gedente er dem General Roca einen Besuch abzustatten und ihm einen großartigen Plan vorzulegen, den andere amerikanische Präsidenten bereits gebilligt hätten. Der Hauptmed des Altes, so berichtet der Korrespondent, scheint der zu sein, das alte Judäa zu kaufen, um dort alle Israeliten anzubauen und eine neue, reiche und mächtige Nation entstehen zu lassen. Also dasselbe, was die Zionisten anstreben. Er selbst soll ausgefagt haben, daß durch dieses Werk sein Name der Nachwelt erhalten bleibe, und er sich einen Platz in der ersten Reihe unter den Auserwählten Jehovas sichern werde. Außerdem habe er bereits eine große Gesellschaft gegründet, die mit der Sammlung von Geldern zum Ankauf Palästinas beauftragt ist. Schließlich heißt es: Jose Marcos Levy ist ein sehr gebildeter Mann, da er aber keine Dokumente vorzeigt, die ihn beglaubigen könnten, so sind einige seiner Glaubensgenossen, welche ihn umgeben und seinen Worten mit Jubel lauschen, noch nicht im Klaren darüber, ob Levy in Wirklichkeit ein Delegierter aus Galiläa oder — ein Abenteuerer ist.“

Levy, Josef Hiam, \*1838, Prof., Nationalökonom, Schulrat, Dozent für Logik, Ökonomie, Philosophie, Vorstand des Nationalliberalen Klubs, dessen Jahresberichte er leitete. G: Dialectical Ch. N: Transactions; the Shield; the Individualist. — Schachmeister der „Perso-

nal Rights Association“ und Herausgeber einer gleichnamigen anarchistischen Zeitschrift. London SW. — JWB; Kettlau 15.

Levy, Joseph Moses, 1812—88, gründete 55 das erste Penny-Blatt in London, den „Daily Telegraph“, R: Edward Lawson, der seit 02 „Lord Burnham“ ist.

Levy, Ju., Rfm., Hamburg. RA: Breitenburger Portland-Cement, Lägerdorf und Hamburg. 1914.

Levy, Ju., Dr., Frauenarzt, wohnte am Holzmarkt in einem Haus mit der Inschrift: „Wo ein Wille ist, ist auch ein Weg“, Danzig. Hamburger Fremdenblatt 29/6 1914: „Danzig, 28/6. Ein Arzt wegen unerlaubter Eingriffe in 2 Fällen zu 5½ Jahren Zuchthaus und 5 Jahren Ehrverlust.“ In einem der Fälle stellte er für das 26jährige verblutete Dienstmädchen noch einen falschen Totenschein aus. Es ist wohl nur der kleinste Teil der Vorgänge der Behörde bekannt geworden, immerhin kamen bei der Verhandlung 120 Zeugen und Zeuginnen in Frage. Nachträglich lud Frau Levy die Kundinnen ihres Mannes zu einer Besprechung (!) freundlichst ein.

„Es ist bekannt“, sagt der Hammer, „daß jüdische Ärzte sich mit Vorliebe der Frauenpraxis zuwenden, und es sieht wirklich manchmal so aus, als ob sie bewußt auf die Zerstörung unserer Rassekraft hinarbeiteten. In einer medizinischen Zeitschrift rühmte sich vor Jahren ein englisch-jüdischer Arzt, bereits 700 Frauen die Eierstöcke ausgeschnitten zu haben. Mit größter Unbefangenheit erzählte er, wie er — auch bei geringfügigen Beschwerden — zu diesem Schritt rate und wie es ihm meist ein Leichtes sei, die Frauen von der Nützlichkeit dieses Eingriffes zu überzeugen, um sich dadurch von allen Unbequemlichkeiten zu befreien.“

Die freisinnige Presse war von Anfang an bemüht, ihren Glaubensgenossen herauszureißen; zahlreiche Artikel suchten das Mitleid der Menge zu erregen. Staatsanwaltschaft und Kriminalpolizei hatten insfolgedessen einen schweren Stand; haben doch nachträglich bereits zwei Verhandlungen wegen Versuch der Verleitung zum Meineid stattgefunden, in denen der Staatsanwalt 1 bzw. 1½ Jahr Zuchthaus beantragte, das Gericht jedoch auf Freisprechung erkannte. Diesem unglaublichen Treiben setzt nun ein wehmütiger Abschiedsartikel der liberalen „Danziger B.“, einst Rickerts Organ, die Krone auf:

„Ein tragischer Abschied. Gestern nachmittag 2,54 Uhr wurde Dr. Levy von Danzig nach Graudenz ins Zuchthaus transportiert. Ein angesehenener Mann, wohlhabend, mit vorzüglicher Praxis, erfüllte die Bitten bedrängter Frauen und nahm an ihnen nach unserem Gesetz strafbare Operationen vor. ... Gestern wurde er der Straf-anstalt in Graudenz zugeführt. In Begleitung eines Kriminalbeamten kam er in seiner Kleidung, mit einem Überzieher und schwarzem, steifem Hut [Zylinder?], ein Paket unter dem Arme, schnellen Schrittes auf den Bahnhof und den Fernbahnsteig. Ein alter, brillen-tragender Herr mit grauem Vollbart. Das Publikum hatte ihn bald bemerkt, und man hörte überall Worte des Mitleids mit diesem schwerbetroffenen Familienvater. Mit dem von Stolz kommenden Zuge kam als letzter ein Gefangenentransportwagen, ein Wagen ohne Fenster an den Seiten, mit Eingängen an den Enden. Dr. Levy wurde herangeführt und mit Schaudern vernahm er die Aufforderung, zu diesen Verbrechern hinaufzusteigen, mit denen der Wagen gefüllt war. Doch eine Bewegung des Beamten, und Dr. Levy stieg die Stufen hinauf und verschwand den Blicken des Publikums. Entsetztlich muß diesem Manne der Gedanke sein, daß jetzt auf 5½ Jahre Mörder, Totschläger, Messerstecher, Einbrecher und Sittlichkeitsverbrecher seine Genossen und sein Umgang sein werden! — Schwerer und tragischer Abschied von Danzig.“

Es bedarf wohl keiner Frage, aus welchen Elementen dieses angeblich in Mitleid zerflossene Publikum bestanden hat! Jedenfalls waren hier dem Objekt die Subjekte durchaus würdig.

Levy, Judith, JG, 1706—1803, London. G: Moses Hart, Gründer der Großsynagoge. O Elias L. Sie wohnte splendid in dem Hause, das früher einem Zeremonienmeister König Georgs II. gehört hatte, tafelte mit dem höchsten Adel, stiftete Unsummen für Glaubens-



genossen und wurde bei diesem soliden Lebenswandel feinalt.

Levy, Lazard, Saarburg i. Lothr. NR: Geminger Portland-Cement. 1914.

Levy, Leopold, Dr. jur., Assessor, Fabrikbesitzer, Soolbadstraße, Hofensalza. NR: Norddeutsche Credit, Königsberg i. Pr.; Zuderfabrik Kruschwitz. Vorstand: Zuderf. Wierzchoslawice zu Großenhof, Hofensalza. 1914.

Levy, Leopold, f. Graf △Pädler.

Levy, Louis, sp. L. Hagen.

Levy, Louis Eduard — \*1846 Stenowitz, Böhmen. — in Detroit, Amerika. Tätig in mikroskopischer Photographie, erfand er: Lebytype, Leby-line-screen und Leby-acid-bleist, wofür er Medaillen empfing. — 87—90 R: Evening Herald, Philadelphia. — Er schrieb Bücher über Kuba, über russ. und jüdische Flüchtlinge in Amerika, und über „Geschäft, Geld und Kredit“, — übersetzte Cabreras „Cuba y sus Juces“ [Cuba und seine Hebräer] ins Englische und gab „The Jewish Year, 1895“ heraus. — Br: Mag. A., amerikanischer Erfinder, JG; \*57 Detroit.

Levy, Louis, B: „Menschenwiebel Kradol und der frühlingfrische Methusalem“, 1913, ein blutrünstiger Kriminalromancier, der angeblich diese Literaturgattung durch Überbieten verspottet und die Hirngehirne eines irrsinnigen Irrenarztes Dr. Renard de Montpensier sein will, der zum Schluß meint: „Meine Krankheit hat mich zum Dichter gemacht. Und ich habe gesehen, wie fürchterlich es ist, Dichter zu sein. Welcher Wahnsinn muß das Hirn eines Dichters beherrschen!“

Da kommt wieder die Absicht wie bei Lombroso heraus, den puren Wahn- und Wölbinn für Genie und umgekehrt zu erklären und dadurch das wirkliche artistische Genie zu entwerten. Der Roman kokettiert mit den Franzosen, was für das literarische Judentum bezeichnend ist. Erich Reiss, Berlin, verlegte alles und die Reklame arbeitete Tag und Nacht für das „aparte“ Buch, u. a. in der „Jtschr. für Bücherfreunde“, 1914, 195.

Levy, Louis, JG, †1853, Synagogentantor, Berlin, übersehte Schillers „Handschrift“ ins Hebräische.

Levy, Louis (Leonhardt; Ludwig Schwewe). R: Bodenreform. u. „Ratgeber auf dem Kapitalmarkt“. Berlin. 1912 1. verurteilt, weil er das 2. Blatt mit Trugnamen zeichnete. Entscheidung des Berl. Schöffengerichts: „Nach dem Preßgesetz muß Name und Wohnort des verantwortlichen R's in der J. genannt werden, woraus zu folgern ist, daß dieser Name der bürgerliche, nicht das Pseudonym sein darf“; 2. wegen Beleidigung des Prof. A. Weber, RStN, 300 M. — Levy sibt im Vorstand des „Bundes dtischer Bodenreformer“. Mit ihm folgende Juden: JH H. Berg und Dr. Lieber; Fabrikdir. Rich. Lehmann; Frau Elise Lehmann und Sophie Susmann; Dr. Silbermann, Gen.-Sekretär; und die jüd. O Kapitänleutn. Paasche und Leg.-R. von Schwerin. — „Herr Schwewe (Louis Levy) macht in seiner Schrift über die Aktien-Hypothekendarfen dankenswerte Enthüllungen über die Prämien, die sie den Vertreibern der Pfandbriefe gewähren, um den Konsols den Markt wegzunehmen“, Beta 391.

Levy, Louis, Literat, Kopenhagen. — \*1875. G: A. // Clara Barsen. Er war 4 Jahre lang Korrespondent des „Politiken“ in Paris. R: Muanedsmagazinet, bekannte monatliche Familienzeitschrift.

Levy, Lu. (Ludw. Otto), Pfälzer Dialektdichter, Mannheim. \*1845. B: Am Tische des Humors. R 14.

Levy, Lu., \*1852 Landau, Baurat, Kirchen- und Synagogenbauer, Prof. an der Baugewerbeschule, Karlsruhe. Kohut: „Die von Prof. Lu. Levy erbaute neue prächtige Synagoge in Straßburg i. E. ist in Gegenwart des Kaiserl. Statthalters, des Fürsten Hohenlohe-Langenburg, und unter zahlreicher Beteiligung der Spitzen der städtischen und staatlichen Behörden feierlich eingeweiht worden, und die Regierung hat dazu einen Zuschuß von 600 000 M. bewilligt.“

Als Kohut sein Buch über die „Berühmten isr. Männer und Frauen“ schrieb, versprach ihm Levy „zwar Material über sein Leben und Wirken zu senden — ich habe auch hier nichts erhalten — er bat mich aber drin-

gend, von der Veröffentlichung seines Porträts abzusehen“, das demnach schlummern sein muß.

Mugsburger Post-Z. 1899 (WB 9/9): „Er erbaut nicht nur Synagogen, sondern hat auch die bayerische Rheinpfalz mit einer Anzahl evangelischer Kirchen versehen, bei denen durchgehends die Scheu vor gewölbten Bauelementen recht bezeichnend ist; freilich, bei einfachen flachen Holzballendecken hat der Konstrukteur seinen Kopf nicht anzustrengen, da gibt es eben keinen Gewölbeschub und die Aufgabe wird schlicht in denkbar größter Mäßigkeit gelöst, nebenbei aber möglichst viel Bargeld verdient!“

Levy, Lucien, Radio, System Superhétérodyne, Paris JPB 17/5 1920.

Levy, M. G., — in den 1890ern Bürgermeister von Maritzburg, Südafrika. — JG.

Levy, Magnus, Dr. med., Berlin, war 1912 von der Krankenhausdeputation ebenda, Singer, Wehl und Landau, für das Virchowkrankenhaus vergeblich vorgeschlagen, trotzdem er mit einem Stadtverordneten verwandt war. Auch die zwei anderen vorgeschlagenen Juden, Lazarus und Rothmann, wurden nicht gewählt und statt ihrer Prof. Dr. △Brandenburg genommen. Diese Juridifizierung der Juden wurde in der Presse damals scheint's leider nicht gebührend beachtet. WM.

Levy, Marc, 1791 Rouen — 53 Paris, „französl.“ Mathematiker. De.

Levy, Marcus oder Moriz (A. Maurice; Mauriz). Duisburg. \*1844. Rfm. B: Sonnenschein, Nov. R 10.

Levy, Margarete, staatlich und ärztlich geprüfte Turn- und Tanzlehrerin, Meierottstr. 4, Berlin. „Die gesundheitsfördernde Methode des dtischen Turnens, die in hohem Maße geeignet ist, Frohsinn zu erwecken, den Geist und Körper auszubilden, wird bei ihr unter Zuhilfenahme musikalischer Begleitung ausgeübt“, G. Jghenhäuser, Was die Frau von Berlin wissen muß.

Levy, Maria Jordão, „portugiesischer Archäolog“, De. 1831 Dffabon — ?

Levy, Marie, Frau, Vorstand: Stettiner Frauen-B., Stettin. 1913.

Levy, Markus, Berlin, 19. Jh. aus Galizien, hatte die Freiheit, Friedrich Wilhelm IV. zu bitten, sich Martin Luther nennen zu dürfen. Auf die Frage des preußischen Monarchen meinte L., er brauche dann seine Vorzeichen in der Wäsche M. L. nicht zu ändern. Das Gesuch wurde abgelehnt. WM.

Levy, Mathias (Nathan Meritor), England. B: „The Hasty Marriage, a Sketch of Modern (!) Life“, 1837.

Levy, Maurice, Dr., UB, Generalsekretär des Straßensbaus, Paris. 1836 Rappoltsweiler i. E. — 09. — Korresp. Mgl. d. Berl. Akad. d. Wissenschaften.

„Erfinder eines neuen Kettensehleppschiffahrtssystems, dessen Ausnutzung er dem französischen Staate „unentgeltlich“ überließ (1889)“, Birnbach.

Levy, Maurice, Sir, Mgl. des Parlaments, Friedensrichter, Journalist, London GB. — \*1859 Leicester. — 85 O Boffenheim. — G. 13, 753; JWB.

Levy, Max, Dr. phil., Millionär, Fabrikbesitzer elektr. Maschinen, Berlin NB 23, Brückenallee 33. 1914.

Levy, Meyer, JH, 1833 Bollstein i. Pof. — 98 ermordet zu Berlin. Er war RA in FrauStadt und ging 72 nach Berlin, wo er RA und Notar am Kammergericht, Vorstand der Anwaltskammer der Provinz Brandenburg, Mgl. der ständigen Deputation des dtischen Juristentages und Vorsteher des Berliner Anwaltsvereins bei glänzender Praxis wurde. Er gab zahlreiche Gutachten und Referate und beabsichtigte „einen Kommentar zum Bürgerlichen Gesetzbuch, an dessen Entstehen er den lebendigsten Anteil genommen hatte“. Er führte in den 1890er Jahren ein „gastrisches ganz entzückendes Haus“ und hatte 3 Töchter: 1. Liese, O RA Dr. Emil Koffka; 2. Grete, O RA Karl Hamburger, in Spielkreisen genannt „der Lord“; 3. Dene, O RA Dr. Rich. Wolff. F. Friedmann 1, 184, 196, 244, nennt Levy „einen großen Zivilprozeß-Kommentator“. Ma: Ration; Dtsche Juristen-Z.

L. wurde 18/10 98 5 Uhr früh von jugendlichen Dieben, von Große und von Werner, der in L.'s Büro tätig gewesen, nebst seiner Frau mit Messern tödlich ver-

mundet. Der abgebrühte Kaffeegenosse L.'s, Hugo Friedländer, leitet in seinem Kriminalprozeß 9, 214, den Fall mit folgender Betrachtung ein: „Der Richterstatler, dessen Beruf es erfordert, jahraus, jahrein in den Gerichtssälen zu verkehren, ist selbst gegen die ärgsten Verbrechen etwas abgestumpft. Ich habe während meiner langjährigen Berufstätigkeit so vielen Mordprozessen beigewohnt, daß mich selbst die Taten des Raubmörders Sternidel kaum außer Fassung gebracht haben. Als jedoch am Sonntag, dem 18/10 1896, die Welt die Schreckenskunde durchleitete: Justizrat L. sei in seiner Wohnung ermordet, da durchzuckte selbst den abgestumpften Kriminalisten ein panischer Schrecken.“ Uns scheinen die Bluttaten des raffinierten, brutalen Sternidel (Sb) denn doch noch fürchterlicher, als die gewiß bedauerliche Ermordung Levys, dessen Bedeutung der Jude Friedländer entschieden übertreibt.

Lévy, Michel, „französl.“ Literat, 1821 Pfalzburg—75 Paris. Mit seinen Brüdern Calman (1819—91) und Nathan gründete er den bekannten Verlag, der u. a. den jüngeren ▼Dumas, George Sand, ▼Heine und La bibliothèque Dramatique, le Théâtre Contemporain, La collection Michel Lévy, herausbrachte und jetzt von Calmans Söhnen Paul, Georges und Gaston geleitet wird.

Sittenlehre des Talmud, 1876, S. 86: „Die Aſu, der jüdische Wohltätigkeitsverein, macht den armen Glaubensgenossen Vorschüsse, damit sie als kleine Straßenhändler und Hausierer anfangen können, um dann oft große Geschäftsleute zu werden. Der kürzlich verstorbene Buchhändler Michel Lévy hatte also angefangen und hinterließ einige Millionen. — Unzählige Paläste in Paris gehören Juden.“

Lévy, Michel, Dr. med., 1839, 1809 Straßburg —72 Paris. 36 Professor in Val-de-Grâce, 51 Inspektor des Militär-sanitätswesens und im Krimkrieg Direktor des Medizinischen Dienstes. Er schuf eine Schule der Gesundheitspflege zu Straßburg und wurde Präses der medizinischen Akademie in Frankreich. Fürs Judentum war er als Mitglied des Pariser Konsistoriums auch als Schriftsteller tätig. B: Traité d'hygiène, 42. Kapferling.

Lévy, Moriz Abraham, 1817 Altona —72 Breslau, Altertumsforscher. Freisinniger Religionslehrer; Prof. B: Jüdische Mynzen (62); Phönizische Studien; Don Joseph Nasi, Herzog v. Ragosa, seine Familie und 2 jüd. Diplomaten seiner Zeit, 59.

Lévy, Moriz, Buchhandlung, Stuttgart. — O Desfauer. Goldhochzeit 1912!

Lévy Moriz, dtischer Arzt, 1801 Gr.-Glogau —? De.

Lévy, Moriz Marcus, 1808—65 Kopenhagen, Arzt, erhielt in der Taufe 38 die Namen „Carl Eddard Marius“, schlug die Universitätskarriere ein und wurde 41 außerordentlicher Uß, 50 ordentlicher Uß. Seine lateinischen und dänischen Aufsätze gingen in dtische und engl. Blätter über. R: Journal for Medicin og Chirurgie.

Lévy, Moses Joseph, Stammvater des Lord Burnham (Sb).

Lévy, Oskar, „Dichter“ klagte in der Frankfurter Z. 1914 (Wahrheit 14/3) über Regentage an der Riviera:

„Ja, azurne Küste, wo bist du?

Beim Zeus, bei Mohammed, Buddha und Christo,  
So halte uns doch nicht weiter zum Narren,  
Wir kamen hieher schon mit Druftatarrhen.“

Lévy, Oskar, Dr., London. — S: Gobineau in der Überfetzung von Paul Cohn, verlegt bei Heinemann: „Dr. Lévy leistet sich in seinem Vorwort nicht nur Verdrehungen Gobineauscher Gedanken, die den Leser irre führen müssen, sondern auch geifernde Angriffe gegen Dtschland und dtisches Wesen“, Hammer 1914.

Ist das derselbe Dr. Oskar Lévy, der sich nach dem Kriege zum englischen Antisemiten entwickelte und 1920 (DZ 28/10) bekannte: „Die Juden werden erregt und argwöhnisch, sobald ein Nichtjude sie kritisch betrachtet. Sie sind immer geneigt, jeden, der nicht mit ihnen ist, für ihren Feind zu halten, der voll mittelalterlicher Vorurteile unduldsam ihre Rasse und ihren Glauben bekämpft. ... Im modernen Europa geschieht aber gar nichts, das nicht schließlich auf die Juden zu-

rückzuführen wäre. Sie sind mit ihrer Rederei vom auserwählten Volk die blödesten Chauvinisten, die es gibt; sie haben den Weltkrieg entfesselt, den Sozialismus und Bolschewismus gemacht, ebenso wie sie einst die Dollarden, Hussiten, Lutheraner und Puritaner beeinflussten. Die Juden haben die Tyrannei des Geldes erfunden und es an die Stelle des patriarchalischen oder lehnschaftlichen Verhältnisses zwischen Herrn und Diener gesetzt. Wenn Ihr Nichtjuden gegen die Juden seid, so bin ich, der Jude, ebenso gegen die Juden und bin es noch mehr als Ihr. Aufrichtig und freimütig und mit jenem Schmerze, wie ihn der alte Palmist ausseufzen konnte, sage ich: „Wir Juden haben Euch ein Paradies versprochen und Euch statt dessen nur in eine neue Hölle geführt. Wir haben Euch keinerlei Fortschritte gebracht, moralische ebensowenig wie andere; aber unsere „Moral“ hat eben wahren Fortschritt auf Eurer Seite hindert, noch schlimmer hat sie lauter Hindernisse dem Wiederaufbau dieser ruinierten Welt bereitet, deren Anblick mich beben macht, um so mehr, als ich die geistigen Urheber all dieser Greuel kenne — die Juden“.

Lévy, Oskar, Dr., 11b, Halle a. d. S. In Dr. W. Wächters Bibliothek für naturwissenschaftliche Praxis (Steglich) trägt Bd. 7 folgenden Titel: „Elementares Praktikum der Entwicklungsgeſchichte der Wirbeltiere, von Dr. Oskar Lévy, bis jetzt (sic!) Privatdozent an der Universität Halle. Verlag von Gebrüder Bornträger, Berlin W 35. — 1914.“

Lévy, P. E., Dr. med. B: Education rationelle de la volonté. Vorwort von Dr. ▼Bernheim. 1899. Ins holländische überfetzt von S. Eshuis, Amsterdam 02. — Die Juden, von hilfreichen Genossen in andern Ländern sofort überfetzt, haben immer Gelegenheit, gleich zu der ganzen Welt zu sprechen. Damit sind große geschichtliche und persönliche Vorteile verbunden; und zweitens können auch die Nichtjuden außerhalb des Wirksamfeldes dadurch mit jüdischen Giften schärfer zerfetzt werden. Die Deutschen in der Mitte Europas haben unter dieser Einfluß schwerer gelitten als Franzosen und Holländer und haben neben den Reden und Schreibern ihrer eigenen Juden, auch alle Überfetzungen ausländischer Juden schluden müssen. Kein Wunder, wenn ihnen bei solcher Überjudung zeitweilig sterbens- und seetrank wurde.

Lévy, Paul (Haarstein), RA, M. d. R., Frankfurt a. M. Stuttgarter schwäbische Tageszeitung 13/7 1914: „L. beherrscht die Stunde. Während im Wilhelma-Theater Lévy, der Baron und Geldmann, seine „Goldene Tochter“ präsentiert, wiegelt im Zirkusgebäude Lévy, der Advokat und Genosse, die deutschen Arbeiter auf: „Prozeß Luxemburg und Soldatenmißhandlungen“, wobei er seinem Haß gegen alles, was deutsches Heer heißt, mit Kopf, Händen und Oberkörper Ausdruck verlieh und Gift und Galle gegen den Militarismus spie. Die anderthalbstündige Heßrede dieser haßerfüllten Judenseele war ein Gemisch von Niedertracht und Bosheit, Verdrehung und Übertreibung. ... Als in der Aussprache ein Deutscher, ehemaliger Soldat, äußerte, ein jüdischer Advokat scheine ihm nicht berufen, das deutsche Heerwesen richtig zu beurteilen, wurde er niedergeschrien: Lump, Schuft, Lausbub, Gemeinheit usw. Obergenosse Crispian protestierte in wilder Entrüstung gegen die gemeine Beschimpfung „jüdischer Advokat“, und der Deutsche wurde vom Rednerpult heruntergestoßen.“ —

Während des Krieges „arbeitete“ Lévy im Einvernehmen mit Lenin, Trozki, Nabel usw. und den übrigen „Führern“ der „Weltrevolution“ in der Schweiz. Er reiste öfter dahin und war unter seinem Decknamen an einer berüchtigten Zeitschrift tätig. Wegen seiner unerwünschten Anstrengungen zur Zermürbung der deutschen Front lobte ihn die III. Internationale, als es in der kommunistischen Partei in Deutschland zu einer Spaltung und zu heftigen Angriffen gegen L. seitens der Dr. Lauffenberg und Wollheim gekommen war.

Vergl. Levi, Paul. Wir lassen den Auftrag hier bewußt stehen, um zu zeigen, wie leicht das Judentum sich durch verschiedene Schreibweise zu tarnen versteht.

Lévy, Paul, Essen a. d. R., Kommunistenführer im Ruhrgebiet, 1920. Identisch mit Vorigem? WM.

Levy, Paul, Dr., Straßburg, B: „Gesch. des Volkslieds“, Sonderabdruck aus „Acta Germanica“, VII, 3, Berlin 1911. Levy machte tüchtige Reklame für sein Buch durch den bekannten Aufsatz „Zur Unsicherheit im Begriffe Volkslied“ in den German.-Rom. Monatsheften 1914, Dez. Im gleichen Aufsatz weist er auf einen Herrn Zeitteles hin, der in der „Zeitschrift für österr. Volkskunde“ III, 257, was Wichtiges veröffentlicht hatte. Nebenbei, im gleichen Heft schreibt Rich. Mo. Meyer über „Deutsche Syntax“ und der Zudengenossen Harry Mahne über Chamberlains Goethe, wobei er die Abhandlung des Kollegen Jonas Cohn „Das lantische Element in Goethes Weltanschauung“ (Kantstudien X, 1905) sehr empfiehlt. So waschen die Hände einander.

Levy, Pierre Samuel Jacob, Paris, B: Les Pollats. Mon Rabbin chez les Riches. 1927 (BB 11/11).

Lévy, Raphael, George, Dr., Uß, Finanzliterat, Mgl. der Akademie, Paris, Kommandeur des portugiesischen Christus-Ordens. „Neffe eines in der theoretischen und praktischen Finanz berühmten Brüderpaares, des verstorbenen östlichen Parlamentariers Lu. Bamberger und des Bankdirektors Henry Bamberger, des Begründers der Banque de Paris.“ \*1853 Paris. E: Generalinspektor des öffentl. Unterrichts Benjamin L. O Marguerite-Augustine Halphen. K: 1. Mme. Paul May, 1. Sekretär, in London; 2. Mme. Charles Cahen d'Anvers.

Lévy schrieb über Rentenkonversion; Finanzgefahr; Das wahre Amerita; Silber; Alkoholmonopol; Discher Handel; Englische Schulden; Zuderindustrie; Die Kosten eines imperialistischen Krieges für England; Antwerpen, Genua und Hamburg; Dtschlands Industrie usw. und betreibt Reitsport. — Qui est 1908.

Sehr süß hat dieser französische Volkswirt 1915 (DBI 14/7) im Pariser „Petit Journal“ die französischen Sparer zur Zeichnung der Kriegsanleihen beschworen: „Nun so komme doch, meine liebe kleine Sparbüchse, fürchte dich nicht, vertraue mir! Kriege aus deinem Versteck hervor und öffne dich! Erfülle deine Vaterlandspflicht! Nimm Schatzschemel! Gold und Silber gehören zum Rüstzeug des Krieges! Beschleunige unsern Sieg! Hilf dem Kredit des Vaterlandes auf die Beine!“ So haben die Juden, wie in Deutschland, unter den rührendsten Vorpiegelungen auch aus dem von Kriegsnot geschlagenen französischen Wirtsvolke das Gold, das zum Rüstzeug der Juden gehörte, erpreßt. „Dir: Banque de Paris et des Pays-Bas, Vizepräsident des Crédit mobilier français, Mgl. der Akademie der Moral und Politik, und wie so manche sonst viel beschäftigte Juden zugleich Beamter des jüdischen Staates, nämlich Schatzmeister des Consistoire Central des Israélites de France.“ — JPB 17/5 1929.

Levy, Richard, schweizer. Generalkonsul, Berlin, 1914.

Levy, Richard, Mgl. Serbischer Konsul, Bankhausler in Firma Richard Levy & Co. Französische Straße 60, Berlin W. UM: Donnersmarchhütte Oberschles. Eisen und Kohlen; Biskuplau Finsterwalder Eisenbahn. 1914.

Levy, Rudolf, Maler, Paris; 1913 Mgl. des Kölner „Sonderbundes“. Seine rohen, trost- und wertlosen Bilder wurden vor dem Kriege auch von nichtjüdischen Kunstfreunden gekauft, die über den Schriften Meyer Gräfers, Hubers, Hausenstein's usw. sich soweit verlassen, daß sie ihre guten deutschen Meister Uchenbach, Lenbach usw. loszuschlagen und dafür mit traurigen Levys die lahngewordenen Wände schmückten. Jene wurden inzwischen von Händlern aufgespeichert, um, wenn die Zeit erfüllt ist, in 10 oder 20 Jahren, wieder zur Mode gemacht und dann als große Kunst hoch und teuer verkauft zu werden. Das ist so der Weg.

Levy, Salk, Metzger und Viehhändler, Zweibrücken, \*1901, verkaufte den Goyim minderwertiges Fleisch als vollwertig und verwurstele für sie ein verseuchtes Schwein. Das Amtsgericht in Dahn ahndete diese Volksgesundheitsgefährdung mit knappen 5 Wochen Gefängnis. Der Jude legte gegen die milde Bestrafung Berufung ein, wobei er den minderwertigen Verkauf zugab, aber sich damit entschuldigte, daß noch ganz anderes Zeug verkauft werde. Er leugnete das seuchenkrante Schwein

ab, wurde aber überführt. Die Strafkammer bestätigte das alte Urteil unter Ablehnung der Bewährungsfrist und bedauerte, daß der Anklagevertreter der 1. Instanz keine Berufung zur Erzielung einer höheren Strafe eingelegt hätte — wie es sonst allgemein bei Amts- und Staatsanwaltschaften üblich ist, bei Berufungen der Berufurteilen gegen das Strafmaß ebenfalls Berufung einzulegen. BB 13/12 1929.

Levy, Salomon, Dr. med., Ugram, — wurde in Belgrad 1930 (BB 19/4) als Kurier der Komintern und Haupt einer Verschwörung zu 10 Jahren Kerker verurteilt.

Levy, Salomon, Jagersheim, Tempelshänder; \*1875, — verfezte er am 22/7 93 dem Isidor Levy in der Synagoge während des Gottesdienstes eine schallende Ohrfeige, angeblich weil ihn dieser fortwährend mit Kerzenstüben beworfen hätte. Weiter prügelte er Isidors Br. Leo, wobei der 19jährige Salomon Ebstein haßf. Der Tempeldienst mußte abgebrochen werden. Darauf wurde Salomon L. mit dem Vorsänger Jaal Hirk handgemein und bearbeitete ihn derart, daß er ärztliche Hilfe in Anspruch nehmen mußte. — In der Verhandlung zu Colmar gab Salomon an, er sei etwas „bekneipt“ gewesen. Wegen Störung und Mißhandlung erhielt Salomon Levy 6 Wochen und Genosse Salomon Ebstein 1 Woche Gefängnis. Bei der besonderen „Heiligkeit“ der jüd. „Religion“ waren diese Strafen doch recht gering.

Lévy, Salomon, Spion, 18. Jh. Voltaire an Cardinal Dubois 22/5 1722: „Monsignor! Ich sende Ew. Eminenz einen kleinen Bericht über das, was ich hinsichtlich der Juden erfahren konnte. ... Eines Juden Vaterland ist nur dort, wo er sein Geld verdient, also kann der Jude ebensowohl den König für den Kaiser verraten, wie den Kaiser für den König. ...“

S. Lévy, Jude, gebürtig aus Metz, wurde zuerst (als Spion) von Herrn von Chemillart benutzt; er verstand sich bei den Feinden mit jener Leichtgläubigkeit einzuführen, welche die Juden besitzen, überall sich einzubringen, um überall herausgeschmissen zu werden. Er hatte das Geschick, Lieferant der kaiserl. Armee in Italien zu werden; er lieferte von dort dem Marschall von Villaroi die wichtigsten Nachrichten, was ihn nicht hinderte, in Cremona abgefakt zu werden. Dann aber lieferte er von Wien aus dem Marschall von Billars Nachrichten.

Er erhielt von Herrn v. Torey 1713 den Auftrag, Lord Marlborough zu begleiten, der nach Deutschland gereist war, um den Frieden zu verhindern, und gab ziemlich genaue Berichte über dessen Schritte.

Mit Rücksicht auf seine Verbindungen mit Willar, dem Kabinettssekretär des Kaisers, behauptet Salomon Lévy, daß Willar sich ihm nur anvertraute, weil er ihn für einen Anhänger des Kaisers halte, als Bruder eines anderen Levy, der in Lothringen ansässig und sehr bekannt ist. Es ist jedoch nicht wahrscheinlich, daß Willar, der Geld von Salomon Lévy erhielt, um den Lothringern die Geheimnisse seines Herrn zu verraten, nicht auch gern Geld genommen haben wird, um sie auch den Franzosen zu verkaufen. Man sagt, daß Salomon Lévy mehrfach in Gefahr geriet, gefängt zu werden, was sehr wahrscheinlich ist. Er führt als Untersekretär Willars den brieflichen Verkehr mit der „Compagnie“. Er rechnet darauf, in Verbindung treten zu können mit Oppenheimer und Württemberger, Armeelieferanten des Kaisers, weil beide Juden sind, wie er selbst.

Willar hat soeben einen Brief an Salomon geschrieben, der sofortige Antwort fordert, wie die Worte des Briefes ergeben: „Geben Sie mir ein Stellbischein, solange wir dazu noch in der Lage sind“.

Zur Zeit weilt Salomon Lévy heimlich in Paris wegen einer Privatangelegenheit mit einem andern Gauner, namens Rambau von St. Maur. Diese Angelegenheit gehört nach Chatelet vor den Untersuchungsrichter und hat für den Hof kein Interesse.“

Lévy hat, wie Voltaire hier andeutet, vor allem jenes zweischneidige und abgesehen von der damit verbundenen Beamtenbestechung höchst gefährliche System der Doppelspionage ausgebildet, vor der alle Marschälle Napoleons und auch Bismarck, und zwar unter

Anführung eines jüdischen Beispiels, gewarnt haben. Der Voltairesche Lebby ist ein typischer Vertreter dieser auch unserer Zeit nicht fremden Lumpen. Die Warnung Voltaires könnte manchem Diplomaten und Minister zur Nachachtung dienen.

Lebby, Salomon Jacob, Schleswiger Arzt, 1799 Friedrichstadt — 36 Altona. De.

Lebby, Samuel, Salonnik, politischer ChM: Journal de Salonique. L. ging infolge revolutionärer Wirren nach Lausanne und gab die Zeitschrift „Niedergehender Halbmond“ heraus. Ein an den Esultan Abdul Hamid in Konstantinopel adressiertes Exemplar wurde beschlagnahmt, weil man darin eine Beleidigung der Regierung erblickte, und der „Fall Lebby“ wurde dem Kriegsgericht zur Aburteilung übergeben. — L. sprach 1922 (WZ 6/4) im Auftrage der französischen Handelskammer in Sofia vor den Bulgaren über „das Frankreich von heute!“

Lebby, Sarah, Bankhüßlerstgattin, — 1761—54. Berlin. — T. des Dan. Jzig (sd), Berlin und Schwester der Frau von Arnstein in Wien, Schwägerin David Friedländers, Frau des Samuel L., eine à la mode französisch erzogene reiche Person, die in ihrem Hause am Packhof bis in die 1840er Jahre Gesellschaften empfing und mit Notabilitäten der Kunst und Wissenschaft, Beamten- und diplomatischen Welt verkehrte. Fanny Lewald hat über sie berichtet, auch Rahferling: „... Zur Zeit der schmählischen Unterdrückung Preußens verkehrten die Franzosen viel mit ihr. Bignon, der damalige franzöf. Gesandte in Berlin, suchte gern das gastliche Haus der Madame L. auf und führte die Creme der Franzosen, welche die Invasion nach Berlin brachte, in dasselbe ein. Die humane Verwaltung Bignon's war wesentlich eine Folge seines freundschaftlichen Verhältnisses zu Madame L.“ — Ihr Haus, das sie bei Lebzeiten nicht verkaufen wollte, vermachte sie König Friedrich Wilhelm IV. und 30000 Taler dem jüdischen Waisenahl. Juden verschenken öfters schöne Häuser an Fürsten; so erhielt Kaiser Wilhelm II., die Villa Falconiere von Mendelssohns. Ferner stiftete sie an der Universität Berlin ein Stipendiumchen für ▼ Theologen.

In Sarah's Salon erschien einmal — laut Barnhagen v. Ense, Vermischtes 1847; Qu. Geiger, Frankf. J. 8/2 95 — auch Achim von Arnim 1811 uneingeladen (in Pump- oder Pluderhosen); er soll sich durch lautes Benehmen unangenehm gemacht haben. Die Wirtin fühlte sich verletzt, gleichsam als ihr Vertreter verlangte ihr Neffe Moriz Jzig, \* 1786, Entschuldigung. U. ver- 1092

spottete das, erhielt eine Herausforderung zum Zweikampf, und ließ sich von Edelleuten und Offizieren das Zeugnis ausstellen, daß er sich mit einem Juden nicht zu schlagen habe. Jzig erwiderte, er werde sich mit dem Stod rächen, und prügelte den Arnim eines Tages durch. U. klagte beim Kammergericht und erwirkte wegen der tätlichen Beleidigung eine Bestrafung seines Gegners. Auf Nabels (sd) Antrieb nahmen einige jener Edelleute 1836 ihre Erklärung zurück.

Der Briefwechsel in der Affäre zwischen Jzig und Arnim, \* 1781, der übrigens u. a. auch eine Gesellschaft unter „völligem Ausschluß von Juden“ gegründet hatte, — eine Art Vorläuferin der heute auf dem Blutsbekenntnis stehenden Verbände — verlief laut Qu. ▼ Geiger wie folgt:

1. Jzig an U.

Mein Herr! Sie haben, indem Sie kürzlich die musikalische Gesellschaft bei einer Dame, der anzugehören ich mich rühmen darf, mit Ihrer Gegenwart so unerwartet beehrt, jener höchst achtungswerten Frau eine Beleidigung zugefügt, deren ganzer Umfang Ihnen, nach der früheren zwischen namhaften Personen vorgefallenen Unterhandlung durchaus klar sein muß. — Die Pflicht, Sie hierdurch ernstlich zur Sühne des meiner Tante angetanen Unrechts aufzufordern, ist mir ebenso heilig, wie das Versprechen, daß jede innere und äußere Spur unserer Verhandlung augenblicklich vernichtet werden soll, sobald Sie der Beleidigten eine genugtuende Erklärung werden gegeben haben.

Im Vertrauen, daß Sie meinem auf Recht und Billigkeit gegründeten Verlangen, an dem weder die Sucht, einen Ritterstreich zu spielen, noch eine gewisse niedere Empfindung, deren Sie mich wohl zeihen könnten, den geringsten Anteil haben, Gehör geben werden, erspare ich mir die Versicherung, daß ich so wenig den unritterlichen Waffen, mit denen Sie bisher so eifrig gegen meine Glaubensgenossen gekämpft haben, wie ich dem Manne eine Antwort verweigern werde, wenn es Ihnen etwa gefallen möchte, als solcher mit mir zu reden.

Moriz Jzig.

## 2. U. an Jzig.

Ihren Brief habe ich erhalten, aber nur einen Teil davon verstanden, im Ganzen scheint er überflüssig. Ich kenne Sie nicht; daß mich Madame Levy eingeladen, bedarf bei Ihnen keiner Rechtfertigung; sollte irgend ein Mißverständnis obwalten, so wird sich dies gelegentlich erklären. Ich schließe den Briefwechsel mit Ihnen, indem ich Ihnen im Vertrauen eröffne, daß ich nur darum zuweilen Ihrer Glaubensgenossen verspottet habe, weil sie mich betrogen und ich lange genug in ihren Klauen steckte, aus denen mich alle ritterliche Mannheit nicht freigemacht hätte, selbst wenn ich mich mit einem Ehrenkampfe hätte lächerlich machen wollen. Ich habe weder mit Ihnen noch mit Madame Levy dergleichen Geschäfte gemacht, vielmehr habe ich der letzteren manche gesellschaftliche Freundschaft zu danken.

Ludwig Achim von Arnim.

## 3. Jzig an U.

Mit tahlen, zum Teil unpassenden Worten, die Sie meinen ruhigen Gründen entgegensetzen, ist's nicht getan. Ich verlange nun eine persönliche Zusammenkunft, um die Sache ganz kalt und aus freier Brust zu besprechen. — Können Sie mich dann überführen, daß ich Ihnen Unrecht getan, so sollen Sie mich höchst bereitwillig finden, Ihnen jede mögliche Genugtuung zu geben. Jene Unterredung müssen Sie mir gewähren, wenn ich nicht glauben soll, daß Feigheit, die es nicht bis zur letzten Entscheidung kommen lassen will, die Triebfeder Ihres Verfahrens gegen mich ist, und da Sie sich scheuen, sich vor den Augen des Publikums lächerlich zu machen, werden Sie sicher noch weniger gern verächtlich erscheinen wollen. Ich erwarte deshalb Ihre bestimmte Antwort.

Moriz Jzig.

## 4. U. an Jzig.

Mein erster Brief war zu schonend gegen Sie. Ich gehe heute noch zu Graf Chasot, meinem Vetter, dem Major Arnim und einigen anderen Männern von Ehre und Einsicht, ob sie es nicht für meine Familie für schimpflich halten, wenn ich mich mit einem Juden schieße.

Die Antwort dieser Herren werde ich Ihnen mitteilen.

Ludwig Achim von Arnim.

## 5. U. an Jzig.

Die Frechheit Ihres zweiten Briefs, der mich morgens aus einem angenehmen Traume weckte und mein Blut bewegte, erweckte in mir eine Lust, Sie ernstlich dafür zu bestrafen, doch fühlte ich zugleich das Unmögliche, dies ohne Verletzung aller meiner Verhältnisse auszuführen. Ich fragte deswegen mehrere meiner bewährtesten und geachteten Bekannten um Rat, ich forderte sie bei ihrer Ehre auf, ob ich Sie ausfordern dürfte oder eine Ausforderung von Ihnen annehmen könnte; jetzt wo mein Zorn nur vergessen ist, wo ich Ihrer braven Verwandten gedenke und Ihrer Jugend, die nichts erlebt hat und sich gern bedeutend machen möchte, die aber noch jede Besserung und Entwicklung möglich macht, jetzt tut es mir aufrichtig leid, daß ich Ihnen die Beschämung nicht ersparen kann, die Sie bei den Antworten dieser Männer von anerkannter Ehre empfinden müssen. Möchte sie Ihnen für Ihr übriges Leben belehrend sein! Ja ich möchte Sie damit trösten können, daß es selbst unter den klugen Leuten nicht wenige gibt, die nicht einmal auch in ihrer Jugend einen dummen Streich machten. Sie werden selbst in der sonderbaren Lage Ihrer Glaubensgenossen manches Entschuldigende für sich finden, von denen sehr viele auf den Gedanken kommen, indem sie ihr ganzes Augenmerk nur auf den Verkehr richten, das Übergewicht der Christen sei nur eine Anmaßung und könne mit gleicher Anmaßung vergolten werden. So habe ich viele Ihrer Altersgenossen in unserer Zeit in der ekelhaftesten Leerheit und Dummheit untergehen sehen, die ursprünglich nicht ohne Charakter und Talent waren und sich mancher Kenntnisse rühmen konnten. Solche Leute seh ich mit einem Eifer Kappiere tragen, Fechtböden belaufen, als wollten sie der Welt mit einer Quarte den Krieg ankündigen. Hätten sie nun gar einen Zweikampf bestanden, da langweilten sie die ganze Menschheit mit der Darstellung ihrer stillen Würde und ihrer lauten Brah-

lerei und jedermann fühlte, daß das, was an andern Menschen eine ungewünschte aber unvermeidliche Anforderung der Ehre, in ihnen zur niedrigsten Eitelkeit herabgesunken sei. Während solche verunglückte Prahler in den übrigen Kneipen schon ganz vergessen waren, machten sie sich bei den Ihren besonders wichtig und verführten die, welche auf einen besseren ernstern Weg der Bildung gingen, häufig zu gleicher Torheit. Meine Beobachtung Ihres Volkes ist nicht etwa von heute oder gestern; es gab eine Zeit, wo man fürchten mußte, die Deutschen möchten durch die Gewalt ungeheurer Ereignisse gleich Ihrem Volke zerstreut und unterdrückt werden und schon fand sich unter ihnen wie unter den Ihren eine Art hypochondrischer Besorglichkeit besonders in der Fremde, es ließen ihnen die Leute ihre Unterdrückung fühlen, den Scherz bezogen sie, wie eine ernste Beleidigung auf sich und so konnte man gar manchen unter Franzosen sehen, dem ein paar Stunden Unterhaltung tagelangen Kummer machten oder der auf die befremdendste Weise in Beleidigungen ausbrach, die niemand verdient hatte. Dasselbe werden Sie unter Ihren Glaubensgenossen entdecken. Kein Christ hätte es als eine Beleidigung seines Volkes betrachtet, wenn eine jüdische Tischgesellschaft alle Christen von sich ausgeschlossen hätte; der entgegengesetzte Fall in einer Gesellschaft, die ich stiftete, hatte alle jüdischen Schriftsteller gegen uns in Bewegung gesetzt, es blieb kein niederträchtiges Mittel unversucht, uns dem Staat verächtlich zu machen. Ich weiß nicht, ob Sie auf dem letzteren Wege des hypochondrischen Auffichbeziehens oder auf jenem der Unmaßung zu der Gesinnung reiften, welche Ihnen die beiden Briefe an mich eingab. Aber Sie müssen sich prüfen und nicht eher ruhen, bis Sie diese Gesinnung aus sich verbannt haben. Sie müssen menschliche und historische Verhältnisse ernstlich zu erkennen suchen, müssen nicht eher ruhen, als bis Sie das ganz Verhältnislose zwischen Ihnen, einem jungen unbestimmten Neulinge, und mir, der beinahe doppelt so alt ist, wie Sie, verheiratet, durch unzählige ernste Schicksale

hindurchgetrieben, selbst unabhängig von meinem Verhältnis zum Staat, durch die Geburt völlig einsehen. Sie haben noch viel Zeit vor sich, wenn eingewurzelte Torheit Sie jetzt der Welt verschließt. Nur dem, der sich nach Wahrheit ernstlich müht, wird das Leben lieb, und so lange Sie noch mit der Welt und sich in Zwietracht stehen, da können Sie sicher sein, daß Ihnen Frömmigkeit fehlt, die, in allen verschiedenen Glaubensbekenntnissen dieselbe, die falsche Unmaßung der eigenen Natur einem höheren Gesetze unterwerfen soll.

Diese wohlmeinenden Lehren habe ich Ihnen statt der schimpflichen Bestrafung geben wollen, die jene Herren in der Beilage (die Beilage fehlt) Ihnen notwendig glaubten. Sie werden diese Schonung anerkennen und mich durchaus mit dieser Geschichte, die uns keine Ehrensache werden kann, weder in Briefen, noch auf irgend eine Art weiter belästigen; nur was Ihre Tante, Mad. Lebh, mir in Ihrem Namen sagen wollte, werde ich anhören.

Ludwig Achim von Arnim.

Lebh, Sarah, Pariser Literatin. Ihr Tagebuchroman „Gellebter, o mon gobe!“ wurde von N. Collin verdeutscht (Erich Reiß, Verlag, Berlin 1929). Inhalt: „Eine begüterte Jüdin liebt einen armen, „verdallestern“ Aristokraten, der durch ihre Weltklugheit rangiert, sie ehelicht, zumal ein Sohn das Bündnis zwischen Jesuitentum und Jiddischsein „segnet“. Da ist der „Goi“ der „Andere“, hellhäutig, oberflächlich, trinklustig und „fremd“ bei aller Liebe; und die Jüdin: dunkel, sinnlich, skeptisch, zionistisch mit Assimilationssehnsucht, da ist „der“ jüdische Börsenmann (wie aus einem antisemitischen Witzblatt); der Onkel Jesuit, der das jüdische Geld der alleinigmachenden Kirche zuführen will! Ein „Literatur“-Produkt, das jedem Nationalsozialisten die herzlichste Freude machen kann. Nur so weiter! Das ist die rechte Art der Bekämpfung des „Antisemitismus“, meint unwillig der „Nationaldtische Jude“, 1930.

Lebh, Siegfried, Bochum, Bergstr. 80. Auskunftsstelle des Deutschen Kriegerbundes, Kriegsterbefasse. 1915.

Lebh, Siegfried, Denunziant seiner eigenen Rassegenossen, Rassel. Er schrieb den DsBl 14/8 07 folgenden Brief:

„Rassel, den 9. August 1907.

An die Redaktion der „Deutsch-Sozialen Blätter“

Hamburg.

Hierdurch gestatte ich mir, Ihnen folgende Anfrage zu unterbreiten, wobei ich bemerke, daß ich früher Jude war, jetzt evangelisch bin.

Ich bin in der Lage, Ihnen Mitteilungen zukommen lassen zu können, die das Treiben eines verstorbenen jüdischen Großkaufmannes in einer für letzteren beschämenden Weise beleuchten. Der Betreffende hat in einer geradezu unverschämten Weise Wucher getrieben und sich den Unverstand und die Notlage der Bauern, Landwirte pp. zunutze gemacht. Von den Bauern, mit denen der Großkaufmann in Geschäftsverbindung stand, ließ er sich für sein Guthaben Wechsel ausstellen, die am Verfalltage anstandslos prolongiert worden sind mit einem Aufschlag von durchschnittlich 45%; wurden doch

durchschnittlich bei einem Wechsel von etwa 3500 M. bei einer 3monatlichen Prolongation ca. 400 M. aufgeschlagen, sodas der neue Wechsel auf 3900 M. lautete und dieses Manöver wiederholte sich bei allen in Betracht kommenden Kunden im Laufe des Jahres 4mal. Der Mann, den die betr. jüdische Gemeinde, die jüd. Presse, seine noch lebenden jüd. Angehörigen als Muster eines jüd. Ehrenmannes hingestellt haben und noch hinstellen, war nichts als ein gemeiner Wucherer und Betrüger und seine Frau, überhaupt seine Erben, alles angesehene jüd. Leute, leben von dem Blur und Schweiß, den Wucherzinsen armer, betrogener Bauern. In einem Zeitraum von ca. 5 Jahren hat der Mann annähernd 300 000 M. von etwa 40 Bauern (gering gerechnet) allein an Wucherzinsen zuviel erhoben. Meine Angaben sind unbestritten, zu beweisen durch die Geschäftsbücher und eine Unmasse von Zeugen, außerdem handelt es sich hier um Wahrung berechtigter Interessen. Mir ist eine große Summe als Schweigegehd geboten, frage jedoch vorher bei Ihnen an, ob Sie die Enthüllungen, die großes Aufsehen erregen werden, in Ihrem w. Blatte aufnehmen und was Sie mir für meine Mitteilungen, für die ich selbstredend allein die Verantwortung übernehme, zahlen wollen? Ich möchte den betrogenen Bauern wieder zu ihrem Gelde verhelfen und den Erben das Wuchergeld abnehmen lassen. In Erwartung Ihrer w. Nachrichten zeichne hochachtend

Siegfried Levy."

Die Redaktion (14/8 07) antwortete: „Nehmen Sie das Schweigegehd, damit wenigstens ein Teil des Wucherertrages in andere Hände gelangt und dann sehen Sie zu, daß Sie beim nächsten Jom Kippur sich wieder mit Ihren Rassegenossen versöhnen. Es wäre vom deutsch-evangelischen Standpunkt aus zu beklagen, wenn ein so „echter Israelit, in dem kein Falsch ist“ dem Judentum verloren gehen würde.“

Levy, Siegfried, \* 1847, Prof., Kopenhagen. E: Rfm. L. // Levin.

Levy, Siegm., Dr. phil., Uß (Englisch), \* 1835 Straßburg.

Levy, Simon, Berlin, „gründete“ September 1872 Fabrikbesitzer F. A. Klusmann in Magdeburg. Er bot diesem L. für sein Etablissement, reell etwa 225 000 Taler wert, sofort 600 000 Taler, und überwies es der neuen U.-G.: „Sudenburg Maschinenfabrik“ mit 800 000 Taler. Levy hielt es nicht einmal für nötig, die Fabrik ordentlich zu besichtigen, sondern, als er dazu aufgefordert wurde, lehnte er mit den klassischen Worten ab: „Wer lange sieht, hat keine Lust zu kaufen.“ Es gründeten u. a. dabei mit: Ju. Levy; Meyer Samuel Meyer; Gustav Sommergut; S. C. Plaut (Leipzig), während Friedländer u. Co. in Berlin „emittierten“, Olagau, G, 24.

Schon 75 war die „faule Gründung“ für den Staatsanwalt reif und der gute Klusmann wurde auf 3, die beiden bösen Levy's aber auf 6 Monate eingesperrt.

Levy, Simon, 1824 Lauterburg i. G., —86 Rabbi, Bordeaux. B: Moïse, Jésus, Mohomet; Renan et la Synagogue.

Levy, Ulderigo, Commendatore in Reggio-Emilia, Provinzial-Deputierter, UC 5/1 1890.

Levy, Uria Phillips, 1792 Philadelphia —62 N. York, — Kommodore der amerik. Marine. Er schwenkte von der Handels- zur Kriegsmarine, wo er wegen seines Glaubens Schwierigkeiten hatte, tötete in einem Duelle einen Antisemiten, stand 6mal vor den Kriegsgerichten und wurde als Kapitän gestrichen, doch 53 auf seine eigene mutige Verteidigung hin wieder eingesetzt. Dann stieg er höher und höher, und bewunderte den Präsidenten Thomas Jefferson, dessen Heim, Monticello, er kaufte (jetzt im Besitz von Uria P. U.'s Neffen, Kongreß-Mgl. Jefferson M. Levy und Louis Napoleon Levy, dem Präses der Gesellschaft Shearit Israel), und dessen Statue er den Ver. St. für das Kapitol in Washington schenkte. Auch schaffte Levy als „humaner“ Vorgesetzter die körperlichen Strafen in der Marine ab, was auf seinem Grabstein in Cypress Hills Cemetery in N. Y. noch besonders vermerkt wird. Er hatte ein breitenasiges Brambarbasgesicht. (s. Simon Wolf.)

Levy, Wilhelm, Dr., Rabbi. B: Seine und Judentum. „E. zeigt, wie Seine immer Jude gewesen und seinen formellen Übertritt sehr bald bereut habe. Auch in allen seinen Werken spiegele sich deutlich jüdische Eigenart“, was höchstens deutsche Narren nicht begreifen können. JBo.

Levy, William, Dr., Assistent von Prof. Robert Koch, Inhaber einer chirurgischen Privatklinik, Prenzlauerstr., Berlin, 1890. Als Koch sein Tuberkulin, vielleicht mit auf Levy's Einfluß, zu früh bekannt gab, stürzte sich Juda en masse auf die Erfindung, um sie auszuschlachten. Kapitalisten und Kurpfuscher gründeten Heilanstalten und ließen sich von den Kranken die unerhörtesten Preise zahlen. Nach der „Kölnischen Z.“ bat ein Kranker in Davos brieflich Dr. Levy um Aufnahme in die Klinik. Auf erneuerte telegraphische Anfrage erhielt er den Bescheid, die Aufnahme sei privatim möglich. Die Frage nach den Kosten wurde mit der Bemerkung beantwortet, die Behandlung werde etwa 1000 Mark wöchentlich kosten. In der Annahme, die Depesche sei verstümmelt, wandte sich der Kranke nochmals brieflich an Dr. Levy und erhielt folgendes:

„Berlin, 18/11 1890. Sehr geehrter Herr! An eine Aufnahme in die Klinik des Dr. Levy ist augenblicklich gar nicht zu denken, da alles überfüllt ist. Da Herr Doktor auch eine kleine Anzahl von Patienten privatim zu behandeln gedenkt, so muß ich es Ihnen überlassen, ob Sie willens sind, sich hier einzulogieren und sich privatim vom Herrn Doktor behandeln zu lassen. Wegen der außerordentlich geringen Menge Dymphie, die uns augenblicklich zu Gebot steht, ist es Herrn Doktor nicht möglich, eine Injektion unter 300 Mark zu machen. Ergebenst Salingré.“

Diesen Verhältnissen gegenüber hob das Blatt hervor, daß gerade die geringe Menge der einstweilen vorhandenen Flüssigkeit es den Ärzten als Pflicht erscheinen läßt, das Mittel auch den ärmeren Klassen zugänglich zu machen; eine Auffassung, mit der Koch in so hochherziger Weise vorangegangen war. Koch gab ein Fläschchen zu 25 Mark ab. Das selbe enthielt — gering gerechnet — 4000 Dosen. Daß Levy aus einem solchen Fläschchen eine Million Mark herauszuschlagen möchte, darf man unserer

Wissenschaft nicht zur Last legen, — wohl aber der jüdischen Wuchergier. Levy suchte sich dann aus der Schlinge zu ziehen, indem er im *BT* erklärt, sein Beamter Salingré habe ohne sein Vorwissen gehandelt!

Auch suchte die gesamte dtische Presse alsbald den Dr. Levy zu reinigen, wenn es auch schwer fiel. Dem gegenüber wurde die „Frankfurter Z.“ gezwungen, eine Zuschrift aufzunehmen:

„Dabos-Platz, 28/11 1890.  
Hotel Bergadler.

Sehr geehrter Redakteur! Die von Dr. William Levy abgegebenen Erklärungen für sein Verhalten gegenüber einem Daboser Lungenkranken veranlassen mich, Ihnen folgende Erklärungen zu machen. Der von der „Kölnisch. Z.“ berichtete Fall betrifft den mir befreundeten Kaufmann C. O. Gelert aus Kopenhagen (zurzeit in Reiboldgrün). Dieses ist aber nicht der einzige Fall. Ich betone dies; weil Levy immer nur von dem einen redet und sich bezüglich des anderen Falles schweigend verhält. Dieser andere Fall betrifft den Kaufmann Reimers aus Hamburg, zur Zeit hier im Hotel. Dieser telegraphierte am 17. Nov. d. J. im Verein mit 2 anderen Herrn des Hotels: „Dr. William Levy, Berlin. Können drei Lungenkranke Aufnahme finden? Wann? Welche Kosten? Reimers.“

Darauf kam selbigen Tages folgende Antwort: „Reimers, Dabos-Platz, Aufnahme privatim sofort möglich. Dr. Levy.“

Also nicht ein Famulus, wie in dem Briefe an Gelert, sondern Dr. Levy selbst antwortete. Das Telegramm enthielt keine „Abschreckung“, sondern das Gegenteil, indem trotz der ausdrücklichen Anfrage: „Welche Kosten?“, der Kostenpreis mit Stillschweigen übergangen wird. Herr Reimers telegraphierte nun noch einmal am 18. d. M.: Dr. William Levy, Berlin. Erbitten Angabe ungefährender Kosten. Reimers.

Darauf kam selbigen Tages die Antwort: „Reimers Dabos-Platz. Etwa 1000 Mark pro Woche. Dr. Levy.“

Diese Antwort stimmt ganz genau zu dem an Herrn Gelert gelangten

Briefe, in dem pro Einspritzung 300 Mark gefordert werden. Nach dem Reichtum der Betreffenden hat Dr. Levy keinerlei Nachforschung angestellt, und er hat auch keinerlei Anhaltspunkte dafür gehabt, sie für reich zu halten. Kein einziger von ihnen ist tatsächlich reich.

Für die Wahrheit vorstehender Tatsachen übernehme ich jede Verantwortung. Hochachtungsvoll ergebenst R. Kleemann, Amtsrichter aus Hadamar, D.=L.=G. Frankfurt. —

Ferner wurde der „Kölnischen Z.“ gemeldet: Dr. Levy stellte vor einiger Zeit an eine Berliner Dame, die eine Privatklinik hält, das Ersuchen, alle in ihrer Klinik befindlichen Kranken zu entlassen und seine Patienten aufzunehmen. Levy erklärte wörtlich, er erhalte für eine Einspritzung mit Koch'scher Tymphe 300, sogar 500 Mark; die Klinikbesitzerin würde in kurzer Zeit durch ihn 50 000 Mark verdienen. Die Dame lehnte aber ab.“

„Das Ende des traurigen Liedes war, daß der weltberühmte Forscher Robert Koch urbi et orbi wissenschaftlich bis auf die Knochen blamiert war, so daß es erst jahrelanger Forschungen bedurfte, um in der internationalen wissenschaftlichen Welt überhaupt wieder ernst genommen zu werden! Und diese verhängnisvolle Ohrfeige hatte er seiner Vorliebe für jüdische Assistenten zu danken!“ *NSZ* 03, 100.

Als Levy“, sagte Liebermann von Sonnenberg in einem öffentlichen Vortrage 1/11 1891 „durch den Unwillen der Nation stuzig gemacht wurde, versuchte er Winkelzüge. Einer seiner Mitjuden verteidigte ihn sogar in den Zeitungen: da der ärztliche Beruf große Kosten verursache, müsse man diese wieder einzubekommen suchen. Als in den deutschen Ärzten das Standesbewußtsein sich gegen solche Niedrigkeit auflehnte und einige Zeitschriften dieses Benehmen scharf verurteilten, fand sich ein Ärzteverein in Königstadt Berlin, der mit allen Stimmen dem Levy das Zeugnis ausstellte, er habe korrekt gehandelt. Ihr Staunen, meine Herren wird aber schwinden, wenn Sie hören, daß unter den 113 Mitgliedern dieses



Arztevereins sich 111 Juden befanden. (Ah! Heiterkeit.)"

Bei Bagel S. 998 wird ein Dr. med. William Levy erwähnt, der \* 1853 Berlin, seit 85 als Chirurg bei dem Gewerkskranken-W. wirkte und viel schrieb.

Levy, William, Maler, Nordamerika. Uzi 1912.

Levy, Willh. (Wely). S: Südwestdtische Rdshau; Jnh. Südwestdtischer Verlag, Eoden, Taunus. \* 1877 Berlin. B: Badisches Dichterbuch 1902; 1 Denkmal dtischen Geistes 02. Rū 25.

Levy-Brühl, Lucien, Dr., Uß (Philos.; Geschichte), Ehrenlegionär. \* 1857. B: l'Allemagne depuis Leibniz; Jacobi la Conscience Nationale en Allemagne; (Aug. Comte). La conflagration européenne; Des Causes économiques et politiques, Paris 1915, F. Mcan (Eltan). Paris 7, rue Lincoln.

Levy-Thurmer, Lucien, Maler, Paris. Porträts: Rodenbach; Maurice ▼ Bloch; ▼ Dillivier u. a. Er erhielt Aufträge in Rußland, England, Amerika.

OWe 1907, 5: „Haltung und Redeweise des Mannes, wie Kolorit und Formbehandlung seiner Malerei sind so beschaffen, als wären sie jedermann freundschaftlichen Gruß und Händedruck. Nichts Einstädlerisches, Grüblerisches, seine Farbe und Charakteristik hat etwas von dem delikaten Charme Donardos, an dessen leis bestricendes Lächeln und vielsinnigen, rätselhaften Augenglanz mancher Kopf erinnert... Die Drehfuss-Affäre gab seinem ganzen Schaffen die bewußt gestaltende Richtung. Die Leidenschaften, die da aufgewühlt wurden, die Schmach und die Erlösung des Rechts ergriffen ihn stark, und seine Kunst bekam innerliche, tiefste Züge, den Ausdruck sozialen Empfindens. So schafft er heute unter Beeinflussung dieser Bestimmung, der menschlich-sozialen Gefühle, „für alle die da leiden.“

Levy-Dorn, Max, Prof., Dr., leit. Arzt des Röntgen-Röntgen-Laboratoriums des Rudolf-Wirchow-Krankenhs. \* 1863 Berlin. — E: Rfm. U. S. L. // Dorn. — Assistent bei Prof. Glud und bei Prof. ▼ Oppenheim. Berlin W 62, Kurfürstendamm 2. Deg 6. 1914.

Levy-Grünwald, Bürgermeister, Belfort. Schweizerbanner 1/2 1929.

Levy-Lenz, Lu., Dr., Berlin, Facharzt (Sexual und Frauen), B.-Charlottenburg, Uhornallee 51, Tel.: Westend 1063. Er hat seine Sprechstunden im Berliner Norden, Rosentaler Straße, und eine Privatklinik ebda, Dranienburger Str. 67.

In den Berliner Bedürfnisanstalten prangt ein Anschlag: „Hier erhältlich! Dr. med. Levy-Lenz. Wie schätze ich mich vor Geschlechtskrankheiten?“ — Endlich scheint der Jude die Stätte gefunden zu haben, wo seine Literatur am bequemsten bezogen werden kann. Mögen dem Dr. Levy bald die anderen Autoren folgen! Hoffentlich macht man jedoch die genannten Anstalten nicht zu Lesehallen! Nach dieser Richtung hin wäre eine Bedürfnisfrage entchieden zu verneinen. — BWC 3/4 1927.

L. ist auch verantwortlicher Schriftleiter der „Monatsschrift für Gewissenshaft, Recht und Kultur“, ein Blatt, das nicht für Juden, sondern für Arter geschrieben, arisches Massegefühl umnebeln soll. Unter der Aufschrift „Schwarzweiße Liebe“ wird über Ehen zwischen Deutschen und Negern gesagt: „Generell ist natürlich gegen eine Kreuzung von Schwarz und Weiß nicht das geringste einzuwenden, im Gegenteil sogar sehr zu wünschen, da so am besten die Rassenkämpfe aus der Welt geschafft werden.“ Der Freie 2/2 1930.

Levy-Lindner, Richard, Dr. med., Arzt, München. Der M. Beobachter, 22/3 1919 vermutet wohl mit Recht, daß sich Levy bald nur noch Lindner nennen werde.

Levy-Morelle, im Kriege Vorstand der deutschen Kartoffelzentrale in Belgien, später Teilhaber der Volkswirtschaftung L'Exploit, Brüssel, Bf 30/12 1920.

Levy & Müller, Stuttgart, Adlerstr. 43; Verlag: Jugendschriften, populäre und Geschenkliteratur. Jnh.: Magimilian L.; Prokurist: Dr. phil. Richard L. und Dr. Hilmar Schindler.

OWI 26/9 1914: „Geschäfte mit behördlicher Unterstützung. Schon einmal haben wir einen Fall in unseren Blättern gekennzeichnet, in dem ein Dresdener Warenhaus Rundschreiben an Behörden versandte, um diese zur Stimmungsmaße für das Warenhaus zu veranlassen. Damals kam sofort eine Verfügung an die Ortsbehörden, die jede Tätigkeit für das Warenhaus untersagte. Jetzt liegt ein ähnlicher Fall vor. Von dem Gemeindevorsteher in der Provinz Hannover erhalten wir folgendes ihm zugesandte gedruckte Rundschreiben:

„Euer Hochwohlgeboren!

Die ergebenst unterzeichnete Verlagsbuchhandlung erlaubt sich, Ihnen die Bitte zu unterbreiten, beifolgenden Prospekt mit Unterzeichnungsliste über ein bei ihr erscheinendes patriotisches Lieferungsmerk „Der Weltkrieg 1914“ einer geeigneten, ortsbekannteren Persönlichkeit, etwa einem Amts- oder Polizeidiener oder sonst einem zuverlässigen Gemeindeangehörigen, übergeben zu wollen. Der Betreffende, der die Unterzeichnungsliste in Ihrer Gemeinde von Haus zu Haus zirkulieren läßt und die Abgabe der bestellten Hefte besorgt, erhält für seine Bemühungen eine Vergütung von 10 Pfg. für jedes von ihm abgelieferte Hest. Gerade in jetziger schwerer Zeit dürfte dieser schöne Nebenberdienst manch waderem Manne willkommen sein. Im Hinblick auf den guten Zweck unseres Unternehmens hoffen wir, keine Fehlbitte zu tun. Wir danken Ihnen zum voraus für Ihre freundliche Bemühung und zeichnen hochachtungsvoll Levy & Müller, Verlagsbuchhandlung, Stuttgart, Adlerstr. 43.“

Levy-Mathenau, Josephine. B: „Dtische Frau im Beruf“, Rat schläge zur Berufswahl, 5. Teil des Handbuchs der Frauenbewegung von S. Lange und G. Wäumer, Berlin S 1910, W. Moeser. Sie redigiert: „Organ der Kunstfistellen für Frauenberuf und -erwerb.“

Levy-Walenski, Dr., Arzt, Uß (Neurologie), Paris. SPB 24/1 1930.

Levysohn, Arthur, \* Grünberg i. Schles. 23/3 1841, mos., später evang. ChR: Berl. Tageblatt; † 1905 in Berlin-Schöneberg, Moßstr. 66. O Hedwig Reichenstein, eb., 1845—02 Berlin. R:

1. S u s a n n e, \* Usnières 1870, Koraturfängerin, bis 04 Berlin, dann Schloß Falkeneck bei Koburg; O mit . . . .  
△ M i c h e l s.

2. S y l v i a Friederike Jenny Marie Philippine, \* Berlin 1876; O Berlin 24/12 1900 Gustav Meyersberg, Ingenieur aus Wien.

L. war verstedter Sozialdemokrat (OW 3/7 03, u. a.), Korrespondent der Kölnischen Z. in Wien und dann in Paris, wo er nach Ko. als „Mann der Aktualitäten“ mit Graf Taaffe (sd) und Bismarck (sd) in Konflikt geriet; er genoß aber „allgemeine Sympathie und Verehrung in den breitesten Kreisen“. Bei Ausbruch des Krieges 70 wurde er nebst seiner Familie aus seinem Wohnsitz Usnières getrieben. Sein jüngerer Br. Eugen fiel bei Bionville (De 7, 166). L. schrieb über Bismarck ein Vierteljahr nach dessen Tode, auf Grund der unzuverlässigen Veröffentlichungen von Busch, BT 25/9 1898: „Es ist ein Glück für das Gedächtnis Kaiser Wil-

helm I. und Kaiser Friedrichs, daß das Volksbewußtsein durch solche posthume Kritik nur in den seltensten Fällen beeinflusst zu werden vermag. Beider Fürsten Bild steht fest in der Geschichte, und die Anwürfe durch einen noch so genial veranlagten Giftmichel, der vor der Öffentlichkeit nur in Vasallengefühlen zu ersterben schien, — bleiben außerstande, das Gesamtbild zu beeinträchtigen, das sich die Nation von ihrem Wirken und Streben, von ihrem Tun und ihrem Wollen unabänderlich gestaltet hat. Die Monarchen haben schwerlich etwas durch diese hinterlistigen Verkleinerungsbestrebungen verloren, aber von Bismarck, der hier als Lokalitätshochler erscheint, läßt sich schwerlich dasselbe behaupten.“

Mit Bismarck's judaistischen Nachfolgern stand sich L. besser: „Bülow der Versöhner der Gegensätze, sandte ihm liebenswürdige Briefe und veranlaßte die Wiederzulassung der Harden'schen „Zukunft“ im Bahnhofsbuchhandel; beides übrigens auf den Rat der Presseabteilung des Auswärtigen Amtes“, Stein.

1891 schilderte ihn Erwin Bauer in Feilchenfelds Briefen an Teitelos: Die mittelgroße, kräftige, in Embonpoint schwebende Gestalt hat gesteckt in 'ner braunen Sammetjacke und in breiten Hosen aus hellgrauem Stoffe; das Haupt hat bedeckt ein dichtes, ein dunkelblondes Haar; ein schwacher blonder Bart hat ihm gesproßt im Antlitz und es schien, als strebe er vergeblich nach der Fülle der Demokratenbärte von 48; die Züge, in denen sich verschmolz entzündend unsere und germanische Art zu 'nem breiten, runden Antlitz mit 'ner deutschen Nase, zeigten Wohlleben und Genußfähigkeit und jene Überlegenheit, die ausgeht wie ein berausches Parfüm von berühmten Männern; in den Augen, deren Scharfblick hin und wieder verstärkt ward durch ein Pincenez oder eine Brille, sowie auf der Stirn lagerten Geist und Geschäftsklugheit, — kurz, die ganze Erscheinung hat geatmet die Worte: seht, wer ich bin; macht mir's nach, wenn ihr könnt! . . . Wie alle die Größen der Presse von unseren Leuten in Berlin, stammte auch dieser bedeutende Mensch geistig und litera-

risch aus Wien, wenn auch seine Wiege hat gestanden anderswo — in Grünberg oder in Meseritz oder sonstwo in unseren Geburtslanden. Vor Jahren war er gekommen herüber hierher nach Berlin, um zu bringen in die Höhe die Zeitung, deren Redaktion er hatte übernommen, — um sie zu machen zu 'nem Geschäftsblatte ersten Ranges, — und er hat gehalten Wort. Gott was für ein Mann! . . .“

Daß übrigens Arthur L. auch getauft war, kam erst spät ans Licht der Öffentlichkeit. Die StbgrZ hatte Juli 02 behauptet, sämtliche Redakteure des BT seien Juden: daraufhin berichtigte der verantwortliche Redakteur des BT, Dr. Grüttesin, von seinen 24 Mann seien 19 Christen.

Die StbgrZ schrieb dann 5/7: „Was es mit diesen christlichen Redakteuren des BT auf sich hat, möge folgende Tatsache beweisen. Bei der bekannten Flucht in die Öffentlichkeit des Staatssekretärs Freiherrn v. Marschall, [Prozeß Ledert-Bülow vom 2. bis 7/12 1896] trat auch der Chefredakteur des BT, Arthur L., als Zeuge, und zwar als eine Art Schutzzeuge des AA (sd) auf. Diesem Herrn war bekanntlich die Rolle vorbehalten, den Zeugen Kriminalkommissar von Tausch in den Verdacht des Meineides zu bringen und dessen sofortige Verhaftung von der Gerichtsstelle weg herbeizuführen. Als er als Zeuge in den Gerichtssaal gerufen wurde, spielte sich folgendes ab:

Präsident: Wie alt sind Sie?

Zeuge Lebsohn: 55 Jahre.

Präsident: Mosaisch?

Zeuge: Nein, evangelisch. (Bewegung und Heiterkeit im Zuschauerraum.)

Im ganzen Saal ist wohl niemand gewesen, der Arthur L. nicht für einen Juden gehalten hat, und wenn der Name dies noch nicht zweifelsfrei erkennen ließ, so ergänzte diesen Eindruck Gestalt und Bewegung des Zeugen L. Der Herr hat sich taufen lassen und nennt sich nun einen christlichen Redakteur. Das sind die christlichen Redakteure des BT. Welchen Wert die Behauptung des Dr. Grüttesin hat, daß von den 24 Redakteuren 19 Christen seien, wird durch diese kleine Szene im Moabiter

Schwurgerichtssaal zur Genüge beleuchtet“.

Ab und zu kamen sogar in L.'s Leitartikeln unüberlegte, von vielen peinlich empfundene Erleuchtungen vor, so am 29/8 1901: „Bei Protestanten und Katholiken handelt es sich um Personen von derselben Nationalität, die in gleicher Rechtslage Jahrhunderte hindurch nebeneinander gelebt haben, während der Jude einer anderen Klasse angehört.“

Der Hammer 1908 rief dem L. nach: „Er war gewiß ein geschickter Journalist, aber wir kommen nicht darüber hinweg, daß das *BT* gerade durch seine Mache zu den gefährlichsten Verwirrern des dtischen Geistes gehört. Man braucht nicht immer zu lügen, um falsche Anschauungen zu verbreiten. Schon dadurch, daß man Geringsfügiges und Bedenkliches hervorhebt und lobt, und andererseits Bedeutsames und Gutes verschweigt oder in falsches Licht rückt, läßt sich viel Böses anstiften. Und hierin hat das *BT* von jeher Hervorragendes geleistet. Die naiven Dtschen, die ihre Meinung nach diesem „Weltorgan“ bilden, merken meist garnicht, wie vielfach sie hinteres Licht geführt werden. Jedenfalls hat dieses Blatt immer ausgezeichnet verstanden, die jüdischen Interessen als die wichtigsten im Reiche hinzustellen und das dtische Denken und Empfinden gefährlich zu trüben. Daran ist auch L. nicht ganz unschuldig. . . .“

**Levysohn, Georg**, gebor. Mordecai Gumpel Leibe, aus der Familie Schnapper, 1730 Berlin — 97 Hamburg. Er war Talmudist, dann Arzt des Hospitals des Herzogs von Portland, London; später *UB* zu Upsala, übertrug er auf König Gustavs III. (1772—91) Wunsch seine englischen Schriften ins Schwedische; 81 wanderte er nach Dtschlnd, wo er seine Schriften ins Dtsche übertrug. Er betätigte sich auch philosophisch. *B*: Untersuchung über das Blut, dtisch, 82, Berlin. *Ue*: Der Mensch moralisch und physisch, Braunschweig, 97. *S*: „Arzte“, dtische Wochenschrift, Lübeck, 85; Die dtische Gesundheitsz., 86. *Ma*: Meassef [h: „Sammler“]. — *L*. fabrizierte Sauerbrunnen-Extrakte, antisyphilitische Pillen, Gesundheitschokoladen usw. und stand im Geruch eines Wundermannes, *De*; Landau; Scherbel; *IC*.

**Levysohn, Heinz**, Maler und Radierer von „Alt-Berlin“, Berlin. — *Uzi* 1912.

**Levysohn, Otto**, Geschäftsf.: C. Regenhardt, G. m. b. H., Berlin-Schöneberg. 1915.

**Levysohn, Salomon** Frederid, Leiter des Musikarchivs im *Kgl. Theater*, und des Studenten-Gesang-V.'s Kopenhagen. \*1858 ebda. — *E*: *Kfm. L.* // Salomonfen. — *O* Anna Glätsch. — *Er* übersezte *Opern* etc., z. *B.* Don Juan, Othello und schrieb Musikalisches für die Tagespresse, z. *B.* für das Morgenblatt.

**Levysohn, W.**, Grünberg (Schles.), Verlag, seit 1839. *Inh.*: Ulrich Levysohns Erben. Geschäftsf.: Aug.

Feder. — Ein *Dr. W. Levysohn* (1815—71) aus Grünberg wurde 48 *Abgeordneter* für die preußische Nationalversammlung. Er ist wohl Stammvater des Geschäfts.

**Lewaje**, j: Leichenbegängnis.

**Lewal**, franzöf. *General*, kandidierte öfter für den Kriegsministerposten. — *Österr.* *Bf.* 9/8 1885.

**Lewal**, von, gebor. Leon Ladislaus Schwesstein aus Warschau, erhielt 17/5 1881 den Koburg-gothaischen Freiherrntitel.

**Lewald**, aschenasische Juden, bereits Mitte des 18. jh. in Ostpreußen ansässig. Der 1. Uhn mit dtischem Namen war der Flußschiffer David Wehle (nach dem Orte Wehlau). Seine Enkel, die sich Samuel Markus und Lewin Markus (\* 1805) nannten, begründeten 2 Linien, die später bei der Emanzipation eine Rolle spielten. 1811 nennt man sich plötzlich: Lewald. Ein Sohn von Samuel Markus hieß Aug. Lewald. Der bekannteste Sohn des Lewin Markus war Stadtverordneter David Lewald, 1787—46. Er besaß ein großes Weingeschäft in der Aneiphöfischen Langgasse zu Königsberg und war verheiratet mit Sibora Uffur, 1790—41. Ihr Bruder, ein Arzt in Hamburg, nahm beim Übertritte zum Christentume den Familiennamen Uffing (fd) an. Er war verheiratet mit Rosa Marie Barnhagen von Ense, einer Schwester August Barnhagens, dadurch wurde er ein Schwager der Rahel und Vater der Ludmilla Uffing.

David Lewald's Kinder:

1. Fanny Lewald, 1811—99, *O* 54 Prof. *Ad.* Stahr (05—76).

2. Otto Lewald, 1813—74, *IN*, *O* 51 Althaus (26—84). Er gehörte zu den Verteidigern jener Polen, die zusammen mit den Juden den Aufruhr von 48 angezettelt hatten. Kinder: a) Martha, *O* Prof. Conheim, Leipzig. b) Felix Lewald, *Wirkl. Geh. R.*, Direkt. i. Finanzministerium, Präsident, Berlin, *O* 96 Jansen, \* 66 (Emil Roland); — Kind: aa) Otto Günther 01. — c) Otto Lewald, *Dr. jur.*, *Ob.-Reg.-Rat*, Erfurt, — d) Theodor Lewald, \* 60, *Dr. jur.* kaiserl. *Geh. Ober-Regierungsrat*; *Dir.*, Reichsamt des Innern; stellvertr. Bevollmächtigter zum Bundesrat; *Präs.* des Kuratoriums d. *Physikalisch-Techn. Reichsanstalt*. Ehrendoktor der Rechte (Univ. Madison), *ao. Mitgl.* d. *Dtsch. Autom.-Klubs* u. d. *Pro-Klubs*, Berlin.

War Reg.=Referendar zu Kassel, Uffesfor beim Oberpräsidium Potsdam, seitdem im Reichsamt des Innern; 1900 stellvertr. Reichskommissar für die Weltausstellung zu Paris, 1904 Reichskommissar für die Weltausstellung von St. Louis, empfahl Abschaffung der Deutschen-(Fraktur-)Schrift. (Roter Adlerorden 2. Kl. mit Eichenlaub.

W3 am Mittag 30/6 1930: „Lewald-Ehrung. Die harmonische Abschlußfeier und Preisverteilung in Berlin gipfelte in einer verdienten Ehrung des langjährigen Präsidenten des Dtschen Reichsausschusses, Erz. Lewald, der demnächst seinen 70. Geburtstag feiert. Mit Helene Mayer an der Spitze marschierten alle Kampfspielfieger und eine unabsehbare Schar Jugendlicher, 2000, in die Bahn ein, wo Deutschlands bedeutendste Fechterin durch Überreichung eines Blumenstraußes und in einem Spruch Lewald als Förderer der Leibesübungen begrüßte. Danach widmete der Oberbürgermeister von Breslau der Erz. Lewald herzliche Worte der Anerkennung und überreichte ihm ein kunstgeschichtliches Werk der Stadt, eine Ehrung, die vorher nur Dr. Edener und dem Kardinal Bertram zuteil geworden ist. Der preußische Minister für Volkswohlfahrt, Girtlesier, würdigte die kulturelle Bedeutung der Kampfspiele, mit Rücksicht auf die Auslandsdeutschen, und überbrachte Lewald die Glückwünsche der Regierungen zu seinem gelungenen Werk, ehe Staatsminister a. D. Dominicus ein dreifaches Hoch auf den Präsidenten ausbrachte. Dieser dankte mit schlichten Worten und gab seiner Freude über den gelungenen Verlauf der Veranstaltung Ausbruch.“

3. Moriz Lewald, 1815—46, Arzt Tiflis.

4. Klara Lewald, 1817—?, O 47 Dooß, Königsberg i. Pr. — Kinder, a) Jenny Dooß, \* 1850, b) Anna Dooß, \* 52.

5. Wilhelmine Lewald, 1821, O mit David Minden, Gutsbesitzer. — Kinder: a) Elisabeth Minden; b) Heinrich Minden.

6. Elisabeth Lewald, 1823—09; 47 O Louis  $\Delta$  Gurlitt, Prof. Maler 1812—97. — R: a) Otto Gurlitt, 1848—05, Mitinhaber der Bank: „G. and Mandelkann“, London; O Roge Poëtt. — b) Cornelius G. (fd), c) Friedrich G. (fd), d) Lu. G. (fd), e) Elisabeth \* 1856, f) Hans, \* 1857, O Lehmann; Besitzer des Café Metropole, Hamburg.

7. Maria Lewald, \* 1825, Berlin. †.

8. Henriette Marie Ottilie Lewald, \* 1826, Berlin. †.

Die Lewalds verdanken ihr Aufblühen, wie die redselige Tante des Prof. Gurlitt, Fanny L. (fd), in ihren öden „Lebenserinnerungen“ 1860 mitteilte, den Kriegsgeschäften von 1813, wo mit den beginnenden Durchmärschen der Franzosen nach Rußland „eine sehr bedeutende Epoche für den Kaufmanns-

stand begann“. Wenn das Land auch von der Last völlig ausgezogen und fast erdrückt war und in den Städten große Teuerung herrschte, so hätten doch die, die etwas zu verkaufen hatten, „die höchsten Preise nehmen“ können. [Zu dieser jüdischen Auffassung hat sich dann unter dem ungehemmten Einfluß Juda's allmählich der größte Teil des deutschen Volkes herunterziehen lassen.] Infolgedessen blühte der Vater mächtig auf, und die Brüder hatten neben der früheren Expedition angefangen, „ein bedeutendes Geldgeschäft zu betreiben.“ So konnte man mit einer gewissen Befriedigung auf die Zeit der Fremdherrschaft zurückblicken, da sie ein „volleres und frischeres Leben“ brachte als die folgende Epoche mit ihrer „stumpfen Ruhe“.

„In den jüdischen Familien befand man sich obenein gegenüber der französischen Invasion in einem sehr erklärlichen Zwiespalte... In Frankreich und wohin die französische Herrschaft sich ausbreitete, waren die Juden emanzipiert, in Preußen lasteten Unsicherheit und Verachtung auf ihnen. Es ist also natürlich, daß in jener Zeit sich in vielen Juden die Frage regte: ob Freiheit unter einem fremden Herrscher nicht der Knechtschaft unter einem heimischen Fürsten vorzuziehen sei? Mein Vater wußte die französischen Institutionen, so weit sie den Juden zustatten kamen, sehr wohl zu würdigen. Die Lebhaftigkeit der Franzosen sagte ihm daneben zu, ihre Sprache war ihm geläufig, und er hegte für Napoleon, dem er beiläufig sehr ähnlich sah, eine Sympathie, die sich ganz auf den Kaiser als Person bezog. Ein blinder Verehrer des Kaisers war er nicht, aber ich kann es mir nicht denken, daß er in jener Zeit ein leidenschaftlicher preußischer Patriot gewesen sein sollte. Vorliebe für ein Land zu empfinden, nur weil er zufällig in demselben geboren worden, oder ein Herrscherhaus besonders zu lieben, bloß weil es das Land besaß, in welchem er geboren worden, das lag nicht in seiner Art.“

Theodor L., zweifellos der erfolgreichste Sprößling dieser Judenfamilie, hat die Deutschgeborenen schon bei seinem ersten größeren öffentlichen Auf-

tritt — Weltausstellung St. Louis 04 — nicht befriedigt und seitdem oft daneben gegriffen, ohne daß freilich sein rascher Aufstieg dadurch beeinträchtigt worden wäre. Er war in der Tat der richtige Mann, um sich vor Amerikanern über die Deutschen im Auslande auszulassen. DZ 1904 (DfBl 2/7): „Mr. Ljuäld. Mit diesen Lauten in St. Louis ange-redet zu werden, ist sicher dem Geheim-rat Lewald, dem alle „Deutschtümelei“ aus der Seele zuwider ist, eine beson-dere Ehre. Und der Amerikaner tut ihm den Gefallen, achtet er doch nicht einmal den deutschen Familiennamen, sondern verlauderwälscht ihn auf seine Art. Was will Mr. Ljuäld schließlich auch mit einem deutschen Namen? Die Wiege seiner Ahnen stand in den Ge-filden, wo die seiner Tante Fanny L. stand, der Vollblutjüdin, die sich mit 17 Jahren taufen ließ. Es gibt das Blut, die Art sich zu erkennen.“

Graf L. ΔReventlow gab 15/3 1905 im Reichstag den deutschen Gefühlen richtigen Ausdruck: „Bei der nordame-rikanischen Weltausstellung haben un-sere Kommissare unsere Befürchtung ge-rechtfertigt, daß deutsches Empfinden, deutsches Nationalgefühl vielleicht nicht ganz bei ihnen auf der Höhe stehen wür-den. Speziell Lewald hat sich in einer öffentlichen Rede zu einem Kosmopolitismus hinreißen lassen, der ganz und gar nicht mit der ihm anvertrauten Ver-tretung deutscher Interessen harmo-nierte.“

Lewald, August (Waller), 1792 Königsberg — 71 Mün-chen. Sein Vater, Rfm. Samuel Martus, starb früh. Seine Mutter war eine geb. Eichel aus Kopenhagen, Schw. des mit Mendelssohn befreundeten Talmudisten Jsaak Eichel. August sollte Kaufmann, wollte aber Maler werden, und wurde, zum Militär eingezogen, krank, mit Urlaub auf unbestimmte Zeit. „13—15 machte er aber als Sekretär des russischen Barons Rosen den Zug nach Frankreich mit; zurückgekehrt blieb er in Frankfurt mit dem Baron, der russischer Resident in der freien Stadt und Generaldirektor sämtlicher rus-sischen Spitäler in Dtschld geworden war; er reiste mit ihm nach allen Richtungen, kam in vornehme Birkel und trennte sich endlich in Schlessien von A., auf dessen Heimreise nach Rußland. Ein näheres Bekanntwerden mit dem Lustspieldichter Schall in Breslau, ein Ju-gendbündnis mit Holtei, näherte ihn dem Theater“, J. V. Lewald schauspielerte, schrieb und wurde Theaterdirektor. In Nürnberg, Bamberg, Hamburg, Paris und München gehörte er dem „Jungen Dtschld“ an und gründete in Stuttgart die Zeitschrift Europa, die sich 10 Jahre hielt und auch Beiträge von dem Freunde H. Heine hatte.

35—37 gab er die Allg. Theaterrevue heraus, lebte ab 41 auf recht großem Fuße in Baden-W., verteidigte in Wien 47 mit dem Revolutionär Crelinger die Polen, die Posen und Westpreußen durch Verschönerung von der

Monarchie losreißen wollten (Treitschke 5, 563) und zog mit der Revolution 48 nach Frankfurt. „Dort entfaltete er sich in den politischen Blättern, auch durfte er, auf gewichtige Empfehlungen hin, während des Tagens des Reichsparlaments an das Kabinett des künft. Königs Wilhelm Berichte einsenden, die ihm 49 außer reich-licher pekuniärer Entschädigung die Berufung als Re-gisseur der Hofoper an die Stelle von Krebs brachten. Seine frühere praktische Tätigkeit kam ihm in diesem neuen Amte sehr zu statten. Die erste bedeutendere Sze-nierung, die Lewald vornahm, war die zum ▼Propheten (51). Kaum jemals zuvor hatte man auf der Hofbühne solchen Pomp der Ausstattung erlebt; besonders groß-artig war der Krönungszug arrangiert und das Gisfest der Schlittschuhläufer. Die elektrische Sonne war da-mals etwas ganz Neues. Nicht minder übte das zusam-menstürzende Schloß im letzten Akte eine imposante Wirkung aus. Die Massenverwendung der Komparferte auf der Szene wurde erst eigentlich mit dieser Oper bei uns in vollstem Umfange eingeführt.“ Palm.

60 wechselte er vom Protestantismus, den er in der Jugend angenommen hatte, zum Katholizismus; er pri-vatisierte zuletzt in München, und hat viel geschrieben, u. a.: Diban; Aquarelle aus dem Leben; Memoiren eines Bankiers, 37; Theaterdamen, 44; und allerlei Ultramontanendes. Er war der berühmteren Fanny L.'s berühmter Vetter und ein Vorgänger Hadländers! Ein Porträt von ihm lieferte Gutzlow in den „Öffent-lichen Charakteren“.

Man rühmt L. nach, das tendenzlose Feuilleton in der Weise etwa Jules ▼Janins in Dtschld geschaffen zu haben, jedenfalls besaß er ein angenehmes Plauder-talent und war auch der harmlosen Erzählung einiger-maßen gewachsen, Gutzlow charakterisierte ihn, der in Stuttgart 1835—1846 die Zeitschrift „Europa“ heraus-gab, in den „Rückbliden auf mein Leben“ ausführlich: Im wesentlichen spekulierte er nur. — Bartels, Dt. Lite-raturgesch. II, 342.

Lewald, Emmi, geb. ΔJanzen (Emil Roland). \*1866 Oldenburg. O ▼Wirkl. Geh. Ob.-Finanzrat Fe-liz L. R. Otto Günther, 01. S: Unsere lieben Deut-nants, 88; Gesch. eines Mädchens; Heiratsfrage; Der wunde Punkt, Verlag Georg .Stilke, Hofbuchhändler des Kronprinzen.

Geißler: „Und was sie erzählt, ist in 1000 Varia-tionen vor ihr erzählt worden: es ist die abgeschliffene Art der gebildeten Frau, die zufällig in die Literatur sich fand, aber ganz und gar ohne den Ehrgeiz, eine Bude auszufüllen.“ — Die „Deutnants“ machten un-gerechtfertigtes Aufsehen. Emmi L. ist im Vorstand des Dyzeeumklubs, des dtschen Frauenklubs und des S.'s der Künstlerinnen. 1916.

Die L. verfaßte außer den Romanen: Sein Ich, Sylvia, Lebensretter, Hausbrot des Lebens, Magnetberg, Die Wehrlosen, Rosen vor der Tür, auch Gedichte, Ro-bellen und „Italienische Landschaftsbilder“. Bartels, DZ 3, 831.

Lewald, Ernst Anton, Dr. phil., # 1816 in Heidel-berg. E: Bankhändler David Levi, der 1805 in Hannover Konkurs machte und dann als Levi Lewald nach Pont à Mousson übersiedelte. — Br: August, gef. 1813.

Lewald, Ernst Friedrich Max, Dr., †1919 Krietern (Breslau). Landrat von Rawitsch, 1891 als „Kanalrebell“ z. D. gestellt; 92 Ober-Reg.-Rat Breslau, 95—01 Mgl. d. Abg.-S. und der Konservativen, wurde unter Minister Bethmann-Hollweg Polizeipräsident für Berlin-Nichtenberg und später Breslau. — L. gestattete im Gegensatz zu arischen Polizeipräsidenten das öffentliche Auftreten von R e g e r n. Wir persönlich haben gar nichts gegen Reg er, die von den Juden ebenso ausgebeutet wie wir, nur unsere Leidensgenossen sind, — aber wir wollen gerade deshalb sie nicht so würdelos bloßgestellt sehen und die damit unwillkürlich verbundenen Unzuträglichkeiten sel-ber erdulden oder sie erdulden lassen. Eher mag man von den Juden später, wenn sie erst alle in W a d a g a s l a r interniert sind, ein paar Stüde nehmen und sie der Welt zur Belehrung vorführen, wie dies grau-samste menschenfresserische Geschöpf ausgesehen hat, das

zwei Jahrtausende lang lauter Höllen um sich verbreitete, wohin immer es kam; aber der Neger darf als Mensch unter keinen Umständen der Menge zur Befriedigung ihrer Schaulust preisgegeben werden.

**Lewald, Fanny**, 1811 Königsberg — 1889, Kusine von August L., schrieb radikale Romane, die vor allem von der Sand die Tendenz übernahmen. Fanny hat, als Nebenbuhlerin der Hahn-Hahn nicht bloß auf literarischem Gebiet (der seinerzeit berühmte Politiker Heinrich Simon, ein Vetter der Lewald, war mal Geliebter der Hahn-Hahn), die literarische Weise der Gräfin in der „Diogena“ aufs bitterste parodiert; aber ihre eigene rein verstandesmäßige Art ist auch nicht sehr erfreulich und heute noch weniger genießbar. Sie begann mit „Clementine“ (1842), einem Beitrag zur Frauenfrage, behandelte 1843 in der „Fenny“ im Anschluß an die Ehegeschichte des auch als Dichter hervorgetretenen Königsberger Arztes Dr. Ferdinand **Falkson** (1820—1900) die Judenfrage oder genauer das Thema der jüdischen Mißhehe mit der üblen jüdischen Überhebung und Sentimentalität, doch nicht ohne einige gute jüdische Porträts zu liefern, und gab im „Prinz Louis Ferdinand“ (1849) einen mäßigen historischen Roman, in dem **Rahel** als tragische Liebhaberin des Prinzen vorgeführt wird. Ihre großen „Wandlungen“ (1853) und „Von Geschlecht zu Geschlecht“ (1864) sind durch und durch tendenziös, namentlich der letztere No, der das Versinken eines Adelsgeschlechtes und das Aufkommen einer Judenfamilie darstellt. Von ihren späteren Werken seien das „Märchen von Hela“, „Erlsferin“, die italienischen Romane „Benedikt“, und „Benvenuto“, ihr Spätroman „Die Familie Darnier“ (1887) genannt. Auch schrieb sie viele Reisebeschreibungen (u. a. die sehr bezeichnenden „Erinnerungen 1848“, wo sie auf „Revolution“ reiste) und langsamig „Meine Lebensgeschichte“, ist aber doch, trotzdem sie wie **Rahel** für Goethe schwärmte, seinen Stil nachahmte und **Adolf Stahr** heiratete, die deutsche **George Sand** nicht geworden. Ihr jüdischer Verstand wird einem, wenn man mehr von ihr liest, zuletzt ganz unleidlich, obwohl man sich nicht verhehlen kann, daß sie in manchen Dingen gut und richtig sieht, 1870—74 erschienen von ihr 12 Bände „Gesammelte Werke“. **Wartels**, Dt. Literaturgesch. II, 358.

„Von seinem Freunde **Hermann Hettner** hatte **Gottfried Keller** eine Empfehlung an das 39jährige Fräulein **Fanny Markus** aus Königsberg mitbekommen, die unter dem rasch berühmt werdenden Namen **Fanny Lewald** in wortreichen Romanen für die Befreiung des Weibes kämpfte, seit 1846 in Berlin hauste und auf die Freiheit ihres Liebesbundes mit einem nach neuen Idealen ausschauenden Familienvater und oldenburgischen Gymnasialprofessor **Adolf Stahr**, den sie in Rom kennengelernt hatte, sich nicht wenig einbildete. Auch zu **Fanny Lewalds** Salon fand **Keller** spät den Weg, und die Eindrücke von Anmaßung und eitlen Getue, die er dort empfing, ließen ihn sich bald wieder zurückziehen“, **Gottfried Kellers** Briefe, S. 175. s. auch **Lewald-Stahr**.

**Lewald, Ferdinand**, Erzellenz, \*1846; Großvater: **David Lewald** // **Jettchen Uffler** aus Warschau. Ruhestand 1913. Er ist **GM**; Präses des Verwaltungs- und Vorsitz der Kompetenz-Gerichtshofes, **Mgl.** der 1. und 1. Vizepräses der 2. Kammer. Dr. h. c. (Freiburg), mit Abhaltung von Vorlesungen „betraut“. **Karlsruhe**, nördl. Bildapromenade 15. 1915.

△ **Lewald, Hans**, Dr. jur., **UP**, **Ausanne** und **Frankfurt a. M.** \*1883 **Leipzig**. **E: GJM L., NY** am Reichsgericht. **Dresd.** **Anz.** 29/1 1915.

**Lewald, Heinrich**, **MA** und **Notar**, **Dreslau**, betrog 1888 seine Klientin, Gräfin v. **Wartensleben**, geb. Prinzessin **Iba v. Schönburg** und **Wartensleben**; er ertränkte sich aber vor der Gerichtsverhandlung in der Oder. — **UC** 16/4 88: „Kann unser hoher Adel wirklich keinen besseren Sachwalter finden als Juden?! — Ob **MA L.** ein Verwandter der schreibseligen **Fanny** ist, wissen wir nicht.“ **WM**.

**Lewald, Henriette**, **Ue: Engl.** **Berlin** 1859. **Pa.**

**Lewald, Karl**, **JM**, Reichsgerichtsanwalt, **Simonstr. 2**, **Leipzig**. **MA: Obergheinische Bank**, **Mannheim**. 1915.

**Lewald, Otto**, Dr. jur., **DM**, #, **Kassel**. 1902 **O** **Margarete v. Moon**; **R:** mehrere. **Mgl. Graf. Kal.** **Gotha** 1916, 805. **WM**.

**Lewald, Robert**, \*1874, Chemiker, Lithograph und Banknotenfälscher. **Presse**, **Thorn** 7/6 1914: Vor dem Bezirksgericht **Warschau** hat ein sensationeller Prozeß begonnen. Die 70 Angeklagten sind internationale Fälschmünzer, die seit Jahren Drei-, Fünf-, Zwanzig- und Hundert-Rubelscheine in den verschiedenen Großstädten Sibiriens sowie in **Nizza** und anderen Orten **Frankreichs** fabrizierten und über eine halbe Million Fälskfikate in Umlauf setzten. Die Hauptangeklagten sind: **Robert L.**, von angenehmem Äußern; seine Geliebte, die hübsche **Warschauerin Wolodzko**; weiter **Siemierow (?)**, ein reicher Hausbesitzer, Bankdirektor und Herausgeber des **Wladowieschtschenski Dunawitsch**, eines russischen Kalenders; seine Geliebte ist die 22jährige bildhübsche **Sajapina L.** und die **Wolodzka** wurden in **Paris** verhaftet und nach **Rußland** ausgeliefert. Von ca. 500 Zeugen sind bisher nur 90 erschienen. Im **Gerichtssaal** sind 23 Advokaten zur Stelle. **Anklageakten:** 240 Druckseiten. **WM**.

**Lewald, Theodor** **Bewy**, Zahnarzt, **Braunschweig**, **Berner Str. 1**, erhielt 1920 den Namen „**Lewald**“, **i. Reichs-Anzeiger**.

**Lewald-Stahr, Fanny** (**Jduna; Adriana**) **Frauenrechtlerin**, 1811 **Königsberg i. Pr.** — 89. Kusine von **August L.** (sb); mit 17 Jahren #, um einen evangelischen cand. theol. heiraten zu können, der aber starb. Ihr 1. Roman „**Clementine**“ erschien 42; der 2. „**Fenny**“ behandelte die Judenfrage. 45 zog sie nach **Italien**, wo sie den schon verheirateten **Adolf Stahr** kennen lernte und 54 heiratete. 47 gab sie die Satire „**Diogena**“ anonym gegen Gräfin **Hahn-Hahn** heraus — es spielten da, wie auch **R. M. Meyer** berichtet, außer dem Haß gegen die Aristokratin persönliche Elemente mit, da **Hahn-Hahn** den von der **L.** verehrten **Heinrich Simon** für sich reklamiert hatte. In **Adolf Stahr**, dem man auch **Judenblut** nachsagt, fand die **Lewald** den rechten Gefährten — beide gaben einander an Eitelkeit wenig nach, man vergleiche die köstlichen Anekdoten in **Gottfried Kellers** Briefen. „Möge Dich der Himmel nur vor zu häufigen Begegnungen mit dem **Herrn Fanny Stahr** schützen, der buchstäblich mit Phrasen ausgestopft ist, wie eine Matraze mit **Roßhaar**“, schreibt sogar **H. Vorm** 1861.

Der nächste Roman von **L.** „**Prinz Louis Ferdinand**“ ist **Simon-Glorifikation** und wertlos; in vierbändigen „**Wandlungen**“ führt sie den Untergang einer aristokratischen und das Aufkommen einer jüdischen Familie vor, — Vorläuferei von **Thomas Mann**! Sie wollte die dtische **George Sand** werden,

es ist ihr nicht gelungen, da alle Haupt- sachen fehlten: Selbst Kohut spricht von ihrem klügelnden, wägenden Verstand und ihrer leidenschaftslosen Nüchtern- heit. Ihre 6bändige Lebensgeschichte erklärte Hebbel für die einzige Selbst- biographie, die er nicht habe auslesen können: „herz- und phantasielos; dabei eine Wichtigtuerei sondergleichen. Wenn man das wäre, was die zu sein glaubt! Das Schubart'sche Caplied hält sie für ein Schubert'sches. Ihre Schulzeugnisse werden mit abgedruckt.“ Bei Lebzeiten hat die L., deren Produktion umfang- reich ist — ihr letzter großer Roman heißt: „Familie Darner“ — trotzdem eine Rolle gespielt. . . . „Sonntag Un- ter den Linden sah ich auch einige Ber- liner, wenn man will, dt'sche, selbst euro- päische Größen: Fanny L. mit langem weißen Lockenhaar . . . mit dem scharf- geschnittenen großen Gesicht, den geist- vollen Augen, der kleinen untersehten Figur und dem nachlässigen Anzug sah sie aus wie die Frauenemanzipation selbst“, Vulthaupt, Briefe, (Oldenburg 1912) 29/11 70.

Sie schrieb ferner: Benedikt, No; Ben- venuto, No. aus der Künstlertwelt; Le- bensbilder; Erinnerungen 48; Leo, Memoiren des Friedr. Freiherrn v. d. Trend; Josias, Gesch. aus alter Zeit; Nella; Emporkömmling (5 Bde.); Weih- nachten. — Sie hatte geistige Beziehun- gen zu dem Großherzog Carl Alexander von Weimar, ist aber nach ihrem Tod schnell vergessen, obschon Lu. Geiger noch „Gefühltes und Gedachtes“ von ihr herausgab.

Zu der F.=Dewald=Strasse in Berlin, sagte die Wahrheit, Jan. 1913: „Es wäre gar nicht einmal so ausgeschlossen, daß wir später auch eine Roda-Roda-, Jsidor-Witkowskij- oder Walter-Mathe- nau-Strasse erhielten. Dann erst hat Großberlin erreicht, was Magistrat und Stadtverordnetenversammlung mit al- len Machtmitteln anstreben — es ist das wahre Paradies geworden. Hat aber Goethe sein Leipzig ein Klein-Paris ge- nannt, so würde man dann für Spree- Athen keinen treffenderen Namen fin- den können als Neu-Jerusalem.“

Fanny's Bild hängt sogar in der Na- tional-Galerie, Berlin. Kaiserling,

245, bringt einiges aus ihrem Leben, Lieben und Glauben: „Das Bekenntnis, das die von Liebe geblendete 17jährige Jungfrau bei dem Religionswechsel ab- legte, nennt sie selbst in ihrer Autobio- graphie „ein trauriges Muster von Schwungvollem Jesuitismus“, sie erklärt es für die einzige Lüge, die sie in ihrem Leben gesagt habe. Auch bereute sie tief diesen Schritt, da sie sich mit den ihr unfassbaren Dogmen des Christen- tums nicht versöhnen könne. Obwohl äußerlich dem Judentum abgewendet, fühlte sie sich doch immer als Jüdin und bewahrte ihren Stammesgenossen noch stete Treue und Anhänglichkeit. Von ihrem Erstlingswerke an hat sie, wie sie in der Selbstbiographie äußert, in allen Arbeiten es als ihre Aufgabe erachtet, direkt und indirekt gegen die Vorurteile der Deutschen und für die Emanzipa- tion der Juden einzutreten, und noch in einem ihrer letzten Romane lieferte sie in einem würdigen Wilde des jüd. Geistes- und Familienlebens einen wert- vollen Beitrag dazu . . . Einer ihrer besten Romane ist „Jenny“, in den sie einen Teil ihrer eigenen Lebenserfah- rungen niederlegte. Wie sie einst, liebt Jenny einen in der krassesten Ortho- dogie befangenen Kandidaten der Theo- logie, dem sie aus religiösen Skrupeln entsagen muß. Später wird sie von der Liebe eines Grafen besiegt, der ihr mit würdevoller Konsequenz alle Standes- und Religionsvorurteile zum Opfer bringt; sie verlobt sich mit ihm, aber wenige Tage nachher fällt er in einem Duell, und Jenny stirbt an gebroche- nem Herzen. Jennys Bruder Eduard, ein talentvoller Arzt, liebt die Tochter eines reichen christlichen Bankiers und wird von ihr wieder geliebt; aber die Gesetze des Staates, die dem Juden nicht gestatten, als Universitätslehrer und Professor aufzutreten, verbieten auch die Ehe zwischen Juden und Christen, so rein Eduards Liebe ist, kann er sich doch nicht entschließen, das Judentum zu verlassen, er hält es für seine höchste und heiligste Pflicht, für die politische und soziale Emanzipation seiner Glau- bensgenossen zu wirken. Die Dichterin hat in diesem Romane ein treffliches Gemälde der entwürdigenden gesell-

schastlichen Stellung der Juden gegeben, zugleich auch ein lebendiges Bild des schönen und wahrhaft erhebenden jüdischen Familienlebens entworfen. „Jenny“ wurde zur Zeit viel gelesen und hat dazu beigetragen, manche Vorurteile gegen die Juden zu vernichten.“

Treitschke 5, 387: „Ganz im Geiste der demokratischen Aufklärung schrieb Fanny L., eine vielseitig gebildete ostpreußische Jüdin von Klarem, gradem Verstande, arm an Phantasie, mehr zur Kritik befähigt, und zum sicheren Beobachten als zum künstlerischen Gestalten, dabei menschenfreundlich, treu bemüht um die geistige und wirtschaftliche Hebung des weiblichen Geschlechts, bürgerlich achtbar und wohlhänständig. Nur zuweilen verriet sich bei ihr eine dem dtischen Gemüte unverständliche Empfindungsweise; ganz unbefangen erzählte sie, wie ihr hochberehrter Vater nach dem Rückzuge der Franzosen aus Moskau den elenden Flüchtlingen das in Rußland geraubte Kirchensilber abgekauft und in seiner Silberschmelze verjüngt hatte. In dem Tendenzroman Jenny verfocht sie die Emanzipation ihrer Stammgenossen, nicht ohne Geschick, aber auch nicht ohne gemachten und gezierten Judenschmerz; sie besaß das Talent, alle Dinge nur von einer Seite zu sehen, — jene gefährliche Gabe, die die Juden zu so brauchbaren Rechtsanwältten macht. Wenn die Verlobung ihrer freigeisterrischen, ohne Erfolg getauften Heldin mit einem gläubigen, evangelischen Theologen noch zur rechten Zeit wieder auseinander ging, so war dies doch sittlich notwendig, heilsam für beide Teile, durchaus kein Beweis christlicher Unduldsamkeit; und wenn diese reiche Jüdin schmelzend klagte: o Vaterland süß, Vaterland mein, könnt ich nur im Tod vereinet dir sein — so hatten die christlichen Deutschen auch dies nicht verschuldet, sie verwehren ihr ja keineswegs nach Palästina heimzukehren.“

Bei Hinrichsen bezeichnet sich Fanny L. selbstgefällig als eine der fruchtbarsten Botinnen vom Parnak, zugleich auch eine der geachtetsten, und letzteres mit Recht; denn nicht allein ein glänzender Stil und ungewöhnliche Gestaltungs-

kraft, sondern auch tiefes Gemüt sind die Signatur ihrer Schöpfungen. Hauptwerke: Italienisches Bilderbuch (47); Erinnerungen 48; Meine Lebensgeschichte; Osterbriefe für Frauen; Für und wider die Frauen; Die Erlöserin 73; Auf roter Erde (75); Dtsche Lebensbilder; Treue Liebe; Im Abendrot“ u. a.

Die L. hat ihr Judenblut nie verleugnet, wie ihre radikalen „Erinnerungen aus 1848“ beweisen. Die dtische Dichterin machte sich damals nach Paris auf, um die Revolution aus nächster Nähe, gleichsam als Theater zu genießen, und pilgerte aus denselben Gründen auch noch nach Berlin und Frankfurt a. M. „Eine neue Ara beginnt. Was wird sie den Franzosen bringen? Mord und Guillotine? Eine kurze Epoche der Freiheit und neue Tyrannei? — Ich kanns nicht glauben. Mörderische Kriege, blutige Kämpfe kommen mir unmöglich, kommen mir undenkbar vor, nachdem man die Idee des Sozialismus, der brüderlichen Menschheitsvereinigung, im Leben zu verwirklichen versucht hat. Jemand totschlagen, weil er nicht unserer Meinung ist, oder weil er diesseits und wir jenseits des Flusses wohnen, weil wir andere Sitten, andere Sprache haben, das alles wäre doch zu traurig bei dem jetzigen Kulturzustande. Der Krieg gebildeter Völker untereinander ist der letzte Rest tierischer Roheit und muß verschwinden von der Erde. Ich glaube an die Menschheit, an die Zukunft, an das Bestehen der Republik. Schöne Hoffnungen, glorreiche Erinnerungen knüpfen sich an den männlichen Klang dieses Wortes. Mehr als je zieht es mich nach Paris [etwa wie die Hyäne durch den Todeschweiß des königlichen Wildes angelockt wird]. Ich möchte sehen, wie ein Volk sich einrichtet, wie es sich den Staat gestaltet, nachdem es sich reif erklärt zu freier Selbstbestimmung. Welche Eindrücke stehen uns in Paris, diesem ewig klopfenden Herzen Europas, bevor.“

Hanslid (1, 249), suchte sie 1855 in ihrer Häuslichkeit auf: „Fanny und ihr Gatte Adolf empfingen uns sehr artig und geistreich, ohne uns einen besonders sympathischen Eindruck zu machen. Sie



bewunderten einander gegenseitig und außerdem jedes auch sich selbst auf eigene Rechnung.“

B. ▼Auerbach ging 25/10 76 nach dem Tode des Gatten zu ihr: „Ich fand die sonst so starke feste Frau ganz zermürbt und natürlich noch sehr angegriffen von den Anstrengungen der Krankenpflege. Die absolute Einsamkeit, in der sie nun lebt, ist erdrückend. Die beiden hatten nach einem Kampfe der ungeheuerlichsten Art eine in Wirklichkeit ideale Liebeshege geführt und — nur 12 Tage ausgenommen — 21 Jahre in ständigem Zusammensein und tiefer Geistesgemeinschaft gelebt. Johann ▼Jakob sagte: wir Anderen sind durch Reflexion usw. frei Gewordene, Stahr ist ein Freigeborener. Und nun ist er auch tot und sein Name nur ein Gedanke und eine Erinnerung.“

AC 6/10 1889: „Bei Gelegenheit des vor kurzem erfolgten Todes der schriftstellernden Fanny L., verehelichten Stahr, sind wie gewöhnlich auch die nicht direkt judenabhängigen Zeitungen auf lange lobpreisende Nachrufe aus jüdischen Federn hineingefallen. Wir haben aber nirgends eine Erinnerung daran gefunden, daß, wie vor einigen Jahren in den Zeitungen behauptet wurde, die Dame L. eine wenig anmutige Rolle bei der Ermordung des Fürsten Tichonowsky und des Generals von Auerswald in Frankfurt a. M. 1848 gespielt habe, und daß sie seiner Zeit den Mordmörder Ferdinand Cohen (sb) (in der Judenpresse fälschlich immer Blind genannt), der 66 auf den Ministerpräsidenten von Bismarck von rückwärts her ein Attentat verübte, als Helden verherrlichte.“

Das wirft ein böses Licht auf unseren Mangel an Rassegefühl und völkischem Stolz: Ein fremdes Weib, wie die L., kann sich am Deutschtum vergehen, und dabei jahrzehntelang noch eine Rolle als Schriftstellerin spielen. Mit heiligem Zorn hat schon E. M. Arndt dem deutschen Volke Selbsterniedrigung vorgeworfen, wobei er damals freilich noch nicht gerade an die jüdische Gefahr und Verschandelung dachte, die erst im Laufe des Jhs. so brennend wurde.

Fanny's Gatte, Adolf Stahr, wurde auch der Vater einer Lessingbiographie: ihr Stiefsohn Alwin St. unterschrieb zwar 1880 die Antisemiten = Petition (sb), wie der Börsen-Kurier wichtig rügte, rühmte sich aber doch auf „dem Boden der Humanität und des Liberalismus zu stehen.“ (s. a. Lewald, Fanny.)

Lewanda, L. D., †1888, Rußland, Poltiker. „Es war ein neuer Gedanke, den Lewanda in die jüdische Welt brachte: Ohne seine Eigenart zu verlieren, ist der russische Jude in der Lage, nicht nur durch Sprache und Sitte, sondern auch durch Kultur und Gesinnung sich auf die geistigen Höhen des russischen Volkstums zu schwingen. Es gibt nur eine einzige große und mächtige russische Ideenwelt — und nur unter ihrer Herrschaft ist ein gedeihliches Fortbestehen des modernen Judentums möglich“, Dr. S. Bernstein, Berlin, JN 16/5 1913.

Lewandowski, Alfred, Dr., Ud (Jugendfürsorge), \*1864 Berlin. E: Musikdirektor L. ▼L., Berlin-Grunewald, Hohenzollerndamm 91.

Lewandowski, Louis, Kgl. Musikdirektor, Prof. und Kantor des Synagogenchors, Berlin. 1823 Breschen —94. O Wertheim. Er wurde der Schwiegervater des verfloffenen Kant-Professors Herrn. Cohen in Marburg. B: Orgelschule. Man plant in Berlin die Aufstellung von L.'s Büste. JG.

Lewandowski, Dr., Ud (Nerv.), Berlin, DBe 1910, 10. Lewandowski, Felix, Dr., Uß (Haut und Harn), 1879—21, Basel.

Lewenstein, Theodor, Dr., seit 1903 Oberrabbi in Kopenhagen. E: Oberrabbi Moses L. in Surinam. Er studierte in Amsterdam und auf Hildesheimers Seminar in Berlin, funktionierte dann in Holland, und ist „ein wahres Sprachgenie, das vollendet dtisch, dänisch und holländisch predigt, sich großer Beliebtheit in seinem neuen Vaterlande erfreut. Neben ihm ist als 2. Rabbi Dr. Schornstein aus Beltmeritz (Böhmen) tätig“, DBe 05, 10.

Lewenthal, Solomon/Francis de Sales, „Pole“, JG, Zeitungunternehmer in Warschau. 1839 Wloclawek —02 Wiesbaden. — S: „Kłosy“, poln. Wochenchrift; Swit; Kurier Warszawski. Er veröffentlichte, wie Reclam, aus europäischen Literaturen: „Biblioteka Rajceintejshch Uworow Literatury Europejskiej“, wurde wegen „politischer“ Anschauungen 1899 (DfBl 4/5) auf 3 Jahre von der Regierung nach Odessa verbannt, wo er aber schon nach einem Jahre gegen Bürgschaft von 1 Million Rubel Urlaub erhielt und interessierte sich sehr für den von Dtschland in Magdeburg eingesperrten Kraszewski.

Lewenz, Moritz, Bankhändler, Berlin. — 6 — 0,34. 1914.

Lewerin, Jacob, „schwedischer Arzt isr. Abkunft“, De. 1810 Stockholm —?

Lewes, George Henry, 1817—78 London, — lebte in wilder Ehe mit der George Eliot (sb). G: Fortnightly Review. B: Life of Goethe. Die dtische Ausgabe dieser Goethebiographie stand 1913 schon in der 18. A.: „Am meisten Sinn hat der Engländer für Goethe. Es ist nicht ein Spiel des Zufalls, sondern ein Ausfluß tiefgründender Sympathie, daß ihm ein Londoner, G. J. Lewes, die Biographie schrieb“, meinte der Professor für Englisch an der Universität Berlin, Dr. Alois Brandl in der ▼DN 1914, 367 — in Unkenntnis der russischen Lage. Aber selbst wenn er davon gewußt, hätte Brandl in der Dtschen Rundschau wohl kaum von Lewes als von einem Juden sprechen dürfen.

Lewes, Jacob, „dtischer Arzt isr. Abkunft“, 1801 Hamburg —? De.

Lewes, Louis, \*1834 Hamburg, Prof., München. Mgl. des Schriftsteller-B.'s Orion. 2 Töchter.

Lewi, Dr. med., Leiter der Irrenanstalt, Herzberge. Ein ahnungsvoller Bericht ging uns 12/8 1916 über die Zustände dort zu: „Gestern gingen hier auf einmal 15 Pfleger plötzlich fort, weil sie nichts zu essen bekamen! Nachdem sie wochenlang gehungert, hieß es auf einmal,

die Küche könnte überhaupt nichts liefern — auch keinen Ersatz! — Kein Wunder, wenn sie einfach wegliefen! Man darf sich über die Jungens freuen, denn die sind vollkommen im Recht! Es scheint so, als wollte man geradewegs auf eine Revolution hinsteuern — der bekannte Trick. Schon während des Friedens ist — natürlich ganz objektiv — durch Wochen hindurch das Essen untersucht und Meldung über Meldung geschrieben worden — es hat alles nichts genützt. Man weiß ja, warum es auch nichts nützen konnte. Es hieß gestern, der zugesagte Käse könnte nicht geliefert werden. Die verhältnismäßig kleine Anstalt Wuhldorf hat während des Krieges bereits 64 000 M. gespart — kein Wunder, wenn man den Leuten nichts zu essen gibt. Die Herzberger Sparzahl kennt man noch nicht; die Magistrate-Einkaufskommission wird schon dafür sorgen. Interessant ist, daß Auskunft darüber, aus wem diese Kommission bestände, glatt verweigert wird. Aber wir wissen genug. Mehrere Fälle von Fischvergiftung sind vorgekommen (wenigstens heftige Magen-Darmkatarrhe), weil diese Kost nicht zu genessen ist. Wichtig wäre es wohl, den Namen des Fischjuden zu erfahren. Dazu eine gänzlich ratlose Direktion — der Hauptjude trägt jetzt mit seiner Mißpöche zur Verschönerung des fernen Baden-Baden bei. Man hat, wie gesagt, stark den Eindruck, als wäre dieser schamlose Spartrick eins von den Mitteln, auf die Revolution hinzuwirken. Ich könnte noch mehr erbauliche Dinge erzählen, die ich, wenn man sie mir erzählte, für ein Märchen halten müßte, die aber, weil ich sie selbst erlebt, nur als ein geradezu teuflisches Beginnen erscheinen.“

**Lewi, Jsaac** (Dr. Schönmann), aus Satanow, 1732 — 04, ein Sprachbegabter, der allerlei Stile nachahmen konnte. Er unterlegte seine Weisheitsprüche und Lieber Asaphs jenem Psalmenfänger, schrieb heute über eine Morallehre in Hebräisch, morgen über Gebrauch des Drillbohrers und Destillation von Branntwein. Daneben veröffentlichte er unter dem Namen seines Sohnes, der sich Dr. Schönmann nannte, hebräische Stücke und Antikritiken auf seine eigenen Werke.

**Lewi, Jsidor**, \*1850 Albany, N. Y. †: Joseph L. aus Böhmen. R: New York Tribune; New Era Illustrated Magazine. — JG.

**Lewi, Maurice J.**, \*1857, Albany, N. Y. †: Joseph L. aus Böhmen. — Dr. med., „bedeutender“ Arzt New Yorks. JG.

**Lewi, Minna, Malerin**, \*1872 Danzig. †: Rfm. Hugo L. // Emilie Kleemann. — Berlin, Achsenbachstr. 5. Deg 7.

**Lewi ben Gerson**, Mathematiker. Ein Beitrag zur Geschichte der Mathematik bei den Juden von Dr. phil. nat. Josef ▼ Carlebach, Oberlehrer an der Margaretenerschule in Berlin. Louis ▼ Lamm, Berlin. „Leo Hebraeus, vir insignis et celebris mathematicus“, sagte Pico Graf von Mirandola (†1494 Florenz) von Leonardo Lewi, der „1288 in der Provence, dem Lande der freien Forschung geboren, ein unerfrodener Wahrheitsfucher war, ähnlich, wie es einige Jahrhunderte später Spinoza gewesen, der manche wertvolle Anregungen Leo verdankt. . . . Der päpstlichen Macht hatte er es zu danken, daß er sich literarischer Ruhe freuen durfte, während die Juden der Reichbarländer zum Wanderstabe greifen mußten. Die moderne Geschichte der Mathematik hat Gersonides, wie auch Leo genannt wird, einen ehrenvollen Platz zugewiesen und insbesondere seine Verdienste in der Trigonometrie hervorgehoben. Sein größtes Verdienst aber hat sich Leo durch Erfindung der camera obscura erworben. Durch ihre Konstruktion ist er Leonardo da Vinci und Porta um 200 Jahre zuvor gekommen. Leos astronomisches Hauptwerk findet sich im 5. Buch seiner „Kämpfe für Gott“, die vielfach ins Lateinische unter dem Titel „liber bellorum dei“ übersetzt und von seinen Gegnern als „Kämpfe gegen Gott“ bezeichnet wurden. . . . Wir können dem Verfasser dieses Wertes zu seiner interessanten Studie, die in wissenschaftlichen Kreisen erregen wird, nur aufrichtigst gratulieren. Auch Hofrat Prof. Dr. ▼ Cantor zu Heidelberg verdient Dank, daß er Carlebach zur Bearbeitung dieses Themas, wenn auch nicht ange-

regt, so doch aufgemuntert hat, Prof. Dr. ▼ Biach.“ ▼ Neue Freie Presse 14/12 1913.

Es ist interessant, welcher Haufen neuer Juden hier für den einen alten sich ins Zeug legte, nämlich: Biach, Carlebach, Cantor, Lamm, Neue Freie Presse! Lewi „soll“ auch den Jacobsstab für Winkelmessungen erfunden haben, DWe 1913, 9.

**Lewicka, Sophie**, \* Rußland, Kubistin in Paris, 1913.

**Lewicki, Ernst Anton Wilhelm**, Dipl.-Ing., Prof. TSGh Dresden, Würzburgstraße 51. \* 1863 Olten, Schweiz. †: GR UB (Maschinen) Leonidas L. // Louise Sattler. Dr: Hans L., Geigenbauer, Dresden-Hellerau, Schwester O T. Jsaacsen (†b). O ▼ 93 Katharina, T. des Dresdener TSGh-Prof. Bau-Ing. Wilh. Fränkel aus Odessa // Anna Mieding aus Weimar, Schwieger-vater und -sohn wirken an ein und derselben Hochschule! — Schwarzhäarige R: Ernst, 94; Wilhelm, 95; Gerhard, 00. B: Aufsätze über Mozart. Nationalliberal.

**Lewickoff, Sonja Iwanowna**, gebor. Paula von Wasferburger, \*1865 Wien. B: Vom Gros zum Duder auf Golgatha. — Bartels DQ 3, 573, 574.

**Lewin, Ort** in Polen, südöstlich von Rawa.

**Lewin, Vorstand** der Hirsch-Dunderschen Gewerkschaft, Berlin. 1913.

**Lewin, redete** 1875 (DQ 9/12) in der Volkswirtschaftlichen Gesellschaft in Berlin gegen die Börsensteuer und für die Börse als Wohltäterin des Menschengeschlechts: sie allein sei die Schöpferin der modernen materiellen Kultur, habe die Eisenbahnen gebaut und die Industrie geschaffen.

**Lewin, cand. med.**, Posen. S. Pudor, Der eiserne Ring: „Aus dem Felde. Recht bemerkenswerte Beobachtungen habe ich über die Befehung der kugelförmigen Posten hier in Posen machen können. Es gibt da zahlreiche Posten als Lazarettinspektoren, Zahlmeister, Zahlmeisteraspiranten, Polizeiunteroffiziere, Fortinspektoren usw. Das eine Lazarett, das ich leider kenne, hatte mit einer einzigen Ausnahme nur jüdische Ärzte und dieser eine hat Ende Dezember seine Stellung als Arzt in diesem Lazarett aufgeben müssen. An seiner Stelle ist ein jüdischer Kandidat im 8. und 9. Semester, L. Chesarz (!) geworden.“

**Lewin, Dr.** — brachte im „Neuen Weg“, Organ der Genossenschaft deutscher Bühnengenossen, 16/5 1914 einen Aufsatz über modernen Theaterbetrieb: „Auch zur Leseprobe sollte der Dramaturg hinzugezogen werden, um den Regisseur zu unterstützen durch . . . Aussprache von hebräischen und anderen geläufigen fremden Idiomen usw.“

**Lewin, Dr.** — Pudor, Artisches Nützzeug: „Auf der 3. Hauptversammlung des deutschen Wehrvereins am 10. Mai 1910 in Posen redete Dr. ▼ L. über „Wehrmacht und Volkswirtschaft“. Wir wissen nicht, ob L. über den Profit der Juden an der Verstärkung der Wehrmacht und an Kriegsrüstungen gesprochen hat oder über die Art, wie die Juden seit Jahrhunderten und Jahrtausenden die nichtjüdischen Völker zum Krieg hetzen, aber wir stehen nicht an, es für eine Schande zu halten, daß die Mitglieder des deutschen Wehrvereins, der dem Ausbau des Heeres gilt, sich auf ihrer Hauptversammlung von einem Juden Vorträge halten lassen. Jetzt allerdings verstehen wir es, wenn der deutsche Wehrverein sich beim Herausgeber vom Artischen Ring jüngst beschwerte, daß er nach einer zweijährigen Ankündigung der Schrift „Wie kriegen wir sie hinaus?“ Proteste von Lesern der „Wehr“ erhalten hatte! Statt daß er die Protestierenden in ihre Winkel zurückgewiesen und der einfachen Ankündigung eine ausführliche Besprechung hätte folgen lassen, heult er dem Verfasser der Schrift die Ohren voll! Alle Achtung vor der Arbeit des Wehrvereins, aber solange er nicht rassistisch zuverlässig ist, und den ärgsten und gefährlichsten Feind unseres Volkes nicht als Feind behandelt, muß man Mißtrauen hegen. Es könnte doch wieder und wieder der Fall eintreten, daß der Jude den Gewinn hat und der lachende Dritte ist. Denn daß selbst der redlichste Jude ein Schelm und Erzbetrüger ist, hat Friedrich Wilhelm I. seinen Nach-

folgern auf dem preußischen Throne in seinem politischen Testamente mit Recht ins Gewissen geschrieben.“

Lewin, M., Schwiegersohn Albert Tracgers und mit Bethmann-Hollweg befreundet, Berlin 1912. Er fiel im Wahlkreis Mühlhausen-Dangensalza durch, trotzdem er sich vom Prinzen Carolath-Schönaich, in dessen Bezirk Guben er früher gewohnt, schriftlich bescheinigen ließ, daß er Christ sei, Axi 12. Seine Tochter O am Ende, Hptm., Meije.

Lewin, Kantor, Krojante, — 1903 wegen Unregelmäßigkeiten entlassen, reiste unter Hinterlassung seiner Frau mit einer Schwägerin ins Ausland. Er wurde aber dem Staatsanwalt angezeigt, weil er für eine notleidende Witwe und 7 Kinder in den Zeitungen zu Spenden aufgerufen und einen großen Teil der Summe unterschlagen hatte. Die Gaben waren aus allen Teilen des Reiches und des Auslands (an einem Tage 54 Anweisungen) reichlich eingegangen, L. spielte sich dabei stets als „vornehmer gütiger Mann“ auf. DStl 5/7 1905.

Lewin, Kaufmannsfrau, Phriz, 1895, behauptete (vgl. Stbgrz 9/9 03), daß der Drogist R. auf dem Bahnhof zu Phriz im Januar 1895, während er mit einem Bekannten an einer Gruppe von Israeliten vorüberging, gesagt habe: „Es reicht hier so nach Juden, gib mir mal dein Nieschläschen!“ Daraufhin wurde die öffentliche Anklage erhoben. Zwar wunderte man sich, inwiefern eine öffentliche Interesse vorliege; auch fand man nicht wahrscheinlich, daß ein Drogist von einem anderen ein Nieschläschen erbeten haben sollte; der Vertreter der Anklagebehörde jedoch wußte das besser und die Gerichtsverhandlung begann. R., dem die Sache unangenehm war, hatte einen Verteidiger angenommen und erklärte, er habe eine derartige Äußerung niemals getan. „Dafür haben wir Zeugen“, unterbrach ihn der Richter. Frau L. wurde hereingerufen, vereidigt und erklärte, R. habe die Äußerung getan. „Wie können Sie da noch leugnen?“ fragte der Richter streng. „Zeugin, sagen Sie es ihm nochmals ins Gesicht!“ Jetzt erst sieht sich Frau L. im Gerichtssaal um und sucht überall mit den Augen. „Hier ist der Angeklagte“, bedeutet sie der Richter. — „Das ist doch nicht Herr R.“ entgegnet sie mit aller Entschiedenheit. „Ohne Zweifel ist dieser der einzige dieses Namens hier in der Stadt“, versichern sich Richter und Amtsanwalt gegenseitig. „Aber es ist nicht Herr R.“ wiederholt die Jüdin mit immer größerem Eifer, bis der Richter endlich Schweigen gebietet. Die Anklagebehörde hatte die öffentliche Anklage erhoben, ohne sich überhaupt über die Person des Täters zu vergewissern; ihr genügte die Denunziation der Jüdin und daß R. für einen Antisemiten galt. Daß durch diesen Übereifer des Amtsanwalts der wirkliche „Frevler“ der Strafe entging, sei nebenbei bemerkt. R. wurde freigesprochen, die Kosten für seinen Verteidiger aber hatte er auf Antrag des Amtsanwalts selbst zu tragen, da ihm ja niemand geheißen, sich einen Rechtsanwalt anzunehmen.

Lewin, Dr., Oberlandesgerichtspräsident, Frankfurt a. M. Inf. Br. 1930, 177.

Lewin, Dr., Stadtrat, Major, 1860—29, Frankfurt a. M. Jew. Chron. 25/1.

Lewin, Musiker, B: Elegie, JPB 12/7 1929.

Lewin, A. J., Königsberg i. Pr., Schleusenstr. 3 b. M: Norddtische Cellulose. 1914.

Lewin, Adolf (Alwin Dolfe, fd), Bezirksrabbi, 1843 Pinne — 10 Freiburg i. B. — B: Badische Juden von 1738—1909 [worin zu den „Größen“ des Landes auch Finanzminister Ellstätter (fd) und der Reichstags-Abg. Lu. Frank (fd) gezählt werden]; Judentum und Nichtjuden, 91; Reiseleiter der Juden; Der ewige Jude. — L. schrieb und sang, JdM 1896, 97, ganz wundervoll die alte Mattenfängerweise:

„Prof. Paulsen mag es passen, uns als Juden in Dtschld zu zeichnen. Wir aber sind jüdische Dtsche! Wir, die in der vorantifemittischen Zeit herangewachsen sind, haben es auch heute noch kaum begriffen, was man eigentlich will? Streichen wir die Religion aus unserem Wesen, dann bleibt nur der Dtsche übrig! Die Vieder, mit denen wir eingewiegt, die Märchen, die im frühesten Kindesalter uns erzählt wor-

den sind, die Schulen, die wir besucht, die Hoffnungen, die man in uns gepflanzt, die Liebe und die Abneigung, in denen wir groß gezogen sind — sie sind dtsch! Nur, daß der andere Sonntags in die Kirche geht und wir Samstag zur Synagoge — das schied, schied nicht mehr, wie den Katholiken vom Protestanten die Verschiedenheit des Gotteshauses, so mancher Religionslehren und Bräuche! Darum ist es uns ein bedauerlicher Rückschritt, wenn auch von Juden so reinweg vom Volke der Juden gesprochen wird. Die Auflösung dieses Volkstums hat Jeremias schon angebahnt, als er den Exulanten die tröstliche Zusicherung gab, daß sie von Gott nicht weichen, wenn sie im Lande Babylon das Wohl der Stadt erstreben, Häuser bauen und den Boden bearbeiten! Darum ist uns der Kampf gegen den Antisemitismus zugleich ein Kampf für unsere Religionsfreiheit und gegen unseren Ausschluß aus dem dtschen Volke! Wir sind und wollen nicht nur Bürger des dtschen Reiches, sondern Dtsche sein unbeschadet unseres Glaubens! Wir sind dabei Vorkämpfer der Trennung von Staat und Religion: Denn wir können nur erlangen, was wir erstreben, wenn der Staat weder christlich, noch katholisch, noch evangelisch ist — wenn der Staat jeden seiner Bürger schätzt, bewertet und verwertet nach seinem Charakter und seiner Befähigung und es jedem überläßt, nach seiner Façon selig zu werden!“

Diese hier noch dürrig verschleierte Kampfansage an den christlichen Staat — und die Vorbereitung auf das jüdische Weltreich ist von anderen jüdischen Autoren offener fortgeführt und aufgegriffen worden.

Lewin, Anton und Karl, Berlin SW 68, Lindenstraße 101, übernahmen 1912 den Zeitungsverlag von Herm. Arendt, Berlin, dessen „Normal-Z.“ für die Provinzblätter Vorbrude und Platten liefert.

Lewin, Anton, Jnh: Zentralbureau für die dtsche

Presse. Berlin SW, Friedrichstr. 16. Deg 6. 1914 (f. vorige).

Lewin, Antonie, B: Gedanken aus Carmen Sylva, Darmen 1888.

Lewin, Aron, Großrabbi, Rzesow, „der beste Redner im polnischen Parlament und der einzige Akademiker unter den Rabbis. ... Obwohl erst 45 Jahre, sind seine Haare bereits grau, was die Gesamterscheinung dieses Mannes, der in Form und Bewegung an einen Diplomaten erinnert, nur noch interessanter macht. Da er sowohl Schriften in polnischer Sprache verfaßt hat, die literarisch wertvoll sind, als auch mit jüdischem Wissen vollgeladen ist, stellt er eine wunderbare Synthese von europäischer Bildung mit streng traditioneller jüdischer Kultur dar.“ JPB 4/10 1929.

Das ist es: Der Jude braucht sich bald gar nicht mehr Dtscher, Engländer, Spanier usw., zu nennen und mit diesem Betrug bei denjenigen Menschen im Wirtschaftsvolk heftig anzustoßen, die ihn nicht als ihresgleichen gelten lassen wollen; er sucht vielmehr jetzt den Nationen allesamt den Begriff des „Europäers“ aufzuzwingen, in dem auch er dann so mit unterschläpfen kann, daß ihn niemand mehr beim Schmaröhen zu erkennen und zu stören vermag: der letzte Sinn der Ber. St. von Europa!

Lewin, C., Kriegsgewinnler, Breslau. Die Drucksache 1986 der Nationalversammlung Weimar bringt eine Anfrage des USPD-Abg. Eichhorn: „Das Reichsverwertungsamt und seine Zweigstellen läßt eine unerhörte Verschleuderung von Heeresgut zugunsten privater Händler oder einzelner begünstigter Personen zu.“ Eichhorn nennt dabei die lächerlich niedrigen Preise, die C. Lewin zahlt, z. B. 1 Mark für abgetragene Waffenröcke. — Antwort vom Regierungstisch: „L. hat sich ums Vaterland

verdient gemacht, daß er das Gelumpfe überhaupt dem Reich abgenommen hat.“ Dann entwickelte sich ein Strafprozeß, der nach allen Regeln der Kunst verschoben wurde. Monatelang lagen die Akten bei der preußischen Justiz, die sie auf Treiben des Verteidigers angefordert hatte. Dort war Ministerialdirektor Hiekmann, ein Duzfreund Lewins tätig. Die Freundschaft wurde durch Paketsendungen Lewins an Hiekmann und durch Bezahlen seiner Rechnungen besiegelt. D. Wochenschau, Febr. 1927.

„Vor etwa 1½ Jahren wurden in Breslau die beiden jüdischen Kaufleute Lewin in Untersuchungshaft genommen, allerdings gegen Sicherheitsleistung von einer Million Mark wieder freigelassen. Die sehr billigen umfangreichen Einkäufe der Firma Lewin aus Heeresbeständen verursachten damals großes Aufsehen. Es hieß, die Firma habe sich billig eingedeckt und dann ihr Monopol in der Umarbeitung alter Kleidungsbestände allzu angemessen ausgebeutet. Es hatte damals den Anschein, als ob das gegen die Firma C. Lewin schwebende Strafverfahren nun nachdrücklich verfolgt werden sollte. Kurze Zeit später erfuhr man, der mit der Untersuchung betraute Richter wäre durch einen anderen ersetzt worden. Seither ist über den „Fall Lewin“ und seine Weiterführung in der Öffentlichkeit nichts weiter bekannt geworden als der Vergleich, den Lewin in seinem von ihm gegen den Deutschvölkischen Schutz- und Trugbund und dessen Hauptgeschäftsführer angestregten Zivilprozesse abgeschlossen hat, wobei dem Bunde die gesamten Kosten in Höhe von über 100 000 Mark zurückerstattet worden sind.

Es ist merkwürdig, daß der Strafprozeß gegen Lewin so gar nicht vom Platz kommt, trotzdem schon vor Monaten auf Veranlassung des Polizeipräsidiiums in Breslau neue umfangreiche Beschlagnahmungen gewisser Aktenstücke bei Lewin vorgenommen worden sind.

Angeichts dieser Sachlage dürfte es der Öffentlichkeit gewiß erwünscht sein, ein Schriftstück kennen zu lernen, das bereits Ende vorigen Jahres dem Land-

gerichtspräsidenten in Breslau zugegangen ist. Es hat folgenden Wortlaut:

„Hamburg, 15. Dez. 21.

An den  
Herrn Landgerichtspräsidenten

Breslau.

Wie wir erfahren, ist der mit der Untersuchung der Fälle Lewin und Dublinsky beauftragte Richter ganz plötzlich seines Amtes enthoben worden. Nach unserer Information soll dieser mehr als merkwürdige Vorgang auf jüdische Einflüsse zurückzuführen sein. Sollte das zutreffen, so wäre darin ein geradezu ungeheuerlicher Schulfall dafür zu erblicken, zu welcher Gefahr für die Rechtsicherheit und das Rechtswesen überhaupt die Überheblichkeit des Judentums sich nachgerade auswächst.

Da uns weiterhin zur Kenntnis gebracht worden, der mit der Durchführung der Untersuchung beauftragte Richter F... habe sich unter andern sinngemäß dahin ausgesprochen: „Er habe schon ganz andere Sachen totgekriegt, er werde auch die Sache Lewin totkriegen“, so sehen wir uns veranlaßt, Ihnen als dem vorgesezten Präsidenten unsere großen Bedenken vorzutragen, die wir gegen eine solche Art der Weiterbehandlung der Sache haben.

Wir erklären im Namen unserer 150 000 Mitglieder aufs nachdrücklichste, daß wir ein sehr scharfes Augenmerk auf die Fortführung des Strafprozesses Lewin und Dublinsky haben werden und jedem Versuch, von welcher Seite er auch kommen mag, die Sachen etwa dilatorisch oder sonstwie unsachgemäß zu behandeln, den alleräußersten Widerstand auch in der Öffentlichkeit entgegenzusetzen werden.

Gerade derartige Prozesse bedürfen der unboreingenommensten und unparteiischsten Rechtspflege und Richter, und wir sind überzeugt davon, Sie, Herr Präsident werden Ihren ganzen Einfluß ausüben, daß beide nicht Schaden leiden.

Wir wissen nicht, ob das angängig ist, würden es aber für das allerbeste halten, wenn der mit den Sachen bisher betraute Richter wenigstens solange mit der Untersuchung betraut bleiben würde, bis sie abgeschlossen ist. Das dürfte

ganz gewiß die sachlich einwandfreieste Lösung des wie uns dünken will, recht unerquidlichen Konfliktes sein.

Wir behalten uns weitere Schritte in der Angelegenheit ausdrücklich vor.

Deutschvölkischer Schutz- u. Trugbund  
der Hauptgeschäftsführer  
Alfred Roth."

Uns wird glaubhaft versichert, ähnliche Schreiben seien auch an den Oberlandgerichtspräsidenten, ja sogar an das preußische Justizministerium abgegangen. Es wäre wohl interessant zu erfahren, was daraufhin in der Sache seitens der Behörden geschehen ist. Oder sind das Justizministerium und die amtlichen Stellen mit der Bekämpfung des Antisemitismus so sehr beschäftigt, daß sie für derlei Dinge, wie den Strafprozeß gegen Lewin, keine Zeit mehr finden können?" DZ 16/11 22.

„Der ehemalige Hauptgeschäftsführer des von der Regierung aufgelösten Schutz- und Trugbundes ergänzt unsere in Nr. 516 über den Prozeß gegen die Brüder Lewin gemachten Angaben folgendermaßen:

„Das preußische Justizministerium hat sich auf meine Eingabe bis jetzt überhaupt ausgesprochen, während mein Schreiben an den Landgerichtspräsidenten unterm 29. Dezember 1921 folgendermaßen beantwortet wurde:

Auf das an Herrn Oberlandesgerichtspräsidenten hier gerichtete und an mich zur weiteren Veranlassung abgegebene Schreiben vom 15. Dez. 1921, sowie auf das mir übersandte Schreiben vom gleichen Tage erwidere ich, daß Herr Gerichtsassessor S... nicht plötzlich seines Amtes als Untersuchungsrichter in den Fällen Lewin und Lublinsky enthoben worden ist. Der Genannte war vielmehr von vornherein nur für die Zeit bis zum 30. November 1921 als Hilfsrichter bei dem Landgericht bestellt worden. Mit dem Ablauf dieser Zeit ist sein Auftrag zu Ende gegangen und damit die Grundlage für seine Beschäftigung weggefallen. Danach ist er aus seiner Stellung beim Landgericht bestimmungsgemäß ausgeschieden.

Die in dem Schreiben angegebene Äußerung, des Herrn Landgerichtsrat F... ist mißverstanden worden. Herr

Landgerichtsrat F... hat lediglich zum Ausdruck bringen wollen, daß er als alter und erfahrener Untersuchungsrichter auch die Schwierigkeiten dieser umfangreichen Untersuchung bewältigen werde und daß seine gediegene Persönlichkeit für eine sachgemäße, erschöpfende und dabei rasche Erledigung Gewähr bietet.

Schließlich sind auch die Angaben über die Zusammensetzung der in Frage stehenden Zivilkammer unrichtig. Weder der Vorsitzende noch der zweite Beisitzer sind jüdisch. gez. Witte"

Der Schlußsatz des Antwortschreibens war für mich überraschend. Die in den Zivilprozessen mitwirkenden Richter hießen Eisner, Dr. Fränkel und Dr. Brunn. Früher schon hatte das Landgericht auf die Ablehnungsanträge beschloffen: „Das Ablehnungsgesuch wird für unbegründet erklärt. Die beiden Beisitzer Hilfsrichter Dr. Fränkel und Gerichtsassessor Dr. Grünbaum haben erklärt, daß sie zwar jüdischen Glaubens, jedoch nicht befangen seien. Hiernach liegt kein Grund vor, dem Ablehnungsgesuch stattzugeben."

Immerhin wäre es lehrreich, zu erfahren, wie weit die Untersuchung im Falle Lewin, die nun unseres Wissens seit drei Jahren im Gange ist, heute eigentlich gediehen ist." DZ 18/11 22. WM.

Lewin, Ernst, Knabenschänder, \*1887, Rfm., Chorinerstr., Berlin. 1914 verhaftet: „S. war seiner Neigungen wegen bekannt und hatte auch wegen Erpressung schon mit den Strafbehörden zu tun gehabt. Ihm fiel vor 5 Jahren ein jetzt 16 Jahre alter Schüler einer höheren Lehranstalt in die Hände. Diesen benutzte er, nachdem er seiner sonst überdrüssig geworden, als Schlepper. Mit ihm, der sich auf seine Freundschaft etwas einbildete, hielt er sich in der Umgebung der Lehranstalt auf, um die Schüler zu beobachten. Diejenigen, die ihm gefielen, mußte ihm der junge Schlepper unter harmlosen Vorwänden in die Wohnung führen. Dort beeinflusste er die Knaben durch geistige Getränke, Schmutzbilder und Grammophonlieder, um sie für seine Gelüste gefügig zu stimmen. Der 16jährige richtete es dann so ein, daß einer der Knaben, den ihm der Wüßling unauffällig bezeichnet hatte, mit Lewin allein blieb, während er sich mit den anderen in ein Nebenzimmer begab. So traf im Laufe der Jahre das Verderben eine ganze Reihe von Knaben, weil der Unhold nach kurzer Zeit wieder neue Opfer suchte, bis jetzt endlich ein an seiner Ehre gekränkter Schüler an die Strafbehörde schrieb und dieser von seinen Erlebnissen Mitteilung machte. Hierdurch wurde die Kriminalpolizei auf die Vorgänge aufmerksam. Sie deckte das scheußliche Treiben S.'s auf und brachte ihn hinter Schloß und Riegel. Seine aus zwei Stuben und Küche bestehende Wohnung hatte er vor Jahresfrist eignes für seine Zwecke gemietet und eingerichtet. Bei einer Durchsichtigung fand die Kriminalpolizei eine ganze Anzahl Schmutzbilder. Gegen seinen jugendlichen Schlepper wurde ein Strafverfahren

eingeleitet, ebenso gegen einen Masseur R. in der NienstraÙe wegen Kuppelerei. Bei diesem hatte L., bevor er sich eine eigene Wohnung herrichtete, in einem möblierten Zimmer gewohnt. R. mußte von dem schändlichen Treiben seines Mieters und gab sich den harmlosen Besuchern gegenüber wiederholt als Dr. R. aus, um die Knaben für die Gelüste L.'s zu beeinflussen. Mit welcher Berechnung der Wüstling zu Werke ging, erkennt man daran, daß er sich besonders Söhne von Witwen aussuchte, die auf Erwerb angewiesen sind, um ihren Kindern eine bessere Erziehung angeheihen lassen zu können. Diese Frauen konnten, das nützte der Wüstling aus, wegen ihrer Erwerbstätigkeit ihre Söhne weniger beaufsichtigen, als es sonst der Fall gewesen wäre." Welt am Montag 26/1.

Werkwürdig, daß die sonst so verschwiegene W. a. W. davon berichtet! Lewin war wohl „Christ“? WM.

Lewin, G., Arzt (Haut und Harn), Männer-schänder, Berlin. Münchener Freie Presse 1900 (DW 10/11): „Im Verein für innere Medizin in Berlin (Sitzung vom 15/10 00) sprach Herr Heller über „Erythemaexfoliationen (eine bekannte Ausschlagsform) nach chemischer Reizung der Harnröhre“ und erwähnte in seinem Vortrag, wie es G. Lewin gelungen sei, in vier Fällen experimentell die Krankheit dadurch hervorzurufen, daß er die Harnröhre mit Höllestein ätzte und dann ein mit einer Sabinasalbe bestrichenes Wattebäuschchen einlegte, worauf nach 16—18 Stunden das typische Erythem an beiden Unterschenkeln aufgetreten sei, was Heller selbst gesehen habe. — Da Sabinasalbe scharf reizend wirkt, so muß das Experiment äußerst schmerzhaft gewesen sein, wie auch die Ätzung mit Höllestein nicht ohne Schmerzzeugung vorgenommen werden konnte. Doch das ist Nebensache; worauf es ankommt, ist, daß durch das Experiment bei allen 4 Versuchsmenschen nicht nur ein unter Umständen schwer heilender Ausschlag erzeugt, sondern auch die Gefahr einer schweren, bleibenden Körper- und Gesundheitsbeschädigung heraufbeschworen wurde. Wer konnte dafür bürgen, daß aus der Verätzung der Harnröhre nicht eine dauernde, schwer zu beseitigende Striktur — Verengerung — herbeigeführt wurde, oder daß der Prozeß weiter auf die Blase sich fortpflanzte und hier eine lebensgefährliche Entzündung hervorrief? von anderen Möglichkeiten zu schweigen. ... Als zweiter Zeuge kann noch Herr Dr. Bormeng in Berlin genannt werden, der bei allen diesbezüglichen Versuchen Lewins dabei war.“

Lewin, Georg (Herwarth Walden), \*1878, Berlin O Laster-Schüler (sb), Komponist, Musikschriftler. Leiter: „Verein für Kunst“ in Berlin. S: „Sturm“, Wochenschr. W: 50 Dpernwegweiser. Georg L. zeichnet öffentlich als Walden; seine Frau aber als Else Laster-Schüler; auf diese Weise ist weder er als der Herr ▼Lewin, noch sie als die Frau ▼Lewin-Walden zu erkennen. — Jetzt sind denn auch beide glücklich wieder geschieden.

Lewin, Georg, 1820 Sondershausen —96. Dr., Uß (Syphil.), Chefarzt der Charité, GMA, Berlin, verwandt mit GSA Dr. Leopold Lewin. „Er führte bei Kehlkopfoperationen die Inhalation zerstäubter Flüssigkeiten und für Syphilis subcutane Injektion von Quecksilberchlorid ein“, Birnbaum. Gegner des von Bismard ebenfalls an die Charité versetzten Schweninger.

Uhlwardt, Jüdische Lattik, S. 38, wirft L. vor, daß er am Tode des 1877/78 zu längerer Freiheitsstrafe verurteilten sozialdemokratischen Redakteurs ▲Deutler mit schuld gewesen sei. Deutler, wegen Schwindelsucht in die Charité transportiert, hatte unter Berufung auf eine gesetzliche Vorschrift dem L. das Gesuch eingereicht, die Strafe krankheits halber unterbrechen zu dürfen. L. beförderte die Bitte nicht weiter.

„So kam es, daß Deutler nach langen bangen Wochen vergeblichen Harrens im Gefängnis verstarb. In der preußischen Justizpflege dürfte ein solcher Fall kaum ein Gegenstück finden. Natürlich veranlaßte diese Art der Behandlung eines Sozialdemokraten unter seinen Gesinnungsgenossen eine ungeheure Aufregung. Sein Leichenzug war das Imposanteste, was Berlin seit lange gesehen hatte.“

In dem Leichenzug des Deutler huschte ein Verwandter L.'s, Carl Goldstein (sb) von Gruppe zu Gruppe und flüsterte den Leuten etwas zu, speziell gehört wurden folgende Worte: „Wieder ist einer von Euch hingenlachtet, das wird nicht eher anders, bis der letzte Hohenzoller auf dem Straßenpflaster liegt.“ Die vorstehenden Worte sind jederzeit eiblich zu erhärten. Bald darauf erfolgte das Södel (sb) sche Attentat.

Lewin, Hartwich, Apotheker, \* 1883, eifriges Mitglied der ▼ Religionsgemeinschaft, Bezieher der „Süd. Rundschau“ und von den Rasse- und Glaubensgenossen als absolut religiös gefeiert, im Äußeren gepflegt typisch-jüdisch; seine Frau, der ein pechschwarzer Bubi-kopf ein eigenartiges erotisches Aussehen verleiht, scheint noch sehr jung zu sein; man wohnt im schönsten Viertel Münchens, Stabellastr. 36/40, besitzt eines der besten Laufgeschäfte in der Bahernstraße, die „Rosendrogerie“, neben dem Rosengarten, — hat 2 Kinder von 10 und 6 Jahren, und notzüchtete 1927 (WB 29/7) das arme und reine, deutschgeborene Dienstmädchen des Hauses, Maria ▲ Staedele, \* 1904, Rempten.

Tatbestand: Die St. kam 1925 frisch von Rempten nach München, wo sie 1½ Jahre in Stellung bei einer Familie war. Durch Inserate fand sie die 2. Stellung bei L. Als sie sich nach einem Ausgang ein wenig verspätete, ließ man sie nicht in die Wohnung; sie verbrachte deshalb bei einer Frau die Nacht, begab sich dann zur Herrschaft und kündigte, blieb aber auf Ersuchen der Frau Lewin.

Am Sonntag 17/7 nach Ferienbeginn, verreiste diese mit den Kindern, und die St. besorgte allein das Hauswesen für L. In der Nacht vom Sonnabend, den 23/7 auf Sonntag, ging die St. um 8.30 Uhr zu Bett. Sie schlief in ihrer Mädchenkammer neben dem Eingang der Wohnung Stabellastr. 36/40. Bei ihrem Eintritt in den Dienst hatte die St. einen Schlüssel zu ihrer Kammer verlangt, der ihr von der Lewin verwehrt wurde. Wußte die Frau von den rasseschänderischen, aber im Gesetz erlaubten Absichten auf das unschuldige deutsche Mädchen?

Außerdem war ausgemacht, daß jeden Tag abends an ihre Zimmertür gepocht würde, damit sich die Herrschaft überzeuge, ob sie zu Hause sei. Am Sonntag

nachts  $\frac{1}{2}$  12 Uhr machte die St. auf und hörte, wie die Wohnungstür aufgesperrt wurde. Bald darauf klopfte L. an ihre Kammertüre. Wie üblich, rief das Mädchen: „Ja, ich bin zu Hause“. Sie hörte noch wie L. den Gang rückwärts ging und eine Zimmertür öffnete. Wenige Minuten später, — die St. war noch nicht wieder eingeschlafen, — öffnete sich zu ihrer größten Überraschung die Tür und L. betrat die Kammer. In großer Erregung schrie er das Mädchen an: „Marie, heute war jemand bei Ihnen da!“ Die St. erklärte, daß das nicht wahr sei, es sei niemand in der Wohnung gewesen, als der Ausgeher des Geschäftes, der um 7,30 Uhr im Auftrage L.'s dessen Rad und Waschmittel gebracht hatte. Daß dieser Mann kommen mußte, wußte Lewin, denn er hatte selbst dem Mädchen im Lauf des Tages gesagt, daß sie diese Sachen nicht zu holen brauchte, da er sie in die Wohnung schicken werde. Dennoch machte der Jude der vollständig verschüchterten Marie St., die im Bett lag, die schwersten Vorwürfe, daß sie diesem Menschen überhaupt geöffnet habe. Die St. erklärte unter Tränen, daß der Diener nur auf 2 Minuten und sonst niemand, vor allem kein Mann, in der Wohnung gewesen sei. Der Jude hielt seine Behauptungen aufrecht und befahl dem Mädchen, das Deckbett wegzunehmen, als wolle er sich überzeugen, daß niemand bei ihr im Bett liege. Die Verängstigte weigerte sich, der Aufforderung nachzukommen. Daraufhin ging L. Noch nicht 5 Minuten später, kam L. wiederum ohne anzuklopfen, nur mit Hemd und Hose in die Kammer. „Marie, es ist doch jemand bei Ihnen gewesen“. Das Mädchen beteuerte weinend das Gegenteil. Der Jude: „Dann kommen Sie sofort einmal aus dem Bett heraus und zu mir in mein Schlafzimmer hinter!“ Die Verstörte frug verängstigt, was los und ob was passiert sei. Der Jude gab keine Antwort und forderte sie nochmal auf, sofort mitzukommen. Maria erklärte, daß sie sich zuerst anziehen müsse. Der Jude aber drängte sie, so wie sie war, durch einen längeren Korridor in das rückwärts gelegene Schlafzimmer, dessen Türe er zumachte.

Das Mädchen erzählt: „Lewin schnaufte und schäumte und sah mich ganz stierisch an, sodaß ich glaubte, er sei nicht mehr normal, mir wurde himmelangst. Er schrie mich wieder an: „Bei Ihnen ist ein Mann gewesen“. Ich weinte, jammerte und beteuerte, daß es nicht wahr ist. Darauf erklärte L., dann müsse er mich untersuchen, dann erst könne er glauben, daß niemand bei mir gewesen sei. Ich war entsetzt und erklärte ihm, ich würde mich auf gar keinen Fall von ihm untersuchen lassen. Vor Angst zitterte ich wie Espenlaub. Ich glaubte, der Mensch würde mir etwas antun, als er plötzlich seine Hand an meinen Hals legte. Nun suchte ich die Tür zu gewinnen. Da befahl mir L., ich sollte mich in sein Bett legen. Ich weigerte mich selbstverständlich mit Entschiedenheit. Da drängte er mich an das Bett hin, und plötzlich packte er mich an der Schulter und warf mich auf das Bett, trotzdem ich mich heftig wehrte und laut weinte. Als er mich gebraucht hatte, schrie er mich an: „Jetzt schauen Sie, daß Sie aus dem Zimmer gehen, Sie Schwein“. [In der vorliegenden eidesstattlichen Versicherung der Marie St. sind die näheren Umstände genau geschildert.]

Wie ich in meine Kammer kam, weiß ich nicht. Vor Ekel, Scham und Angst wollte ich, wie ich war, davonlaufen. Mir wurde aber dann so elend, daß ich mich auf's Bett fallen ließ und nach Stunden endlich vor Erschöpfung einschlief. Plötzlich schreckt ich aus dem Schlafe auf und hörte, wie die Tür wieder aufgemacht wurde. Lewin kam im Nachthemd — niemals vergesse ich seine gierigen Augen, — stürzte auf mein Bett zu und riß mir die Bettdecke gewaltsam weg, sodaß der Weder zur Erde fiel, und stellte die unerhörtesten Anforderungen an mich. Ich weigerte mich und fing an zu weinen. Lewin wurde zudringlicher. Da ich eine furchtbare Angst bekam, daß der Kerl mich wiederum vergewaltigen könnte, sprang ich aus dem Bett, an ihm vorbei, zur Tür hinaus auf den Gang. Er suchte mich aufzuhalten. Ich riß die Wohnungstür auf und flüchtete auf den Vorplatz. Da wurde L. plötzlich freundlich und sagte, ich

solle wieder in die Wohnung kommen. Ich sagte: „Unter keinen Umständen will ich mehr mit Ihnen allein in der Wohnung sein.“ Er redete mir eine Zeitlang ohne Erfolg zu. Unterdessen war es hell geworden. In einem plötzlichen Entschluß sprang ich die wenigen Treppen vom Hochparterre hinunter, riß die Haustür auf und lief, wie ich war, im Hemd, auf die Isabellastraße. Ich überquerte die Straße, flüchtete in den Hof und stellte mich, wie ich glaube, hinter einen Baum. Auf mein Weinen und Jammern sah dann von der Parterrewohnung ein Mann heraus, den ich bat, mich einzulassen, ich würde ihm dann alles erzählen. Dieser holte seine Mutter. Die Frau reichte mir einen Mantel beim Fenster heraus und ließ mich dann in die Wohnung. Der Sohn der Frau holte einen Schutzmann, bei dem ich Anzeige erstattete.“

Dieser Sohn, Mitglied der nationalsozialistischen SA\*), erzählt: „Als ich um 1/25 Uhr in meiner nach dem Hof gelegenen Kammer aufstand, hörte ich beim Waschen plötzlich Wimmern und Weinen; ich sah im Hof ein zitterndes weinendes Mädchen im Hemd stehen und frug, was sie wollte. Sie bat, ihr ein Kleidungsstück zu geben und sie in die Wohnung zu lassen. Ich habe daraufhin meine Mutter geweckt und beraten, was wir machen sollten. Wir hatten zunächst den Eindruck, daß es sich um ein großes Unglück handle, warfen dem Mädchen einen alten Mantel in den Hof und ließen sie in die Wohnung. Die St. erzählte, was sich zugetragen hatte.“ Die Frau: „Jetzt wohne ich schon 20 Jahre hier und bin eine alte Frau, aber so was habe ich noch nicht erlebt. Daß die St. die Wahrheit sagt, davon bin ich überzeugt. Sie hat auch dem Schutzmann in meiner Gegenwart das Gleiche gesagt. Abgesehen davon, daß wir sie mit eigenen Augen im Hofe stehen sahen in ihrer Angst und Verzweiflung. Wenn da nicht was Schreckliches passiert wäre, wäre sie sicherlich nicht davon gelaufen.“

Der Sohn holte einen Schutzmann von der Hohenzollernstraße. Der diensttuende Wachtmeister nahm anerkennenswert gründlich sofort den Tatbe-

stand auf. Daraufhin begleitete der Sohn die Maria St. auf ihren Wunsch zu L., um ihr beim Kleider- und Kofferherausholen behilflich zu sein. L. suchte sofort seinen Kopf aus der Schlinge zu ziehen. Als der Polizeibeamte mit der Maria St. früh 6 Uhr an der Wohnung läutete, um die Sachen herauszuholen, schien der Jude schon an der Tür gestanden zu haben, denn es wurde augenblicklich geöffnet; er tat, als sei er eben aus dem Schlaf gerissen und wisse nicht, was vorgefallen sei: „Ja, Maria, was wollen Sie denn; ja was ist denn mit Ihnen los, wo kommen Sie denn her; sind Sie denn verrückt?“ Zum Wachtmeister: „Ja, was wollen Sie denn eigentlich?“ Lewin tat, als wisse er von der ganzen Angelegenheit nichts. Als er auf die Wache zum ersten Verhör geholt wurde, wiederholte er das gleiche. Der Jude hatte aber nach der Tat genau gewußt, was er tun müsse. Er hat aber, als die St. mit dem Wachtmeister ihre Sachen holte, nicht so gewirkt, als ob er sich schuldlos fühlte; er zahlte ihr sofort den Lohn und gab noch 5 Mark darüber, als sie nicht 5 Mark herausgeben konnte.

Auf Bitten der St. ging Herm. Gesser dann am Dienstag, den 26/7 in die Rosendrogerie in der Bayerstraße, um die Zeugnisse der St. zu holen: „Als wir gegen 3/410 Uhr kamen, erklärte die Bedienung, L. habe hinterlassen, daß, wenn das Mädchen käme, man ihr ausrichtete, er sei ab 10 Uhr im Geschäft. Wir warteten deshalb draußen. Kurz vor 10 Uhr betrat L. mit Frau das Geschäft. Wir gingen hinein und wurden recht höflich begrüßt. Ich frug nach L. Die Jüdin: „Ist nicht zu sprechen“. Er war nämlich hinter einem kleinen Verschlag verschwunden. Die Jüdin: „Sie möchten gewiß die Zeugnisse haben. Einen Moment!“ Augenblicklich hatten wir sie in der Hand. Darauf veranlaßte ich die St., die zuviel erhaltenen 5 Mk. zurückzugeben und verlangte von der L. eine Quittung. Auch dies ging mit geradezu affenartiger Behendigkeit. Nun kommt was Merkwürdiges: währenddes betrat nämlich Oberrabbi Dr. Bärwald den Laden, schaute sich um und wartete. Plötzlich ging er auf den Verkaufstisch

\*) SA = Sturmabteilung.



zu und verlangte von der Verkäuferin Rasierseife. Nunmehr wendete ich mich gegen Bärwald: „Oberrabbi ich weiß nicht, ob Sie mich kennen, mein Name ist Hermann Esser, ich möchte nicht unterlassen, Sie auf etwas hinzuweisen, was Sie als obersten Geistlichen der jüdischen Gemeinde sicher interessiert. Dieser Lewin da, bei dem Sie jetzt Ihre Rasierseife kaufen wollen, hat sein deutsches Dienstmädchen genotzüchtigt, weshalb er angezeigt ist. Ich glaube bestimmt, daß Sie bei Ihrer persönlichen Ehrenhaftigkeit die Seife nun nicht mehr kaufen.“ In meinem Leben habe ich einen Menschen noch nicht so erschrecken sehen, wie Dr. Bärwald. Mit einer Handbewegung wandte er sich ab; man sah es ihm an, er wußte nicht, was er sagen sollte; die Situation war ihm sichtlich peinlich. Unterdessen tauchte hinter dem Verschlag der Lewin auf, lässig, das personifizierte schlechte Gewissen. Er verbeugte sich vor dem Rabbi und begrüßte ihn rituell, indem er die geschlossene Hand an die Stirne legte. Unterdessen hatte die Jüdin mir zugerufen: „Ich bitte Sie, das gehört doch nicht hierher, unterlassen Sie doch das!“ Ich verließ das Geschäft, und überzeugte mich, daß Oberrabbi Dr. Bärwald länger als eine halbe Stunde in dem Geschäft des L. blieb und mit ihm hinter dem Verschlag zusammen war. Jedenfalls war er im Geschäft selbst nicht zu sehen, nur die Jüdin stand vor der Türe.

Wie kommt es, daß ausgerechnet um 10 Uhr, wo der Jude mit seiner aus den Ferien herbeigeholten Frau in das Geschäft kam, auch D.-Rabbi Bärwald erschien? Was tat Bärwald solange im Geschäft? Wir hoffen nicht, daß sein Besuch etwa zu dem Zweck stattfand, um dem bedrängten Glaubensgenossen Ratschläge zu erteilen, wie er sich aus der Affäre ziehen könne, vielmehr, daß D.-Rabbi Bärwald mit Entrüstung die Tat seines Gemeindegliedes verurteilt.“ —

Das Gericht: In der 1. Instanz ganz freigesprochen, wurde L. auch in der Berufung 1928 (BB 7/9) von RA ▼Woerner herausgeholt; sachverständig stand dem Verbrecher Prof. ▼Neu-

bauer bei, der die Bergewaltigte, ohne sie gesehen zu haben, begutachtete. Zeugen: D.-Rabbi Bärwald und L.'s Schwager ▼Mehger. Dem Vorsitzer BG-Dir. △Haslinger glitt dabei die Leitung aus der Hand, sodaß eigentlich Lewin, Woerner usw. den Vorsitz führten. Lewin leugnete vor Gericht alles und erklärte, das Mädchen müsse geträumt haben. Er habe sie nicht berührt und in der fraglichen Nacht nicht gesehen, also die Tat nicht begangen.

Der deutsche Sachverständige Prof. Dr. △Merkel hatte die Städele wiederholt stundenlang in der Klinik untersucht und ihrem Leben nachgeforscht. Er bedauert vor allem die mangelhafte Aufnahme des Tatbestandes. Es sei erstaunlich, was alles versäumt wurde. Er erzählt von ihrer Vergangenheit, die äußerst günstig für sie sprach. Bis zum 21. Lebensjahre sei sie zu Hause gewesen. Ihr Verhalten während der Schule und Jugendzeit war sehr gut, nie Erscheinungen von Lügenhaftigkeit. Die von ▼Neubauer geschilderten Zustände seien nichts anderes als Ohnmachtsanfälle, die viele Mädchen haben. Auch in ihrer Dienststelle in Rempten habe sie sich gut gehalten. Nirgends eine Spur von erwiesener Lügenhaftigkeit. Bis zu dem bewußten Tag haben wir keinen Beweis, daß die St. hysterisch gewesen sei. Auch keine Anzeichen davon lägen vor. Durch die Vorgänge sei sie aber so heruntergekommen, daß allmählich eine Reaktion eingetreten sei, die zum Selbstmordversuch führte: „Wir finden keinen Anlaß, ihr nicht Glauben zu schenken. Wir haben dafür keine Unterlagen.“ —

Auf Grund des Gutachters ▼Neubauer und der ▼Verteidigung nahm das ↓Gericht entgegen dem Staatsanwalt, der doch auch nur 1½ Jahre Gefängnis beantragt hatte, an, daß das Mädchen alles in einer Sinnestäuschung vorgebracht habe; man sprach den Lewin wiederum frei, trotzdem man in der Begründung (BB 28/4) die Angaben des Mädchens „objektiv und subjektiv im wesentlichen glaubwürdig“ nannte. Über Ernstlichkeit des Widerstandes sei nicht zu erkennen gewesen, weil ihr Verhalten zu keinem posi-

tiben Ergebnis geführt habe!! Nach dieser Begründung ist also jedes  $\Delta$ Mädchen Freiwild für Juden: denn wenn der Widerstand erfolglos war, kann es auch keinen, für Juden und Judengenossen erkennbaren geleistet haben — der Jude hat infolgedessen auch keine Gewalt anzuwenden brauchen und ist daher — unschuldig. — Deutsche Mädchen und Frauen, ihr solltet Männern, die Euch und die Gesetze des deutschen Volkes den Juden preisgeben, verachten, denn diese Männer haben zum mindesten den § 177 des deutschen Strafgesetzes gebrochen:

„Mit Zuchthaus wird bestraft, wer durch Gewalt oder durch Drohung mit gegenwärtiger Gefahr für Leib oder Leben eine Frauensperson zur Duldung des außerehelichen Beischlafes nötigt oder wer eine Frauensperson zum außerehelichen Beischlafe mißbraucht, nachdem er sie zu diesem Zwecke in einen willenlosen oder bewußtlosen Zustand versetzt hat. Sind mildernde Umstände vorhanden, so tritt Gefängnisstrafe nicht unter einem Jahre ein.“

Lewin, Hermann, Guben, Poststr. 29. Dir: Berlin-Gubener Hutfabrik vorm. A. Cohn, Berlin. Vr: Max L., Dr., 3A, Berlin W 10, Bülowufer 9, ist WA dieser Fabrik. 1915.

Lewin, Jzig, Wrottschen. Jsr. Fam.-Blatt 1905: „Ein jüdischer Soldat. Angesichts der immer wiederkehrenden Angriffe auf die soldatische Tüchtigkeit unserer Glaubensgenossen scheint es nicht überflüssig, auf nachstehendes Schreiben aus Bromberg vom 3/1 d. J. an Herrn Glasermeister Lewin zu verweisen:

„Sehr verehrter Herr Lewin! Mit aufrichtiger Betrübniß habe ich heute von dem Ableben Ihres Sohnes Jzig Kenntnis erhalten, und ich spreche hiermit Ihnen und Ihren Angehörigen meine und der Kompagnie herzlichste und wärmste Teilnahme aus. Das Vaterland hat in dem Heimgegangenen einen braven, tüchtigen Soldaten verloren, der bis zuletzt treu und gewissenhaft seinen Dienst getan hat, die Kompagnie einen treuen und zuverlässigen Kameraden, der sich durch sein bescheidenes und anspruchloses Wesen die allgemeine Zuneigung erworben hatte. Möge ihm die Erde leicht sein und möge Ihnen und den Ihrigen in Ihrem Schmerze der Himmel tröstend zur Seite stehen. Ich entsende morgen eine Abordnung der 8. Kompagnie, welche dem Entschlafenen die letzte Ehre erweisen soll. Mit dem nochmaligen Ausdruck meiner aufrichtigsten Teilnahme bin ich Ihr ergebener Langemann, Hauptmann.“

DAI 26/4 05: „Wenn die jüdische Presse ein so konventionelles Beileidschreiben als Dokument für die soldatische Tüchtigkeit der Juden gelten läßt, so ist das eine Bescheldenhheit, wie man sie sonst von dieser Seite nicht gerade gewohnt ist. Vielleicht erleben wir es bald, daß man es als Beweis großer Verehrung der Juden bei den übrigen Völkern hinstellt, wenn jemand, etwa ein Gerichtsvollzieher, einen Juden, den er dienstlich aufsucht, beim Eintritt mit dem Wunsch: „Guten Tag!“ begrüßt. Das wäre ungefähr dasselbe.“

Lewin, Jacob, Koftow am Don, der „durch un-menschlichen Wucher ein riesiges Vermögen aufgestapelt hatte, wurde nachts in seinem Hause überfallen und

mittels Knüttelhieben erschlagen. StbgrZ 13/12 1903: „Er hatte zahllose Familien an den Bettelstab gebracht. Geraubt wurde nichts; nur die Wechsel und Schuldscheine wurden verbrannt.“ Ein elementarer, gerechter Ausbruch geschändeter, menschlicher Natur, wie er schon öfter vorgekommen ist.

Lewin, Jakob, Falschgeldschwindler, Grenadierstraße, Berlin, \*1906, erklärte 1930 ( $\Delta$ Vorwärts 19/2) gleich bei seiner Festnahme, „er sei verrückt und ein großer Affe; schon einmal habe er die Chance gehabt, nach der Irrenanstalt Herzberge zu kommen, aber sie leider nicht ausgenutzt. Jetzt wolle er sein Möglichstes tun, sich dort in Sicherheit zu bringen“. Wahrscheinlich ist das dem geschäftstüchtigen Juden, der freilich das Falschgeld nichts weniger als verrückt durch eine Lanze zu vertreiben verstanden hatte, auch gelungen.

Lewin, Ju., Banthäusler, Millionär, Allenstein. 1914.

Lewin, Karl, Dr., Prof., „Feld-, Wald- und Wiesen-Bionist“, wie er sich selbst nennt. Berlin W 15, Gasanenstraße 28. O Wallh Schweriner. — JDA 1913, 226: „Ich habe erst kürzlich mit einem bekannten Chirurgen hier in Berlin, einem sehr geistvollen Manne, der auch in der Literatur eine Rolle spielt [WM], gesprochen. Er weist es weit von sich, Antisemit zu sein, und das glaube ich ihm, er ist auch kein Antisemit. Aber wenn er von Juden und Deutschen spricht, dann ist es selbstverständlich, daß er von einer anderen Gemeinschaft spricht, die nicht bloß religiös von den Deutschen getrennt ist, sondern daß es da noch andere Trennungsmomente gibt.“ — L. meinte auf der großen Debatte der Zentralvereinsjuden und Zionisten: „Aber die Zionisten sagen weiterhin, daß das jüdische Nationalgefühl, das sie vertreten, sie auch noch weiter zu denken zwingt. Es zwingt sie, daran zu erinnern, daß das Geschick der Juden jedes Landes immer abhängig ist von dem Geschick der Juden anderer Länder. Das können wir doch gar nicht leugnen, das sehen wir doch überall. Sehen wir nach England, von dem die „Frankfurter Z.“, die doch gewiß für Sie maßgebend ist, in dieser Beziehung also unparteiisch schreibt, daß sich der gesellschaftliche und politische Antisemitismus trotz der Herrschaft dieser liberalen Regierung dort immer mehr geltend macht. Wenn das in England geschieht, dem Hort des Liberalismus und der bürgerlichen Freiheit, und wenn in Amerika der Antisemitismus Formen annimmt, die zum Teil die bei uns üblichen weit überschreiten, dann müssen Sie sich doch sagen, daß das Geschick der Juden in den verschiedenen Ländern untrennbar verknüpft ist, und daß in den Ländern, wo man das Wort Antisemitismus nur als Fremdwort kennt, dieses sehr schnell erlernt wird, wenn nur 50 000 Juden aus einem anderen Lande einziehen.“

Lewin, Kurt, Dr., Ud (Nieder), \*1890 Moglino, Pof. C:  $\blacktriangledown$ sm.; Berlin, Tempelhof 54 a.

Lewin/Lewin, Mendel, 1744—1819, Satanow, Freund und Schüler von Moses Mendelssohn; einer der ersten, die sich des „Jiddisch“ bedienten, um in die dunkelsten jüd. Massen Aufklärung zu bringen; begann mit Übersetzung der Bibel ins Jiddische, gab aber den Plan vor der heftigen Gegnerschaft der Maskilim (Aufklärer) wieder auf. Erst lange nach seinem Tode erschien die Übersetzung der Sprüche Salomonis (1873), während die der Psalmen nicht veröffentlicht ist. Dennoch übten diese Übersetzungen unmittelbaren Einfluß auf die spätere Literatur. — Bi 54.

Lewin, Leop., dtischer Konsul. San Sebastian, Spanien. — Deg 6. 1914.

Lewin, Leopold, Dr., GSN, Physikus, Oberarzt am Untersuchungsgefängnis, Moabit, Berlin. RR 137. — Ahlwardt behauptete von ihm, daß er 1879 „von dem Nobiling'schen Attentate auf Kaiser Wilhelm I. vorher Kunde gehabt und sich zur Hilfeleistung und um einen Orden zu erwerben, bei dem Attentate unter den Wunden aufgestellt hätte; — unter L.'s Händen sei überdies der Attentäter Nobiling (N) vorzeitig verendet.“ Paasch, Denkschr. 8.

Wie willkürlich er dort verfuhr, erzählt wiederum Ahlwardt „Deutscher Michel, nach auf“ 1891, S. 20: „Eines Tages wurde ein Hirschfeld in Moabit zuge-

liefert, der in Juwelengeschäften Brillantringe verschwinden ließ. Schließlich wurde er an die Staatsanwaltschaft ausgeliefert, trotzdem er Jude war. Nach einigen Tagen erschien Dr. Lewin bei dem Gefängnisinspektor und sagte: „Geben Sie mir die Akten von Hirschfeld.“ „Nun, soll denn der auch verrückt gemacht werden?“ entgegnete der Inspektor. Lewin antwortete nicht. Bald darauf erschien folgende Verfügung: „Da der Geisteszustand des Hirschfeld zu Bedenken Veranlassung gebe, so möge H. in die Charité gebracht werden.“ Hier ist ein Neffe L.'s Arzt. Die Irrenhausärzte sind alle Juden. Hirschfeld wurde in der Charité beobachtet. In den Akten über ihn heißt es: „Eine Schwester hat einen Selbstmordversuch gemacht. Da sie Vermögen besitzt und andere Gründe nicht aufzufinden sind, muß auf Geistesgestörtheit geschlossen werden. Eine andere Verwandte hat dasselbe getan. Folglich ist anzunehmen, daß die Familie der Hirschfeld zu Geistesstörung neigen muß. Hirschfeld ist ein wohlhabender Mann, er hat 60 000 M. Barvermögen, da ist es absolut undenkbar, daß ein so reicher Mann einen Diebstahl begehen könnte.“ Außerdem wurde ausgeführt, daß die Ungleichheit des Ohrschläppchens des Hirschfeld, sowie die abnorme Bildung eines Knies mit Sicherheit auf Geistesgestörtheit schließen lassen. (Heiterkeit.) M. H., ich glaube, daß unter Ihnen kein einziger ist, der von Dr. L. nicht ins Irrenhaus gebracht werden könnte! Vor allem sehen Sie sich mal Ihre Ohrschläppchen an! (Große Heiterkeit.) Hirschfeld wurde wieder ins Untersuchungsgefängnis gebracht. Bald kam ein Bruder H.'s zu dem Inspektor und sagte: „Ich werde meinen Bruder wieder mitnehmen.“ Der Bruder übernahm die Verantwortlichkeit für den Geistesgestörten und beide gingen in eine Weinhandlung und freuten sich ihrer Geldentat. Wenn Hirschfeld mal wieder abgefaßt wird, kann er nicht bestraft werden. Höchstens zieht man den Bruder zum Schadenersatz heran.“

Man scheint es in Moabit durchschaut zu haben, daß einer Maffebänder befehlen und Judengegner, die ihm unter die Hände kamen, zu beseitigen versuchen würde, wie das die Geschichte auch sonst lehrt. So wurde auch Paasch, als er in Untersuchungshaft wandern mußte, ausdrücklich darauf aufmerksam gemacht: „Das erste freundliche Gesicht im Gefängnis war das eines höheren Beamten, der mich warnte, daß, im Falle Unwohlseins Geheimrat L. mir Medikamente verschreiben sollte, ich mich derselben unter keinen Umständen bedienen dürfe.“ — Auch die Begründung, daß Reichtum vor Diebstahl schützt, ist echt. Zundächst ist jüdischer Reichtum doch nur durch Betrug zustande gebracht, und dann hat noch nie einer, auch wenn er viel Geld hatte, nicht mehr zu erraffen und zu ergaunern gesucht. Es gibt unter ihnen keinen Saturierten: — la propriété c'est le vol — und die muß allemal herhalten.

Lewin, Louis, Dr., M.B. (Arzneikunde), Divisionsinspektor, Berlin. \*1850 Luchel. — Er hat besonders die Schlangen- und die Pfeilgifte der Wilden studiert und in geradezu klassischen Studien die Nebenwirkungen der Medikamente geprüft. L. gehörte eine Zeitlang zu den energischsten Vertretern der konservativen Repräsentanten in der j. Gemeinde, ▼DWe.

Mit cand. med. G. Luther (Berlin) experimentierte er über das Blutgift Hydroxylamin an Kaninchen, Tauben, Fröschen, Schildkröten usw. In Raunhyns Archiv 1889 beschreibt dieser rohe Jude, wie er Warmblütler zu Kaltblütlern machte: „Ich packte eine Taube ... in Eiswasser und Eis und beließ sie darin 30 Minuten. ... Nach 64 Minuten starb das Tier unter heftiger Atemnot.“

Lewin, Louis, Rabbi, Kempen i. P., machte in der Ostmark 1913 mündlich und schriftlich auf die „Freiheitskämpfer von 1813 aus Posener und herzoglich Warschauer Judenstädten“ aufmerksam: L. rühmt es als „kaum glaublich, daß aus unserer Provinz, die 1813 zum Herzogtum Warschau gehörte, Männer unter die preussische Fahne traten, die von Rechts wegen überhaupt vom militärischen Dienste befreit waren ...“ lehrte sie doch die bisherige Erfahrung, daß unter Napoleons Adlern Beförderungen eher möglich waren als unter

den preussischen.“ Auf die „Beförderung“ zum Offizier hatten es also die Juden schon damals abgesehen.

Lewin, Lu., \*1887 Berlin. B: „Netten“. Bartels. DZ 3, 1014.

Lewin, Manfred und Paul, Spieler in den 1880er Jahren in Berlin. Friedmann 1, 182 f: „Ihr Vater war bereits ein berühmter Spieler in Berlin, ein gar würdig aussehender Herr, mit langem, weißem Vollbart. Er war trotz seines nicht versteckten Spielerwerts, der äußerlich nur als Nebenberuf neben einem kaufmännischen einherging, in dem Kreise der reichen Hoteliers sehr beliebt. ... Manfred und Paul L. waren seine würdigen Nachfolger. Manfred, ein hübscher Bengel, ging jahrelang mit einer gar stattlichen Ballettuse, die er schließlich heiratete, und deren Bruder er die Mittel zu dem Hühnerschen Austersalon in der Markgrafenstraße gab. Dort war Manfred denn auch selbst fast allabendlich zu finden. Er sowohl wie sein Bruder hatten Ausschängeschäfte, waren aber darum doch professionelle Spieler. Auch sie erlitt eines Tages die übliche Denunziation; beide übertrugen mir die Verteidigung. Ich konnte die Beurteilung nicht hindern, gewann aber den Richtern Verständnis für die Eigentümlichkeit der Lebensgewohnheiten der in Frage kommenden Kreise ab, so daß es bei ein paar Monaten Gefängnis blieb. Als Zeugen fungierten auch hier wieder eine Reihe von Adligen, die oft genug bei „Luftiger Sieben mitgeknoelt“ hatten und in Roulette und Pharaon „mitgetippelt“, d. h. ihre Einsätze gemacht hatten. So konnte ich mit Recht dem Staatsanwalt, der ziemlich deutlich gegen das Judentum meiner Klienten und ihrer Lebensstellung vorging, zurufen: „Ich glaube, Sie würden anders plädieren, Herr Staatsanwalt, wenn die Angeklagten nicht L. hießen, sondern von Knobelsdorf oder von Tuppelstich!“

Manfred wurde wegen Meineidsverdachts 1889 „in Berlin verhaftet, aber auf Einspruch seines RA Rosenstod wieder entlassen, der sich auf ein Krankheitsattest des Prof. Mendel stützte. Tres faciunt collegium.“ AG 19/5.

Lewin, Richard, Berlin W., Liezenburger Str. 51. M: Wieler & Hardtmann, Danzig. 1914.

Lewin, Maurice, Antwerpen, Philanthrop, Zionist, JPB 24/5 1929.

Lewin, Robert Kosmas, der „beste aller Katholiken Dschlnds, dem selbst diese beschleunigen mußten, daß er trotz Taufe Jude geblieben sei“, — schrieb 1928 „Apostatenbriefe“ (Hermann Rauch, Wiesbaden) gegen die „monströse Paradoxie“ einer angeblichen „Aufnordung der Kirche“, d. h. gegen den bewußten und unbewußten Versuch katholischer Kreise, dem germanischen Empfinden mehr Kraft und Daseinsberechtigung zu verschaffen.

Dieser Juden-Katholik L. kritisiert dabei in einem unmöglichen Gemaußschel Kirche und Zentrum, ohne daß sich die Angegriffenen wehrten, weil er nämlich behauptete, kein „Abgefallener“ zu sein, und doch alle Welt schließlich dem päpstlichen Rom, dem „Gehirn der Völker“, der lateinischen Mentalität, die im Grunde weiter nichts als jüdisch ist, zuführen zu wollen: „Mir aber wird“, klagt Lewin, „das Leben gar sauer. Wie der Hausdiener Europas

bin ich: Muß den Rehricht ausfegen; bin wie der Küster aller katholischen Kirchen Deutschlands". L. deutete ferner an, daß er „bei ausgesprochen jüdischer Intellektualität mit Notwendigkeit auf den Weg des katholischen Denkens gelangt sei. Ich habe meinen früheren Stammesbrüdern gesagt: „Mein Gang zur Kirche ist nicht Apostasie; er ist das endgültige Ja zu dem, wovon ihr abgefallen seid. Und, wahrhaftig, einige unter jenen Israeliten verstanden mich besser als ich, der G o i, unter meinen G o j i m verstanden werde“.

Der Jude wirft da absichtlich alle Begriffe durcheinander und nennt sich „Goi“, was er nun und nimmer sein und werden kann, weil „Goi“, ein „Nichtjude“, der Rasse nach, aber nicht jeder beliebige Jude ist, der sich vom Mosaismus lossagt. — Die katholische Kirche ist für Lewin logische Fortsetzung und Ergänzung der Synagoge. Daß er trotz aller „Frömmigkeit“ Rassenjude blieb, zeigt sein ahasverischer Haß gegen den „Berderber“ Meister Ekkehart, gegen Lagarde, Langbein, Fichte, Nießsche, Chamberlain und andere Völkische, denen er „Logolalie“ und „Logomanie“ (Geschwägigkeit und Schwachsucht), vorwirft, weil sie eben deutschem Wesen und Volkstum seinem Sinn wiedergewinnen wollten. Als Pazifist ist L. heilfroh, daß er sich im Kriege, obwohl kv., — vom Militärdienst zu drücken vermochte. Er wütete besonders gegen die „Münchener Lehmmänner“, die Anhänger und Verfechter der von dem verdienstvollen Verleger J. F. Lehmann und von Dr. Günther vertretenen Rassenlehre. Das Kapitel darüber heißt: „Die Rasse mit dem schrecklichen Blick“. L. wittert hier die größte Gefahr und wird da auch am anmaßendsten: „Wir Semiten, wir Griechen und Phöniker, wir sind eines Blutes! So wahr Hannibal ein Punier war, so wahr ein Punier von semitischen Pulsen durchpocht ist, so wahr ist, daß die ebenbürtigen Griechen ebenblutbürtige Asiaten sind! Denn die Griechen sind ein asiatisches Volk. Denn Homers Helden tragen die Prägung und Framung unserer semitischen Vorzeit. Denn Homers Epen sind letzte, äußerste Gestaltung dessen, was

in der Heroenzeit Israels vorgebracht und vorgekämpft war. Und Achill und Patroklus sind weiß Gott eher die Blut- und Artverwandten von David und Jonathan als von irgendwelchen bärenhaut-behafteten Kauf- und Sauf-Brüdern aus kimmerischen Wäldern!

Ist nicht Herakles von Art und Stamm des jüdischen Simson! Odysseus gar, ist er nicht wie herausgeschnitten aus dem Bilderbuch israelitischer Heroenzeit? Wig und List, fatalistische Geduld und Gottvertrauen, die Gaben des Verstandes und guten Rates, all dies ist Mitgift aus dem Samen Sems! Alle diese Helden vom Scheitel bis zur Sohle sind Menschen Asiens! Nichts ist ihnen gemein, rein gar nichts mit den Autochthonen kimmerischer Zonen.“

..... der Lehmannismus ist im Grunde Rasse-Ideologie, eben weil es keine Rasse gibt..... „So also ihr Teutomanen, wisset, Samen und Geist Sems verbreiteten sich von Kleinasien nach Graeco-Italia und über alle Mittelmeer-Länder. Der Jude Paulus, der auf dem Plage zu Athen predigte, sprach zu Menschen von ihm verwandter Geist- und Blutmischung. Darum auch wurde er verstanden. Hier ist auch ein psychologischer Grund für die fabelhaft rasche Ausbreitung des früheren Christentums über alle Mittelmeerländer! Es war Expansion auf geistig vorbereitetem Boden unter artverwandten Menschen. Die Christianisierung Europas hielt schwer, weil ja Geist und Sitte des Orients artfremden wilden Autochthonen aufgezwungen werden mußten.

Drum sag' ich euch, ihr Bajuwaren, euch, ihr Bobeles, euch, ihr Bahreuth-Akolhthen, euch, ihr Odinisten des gesamten deutschen Vaterlandes, ich sage euch, mir schwillt Stolz die Mannesbrust! Weiß Gott, demütig bin ich, weil ich, kümmerlicher Knecht Israels, hier in der Verbannung lebe. Wegen meiner nicht erlösten Stammesgenossen bin ich traurig und demütig. Aber meine Hinkehr zu Jesus Christus, dem Herrn, hat mir die Augen geöffnet, hat mir auch Mut gegeben zu demütig umhertem Stolz auf die glorreiche Heroenzeit israelitischer Vorväter. Dazu haben wir Grund, ihr Bajuwaren, ihr Borussen,

ihr Alemannen. Unser Blut ist vielleicht gar nicht so gemischt wie das eure; mit eurer Blutreinheit ist's übel bestellt!... Wieder ihr Bajuvaren, ihr sämtlichen Stämmlinge, seid euch gesagt: Athene, Diana, Juno, Hera, sind semitische Ideale. Der Juno-Popo, den Goethe küßte, ist semitischer Bildung... Der Zeuskopf ist semitischer Prägung. Die Laokoongruppe ist sinnfällige Gestaltung semitischen Gedankens...“ U. jammert dann über die geringe Hoffnung, „daß aus dem spontanen und guten Willen aller die Völker endlich vom deutschen Wesen genesen möchten... Man betrachte, wie sich bei katholischen Deutschen das antireligiöse Ressentiment bis zur Tollheit auswirkt...“ Er beruft sich auf Paulus, der über alle Überfremdungsgefahren erhaben gewesen sei... „Dagegen gibt es in Deutschland einen katholischen Kultur-Klan, weil Abertausende von deutschen Katholiken denken, es müsse einen nationalen, einen purifizierten, völkischen Katholizismus geben...“ Teutonischer Instinkt tut immer noch Arbeit des Maulwurfs an der Kirche.“ Da schrieb ein Vater von der Notwendigkeit der Pflege eines wahrhaft germanischen Familien = Sinnes, da schreibt die katholische Handel-Mazetti vom „deutschen Christus“ und schon faßt das Nichtschwert Lewins auf beide nieder.

Den Juden ist das Buch ihres Rassegenossen Lewin natürlich hochwillkommen, weil es neue Verwirrung stiften und die Gois noch schlachtreifer machen kann, als sie ohnehin schon sind. Dr. R. W. Goldschmidt, *BS* 2/6 1929: „Ein aus letzter Tragik bejahendes Buch: Pandämonium der Erdkräfte, mit dem Streifen blauen Himmels darüber, des katholischen Himmels. Dieses Buch hat ein leidenschaftlich ausgewählter Konvertit geschrieben — ein zum Katholizismus übergetretener jüdischer Mediziner und Biologe, der nicht plump — unmittelbar, aber doch durch Gesinnung und Beispiel für die Kirche wirkt, sich apologetisch entflammt, ritterlich schützend vor sie stellt. Ein Gläubiger, wieder gläubig Gewordener, hält hier eine Art von Zeit- und Weltgericht, das —

nicht eben stilllos — etwas von der düsteren Glut und Gewalt eines „jüngsten Gerichtes“ hat...“

Unsere  $\Delta$  „Flammenzeichen“ 7/12 1929 erblicken in dem Fluge Lewin's gegen eine „action teutonique“ zu Gunsten Rom und Judas, ein günstiges Vorzeichen für die Freiheit Deutschlands und der Welt: „Was uns hier besonders interessiert, ist die Furcht vor dem Wachwerden nordisch = germanischer Eigenart. Lewin, in dem sich Juden- und Römertum eint, hat mit rassenfischerem Instinkt erkannt, von welcher Seite die größten Gefahren drohen, auch wenn er übertreibt, — ein sicheres Zeichen, daß wir auf dem richtigen Wege sind! Wo germanisch-nordische Eigenart erwacht, hat Rom nichts zu hoffen; je stärker sie sich entfaltet, destomehr wird das Römertum an Boden verlieren. Die nordisch-germanische Seele lebt, ist nur verschüttet. Wir müssen sie wieder ausgraben. Das ist die Rettung.“

Lewin, Rosa (Kittel [Umkehrung]), hebräische Literatur, 19. Jh. Berlin, Kf 14.

Lewin, Rosalie, Manufakturistin in Arnswalde, Erfinderin der „Saarmilch“ gegen Haarausfall und Kopfschmerz, das Fläschchen M. 2.50, dessen Wert vollzeillich aber höchstens M. 0,60 ergab und für die Leiden wertlos war. — *StbgrB* 18/12 1903.

Lewin, Schmarja, Dr., Zionist, — Duma-Abgeordneter in Rußland, hielt 1914 Vorträge, auch in Dtschld.

Lewin, Siegmund, Berlin W 35, Potsdamer Str. 56, 7facher Hausbesitzer, Millionär. 1914.

Lewin, Theodor, \*2/11 1837 Königsberg. Er schrieb zwar gute geschichtliche Abhandlungen über die bergischen Herzöge und war ein Freund des Ministers von Köhler, der ihn als Kunsthistoriker an die Kgl. Kunstakademie Düsseldorf und in den Staatsdienst lancierte, was aber im ganzen doch wohl ein Fehlgriff war. Von 97 an lebte U. in München, und seit 02 in der Heil- und Pflegeanstalt Grafenberg, wo Königsberg auch als Geburtsort in die Anstaltsakten eingetragen wurde. Die Polizei und das evangelische Pfarramt in Königsberg führen dagegen im Jahre 1837 den Th. Lewin nicht, der also seinen wirklichen Geburtsort aus irgendwelchen Gründen zu verdunkeln gesucht hat. Seine Töchter wurden Lehrerinnen. *WM*.

Lewin, Wolff, Berlin W 62, Lühowpl. 6, 3facher Hausbesitzer, Millionär. 1914.

Lewin-Dorff, Hannah, W: Technik in der Urzeit und auf primitiven Kulturstufen; — fortgesetzt von Heinr. Cunow. Kleine Bibliothek. Stuttgart J. G. W. Dieß Nachf. 1912.

$\Delta$  Lewin-Funde, Arthur Wilhelm Otto, so, Bildhauer, Leiter des 00 von ihm gegründeten Stud.-Ateliers für Malerei und Plastik, akad. Schule — \*1866 Dresden —. G: Schloßfermstr. Theodor U. // Ida Funde. O 03 Eva, T. d. Kgl. Kammervirtuosin und Komponistin Franz Poenig. K: Eva Karin, 04; Andreas, 09; Ruprecht, 10. Er hat viel Auszeichnungen. W: Tänzerin; Am Queil; Mutter. W.-Dahlem, Pöbblekallee 15.

Lewin-Träger, s. Albert Träger.

Lewinger, Edmund, Dr., Gemeinderat, Wien, ca. 1880. — S. Mayer, Wiener Juden 1917, S. 375.

**Lewinger, Ernst**, Oberregisseur, kgl. Hoftheater, Dresden. \* 1851 Wien. Er bearbeitete den Faust; Götz; Antonius; 9 Königsdramen; Brand v. Jbsen. — L. erhielt 13 die Krone zum Ritterkreuz 1. Kl. des Albrechtsordens.

**Lewinger, Maximilian**, „polnischer Jude“, Ko; kgl. sächsischer Hofkonzertmeister, Dresden, 1870 Sultow — 08. W: Legende, mit Orchester.

**Lewinger, Moriz**, †, Rabbi, Bremen, beherrschte geraume Zeit das Vereinsleben der Hansestadt, die damals nur mit 1/2% Juden belegt war. DfBl 7/8 1892: „Es gibt wohl kaum einen Verein, wo L. nicht eine Fahne geweiht oder vaterländisch gedankredet hätte. Man denke sich, der Jude segnet in dem rein deutschen Marine-Militär-V., in dem sicher kein Jude ist, die Fahne, vollzieht damit also eine gottesdienstliche Handlung! Ja, es ist vorgekommen, daß er einen christlichen Krieger auf einem judenreinen Friedhof begrabredete! Nächsten Sonntag ist Standartenweihe des B.'s 15. Husaren in Bremen. Programm: Lutherlied, Weiherede Lewingers usw. — Und wenn man fragt, weshalb muß immer gerade Lewinger Festredner sein? heißt es: er hat ein so schönes Organ! Der wahre Grund ist aber, daß die leitenden Kreise in diesen Vereinen überall dieselben sind, und sich nicht genug tun können in der tatkräftigsten Dokumentierung ihres „religiösen Freisinns“. Natürlich sekundiert diesem Treiben die Presse eifrigst. Lewinger kann keinen Vortrag halten, der nicht in allen Blättern abgedruckt und gefeiert würde.“

L. sprach 1899 auch bei dem 5. Stiftungsfest der „Schweineversicherungskasse der westlichen Vorstadt zu Bremen“. Er wollte auch darin, wo es nicht treife war, die Hände haben, und durch seine Reden die Mitglieder der Vereine gründlich betäuben, bis sie weiß und schwarz, Christen und Juden nicht mehr unterscheiden konnten. Seine finstre Saat ging im Nebelmonat 1918 auf, als in dem blederen Bremen Diebstähle, Brudermord und Zustände eintriffen, die niemand bisher in einer so ehrbaren Stadt für möglich gehalten hätte.

**Lewinnek, Artur**. \* 1886. — Ma: Freisinnige Z. und Gerichtsberichterstatte der Königsberger Neuesten N. — G: reicher Pferdehändler und Güterschlächter L. B: Schülerelbstmorde; Freunde des Kronprinzen, 13. — Soweit wir sehen, haben allein die DfBl, Hammer und die Wahrheit 10/5 1913 dieses hinterhältige Werk abgefertigt: „Ein Fremdling maßt sich hier an, Kritik zu üben an den Freunden des Kronprinzen, weil diese nicht in ihrer Mehrheit zu den „Fremdkörpern“ gehören, von denen neulich Erzellenz Liebert im Reichstag ein paar überaus treffende Worte gesprochen hat. Deutlich erkennt man aus der Streitschrift die giftige Machart eines bekannten Denunziantenblattes, das von jeher seine Lebensaufgabe darin sah, alles was deutsch ist, zu begeistern, und alles, was deutsch fühlt, in den Kot zu ziehen. Sie mögen uns erzählen, was sie wollen, mögen mit der ganzen Niedertracht kämpfen, deren sie sich seit Menschengedenken zu bedienen pflegen, sie werden uns die aufrichtige Freude an unserem jungfrischen

Kronprinzen nicht rauben und nicht mindern können! Sie werden aber auch, das hoffen wir von dem offenen und frischen Sinne des Kronprinzen und von den hellen Augen, mit denen er in die Gegenwart sieht, nicht imstande sein, mit ihrer Minierarbeit seine urdeutsche Sinnesart zu ändern und den „Reitergeist“, den er von seinen Ahnen geerbt, zugunsten ihrer eigenen, allem Deutschen abholden Wesensart verlöschen zu machen. Möge der Kronprinz festhalten an seinen heutigen Idealen, möge er für alle Zeiten eingedenk bleiben, daß er als Rektor Magnificentissimus im August 1910 in der Königsberger Universität gesprochen hat: „Wir sehnen uns nach der Betonung unseres deutsch-nationalen Volkstums im Gegensatz zu den internationalen Bestrebungen, die unsere gesunde völkische Eigenart zu verwischen drohen!“

Der GfM Lu. ▼ Geiger schreibt Uzi 15/8: „Was uns in dieser Schrift hauptsächlich interessiert, ist die Darlegung, die zwar nicht das ganze Buch durchzieht, aber einen wesentlichen Teil ausmacht: Betrachtungen und Mitteilungen über die Stellung des Kronprinzen zum Antisemitismus. Einzelne Kapitelüberschriften sind dafür sehr charakteristisch. Man vergleiche S. 14 und S. 33. „Ist unser Kronprinz ein Antisemit? — Der Kronprinz in der Gesellschaft der Herren Bruhn, Liebermann v. Sonnenberg, Stöcker und Genossen. Antisemitischer Jubel. Die Hochzeitsgabe der Antisemiten für den Kronprinzen. Der klingende Lohn. Ein Geburtstagsartikel. Mißbilligung. — Die antisemitische Welle steigt. Der jüdische Gotha. Geistesfürsten über die Juden“. Hervorzuheben ist ferner ein Satz (S. 27): „Die antisemitische Umgebung ist auf den Kronprinzen nicht ohne Einfluß geblieben. Der klassischste Beweis dafür ist seine vielbesprochene Rede im August 1910 anlässlich seiner Ernennung zum Rektor magnificentissimus der Königsberger Universität...“ „Doch braucht man die Hoffnung nicht aufzugeben, daß mit den Jahren diese Erscheinung verschwindet. Es ist ziemlich gleichgültig, ob in der Tafelrunde oder bei Bierabenden des künftigen Herrschers Juden erscheinen

oder nicht; aber durchaus nicht gleichgültig ist, daß der Kaisersohn zu einer billigeren Auffassung des jüdischen Wesens, Glaubens und Einflusses gelangt."

Der „Hammer“ urteilte schlagend, wie man es bei ihm gewohnt ist: „Daß L. in der Wut alle Haltung verliert und mit den Schimpfworten des Ghetto's arbeitet, wollen wir nicht tragisch nehmen. Ein Jude, dem der Schaum vor dem Munde steht, ist kein tragischer sondern nur ein unästhetischer Anblick. Wenn er aber mit vorgespiegelter Wut nichts erreicht, geht der Hebräer zur Schmeichelei über; auch dann wirkt er ästhetisch nicht günstiger. Lewinnee ist Typ seiner „Edelrasse“. Sein Lied klingt so: Ew. Kaiserliche Hoheit sind so jung, so schlank, so graziös, so beliebt. Wie können Sie sich vom Antisemitismus umgarnen lassen! Sie sind ahnungslos, Sie sprachen von „bölk. Eigenart“; das ist ausgesprochener Antisemitismus, Kaiserliche Hoheit. Das Judentum will die Menschheit zur wirtschaftlichen und kulturellen Höherhinauf-Entwicklung (!) führen. Das kann doch auf Eure Kaiserliche Hoheit nicht unsympathisch wirken?"

Nun beginnt immer stärker anschwel-  
lend der Unterton der Drohung:

„Die weitesten und besten (!) Schichten des Volkes müssen mit Mißtrauen gegen den Thronerben erfüllt werden. Mit den Antisemiten hat noch kein Fürst Ehre eingelegt. Schaffen Sie sich diese aufdringlichen Leute doch vom Halse, wenn nicht, so wird es Ihr eigenster Schade sein. Der Adel, der sich jetzt an Sie drängt, hat bekanntlich „die Fühlung mit der Kultur der Zeit“ verloren. Fragen Sie die Geistesfürsten über uns biedere Juden. Ein Fürst, der sich heute den Mächten des Rückschritts und der Finsternis dauernd verschriebe, hätte bald ausgespielt.“

Und schließlich fängt Lewinnee an, die „Geistesfürsten“ zu zitieren. — Das ist ja gerade unsere Hoffnung, Lewinnee, daß jeder Fürst, auch der Kaiser, die Juden, die von jeher Vorbilder gemeiner Kriecherei waren, im Grunde seiner Seele verachten lernt. Alle jene, die heute den König von Preußen umringen: Simon — Ballin — Rathenau und wie sie sonst heißen mögen, sie wollen

ja nichts als Geld verdienen. Wenn sie genug verdient haben und wenn dabei das Ansehen der Monarchie in den Staub gesunken ist, dann werden sie kaltlächelnd die Republik heraufführen, um — weiter zu verdienen. Das ist der Unterschied zwischen uns und Euch, zwischen Arnim's und Kleist's hier, und Mosse's und Levi's dort. Wenn wir wieder den Thron umdrängen, so werden wir es tun, um ihn mit unserem Blut zu schützen, dazu brauchen wir unsauberes Hebräerblut nicht.

Wenn Schmeichelei und Drohung nichts nützen sollten, so kommt das schwere Geschütz der Judenheit: die „Geistesfürsten“. — Wir wollen die Reihe der von Lewinnee angeführten ergänzen:

Tacitus: Die Sitten der Juden sind sinnlos und schmutzig.

Seneca: Die Sitten dieses verruchtesten Volkes sind schon so erstarrt, daß sie in allen Ländern sich verbreitet haben.

Mohammed: Ehrlichkeit und Rechtsinn bei einem Juden erwarten, heißt so viel als Jungfräulichkeit bei einer alten Dirne suchen.

Luther: Kein blutdürstigeres und rachsüchtigeres Volk hat die Sonne je beschienen.

Giordano Bruno: — ein pestilenzialisches, ausfäziges und gemeingefährliches Geschlecht.

Maria Theresia: Ich kenne keine ärgere Pest für den Staat als diese Nation.

Friedrich der Große: Kein Jude darf auf dem platten Lande wohnen.

Voltaire: Die Huronen, Kanadier und Frotosen waren Philosophen der Humanität im Vergleich zu den Juden.

Goethe: Dulden wir keinen Juden unter uns! . . .

Von Lewinnee erwarten wir kein Verständnis, auch keine Toleranz. Die deutsche Erde hat für uns einen inneren Wert, sie ist uns Heimat; für den Juden ist sie Ware. Unsere Fürsten sind dem Juden ein Rechenposten in ihrem Geschäft, für uns sind sie die Führer aus dem besten Blut, das die deutsche Erde in großer Zeit hervorgebracht hat. Heute führen sie uns in den Abgrund, weil sie dem Juden folgen, dem „ver-

ruchtesten Geschlecht" nach Seneca. Aber es wird der Tag kommen, Lewinnea, vor dem Ihr Euch alle heute schon fürchtet, und dieser Tag wird mit erfreulicher Klarheit zeigen: die wirklichen Freunde des Kronprinzen. Teja."

Lewinnea, der sein Buch natürlich im Auftrag geschrieben hatte, gehörte mehr zu den ängstlichen als stolzen Propheten. Er schreibt:

„Die antisemitische Welle steigt. . . . In jedem völkisch Denkenden spukt der Gedanke von der großen deutsch-völkischen Partei der Zukunft, zu der sich die rechtsstehenden Parteien zusammenschließen sollen. . . .

Schon wird in jedem Deutschbewußten mächtig der Gedanke von einer großen Partei der Rechten, die in des Vaterlandes höchster Not zum Schutze deutscher Art und Sitte bereitstehen wird.

Die antisemitische Welle steigt. Die gesamte rechtsstehende Partei schwimmt im antisemitischen Fahrwasser. . . .

Sie alle sehen in Gedanken schon den „schwarzen Husaren“ als Heerführer die völkische Eigenartarmee gegen das „verjudete“ Deutschland führen.

Der Fürst, der sich heute den Mächten des Rückschritts und der Finsternis dauernd verschriebe, hätte bald ausgespielt. Er muß im Bunde sein mit dem sprießenden Leben! —

Ich fürchte, sagt Heine, die Wellen verschlingen am Ende noch Schiffer und und Rahn. — Aber in dem Führer der schwarzen Schaaren der Zukunft hatte sich L. versehen, denn der von Juden rechtzeitig und gründlich umspinnen gewesene Kronprinz hat sich für diese große Aufgabe nie vorbereiten können. Briefe und Eingaben von unserer Seite haben ihn nicht erreicht.

Lewino, Emmy, Frankfurt a. M., Ma: N. Dtsche Frauen-Z., 1914.

Lewinste, W., Gr.-Poplow, hieß bis 1812: Wä Lewin. — Ds.

Lewinski, M., Posen, Kandidat der Freisinnigen Vereinigung, 1898. — Über seine Befähigung zur Vertretung des Deutschtums berichtete DZ 29/8, daß in seinem Hause „zumeist französisch oder polnisch gesprochen wird, weil seine Frau, eine Jüdin aus Pody, die dtsche Sprache ursprünglich nur mangelhaft beherrschte“. Es ist wohl derselbe L., der später als Vorsitziger der Stadtverordneten den Polen sehr entgegenkam und deshalb 1904 (DZ 20/1) wirklich nicht wieder gewählt, seine Schritte gen Berlin gelenkt haben soll.

Lewinski△, Franz v., 1883 Berlin O ▼Ebers. SA.

Lewinski, Josef, gebor. Lewin; \* 1839 Proßnitz, Mähren, taufte sich wahrscheinlich dem bekannten Burg-

theaterschauspieler zullebe um, und schrieb später in Berlin W Theater- und Musikkritiken. W: Theatralische Karrieren 81; Aus dem Guckkasten; Bei den Großen des Thrones und der Bühne; D diese Künstler. — So nennt ihn: „den geistreichsten, verständnisvollsten und gerechtesten Rezensent der preußischen Metropole“.

Lewinski, Lu., gebor. Leyser, Oberlehrer, Dr., erheilt vom Pol.-Präs. Berlin 31/7 1902 den Namen „Lewinski“.

Lewinski, Ludwig, Dr. med., Prof., Uo, Berlin.

Lewinski, Max, Filzschuhfabrikbesitzer, M ä d e n - s c h ä n d e r, wurde 1904 vor der 3. Strafkammer, Landgericht Berlin, zu 1½ Jahr Zuchthaus und 5 Jahren Ehrverlust verurteilt. Er hatte sich an der Tochter einer seiner Heimarbeiterrinnen, Frau Winnat — die Arbeit für ihre Mutter abholen wollte —, schamlos vergangen. Er bezeichnete aber die Beschuldigung als „antisemitische“ Raubatt. Sein Mißglückte, während das Mädchen vom Schuldirektor das beste Zeugnis erhielt. L. war wegen desselben Verbrechens mit 1 Jahr Gefängnis vorbestraft.

Lewinsky [i], Regisseur und Hofchauspieler, Wien. \* 1835 ebda — war Handlungs-kommiss, dann Statist und seit 55 Schauspieler. Sein Repertoire hatte 400 Rollen. „Um sich 75 in 2. Ehe mit der Schauspielerin Olga Prechawen vermählen zu können, wurde L. protestantisch“, De.

UC 5/1 90: „Gewissenhafte Bericht-Erstattung. Wie wohl man tut, wenn man den Berichten der liberalen Judenpresse Mißtrauen entgegenbringt, erhellt aus den nachfolgenden Sätzen, die verschiedenen Blättern entnommen, sich über einen und denselben Vorfall in widerprechender Weise äußern. Anlässlich L.'s Anwesenheit in Donaufeld und seines Erscheinens in der Turnhalle schreibt das „N. Wiener Tageblatt“: „Als kurz nach 4 Uhr L. den Saal betrat, ging eine brausende Bewegung durch die Versammlung.“ Das „Illustrierte W. Extrablatt“ schreibt: „Als L. auf dem Podium sichtbar wurde, begrüßten ihn donnernde Hochrufe.“ Die „W. Allg. Z.“ sagt: „Die Versammelten begrüßten L. mit stiller Freude, sie erhoben sich bloß von ihren Sitzen, gaben jedoch keinen Laut von sich, um die Andacht nicht zu stören. Selbst der einigermassen vermöhnte L. war von dieser Ovation aus dem Volke gerührt.“

Lewinsky, Arnold, JN, Berlin NW 23, Altonaer Str. 36, Millionär und Hausbesitzer.

Lewinsky, Ignaz, 19. Jh., komponierte aus Carl Bedes „Stillen Liedern“, und „Das Schifflein“ von Kallisch. — WM.

Lewinsky [i], Joseph. Die „Gesammelten Schriften“ Ludwigs (1891) von Erich Schmidt und Adolf Stern (seinem Biographen) enthalten auch Gespräche Otto Ludwigs mit Joseph Lewinski. Bartels, Dt. Literaturgeschichte II., 539.

Lewinsohn, N.: „Danziger Neueste N.“, Rangfuhr; 1914. Pressenotiz: „Während des 2¼-jährigen Aufenthaltes des Kronprinzen hatte in Danzig L. die Aufgabe, die Verbindung zwischen der Danziger Presse und dem kronprinzlichen Hofmarschallamt aufrechtzuhalten. L. war während dieser Zeit in nähere Beziehungen zum Hofe getreten, und der Kronprinz hat jetzt bei seinem Scheiden aus Rangfuhr L. eine kostbare Brillantnadel verliehen. Die Nadel besteht aus der in Brillanten gefaßten Initialen W mit der kronprinzlichen Krone in Gold darüber.“ WM.

Lewinsohn, Adolf, \* 1888 Berlin; 13 wegen betrügerischen Bankrotts verhaftet. Lewinsohn hatte 11 ein Schuhwarengeschäft gegründet, dem sich 3 Filialen angliederten. Er kaufte von Lieferanten in Süddeutschland und der Rheinprovinz fast durchweg auf Kredit. 12 verkaufte er die Filialen, so daß er nur noch Inhaber des Hauptgeschäfts war. Anfang 13 stellte er seine Zahlungen ein, „wobei sich die Schulden des Geschäfts auf 200 000 M. belaufen. Unmittelbar vorher verkaufte er auch noch das Hauptgeschäft mit seinem 40 000—60 000 Mark betragenden Schuhwarenbestand an die Berliner „Schuhwarengesellschaft Lewinsohn m. b. H.“, so daß bei der Zahlungseinstellung keinerlei Warenbestände oder sonstige Aktiven in seinem Besitze waren. Seinen Gläubigern teilte L. mit, daß er die Zahlungen einstellen



müsse, da er sein Geschäft verkauft habe, und ihnen von dem Erlös beim Verkauf 50% ihrer Forderungen auszahlen könne. Diese anscheinenden 50% wurden aber nicht etwa in bar geleistet, sondern die Bezahlung erfolgte mit langfristigen Wechseln seiner neuen Schuhgesellschaft, die erst bei der Zahlungseinstellung gegründet worden ist. Das Gründungskapital von 65 000 Mark bestand lediglich aus den Schulden Lewinsohns! Selbstverständlich stellte die neue Gesellschaft, nachdem sie die vorhandenen Schuhwaren veräußert hatte, schon vierzehn Tage nach der Gründung ihre Zahlungen wieder ein und meldete Konkurs an.“ DfWl 16/7 13.

Lewinsohn, Amalie, geb. Cohn, Millionärin, Berlin W 10, H zigstr. 8. 1914.

Lewinsohn, Georg, ao 11 W (Augen), Demokrat, \*1867 Syd; G: Rfm. Louis ▼L. // Lina ▼Gottberg. — 07 O Erna, L. des Rfm.'s ▼Schartenberg. — R: Ruth 09; Frisch 12. — Berlin W 50, Kurfürstendamm 232 (vgl. auch DfW 1910, 10).

Lewinsohn, Josef, neben Sophie L., Mitinh: Schuhfedernfabrik E. L., Berlin. — 3—0, 18. 1914.

Lewinsohn, Lu., Vorsitzender des Soldatenrates der VI. Armee (500 000 Mann). W: Die Revolution an der Westfront, Mundus-Verlag, Charlottenburg, 1920.

Lewinsohn, Sally, Schneidergefelle, Berlin, hatte 1905 bei Meister Goldbach in der Alten Schönhauser Straße ¼ Tag gearbeitet, verlangte aber für ½ Tag Lohn, der ihm verweigert wurde. Da fiel er den Meister tätlich an, — slog aber mit einer Ohrfeige hinaus, schlug voll Wut eine Scheibe ein und verletzte sich dabei so schwer, daß ihn ein Schuttmann ins Krankenhaus brachte. „Das ganze Unglück kommt daher, daß der junge Mann statt des Handels ein Handwerk ergriff“, meinten die DfWl 15/4.

Lewinsohn, Sophie, Millionärin, Frau, in Fa. E. Lewinsohn, Schuhfedern, Berlin W 10, Stülerstr. 14. (s. Josef Lewinsohn.) 1914.

Lewinson, David, „Schlosser“. G: Simon L. // Maria Perlstein. \*1878 Witebek, Rußl. Wegen der Genfer Erzesse 1901 wurde er als Haupttrabelführer am 5/4 (Stbgrz 23/4) aus der Schweiz gewiesen.

Lewinson, Salomon Silber, RA, Chicago, „Politiker“. \*1865 Noblesville. Die von ihm organisierte „Westinghouse-Ges.“ und andere Eisenbahnfirmen vertrauten ihm ihr Schicksal an. Früh betätigte er sich pazifistisch. 21 Mitglied der „Commission for Outlawing War“. Jfz 21/9 1928. Stb: „Es gibt nur ein Mittel, um Kriege zu verhindern, man muß den Krieg außer-gesetzlich und widerrechtlich erklären.“ Vater des Kellogg-paktes (W 29/2 1928).

Manchester Guardian schlägt deshalb 1929 (Jfz 19/4) den L. für den Nobelpreis vor: „... ein Mann, der mehr wie alle anderen sich für den Frieden eingesetzt und dessen Bestreben zu einem großen Erfolg geführt hat. Die Idee des Friedenspaktes und ihre Wirklichkeit ist ein Verdienst L.'s, der heute zu den berühmtesten Männern der Welt gehört. ...“ — s. a. Lewinson, S. D. Betr. richtiger Schreibweise W. M.

Lewinsohn, Dr., DL, Berlin, hielt einen Vortrag: „Arndt und Erziehung der dtischen Jugend“, vor der „Berl. Gymnas.-Lehrer-Ges.“ 5/2 1913! — vgl. Arndt, Bild aus der Zeit auf die Zeit: „Kleine Städte, Flecken und Dörfer, wo viele Juden sitzen, erhalten ein leichtfertiges, unstätes und gaunerisches Gepräge; denn auch die Christen (lies: „Deutschen“) nehmen vieles von der Judenart an; ja, sie werden, wenn sie leben wollen, gezwungen, mit ihnen in ihren Künsten und Listen zu wetteifern. ...“ — Stbgrz 4/2 13.

Lewinsohn, A., Standesbeamter, Berlin; 1885. — Der konservative Nordverein in Berlin richtete an den Magistrat folgende Petition: „An den Hochlöblichen Magistrat hiesiger Haupt- und Residenzstadt. In dem Standesamtsbezirk 10 W (Rosenthaler Vorstadt), wo relativ nur sehr wenige Juden wohnen, funktioniert ein 1. Standesbeamter mosaischen Glaubens, es herrscht deshalb in den beteiligten Kreisen eine nicht zu leugnende große Unzufriedenheit. Der Nordverein hat deshalb den ergebenst unterzeichneten beauftragt, dieserhalb bei dem Hochlöblichen Magistrat vorstellig zu werden. Die Mitglieder des Nordvereins sind sich nun dessen völlig

bewußt, daß vom rein formalen Standpunkt aus die Anstellung eines Juden als 1. Standesbeamten, selbst inmitten einer überwiegend christlichen Bevölkerung, nicht angefochten werden kann. Wohl aber hätte der Hochlöbliche Magistrat die tiefgehende Beunruhigung der Gemüter, die naturgemäß durch solche Anstellung eines Juden entstehen mußte, voraussehen können und berück-sichtigen müssen. Gerade in unserer Zeit sollte man es behördlicherseits vermeiden, dem immer mehr um sich fressenden Glaubens- und Rassenhaß durch irgendwelche Maßnahmen neue Nahrung zuzuführen. Daß dies aber mit der Anstellung eines „Ersten“ jüdischen Standes-beamten inmitten einer überwiegend christlichen Bevöl-kerung der Fall ist, braucht nicht erst bewiesen zu werden. Es kann kein Zweifel darüber herrschen, daß der größte Teil unserer Bevölkerung in den vorzunehmenden standesamtlichen Akten lediglich die Einleitung zu denjenigen Maßnahmen und Gebräuchen erblickt, deren Erfüllung die Kirche von ihren gläubigen Mit-gliedern nach wie vor verlangen muß. Es kann ferner kein Zweifel darüber bestehen, daß die Masse unserer Bevölkerung hierbei das eigentlich rein Staatliche von dem rein Religiösen nicht streng und konsequent unter-scheidet. Es mag dies daher kommen, daß unsere Mit-bürger einmal berechtigt sind, unseren Staat als einen christlichen anzusehen, und daß andererseits das, was bei Eheschließungen usw. den religiösen Zeremonien vor-auszugehen hat, ihrer Meinung nach dem einzelnen auf-erlegte Pflichten des christlichen Staates sind. Es muß deshalb nach jeder Richtung hin beklagt werden, daß der Hochlöbliche Magistrat bei der Anstellung dieses Standes-beamten auf den überwiegend christlichen Charakter der Bevölkerung dieses Bezirks so wenig Rücksicht nehmen zu dürfen geglaubt hat. Abhilfe erscheint dringend not-wendig! Wenngleich, wie wir rüchhaltslos zugeben, for-mell ein Jude die Geschäfte des Standesbeamten ebenso gut besorgen kann, wie jeder Andersgläubige, so bitten wir dennoch dringend darum, der Gewissensnot der christlichen Bevölkerung dieses Standesamtsbezirktes da-durch abzuhehlen, daß ein christlicher Vertreter des be-treffenden jüdischen Ersten Standesbeamten generell vom Hochlöblichen Magistrat ermächtigt werde, auf Verlan-gen der betreffenden Christen die notwendigen standes-amtlichen Akte vorzunehmen, und bitten schließlich, zur Beruhigung der erregten Gemüter dies öffentlich bekannt zu machen. J. A. des Nordvereins, Dr. med. Weise, praktischer Arzt, 1. Vorsitzender, Invalidenstr. 157.“ — Deutsche mußten um die Wahrung deutscher Belange im eigenen Hause betteln gehen.

Lewinsohn, Gust. (J. Weinstengl [Umstellung]), Dr., R: Berl. Wochenschrift, finanziell-politische Revue, ein Börsenjournal mit wissenschaftlichem Anstrich. 1829—? Berlin.

Lewinsohn, Gustav, \*1829 Berlin, — war 67 Dr., 11 (Chemie), Heidelberg. De.

Lewis, gebor. Lewin, „Engländer“ in Afrika, fälschte, wie die Dtsche Kolonial-Ztg. 1889 attennmäßig belegte, mit Wissen Mahareros einen Brief des Häuptlings Her-mann von Wyl zu Rehoboth an den englischen Ma-gistrat zu Walfisch-Bai am 15/9, um die deutsche Besitz-ergreifung zu durchkreuzen. — W 1/9 89.

Lewis, David, gründete Kleiderhäuser in London, — „Universal-Provider“ in Liverpool und anderen Städten. 1823—85 Liverpool. Von seinem Reichtum gab er viel für russische Juden und englische Synagogen ab.

Lewis, Frances Mrs.; G: Richard Morgan, Frauen-rechtlerin; R: 1 G., 2 L.; — Balkan Hill, Aberdovey, Suffrage, 1914.

Lewis, George Henry Sir, s. Lewis and Lewis. Lewis, Jsaak, London. W: Victoria Falls Power Company, Ltd. 1914.

Lewis, Leopold Davis, RA und engl. „Dramatiker“, 1828—90 London. Er brachte Erdmann-Chatrians „Juis polonais“ unter dem Titel „the bells“ auf die Bühne, verkaufte „The wandering Jew“, und gab 68 eine schnell wieder eingegangene Monatschrift „The Mas!“ heraus. Jfz.

Lewis, Sam(uel), Spieler und Großwucherer, 1837 Birmingham —01 London, Palast am Grosvenor Square.

Er begann seine Laufbahn mit Stahlfederherstellung und Edelsteinhandel. O Uda Davis, Schw. des Komponisten Hope Temple. „Freund und Stütze aller adligen Spieler. In seiner Tafel waren Lords, Marquis und die Junker vom Lande. Seine dicke musikalische Frau begünstigte die Schauspieler und Sänger. Das Ehepaar war lange Zeit sozusagen die Mode von London“, Angl J 367. Er brachte es auf 100 Millionen Mark. JG.

Kreuzspinne 1901, 37: „Als der jüdische Großwucherer Samuel L. vor wenigen Monaten in London starb, widmete ihm u. a. das Wochensblatt WZ einen längeren Nachruf, darin: „Seine Wuchergeschäfte erhalten einen moralischen Hintergrund.“ Er hatte nämlich einen Teil des erwachsenen Geldes jüdischen Wohltätigkeitszwecken vermacht! Das Geld des Wucherers von London ist ja auch ein Teil der nach Treitschke, Ein Wort, S. 21, „stillen sozialen Macht des fest unter sich zusammenhaltenden Judentums“.“

• Lewis, William, Präses der Beth-Israël und Stadtrichter von Philadelphia, P., 1922 (WJ 16/3).

Lewis and Lewis, Anwaltsfirma in London, 1850 gegründet von James Graham L. (04—69), der 56 seinen Sohn Sir George Henry L. — \*33, 02 nobilitiert — ins Geschäft nahm. Diese Firma führte alle Standardprozesse der letzten Jahrzehnte: Mme. Rachel, Medium Glade und Baccarat, wobei auch S. Rgl. Hoheit der Prinz von Wales genannt wurde, usw. — JG.

• Lewis-Barned, S. W., Artilleriemajor, Synagogenvorstand, Organisator der Freimaurerloge „Ubique“, Gründer der National-Artillerie-Loge, London W. \*1860. O Lily Cohen. — JWB.

Lewisohn, Berlin (DfBl 9/1 1904) „erbot sich im Namen einer „jüdischen Auswanderergesellschaft“, der Transvaaler Minentammer 100 000 russisch-jüdische „Arbeiter“ zum Monatslohne von 2 Pfund Sterling zu „liefern“. Da dieser Tagelohn niedriger ist, als der, den die Kaffern bekommen, so haben die Transvaaler Juden die „Offerte“ abgelehnt, weil sie fürchten, daß dadurch der Antisemitismus in Transvaal geächtet würde.“

Lewisohn, Adolph, New York, \*1849 Hamburg, kam 67 nach Amerika, G: Adolph Lewisohn & Sons, Ausbeuter von Kupfer- und Silberminen; ▼Mädchenschule. „Mit großen Spenden hat L. auch das Musikleben Amerikas gefördert“, JPB 7/6 1929.

Lewisohn, Gustav und Nathan, Warenhäuser, Gera, verklagten Jan. 1905 den Rabatt-Spar-B. von Geraer Gewerbetreibenden wegen Geschäftsschädigung und Beleidigung, durch seine Aufklärung über die Warenhäuser. Sie behaupteten, infolge der Agitation sei Dez. 1904 ihr Gewinn etwa 2000 M. geringer als im Vorjahre gewesen, er würde auch die folgenden Monate 500—1000 M. abnehmen. Sie beantragten, den Beklagten bei 300 M. zu verurteilen, die Agitation dahin zu unterlassen, daß die Warenhäuser als solche oder allgemein ein unlauteres Geschäftsgebaren hätten, und ferner den Beklagten vorläufig zur Zahlung einer Entschädigung von 1000 M. zu verurteilen, ihnen aber auch die Publikationsbefugnis zuzusprechen. Ihr in letzter Stunde vorgeschlagener Vergleich wurde vom Gesamtvorstand des Rabatt-Spar-B.'s abgelehnt; sie wurden kostenpflichtig vom Gericht abgewiesen. „Der Fall besagt: die Agitation gegen die Warenhäuser ist nicht nur wirksam, sondern auch erlaubt“, DfBl 15/4. — In den Zeiten jüdischer Vorherrschaft war das immerhin ein sehr mannhaftes Urteil

Lewisohn, Leonhard, amerit. Kupfermagnat, JG, 1843 Hamburg — 02 London. G: Samuel L. — 66 gründete L. mit seinem jüngeren Bruder Arnold die Zinn- und Kupferfirma „Lewisohn Brothers“ in New York, Neu-Mexiko (f. Raunheim). Er gab viel für die D.-G. der WZU in New Jersey, für das jüd. Theolog. Seminar und andere humanitäre Anstalten her.

Lewisohn, Lu., Ber. Staaten; Ma: the Nation. Ue: Gerh. Hauptmann. — „The Distinguished critic of German descent“, sagt the American Monthly, Jan. 1922, über den Translator (fd).

L., „ein in Europa sehr beachteter, amerikanischer Schriftsteller“, rührt laut ▼Vorwärts 1/12 1929, in seinem Roman „Erbe im Blut“, Verlag Paul List, Leipzig, an eine wundere Stelle im Kulturleben Europas wie Amerikas, an den Antisemitismus. Ein Anhänger Freud's, glaubt er, daß ein unter stetem Antisemitismus entstandener Widerwille gegen die eigene Art, ein schon tief in der Seele verankertes Minderwertigkeitsgefühl die letzten Gründe für manches spezifisch jüdisches Leid, für manche seelische Verirrung junger Juden sei.“ — Diese Gefühle scheinen aber leider noch nicht so tief und weitverbreitet, daß zu ihrer und unserer Erlösung die Juden etwa den Freitod wählten und mit ihrer Minderwertigkeit ein für allemal Schluß machten.

Inhalt des No: In Wilna lebte 1840 ein Melamed, Kleinkinderlehrer, in einem Keller mit seiner Frau Braine, die an Stoff, Kleidern und Zwiebeln verdient. Eines Tages trat Mendel in den Dienst eines Branntweinhändlers; er stirbt aber bald. Seine Witwe reist, viel beneidet, nach Jerusalem, wo sie bis zu ihrem Tode bleibt. Der Sohn Ephraim heiratet und zieht 1850 als Herr und Frau Ephraim Levy nach Jasterburg; er und sie sprechen bereits deutsch. Ephraims Kinder, jüdisch erzogen, wachsen unter dem deutschen Mädchen Trine heran, die deutschen Märchen prägen sich ihnen tief ein. Ein Junge kommt 58 auf das Gymnasium, wird 69 Student und macht den Krieg mit, erwirbt das Eisene Kreuz, läßt sich taufen und wird, verheiratet und reich, in Berlin ansässig. Ein erstgeborener Sohn Ephraims aber, Jakob schiff 79 nach New York. Die Familie dieses Jakob spielt dann die Hauptrolle des Buches, das über den Antisemitismus im Nachkriegs-Amerika Aufschluß gibt, er wird wohlhabend, heiratet um 1890.

Seine vornehmen Kinder hören zu Hause bisweilen noch dtsh im Unterricht (der Onkel, dem die Märchen der Deutschen soviel bedeuteten, lebt ja in Berlin); von jüdischen Ausdrücken sind sie angeekelt. Die Urenkel des Melamed Mendel aus Wilna sind eben reiche, ver-

wöhnte, ein amerikanisches Englisch sprechende Geschöpfe, die nicht mehr Juden sein wollen. Artur, der Sohn, kommt 1910 auf die Columbia Universität, studiert während des Krieges und wird Irrenarzt. Er erfährt und bekämpft verächtelt den ebenfalls noch verächtelten Antisemitismus seiner Kollegen, setzt sich für Freud und Adler ein und heiratet die Tochter eines evangelischen Geistlichen, eine amerikanische Modeerzählerin. Die Ehe geht auseinander und Artur wird Begleiter einer jüd. Studienkommission nach Rumänien; nur fraglich, ob ihm die Fahrt bekommen wird. —

„L.'s Zukunftshoffnung ist, daß der Jude, dessen Ungleichungswille am Antisemitismus, aber auch an seinem „Erbe im Blut“ scheiterte, sich vor sich und der Welt wieder behauptet, wenn er seiner eigenen Art die gleiche Achtung, das gleiche Verständnis wie jeder anderen Art entgegenbringt. Und vielleicht die schönste Lehre des ernster Beachtung würdigen Buches: Achtung vor jedweder Art und ehrlicher Wille zum gegenseitigen Verstehen, können erst den wahren Frieden begründen“. —

Auch BT 22/12 29 ist beglückt: L.'s Buch ist eine sehr ernsthafte Auseinandersetzung in Romanform mit dem Problem des Erbes im Blute. Künstlerisch stehen in diesem, hoher Beachtung würdigen Werke die Teile in Wilna und Deutschland am Klarsten; agitatorisch sind die Kapitel in Amerika am wichtigsten“.

Jßß 15/11 1929: L.'s „Erbe im Blut“, von Gustav Mehrink übersezt, „ist epochemachend, eine einzige große Konfession zum Jdtm. Durch die Geschichte einer jüdischen Familie in vier Generationen zeigt L. die Verschiedenheit der arischen und semitischen Lebensauffassung und läßt zulezt den halb Assimilierten verklärt zum Judentum zurückblicken. In diesem Roman zieht der Jude — was sicher jeder von uns miterlebt hat — den Weg von Ost nach West, auf dem der Jude glaubt, ganz assimiliert zu werden, oder aber er erwacht zu neuem jüdischen Bewußtsein durch das „Erbe im Blut“. Nach vielem Hin und Her endlich die befrei-

ende Erlösung: Die Rückkehr des Juden zu seinem Volke im höheren geistigen Sinne...“

L.'s zweiter Roman „Fall Herbert Crump“, mit Vorwort von Thomas Mann (sd) im Münchner Dreimasken-Verlag übersezt, schildert einen 24jähr. Musiker, der sich mit einer 44erIn unglücklich macht. „Als Herbert ihr, die nach außenhin fast untadelig lebt, das Scheidungsversprechen abringt, will sie gegen ihn einen Pressefandal inszenieren, um sich als edle Dulderin hinzustellen, ihn aber moralisch zu vernichten. Da schlägt Herbert sie tot. Er wird zu 20 Jahren verurteilt und gilt als Schuldiger. So mußte denn aus dem Geiste ausgleichender Gerechtigkeit dieses Buch der Menschlichkeit geschrieben werden“, Jßß 15/2 1928. — Die Geschichte ist jüdisch sensationell, roh, unkünstlerisch, ohne Tragik, kurz, Brechewurz für Nichtjuden.

In seinem „Mid-Channel“ 1930 (Jew. Chron. 7/2), das von seinen Reisen in Amerika, Europa und Afrika erzählt, kommt L. schließlich darauf hinaus, „daß die jüdische Nation, wie alle Völker, wohl an sich „exklusiv“ sei, die jüdische Religion aber nach Anlagen und Aussichten eine allgemeine Weltreligion darstelle; die Zivilisation verlange nach einer Synthese von Hellenismus und Hebraismus, von Natur und Wissen mit Geist und Gerechtigkeit; das müßten alle Freunde der Menschheit, welchen Blutes auch, erstreben!“ — Der Jude hält demnach seine Rasse für die eigentlich geistige, vernünftige und gerechte, während das Griechentum, im Vergleich dazu, bloß Natur und Verstand, erst durch das Judentum die höhere Weihe erhalten kann.

L. schrieb 1930 (Jew. Chron. 11/4) „Cities and Men“, (Thornton Butterworth) darin Aufsätze über Heine, Georg Brandes und Martin Buber als Vertreter des deutschen Schrift- und Volkstums. Bei den anderen Nationen wird L. kaum eine andere Auswahl, als auch wieder lauter Juden getroffen haben. Darum behüte Gott die Leser, die in der Hoffnung, bei L. über fremde Städte und Menschen unterrichtet zu

werden, Geld und Zeit nur für sein Buch geopfert haben und überall nur wieder Juden zu sehen bekommen, wie er selber einer ist, und mit jüdischen Giften überschwemmt zu werden.

**Lewita, Gustav, JG**, polnischer Pianist — vohageur —. 1855 Ploč — 89 Paris. Zuletzt Prof. am Konservatorium in Warschau; er trat in Amerika, auch in Brüssel vor dem späteren Juden gestürzten Don Pedro auf. Die Fürsten haben sich überall vom Juden vorspielen lassen, bis sie ganz nach seiner Pfeife tanzten und dabei umfielen.

**Lewitan, Josef**, mos. ChR; Berlin, Likhovstr. 63, früher „Russe“. Inform.-Wr. 15/5 1930.

**Lewitzki, Ignaz**, Mädchenhändler (s. Wolf Bertowicz). 1914 in Myslowitz mit Frau verhaftet. „Er hat 2 Frauen. Die eine, die ihn auf seiner letzten, sehr unfreiwillig unterbrochenen Europafahrt begleitete, ist der Polizei als internationale Mädchenhändlerin schon seit längerem bekannt. Die andere eröffnete vor einiger Zeit in Buenos Aires ein öffentliches Haus, in dem L. als Wirt und seine 2. Frau als „Gouvernante“, d. h. Aufpasserin der gewaltsam zurückgehaltenen Mädchen auftrat. L. legte es darauf an, unberührte Mädchen in seine Gewalt zu bringen, um sie der Schande zu überliefern.“ DfBl 17/6.

**Lewitzki**, \*1888, Gymnast in Tschertassh, wurde 1906 (DfBl 28/2) in Verdiktshew arretiert, weil er einen Korb mit 4 Bomben mit sich führte.

**Lewitzki, Witold, Dr.**, Adjunkt extra statum in der Kanzlei des galizischen Landesauschusses, verfaßte 1890 die Flugchrift: „Unsere oder fremde Elemente“, worin als fremde Elemente in Galizien Mitglieder der österr. Dynastie unter Erzherzog Albert mit seinen galizischen Besitzungen bezeichnet, die eingewanderten Juden aber „unser und einheimisch“ genannt werden. L. meint: „Assimilation der jüdischen Gutsbesitzer ist leicht und radikal durchzuführen, wenn ihnen die Salons des Adels geöffnet werden.“

**Lewone, j**: Mond, Mondschein, während dessen auf Diebstahl nicht ausgegangen wird. — Die Lewone metaudesch sein, den Mond heiligen oder einweihen. Dies geschieht alle Monate, wenn der Mond voll ist, durch ein besonderes Gebet, das mit gewissen Gebräuchen unter freiem Himmel gesprochen wird. — Ehiele G.

**Lewy, Frau**, Vorsitz: Vaterländischer Frauen-V., Hohenfalza. 1913.

**Lewy, Adolf**, Schlächter, s. Blutsmord von Konitz.

**Lewy, Adolf**, Reisender, Berlin, erhielt vom Schöffengericht in Schivelbein 1901 (StbgrZ 8/5) 14 Tage. „Am 16/6 00 abends verlangte L. am Fahrtartenschalter eine Rückfahrkarte nach Kolberg. Den Preis dafür mit 4.20 M. hatte er nicht abgezahlt, und als ihm der Schalterbeamte auf ein 20-M.-Stück nicht herausgeben konnte, wurde L. so ungemütlich, daß der diensthabende Stationsassistent Weder hinzukam und den Störenfried zur Ruhe wies. Daran lehrte sich L. nicht, sondern beleidigte diesen Beamten vielmehr durch unpassende höhnische Redensarten, bis der auf einer Dienstreife befindliche Staatsanwaltschaftsrat Lentke aus Köslin die Persönlichkeit des Lärmstüchlers feststellen ließ. Der Vorfall, der sich in voller Öffentlichkeit zutrug, hatte etwa 10 Minuten gedauert.“

**Lewy, Albert**, Dir., Berlin, Lutherstr. 22. Dir: Berliner Eispalast; WA: Boarding-Palast. 1914.

**Lewy, Bergnart/Bernhard Carl, JG**, 1817—63, Kopenhagen, „dänischer“ Chemiker. Er lebte viel auswärts; war Assistent im Laboratorium des J. B. Dumas in Paris, und untersuchte im Auftrage der Académie des sciences die Luftverhältnisse der Nord- und Ostsee wie der Stadt Paris; 47 Chemieprofessor in Bogota, Neu-Granada. Er schrieb französische und dänische Abhandlungen.

**Lewy, Ernst, Dr.**, ao Uß (Ungar.), Berlin, Dorothienstr. 6. — \*1881 Breslau. E: Rfm. Jakob L. (+1898) // Julie Bielschowsky. — Deutsche Musikzeit.

**Lewy, Fritz Heinrich, Dr.**, ao Uß (Neurologe) an der II. med. Univ.-Klinik der Charité; \*1835 Berlin; E: Sanitätsrat Dr. Heinrich ▼L. // ▼Milchner. — Berlin W 10, Matthäikirchstr. 8.

**Lewy, Hugo** und Paul, Berlin W 30, Mohrstr. 43 und Heilbronner Str. 6. Dir: WG vorm. H. Gladenbeck & Sohn, Bildgießerei, Berlin und Friedrichshagen. 1914.

**Lewy, J. A.**, Hofantiquar des Kronprinzen, späteren Kaisers Friedrich III. RR.

**Lewy, J. R.**, Prof., Hornist, wurde von seinem älteren Bruder E. C. Lewy, dem Prof. am Konservatorium in Wien, ebendort hin nachgezogen. „Er bereiste Europa und wurde vom Kronprinzen von Schweden, dem jetzigen König Bernadotte zum Musikdirektor ernannt“, JN, 1851.

**Lewy, Jacob**, Essen. In der „Essener Volkszeitung“ befand sich im Juni 1915 folgende Anzeige: „Eine größere Partie Fleischkonserven, welche sich nicht mehr zum menschlichen Genuß eignet, jedoch noch vorzüglich als Fühner-, Hunde- und Schweinesfutter verwendet werden kann, in kleinen und größeren Partien gegen sofortige Kasse abzugeben. Jac. Lewy, Dampftalg-Schmelze, am städt. Schlachthofe, Essen a. d. R.“

DfBl 21/7: „Es ist unerhört, daß in einer solchen Zeit, in der die Preise für Fleischwaren einen Stand erreicht haben, der die meisten Kreise schon aus geldlichen Gründen zu einer starken Einschränkung des Fleischgenusses zwingt, Waren dem Verderben ausgesetzt werden, weil man sie nicht rechtzeitig anbietet.“ — Ein Beispiel von vielen! Lag darin System?

**Lewy, Jos., Dr.**, R: „Medico“, medizinische Wochenrundschau, Verlag Ju. ▼Rosenberg, Berlin. Nr. 39, 1894, dieses hochwissenschaftlichen Organs enthielt folgende 4 Anzeigen:

„Das medizinische Zentralbüro, früher in Dresden, jetzt in Berlin NW 6, provisorisch Marienstr. 3, vom 1. Oktober Albrechtstr. 12 part., 3 Minuten vom Bahnhof Friedrichstraße, geleitet von 2 Ärzten, vermittelt streng diskret ärztliche Praxis, Heilanstalten, Vertretung, Assistenz usw.“

„Welcher Arzt gibt einem streng reellen Kaufmannshaus die Genehmigung zur Zeichnung seines Namens und Titels, behufs Verkaufs eines präparierten, durchaus reellen Naturprodukts für Volksnahrung? — Off. mit Honoraranträgen usw. bef. Haasenstein & Vogler, AG, Köln, sub L. D. 1154.“

„Für legalen Erwerb der Doktorwürde (rite) (Dr. phil., med., jur.) an europ. Universitäten erteile ich seit 36 Jahren sachgemäße spezielle Information und Rat. Referenzen in allen Staaten. Nichtanonyme Briefe unter Dr. R., Breslau, hauptpostlagernd. Retourmarke.“

„Damen besserer Stände finden diskrete Aufnahme bei einem verh. prakt. Arzte in kleinem hübschen Orte bei absoluter Garantie, daß keine Anzeige an die Heilmatbehörde erfolgt. Gefl. Off. sub B. 50 bef. Haasenstein & Vogler, AG, Karlsruhe.“

**Lewy, Kurt**, Emaillemaier, London, Jew Chron. 20/9 1929.

**Lewy, O.**, Privatier, Berlin, Frobenstr. 27, 3facher Hausbesitzer und Millionär. 1914.

**Lewy, Lucien**, Viehkommissionär und Gesellschafter der Firma Lewy & Gombberg. An Reparationschwindelereien (sb) beteiligt. Wahrheit 21/1 28.

**Lewy, Marcel**, Viehgroßhändler, Meaug. An Reparationschwindelereien (sb) beteiligt. Wahrheit 21/1 28.

**Lewy, Moritz**, Dir: Kgl. Nationalbank, Kopenhagen. DfBl 1905, 10.

**Lewy, Oskar**, \*1876, Dr. med., Ud (Uge), Halle a. d. S. 1914.

**Lewy, Oskar**, Bankhändler in Firma J. Loewenherz, Berlin W., Landgrafenstr. 13. WA: Kollmar & Jourdau, Uhrkettenfabrik, Pforzheim; Zeiger Eisgießerei und Maschinenbau. 1914.

**Lewy, Richard**, 1826—83 Wien, Gesangslehrer der Cucca, Sembrich und Mallinger.

Lewy, Sophie, geb. Landsberg, Millionärin, Berlin. 1914.

Lewy, Walter, Bildhauer, Berlin. Er machte die 7 Meter hohe Gruppe: „Jason mit den zwei Stieren des Königs Aëtes“, im Berliner Zoo. U. G.

Wahrheit 21/2 14: „Am 17/2 versuchte der Gerichtsvollzieher Goshning, Alt-Moabit 35 (in der Pfandkammer Neue Schönhauser Str. 17) 10 Anteilscheine à 1000 M. der Binger Festhalle öffentlich meistbietend gegen sofortige Barzahlung zu versteigern; sie wurden in der Auktion von 5 M. auf 100 M. in die Höhe getrieben, also 100 bare M. für nominell 10 000 M.! Der Gerichtsvollzieher verweigerte den Zuschlag, und also blieben die Binger Papiere noch in der Schube. . . Der frühere Weinreisende Jules Woog zu Grunewald-Berlin, Königlich bayerischer Kommerzienrat und Fürstlich Lippe-Bückeburgischer Geheim. Kommerzienrat, wollte, um Ehrenbürger zu werden, seiner Vaterstadt Bingen eine Festhalle schenken. Woog dachte sich als smarter Geschäftsmann, daß Geschenke immer dann nichts kosten, wenn andere Personen dafür den Preis bezahlen. Zu diesem Zwecke wurde eine „G. m. b. H.“ gegründet, Geschäftsführer M. Dr. Weber. Die Anteilscheine der G. m. b. H. versuchte man an den Mann zu bringen. Eines der Opfer war Bildhauer L., Landgrafenstr. 13, jetzt unbekanntes Aufenthalts, der für rund 50 000 M. solche Anteilscheine erstand, da ihm die architektonische Ausschmückung der Festhalle dafür zugesagt wurde. Die Vorarbeiten nahmen ihren Anfang, und Lewy hatte schon Arbeiten an unterschiedliche Firmen vergeben, als plötzlich Gegenordre kam. Woog, der Sohn des Beschneiders (im Ehrenamt) der jüdischen Kultusgemeinde, teilte plötzlich L. mit, daß die Binger Stadtväter am Namen „Lewy“ Anstoß nähmen. Übermals ließ sich L. bestimmen und trat freiwillig zurück, nachdem ihm Woog Schadloshaltung versprochen. Woog dachte gar nicht daran, ihm Anteilscheine abzunehmen: als die von L. engagierten Firmen diesem ihre Rechnungen schickten und dieser sich an Woog wandte, meinte W., die ganze Sache ginge ihn nichts an, die allein zuständige Stelle sei die G. m. b. H. Die G. m. b. H. ihrerseits wieder verschänzte sich hinter der gegebenen Ausrede, daß sie ja gar nichts bestellt habe. So blieb L. der Hineingefallene und mußte noch obendrein die Rechnungen für Woog bezahlen. Viel später, erst nach großen Krachs, bequemte sich Woog zur Rücknahme eines Teils der Anteilscheine. Daß trotzdem noch eine Menge solcher Konvaleurs in L.'s Portefeuille zurückblieben, zeigt die obige vergebliche Zwangsversteigerung.“ — Einer der interessantesten Fälle, wo ein Jude den anderen hineinlegte, während noch genug Nichtjuden zum Wegauern da waren.

Lewy, Wilhelm, Apotheker, Görlitz, lieferte 1887 ein Schulbeispiel für den Satz: Wie Juden sich Konkurrenten vom Halse schaffen. „Der Drogist F. befand sich bis Anfang 87 seit Jahren als Geschäftsführer in der Droghandlung des Wilhelm L. und des Drogisten Heinemann, Görlitz. Da F. im vorgerückten Alter stand, dachte er daran, sich zu verheiraten und selbständig in Görlitz ein Drogengeschäft zu eröffnen. Die jüdischen Prinzipale aber wollten solches dem F. verbieten und entließen ihn unter der Drohung, sie würden ihn, falls er wagen würde ihnen Konkurrenz zu machen, ruinieren, sie hätten Geld genug, um damit zu bewirken, daß er bald aus Görlitz raus müsse. F. verheiratete sich und eröffnete in der Berliner Straße ein Drogengeschäft. Sobald die Juden dies erfuhren, kauften sie das Haus und erklärten öffentlich, „sie würden F. in Görlitz unmöglich machen“. Sodann steigerten sie als Hausbesitzer den F. enorm und errichteten in demselben Hause neben F.'s Laden noch ein Drogengeschäft, in dem sie F. im Preise der Waren die niedrigste Konkurrenz machten, Erfindungen F.'s als „verbesserte“ Erfindungen ihrerseits durch Anschlagzettel anpreisen, ja vor Denunziation bei der Polizei nicht zurückschrecken, so daß F. das Geschäft in diesem Hause aufgeben mußte. Er mietete nun in dem Hause gegenüber in derselben Straße einen anderen Laden; aber auch dieses Haus kauften Lewy & Heinemann und das alte Spiel begann von neuem. Zum

2. Male mußte der arme Deutsche den reichen Juden das Feld räumen! An den Rand der Verzweiflung gebracht, wurde F. nur mit Mühe von seinen Verwandten vom Selbstmord zurückgehalten. Noch einmal raffte er seine Energie zusammen und wagte den Kampf zum 3. Male. Er mietete abermals einen Laden im Hause des Konditors G., aber auf Rat eines Freundes bedang er sich vom Hauswirte das Vorkaufsrecht aus und verpflichtete den G., beim etwaigen Verkaufe des Hauses, ihm die Vorhand als Käufer zu lassen. Aber auch hiervon wußten Lewy und Heinemann Kenntnis zu erhalten und versuchten mit List in den Besitz des Hauses zu gelangen. Eines Abends erschienen beim Hausbesitzer G. 2 Herren, deren einer sich als „Herr aus Dresden“ vorstellte, der seine russischen Papiere in Häusern anlegen wollte. Es gelang ihnen auch, den zu jener Zeit schon geisteschwachen und jetzt völlig irrfinnigen G. zu bewegen, dem „Herrn aus Dresden“ das Haus zu verkaufen. Bald jedoch wurde es G., respektive der Frau desselben und dem Drogisten F. klar, daß der „Herr aus Dresden“ kein anderer sei, als der Apotheker Lewy. Nunmehr machte F. an G. sein Vorkaufsrecht geltend und verlangte von G. das Haus. G. ließ hierauf Lewy erklären, daß er von dem Vertrage zurücktrete, weil er über die Person des Käufers getäuscht sei, und nun strengte L. gegen G. einen Prozeß auf Überlassung des Hauses an. Der Prozeß wurde schließlich zugunsten G.'s entschieden, aber der Geist G.'s war durch die Aufregung, in die dieser Prozeß ihn versetzt hatte, völlig umnachtet! Durch die Verfolgung der Juden, deren Motiv lediglich in niedriger Habgucht bestand, wurde der eine Mensch an den Rand der Verzweiflung, fast zum Selbstmorde getrieben, ein anderer in die Nacht des Wahnsinns gestürzt! Die Staatsb.-B. bemerkte damals: Wir würden den Vorfall für unmöglich halten, wenn nicht die Akten vor uns lägen, aus denen die Wahrheit der obigen Schilderung hervorgeht.“ UG Aug. 89.

Lewyn, ein 73jähriger Gemeindeführer, Berlin, zerschchnitt Jan. 1901 „aus Versehen“ dem Fleischergefelligen Georg Jahl so die Sehnen im linken Arm, daß die Hand, völlig kraftlos, auch auf den stärksten elektrischen Strom nicht mehr reagierte.

„Bis jetzt“, sagt StbgrB ein paar Monate später, am 5/5 01, „ist dem Verletzten auch noch nicht die geringste Unterstützung seitens der jüd. Gemeinde zuteil geworden. — Und dabei haben die Schächtsfreunde im Reichstage immer behauptet, die Schächter seien durchaus zuverlässig, wobei Mißgriffe oder Versehen in ihrer Tätigkeit garnicht vorkommen könnten!“

Leider mußte die StbgrB, schon sehr bald (31/12 02) einen neuen Vorfall aus Grünberg berichten: „Der Kultusbeamte hatte eben den Schächtschnitt an einem Kinde viel ausgeführt, als dieses ihm einen Tritt versetzte, wodurch er das Gleichgewicht zu verlieren drohte. Gleichzeitig fiel der Fleischergefellige, der auf dem Kinde kniete, herab, erhob sich sehr rasch und unglücklicherweise gerade in der Richtung, nach der der Beamte sein Messer hielt. Dabei wurde ihm eine Sehne des rechten Daumens zerschritten und eine tiefe Fleischwunde am rechten Oberschenkel zugefügt, so daß er alsbald ins städtische Krankenhaus übergeführt werden mußte.“ — Müßten die Fleischergefelligen beim Schächten Juden sein?

Lewyn, Jules, General von Chile, Monte Carlo, wurde in Le Havre Sept. 1915 vom Auto des belg. Ministers Helleputte getötet.

Lewysohn, L., 1819 Schwerzenz, Posen —? — Dr., Rabbi in Worms; seit 59 Oberrabbi in Stockholm. Er schrieb dtsh, franzöf., hebr., engl., schwed. — B: Gottesdienstkörper Vortrag, gehalten am hohen Geburtstage Sr. Igl. Hoheit  $\Delta$  Ludwig III. Großherzog von Hessen den 9/6 52 in der Synagoge zu Worms; Heimkehr, Trauerrede am Grabe des sel. verstorbenen Dr. Jacob Abr.  $\blacktriangledown$  Adler, welt. isr. Prediger zu Worms, 8/1 56; Zoologie des Talmaud; Warum trauert das Vaterland? Predigt bei dem Trauergottesdienst am 14/8 59 wegen Ablebens Sr. Maj. des hochsel. Königs Oskar I. gesegn. Andentens, Stockholm 59; Die Erde und die Himmelsfeier, Trauerrede am Beisetzungs-tage der sel. Frau Hanna  $\blacktriangledown$  Marcus, Stockholm 59; Das

Leben geliebt, Trauerrede am Grabe der sel. Frau Beresfordina ▼ Davidsohn, 59; Ihr Andenken zum Segen, Trauerrede an der Bahre der sel. Frau Betty ▼ Salomon, 61; Ein würdiges Lebensbild, Trauerrede an der Bahre des sel. Herrn Israel Salomon, 63. — „Außer diesen selbständigen Schriften lieferte er über 300 Korrespondenzen und wissenschaftliche Beiträge in hebräische, deutsche, französische und englische Jahrbücher, Monat- und Wochenschriften. Er gibt gegenw. Wolffs Religionsbuch in erweiterter Bearbeitung in schwedischer Sprache heraus und liefert die jüdischen Artikel in dem gegenwärtig herauskommenden schwedischen Konversationslexikon“, Lippe 81. — Die letzte Arbeit war im Sinne der Masse die wichtigste — nämlich Nichtjuden über Juden scheinbar „aufzuklären“, sie in Wirklichkeit aber nur tiefer einzubeden.

Lewysohn, S., Lehrer, Posen, \*1811. B: Darstellung des in Jerusalem von den Gebrüdern Rothschild neugegründeten Hospitals; Klänge aus dem Morgenlande; Der letzte Freund und Ratgeber, Charakterbild. — Lippe 1881.

Leya v. Mehrenthal, Alois, Graf, 1854—12, Minister, Wien. Ahn: Lewy Ley(a), Armeelieferant und Joseph II. und in den napoleonischen Kriegen. GG.

Ley, Jules, Geschäftsleiter des Figaro, Paris. Cps: Capus; de Fiers; Fig-Maurice; Polybe; Julien de Marfon. 1920. Eberle, Großmacht, 225.

Ley, Marianne, gebor. Levy, Tänzerin, Michel 8/12 1929.

Leyden, E. = Eugen Reichel.

Leiden, Ernst v., Uß, GN, Dr. med., Berlin; 1896 nobilitiert. 1823 Danzig —?; Militärarzt; 94 behandelte er den Jaren in Petrograd. Cps: F. ▼ Klemperer; L. ▼ Fränkel. — O in 2. Ehe mit Vorsizerin des 1901 gegründeten Kartells der dtshen Frauenklubs, Marie ▼ Dypenheim, Königsberg, \*44; K: 1. Reg.-Assessor Viktor v. L. (Id), O ▼ Reichenheim, Potsdam; er wurde bei Hof vorgestellt und ließ als Regierungsreferendar beim Bezirksausschuß in Potsdam seine Vota durchschlagen und an alle Mitglieder der Regierung verteilen, bis diese ihm bedeuteten, daß sie zu ihren Bedürfnissen besser ungedrucktes Papier verwenden. 2. Jenny, O ▼ Staatsanwalt Alex Mendelssohn, Potsdam. — Ein Refse E. v. L.'s: Dr. L., verfaßte „Chemotherapie der Infektionskrankheiten“. — Ein Ma. schreibt: „Die Mutter des E. v. L. war eine Jüdin, geb. Hein. Ihr Bild steht in den Erinnerungen L.'s. Sehen Sie sich das Bild selbst an und beobachten Sie, wie man beim Klischieren die Nase zu verbessern gesucht hat. Es fällt jedem auf, der von den Dingen etwas versteht.“

Leiden, Friedrich Leopold, Dr. phil. (Geographie), Karlsruhe — hier bis 1922: Levy.

Leiden, Viktor von, \*1880 Berlin, Dr. jur., Ministerialdirektor, Preuß. Ministerium des Innern. Mutter: Marie ▼ Dypenheim, Königsberg i. Pr.; O Luise ▼ Reichenheim, eine Schwester der mit Staatssekretär ▼ Weismann (Schwiegervater des Alfred Kerr) verheirateten Reichenheim. Informationsbrief 156, 1929.

Leidesdorff, Ju., Arzt, erwarb 1919 in Groningen den Dr. med. B: „Bidraget tot de speciale psychologie van het joodsche volk.“

Leiden, Friedrich v. d., Dr., Uß (Deutsch), München, Georgenstr. 40. \*1873 Bremen. O ▼ Usher. — S. u. Ue: Älteste deutsche Dichtungen. Cp: R. ▼ Wolfskehl.

Leyens, S., Warenhaus, Wesel. 1914.

Leygues, Chef des Ministeriums, Minister des Auswärtigen, Vorsitzender der Israel. Propaganda, Paris, 1924 (Sonne, S. 377). Sein Kabinettschef: Klein, O Balachowska aus Kiew.

Leykam, Druckerei und Verlags-UG, Graz. Eigentümerin der „dtsh“nationalen „Grazzer Tagespost“ (Anzeigenteil: Friß ▼ Weiß) — steht der „Papierfabrik UG Leykam, Josefthal“ und dem Wiener Bank.-B., Wien, nahe. 1915.

Leyser, Joseph und Louis, Kaufleute, Berlin SO 36, Lausitzer Str. 4 und Wiener Str. 64. Besitzer: Kaufhaus Gebr. L. und 4fache Hausbesitzer und Millionäre. 1914.

Leyser, Raphael, Millionär, Inh. d. Fa. Gebr. L., Strumpf- und Phantasiwaren detail, Berlin S 59, Diefenbachstr. 20. 1914.

Leytin bei Montreux, Erholungsheim für Tuberkulose, „Le Christanthème“, — für das die Juden „Pro-Leytin-Comitees“ schaffen, reden und Gelder einziehen. SZ 20/12 1929.

Ley, J: Spötter.

Lezzeni, Magim, Frhr. v., Wien, — 1780 O ▼ Weglar v. Plankenstern, die nach seinem Tode den Osn. Anton v. Triangi heiratete. O.

L'fat, h: [Abkürzung aus den Anfangsbuchstaben von h: li-ph'rat faton] nach der kleinen Zeitrechnung. Sie besteht darin, daß von 1240 n. Chr. ab, wo das 6. Jahrtausend der jüdischen Zeitrechnung beginnt, die Jahrtausendzahl weggelassen, also z. B. nicht 5679, sondern nur 679 [= 1919] geschrieben wird. Bischoff J.

Lherie, gebor. Léon Lévy, Brunswid, franzöf. Dramatiker, 1805—59 Paris; No 2, 130; De.

Lhermann, Joe, Dr., \*1898; Dir: „Neue Bühne am Zoo“, Theater der „jungen Generation“, Weinschieber, Berlin, — stand 1928 (WB 12/4) vor den Schöffren Charlottenburgs wegen 22 Betrugsfällen und 3 Urkundenfälschungen, aber, wie der ▼ Vorwärts feststellt, „mehr oder weniger harmlose Sachen, die einen so starken Aufwand eigentlich nicht verdienen. Ein schwächlicher Dreißigjähriger, mit scharfen, durchgeistigten Gesichtszügen, großer, schwarzer Hornbrille auf der Nase, schneller und gewandter Rede — der Typus eines Bohémien: sein Leben ist bizarr genug und erklärt die Charakterfehler und die ihm zur Last gelegten Taten. Er wurde in Kärnten als Sohn eines jüdischen Bauern [Wieshändlers] geboren, hat in Wien das Gymnasium besucht und Germanistik studiert.“ 1915 kam er in den Krieg; 1918 kriegsbeschädigt entlassen, schrieb er in Italien für österreichische Zeitungen. Bald darauf war er in der Feuilletonredaktion der „Münchener Neuesten“: um seine Aussichten zu erhöhen, gab er sich 6 Jahre älter aus. Als die „Neuesten“ in andere Hände übergingen, verrichtete L. in Schongau am Lokalblatt die technischen Arbeiten. Er behauptet, in Wien mit einer Doktorarbeit über „Weltanschauung der Romantik“ promoviert zu haben. Danach beging er Zechprellereien und Pensionschwindeleien, um sich über Wasser zu halten. 20 verließ er in Zwidau die Strafhaft, arbeitete bei den „Dresdener Neuesten“, und für den „Berliner Lokal-Anzeiger“, als Berichterstatter in Spa, in Holland und bei der schleswig-holsteinischen Abstimmung, und war zwischendurch Hauslehrer in Berlin und ein Jahr lang Wäckerlehrling. Als er für die WJaM. die Erstaufführungen im Reiche, die er auf eigene Rechnung besuchte, kritisieren durfte, kam er mit Autoren, Schauspielern und Regisseuren in Berührung, wurde in Theaterkreisen bekannt, und er erhielt die Leitung der Volksbühne am Stadttheater in Jena. Sein Versuch als Regisseur im Theater in der Lühnowstraße, Berlin, schlug fehl. Zeitweilig arbeitete er für die „Westfälischen Neuesten“ in Bielefeld, bei der „Berliner Wörse-Z.“, „Welt am Abend“ und am „Mannheimer Tageblatt“ als Berichterstatter der Völkerbundszigung in Genf. Er ist Mitdirektor des Stuttgarter Schauspielhauses, führt einiges an der „Goethebühne“ auf und leitet zuletzt das „Neue Theater am Zoo“. Geldschwierigkeiten führten zu den Straftaten, wobei Kaufmann Walter ▼ John-Marlik, Generalvertreter der Weinhandelsgesellschaft Dr. Gebhardt, Mainz, und Theatermäzen, das schwankende Unternehmen durch Weinkleferungen unterstützt. L. behauptet, daß Marlik ihm einen Waggon Wein geliefert habe, mit der Abmachung, die eingegangenen Gelder von ihm als Darlehn in sein Theaterunternehmen zu stecken — und das habe er dann auch getan. Die Anklage meint, L. hätte seinem Mäzen vorgegaukelt, daß er Mitinhaber der Firma Neues Theater am Zoo sei, und den Wein zu Schleuderpreisen weiterverkauft habe. Die Sekretärin des Angeklagten, Frä. stud. jur. Abmenthal, die einen gleichen Vertrauensposten schon bei anderen Theatern versehen hatte, bekannte freimütig: „Wenn kein Geld da war für Wagen oder sonst etwas, wurde Marlik angerufen.“

Dann rollte ein Spediteur ein paar Kisten Wein an. Abnehmer waren vorhanden. Dann gab es wieder Geld.“

Dr. Alfred Kerr (H) erklärte vor Staatsanwälten und Richtern: „Obermann ist besessen von dem Fanatismus, den jüngeren deutschen Dramatikern auf die Weine zu helfen. ... Er hat es sehr schwer gehabt. Es bestanden Vorurteile gegen ihn. Seine Vorstrafen waren bekannt. ... Er hatte alle Talente, um ein machtvoller Theaterdirektor zu werden. ...“

BT: „Die Aussage Dr. Kerrs blieb nicht ohne Eindruck im Gerichtssaal.“ WM.

Thuillion [französl. l'huile, O] Gaston, Deutschensheger, CHN: Thionviller Neueste, Diederhosen, 1930 (Angriff 26/6).

Diagre△, Albert de, 1858 O ▼Samson, Leipzig; 1/2▼K: 1. Charles, \*62, niederländ. Konsul; 94 O ▼Schwabe. 2. Marie, \*65; 85 O △Alfred Udermann (H). 3. Alice, \*66, 88 O △Kurt v. Weber; T: Elinor, 1911 O △Michael v. Schöneberg. SW.

Kiaszkowski, S., Architekt, Zürich — erhielt 1930 (SPB 25/7) den 1. Preis, 7000 Fr. für ein Synagogenmodell.

Ribbergh, Dr. med., „der bekanntlich allein mit der Abgabe des Koch'schen Heilmittels betraut ist, ist, wie wir hören, Jude“, UC 11/1 1891.

Libeder [Lübeder], Paris, Ditschenheger, Revanchard, Ma: Evénement, wo er in den 1880er Jahren u. a. bemerkte: „Die Juden bilden den Hauptbestandteil der Elsaß-Lothringischen Gesellschaften (Patriotenliga usw.), die die Rückforderung auf ihr Banner geschrieben haben.“

UC 29/3 1891 sah sehr klar: „Sowie der Antisemitismus überhand nehmen will, wird die Revanche=trommel gerührt, und ganz Frankreich vergißt die Hebräer und sieht nur nach dem Rheine. Deshalb werden sich die Beziehungen zwischen Deutschland und Frankreich nie ändern, denn die Revanche=Schreierei ist ein zu billiges und wirksames Betäubungsmittel. Ja, selbst wenn wir Elsaß-Lothringen an Frankreich zurückgeben wollten, würde das Geschrei nicht nachlassen. Andeutungen nach dieser Richtung finden wir in französischen Zeitungen: „Würde die Rückgabe Elsaß-Lothringens die Erinnerung an Sedan, Metz und die Pariser Belagerung verwischen? Würde dies ungeschehen machen, daß wir besieg wurden? Auf unserer Niederlage beruht vor allem unser Haß!“

Die Hebräer fürchten, daß Deutschland um des lieben Friedens willen vielleicht einmal auf den Gedanken kommen könnte, Elsaß-Lothringen zurückzugeben; darum wollen sie heizzeiten vorbeugen, denn der Revanchetaumel ist für sie zu wertvoll. Ich möchte denselben mit einer Morphium-Einspritzung vergleichen. Solange sie vorhält, vergessen die Franzosen die Schmerzen, die ihnen die Hebräer verursachen. Aus diesen Gründen werden unsere Diplomaten von den Hebräern stets nur „ausgelacht“, wenn sie sich bemühen, bessere Beziehungen zwischen den beiden Nachbarländern herbeizuführen. Mißerfolge sind daher so lange „selbstverständlich“, solange unsere Diplomaten nicht die Sonderbestrebungen der Hebräer durchschauen (oder durchschauen wollen) und — durchkreuzen.“

In diesen Sätzen ist das Programm der zum Judenkrieg 1914 führenden Judenpolitik Frankreichs ja Europas gegen Deutschland enthalten. Eduard VII. mit seiner Einkreisung war nur der Haken in dem Ring, an dem Deutschland aufgehängt werden sollte; auch Ed. hat bloß ausgeführt, aber nicht selber entworfen und war, wie alle die Fürsten dieser Welt, Handlanger einer Macht, die er nie durchschaute. Seine an und für sich schon geringe Begabung war durch einen mangelhaften Lebenswandel vollends aufgehoben worden. So steht er wohl an der Spitze aller Fürsten, die sich vom Hebräer nachführen ließen.

**Liberalismus.** Der regierende Geist unserer Zeit, der moderne Liberalismus, ist der natürliche Sohn der neuen Nationalökonomie. Er hat

seine Seele aus Manchester, und hier allein ist er sterblich, sagt Zoerg im Vorwort zur „Geschichte der sozialen Parteien Deutschlands“, 1874:

„Die Bewegung von 1848 ist als politische Liberalismus wenig ehrenhaft unterlegen. Nach ihrer andern Seite aber, als ökonomischer Liberalismus ist sie Sieger geblieben. Die „liberale“ Partei seit 48 vertritt nicht sowohl den Grund= wie den beweglichen Besitz. Ihre Mitglieder haben sich emporgearbeitet zu reichen Trägern des großen Handels, der großen Industrie, der modernen Kapitalwirtschaft. Diese Klasse ist nicht etwa das deutsche Bürgertum, das früher den sogenannten Mittelstand bildete, sondern sie ist dessen gerader Gegensatz, sie ist entstanden aus der Zerstörung und aus den verwesenden Resten des Bürgertums, und daher kann sie richtig nur mit dem französischen Namen Bourgeoisie bezeichnet werden....“

In Preußen zeigte dann der parlamentarische Kampf eine Erhebung der Bourgeoisie gegen das militärische Königtum. Der „Konflikt“ wurde 66 durch „Kompromiß“ beigelegt, der die Bourgeoisie auch politisch zur herrschenden Partei erhob, und seitdem ist sie nicht ein Stand, sondern der Stand überhaupt. Sie nennt Adel und Geistlichkeit: „Junker= und Pfaffentum“, und erklärt dieselben für überwundene Standpunkte; sie bezeichnet die ihr gegenüberstehenden Parteien als Reaktionsäre, Finsterlinge oder Demagogen, und erklärt sie insgesamt für „Reichsfeinde“. Die Bourgeoisie will Alleinherrschaft. Den Staat möchte sie am liebsten ganz aufheben und in die bürgerliche Gesellschaft untergehen lassen; aber entschieden haßt sie jeden starken Staat.“

Der L. versteht unter Freiheit nur das unbeschränkte Recht zur rücksichtslosen Ausbeutung des andern, haßt tödlich das, was ein echter Deutscher unter Freiheit versteht, und unterdrückt es, wo er nur kann. „Der Name, abgeleitet von dem lateinisch liber=frei, muß uns erwarten lassen, daß man bei der liberalen Partei den ausgebildetsten Begriff von Freiheit finden werde. Aber

das ist weit gefehlt; der Freiheitsbegriff des Liberalismus ist vielmehr der leichteste, der leerste und unbestimmteste, den man sich nur denken kann. Er besagt nichts weiter als die möglichste Unbeschränktheit und Ungebundenheit, also etwas ganz Inhaltloses und rein Negatives.“

Fürst Alois Liechtenstein, 2/5 1889, Katholikentag in Wien: „Der Liberalismus mit seiner trostlosen wirtschaftlichen Lehre, dem Manchesterturne, hat die Weltbühne betreten, wie Nathan der Weise angezogen; trieft von Aufklärung und predigt Menschenglück. Aber gar bald ist er aus der eingelernten in die natürliche Rolle des alten Schloch zurückgefallen (Lebhafter Beifall), der auf seinem Scheine besteht und ein Pfund Fleisch aus unserm Leibe begehrt.“

Diebermann von Sonnenberg, Beiträge 1885: „Es wäre auch höchst il-liberal von unserm Liberalismus, wenn er von seinen Bekennern Nachdenken verlangen wollte. Denkwang wäre ein Eingriff in die persönliche Freiheit. Daß in der Auffassung von Freiheit, wie sie der Liberalismus hat, die Religion keinen Platz hat, ist einleuchtend, denn der Begriff der Religion setzt Gebundenheit an eine höhere Ordnung voraus. Diese Weltanschauung hat ja auch seinerzeit die National-Z. bekundet, als sie aussprach, man wolle die Möglichkeit für unsern Staat herbeiführen, daß der Einzelne außerhalb des Schattens der Kirche leben und sterben könne. Die Liberalen wollen einen Staatsbegriff, von dem man weder im Altertum, noch im Mittelalter, noch in der neuesten Zeit, weder in Europa noch in einem andern Erdteil etwas gesehen hat, nämlich eine bürgerliche Verfassung, die ganz in sich selbst ruht und ohne alle Beziehungen zur Religion steht.“

Die bündigste Erklärung für „Liberalismus“ ist: „Judentum“. Die „Jsr. Wochenschrift“ (D. W. 26/3 1901) schreibt richtig: „Grade heraus gesagt, hat der Liberalismus seit Jahren nur noch vom Judentum gelebt. Jüdische Zeitungen haben ihn gestützt, jüdisches Geld machte seine Wahlen.“

Joh. Scherr, Porteles, sagt: Er ist „dem Judentum so angemessen und bequem, weil er hübsch kleidet, zu nichts verpflichtet, zeitgemäß aussieht und doch dem Geschäft nicht hinderlich, sondern im Gegenteil förderlich ist“.

Und in der bayr. Kammer trug ein Abgeordneter, 28. u. 29/11 1901 folgendes Zitat vor: „Uns will es scheinen, als sei es um unsere liberale Partei schlimm bestellt, wenn sie keinen edleren Beruf hat als den, im Joche der Phrase den Acker des Juden zu pflügen, und unseren praktischen Staatsmännern möchten wir zurufen, daß ihnen die Geschichte einen vernünftigen Verstoß gegen leere Schulweisheit eher verzeihen werde, als eine einer gedankenlosen Prinzipienreiterei zu liebe an dem deutschen Volke verübte geflüßelichte Verjüdelung.“

Als 1918 auch in den liberalen Parteien eine judenfeindliche Strömung einsetzte, sagte man statt „liberal“: demokratisch, das wie durch Zauberschlag das andere Wort aus dem Sprachgebrauch verdrängte. Das Judentum setzt Worte in die Welt, aber befördert sie auch wieder hinaus, wenn sie ihre Schuldigkeit getan haben oder es Zeit ist, andere Masken aufzusetzen, da die alten durchlöchert sind. Paul de Lagarde: „Ich hasse schon das bloße Wort liberal, weil ich noch nicht einen einzigen Liberalen kennen gelernt habe, der nicht der inkonsequenteste Mensch von der Welt gewesen wäre, und jeder Thrannei das Wort zu reden fähig, vorausgesetzt, daß Er der Tyrann ist. Überhaupt sieht es mir je länger immer trostloser in der Welt aus, und schwerlich wird etwas anders übrig bleiben, als in sich selbst die Persönlichkeit so mächtig, rein und klar herauszubilden als möglich.“

Liberalismus = Theodor Kappstein.

*Liberi liberae* — nannte Papst Innocenz III. die Christen, d. h. Kinder der freien [Kirche], denen er verbot, bei Juden, den Kindern der Magd [der Synagoge], Gesinde zu sein. Denn Lehre und Tod des Heilands hätten nur die Christen zu Freien gemacht, aber die Juden in die Knechtsstellung verwiesen. — Die Freimaurer nennen sich bekanntlich „*liberi viduae*“, Kinder der Witwe Kaphthai, was wohl Kinder des verfolgten Jdtm.'s bedeuten soll.

Liberman, Hyman, \*1853, Chef der Importfirma L. and Wirtski, mehrmals Bürgermeister, Friedensrichter am Kap, Universitätskurator, Präses der Juden-gemeinde, Kapstadt. — JYB.



Liebermann, U., Revolutionär, gab 1876 in Wien das hebräische Blatt „Wahrheit“ heraus. Nettlau 243.

Liebermann, Franz M. P. Jacob, #, Geistlicher, 19. Jh.; Klinisch, Juden, 1920, S. 13 ff: „Der Talmudrabbī Lazarus L. // Via Susanne Haller, in Zabern, hatte 4 Söhne, Samsōn, David, Henoch und Feltel, als ihnen am 12/4 1804 ein S. geboren ward, Jacob, der später die schönen christlichen Namen Franz Maria Paul erhielt und der berühmte, heiligmässige Stifter der Genossenschaft vom Heiligen Geist für die Christianisierung der Neger in Afrika wurde. Das Studium des Lebens Jesu hat nebst dem Gebet seine Überzeugung besonders gestärkt. Über diese Taufe sagte der Täufling selber: „Nicht genug kann ich erstaunen über die wunderbare Veränderung, die in mir vorging, als das Taufwasser über meine Stirn floss. Ich wurde in Wahrheit ein neuer Mensch. Alle meine Zweifel und Befürchtungen schwanden plötzlich.“ Auch sein Vater wurde durch das Studium des Lebens Jesu zu Jesu geführt. Und bei einer protestantischen Nachbarsfamilie fand auch Bruder Samsōn L. zum erstenmal ein Exemplar des Neuen Testaments. Er las es gemeinsam mit seiner Gattin, und beide erfahen daraus, daß der wahrhaftige Sohn der Maria ganz und gar nicht dem Wilde gleicht, das man ihnen gemacht hatte. Jesus erschien ihnen als der Schönste, Mildeste und Liebenswertigste unter den Menschenkindern.

Der Verkehr mit dem berühmten katholischen Theologen Liebermann, damals Generalvikar von Straßburg, regte die beiden zum Christentume Zugeneigten endgültig dazu an, daß Samsōn L. mit Gattin am 15/3 1824 sich in den Schoß der katholischen Kirche aufnehmen ließ. Er ließ sich zu Straßburg als Arzt nieder. Dem Beispiel Samsōns folgten mehrere angesehene Israeliten, und seine Brüder Feltel und Samuel.“

Dedert, Kann ein Katholik Antisemit sein, 1893, S. 18: „L. erzählt, er habe sich als Knabe königlich gefreut, als es ihm gelang, einer christlichen Frau 2 Sous zu stehlen; als Jude habe er sich dazu „berechtigt geglaubt“. Allerdings hatte der junge L. für dies Verhalten talmudische Autoritäten auf seiner Seite, denn Rabbi Maimonides sagt, das Gebot, „du sollst nicht stehlen“, besteht nur den Juden gegenüber; einem Juden darf man nichts stehlen. Anders verhält sich die Sache dem Nichtjuden gegenüber. Eigentlich kann der Jude gar nicht stehlen; denn wenn er stiehlt, nimmt er nur, was sein ist. Der Besitz eines Nichtjuden ist wie verlassenes Gut; der erstbeste Jude, der es in Besitz nimmt, ist Eigentümer desselben. Einem Goy unrecht tun ist erlaubt; denn es steht geschrieben, deinem Nächsten sollst du nicht unrecht tun, nicht aber: dem Goy sollst du nicht unrecht tun!“

Libmann, Emanuel, UB (Med.), Columbia, New York, hat 1928 als hervorragender Herzspezialist auch den Prof. Dr. Albert Einstein (Sd) behandelt. „Wie erinnerlich, wurde Libmann auch an das Krankenlager von Lord Northcliffe berufen und war der konsultierende Arzt von Sarah Bernhardt und des tschechoslowakischen Generals Stefanič. Er ist konsultierender Arzt des French-Hospitals sowie des Mount-Sinai-Hospitals und anderer jüd. Hospitäler in New York. Er gehört bekanntlich dem amerikanischen jüd. Ärztekomitee und dem Akademischen Rat der Universität Jerusalem an. Gegenwärtig arbeitet er an einem großen Werk über wissenschaftliche Diagnose.“ JZ 30/8 1929.

Liborius = Dr. Martin Kunkel.

Liboschitzki, Lewit, neuhebr.-heintischer Dyrker. Wzi 1912. 516.

Liboschütz, Jacob, 1741—27 Wilna; Arzt, Diplomat. — „Der berühmte Prof. Frank (?), befragt beim Verlassen Wilnas, wem er denn nun die öffentliche Gesundheit der Stadt anvertraue, antwortete: „Deus et Zu-daeus“, d. h. „Dem lieben Gott und dem Juden“; und meinte damit Liboschütz, JG.

Liboschitzky, hebr. Dramatiker; seine „Maccabäer“ wurden 1915 (N. W. Tgbl. 10/1) in Wien vom Herzklub zugunsten des „Roten Halbmonds“ aufgeführt. Man sollte an den germanistischen Seminaren der Univer-

täten das Stück mal mit D. Ludwigs „Maccabäer“ vergleichen. —

Lich, Fred = Alfred Moeglich [die letzten Silben des Originals].

Lichnowsky, Karl Max, Fürst v., bis 1914 deutscher Botschafter in London. \*1860. G: Karl L. // Marie Prinzessin v. Croÿ. — SJ nennt den Botschafter „Neophytenblut aus Weibesstamm“, was sein Aussehen unangenehm bestätigt. Während des Krieges verfaßte L. eine Broschüre „Meine Londoner Mission“, die Landesverrat war. Für die Veröffentlichung sorgte Wittkowitsky (Sd), der geräuschloser arbeitende Bruder Magimilian Harden-Wittkowitsky. In der „Mission“ steht: „Das vornehmste feindliche Kriegsziel, die Demokratisierung Deutschlands, wird sich verwirklichen. ... Denn wir werden die Söhne Jahves nicht verdrängen.“ Was sich eben dadurch erfüllte, daß man den L. und seinesgleichen nicht das Handwerk legte. Seine Frau, Mechtild, Gönnerin Alfred Kerrs, schrieb im WZ 25/12 1913 eine „Parabel“: „Eine halbreife Pflaume streckte, blind vor Wonne, ihren dunkelblauen Leib in die Weißglut des Himmels. Aus der Vollkraft ihrer Pflaumenmuskulatur zwang sie den Stiel zu solcher Saftigkeit, daß der nicht anders konnte, als, dem Plagen nahe, steif seine Frucht in die Höhe zu halten.“ Die Pflanzengeilheit ist ganz gewiß beachtlich geschildert, wirkt aber rassistisch verdächtig. Eine Nichtjüdin hätte zu solchen Phallusstudien kaum Zeit, Talent und Lust.

Nach dem Kriege schrieb L. für WZ und verkehrte mit Pazifisten und Revolutionären. Lord d'Uvernon sah Mitte April 1921 bei Lichnowsky die Schriftleiter des WZ und des sozialdemokratischen „Vorwärts“; Staatssekretär und Demokrat Dernburg war auch dabei. Hammer Nr. 645, 1920.

L.'s Gattin, Mechtild, macht in Berlin einen Salon: „Bei ihr trifft man hauptsächlich moderne Künstler und Schriftsteller. Hauptobjekt ihrer Bewunderung ist der bekannte Essayist Karl Kraus in Wien, Herausgeber der Fackel“, Gestalten um Hindenburg, S. 205.

Wahrheit 3/3 1923: „Fürst Lichnowsky, der frühere deutsche Botschafter in London, ist in die Industrie hinübergewandert. Er sitzt jetzt im Aufsichtsrat der Berliner Zigarettenfabrik Manoli. — Der einstige Vertreter des Deutschen Reiches am Hofe von St. James hat bekanntlich während seiner „politischen Mission von 1912 bis 1914“ eine mehr als merkwürdige Rolle gespielt. Ist doch erst kürzlich durch die „Erinnerungen“ des Generals Moltke bekanntgeworden, daß der Kaiser in den kritischen Juli-August-Tagen von 1914 den sein geregelten Aufmarschplan der deutschen Streitkräfte vollständig umwerfen und ihm die Gesamtrichtung nach Osten geben wollte — auf Grund einer von Lichnowsky mißverständenen Information! In einem Aufsichtsrat hätte der Fürst schon eher landen sollen, bevor er überhaupt eine „politische Mission“ antrat. Bei Manoli wird er seine Fähigkeiten wohl besser verwerten können.“

Über L.'s Verhalten während der Revolutionsvorbereitungen liegen uns derartig ungeheuerliche Nachrichten vor, daß wir sie erst dann bringen werden, wenn die Zeugen uns eidesstattlich die Richtigkeit schriftlich bestätigt haben (s. Wittkowitsky).

Licho, gebor. Lichoweger, Edgar, Mä d h e n s c h ä n d e r, Dir: Alberttheater, Dresden, betätigte sich als Pascha in der Direktion des Hebbeltheaters und der Volksbühne Berlin, und trieb es in Sachen so, daß selbst Jacobsohns Schaubühne 1917 nicht daran vorbei konnte. DW 22/6 stellt fest: „daß L. planmäßig unverbodene Menschen verführte und in ihren reinsten Empfindungen verletzete. Man denke sich die feilschen Qualen eines blutjungen Mädchens, wenn der Direktor sich als Faun nähert. Fast methodisch zog Licho so junge Mädchen und Frauen von unantastbarer Gesinnung und aus den besten bürgerlichen Kreisen an seine Bühne und betraute sie mit wichtigen künstlerischen Aufgaben, solange er hoffen durfte, daß sie ihm für seine Art etwas bieten würden. Fünf Fälle sind durch Zeugenaussagen festgelegt. Es handelt sich meist um 17- bis 20jährige Mädchen. Nach bestmöglichem Widerstand haben sich die Eltern entschlossen, sie der Bühne anzuvertrauen.“

In einem Falle hat der erfahrene Vater des Mädchens dem Direktor sogar vorgestellt, wie unendlich schwer es ihm falle, seine Tochter aus dem Elternhause zu lassen, und wie sehr er sich davor fürchte, die Reinheit seines Kindes durch den leider oft so rüden Ton hinter den Kulissen verletzt zu sehen. Nisch hat dem befreundeten Vater versichert, wie er seine Tochter hüten wolle. Es ist kaum zu beschreiben, was das arme Mädchen statt dessen zu erdulden hatte, welche Formen die Freundlichkeit des Direktors annahm. Dem machte es gerade die Schamhaftigkeit seiner Opfer möglich, sein Treiben so lange fortzusetzen. Erst im November vorigen Jahres klagte eine von diesen jungen Schauspielerinnen dem Obmann der Genossenschaft ihr Leid, ohne Einzelheiten sagen zu wollen. Der Direktor pflegte die Mitglieder, für die er sich interessierte, in sein Bureau zu bestellen, und dann seinen Leuten die Anweisung zu geben, daß er für niemand sonst zu sprechen sei; in einem Falle befahl er sogar sorglich vorher, nach 5 Minuten das Licht im ganzen Hause auszudrehen. Mit der Zeit weiterte sich ein Teil der weiblichen Angestellten, das Bureau des Direktors zu betreten.

Als die Dinge so weit gediehen waren, sah sich Nisch veranlaßt, zu erklären, daß er von seinem Posten zurücktrete. Der Aufsichtsrat des Albert-Theaters hat nun aus Geschäftsrücksichten, ihn noch bis Ende der Spielzeit in seinem Amt zu belassen. Als die ersten Nachrichten über Nischs Rücktritt und dessen Gründe in die Presse kamen, nahm Nisch seine Rücktrittserklärung zurück und beschloß, alle Anschuldigungen zu entkräften und weiter Direktor des Theaters zu bleiben. In diesem Stadium befindet sich die Angelegenheit jetzt. W.M.

Licht, B: „Kulturkuriosa aus Altgriechenland“, Band numeriert 40 Nr. 1. — „Wilamowitz, Winkelmann, Desfing ergündeten griechischen Geist, Jud Licht bietet Erotik! Folgendes erforscht dieser Jude: Ein antikes Sodom, Jus primae noctis, Wie Iphikles zeugungsfähig wurde, Hetärennamen usw.“, Deutscher Staat 20/7 1930.

Licht, Wilhelm, Rfm., Breslau, Nov. 1883 wegen Betrugs vom Schöffengericht Abt. 90 zu einem Monat Gefängnis verurteilt. DZ 10/11.

Lichtblau, Adolf (L. Blau; Wandernde Biermann). \*1844 Wien. E: L. // Taubig. R: Hermann, 71, Chemiker, jetzt A. Ma: Illustr. Welt; Freie Volksstimme. G: 71 Österr.-Ungar. Volksblatt (mit Siegmund Spitz); Drauer- und Hopfen-B. Gambrinus. B: Moderner Menelaus, Asp.; Falke Helena, Dr.; Goldenes Buch des Land- und Forstwesens in Österr.-Ungarn 90. Er ist Präses des Österr. Fachschriftstellerverbandes und war 94 Dir: Nähr- und Wehrausstellung, Wien; Vorsteher hervorragender wohlthätiger Vereine; Beeidigter Sachverständiger im Zeitungsfach; Demokrat. Wien.

Lichtblau, Hermann. — E: Adolf L. — Chemiker; R. \*1871.

↓Lichtenau, Gräfin, geb. Wilhelmine Ende, verheir. Ni(e)ß, Berlin, morganatische Gattin Friedrich Wilhelm II., Judentehe, spielte bei den Vorbereitungen zur Emanzipation eine Rolle.

Friedrich der Große hatte 1777 seinen Neffen, späteren König Friedrich Wilhelm II. gegen 20 000 Taler er sucht, für seine Geliebte in Charlottenburg ein Landhaus zu erbauen, um sie von Berlin fernzuhalten. Ihr Hausfreund war der 1794 aus Holland eingewanderte Bankier Cohn. Ein anderer war Benjamin Daniel Fzig, dessen Verwandter, Elias Daniel Fzig, dem Pseudogatten der Lichtenau, Nitz, 1799 sein Haus in Charlottenburg abkaufte. Ferner gehörte zu ihrer Freundschaft Heumann ▼ Ließ, der 1796 in Charlottenburg ein Haus kaufen durfte, was seinem Vater Bär 1788 noch unter sagt worden war.

Die äußerst judenfreundliche L. bestimmte den schwachen, keineswegs judenfreundlichen König gegen seine Ministerialräte zur Vorbereitung der Emanzipation. Sie und ihr Kreis gehörten zum Schurzfell, das den König tüchtig einzudecken hatte. Die Sache kam dann unter dem gleichfalls nicht judenfreundlichen Friedrich Wilhelm III. zum Abschluß durch Staatskanzler Hardenberg. DZ 15/2 1929. (Weiteres s. Konversationslexika.)

Lichtenauer, Ernst, München, Theresienstr. 56. Dir: Bayerische Handelsbank. 1914.

Lichtenauer, J. Mortimer, \*1876, JG, amerikan. Frestomaler.

Lichtenberg, „Dichter“ und „Vorleser“ der Aktion, Berlin. „Auch bei ihm ist jüdisches Empfinden Grundlage seiner Kunst“, DZ 14/4 1914.

△Lichtenberg, Georg Chr., 1742—99, Göttingen, deutscher Schriftsteller. EB: „Wer aber sagt, daß der Jude ein Schelm sei, weil er gestohlen habe, der ist ein Lügner; denn warum haben die Leute ihre Sachen nicht besser in Acht genommen?“

Lichtenberg, Leopold, JG, Wunderkind, Weltbereifer, Violinvirtuose, Prof. am National Conservatory, New York. \*1861 S. Francisco, Cal.

▷Lichtenberg, Reinhold v., Frhr., Dr. phil., Uß (Kunstgeschichte), Berlin, \*1865 Stume, Ung. Sein Vater, Emil, Frhr. v. L., 1831 Koburg — 03 Wien, t. l. Österr. Feldmarschalleutnant, heiratete zu Koburg 3/5 1864 die Charlotte Mary Harriet Barnard, \*Dresden N., 24/1 1841, die 1914 ebda noch lebte. Die Lichtenbergs sind, nach Deg. 7, „thüringischer Uradel“. Ein v. L., österreichischer Offizier, hat den Vornamen Marcus. Die Mutter Reinholds, Charlotte, war eheliche Tochter des Charles Tomonshend Barnard // Emilie Flora Unger; war Barnard, wie anscheinend auch Dr. Täubler, Archivar der deutschen Judenchaft in Berlin, zugeben muß, ein direkter Nachkomme des 1791 geborenen Handlungsdieners Hirsch Barnard, der 1812 die Vornamen Karl Hermann annahm?

Heimball 1917, S. 60, Briefkasten: „Es ist wissenschaftlich, daß der betr. Schriftsteller, der so viel über arisches Rassenstum schreibt, selbst Rassenmischung ist. Das wurde in völkischen Vereinen längst vermutet, da das Aussehen des Betreffenden mehr jhrisch als dtisch ist. Zu der madjarischen Großmutter und dem jüdischen Großvater kommt noch nach Feststellung eines uns befreundeten Germanisten eine englisch-jüdische Mutter.“

Fast alle Träger des Namens Barnard sollen übrigens jüdischer Abstammung sein, ebenso die Familie Unger, von denen in Berlin eine ganze Reihe wohnt. Wiener Unger sind wie Budapestener Unger ausnahmslos als Juden festgestellt. Wir wissen von nichtjüdischen Ungern nur in Münster. —

Der vom Frhr. v. Lichtenberg — warum? — bekämpfte Semigotha erbat in seiner 1. und 2. Ausgabe Näheres über eine adlige Familie Unger jüdischer Abstammung. — L., der sehr langweilig redet, soll so harmlos sein, als könnte er keine Fliege morden, wie der sonst auch in unsern Kreisen verehrte Müller v. Hausen behauptete, der seinen Freund rassistisch für einen Nichtjuden hielt. So wäre über die umstrittene Person und Abstammung von Lichtenbergs, der in seinen Arbeiten für deutsche Belange gewiß oft redlich bemüht scheint, eine endgültige Klärung besonders erwünscht.

Deutschböhmische Blätter, Nr. 32, 5/8 1920, Anzeige: „Herr Philipp Stauff (Berlin-Lichterfelde) verbreitet, wie ich aus verschiedenen Mitteilungen bestimmt erfahren habe, die Behauptung, daß ich jüdischer Abstammung sei. Diese Behauptung ist un wahr. Die Beweise meiner rein arischen Abkunft sind in meinen Händen. Sollte Herr Stauff seine Behauptung gleichwohl weiter verbreiten, so müßte ich diese Handlungsweise als verleumderisch bezeichnen. Gotha, den 31. Juli 1920. Dr. Reinhold Freiherr v. Lichtenberg, ao Professor.“

Deutschböhmische Blätter, Nr. 33, 12/8 1920, Anzeige: „Herr Philipp Stauff (Berlin-Lichterfelde) „verbreitet“ nichts über Frhrn. v. Lichtenberg, sondern gab sachlich Auskunft. Die Einschlagsfamilien Barnard und Unger sind jüdischen Stammes. Sind die „Beweise seiner arischen Abkunft“ zur Hand, so sind stärkere Gegenbeweise im Gesicht. Ich habe ihm angeboten, sich dem Wurgerschen Kopfmehrfahren auf meine Kosten zu unterziehen zwecks sicherer Feststellung. Stauff.“ — Ist das geschehen? W.M.

Lichtenberg de Mindscenc, Cornel, \*1848, Szegedin, Uß (Ohren), Dir: Poliklinik, Budapest. JG; GB. — „Er machte 76/77 mit einem ungar. Regierungspendium eine Reise, ferner 95 im Auftrage des Kultusministeriums.“

... Er war offizieller Berichterstatter der internat. ärztl. Kongresse, der „Kongr. dtscher Naturforscher und Ärzte“ für den „Bester Flohd“ und zugleich literarisch tätig im Interesse sozialärztl. Fragen“, ▼Pagel.

Lichtenberger, Henry, Paris, Mitleiter der Davoser Hochschulkurse 1929 (WB 9/4).

Lichtenfeld, G. J., hebr. Schriftler und Mathematiker, Warschau. Lippe 1881. WM.

Lichtenhain, Zacharias und Hirsch L., Schlochau, — hießen bis 1812: Lemm Wolff. Df.

Lichtenheim, Moriz, Bankhändler, in Firma Königsberger & Lichtenheim, Kurfürstendamm 24, Berlin W 15. M: Münchener Brauhaus, Berlin, Johannisstr. 1915.

Lichtenkötter, Johann; \*1840 Jungbunzlau, Böh. M. C: Stadt- u. Ger.-Arzt Abraham L. // Jamnik. — O Bertha, L. des Jakob Schönkens // Therese —? R: Thelma, O Pollad; Selma. M: Vorstadt-8.; Presse; Ztschr. für Staats- und Volkswirtschaft. — Liberal. — Präses des Zentralvereins für Volksernährung, Wien I., Postgasse 13. Deg 6.

Lichtenkötter, Moriz, Soldat beim Schallmestrupp 14, gefragt, wie es um die behauptete planmäßige Schändung deutschblütiger Mädchen durch die Juden stände: „Nu, ich will's Euch sagen: Unser Grundsatz ist: Schände, wo du schänden kannst.“ Wdt. Rundschau, 12/21.

Lichtenstein, Dr., JM, freisinniger Schwager des Sozialdemokraten und M. d. R. Haase, Königsberg i. Pr. Züd. Rundschau 1912: „L. steht seit ca. 20 Jahren in der politischen Bewegung Königsbergs als einer ihrer ersten, fähigsten und eifrigsten Vorkämpfer, wozu er durch seine glänzende Beredsamkeit, seinen scharfen Verstand und seine ungeheure Belesenheit geradezu prädestiniert erscheint. Er ist seit über einem Duzend Jahren Vorführer des fortschrittlichen Vereins Waldeck, war mindestens ebenso lange oder länger Vorführer des Handwerkervereins bis zu dessen Auflösung, er ist ferner Vorstandsmitglied des Wahlvereins der freisinnigen Volkspartei für Ostpreußen und last not least, selbstverständlich (!) auch Stadtverordneter. Landtagsabgeordneter wurde er trotzdem nicht wieder, weil der getaufte JM Lapp bei einer vertraulichen Besprechung erklärte, L. besitze bei den Richtern und einem Teil seiner Kollegen nicht das Ansehen, das ein Abgeordneter haben müsse.“

Statt seiner wurde der durch den Koniger Mitua I-mordprozess gewählte Landgerichtsrat ΔKanzow gewählt. Vielleicht fürchtete man selbst unter den Königsberger Juden, daß der eine Kassegenosse (Haase) im Reichstage und der andre (Lichtenstein) im Landtage das Volk doch stugig machen könnten. Die JM weinte trotzdem dem ausgeschiedenen Juden Lichtenstein Tränen nach: „Man läßt sich der Juden selbstlose Arbeit sehr gern gefallen, ebenso wie man in den liberalen Stadtverwaltungen die unentgeltliche Arbeit der unbesoldeten jüdischen Stadträte gern annimmt. Aber wenn der Jude nach demselben Lohn, derselben Stellung begehrt, wie sein nichtjüdischer Mitbewerber, dann wird er beiseite geschoben. Der Jud' hat seine Schuldigkeit getan, der Jud' kann gehen. Ich glaube bestimmt, daß dieselbe Erscheinung auch in der sozialdemokratischen Partei, die vorläufig noch zahlreiche jüdische Abgeordnete und Juden in hervorragender Stellung innerhalb der Partei hat, in nicht allzu langer Zeit sich geltend machen wird, wenn erst die Sozialdemokratie zur Macht gekommen sein und über genügende Intelligenzen auch ohne die Juden verfügen wird. Werden die Juden aus alledem die Konsequenzen ziehen? Wird JM L. selbst die Konsequenzen aus den Erfahrungen ziehen, die er jetzt gemacht hat?“

Lichtenstein, A. u. M., im Hofopernorchester, Wien 1914.

Lichtenstein, Adolf, \*1876, 08 Pfarrer an St. Magni, Braunschweig, zurzeit an der Epiphanienskirche zu B.-Charlottenburg (gibt selbst jüdische Abstammung im Mannesstamm zu). Deutscher Roland, 1929, 2.

Lichtenstein, Alfred, 1889—14, gefallen, B.-Wilmerdorf, Expressionist, Jurist, dessen Weg nach einem Kritiker „aus Scham und Sehnsucht vom Grotesten zum Jdyl-

ischen vorstieß“, Bartels, DfG, 3, 933. Ma: Aktion; Sturm (f. S. Walden). B: „Dämmerung“, darin:

„An einem Fenster klebt ein fetter Mann.  
Ein Jüngling will ein weiches Weib besuchen.  
Ein grauer Clown zieht sich die Stiefel an.  
Ein Kinderwagen schreit, und Hunde fluchen.“ —

Seine Gedichte müssen auch die Kritiker verrückt gemacht haben; denn wer kann noch verstehen, was Gregori, Lit. Echo 1919, darüber schreibt? „A. L. fühlt sich von Hobbs verpflichtet, aber nur so, wie Gerhart Hauptmann etwa im „Sonnenaufgang“ den Verfassern von „Papa Hamlet“ dankt. Denn er ist viel reicher, sprühender als sein Vorbild oder Schrittmacher. Wenn er in der Einleitung programmatisch dem Vorwurf begegnet, als quirle er Unzusammengehöriges sinnlos durcheinander, bekommen wir eine hübsche Ästhetik modernen Dichtens vorgelegt. Zeit und Raum, meint er, scheiden heute zugunsten der Idee aus. Strikt durchzuführen ist dieser Grundsatz natürlich nicht, und Lichtensteins eignes herangezogenes Beispiel straft ihn Lügen. Aber indem er diese Tendenz in Gegensatz zur Malerei bringt, weiß man, was er will.“

Lichtenstein, Edmund (Anageton; Ed. Mund; Lorenz Stahl; L. Stein). Er gründete, von Reichröder unterstützt, in Berlin, wo er die „Fanfare“ herausgab, den „B. zur Bekämpfung der Massenhege“ und wurde von den Juden wegen seines unlauteren Benehmens gegen Ahlwardt als „neuer Messias“ gefeiert, wozu ihn freilich seine in Ahlwardt's „Otterngesücht“ aufgedeckte Geschichte wenig berufen erscheinen ließ.

L. war 1864 in Rottbus geboren, wo sein Vater Ferdinand eine Konfektion betrieb, brachte es bis zur Quarta, und lernte Buchhandel. In Sondershausen gab er Gedichte heraus und nannte sich dafür Anageton, welchem Worte freilich anzusehen war, daß sein Erfinder auch nach Beendigung der Schulzeit sich mit Griechisch nicht befaßt hatte, denn das Wort hat es laut Pape's griechischem Lexikon nirgends gegeben.

„Der Einfluß eines hochbegabten Vaters, der in jungen Jahren selbst die Aufmerksamkeit A. v. Humboldt's auf sich zu lenken wußte, weckte das in dem Knaben schlummernde poetische Talent, und schon 81 erschien aus L.'s Feder das erste, den Manen Berthold ▼Auerbach's gewidmete Buch, das sehr schnell die 2. Aufl. erlebte, seither aber vergriffen ist,“ sagt L. selber in seiner Biographie bei Hinrichsen.

Auf diese jugendliche „Schöpfung“ zielt das Epigramm im „Antisemiten-Brevier“, 83, S. 54: „An Lichtenstein—Anageton. Noch so jung und schon so „berühmt“? Ach, außer dem großen

Munde, hast Du das Glück, auch noch ein Jude zu sein."

Ebenda stehen die Zeilen auf einen, der wohl noch größer als Anageton war, den Dichterschmidt Cannibalis:

„Hierliche „Spottdrossel“ Du, Du Orpheus unter den Dichtern,

Dem der Klapprigste Jude sogar muß willenlos folgen,  
Wenn Du die Stimme erhebst zum alles bewegenden Sange:

Kannibalen sogar, wie schon Dein Epitethon anzeigt,  
Kannibalen werden durch Dich zu fühlenden Menschen.  
Verse machst Du so schön und reimen kannst Du so  
Klangvoll,

Daß selbst Schiller (Du kennst ihn?) weit hinter Dir,  
Teurer, zurücksteht,

Um von Anageton, dem Lichte, gar nicht zu reden..."

Als das „Deutsche Tageblatt“ 83 die Gedichte nebst Anageton's Bildungsgrad kritischer beleuchtete, griff L. den Verfasser, Dr. Liman, in einer Schmähschrift an. Dieser ließ darauf wegen persönlicher Beleidigung durch seinen Bruder den Lichtenstein fordern, der ablehnte, da er wisse, „was er seinen Eltern und den Gesetzen des Landes schuldig sei.“ Darauf von Liman's Bruder vor Zeugen mit Stockschlägen bedacht, denunzierte Lichtenstein beide Herren: den einen wegen Herausforderung zum Zweikampf, den andern wegen Körperverletzung und Kartelltragens. In der Gerichtsverhandlung bedauerte jedoch der Vorsitzende öffentlich, daß nicht Lichtenstein selber der Angeklagte sei.

Die Zukunft bewies dann, was L. damit meinte, „seinen Eltern und den Gesetzen des Landes etwas schuldig zu sein.“ Er bestahl nämlich die ersteren und verleitete Marcus, den Kommiss seines Vaters, gegen alle Gesetze des Landes zu Diebstahl, Betrug, Unterschlagung, falschen Buchungen usw. usw. Marcus wurde bestraft, während Lichtenstein, dessen Vater keinen Strafantrag gestellt hatte, zunächst noch weiter frei herumlief.

L. erfand weiter, um seinen Vater zu täuschen, fingierte Bestellungen. Da wurden in die Bücher Bestellungen eingetragen, auf Personen, die nicht existierten, oder auf solche, die zwar vorhanden waren, denen es aber niemals eingefallen war, bei der Firma zu bestellen, und darauf wurden 100 Pakete postbereit gemacht, zur Post gegeben und fortgesandt an irgend einen fernen Gasthofsbesitzer oder Dienstmann oder sonst

jemand, den man davon unterrichtet hatte, daß Pakete eintreffen würden, die aufbewahrt werden sollten und die man später wieder abholen würde. Wurden dieselben dann wieder abgeholt, dann wanderten die abgeschnittenen Proben heimlich auf die Stüde zurück. Es kann nicht genug Wunder nehmen, daß ein derartiges Benehmen des Sohnes des Chefs, nicht gerade von günstigem Einfluß auf diejenigen war, die seiner Leitung, seiner Aufsicht unterstellt, täglich sahen, wie dieser Sohn seinem eigenen Vater gegenüber handelte. Ja, es konnte nicht Wunder nehmen, wenn die Angestellten das Gezeigte nachahmten, und daß z. B. der seiner Zeit im Geschäft tätige Leopold K. diesem edlen Beispiel des Edmund Lichtenstein gefolgt ist und auch seinerseits Geld in seine Tasche steckte.

Lichtenstein wird ferner charakterisiert durch die Art der von ihm 1887 vor seinem Vater aufgenommenen Inventur, bei der er, um den Vater über den Bestand zu täuschen, in dessen Gegenwart und vor dem gesamten Personal verschiedene Stüde 2 ja sogar 5mal angegeben gezählt hat! In ein solches Geschäft trat am 10/10 1887 der Angeklagte Marcus ein. Er sieht zunächst von den krankhaften Zuständen im Geschäft nicht viel, vielleicht gar nichts. Er geht auf Reisen. Erst als er mit Edmund Lichtenstein nach seiner ersten Rückkehr in nähere Berührung gekommen ist, als Edmund ihm seine Freundschaft förmlich aufdrang und sich bei einer Schlittenpartie nach Kottwik freihalten ließ, als er die ewigen Geldverlegenheiten Edmund's sieht, da kommt er darauf, daß im Geschäft nicht alles so ist, wie es sein sollte, und er findet Bestätigung dafür, als er auf der nächsten Reise bei den Kunden alle möglichen Klagen hört, Reklamationen erfährt, Differenzen sieht. Er setzt sich mit dem Zeugen Edmund in Verbindung; ihm wird enthüllt, wie man den Vater hintergeht, er wird aber sofort wieder in Höhe von 100 Mark angeborgt, und nachdem der Kommiss die ganze Art und Weise kennen gelernt hat, in welcher der Sohn dem eigenen Vater gegenüber handelt, nachdem er die Unordnung im

Geschäft erfahren, kann man es da dem Angeklagten verargen, wenn er bei einem solchen Beispiel auch für sich zu sorgen anfing? Marcus ist einer der von Edmund Lichtenstein Verführten, verführt von dem Sohne seines Prinzipals, Edmund gab auch dem Marcus den Auftrag, die Bücher in „Ordnung“ zu bringen, die Unterschiefe durch falsche Buchungen zu verdecken. Da war Edmund wieder der Verführer!

Schließlich beantragte der Staatsanwalt von der Vereidigung Edmund's als unglaublich Abstand zu nehmen, was der Gerichtshof beschloß.

So hatte E. L. seinem Vater durch sein Verhalten gezeigt, daß er ein echter Jude sei, und sein Vater hat ihn dann auch später zu seinem Compagnon gemacht, ebenso wie den jüdischen Fleischermeister Gustav Neumann aus Dresden, der seinen christlich klingenden Namen hinhielt, und alle 3 eröffneten ein Tuchversandgeschäft unter der Firma Gustav Neumann & Co.

In 2 Jahren war das Geschäft soweit, daß man Konkurs anmelden konnte und die deutschen Gläubiger 300 000 Mk. einbüßten! Der Sohn kam auf die Anklagebank und erhielt 10 Monate Gefängnis! Hier muß ihm manches nicht gefallen haben: die Gefängnisbeamten sollen in der Tat nicht zart mit ihm umgegangen sein. Deshalb veröffentlichte er nach seiner Freilassung das Buch „Sibirien in Preußen“ von Ed. Mund.

Vorher hatte er schon in Görlitz in Untersuchungshaft gesessen, wo sein Schwiegervater Paul Wör Feigelis mit einer großen Summe Pleite gemacht hat. Feigelis erhielt damals 2 Jahre Gefängnis, Edmund kam davon. Im Untersuchungsgefängnis fing er wieder an zu dichten. Aus diesen Gedichten, à la Andreas Hofer „In Banden“ betitelt (Kottbus, 91), mag folgendes genügen:

Mag laßten gewaltigen Druckes  
Mir bleischwer auf Herz und Haupt,  
Daß ich meines herrlichsten Schmuckes,  
Daß ich meiner Ehre beraubt.

In's Haar wird man dennoch einst drücken  
Mir grünenden Lorbeeres Bier:  
Ich strebe mein Volk zu beglücken  
Und schwing' der Wahrheit Panier!

Über den Prozeß der Firma Edmund und Ferdinand L. Kottbus berichtet das Volk 1892, Nr. 103: Angeklagte hatten vor 3 Jahren in großem Stile ein Tuchversandgeschäft gegründet, ohne das nötige Geld. Naturgemäß läßt sich ohne Moses und Propheten nicht viel machen, und damit der in der Stadt nicht sehr beliebte Name L. nicht in die „Firma“ kommt, wurde ein Strohmann „Neumann“ gefunden. — „Neumann & Comp.“ hielten alle Tuchfabrikanten für ein reelles Unternehmen. Aus den eingehenden Geschäftsgeldern wurde ein Haus gebaut, und die Fabrikanten erhielten für ihre gute Ware faule Wechsel, die aber in der ersten Saison prompt, wenn auch mit Mühe, eingelöst wurden. In der andern Saison war aber der Bau nicht mehr zu halten, und es gab eine große — Pleite. Die Verhandlung entwickelte ein Bild jüdischen Scharfsinns, und selbst die glänzende Verteidigungsrede des [gern bei allen faulen Sachen angerufenen] MA Dr. Sello aus Berlin vermochte nicht, die Richter milde zu stimmen, denn Edmund L. wurde zu 10 und Ferd. L. zu 2 Mon. Gefängnis verurteilt, eine in Anbetracht der 325 000 Mark Unterbilanz mäßige Strafe. Ganz Israel von Kottbus wohnte der Verhandlung bei.

Eine Schwester Edmund's heiratete einen Pferdehändler Salomon in Leipzig. Zu der prozigen Hochzeit brauchte der Vater Edmund's auch das Geld, das er der armen Witwe des Kürschnermeisters Adermann abborgte, die dasselbe heute noch, in den ärmlichsten Verhältnissen lebend, beweint.

E. Lichtenstein war auch Verbindungsglied zwischen Judentum und Sozialdemokratie, als deren Angehörigen er sich bezeichnete.

Er stellte dann mit den Berlinern ▼van Groningen & Co. und August? Weiß, Stralauerstr. 42, ein auf lauter Fälschungen aufgebautes Buch zusammen: „Ahlwardt's Ende, authentische Enthüllungen Eingeweihter“. Die Chabruffe ließ daneben von Ahlwardt 1000 Photographien anfertigen, die man unter Juden zu irgendwelchen Zwecken, — wahrscheinlich zu symbolischer Blendung und Schächtung, wobei

die Augen abergläubisch durchstoßen und Körperteile in absentia geschändet werden müssen, — verbreitete.

Mit diesem Lichtenstein kontra Ahlwardt erklärten sich alle Juden solidarisierend, durch Geldbeträge oder den Beifall, der in der dtischen Presse widerhallte. Nicht weniger als 31 jüdische Großgeschäfte schickten in die L.'sche Anti-Ahlwardt-Versammlung ihre Hausdiener, die von ihren Herren jeder außer dem Eintrittsbillet eine Mark dazu bekamen. Als dann aber die Seifenblase platzte, hatte natürlich nicht Lichtenstein allein, sondern das ganze Judentum die Verantwortung zu tragen.

Außer dem Erwähnten verfaßte L., Fluch auf Juda; Wilde Ranken; des Judenknaben Weihnachtbaum, Epos; Von Dir zu mir, von mir zu Dir, Nov. in Versen; Freiheit, Liebe, Menschlichkeit, Anthologie ein „Manifest des Geistes“: 93; Bunt Gedränge, modernes Deklamatorium, 01; In Banden. Er wird noch im Rül. 37 als Redakteur aufgeführt. Charlottenburg, Dahlmannstr. 9.

Lichtenstein, Ju., Architekt, Dipl.-Ing., Berlin 1913.

Lichtenstein, Ju., Kritiker, Breslau. \*1860 Pietna, O.-Schles. Rül. 34.

Lichtenstein, Ju., 1824 Weimar — 76. Er ertränkte sich in der Sim. B: jüd. Tanzlehrer L. — Kaufmann; 59 #; 76 Bankrott. B: Gedichte.

Lichtenstein, Rosa, Naive, Düsseldorfer Schauspielhaus. 1914.

Lichtenstein, Victor, Präses: „American Guild of Biologists“, N. York. 1913.

Lichtenstein de Somrogy, 1902 in Ungarn nobilitiert. 66.

Lichtenkern, Moriz, Dr., charaktervoller Präses des isr. Landeslehrer-V.'s. Er fand es 1904 (DfBl 23/11) unschlau, wenn sein Verein den Zionismus süßen wollte und riet, wegen Erhaltung des Friedens möchten die Juden in „böhmischen“ [tschechischen?] Gegenden der böhmischen, in den dtischen der „dtischen Nationalität wahrhaftig sich anschlügen“. Simon ▼ Pollak mußte das zwar in seiner „Prager Lokalcorrespondenz“ „eine Anleitung zur kinematographischen Bekundung der Nationalität“ nennen, „die den Vorteil hat, mit jedem Übersiedlungsquartal ausgewechselt zu werden“, — aber doch zugeben, daß Dr. Lichtenkern „aus des Lebens goldener Erfahrung“ spräche.

Lichtenkern, Nathan, öffentlicher Gesellsch. der Fa. Ignaz Lichtenkerns Söhne, Fabrikbesitzer, Zensor der Oöterr.-Ung. Bank, Gemeinderat, Vorst.-Mgl. der städt. Sparkasse, Mähr.-Ostrau. Vizepräses: Dzediger Montan, Bielitz. Mähr.-Ostrauer Handels- und Gewerbebank. — UA: Brünner Lokal-Eisenbahn, Mähr.-Ostrau; Mähr.-Ostrauer Bierbrauerei und Malzfabrik M. Straßmann. 1914.

Lichtenkern & Co., Bank, Berlin. 1914.

Lichtenthal, S., Warenabzahlungsgehilfen, Berlin 1883 — sagte laut Rül. 129: „Ein Warenabzahlungsgehilfen ist eine vollständige Institution, für das Volk, für die geschaffen, die ihr Einkommen marktweise erarbeiten müssen. Der untere Beamte, der kleine Bürger, der Arbeitsmann! Diesen also und ihren Fa-

milien biete ich die größtmögliche Erleichterung bei Anschaffung sämtlicher fortlaufenden Bedürfnisse. Jedermann, der im Besitze von Legitimationspapieren ist, erhält bei mir Waren auf Kredit. Um dieses oder jenes kaufen zu können, braucht Ihr nicht mehr zu warten, bis Ihr durch langes Sparen die nötige Summe zusammen habt. Nein! in meinem Geschäft findet Ihr im reichhaltigsten Sortiment alle Bedarfsartikel. Gegen eine mäßige Anzahlung (die bei alten Kunden ganz fortfällt), erhaltet Ihr gute, reelle und billige Ware, die Ihr mir in kleinen Raten nach gegenseitiger Übereinkunft abzahlt.“ — Lichtenthal besaß ein halbes Duzend Geschäfte, sämtlich in Stadtvierteln, die vorzugsweise mit kleinen Leuten bevölkert sind. Ferner hatte er welche in Hamburg, Altona, Halle, Frankfurt a. M. Er lieferte Aussteuern von 300 bis 10 000 M. auf Anzahlung: „Niemand sollte übersehen, daß ich eine vollständige Aussteuer von 500 M. jedem mit einer Anzahlung von 40 Talern liefere, und kann die restierende Summe in kleinen Raten wöchentlich oder monatlich abbezahlt werden.“ — L. hatte 100 000 Kalender drucken lassen, worin er die Herrlichkeiten seines Lagers aufzählt. Am Schluß gibt er ein Rätsel auf, welches in seiner Orthographie also lautet: „Das Erste frist, das Zweite ist, das Dritte wird gefressen, und das Ganze wird gegessen. Wir glaubten erst, daß die Auflösung Lichtenthal sei; aber sie heißt: Sauerkraut!“ (Glagau.)

Lichterfelde, HRA. — Naubb, Israel im Heere, 1893, S. 3: „Wenn unsere Heeresverwaltung in Israel einen Feind des deutschen Heeres erkannt und zur Abwehr in der neuen Hauptkadekettanastalt zu Lichterfelde neben der katholischen und der evangelischen Kapelle einen jüdischen Bettsaal unterdrückt hat, so kommt sie diesmal zu spät. Die Juden können nicht mehr vom deutschen Heere ausgeschlossen werden, das ihnen gesetzlich preisgegeben ist und in dem Kadettenhause wird sich nicht nur die Anlage eines jüdischen Bettsaales, sondern auch die Einrichtung einer koscheren Küche und die Anstellung eines Rabbinen und eines jüdischen Schächters ebenso notwendig machen, als in jeder Kaserne. Wenn die Juden dies nicht schon laut gefordert haben, so zeigen sie eine bei ihnen wunderbare Bescheidenheit.“

Die HRA blieb nicht judenrein, und wenn sich auch die Blüte deutscher Jugend dort versammelte, war viel Getaustes oder Gemischtes eingesprenkelt, das den germanischen Geist des Korps untergrub. Und im Kriege und Frieden schoben sich noch Leute wie Oppenheimer u. a. in den Lehrkörper ein.

Lichtheim, Lu., Dr. med., o. U. B. (Innere Med.), Königsberg i. Pr., \*1845 Breslau — 28 Bern. E: Rfm. Ju. L. // Henriette Levisohn. — O Clara, T. des Buchh. Heinrich Noas // Emma Lehmann. — R: Elfe, 74; Antonie Henr., 76 (O o U B Otto ? Weiß, Königsberg); Katharina, 77 (O Landgerichtsdirktor Hirschberg, Elbitz). Deutsche Auskunfts.

L. machte u. a. „Einsprühungsexperimente mit Tuberkulin an 31 Neugeborenen, hielt selbst dieses Experiment für sehr gefährlich — aber machte es statt an seinem auserwählten Leibe, an unschuldigen Kindern der Götting; vgl. Tier- und Menschenfreund, Mai 1920.

Lichtheim, Richard, B: Aufbau des jüd. Palästina, 1919; Programm des Zionismus, 1911. Darin: „Die jüdischen Publizisten, die die liberale Presse ihrer Vaterländer beeinflussen, sind in ihren politischen Anschauungen ganz wesentlich durch ihr Judenschicksal bestimmt. Es gibt Männer unter ihnen, die konservativ bis auf die Knochen wären, wenn ihnen absolute Gleichberechtigung gewährt würde. Wo Juden zur Herrschaft gelangen, zeigt sich ihr konservatives, auf die Erhaltung des Bestehenden gerichtetes Staatsbewußtsein, das aus ihrer geschichtlichen Entwicklung gar wohl zu begreifen ist. d'Israeli hat das britische Imperium geschaffen, Lord Rothschild gehört der konservativen Partei an. Nur das unmögliche Verhältnis, in dem die Juden sich zu ihrer Umgebung befinden, treibt sie den oppositionellen Parteien zu, von deren Sieg sie ihre Gleichberechtigung erhoffen. So war es in Deutschland, dessen Liberalismus den Juden wahrhaftig viel zu verdanken hat. Heute, nach der Eingung des Reiches,

magt die freisinnige Partei kaum noch die Aufstellung jüdischer Reichstagskandidaten, um ihre Wahlchancen nicht zu gefährden, und nur die Sozialdemokratie, die in schroffer Kampfstellung zur bestehenden Gesellschaft verharrt und in ihren Wählermassen die Kandidaten vorschreiben kann, gewährt für jüdisches Geld und jüdische Rednergabe auch Mandate. Aber selbst in dieser Partei regen sich schon mit dem Anwachsen ihrer Macht und ihrem Eintritt in die praktische Politik judenfeindliche Tendenzen. Als Hilfstruppe sind die Juden eben gut genug, von der Siegesfeier werden sie ausgeschlossen. Das ist ihr politisches Schicksal und wird es bleiben.“

Daß alle diese Äußerungen nur die Täuschung der Wirksvölker durch das Judentum bezwecken, folgt aus weiteren Veröffentlichungen L.'s, stellvertretenden Vorsitzers der zionistischen Organisation in Ostöschlnd. Laut jüdischer Rundschau 1921, Nr. 39/40, erklärte er bei seiner Abfahrt zum Kongresse nach London: „... Wir beanspruchen vollste Freiheit unseres nationalen jüdischen Denkens und Handelns. ... Das Ziel jüdischer Diasporapolitik ist selbstverständlich gerichtet auf Erhaltung des Judentums, auf Stärkung und Verteidigung der Positionen, die die Judenheit besitzt. ... Falls jemals wirklich ein tiefer Gegensatz der Interessen zwischen dem jüdischen Volk und einem anderen Volk sich aufzutun sollte, so wissen wir auch in der Diaspora, auf welche Seite wir gehören. ... Wir sind also der Meinung, daß unser nationaljüdisches Bewußtsein, das Primat unseres nationalen Willens, sehr wohl ein harmonisches Verhältnis der jüdischen Staatsbürger zu ihrer Umwelt ermöglicht, wo nur eine gerechte und vernünftige Betrachtung der Eigenartigkeit und Einzigartigkeit unserer Stellung versucht wird. Staaten, die unser nationales Willen zu unterdrücken suchen, sind nach unserer Auffassung genau so barbarisch wie die mittelalterlichen Staaten. ... Staaten, in denen ein so rückständiger Geist herrscht, sind nicht wert zu bestehen.“ — Das „harmonische Verhältnis“ zwischen einer parasitären Gegenrasse und ihrem Wirksvolk, wenn dieses sich durch Betrug überböteln und nach dem Wohlergehen der Gegenrasse behandeln läßt — kann nur enden wie ein ebenso „harmonisches Verhältnis“ zwischen der Mistel und der Eiche: diese stirbt.

Nichtner, Arnold Herbert/Aron, \*1842 Wien, Falschspieler, genoss in Wien eine ziemlich sorgfältige Erziehung. Sein Vater, Inhaber des Leinenwarengeschäfts auf dem Franz-Joseph-Kai, mit stattlichem Haus in der Eßlinggasse, verwendete viel auf seine Söhne Arnold und Gustav. Mit einer Wechselfälschung debütierte Arnold, der dann auch den Ruin seines die gefälschten Wechsel einlösenden Vaters herbeiführte. Nach der Haft wurde Arnold Falschspieler. Er errichtete in Wien eine Bank mit einer Kulette, die durch einen Apparat es ermöglichte, die Kugeln, je nach Vorteil, in die schwarzen oder roten Felber zu lenken, und war 1892 in Hannover Haupt der Chatorusse, die unsere Offiziere betrog und auswucherte, vgl. Germanicus, Juden und Junker. In dem Prozeß waren Rechtsanwälte und Zeugen Juden, alle Opfer Nichtjuden. In Hannover ließ sich L. auch taufen. Pate war der verkommene Herr von Meyerind, der sich nachher erschöß. Schon Martin Luther sagt: „Die Juden leben bei uns zu Hause, unter unserem Schutz und Schirm, brauchen Land und Straßen, Markt und Gassen; dazu sitzen die Fürsten und Obrigkeit, Schnarchen und halten das Maul offen, lassen die Juden aus ihrem offenen Beutel und Kasten nehmen, stehlen und rauben, was sie wollen, das ist, sie lassen sich selbst und ihr Unterthanen durch der Juden Wucher schinden und aussaugen und mit ihrem eigen Gelde sich zu Bettlern machen.“

Nichtner wurde in Wien April 94 wegen Betrugs und Hazardspiel zu 5 Jahren schweren Kerkers, verschärft durch Fasten, und 500 fl. verurteilt.

Lichtschlein, Lu., Rabbi, JG, 18? Komorn — 86 Ofen. B: Talmud und Sozialismus.

Lichtkeuer — wurde auf Vorschlag von Salomon Roffler 1797 in Galizien eingeführt, aber schon 1848 wieder aufgehoben. DBe 1910, 11: „Jeder jüdische Haus-

vater mußte von jeder Kerze, Fackel, jedem Öllämpchen, das er am Freitagabend zu Ehren des Sabbat, bei religiösen Feierlichkeiten, Hochzeiten, am Chanufafeste, am Sterbetage seiner Angehörigen anzündete, eine sorgsam abgestufte, bis ins kleinste Detail ausgerechnete Steuer entrichten. Aber es war keinem gestattet, durch Nichtanzünden von Kerzen sich der Steuerentrichtung zu entziehen.“

Lichtwig, UP (jur. Fakultät), Göttingen 1914.

Lichtwig, Dr., Kreisarzt, Schwiegervater des Rabbi Freudental-Nürnberg, Dr: FN L., Magdeburg. Ehrenbürger von Ohlau, Nzi 1913.

Lidzbarski, Mark/Marcellus; vor der Taufe: Abraham; o UP (Orient); \*1868 Plocca (Rußland). E: Kfm. und Hausbesitzer Moritz L. // Cäcilie Großmann. Göttingen.

Lie [verkürzt aus Löwi], Ralph = Rudolf Löwi.

Liebau, Ju., Berliner Hofopernduffo; Violinist. \*1858 Lundenburg, Mähren. E: Kantor. Er schloß sich „mit 14 Jahren Bugeunern an und wurde Primas einer Kapelle. Da fand ihn sein Onkel, als er gerade in einem kleinen Dorfe zum Tanz aufspielte. L. hatte sich jedoch an das Nomadenleben derartig gewöhnt, daß es dem Onkel nicht leicht wurde, den Neffen einer geregelten Lebensweise wieder zuzuführen. Endlich gelang es. ...“ Er wurde Violinist im Orchester des Theaters an der Wien und sang am Leipziger Stadttheater. 81 gehörte er zu Angelo Neumanns (b) Richard-Wagner-Theater; 92 kam er an die Berliner Hofoper. L. machte an einem einzigen Theaterabend den „Mime“ und „Albert“ — Mähchen, die das Publikum vom Werke Wagners ab- und auf den virtuosen Juden hinlenken sollten. O Helene Grobig, \*1866 Berlin. „Die Frau mit ihrem Gatten Duette singen zu hören, wobei gerne das heitere Genre bevorzugt wird, gilt als wirklicher Genuß“, Eisenberg.

Liebau, Rußland. DZ 2/11 1905 schreibt über die Revolution: „Hauptsächlich halbwüchsige Judenbengel machten den Hauptkrawall, verlangten Schließung der Läden und Geschäfte, widrigenfalls sie die Fenster einschlugen, denn alles sollte feiern. Das Traurigste war der Streik der Schüler. Auch sie hielten Versammlungen, überfielen das Gymnasium, wollten den Direktor, der ihnen schon lange verhaftet war, umbringen, verwüsteten die Aula, zerschnitten Bücher und Bilder, so daß die Kosaken eingreifen mußten. Nun floh die sinnlose Bande durch die Fenster. Auch „Damen“ (meistens Jüdinnen), die revolutionäre Reden hielten, wurden verhaun.“

Liebe. DBe 1906, 7: „Ein angesehener hebräischer Schriftsteller wollte die Liebe aus der modernen Poesie ausgeschaltet wissen, weil dieses Gefühl, so mächtig es auch im Menschen ist, sich für die Poesie überlebt, ja weil die Liebe seit dem Hohenliede bis auf Heine bereits die ganze Skala der Gefühlstöne erschöpft hätte; es sei jetzt nicht mehr gut möglich, nach dieser Richtung irgend etwas Neues hinzuzudichten. ...“

Die parasitäre Gegenrasse kennt nur den hemmungslosen Trieb, der an einen rein „reflektierenden“ Intellekt gekoppelt ist. Notwendigerweise hat das Parasitentum in Menschengestalt von Natur und Liebe, Schöpferkraft und Genie nie ein Fünftchen befehen; es möchte deshalb in seiner Ohnmacht die Mächte ganz aus der Welt schalten. Denn was man selber nicht hat oder ist, das soll überhaupt niemand haben oder sein — lautet die Losung der Juden, die ohne Liebe nach ihrem eigenen Geständnis auch keine Liebeslieder haben. „Man sollte meinen, daß die hebräische Poesie, befruchtet von der Tradition des Hohenliedes, ihrer besonders viele aufweist. In der Tat gibt es ihrer eine Menge, aber wenige sind von Dichtern geschrieben worden, die — verlobt waren. Es war eine gemachte Stimmung.“ ▼Welt 1910, Nr. 49.

Weil bei den Juden neben jeder Behauptung, jedem Ja, eine Gegenbehauptung, ein Nein steht, so haben natürlich auch Juden das Vorhandensein von Liebesliedern innerhalb der Rasse nicht bestritten, ja sogar selber welche zum Beweise gemacht, die aber von der gesamten, nichtjüdischen Welt doch nur als Zerrbilder dessen, was sie sein zu wollen vorgeben, oder als bloße Albernheiten und Verftiegenheiten, als Moschus, Haut-

gout und Unnatur empfunden werden. Möglich, daß die Kalle dabei warm wird, wenn der Tote ihr seine „Verse“ singt und sagt; andererseits brauchen aber Juden bei der Liebe gar kein seelisches Drum und Dran und kein Werben, weil beide Teile viel zu genau wissen, was sie wollen. So ist also der ganze Minnesang bei ihnen was Überflüssiges, ein Theater, das sie des guten Tones wegen bei den Wirkböllern so lange mitmachen, als sie selber nicht den Ton bestimmen, nach dem alles zu tanzen hat.

Lieben, Dr., Arzt, Prag, quält Tiere auf die fürchterlichste Weise, um festzustellen, daß die Tiere mit dem Schätschnitt Bewußtsein und Schmerzempfinden verlieren. Er legte an vier unbetäubten, auch nicht örtlich betäubten Kindern und zwei Kälbern das Gehirn frei . . ., indem er an der Stirn der unbeweglich Geseffelten und bei vollem Bewußtsein Befindlichen deren Haut abzog, alle Knochen durchbohrte, mit der Zange zerbrach und entfernte, so daß das Gehirn freilag; er reizte dieses mit elektrischen Apparaten und schnitt nachher den Tieren den Hals durch. Über seine Versuche sagt Lieben: „Die Frage, wie lange ein geschächtetes Tier nach dem erfolgten Schnitt noch Schmerz zu empfinden vermag, ist wohl mit experimentellen Methoden direkt nicht zu lösen. Es scheitert daran, daß die Prüfung der subjektiven sensiblen Empfindlichkeit der objektiven Beurteilung unzulänglich ist.“

Die grauenvolle Folterung der Kinder war also unsfonst. Auch ist ja längst festgestellt, wie lange höhere Gehirnfunktionen nach dem Schätschnitt noch andauern, und, daß Bewußtsein und Schmerzempfinden noch 2 bis 5 Minuten, in manchen Fällen viel länger, nach dem Schätschnitt bestehen bleibt. Über die Folterung der zwei sechs Wochen alten Kälber sagt Lieben: „In welchem Maße es zu einer Volumabnahme des Gehirns bei geschlossener Schädelhöhle kommt, läßt sich nicht so leicht aussprechen. Bei uneröffnetem Schädel gerät das Organ in das Spiel verschiedener, nach verschiedenen Richtungen wirkender Kräfte, deren Resultierende einer genaueren Analyse kaum zugänglich ist.“

Auch diese erbarmungslosen Versuche waren zwecklos. Da aber Dr. Seipel offiziell erklärte, daß es für ihn keine Judenfrage gebe, so wird man vergeblich hoffen, daß im neuen Nationalrat ein modernes Tierschutzgesetz für alle Zeiten solchen Schindereien von seiten des unter uns Lebenden Fremdvollkes ein Ende macht. — Michel 15/5 27.

Lieben, Adolf, UP (Chemie), \*1836 Wien. E: Großhändler Ignaz L. O 87 Baronin Mathilde Schey (fd). Friedrich, 90; Heinrich, 94. — 63 Professor in Palermo. 93 erhielt er mit Karl Sam. Grünhut (fd) tagfrei vom Kaiser den Hofrattitel; er wurde auch nobilitiert. Wien I., Möllerbastei 5. JG; SG.

Wegen völlig zerrütteter Glaubensverhältnisse wurde die Familie von L. in der Welt, 1911, 5, vorgenommen: „Der Wiener Kulturvorstand hat die Ehre der Mitgliedschaft des Herrn v. Lieben, dessen Sohn und Tochter getauft sind; besonders der junge Herr v. Lieben kann die Juden nicht leiden; man erzählt sich von ihm den öffentlichen Ausspruch, daß er seinem kostbaren Leben ein Ende machen wolle, wenn er bestimmt wüßte, daß alle Juden ein Gleiches täten. Und sein Vater ist Kultusvorstand. Das ist der springende Punkt. Grade die Clique, die heute in der Wiener Kultusgemeinde am Ruder sitzt, hat den Geist der Selbstverachtung großgezogen.“

Lieben & Co., Firma. Wien. 20. Jh. SG 2, 755.

Liebenberg de Zittin, #, 1817 in Österreich nobilitiert, SG 756.

Lieber, Ernst, RA, 1838—02 Camberg, Rastau, kam 70/71 in das preußische Abgeordnetenhaus und in den Reichstag und gründete mit am Zentrum, dessen linken Flügel er nach Windthorst's Tode führte. Ernst's Vater hieß Moriz L.; weit war sein Vate. Liebers Schwester Walburg heiratete den Sohn Friedrich von Philipp Witt. In einem Briefe Ernst L.'s heißt es: „Diese Deutschen haben sich so gründlich blamiert, ich habe eine solche Verachtung vor dieser Nation gekriegt, daß ich Gott danke, daß ich nicht zu

der Rasse gehöre, daß ich ein Semite, kein Jafettide bin“ usw. — Jetzt versteht man, weshalb das Zentrum schon früher immer, vor allem mit Liebers Freunde Gröber, den Juden den Steigbügel gehalten und ihnen in den Sitz verholten hat.

L. machte 1893 große Schwierigkeiten bei der Militärreform (D. Hammann, Neuer Kurs, 1918, S. 50) und sagte im Wahlkreise: „Wegen die Forderungen der Regierung auch berechtigt sein, das Bestehen einer Partei wie des Zentrums ist doch noch wichtiger.“ Er stimmte 93 gegen die Militärvorlage und arbeitete am Bürgerlichen Gesetzbuch. „Der eingebilbete Dr. Lieber, dessen ganzes Exterieur nicht nur die jüdische Abstammung verrät, sondern der in jeder Pose, der ganzen Manier des Kämpfens, den Mitteln und Wegen, die ihm eigen, usw., spezifisch-jüdisch ist und gar nicht verleugnen kann, daß ihm Hebräerblut in den Adern rollt . . .“, Plad-Postgörsli, Pharisäer 1897, S. 15.

„Der Judenring hatte schon längst Beziehungen zu den radikalen Ultramontanen des Augustinus-W.'s anzuknüpfen gewußt, und die Tätigkeit des halb-jüdischen Dr. L. machte sich schon damals auffällig geltend. Jetzt 1884 mußte dieser demokratische kleine Flügel des Zentrums gegen die „aristokratischen Opportunisten und Kompromißler“ ins Feld rücken“, Bleichröder und der Sturz Bismarck's, Berlin, Sedlitzel, S. 15; vgl. 2. Vereinschrift der Görres-Ges., 1920.

Graf Hoensbroech, 14 Jahre Jesuit: „Der Zentrumsführer Dr. Lieber hatte sein Absteigequartier bei den „Grauen Schwestern“ in der Niederwallstraße, wo auch ich wohnte. Manchen Abend hat er in meinem oder ich in seinem Zimmer verbracht. Die Einblide, die Lieber mich in seine Denk- und Handlungsart tun ließ, waren gerade nicht erbaulich. Er war Intransigent und Streber durch und durch. Daß es außer ihm noch andere Führer in der Zentrumsparlei gab, war ihm höchst unangenehm, und an ihm hat es nicht gelegen, daß er sich nicht zum alleinigen „Führer“ aufschwang.“ Flammenszeichen 2/2 1929.

Lieber, Ludwig = Lu. Vesser.

Liebermann, Benjamin, 1812 Märk. Friesland — 01 Berlin, GRN, Börstaner, Bankhändler, Gründer, Kalkofabrikant, Präses des Ostischen Handelstages und Sekretär der Lehranstalt für Wissenschaft des Judentums. R: Prof. Mag v. L. (fd). Glogau G., 287.

Liebermann, Emanuel, ungar. Schriftler, B: Arbeitergesetze des jüd. Rechtes. 1913.

Liebermann, Felig, Prof., Dr. h. c. (Cambridge); JG. \*1851 Berlin. E: Fabrikant Louis L. // Philippine Haller. 80 O Cäcilie Lachmann. Er begann als Banklehrling und studierte englische Geschichte. Ma: Monumenta Germaniae. S: Gesetze der Angelsachsen, im Auftrage der Savigny-Stiftung. Er ist „Sozialliberal“, und ein Dr. von Mag L.; Berlin W., Wendlerstraße 10.

Liebermann, Georg, Fabrikbesitzer, Berlin, Tiergartenstr. 4. G: Baumwollspinnerei Falkenau bei Flöha, größte des Königreichs Sachsen. Auch er ist mit dem „Maler“ Mag L. verwandt! — 6 — 04.

Liebermann, S., Bürgermeister, und 1. Vorsteher der j. Gemeinde; Kapstadt (Britisch-Nordafrika). 1914.

Liebermann, Heinrich (Henry Smith; John Davis). Der König der Falschmünzer, wurde 1903 in Boston mit seinen Gps. Fränkl und Moses verhaftet. L. hatte in dem vornehmsten Borort Bostons, in Lebas, eine Werkstätte. StbgrZ 9/12 1903: „Die dort hergestellten amerikanischen Banknoten waren den echten einschließlich Wasserzeichen gleich und selbst die besten Experten konnten Erkennungszeichen für die Fälschung nicht feststellen. L. hatte auch hier seine Meisterschaft bewiesen, wie vordem bei den Noten der Bank von England, die tatsächlich vor ihm kapitulierten und dem Fälscher ihrer Noten eine große Geldsumme auszahlte gegen das Versprechen, England zu verlassen und nie mehr Noten der Bank von England nachzuahmen. L. ging damals nach Belgien, wo er Mengen falscher russischer Noten und Stempelmarten in Kurs setzte. Er wurde in Amerika Anfang der 90er Jahre mit vier andern



verhaftet, aber es gelang ihm, zu entkommen. Anfang 95 erschien er wieder in New York, gab dort falsche englische Banknoten aus und wurde mit 12 seiner Gehilfen verhaftet; aber die Polizei vermochte kein Beweismaterial zu beschaffen und weder die Presse noch das Handwerkszeug zu finden. L. benutzte diese Unfähigkeit der Polizei, erbot sich, Kronzeuge zu werden, verriet und verkaufte seine Genossen und erlangte damit seine Freiheit. Jene wurden verurteilt; einer von ihnen beging im Gefängnis Selbstmord. Im August 03 verließ L. Europa und kehrte nach New York zurück. Seit 4 Monaten beaufsichtigte die Polizei das Haus in Devas, wo er seine Fälschmülzwerkstatt aufschlug. In der Nacht wurde das Haus umstellt, die Gesellschaft überrumpelt und die Presse sowie die Einrichtung mit Beschlagnahme belegt. Man fand alles vorbereitet, um wöchentlich eine Million in 5-, 10- und 20-Dollar-Noten auszugeben. Gleichzeitig ergab sich aus der Korrespondenz L.'s, daß er mit einer Anzahl der Polizei unbekannter „Bankiers“ und Finanzagenten in Verbindung stand, deren einige ihm die Mittel zur Einrichtung seiner sehr kostspieligen Werkstatt vorstreckten, und die alle bereit waren, die engros gefälschten Banknoten in Umlauf zu setzen. Die fertigen Noten sollten direkt nach Chicago, New York und New Orleans versandt und von dort aus unter das Publikum gebracht werden. Die erste 1-Million-Dollar-Sendung hatte Sonnabend abgehen sollen. L. legte ein Geständnis ab und denunzierte wie früher alle seine Helfer und Helfershelfer.“

Liebermann, Hermann, Dr., Reichstagsabgeordneter, Wien. 1914.

Liebermann, Karl, Theodor, Dr. ing. h. c., „in Anerkennung lebenslänglicher Hingabe an den Beruf eines Forschers und Lehrers, sowie für die bei der Erlangung und Ausübung des Promotionsrechtes um das Ansehen der Technischen Hochschule erworbenen Verdienste“. G. R. M. U. P. (Chemie), T. H. S. C. und Univ., Berlin. 1842–14 Berlin. — Seit 73 Professor. Er erfand das künstliche Mizgarin, und trat 14 in das Kaiser-Wilhelm-Institut für Chemie in Dahlem ein, wo ihm im Stodwerk des Prof. Bedmann ein Laboratorium eingerichtet ward. O Antonie Reichenheim. Er starb 8 Tage nach seiner Ernennung zum ordentlichen Honorarprofessor.

Liebermann, Marie, geb. Roda (M. Roda Roda). Budapest. — \*1875 Puszta Zdeni. B: Wilde Milan, Ro; Ernste Worte, mit Vorwort von Bertha Guttner; Kufuruz, lustige Geschichten aus Slawonien. Cps: Alex. Roda Roda (Sb); Ernst Grund, Komiker. Kl 34.

Liebermann (auch Freeman), Markus, Mä d c h e n h ä n d l e r, s. Mädchenhandel.

Liebermann, Martin, Fabrikbesitzer, Berlin, Dorotheenstr. — 2,2 — 0,16. 1914.

Liebermann, Max, Galizien, Wien 1929 (BB 3/7), betrog mit Baruch Wilner die Zollbehörde durch Auslandswaren, die als „Transitgut“ ins Ausland weitergeführt, nicht verzollt zu werden brauchen. Falls solche Ware in Osterreich bleibt, ist sie natürlich zu verzollen. — L. und Genosse hatten nun 40 Kisten Kakao als „Transit“ bezeichnet. Sie ließen den Kakao, um ihn umzupacken, von der Expeditionsfirma zum Händler Eduard Steiner schaffen; brachten 40 neue Kisten dorthin, lösten, um die Zollplomben nicht zu zerstören, eine Holzleiste von den alten Kisten und ließen den Kakao in die neuen Kisten rinnen. Die Originale füllten sie mit Sand. Der umgepackte Kakao wurde in Wien-Neustadt verkauft und die als Transit übernommenen Kisten, als ob nichts verändert worden wäre, der Reederei Neuf nach Ungarn übergeben. Außerlich waren also die 40 Kisten in Ordnung; in Wirklichkeit sollte der Staat für den nicht verzollten Kakao um 4999 Schilling geschädigt werden! Die Behörde hörte aber davon, beschlagnahmte die Sendung vor Abgang und merkte bald den Sand. Der Richter fand denn auch, daß L. weit über einen bloßen Zollschwindel hinaus sich listiger Vorspiegelungen bedient hätte und verurteilte ihn mit Genossen wegen Betruges zu je 8 Monaten schweren Kerkers. WM.

••Liebermann, Max v., \* 1847, C: Louis L. // Philippine Haller, Literat, Politiker, Freund und Berater Bethmann-Hollwegs, auch sezeßionistischer Maler in Berlin. Er erscheint vielen als Schädling am deutschen Wesen und deutscher Kunst, einer der Totenvögel des Germanentums, Internationaler und Diener am Talmud, während sich andere von ihm und seiner Art mehr haben bestechen lassen. — 6 — 0,32 —. Max L. lebt im eigenen Haus am Pariser Platz in Berlin — in der Nachbarschaft der Friedländer-Fuld. Sein Grundstück ist allein viele Millionen wert. „Das Malen bringt dem Professor reichlich 300 000 Mk. im Jahre“, Friedegg, 1914.

Der Großvater L.'s hatte in Berlin Kattunfabriken gegen die englische Konkurrenz gegründet und stellte, sich Friedrich Wilhelm III. fed als der vor, „der die Engländer vom Kontinent vertrieben habe.“ Der Vater Louis L. kaufte 66 den Palast am Pariserplatz.

Die Familie der Mutter, Haller, sagt der patente Gentleman und Liebermannbiograph Gustav Pauli-Hamburg, „hatte bei einer Keher[!]-ausbreitung unter Ferdinand III. Wien verlassen und unter dem Großen Kurfürsten in Berlin ein Asyl gefunden“. Mancher wünscht ja, sie wären in Wien geblieben! Bruder L.'s: Felix, Berlin, Tiergarten Straße 4. — Tochter L.'s O Legations-Rat Dr. Riezler (Kuedörffer); eine Schwester L.'s O G. R. M. Warburg, Hamburg. — B: Degas, 4. U. 02; Israel, 3. U. 02; Phantasie in der Malerei, 04 [wo L. beweisen will, daß zum Malen eines Adersfeldes mehr Phantasie erforderlich sei, als zum Malen irgend eines historischen, religiösen oder sogenannten Phantasiestoffes.] B: Christus im Tempel, 79 München; Simson und Delila: Bildnisse usw.

Das ihm nach altem Recht zustehende Prädikat „von“ läßt Liebermann aus demokratischer Gesinnung fort, wie es ebenso Bernhard von Dernburg, der in Italien Erbnobiling ist, Richard von Witting und der in Württemberg nobilitierte U. P. Dr. Emil von Friedberg

machen. *UA*\*) 1910: „L. ist das Oberhaupt der modernen dtischen Schule, es ist wohl unnötig, zu seinem Ruhm hier etwas zu sagen“.

Als „Maler“ ahmte L. nach: 1. Löß Muncacsh; 2. Bawels; Steffed; Marées. 3. Usde; 4. Courbet; Berlat; Bonnat; Leibl; 5. Millet. 6. Corot. 7. Monet. 8. Menzel; Maris; Maube; Knaus. 9. Hals; Rembrandt; Vermaer; Bakheyden, usw. Er hatte demnach mehr als bloß jene 2 Perioden „künstlerischer Entwicklung“ gehabt, die er selber bescheiden im Deg. 6. feststellt.

Sobiel Buntheit und Wechsel — man denkt dabei an den Musikmacher und Papageno-Meyerbeer, — erweckt Unsicherheit, sodaß ein Berliner Kunstschreiber meinte: „Ich weiß schon gar nicht mehr, was ich über L. schreiben soll. Heute malt er Degas, über wen wird er morgen malen?“ L. darf sich aber auf Cervantes, Quichote 1, 271 berufen: „Ich behaupte, daß ein Maler, der in seiner Kunst berühmt werden will, die Originale der vorzüglichsten Maler, die er kennt, nachahmen muß.“

Der Einfluß dieses „Nasi“, d. h. Fürsten der Juden, auf die misera contribuens plebs, deren gesamte Bedürfnisse er durch Cassirer, Meyer-Graefe und Tschudi reguliert, wäre einmal darzustellen. Zu. ▼ Elias sagt *MA* 1912: „Im Verkehr mit L. hat Tschudi den Kern moderner Malerei erkannt. Das führte ihn dann zu einer „historischen Umwertung“; er sah am vorläufigen Ende der Entwicklung Max L.“ Un und mit Tschudi, der ohne L.-Brille so gut wie blind war, bildeten sich dann ungezählte andere „Gelehrte“ aus, z. B. Prof. Pauli, der vor seiner Anstellung als Leiter der Bremer, jetzt Hamburger Kunsthalle von moderner Kunst keinen Dunst gehabt hat. Auch Meyer-Graefe's „Fall Böcklin“ — „Was ist das für eine . . . . einen Künstler wie Böcklin zu beschimpfen“, sagte Thoma — ist aus L.'s Geist geboren.

L. bekannte einem Wiener Herrn, laut *DZ*: „Die Wiener haben zu sehr zusammengepanschtes Blut und verweichlichte Nerven. Sie sind mir auch zu sentimental, während es mir lieber

wär', sie wären zynisch. Im Zynismus liegt doch wenigstens noch Kraft, wenn auch eine mehr zersekende als aufbauende, aber im Sentiment ist nur Schwäche. Ich halte die Vermengung anderer Rassen mit der jüdischen für nachteilig. Notabene: ich meine für die Juden. Ich bin Jude, und ich bin stolz darauf, raffinierter Jude zu sein. Ich glaube, die jüdische Rasse verliert ihre guten Eigenschaften, wenn sie sich mit anderen vermischt. Die beiden verschiedenen Hälften ergeben eben nie ein harmonisches Ganze. In der Kunst wenigstens waren nur raffiniertere Juden schöpferisch wahrhaft bedeutend. Denken Sie an Israels beispielsweise.“ Auf den Einwurf, daß ihm dann auch der Zionismus sympathisch sein müsse, entgegnete L. rasch: „Nein. Warum denn? Ich verstehe die Massenfrage nicht politisch. Die Juden sollen in Deutschland Dtsche, in Frankreich Franzosen sein.“ L. wäre am ehesten dazu imstande, in jedem Land der Welt nach außen hin — das zu scheinen, was man dort will. So meint Karl Stord, *DB* 05: „L. hat, so stark und selbstbewußt er wiederholt seine jüdische Rasse betont hat, in seiner Kunst nichts, was spezifisch jüdisch wäre, oder was man als eine schöpferische Verkündigung des Judentums ansprechen könnte. Er wäre sonst viel bedeutender, indem er dadurch seiner Rasse die bildende Kunst gäbe, die ihr bis jetzt gefehlt hat, oder andererseits der Welt zeigen würde, wie sich das Judentum bildnerisch offenbart. Das Judentum L.'s äußert sich höchstens in dem außerordentlichen Grad von Anpassungsfähigkeit an die französische Kunstauffassung, trotz seiner staatlichen und sprachlichen Zugehörigkeit zum dtischen Volke“.

R. Dehmel, *O* ▼, „Tag“ 1908, 210/2: „Talent u. Rasse“, nennt L. „einen der reinsten dtischen Künstler, die sich je in der Nationalgalerie aufhängen ließen:“ noch unglaublicher äußert sich dagegen Erz. Wilhelm *Wode*, *GMN* und offizieller Dir. der Kgl. Museen in Berlin über L. (Kunst und Künstler, Cassirer V, 10, S. 382): „Was Leibl für Süddeutschland war, wurde L. gleichzeitig für Norddeutschland, und seit jener dahingegangen ist, kann L. der Ruhm

\*) Mitteilungen des *UA*.

als Dtschlands erster Maler füglich nicht mehr streitig gemacht werden, wir dürfen auch sagen: als einer der dtshsten unter den lebenden Künstlern, mehr als er selber weiß und zugeben will. Sehr mit Unrecht hat man ihn als fremden, als internationalen Künstler abfertigen wollen. Es ist richtig, daß L. von fremder Kunst viel gelernt hat, daß er die künstlerische Form, das Ausdrucksmittel seiner Kunst in Frankreich gefunden hat: das haben aber fast alle tüchtigen Maler Dtschlands seit der Mitte des 19. Jahrhunderts getan. Als Fremder konnte L. nur solange erscheinen, als der Impressionismus bei uns unbekannt war: seitdem er die herrschende Kunstform auch in Dtschland geworden ist, nicht am wenigsten gerade durch den Einfluß L.'s, kann kein Einsichtiger diesen mehr einen Internationalen, einen Fremdling unter den deutschen Künstlern nennen. Eine nationale Kunst in dem Sinne wie in alter Zeit gibt es freilich heute nicht mehr." —

Des Geheimrats Nachfolger im Amt ist dann natürlich Dr. Max Friedländer geworden. Daß die dtshche Presse alle Kunst um L. gruppiert, ist begreiflich. Voran der „Börsencourier“, der in Achenbach „den Anfang des neuen niederdtshen (!) Wesens“ sieht, „das schließlich in L. sein großes Ziel fand. Die Landschaft knüpfte an die niederländische Tradition an, die in anderen Ländern, wie bei Constable in England, nie unterbrochen war. Sie hatte bei Achenbach noch den Bildcharakter. — Der Impressionismus mußte sie erst von der Kompositionsroutine erlösen.“ Schwind, Holbein und Dürer, Menzel usw. sind Waisen gegen den großen Judenknaben. Diese Anschauungen sollen z. T. auf L. selbst zurückgehen. „Er“, sagt Nolde in „Kunst und Künstler“, „veranlaßt, daß so viel wie möglich über ihn geschrieben und publiziert wird, er macht, malt und stellt aus, soviel er nur kann. Die Folge davon ist, daß die ganze junge Generation übersatt schon nicht mehr seine Arbeiten ansehen kann und mag. Daß sie erkennt, wie absichtlich dies alles ist, wie schwach und kitschig nicht nur seine gegenwärtigen Arbeiten, sondern auch so manche seiner früheren sind. Die

Kritik wird bald zur gleichen Ansicht gelangen, das große Publikum folgt und so verschwindet der qualitativ ungenügend fundamentierte Kunstbau L.'s.“

Brieger-Wasserbogel gibt im „Fall L.“ (Strecker und Schröder, Stuttgart 1906; f. Hammer 1910, 329) Aufklärungen, die freilich jeden andern als ▼Brieger ins Zuchthaus gebracht hätten. Aber Juden unter sich und vor uns dürfen sich schon was erlauben, ohne daß man gleich nach dem Radi schreit. Brieger sagt: „Mitunter gelingt es Virtuosen, sich durch kaufmännische Geschicklichkeit, Beziehungen und Verbindungen auf der Höhe zu erhalten und Einfluß auf die Kunst der Zeit zu gewinnen. Dann werden sie zu einer Gefahr und das Einschreiten gegen sie wird zur Pflicht. Dies ist der Fall L.“

L. ist Sprößling einer alten Kaufmannsfamilie, mit der Göttin der Reklame und einer kaufmännisch arrangierten, kaufmännisch gebildeten Künstler-Vereinigung verbunden. . . . Hast du vor einem der sogenannten Meisterwerke von L. . . ., die du in deinem Salon hängen hast, schon wirklich einmal etwas Tiefes und Heiliges empfunden? Und du würdest mir da, als der anständige Mensch, der du im Grunde genommen bist, antworten: Ja, weißt du, wenn ich einmal ganz offen sein soll, sie lassen mich wirklich hundenasenfalt! Daß überhaupt Bilder von L. gefallen, das schreibt Brieger der „leidigen philosophischen Neigung der Dtschen“ zu, die in den Bildern L.'s die Lehrsätze L.'s bestätigt sehen möchten. L. konnte durchhalten, er hatte Geld! Ich fühle mich plötzlich (vor den Gänserupferinnen!) 100 Jahre älter und empfand, was etwa ein Kunsthistoriker um 2000 herum vor dem Bilde denken mußte. . . verdamnte Modellmalerei alten Stils, die bloß mit anderen Modellen arbeitet, und neumodisch aufgepußt. . . . M. L. und Paul Cassirer sind die Gezeßton. Der eine durch sein Dogma, der andere durch einen gescheiterten Geschäftsbetrieb. Keinem kann an sich ein Vorwurf gemacht werden. Der Künstler will seine Bilder verkaufen und der Kunsthändler desgleichen. Wenn nun aber beide ein Bündnis zur geschäftlichen Ausnüt-

zung eingehen, sollten sie das auch ehrlich mit dem Namen des Geschäftes taufen und nicht pompös behaupten, sie hätten der Kunst eine Freistatt gegründet. Die Berliner Sezession ist durchaus nur eine mit kurzem Blicke nach einer bestimmten Seite hin ausgebaut große Kunsthandlung, deren Interessen nicht die angeblichen ideellen sondern solche recht materieller Natur sind.“ Lesser Urh soll übrigens den Impressionismus vor L. entdeckt und bedeutend an dessen „Gänserupferinnen“ in der National-Galerie mitgearbeitet haben: „Ich habe mich vergebens nach Urhs Namen auf dem Bilde umgesehen“. — Brieger scheint die Meintat gegen den Chef der Sezession übrigens bereut zu haben; er zählt den „Fall L.“ im Kürschner 1913, S. 207, unter den Werken seiner Feder nicht mehr mit auf. — „Nicht gedacht soll seiner werden!“

Georg Herrmann über Max Liebermann, Buber 109 ff: „Es ist eine vielleicht naturnotwendige, aber darum nicht weniger merkwürdige Tatsache, daß sich die beiden stärksten jüdischen Künstler der Gegenwart aneinander angegeschlossen haben, und das, trotzdem jeder von ihnen fest in seinem eigenen Lande steht. . . . Wie konnten gerade die beiden Israels in Holland, L. in Deutschland, den gewaltigen Einfluß gewinnen, wenn sie nicht trotz des gleichen Ursprunges ihrer Anlage und ihres Empfindens in ihrem Lande wurzelten? Von Israels ist gesagt worden, daß in seiner Kunst alles „in nuce“ enthalten wäre, was die heutige Malerei Hollands zu bieten hätte: und von L. mußte selbst ein Germanophile, wie Budor, anerkennen, daß die starke Kunst das Malers durchaus dtisch wäre. Dehmel hat für diese Mischung kluge Verse in den „2 Menschen“ gefunden, dort, wo dem Helden von einem hassenswerten Rivalen gesprochen wird: „Er ist mir doch zu gottvoll zum Hasse, ein so urdtischer Menschheitsthrann, daß nur der Vollblutjude L. ihn malen könnte, so schön voll Rasse.“ Dieses Dichtermotiv bietet eine feinsinnigere Synthese, als es seitenslange Auseinandersetzungen zu geben vermögen. Das dtischste Wesen, das in seiner ganzen Raffigkeit nur der Voll-

blutjude L. empfinden könnte! Die beiden Grundnoten seiner Kunst sind hier schroff gegenüber gestellt. . . . Ich kenne ein kleines Pastell von L. — ein helles, altväterliches Stübchen aus Hamburg, vor dem man wirklich das Licht singen hört. . . . Jan Beth — nicht einzig ein Maler, auch ein Kunstkritiker, der etwas zu sagen hat — lobt als kompetenter Richter zwar, daß L.'s Kunst echt holländisch wäre. . . . Er malt mit dem Stift, mit der Kohle; er hat einen besseren Sinn für das Konstruktive eines Gesichtes, eines Körpers, als alle die, welche in rastloser anatomischer Treue aus dem Menschen ein Stilleben von Haut und Muskeln machen. Seine Bildnisse berühmter Männer, eines Meunier, Fontane, Hauptmann, Birchow, sind ohne jede Schminke mit dem stillen, festen Ernst, wie der Mann dem Mann gegenüber treten soll; sie posieren nicht und machen keine genialischen Augen, wie bei Lenbach: aber man wird dafür von der Stärke der Persönlichkeit desto reicher und kräftiger überzeugt. . . . Wie hat überhaupt Liebermann Kinder geschildert, uns neues gelehrt für ihre Betrachtung! Er hat nie Witze über das Kind gemacht — das Leben ist ihm überhaupt zu heilig, um Witze darüber zu machen — nie Anekdoten von ihm erzählt, und doch, wie hat er uns für das Kind die Augen geöffnet: daß wir es sehen in seiner vegetativen Lustigkeit, in seinem Dahindämmern, in seinem komischen Ernst der entzündenden Plumpheit, der tapsigen, ungelenteten Bewegungen! . . . Den Hauptunterschied zwischen den Zeichnungen eines L., eines Menzel oder eines Klinger versuchte ich schon zu deuten; L. hat das Recht, die Grammatik zu vergessen, er, der die Sprache in ihren feinsten Abwandlungen, wie in den größten und treffendsten Worten der Straße beherrscht.“

Geschichts-, Kriegs- und Kurstabelle: 1905, Thode und Thoma gegen L. und umgekehrt; — 1910, L. wird beim Universitätsjubiläum nicht Ehrendoktor, weil ein Philosoph dagegen stimmte — Wer war der Tor? — 1911, Reide gegen L., und umgekehrt. — Der „Hammer“ meint unmaßgeblich: „Die nüchterne, aber sichere Wiedergabe barer

Wirklichkeit auf herben und alla breve skizzierten Bildern, die Art, Flecken zu setzen, und heruntergestimmte und verdriekliche Grundtöne durchzuhalten, das Vermitteln zwischen den Stilen verschiedenster Länder, wird L. einen wenn auch nicht allzugroßen Platz in der Geschichte des international-jüdischen Artistentums immerhin sichern. Die dtische Kunst aber wird über ihn hinwegschreiten, trotz Geheimrat Bode."

△ Egger = Linz: „Liebermann läßt mich gänzlich gleichgültig, denn diese jeweilig pedantische oder tändlerische problematische Optik bringt es nie zur Form, fordert nichts — wie sollte es da ein Mitkönnen geben?"

L. ist Eklektiker, zu deutsch: Meister- und Muster-entlehner. Seine Plastik stammt von Courbet, seine Asphaltmalerei von Munkacz, das Zeichnerische von Millet, ganze Bildnisausschnitte von Corot, verschiedener Bäume sind kopiert, die Sonnenflecken und dergl. von Menzel entlehnt und vergrößert. Zuletzt schlachtete er Degas aus. So bietet er immer Überraschungen, versteckt seine Dürftigkeit hinter Masken: ein kalter, unselbständiger Abschreiber und Modellmaler, ein routinierter Kopist ohne persönliche Note. Seine Werke sind für uns tot und gleichgültig, ohne Intuition, Seele, Ausdruckskraft und inneren Zusammenhang.

Seine Intriguen gegen alles Deutsche, um das Fremdländisch-Französische als einzig maßgebend hinzustellen, die hämische Art, zu verhöhnern und zu vernichten, — wurden dann von seinem blinden Freunde Tschudi nachgemacht der in München ein ominöses Kapitel war, als er im geheimen gegen die deutsche Kunst wühlte; wenn Mäzene kamen, die in München einkaufen wollten, riet L. ab: „Nur in Paris können Sie kaufen“. Dabei war L. Generaldirektor der bairischen Kunstsammlung.

Werner Sombart: „Die Juden und das Wirtschaftsleben“. Kap. 12. S. 317: „Friedrich Naumann hat einmal Max Liebermann mit Spinoza verglichen und sehr fein gesagt: Er malt mit dem Gehirn.“

Liebermann hat Scharen von Mitläufern. In einer Antwort auf den △Lin-

nen'schen „Protest Deutscher Künstler“ kommt auf den 180 Seiten außer einem urkomischen und unkünstlerischen Erlaß von L. selbst, dessen Name häufig in den Aufsätzen der mitstrehenden Genossen vor: Louis Corinth, S. 34, wirft in einem Atem: „Trübner, Böcklin, Thoma, Feuerbach, ▼Marées, Lenbach, ▼Liebermann, Schwind“ durcheinander.

Max Beckmann, S. 37: „Instruktive Künstler wie ▼Liebermann oder Menzel oder Leibl.“

W. Rösler, S. 38: „Ebenso wie Menzel, Leibl, ▼Liebermann französische Kunst sich angesehen haben, ohne daran zugrunde zu gehen.“

Ulrich Hübner, S. 40: „Und deshalb schließe ich mich den Worten unseres ▼Liebermann an.“

E. N. Weiß, S. 45: „▼Liebermann, der einzige Maler in Dtschld, von dem heute in Anschauung und Materialsprache etwas gelernt werden kann.“

Harry Graf Reßler, S. 123, 124, macht in Liebermann vorne und hinten: „Klinger, ▼Liebermann, Trübner △, ▼Leibl, Stud sind Maler.... Dtsche Meister des rein Malerischen, wie Menzel, Leibl, Trübner, Liebermann.“

Wilh. Hausenstein, S. 119: „Binnen, der keine „Massenbewegung“ wollte, bekam weder ▼Liebermann noch Corinth △.“

Wilh. Niemeyer, S. 99, 100: „Belehrt durch den Anblick einer Zeit, da ein Rosenberg gegen Feuerbach und Böcklin, ein Pecht gegen ▼Liebermann und Uhde stand... hat Scheffler Max ▼Liebermann behandelt.“

Man beachte die Umgebung, in die L. hier überall hineingestellt wird.

▼Wile, Kings um den Kaiser, 191 ff: „L. trägt noch immer als ehrenvolles Stigma den Namen eines Anarchisten, der ihm und seiner Schule von kaiserlichen Kreisen ausgehend aufgedrückt wurde. Die Kunst wird im offiziellen Dtschld, so ähnlich wie die Armee von oben her befehligt. L. befehlet unnachgiebig das Stechschrittregime. Dafür wird er mit nicht weniger tiefem Gefühl von demselben verachtet. Nie gab es eine wechselseitigere Antipathie, die von beiden Seiten so von ganzem Herzen erwidert wurde.“

Würdet ihr L. nach dem jetzigen Stand des Spiels zwischen ihm und dem Kaiser fragen, so würde er euch zu seinen auf das Brandenburger Tor, dem Berliner Arc de Triomphe, gerichteten Fenster führen und auf die schneeweißen Marmorstatuen des Kaisers Friedrich und seiner Gemahlin am Eingang des gegenüberliegenden schattigen Tiergartens weisen. Wenn ihr künstlerische Tränen zu vergießen habet, wird euch L. auffordern, es zu tun. Er wird euch versichern, daß der Kaiser dadurch, daß er solche „Kunst“ dort postierte, wo sie das Auge eines Malers jedesmal verletzt, wenn er seine Gottheiten: Sonne, Licht und Luft sucht, sich für alle Zeiten für die Sünden der Sezessionisten gerächt habe. „Alles was ich tun kann“, sagt L., „ist eine blaue Schutzbrille zu tragen, aber es ist wie eine lebenslängliche Strafe!“

Bei einem Besuch in Berlin in den unmnachteten ersten Jahren dieses Jahrhunderts pflegte man die Sezession, die damals unter L.'s kriegerischer Führerrolle auf dem Höhepunkt stand, als etwas zu betrachten, was man in der guten Gesellschaft kaum erwähnen konnte.

Seine Alma Mater, die Berliner Universität, hat ihm, der 20 Jahre Senator der Akademie der Künste ist, den Titel eines Professors und den Grad eines Ehrendoktors verliehen. Er ist Mitglied der „Société Nationale des Beaux Arts“, der „Société Royal des Aquarellistes“ und des „Cercle des Aquarellistes“, im Haag. Exemplare seiner Werke schmücken die Wände des Luxemburg-Museums in Paris, der königlichen Gemäldegalerie in Dresden, der Pinakothek in München, der Nationalgalerie und des Kaiser Friedrichmuseums in Berlin und der städtischen Museen Hamburgs, Bremens und Frankfurts, und einer Anzahl anderer deutscher Städte. Es gibt wohl kaum eine bemerkenswerte Privatammlung in Deutschland, die keinen L. hätte. Seine Radierungen befinden sich in den bedeutendsten Stichsammlungen des Kontinents. Er hegt nicht den Ehrgeiz, seine Bilder zwischen den enggedrängten Apotheosen von Mars hängen zu sehen, die die Galerien der preußischen Königs-

schlösser Kriegsmuseen ähnlich machen. Als Anhänger des freimütigen und realistischen Ausdruckes, mit Vorliebe im wenig anmutenden Berliner Dialekt, pflegt er zu sagen, daß der Kaiser ein Liebermannbild als eine Art Brechmittel betrachtet. Der Maler erwidert das Kompliment, indem er den Geschmack des Kaisers mit der Vorliebe Ludwigs XIV. für das rein Massive und Dekorative als dem einzig großen in der Kunst auf eine Stufe stellt. Einige der kaiserlichen Prinzen, die von L.'s Gemälden entzückt waren, hatten einst die Kühnheit, ihrer Begeisterung in der Gegenwart ihres Vaters Ausdruck zu geben. Sie wurden nicht zur Wiederholung dieses Versuches ermutigt.

Liebermanns erstes großes Ölgemälde „Die Gänserupferinnen“, jetzt ein preisgekröntes Kleinod der Berliner Nationalgalerie, wurde 1872 vollendet. Er schildert die häusliche Arbeit mit so düsterer Treue, daß es ihm den Beinamen „Apostel der Häßlichkeit“ eintrug. Der große Menzel dachte anders darüber. Er ließ sich Liebermann kommen und sagte: „Sie haben also dieses Bild verbrochen?“ Nun, eigentlich sollte man es Ihnen um die Ohren hauen. Es ist ausgezeichnet. Aber ein Mensch sollte diese Art von Malerei nicht pflegen, bevor er 50 Jahre alt ist.“ L. war 23 Jahre alt, als er in ganz Deutschland von seinen „Gänserupferinnen“ reden machte. (Das ist charakteristisch für die verblüffende Aneignungsfähigkeit der Juden, diese scheinbare „Frühreife“, die im Grunde nur ein Unvermögen ist, das sich hinter der zusammengeramschten Habe anderer und Alterer verbirgt; sie ist bei allen Kunstjuden zu konstatieren, z. B. Felix Mendelssohn, Korngold usw.)

Die zwingende Macht seiner Darstellungen der Arbeit machte Liebermann als dtischen Millet berühmt. Er war der erste dtische Maler, der die Höhe der Arbeit des Künstlerpinsels wert hielt. Es war der Einfluß Israels, des Verherrlichers des Alters, der Liebermanns Vorliebe, alte Leute zu malen, förderte. Für sein „Altmännerheim in Amsterdam“ erhielt er die goldene Medaille des Pariser Salons 1881. Ein

anderes niederländisches Gemälde, das L.'s Ruhm in Frankreich verstärkte, „Der Hof der Waisenanstalt in Amsterdam“, bedeutete einen Triumph der Darstellung des Lichtes. Ein entzückter Pariser Kritiker, der es im Salon des Jahres 1882 sah, erklärte, daß L. einige Strahlen der Sonne geraubt und sie, wie Phöbus, selbst verwendet habe. Der berühmte englische Kritiker, Mr. P. G. Konody, der schrieb, daß L.'s Ruhm „erst aus Frankreich, Belgien und Holland ertönen mußte, bevor seine widerstrebenden Landsleute ihm die ihm zukommende hervorragende Stelle in der Geschichte der deutschen Kunst zuwiesen“, sagt, daß das Geheimnis von L.'s Kunst darin liegt, daß seine Bilder „den Duft des Bodens und den Hauch des Himmels enthalten. Seine Gestalten bewegen sich in ihrer eigenen Atmosphäre und ihr Leben wird in seiner modernen Einfachheit ohne künstlerisches Pathos oder melodramatische Übertreibung geschildert.“ Er hütet sein Judentum mit eifersüchtigem Stolz. „Nichts in der Welt — absolut nichts“, behauptet er, „wird mich jemals dazu bringen können, die Abstammung von meinen Vätern zu verleugnen“. Er nennt sich einen uralten Berliner, weil ein halbes Duzend oder noch mehr Berliner Generationen vor ihm sind, und wenn er seine eigenen Porträts ansieht, behauptet er ohne Gewissensbisse, daß königliches Blut in seinen Adern fließen müsse. Er besteht darauf, daß eine so stark markierte Physiognomie wie seine — hochgewölbte Augenbrauen, eine Habichtsnase und ein Bulldoggenkinnbacken — nur als Merkmal der Abstammung von der Rasse der babylonischen, assyrischen und phönizischen Könige gelten könne. . . . . [Die Behauptung, „von königlicher Abstammung“ zu sein, ist ein Kennzeichen aller ehrgeizigen Juden.]

„Gott steht auf der Seite der größten Talente“, ist eines seiner markigen Epigramme. Sein Dachshund „Männer“ spielt eine große Rolle im täglichen Leben des Malers. . . . Obwohl er selbst der Modernste der Modernen ist, sieht er Wagner als „das größte Unheil Deutschlands“ an, klagt darüber, daß er Richard Strauß nicht verstehen kann, und

sieht die schließliche Rückkehr der seltsamen musikalischen Ideale des 20. Jahrhunderts zu Mozart voraus. L. erfindet in Deutschland, dem klassischen Land der Steuern, eine neue Tare, einen Tarif für Autogramme.

Bewunderer, die seine Handschrift wünschen, erhalten folgende gedruckte Notiz:

Betrifft Autogramm-Steuer.

Herr Liebermann findet im Rubertieren von Autogrammen und Einpaketen von Autographen-Albums weiterhin keine Befriedigung. Wer ein Autogramm von ihm will, muß den Nachweis führen, daß er mindestens 20 Mk. an eine wohltätige Stiftung für ein „Liebermann-Autogramm“ eingezahlt hat. [Wunderbar, wie hier die Wohltäterei gleich zur Reklame ausgenutzt wird.]

Es war gut, daß sich L. sogar gegen seine Eltern auflehnte und sich hinter ihrem Rücken der Malerei zuwandte. Hätte er nach ihrem Willen gehandelt, wäre er heute wohl nichts anderes, als ein großer Geschäftsmann; aber die Welt der Schönheit wäre unberechenbar ärmer. Liebermann liebte seine Eltern mit pietätvoller Ehrfurcht. Das luguriöse Heim, in dem er lebt, ist dasselbe, in dem sie ihn erzogen haben.

Während 1889 Deutschland der Pariser Ausstellung fern blieb, beteiligte sich nichtsdestoweniger Max L. und ließ dort auf einem offiziellen Bankett „Das brüderliche Einvernehmen der Künstler aller Nationen“ leben, worauf er von dem kurzfristigen Redakteur der „La France“ folgendes in die Tasche stecken mußte: „Wie ist dieser Teutone zu dem Diner zugelassen worden? . . . . Der L. hat gestern, wie es scheint, einen Trinkspruch auf die Verbrüderung der Kunst ausgebracht. Das ist der richtige Teutone, er hat sich über seine Wirte leidlich lustig gemacht.“ Bekanntlich ist Teutone ungefähr das Ekelhafteste, was es für einen Juden auf dieser Welt gibt, und nun sollte L. einer sein! (s. Deutsche und Juden).

Stbgr 26/5 89 meinte: „Die deutschen Künstler können mit der Art und Weise, wie dieser L. die Vertretung ihrer Interessen wahrnimmt, ebensowe-

nig einverstanden sein, wie der deutsche Politiker mit dem Auftreten eines Mannes, der den deutschen Namen ohne Not rohen Beschimpfungen aussetzt.“

Wir tragen Einzelheiten zu Liebermanns Werken nach. Interessant sind vor allem die zahlreichen Judenbildnisse dieses Juden, der u. a. porträtierte: GN Dr. Fr. Lippmann; SN Dr. Sachs; seine Eltern; Prof. Dr. Bernstein; SN Beit Simon; Dr. Albert Wolffson; Dir. Ju. Stern; RN Freudenberg; GN Gutmann; Frau RN Biermann; Stadtdir. Tramm O▼; GN E. Nathenau; Prof. Borchardt und Frau; Paul v. Mendelssohn-B.; Oskar Fried; Eine Menge Selbstbildnisse, eins schöner als das andere. Rich. Dehmel O▼; Frau Henry Newman, Hamburg; RN Seligmann, Hannover; Dr. Ju. Elias; Frau Landau; Prof. Cohn; U. v. Berger. — Da ist so ziemlich alles zusammen, woraus die wilhelminische Ara bestand.

Den unüberbrückbaren Gegensatz zwischen L.'s Jüderei und dem deutsch-christlichen Gefühl erkennt man in einer Besprechung von L.'s „12jährigem Jesus“ im Berliner Börsen-Courier (S. StbgrZ, Ostern 97; WC 00, 33): „Es stellt einen jüdischen Israelitenknaben mosaïschen Antlitzes in einem weißen, nicht ganz reinlichen Kittel dar. Selbiger Israelitenknabe hat rotes Haar und wahrscheinlich Sommersprossen. Darüber, ob er schielt, sind die Ansichten geteilt. Besagter mosaïscher Israelitenknabe scheint mehreren älteren Gentlemen von mehr hebräischem als respektablen Äußeren irgend etwas zu erklären. . . . Seine Beschäftigung auf dem Bilde ist ersichtlich die, den alten Gentlemen zu erklären, auf welche Art er, der kleine Tausendjassa mit den roten Haaren, einen Profit zu machen gedenke. . . . Christus ist der Sohn Josephs. . . er ist also ein jüdischer Knabe gewesen. Da wir modernen Menschen an Wunder nicht glauben, kann ich mir nicht helfen, er wird jüdisch ausgesehen haben. Jüdische Kinder haben häufig rote Haare. Warum soll Christus nicht rote Haare gehabt haben? Jüdische Kinder mauscheln häufig mit den Händen, warum soll Christus, als er im Tempel mit den Priestern sprach — die doch auch

gewiß die Hände nicht still gehalten haben, nicht mit den vorderen Extremitäten gemauschelt haben.“

Von diesem Bilde in der Hamburger Kunsthalle erzählt L. einem Interviewer, daß die Idee bis 76 zurückreicht, daß es aber erst Ende 78 in München angefangen wurde. „Die Modelle nahm ich aus den christlichen Münchner Spitälern, da Juden sehr wenig posieren, und auch aus einem anderen Grunde, der mir bei der Wahl der Modelle zeit lebens von Jugend an maßgebend geblieben ist. Die Juden schienen mir zu charakteristisch; sie verleiten zur Karikatur — in welchen Fehler mir Menzel zu verfallen scheint. Vor vielen Jahren als ich Mommsen für Sie malen sollte, sagte ich Ihnen dasselbe. Mommsen war zu sehr der deutsche Professor aus den fliegenden Blättern, der überall den Regenschirm stehen läßt. Der Jesus ist nach einem italienischen Modell gemalt. Ich habe Ihnen wohl erzählt, wie ich durch das Bild, das um 10 Uhr in der Ausstellung der Jury unterlag, am Abend berühmt wurde, so daß ich mich in der Allotria zu Gedon, Lenbach, Wagnmüller d. i. zu den Göttern setzen durfte, wie Zügel meinte, daß seit 50 Jahren kein solch Meisterwerk in München gemalt sei, daß der Prinzregent das Bild aus der Ausstellung entfernen wollte, daß sich eine zweitägige Debatte im Bayerischen Abgeordnetenhaus daran schloß (und nur dem damaligen Zentrumsführer habe ich's zu danken, daß ich damals nicht gekreuzigt wurde); wie ich durch das Bild Leibl kennen lernte, und da mir Lenbach riet, der Wut des Pöbels mich durch die Flucht zu entziehen, wie ich wieder Dachau, wohin ich ging, für die Malerei entdeckte. Habent fata sua tabulae. Stöcker behauptete, daß das Bild ihn zu seiner Judenheße veranlaßt hätte, was meine Glaubensgenossen mich schwer büßen ließen, indem es wohl 15 Jahre dauerte, bis sie wieder meine Bilder kauften. Die ekelhaftigsten Zeitungsfeinden schlossen sich daran, und während ich, von all dem Madau, den man jetzt angesichts des Bildes kaum mehr begreift, angeekelt, mir vornahm, nie mehr ein biblisches Sujet zu malen, war der



Jesus der Unlaß der neureligiösen Malerei geworden.“

Kann man sich vorstellen, daß das religiöse Werk eines deutschen Meisters ähnliche Bepfropfungen hervorgerufen, oder daß der Künstler selbst sich in dieser Weise geäußert hätte? Und Hunderttausende bester Bilder aus dem Evangelium sind seit 600 Jahren von Nichtjuden geschaffen worden, ohne daß es irgendwo Zank und Streit gab. Da bricht ein Jude herein, und die ganze Welt kommt in Erregung, wie das Paradies, als es der Fürst der Finsternis betrat.

Wie wunderbar sich die Welt in L. spiegelt, bezeugen weitere SB: „Was heißt nationale Kunst? Weil Dürer, obwohl von einem Ungarn als Vater!, in Nürnberg auf die Welt kam, deshalb ist Dürer der deutsche Künstler „Nati ergo““. Umgekehrt. Weil Dürer ein Genie war und zufällig in Nürnberg auf die Welt kam, da nennen wir deutsch, wie er gearbeitet hat. Post hoc, ergo propter hoc. Könnte Millet nicht viel eher ein Deutscher und Menzel nicht eher ein Franzose nach ihrer Arbeit sein? Der liebe Gott setzt das Genie hin, wo's gerade trifft.“

Selbstverständlich stellte sich L. April 14 auf Seiten von Lu. ▼Fulda's Goethebund gegen das „Jugendchutzgesetz“ und schrieb in der „Dtſchen ▼Juristen-Z.“: „Logische Konsequenz wäre, die Museen zu schließen, die Bibel, den ganzen Goethe zu konfiszieren, von neueren Künstlern ganz zu schweigen. Der Entwurf, wenn er — was der liebe Gott verhüten möge — Gesetz würde, täte nicht nur der Kunst, deren U und D die Darstellung des Nackten ist, unendlich Abbruch sondern ebenso der Moral. Denn im Volke den Gedanken zu züchten, daß das Nackte unsittlich sei, hieße geradezu, die schlechten Instinkte anzureizen, nach den verbotenen und daher doppelt süßen Früchten zu haschen. Im Gegenteile müßte man das Kind an den Anblick der natürlichen Nacktheit gewöhnen, und sein gesunder Instinkt wird in der Venus von Milo nichts Vüſternes gewahren. Wessen perverse Natur durch ihren Anblick sinnlich erregt wird an dem ist nichts mehr zu verderben. Ge-

setze dürfen nicht gemacht werden, um die krankhaft veranlagte kleine Minderheit zu schützen, sondern sie sollen die tausendfach größere Masse von Menschen mit gesunden Instinkten schützen in ihren Genüssen an Kunst und Literatur.“

Aus der reichhaltigen Literatur über L. erwähnten wir ▼Brieger-Wasser Vogel und den schon genannten „hervorragenden Hamburger Gelehrten“, Dr. Gust. Pauli, der „des Meisters Gemälde in 304 Abbildungen“ im 19. Band der „Klassiker der Kunst“ in der „Dtſchen Verlagsanstalt, Stuttgart“, herausgab. Auch Pauli ist krampfhaft bemüht, aus dem Juden L. einen Germanen herauszukämmen, — ohne zu merken, was für einen Ekel er dadurch in L. selber erregen mußte.

„Dtſch ist auch die Freude am Objekt, dtſch ist der zähe Wille, und dtſch ist jene Schamhaftigkeit, die ein starkes Gefühl verbirgt, indem sie es meistert. Zu diesen Dtſchen dürfen wir getrost und dankbar Max Liebermann rechnen. Daß er ein Jude ist, und sich mit Stolz als den Sohn einer alten reinen Rasse fühlt, kommt für uns, die wir vor seinen Bildern stehen, nur wenig in Betracht; denn diese Bilder reden unsere Muttersprache und haben ihre besten Anregungen dem urgermanischen Boden der Niederlande entnommen. L. malt Holland, aber nicht wie ein Holländer, sondern wie ein Berliner. Eben das feste Wurzeln in der heimischen Erde gibt ihm die Kraft und Möglichkeit, auf viele zu wirken, die auf derselben norddtſchen Scholle stehen.“

Ferner verfaßte Erich Hande „Max Liebermann's Lebenswerk“, bei Bruno ▼Cassirer, 13. „Es gibt überhaupt kaum jemanden in Dtſchld, von dem in Dtſchld mehr Aufhebens gemacht worden ist“, jubelt Zu. ▼Elias im Tag 17/3 12: „Keiner hat es zu Lebzeiten so gut, wie M. Liebermann, daß vor seinen sehenden Augen die papierenen Tore in Fülle aufgerichtet werden, durch die er in die Historie eingehen wird.“ Und Gustav Pauli sagt: Oskar ▼Wie hat das Libretto gedichtet zu der prachtvollen Malermusik des L.'ſchen holländischen Skizzenbuches“. Bei jeder Gelegenheit

wird auf L. verwiesen — als läge System darin; L.'s Compagnon Hausenstein in der „Kunstchronik“ 1914, Nr. 4: „Ich kenne nur eine einzige Arbeit von [dem Landschaftler] Bartels usw. Da ist etwas vom sublimen Geist L.'s zu spüren.“ Und weiter: „Man muß beklagen, daß Bartels nicht auf der Linie blieb, die ihn dem Kunstgeist L.'s oder Monets hätte näher bringen müssen.“

Demnach soll ein so ausgesprochen jüdischer Großstädter wie der schnoddrige L., der gelegentlich mal in den Ferien das dtische Meer gesehen, aber so schnell gar nicht verstanden hat, das Vorbild eines dtischen Künstlers werden, der wie Bartels dort seine Heimat hatte! Nun könnten Freunde L.'s behaupten, er wolle ja garnicht Marinemaler sein, deshalb seien Bartels und L. überhaupt nicht vergleichbar.

Dann hat Hausenstein's Grabrede auf Bartels wohl nur den Sinn, Reklame für L. zu machen, und ihn als „Erzieher der dtischen Künstler“ zu feiern, wie das Schlagwort lautet. Wir aber freuen uns, in Bartels einen Künstler zu haben, der Welt und Weite in sonniger Stimmung anschaut und in dessen Werken die Gesundheit und Kraft der Meeresluft lebt, — während aus L.'s „Strandreitern“ der nach künstlichen Regeln schaffende Macher schaut, der, ohne einen Blick für Himmel und Meer, die Sonne immer unter Rauchwolken oder hinter den Mauern seiner Fahne geweihten Synagoge zu sehen gewohnt ist.

Auch Mosses BT läßt sich keine Gelegenheit entgehen, L. selbst an den Haaren, wenn's sein muß, in seine Spalten zu ziehen und der Welt vorzuhalten, 28/7 17: „Die sittsame Hamburger Mästerpolizei. Wer Hamburg auch nur flüchtig gesehen hat, kennt die Bucht vor dem Garten des Uhlenhorster Fährhauses, die kein Geringerer als Max L. mit seinem Pinsel berewigte, und kein Geringerer als Alfred Lichtwark für eine der charakteristischsten, in keiner anderen europäischen Stadt wiederzufindenden Schönheiten der Mästerstadt hielt. Diese Bucht bildet allabendlich den Hafen für zahllose Kanus und kleine Ruderbote, in denen das junge Hamburg in duft-

ger Sommerkleidung und farbenfreudigen Sportkostümen die Poesie der Sommerabende erlebte. Alt und Jung hatte seine Freude an diesem entzückenden gesellschaftlichen Bild. Was sich aus einem Ruderboot mit bunten Rissen und Blumen machen ließ, das konnte man an jedem Abend in immer neuen Variationen bewundern. Und nun? Die sittsame Mästerpolizei hat — es soll etwas Ausgelassenes, etwas Unpassendes in den Kanus geschehen sein — aus einem irregeleiteten Sittlichkeitsgefühl heraus die Bucht gesperrt und die Mäster um ein Stück echter Hamburger Sonderkultur ärmer gemacht. Weshalb werden Hunderte für die Ungezogenheiten einzelner bestraft?“

Dies Beispiel ist, abgesehen von dem demoralisierenden Geist und Ton des Artikels, typisch: „kein Geringerer als Liebermann“ mit seinem „berewigenden“, besser: „ewigen“ Pinsel muß überall mit dabei sein.

BT 27/3 15, „Karl Köpping. Ein Lebenswerk. Da lernte Köpping Eugen Jettel und Max L. kennen. L. in der vollen Blüte, Kraft und Frische seines Tatendranges und jungen Ruhmes half Köpping moralisch zu dem Entschluß, die Malerei aufzugeben und sich ganz der Radierung zu widmen.“

BT 6/4 15: „Illustrationen L.'s zum „Prinzen v. Homburg“. L. hat in dieser vom Kriege erfüllten Zeit unser schönstes Soldatendrama, Kleists „Prinzen von Homburg“, illustriert. Der Meister, der damit seine erste Illustrationsfolge geschaffen hat, wählte die alte deutsche, nicht eben häufig mehr für Illustrationszwecke angewandte Technik des Holzschnittes. Das Werk soll als erster Druck der Heidelberger Merlin-Presse erscheinen“.

„Max Liebermann und der Pour le Mérite. Schon einmal hat der „Türmer“ auf die in Deutschland bislang ungewohnte Art hingewiesen, mit der die Zeitschrift „Kunst und Künstler“ des Hauses Cassirer für Max L. die Auszeichnung des Pour le Mérite rellamierte. Im 1. Heft des 16. Jahrgangs derselben Zeitschrift „Kunst u. Künstler“ findet sich unter der Überschrift „Pour le Mérite“ folgender Artikel: „Die Bei-

tungen melden, daß Hans Thoma und Max Klinger den Orden Pour le Mérite erhalten haben. Max Liebermann hat ihn nicht erhalten."

Bei den nahen Beziehungen Max L.'s zum Hause Cassirer, bei seinen nahen Beziehungen auch zum Herausgeber der Zeitschrift „Kunst und Künstler“, der sein Biograph ist, dürfte es — wie der „Türmer“ mit Recht bemerkt — doch angebracht sein, wenn L. diese übereifrigen und zudringlichen Werber für seine äußere Ehrung abschüttelte. Es könnte sonst leicht geschehen, daß man ihm dieses Benehmen, das durch die Wiederholung nicht mehr eine Unerzogenheit, sondern eine Ungezogenheit ist, mit in die Schuhe schöbe. Im übrigen stimmt es auch hier: Wer den Schaden hat, braucht für den Spott nicht zu sorgen.“ DZ 29/1 1918.

L. wurde auch gern zu Geschenkzwecken verwendet. Am 6/4 1912 erhielt Museumsdirektor Dr. Pauli, damals in Bremen, als Schmerzenspflaster für Angriffe auf seine Amtsführung von Freunden 2 Ölgemälde L.'s für seine Kunsthalle und eine namhafte Summe zur Vermehrung der Sammlung durch L.'sche Radierungen. Und in Mannheim bekam 1912 Dr. Wichert von einem Großindustriellen einen L. für's Museum; die Schenkung wurde dann in der Sitzung von Oberbürgermeister Martin  $\Delta$ , begutachtet.

L. besitzt auch unter den Verlegern Anhänger, so Reinhard Piper in München, der Karl Scheffler's Verherrlichung L.'s herausgegeben hatte, und der Leitung des Hammers für ihren Aufsatz über das deutsche „Kunstelend“ am 13/12 13 mit den Worten dankte, daß die prinzipielle und fanatische Judenheße den Blick für den Wert der künstlerischen Leistung völlig getrübt hat; Sie könnten sonst unmöglich den „Abendländer“ Lenbach mit seinen posierten Porträts, die in der denkbar billigsten Weise alte Meister äußerlich imitieren, gegen L.'s charakteristische und auf einer originellen und starken Naturempfindung basierende Porträts auspielen. Die Bilder Lenbachs mit ihrer braunen Sauce und ihrer Talmi-

Nobleffe haben mit deutscher Kunst gar nichts zu tun.

H. M. im Kunstwart 1912: „Nur der Jude kann L. als dtshen Maler empfinden, uns Deutschen kann er nur ein Maler sein, einer unter vielen anderen von verschieden völk. Anlagen und Leistungen. Wir Deutschen müssen dagegen auftreten, daß uns seine Kunst als Verkörperung deutscher Kunst vorbildlich genannt wird; uns kann sie nur eine Richtung sein, eine Richtung europäischer Kunst, die uns ebenso wesensfremd bleiben muß wie die französische Kunst, die uns mit allen Mitteln der Reklame als alleinseligmachende Kunst hingestellt wird.“

Ähnlich empfinden wir bei Hofmannsthal und Schnitzler und aus dem gleichen Grunde lehnen wir das BT als dtshche Zeitung ab. Als dtsh-jüdische Zeitung würden wir seine Leistungen anerkennen.

Es wünscht darum auch kein Deutscher, daß der Jude weniger leiste, aber jeder wünscht, ich möchte sagen verlangt, daß der Jude sein Werk als jüdisch bezeichne und ich wiederhole: nur der Jude selbst empfindet es als dtsh.“

JZ 1/12 1928: „L. ist in seiner Geistigkeit dem dtshen und dem internationalen Westjuden geradezu der Prototyp des europäischen Künstlers jüd. Mentalität, trotzdem kein jüd. Künstler in dem Sinne, den wir meinen: ein Künstler jüd. Bluts- und Lebensgemeinschaft.“

Im Weltkriege arbeitete Max Liebermann so wie immer hinter den Kulissen, aber mit Hochdruck für seine Klasse: er war befreundet mit Bethmann, dessen Vertrauensmann wieder Geh. Leg. Rat Dr. Niezler, L.'s Schwiegersohn, und dessen Vertreter bei den russischen Friedensverhandlungen in Stockholm, Max Warburg (sd), der Mann von Liebermann's Schwester, war. 1917 schrieb Karl Scheffler, um zu den diplomatischen noch die künstlerischen Ehren zu häufen, zu L.'s 70. Geburtstag: „Wir wollen in die Ausstellung gehen und angesichts des Lebenswerkes von L. stolz und freudig empfinden: wir haben eine dtshche Kunst.“ Viel schärfer umschreibt diesen Besitz, den wir an L. haben, sein

Verwandter, Walther Rathenau, in der Festnummer von „Kunst und Künstler“: „In Menzel hatte das alte Preußen sich sein Denkmal gesetzt, . . . in L. malt das neue großstädtisch mechanisierte Preußen sich selbst. . . In allen kommenden Zeiten wird diese preußische Kunst Max Liebermann's leben.“ Vgl. DZ 22/12 17.

Auf L.'s politische weltrevolutionäre Rolle, vor, in und nach 1918 in Deutschland — er ist stets der Mittelpunkt gewisser Kreise und Maler nur im Nebenberuf gewesen — gehen wir später ein, wenn die Forschungen über diese wichtigen Fragen weiter gediehen sind.

Zu L.'s 80. Geburtstag 1927 gab Reichspräsident von Hindenburg ihm folgendes Kund und zu wissen:

„Sehr geehrter Herr Professor! Zu Ihrem 80. Geburtstag spreche ich Ihnen meine Glückwünsche aus. Sie blicken am heutigen Tage auf ein Leben reich an Arbeit und Erfolgen zurück. In ununterbrochenem Schaffen und Wirken haben Sie als Maler und Graphiker ein Werk aufgestellt, das in der Geschichte der Kunst von bleibender Bedeutung ist. Neue Wege haben Sie gebahnt, einer ganzen Zeit die malerische Form gegeben. Als Zeichen des Dankes, den Ihnen das deutsche Volk schuldet, lasse ich Ihnen hiermit den Adlerschild des Reiches zugehen. Meine besten Wünsche gelten Ihrem weiteren Schaffen und Ihrem persönlichen Wohlergehen.

In vorzüglicher Hochachtung  
gez. v. Hindenburg.“

Reichsminister v. Reudell mußte noch persönlich die Glückwünsche des Reichspräsidenten überbringen. Reichskanzler Dr. Marx, Ministerpräsident Braun, der Hamburger Senat und die Berliner Universität telegraphierten. — Der preußische Kultusminister Dr. Weder überreichte das erste Exemplar der vom preußischen Staate neu gestifteten Goldenen Staatsmedaille und ernannte den Jubilar zum Ehrenmitglied der Ber. Staatsschulen. Oberbürgermeister Böß machte den L. zum Ehrenbürger der Stadt Berlin. Sela!

Kurz vor L.'s 80. Geburtstag wurde das deutsche Volk durch Herumreichung einer durchaus neuen Abbildung des Reichspräsidenten überrascht, die dank der allwöchentlichen Bilderblättchen bis nach Hinterwinkel drang: das heißt, es stand darunter, daß diese Abbildung Hindenburg vorstellen solle und die Wiedergabe eines von Prof. Max Liebermann im Auftrag des Mecklenburgischen Staatsministeriums für Schwerin gemalten Bildnisses sei. Denn ohne dies wäre niemand darauf gekommen, daß der überlange, um mindestens ein Viertel „al Greco“ überhöhte Kopf Hindenburg gehöre! Ob der Auftrag Mecklenburgs für den Reichspräsidenten ebenso erfreulich war wie für den Präsidenten der Preußischen Akademie? Als Paar ziehen nun die beiden Präsidenten durch die Lande: die Hauptsache aber auf der Abbildung ist natürlich nicht der unkenntliche Reichspräsident, sondern Max Liebermann, der sich mit der Hand in der Hosentasche vor seinem „Opus“ photographieren ließ. Und diese Triumphfahrt durch Deutschland mit der Hand in der Hosentasche in Gesellschaft Hindenburgs, ist sicher für den dtischen Kunstpapst das von einer bewährten Regie noch im rechten Augenblicke bewerkstelligte wertvollste Geburtstagsgeschenk zum Achtzigsten. Nicht „Arm in Arm“, aber die Hand in der Hosentasche . . . vor Hindenburg fordert L. sein Jahrhundert in die Schranken und denkt, nun wird keiner mehr den Mund gegen seine undeutsche Kunst aufmachen.

In Belhagen und Klasings Künstlermonographie L.'s schrieb Hans Rosenhagen (id): „man könne so recht sehen, wie sich die Zeit gewandelt habe, wenn man vergleicht, wie er (Rosenhagen) in der im gleichen Verlag vor 27 Jahren erschienenen Monographie über Liebermann noch „advokatorisch vorgehen mußte“, um die zögernde Mitwelt für den Maler zu gewinnen, während heute der Lobredner ohne ein Blatt aus des Meisters Lorbeerkrantz zu pflücken, auch die Grenzen seiner Kunst aufzeigen dürfe und „ihm gerade dadurch erst in einem höheren Sinne gerecht werden“ könne. — Also ein Vierteljahrhundert

lang ließ man sich die deutsche Führerschaft dieses Malers advokatorisch aufreden, um nun am Schluß zu erfahren, daß eine wirklich gerechte Beurteilung auch bei ihm Schwächen feststellt! — Dagegen behauptet Max ▽sborn in der „Berl. Illustr. Z.“: „daß erst L. die dtische Malerei mit der Gewalt seiner schöpferischen Persönlichkeit zu ihrem eigentlichen Beruf zurückgeführt habe, Natur und Welt mit redlichen Augen zu ergründen“. Also hatten Menzel, Seibl, Karl Haider, Hans Thoma unredliche Augen? Und ist das redlich, solche „advokatorische“ Kunstgriffe auch heute noch anzuwenden, nachdem selbst Gesinnungsgenossen zugeben, daß man dem Künstler im höheren Sinne erst gerecht wird, wenn auch seine Grenzen gezeigt werden? (vgl. BBG) —

Die „Jüdische Jugendbücherei“ unter Mitwirkung der „Jugendchriftkommission der Großloge für Deutschland VII U. D. B. B.“ gab zum 80. ein Buch „Max Liebermann, der Künstler und Führer“ heraus, von dem der Waschzettel versichert: „Der Verfasser schildert aus genauer Kenntnis die Persönlichkeit, den Lebensweg, die künstlerische Entwicklung und das Werk des großen Meisters, der seit einem halben Jahrhundert die deutsche Kunst entscheidend beeinflusst; er spricht von dem geistvollen Schriftsteller, dem zielbewußten Führer und von dem schlichten, ehrlichen Menschen, der auch als Jude sich selbst treugeblieben ist. Er läßt die Gesamtpersönlichkeit herauswachsen aus der berlinischen preußisch-deutschen Heimat und aus der jüdischen Familienkultur und zeigt, wie er zum „guten Europäer“ sich entwickelt“.

In der Berliner Stadtverordnetenversammlung, wo L. zum Ehrenbürger ernannt werden sollte, waren die Deutschnationalen in geheimer Sitzung unter Ausschluß der Öffentlichkeit dagegen, weil L. nach dem Zusammenbruch 1918 gesagt hätte: er werde das bevorstehende Neujahrsfest „selbstverständlich“ besser feiern als 1914, — sodaß ihm also die Tage der schwarzen Niederlage besser gefielen, als die des siegreichen Kampfes, wie das von einem

Juden nicht anders zu erwarten war, DIZ 2/7 1927.

Hans Ostwald suchte in einem „Liebermann-Buch“ (mit 270 Illustrationen und Anekdoten), Paul Franke, Verlag, Berlin, den Meister „vollstümlich“ zu machen.

1930 (BB 16/6) wurde L. 1. Vorsitzender der Gesellschaft der Kunstfreunde; 2. Vorsitzender ist von Kühlmann, Schriftleiter Prof. Dr. Amersdorffer, Schatzmeister Bankier Hugo Simon. Man erwirbt Kunstwerke, verkauft sie an Mitglieder zum Selbstkostenpreis und verleiht Einkäufe an Museen und Ausstellungen. — Mindestforderung an die Mitglieder: 300 Mark p. a.

L. wurde zum zweiten Male zum Präsidenten der Preussischen Akademie der Künste gewählt; dafür mußten die Satzungen besonders abgeändert werden! Informationsbrief 185, 1930.

George A. Goldschlag entwarf in der Voss. Z. 23/3 1930 ein poetisches Porträt Max Liebermann's:

„Hinter den Augen lauert ihm ein Späher,  
Ein harter, schlauer, zielbewußter, zäher,  
Rundschaffend hinter beiden Bogen  
Der Brauen, ungleich hochgezogen.

Der kahle Schädel, runenhaft verwitternd,  
Vor jeder leisen Schwingung, die ihn traf,  
Bewegt sich unaufhörlich, Seismograph,  
Verzeichnend, registrierend, zitternd.

Am Armel wächst ihm eine Hand:  
Durch sie hindurch sind Adern, Sehnen  
Wie Harfensaiten durchgespannt,  
Metallene Leitungen, von denen  
Der Strom gewaltig, unbeirrt  
In das Organ geleitet wird.

Der Rest des Körpers ist nur Last.  
Er trägt ihn tief verkrümmt, gebrechlich,  
Doch herrenmäßig-nebensächlich  
In Panama und gelbem Wast

Quer durch die Welt, die liebbedienend  
Effatisch Hosiannah schreit,  
Nach außen zynisch, laut berlinernd,  
Mit seinem Dadel zur Unsterblichkeit.“

Dabei ist L. schon, als er zu malen anfing, also lange vor seinem demnächstigen Tode, tot gewesen, und wird sehr bald ganz vergessen sein. Daran ändern auch die höchsten, von ihm zu Lebzeiten ergatterten „Ehren“, Medaillen, Preise usw. nichts; sie sind ihm von Juden zugeschoben und alles Judenwerk ist zum frühen Tode verurteilt.

Das Ehepaar L. hat ein einziges Kind, die Gattin des Gesandten Niezler, der vor Herrn Meißner Kabinettschef Eberts war und jetzt Kurator der Frankfurter Universität ist. Gestalten um Hindenburg, S. 183.

Frau Liebermann Mag, geb. Marckwald, „stammt wie ihr Mann aus einer reichen jüdischen Familie der Reichshauptstadt. Im Gegensatz zu dem sprühend lebhaften und immer witzigen Künstler ruhig zurückhaltend, ist sie von vollendeter gesellschaftlicher Kultur. Wer in das Liebermannsche Heim am Pariser Platz zu Berlin oder in ihre Sommervilla in Wannsee kommt, ist von der Hausherrin Grazie und Liebenswürdigkeit entzückt. Dasselbe gilt auch von Frau Marie von Tirpitz.“ Gestalten um Hindenburg S. 81.

Liebermann de Szentlőrincz, Leo, U#., Budapest, nobilitiert 1905. ©.

△Liebermann v. Sonnenberg, deutschvölkisches M. d. R., Judenkenner. † 1911. Er wurde von den Juden, um recht verächtlich gemacht zu werden, fortwährend als Verwandter angesprochen. Die Bernstein'sche Volks-Z., Berlin, 14/4 1882: „Wie bei uns in der „nationalen Bewegung“ die Urgermanen durch den Tschechen Treitschke, die Franzosen de Groussilliers und Dulon, den Slaven Polakowsky den Semiten von Liebermann vertreten werden, so ist es auch in Rußland mit den Urslaven.“

Die Liebermann's wurden unter Kaiser Wenzel getauft und in den Adelsstand erhoben. Der stets in Geldverlegenheiten befindliche Kaiser hatte gegen die Semiten nicht entfernt das Vorurteil, das heute die Sprossen der von ihm geadelten jüdischen Familien entwickeln.“

Liebermann entgegnete viel zu gut gelaunt, DWZ 11/5 82: „Kaiser Wenzel lebte um 1380. . . . Der Ahnherr des v. L.'schen Geschlechtes führte einer Überlieferung zufolge, den echt semitischen Namen Johann, und betrieb das ganz spezifisch jüdische Handwerk eines Waffenschmiedes. Nachweislich waren dann die Träger jenes Namens, ihrer semitischen Abstammung entsprechend, fast durchweg Kriegsleute, und zwar seit 1150

dem ersten Könige von Preußen nachweislich im preußischen Heere, dessen Offizierstand sich, wie männiglich bekannt, ausschließlich aus Semiten rekrutiert. Der Urgroßvater wurde bei Prag schwer blessiert und verstümmelt, der Großvater focht mit Auszeichnung in den Befreiungskriegen, der Vater stand 48 unter Waffen, und der „semitische Urgermane“ selbst wurde im französischen Kriege schwer verwundet. Man sieht, wie also selbst in den letzten 4 Generationen echt semitische Lebensführung in der v. L.'schen Familie zu Tage tritt. Und nun zum Überflusse noch die körperlichen Merkmale. Sie lassen gar keinen Zweifel übrig, wie recht das Heraldamt der Volkszeitung mit seiner Semitisierung des v. L.'schen Geschlechtes hat. Alle Träger dieses Namens, soweit sie unserem Redakteur persönlich bekannt sind, haben nämlich: blonde Haare, blaue Augen, gerade Beine, und hohen Spann, zeigen also bis aufs Tz die semitischen Massenmerkmale.“

Trotzdem wurde L. weiter, so 1890 im Reichstag von M. d. R. Stadthagen ebenso unermüdlich, wie er gegen die Juden kämpfte, von Juden als Stammesgenossen in Anspruch genommen, worauf UC, 28/12, Briefkasten, antwortete: „F. M., Hildesheim. Der alte Witz! Wenn die Juden gar nicht mehr wissen, was sie vorbringen sollen, um jemand zu verdächtigen, dann sprengen sie aus, er sei — ein Jude! Daß es aber bei Ihnen Leute gibt, die auf eine solche Dummheit noch anbeißen, ist verwunderlich. Herrn v. Liebermann's Vorfahren sind seit dem großen Kurfürsten Offiziere und Beamte gewesen, und nach einem Juden-Abkömmling sieht der genannte Herr doch wahrlich nicht aus.“

Als L. sich April 1893 für das Gesetz gegen die Wucherer einsetzte, trat ihm wieder Stadthagen (sd) im Reichstag entgegen, der dafür am 28/4 von dem Angegriffenen abgeführt wurde: „Es ist eigentümlich, wenn der Abg. Stadthagen so tut, als wenn es ihm etwas ganz neues und unerhörtes ist, daß der Abg. Bödel den Ausdruck „Jude“ und „Wucherer“ in einem Atemzuge genannt hat. Ist er denn ein solcher Fremdling in Israel und in der

Geschichte seines Volkes, daß er nicht weiß, daß dieser Vorwurf seit alter Zeit durch eine lange Reihe von Jahrhunderten immer wieder gegen seine Stammesgenossen erhoben wird? . . . Die Beteiligung der Juden an dem Wucher stellt sich 1882—1889 so: Auf Hunderttausend Personen der strafmündigen Zivilbevölkerung entfallen deutsche Angeklagte 2,3, Verurteilte 1,1 und jüdische Angeklagte 44,4, jüdische Verurteilte 20,8. (Hört, hört, rechts.) Der Abg. Stadthagen wird mir zugeben, daß diese Zahlen tief blicken lassen, und er wird in der Folge vielleicht nicht so sehr erstaunt tun, wenn man die Ausdrücke „Jude“ und „Wucherer“ in einem Atemzuge gebraucht. Der Abg. Stadthagen hat dann die Frage aufgeworfen, woran man überhaupt die Juden erkennen könnte. (Heiterkeit.) Er hat gefragt: Kommt Religion oder Name in Betracht usw.? Ich will nicht auf die Frage der Religion eingehen, weil ich sonst eine Talmuddebatte entfesseln müßte. Aber ich muß den Abg. Stadthagen zum 2. Male fragen: Sind Sie ein Fremdling in Israel und wissen nichts davon, wie Ihr Volk emanzipiert worden ist und wie Ihr Volk zu den deutschen Familiennamen gekommen ist?

Mein Name ist schon seit Jahrhunderten — das beweisen die Rang- und Verlustlisten der Kaiserlichen und der Brandenburgischen Armee — als deutscher Familienname vorhanden gewesen. (Lachen links.) Nach der Urkunde, die der Abg. Baumbach Ihnen vielleicht zeigen kann, denn sie liegt in dem Archiv der Stadt, in der er früher Landrat war, ist mein Name meinen Vorfahren wegen Auszeichnung vor dem Feinde verliehen worden. Das ist im allgemeinen auch nicht jüdisch. (Lachen links; Heiterkeit.) Sie werden mir also gestatten müssen, daß ich meinen Namen vor der Insinuation in Schutz nehme, daß er jüdisch sei (Heiterkeit.). Und wenn der Abg. Stadthagen im allgemeinen mit einem mir schier unfaßlichen Eifer so getan hat, als ob er nicht wüßte, wie die Juden von anderen Völkern sich unterscheiden, so rate ich ihm, Mommsen nachzulesen. Wenn der Abg. Stadthagen die Berechtigung hatte, meinen Na-

men hier in der von ihm beliebten Art in die Debatte zu ziehen, so habe ich mir die Freiheit genommen, ihm entsprechend zu antworten. Ich will auf die sonstigen Unterscheidungszeichen zwischen Juden und anderen Völkern nicht eingehen, sondern dem Abg. Stadthagen nur sagen: wenn er diese Unterschiede genau kennen lernen will, dann mag er in ein Römisches Bad gehen und sich vor den Spiegel stellen! (Heiterkeit rechts. Bewegung links.)“

Die „Breslauer Morgen-Z.“ entwarf mal von dem rüstigen Abgeordneten L. v. S. gelegentlich einer deutsch-sozialen Versammlung folgendes Porträt: „Die Polizei hatte den antisemitischen Reiseonkel richtig taxiert und zum Schutze etwaiger Bedrängter ein starkes Kommando nach dem Schießwerder beordert. Herr L. v. S. hält immer und allenthalben dieselbe Rede, und es kann nicht bestritten werden, daß die häufige Wiederholung seinen Worten eine gewisse pathetische Fülle gibt; die Pose des antisemitischen Agitators ist die eines Urganen; Bärenhaut und Büffelhelm würden ihn trefflich kleiden. Das deutsch-soziale Auditorium zeigte manch interessantes Merkmal: viel blonde Jugend, sehr viel goldene Pince-nez und fast ebensoviel untadelhaftes Handschuhleder. Herr Liebermann begann die Not der Zeit zu schildern; sein drittes Wort war der Jude, ihm packte der Redner jegliche Schuld auf den sündigen Rücken. Auch wir hatten die Ehre, genannt zu werden. Bei jeglicher Kraftstelle des Vortrags erhob sich dröhnender Beifallssturm.“

Wie ihm sonst von Juden zugefügt wurde, bekannte L. v. S. am 5/2 1883 im Deutschen Reform-V. zu Chemnitz: „Ich für meine Person habe ein ganz tüchtiges Stück Geheztwerdens durchzumachen gehabt. Ich sage das nicht, um das Mitleid der Damen zu erregen oder mich bedauern zu lassen; ich habe ganz genau gewußt, was ich tat und habe dafür die Verantwortung zu tragen und werde sie tragen; aber es ist nicht so ganz leicht! Man wird permanent vor den Strafrichter geladen, weil man sich an der Majestät des Judentums versündigt hat; man muß häufig Geldstrafen

zahlen und man wird schließlich vielleicht gar eingesperrt werden! [was später auch geschah].

Über davor fürchte ich mich nicht; für meine Überzeugung lasse ich mich auch einsperren! (Bravo!) Wenn ich aber, m. H., selbst in der schamlosesten Weise von der ganzen Judenpresse verleumdet und bloßgestellt werde, kann ich lange klagen, ehe ich mein Recht bekomme. Ich habe gegen 7 Berliner Zeitungen und auch im Reich geklagt — im Reich habe ich auch schon mein Recht bekommen, z. B. in Leipzig; da hat man die Zeitung, die den Schandartikel nachdruckte, bestraft! In Berlin aber habe ich nach 13 Monaten endlich wieder einmal einen Termin gehabt“....

L. v. S.'s Stellung zum Jesuitengesetz (Sd) veranlaßte Deutsch-Soziale zu der Broschüre: „Liebermann v. Sonnenberg, als Parteiführer und Gesinnungsgenosse“, Leipzig 1893. Sie enthält Angriffe gegen Liebermann, der sich im Reichstage nicht, wie man wünschte, gegen die Rückrufung der Jesuiten ausgesprochen hätte. L. war nämlich der Ansicht, daß erstens unter den Jesuiten eine Menge unseres Blutes seien, die, wenn sie das Schädliche in ihrer Lehre mal eingesehen hätten, unserem Volksmassiv vielleicht wieder zugutekämen, und daß es zweitens nicht ginge, katholische Volksgenossen mit Ausnahmegeetzen zu bedrohen, während noch vielmal mehr Juden als Blutsfremde frei weiter unter uns herumlaufen dürften.

**Liebermann v. Wahlendorf**, Berlin, 1829—93; 58 O Mina Strauß. — „Der reiche Jude Adolph L. erhielt während der Gründerzeit 1873, in der er mit Erfolg tätig war, von der österreichischen Regierung für hohe Leistungen die Eisene Krone, womit die Führung des Adelsstitels verbunden ist. Durch einflußreiche Gönner mußte der neue Ritter die Anerkennung seines „von“ auch bei der preussischen Regierung zu erlangen. Der Stammvater dieses neuen Geschlechtes wohnt in Berlin am Pariser Platz, wo er sich nach seinem Gute auch v. L.-Wahlendorf zu nennen pflegt.“ *AG* 1/11 1887. — *R*: 1. Paul, 61, Landrichter a. D., Berlin; 96 O Ester Holländer. — *R*: Ruth 97; Hans Adolf 98.

2. Willy, 63, Dr. phil., Fabrikant; 4 Töchter aus 1. Ehe. — 10 O Feist-Beimont, Charlottenburg.

3. Fritz, 65, Dr. med., Fabrikant; 92 O Melanie Dppenheim. *R*: Adolf 93; Marie Luise 95. — *CG*.

Ein Adolf L. v. W. baute das „Romanische Haus“ an der Kaiser-Wilhelm-Gedächtnis-Kirche, Berlin, an dem er viel verdiente. In seinem Hause verkehrte Admiral Graf v.  $\Delta$  Baubiffin, von dem Sommer 1918 böstliche Kreise leider vergeblich hofften, daß er, als früherer Kommandant der „Hohenzollern“ und als Freund, den Kaiser zu einer kräftigen Schwenkung veranlassen würde.

**Liebert**. Von der Altberliner Judenfamilie Liebermann ließen sich 1815 Abraham Liebmann, Gutsbesitzer

bei Landsberg a. d. W., dessen Sohn Bernhard und 1819 Bankier Heinrich L. taufen. Sie alle nahmen den Namen Liebert an. — Damm, Taufjuden.

**Liebert**, gebor. Levy, Arthur, Dr., Berlin W, Fasanenstr. 48, Bizegeschäftsf.: Kant-Ges. (Sd). \*1878 Bin. *B*: Monismus und Renaissance. Mitherausgeber: Kant-Ausgabe der preuß. Akad. d. Wiss. *S*: Spinoza-Brevier; *S*ichte. L., der auch Prof. und Ud (Philos.) war, heiratete 08 Bertha Behrens. *f*. *R*: Wolfgang 17. — Deutsche Auskunftei.

**Liebhaver**, David, Lodz, Doppelhemann. Ein Bild von der Mustergültigkeit jüdischer Ehen entrollte die Lodziyer *Btg.* 10/6 1914: „An einem Tage hatten sich 3 jüdische Ehemänner wegen Doppelhehe vor dem Rabbi zu Lodz zu verantworten. Alle 3 hatten ihre 1. Frau verlassen, um eine 2. zu heiraten, die ihnen besser gefiel. Einer derselben hieß David Liebhaver.“

**Liebhardt**, Salomo = Samuel Lublinski.

**Liebhald**, Emil, Mittelh. d. Sa: Ernst Kochner & Forkhelmer, engl. Tuchwaren, Frankfurt a. M., Obermainanlage 20.

**Liebig, Justus, Dr., Uß (Chemie)**, 1803 Darmstadt — 73 München. Die Muttermutter der Vatersmutter seines Vaters, also die eine der 8 Uurgroßmütter seines Vaters war Elisabeth, T. des 1650 vor ihrer Heirat mit Aug.  $\Delta$ ? Ap-pel [Abel] getauften Jüdin „S. D. Wilha“, sodaß auf Justus selber  $\frac{1}{32}$  fremdes Blut kam. Er wurde aber von jüdischen Blättern wegen seiner Verdienste gern als  $\frac{1}{2}$   $\blacktriangledown$  angesprochen. —

*R*: 1. Georg, 1827—03, Dr. med. Ud. München.

2. Hermann, 1831—94, Landwirt.

3. Johanna, \* 1836; 1855 O Up Dr. med. Karl Thiersch, Leipzig; *CG*. —

Ein Enkel des großen Chemikers, Sohn von 2. ist: Hans W. H. Frhr. v. Liebig, Dr., Ud. (Chemie) \*1874 Dinkelsbühl. O 99 Berta Forst. National-Liberal; Bernried Ob. Bayern; Vorsitzer der DG. des Uld. Verbandes mit  $\frac{1}{128}$  jüdischen Einschlag. — Soweit zu sehen, sind sonst keine Judaifizierungen in der L.'schen Familie vorgekommen — die deshalb als „reari-fiziert“ gelten dürfte.

Hans v. Liebig, einer unserer fähigen Köpfe, schrieb im Weltkrieg über das „B.-System“ und die Mißpolitik von Bethmann-Hollweg, der alles Vaterländische infam verfolgte. Das Buch war 1917 die wichtigste innenpolitische Tat Deutschlands, daß sie keinen Erfolg hatte, lag anderswo. Auch L.'s spätere Schriften, „Betrug am deutschen Volke“ und die „Wege zur politischen Macht“ sind klar, ruhig und zielbewußt; von lei-



tenden Stellen befolgt, könnten sie unsere Lage vom Großunternehmer bis zum Arbeiter, vom höchsten bis zum kleinsten Beamten sichern helfen; Lese- und Lehrbücher, die auf Forschung begründet, den Stoff frei vortragen, die Wirklichkeit nie außer Acht lassen und, auf die höchsten Ziele gerichtet, doch so verständlich wie geistreich sind. —

**Liebknecht**  $\Delta$ , **Wilhelm Philipp Martin Christian Ludwig**, 1826 Gießen — 00 Charlottenburg; Schriftsteller in Leipzig, 47 im Korps der Hessen-Nass. Studenten zu Marburg. Er bekannte 1872 vor dem Schwurgericht in Leipzig: „Schon auf dem Gymnasium lernte ich die Schriften **Saint Simons** kennen, die mir eine neue Welt eröffneten“. — **O. Natalie**, T. des Großherzogl. Hess. Hofgerichts-Advokaten **Jacob Lu. Theodor Reh** (1801—68 Darmstadt) // **Karoline Theodore Luise Weidig** (1802 Bugbach — 43 Darmstadt), soweit bekannt: jüdischer Abkunft. Nach **Bettelheims Biogr. Jahrb.** 1909, S. 52, soll **Natalie** sogar eine T. von **Karl Marx** gewesen sein, der eine Schwester des preuß. Ministers von Westfalen zur Frau hatte (DZ 14/11 1920).

**J. M. Reh**, Darmstadt, wies den  $\Delta$  Vorwärts 1928 darauf hin, daß die Familie **Reh**, nicht von „**Rehwild**“, sondern von „**Rehe**“ im Westerwald, durchaus christlich und der Großvater seines Vaters, Generalmajor **Johann Ludwig Christoph R.**, Kommandeur eines Infanterie-Bataillons und der Fürstlichen Residenz Darmstadt, Erzellenz gewesen sei. —

$\Delta$  **DW** hält aber weiter daran fest, „daß die Brüder **Karl** und **Wilhelm** L. jüdischen Typus aufwiesen und in der gesamten Partei niemand an ihrem jüdischen Einschlag zweifelte, sondern man ihn allgemein als Selbstverständlichkeit annahm. Der Familie **Reh** irgendetwie nahezutreten, haben wir gar keine Veranlassung“. Dem schließen wir uns rückhaltlos an.

Über den alten **Liebknecht**, einen „zuchtlosen Geist“, schreibt **Mehring** ( $\Delta$  **Vorwärts** 2. Nov.-Nr. 1928): „... ein begabter, aber kein hervorragender Kopf; niemals hat er einen eigenen Gedanken gehabt; die paar Broschüren mit

seinem Namen sind populäre Auszüge aus den Werken von **Mary**....

Namentlich das grundsätzliche Schmähchen des Vaterlandes, seiner höchsten Güter und teuersten Überlieferungen, ist erst von **Liebknecht** in ein weitverzweigtes System gebracht worden.

Keine Verleumdung ist ihm gemein genug, daß er sie nicht dem politischen Gegner an den Kopf werfe; kein Mantel der Liebe weit genug, um den schlimmsten Unrat in den eigenen Reihen zu verdecken; die Hand, die verdorren würde, ehe sie sich mit einem Pfennig unrechten Gutes befudelte, verteidigt den ehr- und schamlosesten Gelderwerb, die infamste Korruption. **Liebknecht** war eine geistige Entartung, die nur noch durch den verzerrenden Spiegel einer verzerren Weltanschauung zu schauen verstand.

Es ist der unselige Fluch der Entfremdung vom Vaterlande, welche einen ursprünglich edlen reinen Charakter zu einer so traurigen Karikatur verunstaltet hat.“

**R: a) Karl Paul August Friedrich**, \* 1871 Leipzig — 15/1 19 Berlin, erschossen; Dr. jur. et rer. pol., **NA**, Sozialdemokrat, Stadtverordneter, **Mgl. des Reichstages** und preuß. Abgeordneterhause, Berlin. Seine jüd. Herkunft wurde bestritten!  $\blacktriangledown$  **NA** 30/4 20 nannte in seiner Unterscheidung L.'s Familie väterlicherseits „**urchristlich**“ und mütterlicherseits „**rein christlich**“. — Aber wenn die Juden auch behauptet hatten, L. stammte von den Göttern ab — so sah er doch wie der jüdische Teufel selber aus, war feige und demagogisch, wie er, und im übrigen ein Kaller, was auch genügt. Dieser brillante jüdische Negroide gab selber vor, aus einer Pastorenfamilie zu stammen — vgl. **Paul Vindau**, — und war anscheinend nicht getauft.

Generalanzeiger u. Tzbl. für Werder meldet 11/1 1919: „**Karl** L. entstammt väter- und mütterlicherseits alten evangelischen Familien. Er behauptet, seinen Stammbaum direkt auf **Martin Luther** zurückführen zu können“.

**O I.**  $\blacktriangledown$  **Julia**, T. des Berliner Börseianers **Paradies** // **Rosina Maher**.

**R: 1. Sohn**, \* Berlin 6/3 01.

2. Tochter, \* Berlin, 24/4 06.

○ II. russische Sozialistin. Wahrheit 25/1 19: „L. ist mit dem p. Marcuffson (sd) (Marcussohn), bei dem er sich zuletzt aufgehalten, wie die Presse berichtet, verschwägert. Ob diese Schwägerschaft sich von seiner ersten oder seiner zweiten Frau ableitet, wissen wir nicht. Wäre letzteres der Fall, darf unterstellt werden, daß auch seine zweite Frau Jüdin ist“.

b) Wilhelm, RA, Dr., der im Münchener Geiselmordprozeß 1919 die von den Überstaatlichen veranlaßten Untaten juristisch beschönigte.

Karl Liebknecht trat im Preuß. Landtag 4/4 13 für die „russischen Studenten“ ein: „Die Bewegung richtet sich gegen die russischen Juden, ist also eine reaktionär-antisemitische Bewegung, deren man sich zu schämen habe. Die russischen Studenten sind anläßlich des Anikerstreiks von einem russischen Organ, das man allerdings in anständiger Gesellschaft kaum zu nennen wagt, von der „Rossija“, in unflätiger Weise beschimpft worden. Demgegenüber haben „Frankfurter Z.“ und „Boss. Z.“ Enqueten unter den Universitätsprofessoren veranstaltet und dabei hat sich ergeben, daß die Professoren den russischen Studenten das denkbar beste Zeugnis ausgestellt haben. Die russischen Studenten wollen ja garnicht milder behandelt werden als die Inländer, sie fordern nur Gerechtigkeit und die muß ihnen werden.“ — „Action Française“ schrieb laut „Germania“ dem Abg. Liebknecht ins Stammbuch: „Dieser brave Liebknecht! schlägt er nicht ganz nach seinem Vater? Eine feine Familie, der Frankreich schon viel zu verdanken hat! Halten wir uns den Mann nur recht warm; denn an ihm werden wir noch manche Freude erleben!“

L.'s Hauptarbeit vor dem Krieg war das deutsche Heer. 1912 auf dem Essener Parteitage der Sozialdemokraten sagte er: „Verfehlung des Kasernendienstes bei den Soldaten, Untergrabung der Disziplin! Wir freuen uns, wenn die Disziplin nicht so ist im Heere wie in der Sozialdemokratie.“

1913 wollte er unserm Reiche durch „Enthüllungen“ über Krupp's Werke

ein „Panama“ bereiten. Das Resultat war, daß in der Tat die Weltpresse in großem Stil über Dtschlnd herfiel, während die Beschuldigungen des Revolverpolitikers vor Gericht nur auf kleine Verfehlungen einiger Unterbeamten hinausliefen. „Es war im Hause und auf den Tribünen“ schrieb dazu die Kreuz-Z., „nur ein Gefühl des Bedauerns mit dem Manne wach, der hier aus parteipolitischer Verbohrtheit heraus ein Land, dessen Bürgerrechte er genießt, samt stolzen Institutionen und hochachtbaren Toten dieses Landes in geradezu unqualifizierbarer Weise besudelte. L. sollte wissen, daß er von allen Kritikern öffentlicher Fragen der Allerunberufenste ist; daß die unangenehme, peinlich unangenehme Art, diesen Volksfremden deutsche Reichs- und Privatinteressen schmähend und deutsche Industrie- und Arbeiterinteressen verraten zu sehen, der allerbeste Förderer gerade des — Antisemitismus sein muß. Doch in wie vollen Kübeln L. auch die deutsche Seeeresverwaltung, die Firma Krupp und den toten General von Lindenau mit Unrat überschüttete — rein sachlich war es ein voller Rückzug, den er antrat, und der um so krasser wirkte, als unmittelbar darauf der Kriegsminister in vornehmster Weise und an der Hand des vorliegenden altemmäßigen Materials den „Genossen“ bis über beide Ohren zudeckte.“

Der Gerichtsrat Dr. Welt, als Anklagevertreter im „Krupp-Prozeß“, stellte fest: „Liebknecht handelte nach meinen innersten Überzeugungen nicht aus gekränkter Moralität heraus, sondern er ging in dieser Weise vor, weil es sich um die Firma Krupp handelte, die der Sozialdemokratie ein Dorn im Auge ist, weil die Sozialdemokraten wegen der mustergültigen Wohlfahrtseinrichtungen bisher in die Arbeiterkreise der Firma Krupp nicht hat eindringen können. Deshalb haßt die Sozialdemokratie die Firma Krupp wie selten ein Institut und nur, weil man hier auf Krupp los schlagen konnte, ist der Abg. Liebknecht vorgegangen, übrigens ein Mann, der selbst im Glashaus sitzt, denn er ist wegen Hochverrats mit 1½ Jahr Festung vorbestraft worden.“

In der „Rüstungskommission“, die 1913 zusammentrat, lehnte die Regierung den von den Sozialdemokraten vorgeschlagenen L. ab, wie Staatssekretär Delbrück im Reichstag begründete: „Die Ausführungen des Abg. Liebknecht, nach dem ihm zugänglichen Material nicht begründet, waren in hohem Maße geeignet, die Allgemeinheit und unser Ansehen im Auslande zu schädigen. Sie werden begreifen, daß ich unter diesen Umständen den Wunsch hatte, in die Rüstungskommission statt des Abg. Liebknecht einen anderen der zahlreichen sachkundigen Mitglieder der sozialdemokratischen Fraktion entsandt zu sehen.“ (Beifall rechts.) Der Abg. ▼Gothein trat nach wie vor für Liebknecht ein: „der Staatssekretär hatte zugesagt, die Wünsche des Reichstages sollten „Berücksichtigung“ finden. Die Sozialdemokraten durften daher erwarten, daß der von ihnen gewählte Vertreter Aufnahme in die Kommission finde. Die Verweigerung war auch politisch unklug. Hätte man L. aufgenommen, dann würde auch das Ausland nicht sagen können, die Regierung habe sich gefürchtet.“ (Beifall links.)

Kurz vor Schluß der Sessionen, 14/6 1914, ging dem Abgeordnetenhaus noch ein schleuniger Antrag Braun und Genossen zu, die Staatsregierung zu veranlassen, das gegen den Abgeordneten Liebknecht vor dem Ehrengerichtshof der Rechtsanwaltschaft zu Leipzig schwebende Disziplinarverfahren für die Dauer der gegenwärtigen Session einzustellen. Außer von den 10 Mitgliedern der sozialdemokratischen Fraktion ist der Antrag auch von den Abgeordneten ▼Baerwald, ▼Cassel, Ranzow, ▼Lippmann (Stettin), Pohl u. ▼Waldstein, sämtlich Fortschrittliche Volkspartei unterzeichnet worden. Der Antrag wurde abgelehnt. —

Neuter meldete nach Kriegsbeginn 1914 zuerst das Entstehen sozialdemokratischer Unruhen, bald darauf den Ausbruch der sozialdemokratischen Revolution in Berlin und ferner mit der englischen Kriegserklärung, daß der Kaiser die sozialdemokratischen Führer erschießen und die sozialdemokratische Parteikasse hätte wegnehmen lassen:

„Abgeordneter Liebknecht erschossen, weil er sich weigerte, seine Pflicht als Reserveoffizier zu erfüllen; Rosa Luxemburg erschossen, weil sie einberufene Militärpflichtige zur Fahnenflucht überreden wollte; andere Sozialdemokraten erschossen, weil sie nicht am Kriege teilnehmen wollten.“

Das weitere Verhalten dieses jüdischen Aufrührers der Sozialdemokratie in dem Kampfe des Reiches um Tod und Leben ist bekannt.

Aber Liebknecht erzählt A. Solitscher, ein Lohhudler der „Revolution“ (bei der er persönlich recht vorsichtig war) im zweiten Teil seiner „Lebensgeschichte eines Rebellen“: „Es war ein Abend in der russischen Botschaft (bei Herrn Jaffe) kurz nach Liebknechts Rückkehr aus dem Zuchthaus... Ein Bankettsaal, ein riesiger elfenbeinschimerner Raum, nahm uns auf. An einer langen Tafel, die mit roten Rosen, Nelkensträußchen, roten Seidenschleifen verziert war, nahmen wir Platz... Nach dem ersten Gang sprach Jaffe, dann redete Liebknecht selber:

„Ein Wunder ist mir widerfahren —, vor 24 Stunden noch saß ich in einer Zuchthauszelle, heute in diesem lichterdurchfluteten Raum unter Genossen, Blumen und Musik. In weiteren 24 Stunden aber wird das Wunder geschehen sein, die deutsche Befreiung. In den verfloffenen Stunden, seit ich frei bin, habe ich eine Sammlung der Gesetze und Verordnungen durchgesehen, die die russische Revolution seit ihrem Bestehen der Welt gegeben hat. Wenn nur der hundertste Teil von dem Wirklichkeit wird, was in dieser Sammlung niedergeschrieben steht, was in diesen Gesetzen an Menschenrechten aufgezeichnet ist, dann ist die Menschheit auf ihrem Wege zum Ideal eine gewaltige Strecke vorwärtsgeführt worden. Es ist das idealste Programm, das Menschen jemals zur Befreiung der leidenden Klassen aufgestellt haben. Aber keiner von uns wird sich verhehlen: die russische Revolution ist in Gefahr, wenn ihr die deutsche nicht zur Hilfe kommt! Gelingt es dem deutschen Proletariat nicht, den Sieg zu erringen, dann verschlingt der Weltkapitalismus, der nach

dem Gemekel noch mächtig und ungebrochen dasteht, die Welt und das Proletariat und das Menschenrecht in kurzer Frist. Das wollen wir verhindern.“ Seine Worte waren von mechanischen wichtigen Bewegungen der Linken markiert. Wie ein Hammer schlug die Faust auf den Tisch nieder, immer auf dieselbe Stelle. „Wir müssen zur Tat schreiten. Keine Zeit zu verlieren. Zur Tat!“

„Die Starre, die über die ganze Figur (!) dieses Menschen sich gebreitet (!) hatte, des Mannes, der den Willen des deutschen Proletariats, das Schicksal der Menschheitsentwicklung in dem leidenden Lande versinnbildlichte, drang durch jedes Wort, jede seiner Gebärden. Wir sahen seine Faust an. In diesem knöchigen Werkzeug (!) schien sich das ungeheure, revolutionäre Wollen (!) der durch den Krieg erschütterten Welt (!) zu konzentrieren. Die Schläge dieses Hammers, auf die Tischplatte niedersausend, sprengten eine Kette, zerschlugen ein Schloß.“

Da auch der Spaßmacher nicht fehlen darf, sprach Emil Barth:

„Mit wilder Geste, weit ausholend, wies er auf Liebknecht und rief: „Seht dort das scheußliche Opfer des Militarismus!“

Zur Ermordung Liebknechts schreibt der  $\Delta$  Vorwärts, 5. Nov.-Nr. 1928: „Als in den ersten Tagen 1919 der Regierung Ebert-Scheidemann durch Spartakus und die Unabhängige Sozialdemokratie das Ende drohte, regte sich in allen SPD-Kreisen eine kräftige Abwehr. Unter anderem entstand in Wilmersdorf in wenigen Stunden aus Mitgliedern der Mehrheitssozialdemokraten eine 200 Mann starke rote „Volkswehr“, die sich auf Wunsch der sofort vom örtlichen Parteivorstand einberufenen großen Mitgliederversammlung gegen den Umsturz von links einsetzen sollte.“

Vorsitzende dieses etwa 2500 Personen starken sozialdemokratischen Wahlvereins waren Stadtrat Georg  $\blacktriangledown$  Doppel und der stellvertretende jüdische Pressechef der Reichsregierung Robert  $\blacktriangledown$  Breuer-Friedländer. Auch andere „Prominente“ gehörten dem Wahlverein an, z. B. der jetzige Oberpräsident von Niederschlesien, Hermann ? Lüdemann, wie

der eingewanderte Bürgermeister von Köpenick Robert  $\blacktriangledown$  Kuhl.

Alle diese Notizen standen bei der Gründung der Volkswehr Pate. Zu politischen Leitern der Wehr wurden die Vorstandsmitglieder des Wahlvereins,  $\blacktriangledown$  Mehl, Kopsch und Grawe bestellt, zum militärischen Führer der Leutnant der Landwehr Genosse Max  $\blacktriangledown$  Friede.

Genosse Robert  $\blacktriangledown$  Breuer verschaffte der Wehr umgehend die Bestätigung durch Oberbefehlshaber Gustav Noske. Ebenso waren gleich Gewehre, Seitengewehre und scharfe Patronen da. Zwei Tage später schlossen sich auch die „Bürgerlichen“ in Wilmersdorf zu einer „Bürgerwehr“ zusammen, es kam auf Wunsch Noskes zu einer taktischen Vereinigung beider Wehren. Ein dichtes und wirksames Wach- und Patrouillensystem wurde für Wilmersdorf eingerichtet. Die sozialdemokratische Volkswehr hatte den südwestlichen Teil der Stadt um den Hindenburgpark zu sichern. Verdächtige Wohnungen und Personen wurden nach Waffen durchsucht.

In diesem von der mehrheitssozialistischen Volkswehr gesicherten Stadtviertel liegt die Mannheimer Straße; dort wohnte am 15/1 1919 der unabhängige-sozialdemokratische Stadtverordnete  $\blacktriangledown$  Marcusohn, von dem jeder Mehrheitssozialist wußte, daß er mit Karl Liebknecht eng befreundet war.

In der Wohnung des Marcusohn hielt sich Liebknecht in der Nacht vom 15. zum 16/1 1919 verborgen und wurde dort von seinen Häschern, den von ihren Parteien und Noske eingesetzten Wehren in Wilmersdorf, festgenommen. Wenige Stunden nach ihrer Festnahme waren Liebknecht und die Luxemburg (die man fast zu gleicher Zeit aufstöberte) tot. Erschlagen!

Wohl kann Kanzler Hermann Müller in seinen „November-Revolutionserinnerungen“ darauf hinweisen, daß die Gerichtsverhandlung der zuständigen Gardekavallerie = Schützendivision über den Tod dieser beiden Fanatiker keine restlose Aufklärung gebracht hat.

Aber das wird Kanzler Müller erkennen, daß das Kapitel „Liebknechts Tod“ so „mulmig“ ist, daß man es am

besten als verantwortlicher Führer der Sozialdemokratie, wie es Müller ist, geschlossen läßt.

Denn wer auch Liebknecht und die Lux. getötet hat, ebenso wichtig ist die Frage: Wer hat sich an der Verhaftung der beiden aktiv oder passiv beteiligt?

Es war die sozialdemokratische, von Noske, Lüdemann, Robert Breuer usw. gegründete „Volkswehr“ in Wilmersdorf.

Nach außen waren die maßgebenden Genossen der Mehrheitssozialdemokratie über den Mord sehr empört. Aber im engsten Kreise, an verschwiegene Wein- und Bierischen rieb man sich die Hände und flüsterte sich zu: „Gott sei Dank, daß das Was dod is!“ Wortwörtlich, lieber Leser.“

Frühjahr 1929 durfte aber Josef ▼Bornstein, N. des „Tagebuchs“, Berlin, den verhassten Reichsanwalt ▲Forns in einen Zusammenhang mit den Morden bringen; als Forns gegen den von Dr. Levi (fd), M. d. N. verteidigten Bornstein klagte, wurde dieser zunächst freigesprochen. DZ 28/4 1929.

In dem Beleidigungsprozeß tauchte auch ein Leutnant und Referendar H. N. ▼Liepmann als Hauptbelastungszeuge auf, der nach den Akten zuerst auf Liebknecht „mit Erfolg“ geschossen hat? — ▼Gumbel, der den Liepmann zwecks Ablegung von Privatgeständnissen einmal besuchte, der Heidelberger Beschimpfer der Kriegsgefallenen, gibt im „Vorwärts“ 22/4 darüber Auskunft: „L. stammt aus einer begüterten jüd. Familie aus Potsdam“. WB 1/5 1929. Da Liebknecht bloß 1/2 ▼ war, ist es sehr wohl möglich, daß er von Volljuden umgebracht wurde, die seiner nicht mehr bedurften.

Bartels, DZG, 3, 1062: Liebknecht, „der den Berliner Januar-Aufstand 1919 veranlaßte und mit Rosa Luxemburg in ihm umkam, gab die Schriften „Militarismus und Antimilitarismus“ und „Zuchthausurteil“, heraus; aus seinem Nachlaß erschienen noch „Briefe aus dem Felde“, „Reden und Aufsätze“, „Politische Aufzeichnungen“, „die Bewegungssätze der menschlichen Gesellschaft.“

**Liebknechtsburg.** — „Bei der Feier des 11jährigen Bestehens der Sowjets in Rußland erklärten diese Kommunisten: „Wenn sie erst zur Macht gelangten, würden sie Berlin in „Liebknechtsburg“ umbenennen“, Wahrheit 8/12 1928.

**Liebling,** h: David.

**Liebling,** Emil, JG, Pianist und Salonkomponist. — \*1851, Pleß, Schles. — Seit 67 in Amerika. Konzertreisender. Chicago.

**Liebling,** Georg, Lothar, Musiker, \*1865 Berlin; 95 O Alice, T. von Hermann Goldberger, ebda. Er komponierte schon mit 6 Jahren, wurde Sopranist des Herzogs von Koburg, spielte vor Queen Victoria in Osborne, erhielt 1898 (DfBl 13/1) wegen eines „Schlagenden“ Angriffs auf einen Berliner Musikritiker 14 Tage, die auf ein Gnadengesuch der (wo es sich um Juden handelte) viel mißbrauchte preussische Königin in 500 M. verwandelte; er leitete seit 08 ein Konservatorium und hat den Chinesischen Orden vom Doppel-Drachen (2. Kl. mit Mandarinern) und den persischen Löwen und die Sonne; den sächs.-ob. D. f. N. u. W. München, Scheffelstr. 14.

ko: „Liebling ist ein Liebling der Damenwelt, die ihn zuweilen arg verhält.“

Sally, Bruder des sogenannten „Ohrfeigenpianisten“, starb 11 als Inhaber der Konzertdirektion Jules ▼Sachs.

**Lieblingsworte.** Wer die Judenbücher und -zeitungen liest, möchte meinen, daß unter den Juden doch eine Liste von bestimmten Worten aufgestellt sein müsse, die solange wiederholt werden sollen, bis sie der nichtjüdischen Öffentlichkeit in Fleisch und Blut übergegangen sind. Die Worte enthalten, was die Juden wünschen oder verabscheuen, und wonach sich dann die ganze Welt zu richten hat; damit jene sich bei der Ausbeutung recht wohl und ungehindert fühlen können. Vielleicht ist aber eine besondere Liste garnicht nötig, weil die Juden mit dem Instinkt der Rasse überall von selber wissen, was zu ihrem Besten dient. Doch ist wohl als sicher anzunehmen, daß öfter Stichworte durch die jüdischen Tempel und Logen schnell überallhin durch Tinte, Draht oder Funken weitergegeben werden; sonst wäre die Einheitlichkeit und Gleichzeitigkeit der Maßnahmen in gewissen Fällen (vgl. Ferrer) auf menschliche Weise gar nicht zu erklären. Für uns ist es wichtig, einige von den vielgebrauchten, in allen Sprachen der Erde verbreiteten Kampf- und Lieblingsworten einmal zusammenzustellen, um die Absichten der Gegenrasse schon aus ihren Phrasen ablesen zu können.

a) In Bezug auf sich selbst verwenden die Juden Ausdrücke wie: blennend; Buch der Zeit; Ethik; freie Bahn; Freihandel; freihetlich; freie Studenten; freisinnig; Fortschritt; Gebot der Stunde; Geistigkeit; Gerechtigkeit; humanitär; Humanität; Imperialisismus des Geistes; international; Intellektueller; Jung-, in Zusammensetzung wie Jung-Europa, das Junge Dtschld, Jung-Wien; Juniorchef; Kapitän der Industrie; Konfession; König und königlich-freimaurerisch; kulturkonservativ; kulturell; liberal; Mentalität; modern; Moral; Philanthropie; Seniorchef; Toleranz Tüchtiger; verankert; Weltgewissen; Wir Dtschen; Wir Österreicher; Wir Engländer.

b) In Bezug auf den Gegner sprechen die Juden von: Agrarier; Alldeutsche; Antisemiten; boden- und rückständig; Brot- und Fleischwucher; Demagogen; Dunkelmänner; Finsterlinge; Inhumanität; Intoleranz; Jahrhunderte der Verfolgung und Erniedrigung; Junter; Militarismus; mittelalterliche Vorurteile; Pfaffen; provinziell; reaktionär; Rohling; Schmach des Jahrhunderts; stupid; Ungeist; Urbanität; überlebt; Wellenitäten; veraltet.

Die Sammlung ließe sich zu einem umfassenden Wörterbuch mit Satz- und Stillehre ausbauen; sie müßte aber auch die einzigartigen Schimpfworte enthalten, deren sich die Juden in ermüdender Einseitigkeit immer wieder gegen uns bedienen.

Liebmann, Dr. jur., Landrichter in Frankfurt a. M., stellte 1891 Strafantrag gegen „Kreuz-Z.“ und „Volk“ wegen Beleidigung durch den am 26/2 in der Kreuz-Z. erschienenen und im „Volk“ nachgedruckten Artikel:

„Der Fall Liebmann. — Anfangs vorigen Jahres brachte die in Dortmund erscheinende antisemitische „Westfälische Reform“, einen Artikel: „Falschheid eines jüdischen Landrichters“. Der Inhalt war: In der Nacht vor der Anwesenheit des Kaisers in Frankfurt a. M. habe der Direktor der Frankfurter Straßenbahn auf einer Strecke, die am Hause des Landrichters Dr. Liebmann vorbeiführe, eine Straßenlokomotive hin- und herfahren lassen, um die Bahn von Schnee frei zu halten. Dies habe Dr. Liebmann, der wiederholt die Direktion der Straßenbahn wegen angeblicher Störung seiner Ruhe und Gedankenarbeit beim Polizeipräsidium ohne Erfolg denunziert habe, als er gegen 12 Uhr abends aus einem Klub nachhause gegangen sei, bemerkt und sofort eine neue Denunziation verfaßt, worin behauptet war, es seien 3 Lokomotiven hintereinander mit Zischen und Brausen dahergefahren, wobei der entströmende Dampf einen roten Schein auf die Schneefläche geworfen habe, worüber er erschrocken wäre. Die Angelegenheit sei dann vor das Schöffengericht gekommen, wo Dr. Liebmann als einziger Zeuge und Belastungszeuge gegen den verklagten Direktor Dr. Kollmann fungiert und die in seiner Denunziation aufgestellten Behauptungen mit seinem Eid als in jeder Beziehung wahr erklärt habe.

Als der Vorsikende des Gerichtshofes mit Rücksicht auf die völlig widersprechenden Aussagen des Verklagten den Zeugen darauf aufmerksam gemacht habe, ob er sich nicht vielleicht doch irren könne, habe derselbe höhnisch bemerkt: „Ich pflege nicht zu halluzinieren“ und nochmals seine Aussage in vollem Umfange aufrecht erhalten. Trotz dieses belastenden Zeugnisses eines Richters, welches gewiß doppelt in die Waagschale fällt, habe der Gerichtshof wegen der bestimmten Aussagen des Verklagten die Sache vertagt und die Ladung der Zeu-

gen beschlossen. In dem neuen Termin sei dann auf Antrag des Umtsanwaltes Freisprechung erfolgt, da sich die Behauptungen des Zeugen und Denunzianten, des Landrichters Dr. Liebmann, als unwahr und diejenigen des Verklagten als wahr herausgestellt hätten. Die sämtlichen einwandfreien Zeugen hätten bekundet, daß nicht 3, sondern nur eine Lokomotive hin- und hergefahren, daß von „Zischen und Brausen“ und „rotem Schein“, worüber man hätte erschrecken können, nichts zu bemerken gewesen sei. Dr. Liebmann habe nun im 2. Termin behauptet, er habe sich im ersten nicht so bestimmt ausgesprochen, worüber es zu einer erregten Szene zwischen ihm und dem mit Recht entrüsteten Direktor Dr. Kollmann gekommen sei, welcher der Gerichtshof durch Freisprechung des letzteren ein Ende gemacht habe....“ — Dazu bemerkte die „Kreuz-Z.“: „... Wir wiederholen die offene Frage der „Westfälischen Reform“: „Gibt es in Preußen keinen Staatsanwalt, der Anklage gegen Landrichter Dr. Liebmann in Frankfurt erhebt?“ Wir erweitern dieselbe in eine offene Anfrage an den preußischen Justizminister, ob er es nicht für geboten hält, gegen den genannten Richter das Disziplinarverfahren einzuleiten. Schließlich fragen wir noch die „liberale“ Presse, warum sie den „Fall Liebmann“ vollständig totgeschwiegen hat“.

Der von Liebmann verklagte CHA, Frh. v. Hammerstein, erklärte, daß er den Kläger nicht kenne und nicht im persönlichen, sondern lediglich im öffentlichen Interesse gehandelt habe, weil weder Dr. Liebmann, trotzdem ihm s. Z. die „Westf. Reform“ zur Kenntnis gebracht worden, noch die Behörden eingeschritten seien. Solche Tatsache müßte zur Herabsetzung des Richterstandes beitragen. In der Verhandlung sagte Umtsrichter Hartmuth als Zeuge aus: er erinnere sich, daß Dr. Liebmann in dem 1. Termin ganz bestimmt geäußert habe, daß 3 Maschinen von ihm gesehen seien. Trotz des Einwurfs des Dr. Kollmann, daß dies nicht möglich sei, sei er dabei geblieben und habe gesagt: „Ich halluziniere nicht und habe ein ziemlich gutes Gedächtnis“. Der Zeuge bekundet

weiter, daß ihm selbst diese Bestimmtheit etwas bedenklich vorgekommen sei und er dem Dr. Liebmann nahegelegt habe, doch lieber zu sagen: „soweit er sich erinnere.“ Er habe sogar den Dr. Liebmann erinnert, daß an jenem Abend vielleicht ein Kaiser-Essen gewesen sei und er sich geirrt haben könne, Dr. L. aber habe ihm bedeutet, daß er ganz nüchtern gewesen sei. Als dann beschlossen wurde, zur Aufklärung den Lokomotivführer Weidmann zu vernehmen, habe Dr. Liebmann gesagt: „Na, ja, es ist mir auch recht, wenn die Sache aufgeklärt wird.“ In der 2. Verhandlung habe zunächst der Lokomotivführer seine Aussage gemacht, und darauf habe Dr. Liebmann von selbst wieder von den 3 Maschinen angefangen, indem er etwa sagte: „Es ist mir doch unbegreiflich, wie es eigentlich mit den 3 Maschinen gewesen ist, ich glaube noch mit Bestimmtheit behaupten zu können, daß es 3 Lokomotiven waren. Der Direktor Kollmann habe dann darauf aufmerksam gemacht, daß Dr. Liebmann in dieser Beziehung 2mal etwas Falsches beidigt habe. Es sei darüber zu einem sehr lebhaften Auftritt gekommen, Dr. Liebmann habe geantwortet: „Dann kann ich ja ebenso gut behaupten, daß der Lokomotivführer etwas Falsches beidigt hat“ und nach lautem Hin- und Herreden habe Dr. Liebmann begonnen, dem Gerichtsschreiber etwas in die Feder zu diktieren, dies habe er (Zeuge) aber als unzulässig bezeichnet und dann sei das Protokoll in dem Wortlaute festgestellt worden: „er glaube sich mit Bestimmtheit zu erinnern . . .“ und „er beziehe sich auf seine Anzeige, wie er dies schon im 1. Termin getan habe.“ — Der Zeuge gibt auf Befragen des Vorsitzenden zu, daß er den Eindruck gehabt habe, als wollte Dr. Liebmann seine ursprüngliche Bestimmtheit modifizieren. Der Zeuge gibt ferner zu, daß er sich außerhalb des Gerichtssaales gesprächsweise geäußert habe: Nach seiner Meinung sei der Landrichter Dr. Liebmann nicht ganz vorsichtig gewesen, und er hätte in solcher Lage die Worte doch mehr wägen sollen.

Der als Nebenkläger zugelassene Dr. L. behauptet, daß er schon in der Ver-

handlung gesagt habe: „Ich glaube mich mit Bestimmtheit zu erinnern — aber ein Irrtum ist ja schließlich doch möglich.“ Der Zeuge kann sich aber nicht darauf besinnen. Auf Befragen des Vorsitzenden gab der Zeuge zu, daß die Frage nach der Zahl der Maschinen bei der Polizeiübertretung ein nebensächlicher Umstand war.

Zeuge Amtsanwalt Freiherr v. Ziegefar schloß sich im allgemeinen dieser Sachdarstellung an, verblieb aber mit noch größerer Bestimmtheit dabei, daß Dr. Liebmann immer und immer wieder ganz bestimmt dabei verblieben sei, es hätten 3 Maschinen dort gestanden. Dieser Zeuge will auch von einer Modifikation der Behauptung nichts gehört haben und er bestreitet, daß Dr. Liebmann schon in dem 1. Termin sich auf die 1. Anzeige berufen habe. In dieser Beziehung müsse das Protokoll falsch sein. Der Zeuge erinnert sich, daß nach der Sitzung Dr. Liebmann ihn auf dem Korridor getroffen und ihm gesagt habe: Der Lokomotivführer hat einen Meineid geleistet. Der Zeuge will darauf erwidert haben: „Einen solchen Eindruck habe ich nicht gehabt“, worauf Dr. Liebmann lächelte: „Na, dann habe ich einen Meineid geleistet!“

Zeuge Direktor Dr. Kollmann blieb auch dabei, daß Dr. Liebmann bis ganz zuletzt und trotz des Eides des Lokomotivführers dabei beharrte, daß es sich um 3 Maschinen handele. Er habe sofort in höchster Indignation dazwischen geworfen, daß Dr. Liebmann etwas Falsches beidigt habe und in dem Wortwechsel, der darüber entstand, habe Dr. Liebmann schließlich gesagt: „Was fällt Ihnen denn eigentlich ein, ich bin königlicher Beamter, und Sie machen sich einer Beamtenbeleidigung schuldig, aber freilich, Ihnen steht ja der § 193 zur Seite.“ Der Zeuge bekundete noch, daß er selbst 2 Eingaben an den Justizminister in der Angelegenheit gemacht, damit aber keinen Erfolg erzielt habe.

Dr. Liebmann, als Zeuge vernommen, blieb dabei, daß er ganz bestimmt die Überzeugung gehabt habe, 3 Lokomotiven gesehen zu haben. Bei seiner Aussage vor Gericht habe er nur das beschworen, was er nach seinem besten

Wissen und Gewissen beschwören zu können vermeinte. Er habe auch nicht den mindesten Zweifel an der Richtigkeit seiner Befundung gehabt, nach den gegenteiligen eidlichen Befundungen der Zeugen gebe er jetzt aber zu, daß möglicherweise ein objektiver Irrtum bei ihm vorliege. Er habe sich schon im 1. Termin auf seine 1. Anzeige berufen und beim 2. Termin nicht mehr so bestimmt auf seiner Behauptung verharrt. Gegen Kollmann sei er nicht vorgegangen, da demselben doch auf alle Fälle der § 193 zur Seite stehe. Später seien ihm viele Zeitungen mit den heftigsten Angriffen zugesandt worden. Nach Besprechungen mit seinen Vorgesetzten und Freunden habe er den Standpunkt beobachtet, daß derartige Blätter, die lediglich auf eine gewisse Tendenz hinarbeiten, nicht zu verfolgen seien, um der Sache nicht eine ihr nicht zukommende Wichtigkeit beizulegen. Gegen ein hauptstädtisches Blatt von der Bedeutung der „Kreuz-Z.“ habe er Strafanzeige erstatten müssen. Auf wiederholtes Vorhalten des Vorsitzenden erwiderte Dr. L.: Jetzt müsse er zugeben, daß vielleicht das Bild, welches er an einem anderen Abend gesehen, irrtümlich sich bei ihm festgesetzt habe.

Der Staatsanwalt gibt zu, daß Dr. Liebmann unter dem Einfluß eines Irrtums mit großer Sicherheit unter seinem Eide von 3 Lokomotiven gesprochen habe auf Grund seiner innersten Überzeugung, während es festgestellt sei, daß nur eine Lokomotive da war. Aber Dr. Liebmann habe schließlich doch die einschränkende Bemerkung gemacht, daß ihm Aufklärung der Sache lieb sei und in der zweiten Sitzung habe er hinzugefügt: „soweit ich mich zu erinnern glaube“. Aus diesen Zusätzen sei die gute Meinung des Dr. L. zu folgern. Von einem wissentlichen Meineid könne keine Rede sein, und es würde auch kein Gerichtshof die Anklage wegen fahrlässigen Meineids erheben, weil die Aussagen auf einem entschuldbaren Irrtum beruhten. Der Staatsanwalt beantragt daher die Bestrafung der Angeklagten, denn er halte die Absicht für erwiesen, den Landrichter Liebmann in seiner Ehre zu kränken. Bei der Strafzumessung

sei auch die antisemitische Tendenz zu berücksichtigen, mit welcher die Angeklagten von vornherein eine Art Judenheze inszeniert hätten. Zuerst habe man die Artikel in untergeordnete Blätter lanciert, und nachdem Dr. L. aus sehr verständlichen Gründen darauf nicht reagiert, sei man dazu übergegangen, die Artikel in angesehenere und verbreitete Blätter zu bringen. Von einer Geldstrafe könne dabei gar keine Rede sein.

Der Staatsanwalt beantragte 4 Monate Gefängnis gegen Frh. v. Hammerstein und 1 Monat Gefängnis gegen den mitangeklagten Redakteur Balla vom „Volk“, sowie Publikationsbefugnis in „Kreuz-Z.“ und „Volk“ für Dr. L. Dazu beantragte der Vertreter des Nebenklägers, RA Sello, Veröffentlichung in „Frankf. Z.“ und „Frankfurter Journ.“, als Genugtuung für die „Heze“, die man gegen Dr. L. getrieben. Die antisemitische Lokalpresse habe mit Füßen auf Dr. L. herumgetreten, bloß weil er jüdisch sei. Der verzeihliche Irrtum des Zeugen L. beruhe auf einer Vermischung von Erinnerungsbildern. Man könne ihn nicht verurteilen deshalb, sondern man müsse noch den Mut des Zeugen L. bewundern, der trotz des von anderer Seite ihm nachgewiesenen Irrtums doch ohne Vorbehalt das angab, was seine innerste Überzeugung war. Eine Unfehlbarkeit könne man für Zeugen nie in Anspruch nehmen. Die Möglichkeit des Irrtums liege überall vor. An dem guten Glauben Liebmann's könne kein Zweifel sein. Die Strafbarkeit der Angeklagten dagegen ergebe sich aus ihrer Nichtberechtigung, in diesem Fall zu urteilen. Nicht die Empörung des rechtlich denkenden Mannes, sondern die Verfolgungswut gegen die Juden, die einen Mann bis aufs Blut verfolgt, von dem man nichts weiß, als daß er ein Jude ist, war der Beweggrund der Artikel.

Dagegen führte RA Hägel, der Verteidiger des Frh. v. Hammerstein aus: „Ich habe die Verlesung des Artikels der „Westf. Reform“ beantragt, weil derselbe viel schärfer gehalten ist, als der Artikel der „Kreuz-Z.“. Und doch hat Landrichter Dr. Liebmann keinen



Strafantrag gegen die „Reform“ gestellt. Der ganze Artikel der „Kreuz-Z.“ beweist, wie sehr Hr. v. Hammerstein bestrebt war, alles zu vermeiden, was über die Sachlichkeit des Falles hinausging. Er hatte meines Erachtens ein wohlbegründetes Recht, die unerhörte Tatsache zu bezeugen, daß ein preussischer Landrichter sich in öffentlichen Blättern des Falscheides und Meineides beschuldigen ließ, ohne sich dagegen zu verteidigen. Der Zweck des Artikels ist erreicht. Der Landrichter Dr. L. hat hier Gelegenheit gehabt, als Zeuge den Sachverhalt klarzustellen. Der Artikel war weder an sich noch in seiner Form beleidigend. Es kann nur darauf ankommen, ob die behaupteten Tatsachen der Wahrheit entsprechen. Die Beweisaufnahme hat dies aber in allen Punkten ergeben, mit Ausnahme einiger unwesentlichen Momente, da in der Denunziation in der Tat nur von einer Lokomotive die Rede gewesen war. Es ist erwiesen, daß L. schon in der 1. Verhandlung vom 12/2 und ebenso in der 2. vom 5/3 einen falschen Eid geleistet hat, daß er darauf bestanden hat, obwohl ihm die Unwahrheit nachgewiesen war, und daß er eine einschränkende Bemerkung erst gemacht hat, als ihm diese von dem vorsitzenden Amtsrichter förmlich abgerungen worden war. Ein Mann, der berufen ist, Eide abzunehmen, und der eine objektiv unwahre Tatsache bedingungslos als wahr beschwört, ist aber mindestens als unvorsichtig zu bezeichnen. Ich habe nicht zu erörtern, ob der Landrichter L. wegen fahrlässigen Meineides zu verfolgen sein wird; aber der Gerichtshof wird zu erkennen haben, ob Dr. L. einen falschen Eid geleistet hat. Von einer Bestrafung nach § 186 kann gar keine Rede sein. Ich bitte, den Angeklagten freizusprechen.“

Der Verteidiger des Angeklagten Balla, Al Erdmann, beantragt ebenfalls die Freisprechung seines Klienten, weil der Beweis der Wahrheit geführt sei. Ein Redakteur eines öffentlichen Blattes handle übrigens unbedingt in Wahrnehmung berechtigter Interessen, wenn er eine Frage von hervorragendem öffentlichen Interesse behandle.

Wenn irgend ein Stand durch den Vorwurf, daß sich ein Mitglied der Verletzung der Eidespflicht schuldig gemacht habe, geschädigt wird, so ist es der Richterstand, der Eide abzunehmen und Eidbrüchige zu verurteilen hat. Der Landrichter Dr. L. hat aber in seinem Eide nicht seiner Erinnerung Ausdruck gegeben, sondern positiv behauptet, daß 3 Lokomotiven da waren. Die Frage der Strafbarkeit dieser unwahren Aussage ist in diesem Artikel durchaus offen gehalten. Es ist nur im öffentlichen Interesse verlangt worden, daß durch den Richter festgestellt werde, ob ein Richter die Heiligkeit des Eides verletzt habe, und es ist bestritten worden, daß die Anklagebehörde die berufene Instanz sei, das letzte Urteil über die Strafbarkeit einer Handlungsweise zu fällen. Der Staatsanwalt darf in solchen Dingen nicht das letzte Wort sprechen. Es ist aber konstatiert, daß der Frankf. Staatsanwalt auf eine erhobene Denunziation gegen Dr. L. nicht eine einzige Vernehmung angeordnet, sondern ohne weiteres die Strafanzeige gegen denselben zurückgewiesen hat. Ich möchte auch noch Verwahrung gegen die Hineinziehung der antisemitischen Frage in die Verhandlung einlegen. Wenn man der Ansicht des Staatsanwalts und des Vertreters des Nebenklägers folgt, und der Überzeugung Raum gibt, daß die Angeklagten aus antisemitischen Gründen die Sache in die Presse gebracht haben, so kann man den Angeklagten den Schutz des § 193 (Wahrnehmung berechtigter Interessen) nicht versagen. Denn die antisemitische Partei hat ebenso gut ihre Daseinsberechtigung, wie jede andere.

Freiherr v. Hammerstein: Ich lege ganz entschieden Verwahrung ein gegen die willkürliche und durchaus subjektive Unterstellung des Staatsanwalts und des Vertreters des Nebenklägers, daß die Aktion der „Kreuz-Z.“ unternommen sei, um eine Judenheke in Szene zu setzen. Ich weiß nicht, wie die Herren zu dieser Voraussetzung kommen. Es ist keine Ursache vorhanden, die Artikel der „Westf. Reform“ und deren Urheber mit meinem Vorgehen in Verbindung zu bringen. Die Sache ist in

sich bedeutend genug, um zu erklären, daß ich um ihrer selbst willen zu dem Entschluß gekommen bin, vorzugehen. Für diese meine Absicht spricht die Tatsache, daß nichts mich hätte hindern können, bei der zu derselben Zeit stattfindenden Beratung des Justizetat im Hause der Abgeordneten unter dem Schutz der Redefreiheit gegen Dr. L. vorzugehen. Das hätte aber die Wirkung gehabt, daß Dr. L. sich nicht verteidigen konnte, daß nicht das Maß der Aufklärung hätte erfolgen können, wie es heute hier geschehen ist. Daß ich diesen geschützten Weg verschmäht habe und dem von mir Angeklagten, wenn ich so sagen darf, die Möglichkeit der öffentlichen Klarstellung gab, ist doch durchaus loyal gewesen. Die Behauptung, ich hätte unerwiesene Tatsachen vorgebracht, die den Landrichter Dr. L. verächtlich machen konnten, trifft nicht zu. Die vom Staatsanwalt erwähnten Irrtümer in meinem Artikel, daß der Dr. Liebmann schon in der Anzeige von 3 Lokomotiven gesprochen habe, während er dort nur eine genannt hatte, und der andere, daß sämtliche Zeugen gegen Dr. L. ausgesagt haben, während es nur einer war, sind einerseits unwesentlich, andererseits von meinem Standpunkt aus richtig. Ich bin dem Staatsanwalt dankbar, daß er diese Sache zitiert hat; denn gerade die Tatsache, daß Dr. L. in seiner Denunziation nur eine, später aber unter seinem Eide hartnäckig 3 Lokomotiven gesehen hat, beweist, daß er nicht mit der Sorgfalt verfahren ist, die ein Mann, vor allem ein Richter der Heiligkeit des Eides schuldig ist. Er hätte sich seine Anzeige in das Gedächtnis zurückerufen müssen. Meine Behauptung, daß die Anzeige identisch mit der eidlichen Aussage gewesen sei, ist nicht verächtlich machend, sondern entschuldigend für ihn. Was die „sämtlichen“ Zeugen betrifft, so hat eben auch kein Zeuge für ihn ausgesagt, und dann kommt es doch auf eins heraus, ob ein oder mehrere Zeugen gegen ihn aussagten. Landrichter L. hat erwiesenermaßen unwahre Tatsachen beschworen! Das ist unabweislich wahr. Die Frage, ob eine oder 3 Lokomotiven am Eschenheimer Tor standen, ist für die Beurteilung

der Denunziation keineswegs unerheblich gewesen; denn wenn 2 Lokomotiven auch nur dagestanden haben sollten, während eine in Fahrt war, so müßten doch auch die 2 geheizt gewesen sein; wie sollen sie sonst dorthin kommen? 3 Lokomotiven wären aber vielleicht eine ungebührliche Übertreibung der Maßnahmen zur Sicherung des Verkehrs gewesen, und Herr Kollmann ist nur deshalb freigesprochen worden, weil ihm eine ungebührliche Handhabung nicht nachgewiesen war. 3 Maschinen hätten mit Recht Anstoß erregen können. Die Frage, die zu Unrecht beschworen ist, war also keineswegs unwesentlich. Es handelt sich nach meiner Ansicht heute hier nicht in erster Linie um die Frage, inwieweit ich mich durch Aufgabe dieses Artikels der Beleidigung schuldig gemacht habe, sondern um die Frage der Definition von der Entschuldbarkeit eines falschen Eides. Es handelt sich darum, ob die Staatsgewalt zu Recht bestehen soll oder nicht gegen einen Mann, dessen Vorbildung ihn nicht nur im allgemeinen, sondern ausdrücklich befähigt, die Heiligkeit des Eides zu erkennen, der die Pflicht hat, die Würdigkeit und Sorgfalt der Eidspflichtigen zu prüfen und in seiner amtlichen Eigenschaft zu schützen. Wenn man bedenkt, welche schredenerregende Zunahme fahrlässiger und wissentlicher Meineide die Statistik nachweist, so glaube ich, daß die Entscheidung des heutigen Gerichtshofes von der allergrößten Wichtigkeit für weite Kreise sein wird.

Redakteur Otto Balla bestreitet, antisemitische Tendenzen bei der Entnahme des Artikels aus der „Kreuz-Z.“ in das „Volk“ gehabt zu haben. Vielmehr habe ihn das öffentliche Rechtsbewußtsein dazu getrieben.

Der Staatsanwalt betont, es könne keinem Zweifel unterliegen, daß es sich um einen antisemitischen Feldzug gehandelt habe. Der Versuch des Beweises der Wahrheit sei mißlungen.

Rechtsanwalt Sello erwähnte in der Duplik auch den sogenannten Falscheid des Hofpredigers a. D. Stöcker. Er habe damals nicht zustimmen können,

daß man demselben aus einem Irrtum in einem Nebenpunkte ein Kapitalverbrechen machen wolle, er bitte aber den Angeklagten v. Hammerstein, das, was damals Herrn Stöder recht sein sollte, nun Dr. L. billig sein zu lassen.

Der Gerichtshof zog sich hierauf um 4 Uhr nachmittags zur Beratung zurück.

Das Urteil des Gerichtshofes ging dahin: der Zeuge Dr. Liebmann hat in dem fraglichen Termin vor Gericht etwas objektiv Falsches als wahr beschworen. Ob darin etwas Strafbares zu finden, ist nicht Aufgabe dieses Gerichtshofes. Die Tatsache, daß etwas objektiv Falsches als wahr beschworen, ist in dem Artikel behandelt und es ist kein Zweifel daran, daß darin dem Zeugen ein strafbarer Falscheid vorgeworfen werden sollte. Die Verfasser haben damals von ihrem Standpunkte angenommen, daß es sich in der Tat um einen strafbaren Falscheid handelte. Der Beweis der Wahrheit ist auch so weit geführt worden, daß die Angeklagten von ihrem Standpunkte annehmen konnten, daß sich der Landrichter Dr. Liebmann strafbar gemacht habe durch die Verletzung seiner Eidspflicht. Von einer Anwendung des § 186 könne also keine Rede sein. Was den § 185 betrifft, so sei zweifellos der Artikel beseelt von einer bitteren Verfolgungstendenz gegen das Judentum. Dadurch werde aber der Dr. Liebmann nicht verletzt und der Gerichtshof habe deshalb auf Freisprechung beider Angeklagten erkannt. StbgrZ 17/10 1891.

Wir bringen diesen Prozeß (StbgrZ 17/10 91) so ausführlich, weil er den Unterschied im Benehmen der Presse in diesem und im Fall Stöder beleuchtete; und weil schon 1891 einem Deutschen gleichsam verboten werden sollte, überhaupt die Hebräer strafbarer Handlungen zu bezichtigen, da das Antisemitismus sei. Besonders eigen erscheint Sello's Verteidigung, im Hinblick auf sein späteres Verhalten als Verteidiger im Aug. Sternberg-(sd) Prozeß.

Liebmann, Armeelieferant, 1859, s. Synatten.

Liebmann, A., „Kunstmagazin“, sgl. Hofflieferant; Unter den Linden 2, Berlin. 1914.

Liebmann, Ad., Siegmundshof 16, Berlin. Dir: Ber. Gränt. Schuhfabriken Brust-Berneis. 1914.

Liebmann, Albert, Dr., Arzt für Sprachstörungen. \*1865 Berlin. E: Rfm. Joseph L. // Henriette Jacoby. O 95 Frieda Bertheim-Hartig. R: Susanne Elisabeth 97; Heinz Albert 00. — B: Stotternde Kinder; Sprache d. Geisteskranken. — Liberal. Berlin NW, Lessingstr. 24. Sp: Dr. Mag Edel. Deg 6.

Liebmann, Alexander, Radierer, München; O Hanna Lichtenheim. — Hannas Schwester heiratete einen evang. Pfarrer aus Schweden, von deren Kindern das jüngste jüdisch aussehend schon mit 3 Jahren Fliederblüten abschneidete und für einen Pfennig an junge Blumenfreunde verkaufte.

Liebmann, Esther, geb. Schulhoff, genannt „Liebmannin“, † 1714, Berlin. Erst Gattin zweier Hoffjuden, nahm sie als Witwe selbst die Stelle einer Hofjüdin ein. — O Israel Aaron, Berlin, † 1698; Arendt Behrs aus Frankfurt hielt dann um die ansehnliche Wittib mit erwachsenen Kindern an; sie zog aber den reichen Juwelier Joel Liebmann vor; dieser erhielt mit ihrer Hand auch die Stelle eines Hoffjuden. — Nach seinem Tode (1701) Hoffjüdin bei König Friedrich I. — „Esther hatte freien Zutritt in die Gemächer des unansehnlichen, verwachsenen ersten Königs von Preußen. Gerade das zog ihr den Haß des Kronprinzen, späteren Friedrich Wilhelm I. zu; dieser hatte seinen eigenen Hoffjuden Markus Magnus aus Dessau, geschworenen Feind der Liebmannin. Zum Nachteil der Berliner Juden brach diese Feindschaft in Flammen aus. Die Hoffjüdin hatte von dem König die Vergünstigung erlangt, in ihrem Hause eine eigene Synagoge halten zu dürfen. Magnus gab sich alle Mühe, ihr dies Vorrecht zu entreißen und die Synagoge sperren zu lassen: er trat mit dem Plane auf, eine große Gemeindefsynagoge zu bauen. Das führte zu Streitigkeiten in der Gemeinde und zu langwierigem Prozeß. Die L., eine energische und gefürchtete Frau, erfreute sich des Schutzes des Königs und hatte eine mächtige Partei; ihr Sohn war Oberältester und ihr Schwiegersohn Berliner Rabbi; sie setzte durch, daß die Privat-synagoge, die sie aus eigenen Mitteln erbaut hatte, ihr verblieb und sie zu der neuerbauten Synagoge Beiträge nicht zu zahlen brauchte. Einer Familientradition zufolge nahm sie bei ihrem Tode eine goldene (!) Kette mit ins Grab, die ihr der König einst geschenkt hatte“. Kaiserling, 108.

Esther und Jost Liebmann hatten 2 Söhne: Israel und Liebmann Jost. — Über die interessante Erscheinung dieser Dame berichtet Behse: „Geschichte des preussischen Hofes und Adels“ 2, 104: „Unter König Friedrich I. wollten die Einkünfte nicht ausreichen. Es mußten Schulden gemacht werden und der Kredit des Königs sank. Zuweilen trat Mangel für den Augenblick ein. Um diesem abzuhelpen, bediente sich der König der Juden. Ein bei Hofe damals sehr viel vermögender Mann war der Hofjude und Hofjuwelier Joel Liebmann, der zu allen Stunden ungehinderten Zutritt zu dem Könige hatte. Sein Einfluß ging, als er starb, auch auf seine Witwe über. Ihre Forderungen an den Hof waren sehr bedeutend, da sie selten bares Geld erhielt; desto höher stieg ihr Einfluß, so daß auch sie unbedingten Zutritt zum Könige hatte, der ihr Begünstigungen und Gnadenbezeugungen bewilligte, die sie sonst schadlos stellten. Der Einfluß der Hofjudentwitwe blieb bis zum Tode des Königs, von ihr stammt ein großer Teil des Vermögens der Familie Liebmann, das durch Erbtöchter an die Familien Beer, von der der Komponist des „Propheten“, Meyerbeer, stammt, u. Ephraim, jetzige Ebers, u. Eberti überging. Sobald Friedrich Wilhelm den Thron bestiegen hatte, wies er die Frau L. aus Berlin aus. Die Juden hatten seit 1697 eine Synagoge und waren so ungehindert in Berlin, daß sogar zwei feindliche Parteien unter ihnen sich öffentlich über die Synagoge zankten. Der kluge König suchte auf einem andern Wege dem Übermute „der Juden“ zu begegnen. 1711 erschien zum großen Ärger der Israeliten des Professors Eisenmenger (sd) zu Heidelberg, eines getauften Juden (!) „Entdecktes Judentum“ in neuer Auflage in Berlin. Diese Schrift, die ganz eigens dazu bestimmt war „der Juden Bosheit“ zu enthüllen, war seither durch den großen Einfluß, den diese Glaubensgenossenschaft an allen Höfen Deutschlands und namentlich am Kaiserhofe ausübte, in allen von der früheren Auflage noch vorhandenen Exemplaren auf Befehl des kai-

serlichen Hofes, bei dem die Juden drei Mandata inhibitoria ausgebracht hatten, weggenommen worden. Der König ließ das Buch auf eigene Kosten wieder drucken. Das Jahr darauf schon bauten die beiden seither feindlich gewesenen Judenschulen zu Berlin ganz friedlich gemeinschaftlich eine Synagoge.“

Sobald der Kampf gegen die Nichtjuden einsetzt, sind eben alle Streitigkeiten vergessen; dann schließt sich die Gegenrasse zusammen; sie ist nicht so dumm, sich untereinander zu befehlen, wenn ihre Machtstellung bedroht und der Feind draußen in Sichtweite vor den Toren ist — während die Nichtjuden leider oft umgekehrt handeln.

Liebmann, Ferdinand, Wodenh. Landstr. 68, Frankfurt a. M. Präf. NR: Hafenmühle Mehl und Brot. Sein Br. Jacob, Dr., RA, JM, Notar, Neue Mainzer Straße 53, ist NR der Hafenmühle, so daß in jeder Rubrik der Gesellschaft doch wenigstens ein Liebmann sitzt und waltet. 1913.

Liebmann, Heinrich, Schauspieler, früher Mgl. des Schauspielhauses Leipzig. 1914.

Liebmann, Heinrich, Dr., UB (Mathem.), \*1874. LZsch München. Deg. 6.

Liebmann, Hermann, R: „Leipziger Volksz.“, wurde 23/3 1914 wegen Beleidigung des sächs. Militärbevollmächtigten Generalmajors Seudart v. Welßdorf verurteilt.

Liebmann, Jenny (J. Linden), Wien. \*1853 Nittolsburg. Ue. Kll 16.

Liebmann, Kurt, \*1897 Dessau, brachte nach der Dichtung „Entwerden“, der Novelle „Kreuzigung“, den Gedichten „Schräg geöffnet“ schon ein zweibändiges „Romantisches Werk“ heraus, das u. a. die Spieltrilogie „Mensch“ („Gilgamsch“, „Adam“, „Opfer Judas“) und Dionysos-Dichtungen enthält. Bartels, DLG 3, 972.

Liebmann, Nathan, Hauptlehrer in Mannheim, wurde 1905 (DfBl 8/4) wegen Sittlichkeitsverbrechens an Schulkindern flüchtig, aber durch Stedbrief in Rancy doch verhaftet und auch ausgeliefert.

Liebmann, Otto, Dr., GR, UB (Phil.) Jena. \*1840 Löwenberg, Schles. G: Stadtgerichtsrat L. 66 Ud in Lübingen; er machte 70 freiwillig mit, wurde 72 UB in Straßburg und kam 82 nach Jena. O L. des UB Neumann, München. B: 4 Monate vor Paris, 2. U., 96; Weltwanderung, Ged.; Kant und die Epigonen; Grundproblem der Philosophie, usw.

Liebmann, Otto, Verlagsbuchhändler, Dr. jur. h. c. (Heidelberg). \*1865 Mainz. G: Dtsche Juristen-Z., mit Erz. Staatsrat Prof. ▼Saband, Dr. Dskar ▼Hamm, Dr. Ernst ▼Heinik, Berlin; ferner: Dtsche Strafrechts-Z., mit Wach△, v. Liszt△; RA Dr. ▼Lindenau u. a. B: Die juristische Fakultät in Berlin von Gründung bis Gegenwart in Wort und Bild, Urkunden und Briefen, mit 460 handschriftlichen Widmungen, Berlin W 57, Potsdamer Str. 96.

Liebmann, Pinchas, 1777 M.-Schwerin — 82, Porträtmaler in Kopenhagen. O 07 Hanna Cohen, aus Bayern. DWe 1914, 4.

Liebmann, Robert, dichtete im DZ 11/6 1916: „Das Handels-II“.

Durch! — Was nützt nun die Blockade?  
Wenn wir wollen, geht es grade!  
England, das das Meer beherrscht,  
Führt die Herrschaft nur noch schwächlich,  
Anstatt gründlich — „oberflächlich“,  
Wie ein halb entthronter Herrsch.

Doppelt peinlich hallt im Ohre  
 Ihm die Mär von Baltimore.  
 Bart' nur, bald kommt Nummer zwei!  
 Bald wird unter Handel munter  
 Durch die wohlgeung'ne Unter-  
 Wasserspiegelfechtere.  
 Nun, schon zetert England Weh und  
 Kommt bald gänzlich auf den Seehund  
 Dank dem meisterhaften Coup.  
 Dennoch kann es den Neutralen  
 Nicht, wie es gern möchte, malen  
 Für ein X das Handels-U.  
 Und John Bull sieht die Geschäfte:  
 Ruhlos färbt er jetzt Berichte.  
 Wilsons Gunst, die er erbuhlt,  
 Wendet sich zu Deutschlands „Farben“,  
 Die sich neuen Ruhm erwarben.  
 England, 's hat sich ausgerufen!

△? Liebrandt, Mosaisk, Friedeberg (Neumark). —  
 Stbgrz 1/11 1900. — Stepper L., Führer der sozial-  
 demokratischen Partei für Friedeberg und Umgegend,  
 trat vor Jahren aus der evang. Landeskirche aus und  
 hält seine Kinder vom Religionsunterricht fern. L. gab  
 zu: „Die jüdische Religion habe ihm besser gefallen; so  
 habe er seine Kinder beim Synagogenvorstand angemel-  
 det, der aber die Kinder nicht annahm. Nun habe er  
 sich nicht für verpflichtet gehalten, die Kinder weiter  
 zum evang. Unterricht zu schicken.“ Das Schöffengericht  
 verurteilte ihn zu 20 M.

Liebrecht, Felix, JG, 1812 Ramslau — 90 St. Hubert;  
 49—67 Prof. des Dtschen am Athénée Royal, Brüt-  
 tich, dann Privatier. W: Volkskunde, 79.

Liebreich, Judenschriften der 1830er Jahre, Königs-  
 berg i. Pr. Köln. Allg. Z. 28/3 1929.

Liebreich, — 1775 Schweinshaupten, Bayr. — 39 Ga-  
 debusch, wo er seit 96 ansässig und 18 Bürger wurde  
 — hieß bis 1813 Salomon Ephraim. — 97 O Amalie  
 Dirsch, 80 Gadebusch — 55 Ervitz. — R: (in Gadebusch  
 geboren) 1. Jacob, \*98; nach England! 2. Hen-  
 riette, 00—86; 29 O Levi Levin, späteren Jacob-  
 son (Id), Rfm. in Ervitz. 3. Emil, 04; wie 1. 4.  
 Elise, 08—62; 36 O Abraham Levin, späteren Ja-  
 cobson (Id), Rfm. in Ervitz. 5. Eduard, 15; wie  
 1. und 3. — Die alliierten Liebreich-Jacobson hießen  
 also eigentlich Ephraim-Levin. Die Töchter blieben in  
 Dtschld, während sich sämtliche Söhne zu den ver-  
 lorenen Stämmen Israel in Großbritannien schlugen.  
 [Levin wird auch häufig Lewin geschrieben.]

Liebreich, Dr., Fabrikant, Führer der Nationallibe-  
 ralen in Duisburg, 1913; #, anlässlich seiner 1. Heirat;  
 als Witwer wieder mit einer Jüdin vermählt, soll er  
 sich mit dem Gedanken einer Enttaufung getragen ha-  
 ben. WM.

Liebreich, Oskar Matthias Eugen, Dr. med., GMA,  
 Uß, Dir: pharmatol. Institut, Berlin. 1839 Königsberg  
 —? Er war anfangs Seemann. S: Therapeutische Mo-  
 natshefte, 97. Vorkämpfer der Balneologischen und Hufe-  
 landischen Gesellschaft. — Entdecker: Quecksilberforma-  
 lind gegen Syphilis. — Prof. D. L. führte „69  
 in Berlin das schon von 3 Dezennien erfundene Chloral-  
 hydrat als neues Schlafmittel in den Arzneischatz ein,  
 — nur für Reiche, da das Pfund 80 Taler, jeder ein-  
 zelne Schlaf also 1 Taler kostete. Um es nun auch  
 dem gemeinen Manne zugänglich zu machen, legten sich  
 Gehe & Co. auf die Fabrikation und standen erst davon  
 ab, als der Preis des Pfundes bis auf 1 Taler herab-  
 gegangen war. Dann bezogen sie den Bedarf für ihre  
 Rundschiff wieder aus den von Dr. Liebreich privilegierten  
 Fabriken und von anderen Orten. Dr. L., der dies  
 nicht wußte, ließ das angeblich Gehe'sche, in Wahrheit  
 aber Liebreich'sche Fabrikat in Fachzeitschriften und Ta-  
 gesblättern als mangelhaft angreifen; und als es bei  
 einem „hohen Patienten in Sachsen“ (der bald darauf  
 starb), nicht mehr wirkte, erbot sich Dr. L. selber nach  
 Sachsen zu kommen und das nach seiner Vorschrift und  
 unter seiner Garantie dargestellte Chloralhydrat dem  
 „hohen Patienten“ in eigener Person zu verabreichen —  
 ein Anerkennen, das abgelehnt wurde. Dr. L., der einer-  
 seits das unter seiner Aufsicht in der Schering'schen Fa-

bril angefertigte Präparat als untrüglich empfahl, ander-  
 erseits in der Berliner Klinischen Wochenschrift erklärte,  
 daß die Herstellung des Chloralhydrats in seiner chemi-  
 schen Reinheit nicht kontrolliert werden könne, hat auf  
 eine Anfrage von Gehe & Co., wie er denn seine Ga-  
 rantie auf den Etiketten des Präparats verstehe, keine  
 Antwort erteilt. Dank einer wunderbar organisierten  
 Kellame in der Presse des In- und Auslandes kam das  
 von Dr. L. zuerst monopolisierte Chloralhydrat schnell  
 in Aufnahme und fand Jahre hindurch reißenden Absatz,  
 besonders in England und Amerika, wo es Mode- und  
 Luxusartikel wurde, der Herren- und Damenwelt als  
 Selbstbetäubungs- und Berausungsmittel diente, und  
 wie man wohl sagen darf, Körper und Nerven einer  
 Generation geschwächt und zerrüttet hat.“

Er ist auch Erfinder von „Sanella“ (Butterfurrogat),  
 das als „Lomora“ in der ▼ rituellen Küche verwendet  
 wird. Slagau, G. 235. Dr: Richard L.

Liebreich, Richard, „englischer Augenarzt“, JG; Dr.,  
 Uß, London. 1830 Königsberg —? Dr: Chemiker Ds-  
 lar L. „Er veröffentlichte seine Werke dtsh, französisch  
 und englisch und gab den 1. Atlas der Ophthalmoskopie  
 heraus“, war bis 62 in Dtschld, bis 70 in Paris, be-  
 siedelte während des Krieges und für später England,  
 wo er, nach Helmholtz, einen Augenspiegel konstru-  
 ierte, und ging 00 wieder nach Frankreich zurück.

„In den letzten Jahren zog er sich von der Lehr-  
 und Hospitalkätigkeit zurück und beschränkte seine Pri-  
 vatpraxis, um sich mit Untersuchungen über Kunst-  
 fragen vom naturwissenschaftl. Standpunkte, speziell mit  
 einer Arbeit über die Technik der alten Meister zu be-  
 schäftigen.“ Pagel; Birnbaum; Ko.

Liebscher, Rfm., Melordverbrecher, hatte sich in Ber-  
 lin wegen 245 Fällen von Betrug, 96 Betrugsversuchen  
 und 200 Urkundenfälschungen zu verantworten. Der  
 deutsche Staat 26/5 1929.

Liebson, Bertha, \*1887, genannt die New Yorker  
 „Sungfrau von Orleans“, hielt 1904 (DfBl 13/4) in Man-  
 hattan unter Zulauf Straßenreden gegen die Miets-  
 steigerung, so daß man allgemein Revolten fürchtete.

Liebskötter, Hans, Vertreter: Berliner Börsencourier.  
 Wien. 1912.

Liebskötter, Olga, Konzertfängerin, Wien, 1914.

Lichtenstein, Fürstentum. — „Revolution in U—.  
 Ein Wiener ▼ Montagsblatt berichtete über eine schwere  
 Krise in U., wegen der Heirat des regierenden Fürsten  
 mit einer Jüdin, der Tochter des Wiener Barons Gut-  
 mann, eines der reichsten Kohlenfürsten. Darüber geriet  
 die christliche Bevölkerung in Aufruhr. Selbstverständlich  
 ist die Baronin katholisch getauft, doch lebt in den Lich-  
 tensteinern noch ein gesunder Rasseninstinkt, der für Ge-  
 schäftstausen nichts übrig hat.“ Eif. Wesen 1/8 1930. [f.  
 auch Nichtenstein△, Franz.]

Lichtenstein△, von und zu, Prinzen aus altem Ge-  
 schlecht (1143):

1. Philipp, 1837—01, Wien;
2. Aloys, \*1846, Wien (f. Breisach);
3. Friedrich, 1807—55, — alle 3 O ▼: 1. Fran-  
 ziska v. Todestlo; 2. Frau Johanna Haupt, geb. v.  
 Kintlosch; 3. Sophie Löwe. SW.

Lichtenstein△, Franz Paula Maria Karl August,  
 Fürst von, folgte 1929 (Eif. Wes. 2/8) seinem Bruder  
 (1840—29) in der Regierung und wollte noch mit 76  
 Jahren die in Wien und Budapest wohl bekannte, 50-  
 jährige Frau von Erbs, vermittelte Frein Elsa ▼ Gut-  
 mann heiraten, aus dem Geschlecht der durch Kapi-  
 talien, Kohlen, Eisen und verschiedene Palais bekannten  
 Wiener Barone. Da der Fürst in Osterreich und der  
 Tschechoslowakei viel liegen hat, würde nach seinem hal-  
 digen, durch die neue Ehe voraussichtlich beschleunigten  
 Abgang die glückliche überlebende Witwe die reiche Hin-  
 terlassenschaft leicht in die Hände der Gutmänner Wan-  
 ten spielen können. Die am 23/7 1929 in Lainz geplante  
 Hochzeit fiel aus, weil einige ehrliebende Adelskreise sich  
 über den alten Freier entrüsteten: „der verstorbene  
 Regent hätte sich sicher dieser Sünde wider das Blut wi-  
 derseht und dem Bruder mit Enterbung gedroht, falls  
 der diese Jüdin heiratete“. „Franz!“ empörte sich aber

seinerseits wieder über die Verwandten, um dann die to- schere Braut in Baduz oder in der Tschöchel zu heiraten.

Nach der Hochzeit (Angriff 19/2 1929) erschienen gleich Briefmarken mit dem Kopf dieser ersten und ein- zigen jüdischen Regentin der Welt, der ehemaligen Koh- lenhändlerstochter aus dem Ghetto zu Leipzig, geb. Gutmann, verw. Erbs.

Liefmann, Harry, \*1877, Dr. med., Ud, Halle a. d. S.

Liefmann, Robert, Dr., ao. Uß (Finanz), Freiburg i. B. \*1874 Hamburg. E: Semmy L. // Cassel. B: Kar- telle und Trufts, 2. U., 1910; Geld und Gold, ökon- omische Theorie des Geldes. Darin versucht L. mit gro- ßem Sarm seine eignen, alten Klugeleien als neue Theorien hinzustellen, die zum größten Teil unbrauch- bare Ableger des Nominalismus sind. Die Schrift strotzt von Überhebung, indem L. fast auf jeder Seite anerkannt nichtjüdische Geldtheoretiker verschiedener Länder, ohne die sein künstlicher Bau nicht bestünde, ohne den Versuch einer Widerlegung nur mit einer Handbewegung oder, wenn's nicht anders geht, mit Frechheit abtut.

Liegut. Ostern 1892 waren unter 7 städtischen Gym- nastialabiturienten 5 Vollblüter, 1 Halbbblüt und 1 Nichtjude. Direktor Dr. Gemoll erklärte auf einem Aktus in der Aula, nachdem ihm deutschböhmische Äuße- rungen eines Sekundaners zu Ohren gekommen waren: „Ein Schüler, der antisemitische Gefinnungen hegt, ist moralisch nicht reif, um das Abiturientenexamen machen zu können.“ Wir sind wohl noch nicht ganz so weit wie in diesem Werturteil, sonst wären unsre Mit- arbeiter und Gewährsleute nicht alle Doktoren und gar Professoren geworden.

I. Recht und Verwaltung: Cohn, Heinz., Stadtverordn.-Vorst., E; Dresdener, Mag. RA, Gold- berger Str. 14, E ) BB; Dzikan, RA; Elufsch, Alf., Ref., E; Fronzig, Mag. RA, E ); Meyer, JM, ); Bid, Arth., RA, E ) BB; Reisner, RA; Sochaczewski, Stadtrat, E ); Warshauer, Erich, RA, E.

II. Medizin: Cohnheim, Wilh., Dr., O 1870 —; Fuchs, Dr., E; Groß, Dr.; Joachimczel, Herm., Dr., E ); Königsberger, Paul, Dr., Goldberger Str. 10/11, E ); Kretschmer, SM; Leske, MA, Kreisarzt; Löwenheim, Bruno, Dr., E ); Prechner, Berth., Zahnarzt, Gold- berger Str. 3, E; Süßmann, Dr., Kreis-Assistenzarzt.

III. Sonstige Wissenschaften: Groß, Lud., Dr., ); Weichmann, Wilh., Dr., ); Wohlauer, Otto, Dr., ).

IV. Bank, Handel und Industrie: Wacher, Erich, i. Fa. Wacher, Burgstr. 7, E; Cholke, Kürschner- meister, E; Cohn, Jul., i. Fa. J. & P. Cohn, E; Fränkel, J., Bankvorsteher, E; Pinczomer, J. J., Leder- handlung, E ); Reich, J., Fabrikant, E ); Wittenberg, Rich., Kfm., Tuch- und Wadstln en gros, E. — WM.

Lielienthal, Th., Verfertiger und Patentinhaber für hygienische Frühstückbeutel, Bahstr. 3, Charlottenburg; vgl. SM Dr. Nathan Rosenthal. 1914.

Liemann, M., Bücher-Versandhaus, Berlin E 25, Prenzlauer Str. 46, gegr. 1888. Inh. Jos. L.; Profurist: Leo L. und Leopold Kasz.

Lieme, N. de, Bionist, Haag. 1913.

↓Lienau, Robert, Berlin. JbM 1913: „In dem von der bekannten Schlesingerschen Buch- und Musikalien- handlung Berlin herausgegebenen Opernführer zu Richard Wagners „Meinold“ befindet sich in der Einleitung folgendes: Inmitten des jammervollen Weltzustandes, von dem anlässlich dieses unerhörten Mei- sterwagnisses die stark vom foetor Judaicus (üblen jü- dischen Geruch) umnebelte deutsche Presse und das durch diese amüsierte deutsche Philistertpublikum befallen wor- den waren, ist der Wahrertheer Schöpfungsgebände da- mals doch zur Tat geworden usw.“ — Ich habe Gelegen- heit genommen, den Inhaber der Musikhandlung Herrn Rob. Lienau auf diese häßliche antisemitische Stelle auf- merksam zu machen mit der Bitte, bei einer Neuauflage des Buches diese Stelle zu streichen resp. abzuändern. Dies wurde mir von Herrn Lienau in freundlichster Weise zugesichert, und mit Worten des Dankes bat er mich zugleich, ihm eventuelle ähnliche Fälle zwecks Ande- rung sofort mitzutheilen.“

Dieses Entgegenkommen ist so heftig, ungewöhnlich und parteilich, daß wir um Auskunft über die Klasse des Herrn L. bitten. WM.

↓Lienhard, Friedrich, Literat, Prof. Dr. h. c. \*1856 Elßaß — 28 Elßenach. Anhänger Ku. Steiners (sb), Leug- ner der Rassenfrage, eine Zeit lang Schriftleiter der DB Berlin (vgl. Nachruf in DB 1/5 29), Gefinnungs- genosse des Grafen Keyserling.

B: „Naphthal“, Dr. das ursprünglich Moses und den Auszug aus Agypten behandelte. Nach E. Wachler (sb) (Hammer, Juni 29) „bieten seine dramatischen Bruch- stücke, wie „Spartatus“ ungehobene Schätze“. Zuleht gab L. die Zeitschrift „Türmer“ heraus.

Eigenartig gespaltene Erscheinung: „Wenn man sich z. B. hat paßen lassen durch die Aufführung seiner „Schwertweih“ durch die Spielschar des ehemaligen Frei- korpsführers Kockbach, so kann man nicht annehmen, daß das nicht aus dem tiefsten Innern des Verfassers, sondern nur aus dem Intellekt entsprungnen sein sollte.“ Dann kann man auch nicht verstehen, wie derselbe Mann im Verein mit ▼RA Cohn, Berlin (Boss. J.), Dr. Herbert ▼Hirschberg und Davidsohn, Dir. einer jüdischen Filmgesellschaft, dem ▼Kammler, Synodus des Zentralvereins in Erfurt, dem Abg. Dr. Kieß (sb), dem Landesrabbi Dr. ▼Wiesen einen persönlichen Kampf gegen Dr. ▲Dinter mitmachen konnte, der von den Juden mit den gemeinsten Verleumdungen geführt wurde, die L. sich leider zu eigen machte. Die Erklärung sehen einige in L.'s Klasse, die im Äußerem scharf zum Ausdruck kam.

Daß der Verfasser der „Schwertweih“ den Steiner, Muder mann und Graf Keyserling „deutsche Dichter und Denker“ nennen kann, ist nur zu erklären, wenn man weiß, daß die im „Türmer“ seit L.'s Herausgeberschaft vorordmenden Ausdrücke: „Bau am deutschen Dom“, „edles Menschentum“, „Menschheitsideale“, „helfende Liebe“, „Weltendom“, „Weltenbaumeister“ usw. Frei- maurer-Erkennungs- und Pashworte sind. Wir wollen hier nicht auf die zur persönlichen Abwehr geschrie- benen Angriffe Dinters eingehen. Sie sind im „Geist- christentum“, Heft 1 und 7/8 enthalten.

Lienhard, D. = Leonhard Freund.

Liefmann, Godfrey, Dr., Landgerichts-Dir., Berlin, Kankestr. 16. O △. 1914.

Liefmann, Heinz, Literat, \*1905, Hamburg, erhielt für seinen Roman „Die Hilflosen“ den vom Verlag Harper & Brothers, London und New York, ausgeschlehten Sonderpreis von 2000 M. Das Werk erscheint bei Rüt- ten & Loening, Frankfurt a. M.; die englische Ausgabe bei Heinemann, London, die amerikanische bei Harper & Brothers, New York. JPB 11/4 1930. Damit ist Liefmann unter den Nichtjuden „gemacht“.

Liefmann, Hugo, Dr. med. et phil., Uß; \*1863, Berlin. B: Delirien der Alkoholisten 95; Ideenflucht 04. DWe 10, 10. — L. ist Uß für Psychiatrie. E: Rentier Louis L. — Berlin, Fasanenstr. 14.

Liefmann, Moritz, Dr. jur. et phil., o Uß, Kiel, Moonstr. 2. \*1869 Danzig. B: Rechtsphilosophie von Rousseau; Duell und Ehre; Fahrlässiger Falscheid des Zeugen. Deg. 6.

Liefmann, Moritz, 1870—28 (Bremer Nachr. 28/8), Uß (Kriminalpolitik), Dr., Gegner der Todesstrafe, Straf- rechtler. — WM.

Liefmann, Paul, schmerreicher Amtsgerichts- rat a. D., Philanthrop, Charlottenburg. Er machte als Mosaisk keine rechte Justizkarriere und wurde dann als Politiker zusammen mit dem Jatho-Verteidiger Traub Abgeordneter des Kreises Teltow.

Er stellte als „Vorstand der Volkstaftee- und Speise- hallen-G.“ 15 000 M. zu unentgeltlicher Verabreichung von Lebensmitteln usw. an ausrückende Mannschaften auf den Bahnhöfen zur Verfügung. Diese Notiz lief 2/8 1914 durch die ganze Presse, so daß L. der Ruhm blieb, der erste in diesem Wohlfahrtswerk gewesen zu sein. WM.

Liefmann, Wilhelm., Dr., ao Uß (Geburt), Dir. des Instituts für Frauenkunde und der Klinik und Entbin- dungsanstalt, \*1878 Danzig. E: Kfm. Leopold ▼L. //

▼Wiesenthal. — Berlin W 15, Fasanenstr. 41. — Informationsbriefe 182, 1930.

Liepmannsohn, Leo, 1840—16, Antiquar, Berlin. „Er hatte sich 66 in Paris etabliert, war dann 70 durch den Krieg gezwungen, sein gutgehendes Geschäft zu verkaufen und gründete 74 ein Sortiment für ausländische Literatur mit Antiquariat Ede Behrens- und Markgrafenstraße in Berlin. Später verkaufte er ersteres und schuf das Antiquariat für Musik und Autographen, auf welchen Gebieten, auch für die neuesten, der alte Liepmannsohn Autorität war. Er war von kleiner belebter Gestalt, etwas watschelnd und in seinen letzten Jahren mit Asthma kämpfend, und trotzdem unermüdlich rauhend. Kluge, bewegliche Augen blinzelten aus dem rosig gefärbten Gesicht mit kurzgeschnittenem Vollbart, die mächtige Platte von kurzgeschorenen weißen Härchen umrahmt. Er liebte Geselligkeit und war ein amüsanter Gaufeur, gern von vergangenen Zeiten erzählend; im intimen Kreise erklang auch bisweilen sein meisterliches Klavierpiel. Ich habe technisch vollendet Chopin von ihm spielen hören, ohne daß er die geliebte Zigarre dabei ausgehen ließ. Ein äußerst kenntnisreicher Antiquar und lebenswürdiger Mensch, trotz eines gewissen Sarkasmus. Das Geschäft wurde von seinem Mitarbeiter Otto Haas erworben und wird von dem Nachfolger in derselben Weise auf gleicher Höhe gehalten, wie die erfolgreichen Auktionen beweisen“, berichtet ein ▼Freund des L. im „Buchhändler-Wörterblatt“, 1916.

Lier, Jacques van, Violoncellist, Berlin. \* 1875 Haag. Die Familie stammt aus Portugal [Marane?]. E: Rfm. v. L. // Vina Coen. O; geschieden. K: Felicia 02. Deg. 8.

Liesegang, △?, Kapf. Ed. (A. Gehlheim; Rafael Ganga; Julius Rafaele; Ahriman). \* 1869 Elberfeld. O 1. ▼Schwester des „Kunstmalers“ Ernst Stern, Düsseldorf; gesch. 2. ▼Wöllhausen, gebor. Josephsohn. In Düsseldorf lebte er, viel ange schwärmt, bis 09; er ging dann nach München; er schrieb Monismus, 92, und anderes höchst Unverständliches.

Liesefeld, Otto, Düsseldorf. O ▼Wally Hanau. K: Herbert, \* 1913.

△Lieste, Julius, Mörder, 1883, Schüler ▼Friedr. Aug. Reinsdorfs (Sd).

Lieffin, A., ChM: jiddische Monatschrift „Zukunft“, New York, JPB 17/5 1929.

Liffschitz, Feitel, Dr., Ud, Bern, Schweiz; „rapid berühmt werdender, geistreicher Gelehrter“ aus Rußland, sagte der Samstag 9/3 12.

Lu. Geiger, Uzi: „Im Großen Rat des Kanton Bern erreichte bei den Einbürgerungen, bei denen wiederum verschiedene jurassische Gemeinden durch ihre gewerbsmäßige Praxis auffielen, einzig Dr. Liffschitz, Dozent an der Universität Bern, ein geborener Russe, die erforderliche Zweidrittelmehrheit nicht.“ — s. Alexander Lipschitz.

Liga der freien Liebe in Petersburg, eine ursprünglich studentische Vereinigung, machte um 1900 von sich reden. Die weiblichen Mitglieder zählten 20—25 Jahre, die Männer 30—45; Juden überwogen! Nach Debatten über geschlechtliche Fragen, mit Wein und Schnaps, begaben sich die Damen und Herren je in einen Sonderraum, um sich zu entkleiden oder zu baden. Nach einer Stunde rief der Ordner nach seiner Wahl in Zwischenräumen je eine Dame und einen Herrn in den zum Liebesparadies umgewandelten Saal, ohne die endgültige Gruppierung der Paare entsprechend beeinflussen zu wollen. In der folgenden Stunde war alles erlaubt. Nach abermaliger Pause erschienen die Dargestellten in luxuriöser Unterwäsche. —

Eine unschuldigere Vereinigung „Internationale Frauenliga für freie Liebe“ wurde 1911 von Mailand aus propagiert. Sie wandte sich an unverstandene Ehefrauen, kam aber über die Anbahnung platonischer Verhältnisse nicht hinweg. Selbst Behörden lehnten die strafrechtliche Verfolgung ausdrücklich ab. — W. L., S. 585.

•.▼Liga für Menschenrechte. Die L. f. M. ist eine der wesentlichsten jüd.

Spezialorganisationen zur Entnationalisierung der Völker, besonders aber des deutschen Volkes, und zur Erreichung der jüd. Weltherrschaft (s. Landesverrat). Ihr Hauptziel ist, ein Paneuropa unter jüd. Oberherrschaft zu schaffen. In Deutschland hat die L. f. M. folgende Aufgaben: 1. Bekämpfung sämtlicher völkischen Organisationen, 2. Bekämpfung der Wehrmacht und der Wehrverbände, 3. Bekämpfung des Wehrgeistes und =willens durch Zerfetzung des deutschen Volkes. Deutschland würde dann für immer auf eine Befreiung und einen Wiederaufstieg verzichten und zu einem willenlosen Sklavenvolke, zu einer Provinz Paneuropas werden, deren Einwohner für das auserwählte Volk ganz besonders hart fronden müßten. Die hochentwickelten arischen Deutschen würden zu stumpfen Arbeitstieren des jüd. Weltgeldes herabjinken.

Die L. f. M. ist also eine internationale Spitzelzentrale gegen Deutschland. Mit glühendem Haß bekämpft sie alles, was völkisch denkt und fühlt. Um das Volk zu spalten und den Haß gegen die Fürsten wachzuhalten, brachte sie den Deutschen das Volksbegehren über die Fürstenenteignung. Mit demselben Haß verfolgt sie unsere Reichswehr, verdächtigt und denunziert sie dem Auslande mit Märchen über geheime Rüstungen, geheime Waffenlager usw. Dieselben Lügen und Verleumdungen verbreitet sie über den Stahlhelm und die Nationalsozialisten. Jeder aufrechte Deutsche ist ihren Giftpfeilen ausgesetzt. Mit besonderem Haß verfolgte sie die Feme Richter. Auch die sogenannte Republikanische Beschwerdestelle, die die Republik zu schützen glaubt, indem sie kleinlichsten und gehässigsten Denunziationen nachgeht, haben wir der L. f. M. zu verdanken.

Um Deutschland sittlich und moralisch zu zerfetzen und seine Volkskraft zu vernichten, bereitete die L. f. M. ein Volksbegehren gegen den Abtreibungsparagraphen vor. Wie gefährlich die Liga gerade auf diesem Gebiete ist, geht daraus hervor, daß eines ihrer prominentesten Mitglieder Prof. Magnus ▼Hirschfeld (Sd) ist.

## Viga für Menschenrechte

Auch in Frankreich hat man die Viga richtig erkannt. So schreibt „*Ami du Peuple*“ 9/1 1929, Fettdruck: „Sie untersteht einem „Ungarn“ aus Budapest, dessen Vater ein „Dtscher“ war, und der in einen „Franzosen“ verwandelt, sich mit der Bande Hanau = Bloch = Pollak = Weil = Gurfein usw. vereinigte. Die Viga möchte die Rolle des Jakobinerklubs spielen, sollte aber zuerst mal eine Liste ihrer Anhänger, besonders ihrer Treiber veröffentlichen, damit das französische Volk die Grotten à la Bela Kun = Basch! erkennen.“

Robespierre schädte als guter Republikaner diese Eindringlinge aufs Schärfste. — Wir sind geduldiger und geben ihnen vorerst den Rat, in die fremden Höhlen zurückzukehren, die sie nie hätten verlassen sollen“. Weltkampf April 1929.

Frankreich ist also der Hauptsitz der V. f. M. Die Filialen in Dtschld, Polen, Österreich, Belgien, Bulgarien, Spanien, Ungarn, Rumänien, Portugal, Tschechoslowakei, Schweiz (Sektion Genf der französischen Viga) und anderswo, gehen von der 1900 in Paris gegründeten „*Ligue pour la Défense des Droits de l'Homme et du Citoyen*“ aus, die in Frankreich 150 000 Mitglieder in 1000 Ortsgruppen hat und 22 einen „Weltbund“ in Paris gründete, allwo 27 auch ein internationaler Kongreß abgehalten wurde.

Diese „Viga“ wird von einem „Comité Central“ mit 52 Mitgliedern geleitet, darunter 21 Freimaurer und 5 Mitläufer, die häufig in den Logen reden. Der Präsident Fernand Buisson, auch Präsident der Deputiertenkammer, ist Mitglied der Loge „*Amis des Allobroges*“. Im gehorchen als Mitglieder:

Professor Aulard, stellvertretender Vorsitzender;  
Barthelemy, Professor am Lyceum von Mayenne;  
Bessard, Edmond, Generalsekretär der Latenmission, Freimaurer des 33. Grades, Mitglied des Grand Collège des Rites;

Bon, Jean, städtischer Beamter, Mitglied der Loge „*Voltaire*“;

Buisson, Georges, Generalsekretär des Syndikates der Angestellten, Mitglied der Loge „*La Raison*“;

▼ Brunschwig, Léon, Professor an der Sorbonne;  
Chenevier, Albert, Generalsekretär der öffentlichen Fürsorge;

Langevin, Paul, stellvertretender Vorsitzender, Professor am Collège de France, Mitglied der Loge „*Philosophie Positive*“;

Collier, Professor an der Kunstgewerbeschule in Lille;  
Delmont, Alcide, Deputierter, Mitglied der Loge „*Des Frères Unis Inseparables*“;

Douce dame, Rechtsanwalt, Mitglied des Generalrates für das Aisne-Departement, Mitglied der Logen „*Phare Soissonais*“ (Soissons) und „*Libre Pensée*“ (Paris);

Gamarb, Henri, Deputierter, Mitglied der Loge „*Jerusalem Ecossaise*“;

Glah, Emil, Lehrer, Mgl. der Loge „*Etoile Polaire*“;

▼ Grumbach, Redakteur am „*Quotidien*“;

Martinet, L., Mitglied der Loge „*La Prévoyance*“;

Desjinger, Sekretär des Bürgermeisters von Straßburg, Mitglied der Loge „*Des Amis de la Patrie*“;

Renaudel, P., Deputierter des Bar-Bezirks;

Rucart, Marc, Chefredakteur der Zeitung „*République des Vosges*“;

Sicart de Blauzolle, Doktor der Medizin, Professor am Collège Libre des Sciences Sociales;

Victor-Meunier, Lucien.

Die 5 Mitläufer der Freimaurerei heißen:

▼ Basch, Victor, Vorsitzender des „*Comité Central*“, Professor an der Sorbonne;

Godard, Justin, Senator des Rhone-Departements;

Lafont, Ernest, Deputierter;

▼ Boncour, Paul, Deputierter, Vertreter Frankreichs in den Sitzungen des Völkerbundes;

Pioch, Georges, Schriftsteller.

Außer Brunschwig, Grumbach, Basch, Boncour Guthof [Gutherz] sind gewiß noch viele Mitglieder des Comité central jüdisch. Daß die Viga ausführendes Organ der Loge ist, beweist der Bericht über den Konvent des „*Grand Orient de France*“, 1923. S. 303: „In den Gruppen, denen die Freimaurer außerhalb der Loge angehören, spielen sie die Rolle eines Verbindungsgliedes und erreichen, im Hinblick auf eine gemeinsame politische Aktion, die Herstellung von bisher ungehofften Annäherungen. Unter ihrer Agide hat sich eine Arbeitsgemeinschaft gebildet, die sich vorgenommen hat, die Erziehung der Bürger durch volkstümliche Konferenzen zu vervollständigen, die gemeinsam von der Loge, der Viga für Menschenrechte und dem Freidenkerbunde veranstaltet werden.“

„*Grande Loge de France*“ amtliches „*Bulletin*“, März 1923, S. 60: „Das Werk der Viga ist die Verwirklichung der Grundsätze, die in den Logen aufgestellt werden.“

Luigi Campolonghi, Sekretär der italienischen Viga, erklärte diese auf dem Internationalen Kongreß, Paris 1927, für die hauptsächlichste antifaschistische Organisation, die Sektionen in Frankreich, Brasilien, Argentinien und in der Schweiz besitze: „Sie beschäftigt sich mit antifaschistischer Propaganda



und organisiert zahlreiche Versammlungen“.

Die österreiche Viga ließ auf dem Pariser Kongreß durch ihren Sekretär Dr. Szende verkünden, daß sie sich „dem Kampfe gegen den Faschismus“ widme und wichtige Kundgebungen „gegen den weißen Terror in Bulgarien und Rumänien“ veranstalte, auch für Sacco-Banzetti demonstriert habe.

Die dtische Viga ist aus dem „Bunde Neues Vaterland“ hervorgegangen.

Der 1929 (DZ 21/2) in Leipzig gewählte Vorstand der dtischen Abteilung bestand aus:

Dr. Oscar Cohn (Empfänger der Bolschewistenmillionen, mit denen die Revolution finanziert wurde); Arthur Politzker; Dr. Walter Lewinthal; Dr. E. J. Lehmann-Rußbild (Hauptkronzeuge der Franzosen für dtische „Geheimrüstungen“); Kuczynski (Vater der Fürstenteignung); Hella v. Gerlach; Schwarzschild; Finkleburg und Löwenthal (2 Säulen der Justiz in Moabit); Georg Bernhard; Karfen; Bimt; Dr. E. J. Gumbel; Dr. Siegfried Kameron; Prof. Anna Siemsen (geb. Simonsohn); Dr. Kurt Tucholski; Graf Emil Wedel.

#### „Politischer Beirat“ u. a.:

Prof. v. Aste; Prof. Albert Einstein; Prof. Eßtuchen; Ministerialdirektor Falkenberg; Prof. Rudolf Goldscheid; Engelbert Graf; Prof. Dr. Solde; Polizeioberst a. D. Lange; Walter Voeb; Heinrich Mann; Freiherr v. Schönai; Toni Sender; Prof. Singheimer; Ernst Toller; Prof. Weitwalentin; Frau Dr. Wegscheider; Arnold Zweig.

#### 1927 bestand der Vorstand aus:

Dr. Alfons Goldschmidt; Prof. Magnus Hirschfeld; Dr. Paul Levi; Erich Mühsam; FR Johannes Werthauer.

#### Andere prominente Mitglieder sind:

Prof. Felix Halbe; Dr. phil. Helene Stöcker; Dr. jur. Siegfried Weinberg.

Die dtische Viga hat einen „Gegenentwurf“ zur Strafgesetzbvorlage ausgebreitet, die von 4 Barbareien zeuge: Todesstrafe, Arbeitshaus, unter Umständen lebenslängliches Zuchthaus für aktive Pazifisten, welche in Beziehung auf einen drohenden Krieg ihre Pflicht tun und seinen Ausbruch zu verhindern suchen, und endlich die schwere Freiheitsstrafe für das Unterfangen, ohne Schädigung eines dritten über den eigenen Körper zu verfügen, oder über den Körper anderer voll einsichts- und willensfähiger Menschen mit deren freier Zustimmung. Der Gegenentwurf verlangt fast stets Streichung oder Milderung der Strafen bei: Abtreibung, Ankündigung von Abtreibungsmitteln, Nötigung zur Unzucht, Notzucht, Schändung, Unzucht mit Kindern, Verführung,

Nötigung Abhängiger zum Beischlaf, Blutschande, Unzucht mit minderjährigen Pflegebefohlenen, Unzucht unter Mißbrauch der Amtsstellung, Unzucht zwischen Männern, öffentliche Bornahme unzüchtiger Handlungen, unzüchtige Schriften und Abbildungen, Sachen zu unzüchtigem Gebrauch, Auforderung zur Unzucht, Kuppelei, Frauenhandel, Kinderhandel, Zuhälterei, Doppellehe, Ehebetrug, Ehebruch, gemeinschädliches Handeln bei Ausübung der Unzucht.

Die Viga, deren Handeln eine Barbarei an der Zukunft aller Völker darstellt, möchte jedes Nationalgefühl bestrafen. BB 30/10 1927; DZbl 14/6 28. Sie bemüht sich auf dem ganzen Erdenrund für jüdische Mörder und Verbrecher. Vgl. Hammer Nr. 662.

Durch ihr Eintreten für Schwarzbart, Sacco-Banzetti, Trocki ist die Viga für Menschenrechte zur Schutzpatronin jüdischer politischer Attentäter geworden. Das Mitglied des Zentralkomitees, Barthélémy, sagt auch deutlich, daß sie in der Rolle einer überstaatlichen Macht das judomaurerische System der Internationalisierung unbedingt nötig hat und sich bewußt außerhalb und über die staatliche (profane) Volksverfassung stellt: „Die politischen Persönlichkeiten sollten vom Zentralkomitee wie von den Sektionsbüros ferngehalten werden... Die Viga ist eine rechtliche Übermacht (super-pouvoir judiciaire), sie muß von der legislativen wie von der exekutiven Gewalt vollkommen unabhängig sein“. WR 68.

Daß die V. f. M. nur für alljüdische Interessen kämpft und die Versklavung des deutschen Volkes mit allen Mitteln aufrecht zu erhalten versucht, beweist folgendes: „In dem Beleidigungsprozeß der Deutschen Friedensgesellschaft gegen die „rote Fahne“, die die Pazifisten beschuldigt hatte, 50 000 Franken Bestechungsgelder erhalten zu haben, machte gestern Dr. Hiller, ein früheres Mitglied der Deutschen Friedensgesellschaft unter Eid die auffeherregende Aussage, daß die Deutsche Friedensgesellschaft und die Viga für Menschenrechte vom Ausland Gelder erhalten hätten.

Er könne unter seinem Eide bekunden, daß eine Abteilung der Deutschen Friedensgesellschaft ausländische Gelder erhalten habe, bei denen man den starken Verdacht haben müsse, daß sie Regierungsgelder seien. Diese Abteilung bestehe aus Mitgliedern der Deutschen Friedensgesellschaft und aus Mitgliedern der Liga für Menschenrechte. Auf ganz raffinierte Weise sei ihr französisches, tschechisches und polnisches Regierungsgeld zugeflossen. Der Vorsitzende der Liga für Menschenrechte, Schwann, sei ein Dußfreund von Professor Förster (sd) und erhalte von diesem aus Frankreich Zuwendungen. Schwann sei übrigens Mitarbeiter der Zeitschrift „Das andere Deutschland“ und unterschreibe seine Artikel mit dem Pseudonym Hans Tiefbauer.

Auf die Frage des Vorsitzenden, welche Zwecke die französischen, tschechischen und polnischen Gelder haben sollten, erklärte Dr. Hiller, daß die französische und polnische Regierung mit ihrer Hilfe in Deutschland die Theorie von der Weltanschuld Deutschlands an dem Weltkrieg fördern wollten, weiter, daß eine Politik gegen die Reichswehr getrieben und daß dafür Propaganda gemacht werden sollte, daß der Versailler Vertrag erhalten bliebe und Deutschland auf die Rückgabe des polnischen Korridors verzichte.

Dr. Hiller schloß seine Ausführungen u. a. damit, daß er erklärte, daß die Deutsche Friedensgesellschaft sich durch die Zuwendungen, die ihr von Frankreich, Polen und der Tschechoslowakei zugeflossen seien, von diesen Regierungen abhängig gemacht und sich dadurch verpflichtet habe, die antipazifistische Richtung Frankreichs niemals zu kritisieren.“ Mitteldtsche Zeitung Nr. 244; 17/10 30. Vrgl. auch Mensch.

**Liga für Völkerbund.** Für den Kelloggpaß wurde in den evangelischen Kirchen Deutschlands gebetet, allen voran in Berlin, wo Dr. Dibelius den Ton angab. Und mit ihm die anderen im „Evangelischen Ausschuß der Deutschen Liga für Völkerbund“ sitzenden Theologen: Prof. D. Deißmann, Berlin-Wilmersdorf, Superintendent Diestel, Berlin-Nichterfelde, Dir. D. Falltrug, Berlin-Dahlem, Lic. Theol. Hinderer, Berlin-Steglitz, Superintendent Kneip, Berlin-Steglitz, Oberkonsistorialrat D. Lang, Berlin-Wilmersdorf, Prof. Dr. Ju. Richter, Berlin-Steglitz, Oberkonsistorialrat D. Schreiber, Berlin-Steglitz, Prof. D. Siegmund-Schulze, Berlin, Präsident D. Spieder, Berlin-Grünwald, Generalsuperintendent D. Wiets, Berlin.

Vgl. „Aufgaben und Organisation der Deutschen Liga für Völkerbund“. D. Tgbl. 28/8 1928.

**Sigeti, Josef, Gefängnisarzt, Budapest. — Ro.**

**Siguori, Alphons, Maria de, Dr., S. J., Kommentator Rufensbaum's (sd), 1696—1787; 1816 von Pius VII. selig, 39 von Gregor XVI. heilig gesprochen und 71 von Pius IX. unter die Kirchenlehrer aufgenommen, verfaßte eine „Theologia moralis“ (Prato, 1839), die, auf Jesuitenlehren fußend, von späteren Jesuiten, darunter auch von Gury, tüchtig ausgenützt wurde. Einer vernichtenden Kritik unterzogen den Siguori raffisch Friedrich Bernhard Marby im „Eigenen Weg“, und, moralisch-völkisch, Frau Dr. Mathilde Lubendorff in ihrer Schrift „Ein Blick in die Morallehre der römischen Kirche“ (München 1929, Lubendorff's Volksmarie-Verlag).**

Siguori, seinem Schädel nach sicher jüdischer Abstammung, war Stifter des Redemptorischen oder Sigurhanerordens, welchen E. Windthorst einen Abklatz des Jesuitenordens und von allen den Jesuitenorden betreffenden Anklagen ebenfalls betroffen nennt. Siguori verwirft auch nicht den Beischlaf mit dem Beichtkinde: „Die Frage ist, ob der Beichtvater, der mit einer geistigen Tochter (Beichttochter) bei Gelegenheit der Beichte eine Sache hatte, dies in seiner Beichte angeben mußte? Antwort: Die mehr probabile Meinung verneint dies.“ Und diesen Mann pries Papst Pius IX. als Bahner eines sicheren Weges, „auf welchem die Führer der Seelen der gläubigen Christen ungehindert einerschreiten können!“ In seinem apostolischen Briefe vom 7/7 1871 erklärte derselbe Papst, die Wücher des Siguori können auch „öffentlich in Gymnasien“ zitiert und vorgelesen werden. Dabei hat Pater Chiniqui, der aus der römisch-katholischen Kirche austrat, in seiner erschütternden Schrift „Priester, Frau und Ehrenbeichte“ (Barmen, 1889) die grauenhafte Tatsache erzählt, daß von 200 römisch-katholischen Priestern, denen er die Beichte abnahm, 179 aus freien Stücken beichteten, daß sie sich mit ihren Beichtkindern vergangen hätten. — W. R., Mai 1930.

Um die Konfessionen in Dtschld unter sich zu verhehen, vermies die Presse Ende des 19. Jh.'s auf die „gemeine“ Sexualpädagogik des Siguori — von ihrer Seite aus doch ohne Grund, denn „die rabbinische Literatur“, bekennet Sombart (S. 275) nach eingehendem Studium des talmudischen Eherechts, „berührt sich auf das engste mit der geilen Beichtstuhlerotik eines Siguori und Konferten einerseits, mit der — Puritaner-moral andererseits“. Man wolle aber beachten, daß D.'s Schriften doch nur für die Geißlichkeit berechnet sind, die nach bestem Wissen und Gewissen Fragen daraus doch wohl nur dann stellt, wenn sie Sünden vermutet, während der älteste Talmud, als Lesebuch der ganzen Judenheit immer von neuem diese und dadurch unmittelbar alle Welt vergiftet.

**Lilie, Moritz (M. v. Chemnitz; Woldegar Berndt; Moritz Rose). \*1835, Chemnitz. B: Freiligrathfeiler 67; Wallfahrt nach Lourdes, humor. satir. Ep., 3. A.; Neuer Münchhausen; Aus engen Mauern; Sächsischer Nizza, 2. A. 92. Kl 16.**

**Lilien, Ephraim, Mose, ben Jaacob-halohen, zionistischer Maler, Radierer, Charlottenburg, Sybelstr. 36. \* 1874 Drohobycz, Galizien. G: Drechsler Jaacob L.-Langermann. O 06 Helene, L. von M Magnus // Sophie Joel, R: Otto Magnus Jacob, 07; Hannah Paula Sophie, 11.**

L. besuchte „die Kunstschule zu Kraukau, dann pilgerte er nach dem Mekka der Maler, nach München, mit der Wokation im Herzen, ein Mohammed der neujüdischen Kunst zu werden. Allein dort fehlte ihm das nötige

Kleingeld für die Akademie.“ DWe 01,7. Bald geriet er als Symbolist unter die Mitarbeiter der „Jugend“ und des „Vorwärts“: „Ein Aristokrat der Seele, schüttelte er den Staub von den erdenschweren Füßen und wagt auf leichten Flügeln in schrankenloser Selbstentfaltung den Flug nach der Sonne der Erkenntnis.“ Reisen führten ihn nach Palästina. Er schuf ein Plakat des BZ, wobei er in 2 Frauengestalten, die 2 Ausgaben dieser jüdischen Zeitung darstellte, („die rote mit der Sonnenblume den Morgen, die dunkle mit dem wilden Mohn den Abend“) und wurde Exlibrist: „Auf dem Exlibris von Richard Fischer, dem sozialdemokratischen Reichstagsabg., sehen wir die stolze Freiheit, mit der Krone der Arbeit geschmückt. Die Edelsteine dieser Krone sind Hammer und Zange [Sichel?]. In das wallende Gewand sind Jacobinermützen (!) eingewoben, an seinen Rand Maiglöckchen, als Anspielung auf den 1. Mai. In der Hand hält sie die Fackel der Aufklärung. Um diese windet sich eine Schleife, deren flatternde Bänder die Namen der 5 Weltteile tragen. Auf 3 davon stehen die Namen derjenigen, in denen die Sozialdemokratie zu Hause ist, die beiden andern [Afrika, Asien] sind abgewandt. Eine Schwalbenschär, des hoffnungsgrünen Frühlings frohe Verkünder, umflattert die Figur, deren Hintergrund wieder die verschiedenen Symbole der Arbeit aufweist.“

Als rassebewußter Jude, der voll Verachtung vom „Tiergartengemauerschel“ spricht, soll L. in Berlin eine hebräische Kunstgewerbeschule eingerichtet haben. Auch im Buchschmuck tat er sich hervor und illustrierte Bories v. Münchhausens „Juda“, einen jüdischen Almanach; Lieder des Ghettos, von Morris Rosenfeld; Gabriele d'Annunzio; das hohe Lied; Jerusalem; Bücher der Bibel. Vgl. Liliens „Werk“, von St. Zweig; Beitrag zur Geschichte der Zeichenkunst, von Dr. Regener. Über L. spricht auch Alfred Gold in Hubers „Jüdischen Künstlern“. Danach bezog L. die Akademie in Wien, denn „die alten Akademien, die Märtyrerstätten der wirklichen Talente, fristen ja noch immer ihr träges, schädliches Dasein. Im-

mer wieder fällt ihnen einer in die Arme, den es drängt, nach der Aufmunterung durch die großen, leuchtenden Muster der modernen Malerepoche Eigenes zu geben; immer wieder kämpft er den Antaeuskampf mit der Riesenmacht der Tradition, der Professoren, des offiziell begönnernden Unverstandes. Die „Jugend“ veröffentlicht Kopf- und Handzeichnungen aus seiner Feder, und eine bayerische Arbeiterzeitung und später der „Vorwärts“ betrauen ihn mit Illustrationsarbeiten, die ihm auch materiell das Fortkommen in der schwierigen Übergangszeit erleichtern. Und was ich über den Menschen gesagt, als ich die jüdische Rasseeigenart in ihm und die spezifisch dtische Kunsthandwerkerart zu einer ganz neuartigen Einheit verschmolzen und versöhnt nannte, es wird durch solche Züge und solche Blätter (Schwarzweiß-Illustrationen) erwiesen. In einer seiner frühesten Arbeiten hatte Lilien den Zeiten des dtischen Bauernkrieges eine ganz reiche Buchillustration gewidmet. Bei solchem spätgotischen Thema lag der Stil der Dürerschen Blätter nahe, und der Illustrator des „Zöllners von Klausen“ hat ihn aufgenommen — sogar bewußt, denn das bekannte Medaillonporträt Karl V. und das von L. erfundene neue, beide dem Buche einberleibt, sind der Art nach voneinander kaum zu unterscheiden. Der Einfluß des dtischen Holzschnittstils liegt da offen zu tage. Im Buche „Juda“ vermählt er sich mit der dunkler gefärbten östlichen Rasse, aber daß er auch hier vorhanden und auch hier „dtisch“ ist, brauchen wir uns nicht zu verbergen, so sehr wir andererseits dem L.'schen Fundament eigene Wege zur Kunst zugestehen. — Wenn L. in einem seiner Rahmen alte Hebräerköpfe mit derselben scharf linierten, etwas starren und schwülen Feierlichkeit hinsetzt, in der sie uns aus älteren Bildern oder eigenen Vorstellungen vertraut sind, wenn er Grabmäler mit Bibelsymbolen schmückt und psalmitischen Trauerweiden beschattet, Tempelleuchter und Makkabäerlichter in stimmungsvollen Tapetenmustern nebeneinander setzt, so erweitert er mit alledem nicht nur die Ausdrucksmittel, sondern auch die Empfindungswelt,

die der bildenden Kunst sich erschließt.“  
 Wo 20/12 12: „L.'s Federzeichnung. Die lange Schar der jüdischen Väter wallt aus Rußland nach dem Westen. . . . Bangbärtige Greise, die Arme krampfhaft um die heilige Gesetzesrolle geschlungen. Weiße Taleffim umhüllen sie, und die vertrockneten Rippen murmeln zitternd Gebete. So ziehen sie aus, aus jenem Lande, in dem sie geboren, dem sie als treue Untertanen gedient, und das sie nun mit eiserner Hand her austreibt. Nur die Thora haben sie gerettet, den Glauben der Väter, alles andere wurde willkommene Beute brandschlagender Kosaken und durch Wudki gereizter Muschiks. Ein endloser Zug der Trauer und gebrochener Kraft. Markige sehnige Jungens, mit stämmigen Armen, bekleidet mit der Schirmkappe der russischen Soldaten. „Wohin, ihr Söhne?“ „Nach Osten, das heilige Rußland schickt uns!“ Das junge Judentum ward ausgehoben und zieht nach dem Osten. Rußland schickt seine Regimenter gegen Japan, die jungen Juden müssen mit, — Welch bittere Ironie des Schicksals, — kämpfen und streiten für „Väterchen“, der ihre Väter grausam verstößt. Der aufgehenden Sonne wanderten sie entgegen, der hageren Knochenmann bildet die Avantgarde. Grinsend schwingt er die Sense frohlockend über die große Zahl der billigen Opfer. So treffen sich die beiden Züge und man aller Rippen glaubt man zu hören: „Wohin?“ Und für alle gibt es bloß eine Antwort: Ins Elend, ins Verderben, in den sicheren Tod. So zeichnete L. die Schicksalstragödie der russischen Juden.“

L., in seinen Arbeiten urjüdisch, wirkt für alle, die nicht seines Blutes sind, ganz ungenießbar, weil eben ein Jude leider nicht imstande ist, Urjüdisches auch künstlerisch auszudrücken. Vielleicht eignet sich das aber auch gar nicht für eine künstlerische, sondern nur für eine knifflige Darstellung, wie im Talmud. L.'s überladene, krause Formspielerei wirken ebenso geschmacklos, verzerrt, kalt und unverständlich, wie etwa den Juden unser treuer Ludwig Richter verhaßt, christlich, d. h. unjüdisch, trocken und langweilig erscheinen

muß. Was L.'s Schnörkel, wehende Haare, Gräser, Dörner, Rauchwolken usw. alles sollen und sagen, geht niemandem zu Herzen, und wo L. Leben geben will, wirkt er abstrakt und töricht. So führte er den geradezu schrecklichen Einfall aus, als Bierleiste für eine Gedichtseite 27 Judentöpfe zu verwenden, wobei man nun unter seinen Bekannten nach den Modellen suchen mag; wir entdeckten z. B. darunter den alten Junz, Lina Morgenstern, Spinoza und Sabbatai Zewi, die wir schon aus andern Bildern schätzten.

Wahrheit 6/12 13: „Von der großen, von L. illustrierten, bei Westermann, Braunschweig, erschienenen Bibel Luthers, die bereits auf 3 Bände angewachsen ist, wurde jetzt eine gekürzte Ausgabe für Schulen, ebenfalls mit zahlreichen trefflichen Schwarzweißzeichnungen von L. veranstaltet“ . . .

„War denn wirklich im ganzen deutschen Vaterlande für die Illustration der Schulausgabe der Bibel Martin Luthers kein anderer Künstler zu finden, als dieser aus Galizien, der sich mit besonderer Vorliebe rühmt, daß einer seiner Vorfahren, Hersch Kadofsch, den Martertod für das Judentum gestorben sei.“

Lilien, Heinrich, Dr. phil., Gymnasiallehrer, \*1885 Przemysl, Ma: polnischer Zeitschriften, Buczacz, Galizien.

Lilien, Helene, Malerin, (Referent weiß nicht, in welchem verwandtschaftlichen Verhältnis sie zu G. M. Lilien steht) — fiel durch ein lebendiges Bild, einen blühenden Kaktus, auf“, JPB 11/4 1930. Cousine? WM.

Lilien, Kurt, Vaudeville-Schauspieler, Berlin. 1915.

Lilienblum, Moses Doeb, 1844 Romno — 10 Odessa; russischer Buchhalter und hebr. Publizist, der „in allen aktuellen Zeitfragen als Korpsführer marschiert, wenn es gilt, seine Glaubensbrüder zu vertreten“, Ko. Das ist ein Lob, das man doch garnicht besonders zu erwähnen braucht, sondern von vorneherein jedem Juden erteilen kann: es stimmt immer.

„Erst aufklärend in der litauischen Bewegung, wurde L. einer der kräftigsten Vertreter der jüdischen Nationalen und des Palästinizismus. Er wollte das talmudische Judentum dem Leben anpassen und kämpfte gegen den Rabbinismus, der die Rückständigkeit und Abgeschlossenheit der Ostjuden auf dem Gewissen habe; später befann er sich, gab der „politischen Unterdrückung und gesellschaftlichen Achtung“ seitens der Nichtjuden die Schuld, und verhöhnte die Assimilation als schrittweise Täufler.“ DWe 1910, 4.

W: Chatoth Neurim, Jugendsünden oder das Bekenntnis eines hebräischen Schriftstellers; Wien 76; Nehal Refaim, Gedicht über Kulturzustände der Juden in Rußland; Odessa 70. „Dieses Gedicht zählt als Kunstprodukt zu den besten Emanationen der hebr. Muse der Gegenwart und ist den hervorragenden poetischen Kunstschöpfungen der Herren Lebenssohn und L. Gordon gleichzustellen.“ Lippe 81.

**Lilienfeld**, JE, Hopetown, Südafrika. Dieser unfelge Jude mußte den ersten Rohdiamanten auf den Kimberleyfeldern finden und lockte dadurch die Rothschild-„Engländer“ herbei.

**Lilienfeld**, Leon, Dr., Sammler niederländischer Gemälde, Wien. Der Katalog von G. Glück mit 52 Helogravuren kam 1917 in nur 45 Stück à 100 M. in den Handel.

**Lilienfeld**, Otto (Otto Feld), \*1860, Breslau, Kunstkritiker, Berlin. Kl 18.

**Lilienhahn**, Lu., „dtischer Arzt isr. Abkunft“, Gr.-Glogau 1799? — De.

**Lilienthal**, Generaldirektor: Aqua Marcia; eifrigster Führer der Merikalen, Rom. DZ 30/11 1907.

**Lilienthal**, Frhr. v. = U. Dewi, — laut AG 25/1 89.

**Lilienthal**, Erich, ChR; S: Dokumente des Fortschritts, radikal-liberal. \*1879. O Sigrid Scheel. B: P. Schüller, Tragik-Groteske; Meyer und Müllers Missionsfahrten; Nationalismus und Taktgefühl. B.-Wilmersdorf, Prinzregentenstr. 115/16. — In seinen „Dokumenten“ gab L. allen Ernstes der „deutschen Kochkunst“ schuld, wenn die Deutschen im Auslande ihre Nation verleugneten. „Nur wer in Nordamerika noch Niemanns gegessen hat, kann es für möglich halten, daß der Deutsche drüben deshalb seine Nationalität so rasch aufgibt, weil ihm das nordamerikanische Essen besser mundet“, Adkt 1/3 1912.

DvBl 7/3 19: „Erich Lilienthal im Ausm. A. Der rassenjüdische L. aus Wilmersdorf, der das Deutsche Auslandssekretariat leitete, soll von Schmidt-Elstop, dem Vorsitzenden der Nachrichten-Abteilung im AA, auf den Direktorposten der „Pressewarte“, mit 20 000 M. Gehalt, berufen werden. Wir würden das der germanischen Beamten wegen bedauern, die, für die Regierung seit Jahren tätig, auf die Stelle Anspruch hätten, und nun jüngeren Herren aus derjenigen Klasse Platz machen sollen, die sich schon vor dem Kriege rühmte, unser Volk geistig zu verwalten.“

Es wird uns brieflich mitgeteilt, daß L. nur germanische Frauen in seinem Betriebe anstellt, weil diese mehr Pflichtgefühl hätten und sich deshalb besser ausnützen ließen.

**Lilienthal**, G., Bankhändler, Jägerstr. 27, Berlin. Flüchtig 1912.

**Lilienthal**, Gustav, Schöpfer der Genossenschaft „Freie Scholle“, Lichterfelde. 1896. — Beta 408 ff.

**Lilienthal**, Leopold, Rentier, Speiererstr. 21, Berlin W. Nr: Königsberger Straßenbahn. 1914.

\***Lilienthal**, Max, 1815 München — 82 Cincinnati, Rabbi Prof., Dr., Universitätskurator. Von 39 bis 44 wirkte er für die „Kultur“ seiner russ. Glaubensgenossen in Riga, das er aus nicht geklärten Gründen verlassen mußte, um als Rabbi erst in N. York und 10 Jahre später in Cincinnati zu wirken. „Er war einer der besten Kanzelredner Amerikas, gründete den Rabbiner-Verband, dessen Präses er bis zu seinem Tode blieb, war sehr tätig in dem 49 zur Verbreitung von Reformen gegründeten „B. d. Lichtfreunde“ und wirkte als Prof. an dem „Hebrew Union College“ und als Mgl. des Universitätsdirektoriums in Cincinnati. Er erwarb sich Verdienste um das städtische Schul- und Armenwesen wie um die Wissenschaft durch Herausgabe einer „Jüdischen Revue“ und schrieb: Freiheit, Frühling und Liebe. L. hinterließ 3 Dramen im Manuskript: Strelitzmutter; Rudolph v. Habsburg; Der Einwanderer.“ Kaiserling. JE; B.

L. leitete unter Zar Nicolaus I. 1840 ff. das Erziehungswesen, wobei er die Juden hätte zu Christen machen wollen. Dieser Vorwurf wird von Jew. Chron. 19/9 1930 entrüstet zurückgewiesen.

**Lilienthal**, Moritz, Verlag, Berlin NW 7, Friedrichstraße 101. 1914.

△**Lilienthal**, Otto, 1848—96 Hannover, „Vater der deutschen Flugkunst“. ▼Kuppin, Juden der Gegenwart, 1911, S. 217: „An der Wiege der bedeutendsten technischen Erfindungen der Neuzeit, des Telefons, der unsichtbaren elektrischen Strahlen, des Flugapparates, standen die Juden Edison, Heinrich Herz und Lilienthal...“

Eine ausführliche Lebensbeschreibung L.'s steht sogar in der 12bändigen jüdischen Enzyklopädie (JE). „Unterstützt wurde die Täuschung durch Hebräer namens Lilienthal, die sagen, daß der große Otto L. ihr Onkel oder dergleichen sei.“

Carl Brand, Zeitfragen, 28/4 1913: „Juden als Offiziere. Ich sagte, unter den dtischen Opfern der Gliererei sei nicht ein einziger Name zu finden, der einen jüdischen Träger vermuten ließe. Doch, einer ist darunter, und zwar gleich der erste — Otto Lilienthal, der heldenmütige Vorkämpfer in der Eroberung der Lüfte. Diesen hat denn auch die jüdisch-liberale Presse sofort für das Zuhentum in Anspruch genommen, ohne freilich zu bedenken, daß noch ein Bruder dieses waderen Mannes lebt, der diese Spiegelfechterei sofort zerstreute mit dem Hinweis darauf, daß die Lilienthals einer alten schwedischen Adelsfamilie entstammen, sich ursprünglich Liljedahl nennen, und daß in ihren Adern auch nicht ein Tropfen jüdischen Blutes fließt.“

Ein Jude fliegt im allgemeinen nur, wenn die Sache schon ziemlich sicher ist. Daran ändert selbst der „Fall Abramowitsch“, einiges andre aus dem Weltkrieg (DvBl 20/6 1914) und auch die Tatsache nichts, daß der Jude Levine Anfang Juni 1927 sich mit in Herrn Chamberlins Flugzeug setzte, um den Luftweg N. York—Berlin zu eröffnen.

**Lilienthal**, Rich. (Richard Thalen), \*1866, Thorn. B: Altare Säulen; Et cetera, Ged. Charlottenburg.

**Lilienthal**, S., Hamburg, eröffnete nach Feststellung des „B.'s gegen Unwesen im Handel und Gewerbe“ April 1896 einen „Totalausverkauf“, der starken Zulauf fand, ergänzte immer wieder die Waren und kündigte September 97, nach 17monatlichem „Totalausverkauf“ sich immer weiter steigend, noch einen besonderen „Schlußausverkauf“ an.

**Lilienthal**, Wilhelm (Wilh. Thal), Berlin. \*1867. B: Berlins Theater und freie Bühnen. Ue: B. Hugo; ▼Borgia; ▼Bola; Tolstoi; Bourget; Goncourt; Mausepassant; Daudet. S: theoretisch-kritische Ausgabe Bolas; Moderne Lyrik; Vermina; Cyrano. — Kl 14; 21.

**Lilienthalchen**, silberne Perloden und Busennadeln, die in den 1880er Jahren bei Röhlisch, Schloßplatz 4, Berlin, zum Andenken an die Büchsigung Robert Davidsohns (H) durch Willi Lehmann (H) zu haben waren.

**Liman**, Kommissionsrat, Bankier, Berlin; erhielt 18/1 1885 den Roten Adler IV.

**Liman**, GEM, Dr., Uß, Gerichtsarzt, Berlin, 1818—91. — Friz ▼Friedmann erzählt aus den 1880er Jahren 1, 212: „Der alte GR Prof. Liman war ja ein recht feiner Kopf (übrigens auch rein körperlich gesprochen!), wenngleich ein großer Schauspieler und Charlatan vor dem Herrn, aber MR Dr. Wolf und einige andere Gerichtsärzte beschieden sich mit einer ganz minimalen Dosis von Spezialwissen auf dem Gebiete der Geisteskrankheiten.“

▼Bagel: „Von allen seinen Arbeiten ist am populärsten die in 7 B. erschienene Neuausgabe von seines Oheims J. A. Caspers „Handbuch der gerichtlichen Medizin“, das für zahlreiche Arztegenerationen ein wahrer Kanon dieser Disziplin war und noch heute eines der wertvollsten Bücher seiner Art bildet.“

**Liman** [Lippmann], Bernhard, O Johanna Friedländer. 1775—64. Davon stammen die Familien Liman in Berlin, Rauen, u. a. Gronemann, 110.

**Liman**, Oskar — Zwillingbruder von Paul L. —, Dr., Kgl. Gymnasialdirektor, Optm. d. L. a. D., Bromberg; 1916 Bahnhofskommandant in Thorn.

**Liman** [aus Liepman, Lieman], Paul H., Dr., politischer R: Leipziger Neueste Nachr. \*1830 Schneidemühl — 16 Berlin. — E: MA Wilhelm ▼L., Rottbus // Sophie v. Schachtmeyer. — 86 O ungar. Gräfin Marica Rogendorf-Mollenburg. — R: Margarete, O Baron v. Schrötter, 88; Johanna, genannt Hansi, 98. — Entel: Helfried v. Schrötter.

L. war Schulleiter in Meran, dann R: Dresdener Nachr. — B: Bismarck nach seiner Entlassung; Bismarck-Skizzen; Burenkrieg; Kaiser; Revolution. —

Durch Limans Verhalten, der in Dresden 94 eine persönliche Genugtuung verweigerte, wurde Herr Dr.

Mag  $\Delta$  Lohan gezwungen, die äußerlich immer erkennbare Herkunft Limans, der sich übrigens „dtfnational“, ja sogar „antisemitisch“ zu betätigen suchte, öffentlich festzustellen. Dresdener Nachr. 12/5 94:

„Landgericht. Vor der 4. Strafkammer hatten sich gestern Herr Redakteur Dr. Mag Lohan wegen Herausforderung zum Zweikampf und Herr Verlagsbuchhändler Redakteur Jesko von Puttkamer wegen Kartellstragens zu verantworten. Der Tatbestand ist folgender: Dr. Lohan war seit dem Abtritt seines früheren Redaktionskollegen zur deutschen Reformpartei in deren Organ fortgesetzt persönlich angegriffen worden. Sobald er die Gewißheit erlangt hatte, daß der unmittelbare Urheber derselben Dr. Liman sei, sandte er diesem durch Herrn von Puttkamer eine Forderung, die auf Pistolen mit Kugelwechsel bis zur Kampfunfähigkeit eines Gegners bei 15 Schritten Barrière lautete. Dr. Liman knüpfte an die Annahme der Forderung Bedingungen, von denen er genau wußte, daß sie für Dr. Lohan unerfüllbar waren. Tatsächlich war also die Antwort Dr. Limans auf die Herausforderung eine Satisfaktionsverweigerung. Die Anklagebehörde vertrat Staatsanwalt Petri, welcher die Verhaftung der beiden Angeklagten wegen Vergehens gegen die §§ 201 und 203 des Str.-G.-B. beantragte. Die Strafkammer erkannte gegen Dr. Lohan auf eine Festungshaft von einem Monat, gegen v. Puttkamer auf eine solche von 14 Tagen. Als strafmildernd wurde hervorgehoben, daß Dr. Lohan zu seiner Forderung wohl berechtigt gewesen sei.“

Dr. Lohan nannte den L. vor Gericht einen „tapfern Makkabäer“ und erwies, daß sein Vater Vollblutjude gewesen und L.'s Groß- und Urgroßvater in Berlin zu Schleiermachers Zeiten getauft worden sind. — Bei einem andern Prozeß in Kassefragen wurde dem L.—§ 193 nebst der Aufforderung zur Unwahrheit von einem dtfnen Gericht zugebilligt: „Insbesondere sei L., trotzdem er sich seiner jüdischen Abstammung bewußt war, berechtigt gewesen, dies in Abrede zu stellen“, vgl. Berl. Kl. Journal 16/2 94.

Liman gab noch 1914 ein unsympathisch-taktloses, geschwähiges und hohles Buch über den Kronprinzen heraus: „ein wahres Arsenal gegen ihn und die Monarchie, ein schlimmes Bild von Thronerben, aus der Nachbarschaft des 2. und 4. Friedrich Wilhelm“, Semi-Imperator 1919, S. 68.

Liman von Sanders, General (Bettler von Paul Liman), Kassel, wurde 1913 nach der Türkei und 1917 nach Palästina kommandiert, wo er trotz seiner Abstammung durchaus nicht am Platze schien und durch sein steifes Verhalten viele der besten deutschen Soldaten erbittert haben soll. WM.

Limburg, Jenny = Jenny Taubig, geb. Lamberger.

$\Delta$ Limburg, Josef, Bildhauer, Mgl. d. Akad. d. Künste, Berlin, \*1874 Hanau, in den St I als Jude hineingekommen, — vielleicht des 1900 erzielten Kompreises der Michael-Beer (sd)-Stiftung oder seines viel von Juden benutzten Namens wegen? — Der rein arische Stammbaum L.'s läßt sich bis 1665 urkundlich verfolgen. Stauff hat noch selber für seinen Irrtum Verzeihung erbeten und erlangt.

Limburg-Stirum  $\Delta$ , Friedrich Adrian Graf v., gen. Ebers, 1804—74, Mgl. niederländischer Kammerherr, Legationsrat, St. 34 O in 2. Ehe mit Johanna Franziska Viktorina  $\blacktriangledown$ Ebers, geb. Ephraim, 1808—78, Erbfräulein der Fideikommissherrschaft Eberspart mit Dobsens, Dobsonta, Buchen, Gorka und Rattay im Kreise Wirfsich in der Provinz Posen. Der Stifter des Fideikommisses, Rittmeister a. D. Paul Wilhelm  $\blacktriangledown$ Ebers, hatte in seinem Testament bestimmt, daß seinen Namen der jedesmalige Fidei-Erbe zu führen habe, und nachdem Eberspart in Ermangelung männlicher Erben auf den Grafen Friedrich Wilhelm von Limburg-Stirum gefallen war, trat an diesen die Pflicht, mit dem Erbe auch den Namen des Legators zu übernehmen. Limburg hat auf diesbezügliches Gesuch unter dem 9/8 1867 die Erlaubnis erhalten, den Namen „Graf von Limburg-Stirum, genannt Ebers“, zu führen; angenommen hat er jedoch nur das Erbe und nicht den Namen, denn weder der Gothaische Grafen-Kalender hat von dieser

Verleihung jemals Notiz genommen, noch ist der Graf mit vollem Namen im Staatshandbuche verzeichnet. — Vgl. Ab. Maximilian Ferd. Grihner, Berlin 1874: „Chronologische Matritel der Brandenburgisch-Preussischen Standeserhöhungen und Gnadenakte“. — Graf Limburg-Stirum, gen. Ebers, war ein Hüne und Germane, der aber sagte: „Mit mir stirbt das Geschlecht der L.-St. aus“. —

Die Limburg-Stirum (Limburg a. d. Renne) sind ein echter Zweig der alten westfälischen Grafen von der Mark (Altena), die dem niederfränkischen Geschlecht der Grafen von Berg entsprossen waren und deren regierender Zweig 1609 ausstarb. Nach der Ermordung des Erzbischofs Engelbert von Köln 1225 durch den Grafen von Jfenburg, einen jüngeren Sohn des Hauses Mark, schied dessen Linie aus dem Haupthause aus unter Annahme des Namens L.-St. und eines neuen Wappens.

Friedrich Adrians  $\frac{1}{2}$   $\blacktriangledown$ R:

1. Friedrich Wilhelm, 1835—12, Wirkl. GM, Mgl. des Staatsrats, vormalig ordentlicher Gesandter und bevollmächtigter Minister am großhgl. sächsischen und anderen thüringischen Höfen, Premierleutnant a. D., Führer der Konservativen. Er wurde von den Zeitungen und Juden, sobald er sich zu „goisch“ benahm, sofort daran erinnert, welcher Herkunft er wäre, Paasch, R.

Mugdan, Dtscher Reichstag, 11/2 10: „Seit 80 ist kein einziger jüdischer Einjähriger Offizier geworden. Wollen Sie wirklich behaupten, daß in diesen 28 Jahren nicht ein einziger befähigt gewesen sein sollte? Die Herren dort drüben, die Korpsstudenten waren, haben in dieser Zeit eine große Anzahl jüdischer Korpsbrüder gehabt. Es ist einfach nicht wahr, daß es eine Eigenschaft der Juden sei, nicht Vorgesetzter sein zu können. Glaubt der Kriegsminister wirklich, daß es mehr ist, Leutnant zu sein als Land- oder Amtsgerichtsrat? Darin liegt eine ungeheure Überhebung des Offizierkorps. (Sehr wahr! links. Unruhe rechts.) Der Kaiser hat den Eid auf die Verfassung geleistet; in dem Augenblick, wo Sie die Juden anders behandeln wollen als die andern, machen Sie dieses Wort des Kaisers unwahr. Dann wundern Sie sich aber nicht, wenn von anderer Seite die Verfassung auch nicht geachtet wird. Sie sind schuld daran, wenn bei den Juden mehr und mehr das Gefühl hervorgerufen wird, daß sie Bürger zweiter Klasse sind. Und Sie drüben, die Sie lachten aus Ihrer antisemitischen Vergangenheit heraus, erinnere ich daran, daß Sie lange Jahre hindurch von jemand geführt wurden, der jüdisches Blut hatte, dem Grafen Limburg-Stirum.“

65 O  $\Delta$ Paula Meyerind. R: a) Johanna 87, O  $\Delta$  pr. Stnt. a. D. Günther von Eschirsky und Bögendorf; b) Theodora, 02 O  $\Delta$  Graf August v. Büdler, Oberpräsidialrat in Posen; c) Friedrich \*71, pr. Landrat, O  $\Delta$ ; d) Richard \*74, pr. Landrat; e) Menno, pr. Stnt. a. D. „Weiläufig war es ein rühmenswürdiger Zug im Charakter des kürzlich verstorbenen Grafen Friedrich Wilhelm, daß er den Gräbern seiner jüdischen Vorfahren pietätvolle Pflege widmete“,  $\blacktriangledown$ JbR.

2. Anna, 1860 O  $\Delta$  Georg v. Ködrik, pr. Rittmeister a. D.; dessen  $\frac{1}{4}$   $\blacktriangledown$ E: Elisabeth v. R. O 82 Otto v. Rohr-Debekow, pr. Major a. D., dessen  $\frac{1}{8}$   $\blacktriangledown$ E: Anna v. R.-L. O 08 Joachim v. Dppen, pr. Reg.-Assessor.

3. Viktor, 1841—?

Ein, Jos., Kunstliterat. Ma: DWe. 1909.

Linde, R., Lackfabrik, Inh: Ferdinand  $\blacktriangledown$ Odenwald, Karlsruhe-Grünwinkel, 1914.

Lincoln, Ignatius Timothy Trebisch, gebor. ?, \*1879 „in dem ungarischen Marktleden Pats als Jude“ (Köln. Z. 21/6 15), floh 96 vor der Polizei nach London in das Judenviertel Whitechapel, wo er, von einem Missionar zum Christentum bekehrt, dessen Frau um alle ihre Zuwelien bestahl. 00 studierte er Theologie in Dtschld, heiratete in Hamburg und wurde in Kanada Missionar in einer presbyterianischen Anstalt. Später trat er zur anglikanischen Kirche über, erhielt die Weihen, begab sich als Hilfsgeistlicher nach Appeldore in England in der Grafschaft Kent. 05 Lehrer an der Quakerschule in York, wurde er Privatsekretär eines einflußreichen

Herrn; bei einer Neuwahl in Darlington Januar 10 gelang es ihm, den unionistischen Vertreter Pike Pease im Wahlkampf zu schlagen. Seine Jungferrede im Parlament hielt er Februar 10 und führte dann des Ansehens wegen Arbeitergruppen nach Dtschld, um sie mit den Verhältnissen dort bekanntzumachen. Bei der Auflösung des Unterhauses 11 vermochte er wegen übler Geldverhältnisse nicht mehr als Bewerber aufzutreten — und machte bankrott. Im Weltkriege verschaffte er sich eine Stelle als Zensor für den ungarischen Druck und Schriftverkehr. Da sich sein Gewissen verlezt fühlte, als er Bitten um Hilfe für das ungarische Kreuz, die nach Amerika gerichtet waren, vernichten sollte — entsagte er dem Amt! Durch Vermittlung Sir Henry Dalziel suchte er im Geheimdienst des Kriegesministeriums anzukommen, ging nach Rotterdam und holte sich dort dtsche vertrauliche Schriften, die er dem Kriessamt überbrachte. Es scheint aber, daß er Argwohn weckte; wenigstens zog er vor, nach Amerika zu fahren. Dort behauptete er, sein Endzweck sei gewesen, wichtige Enthüllungen für Dtschld im englischen Geheimdienst zu erzielen, besonders aber die englische Flotte in die Nordsee und in eine dort von der dtschen Flotte für sie gestellte Falle zu locken! Damit glaubte er amerikanische Dtsche betören zu können und fand in dem New Yorker World-Blatte gute Bezahlung und Leser. Auch nach dem Kriege machte er in der Welt viel Aufzug. So ein Störenfried wäre ja ganz lustig, wenn er nur nicht überall zugunsten seiner Rassegenossen und zu unserem Schaden gearbeitet hätte.

Lind, Emil, Regisseur, Vertreter der Schauspielerschaft im Vorstand der Genossenschaft deutscher Bühnengehöriger, redet von der „Weltbürgermission“ des deutschen Schauspielers, 1930 (Angriff 3/7).

Lind△, Jenny, 1820 Stockholm — 87 Malvern Wells (England). „Schülerin von Lindblad und Garcia, sie sang mit 18 Jahren die „Agathe“ in ihrer Vaterstadt. Die schwedische Nachtigall, die phänomenalste Sängerin, in der Vielseitigkeit ihres Kunstgesanges ohne Rivalin bis heute“, sagt ein musikalischer Kalender. O Komponist Otto ▼ Goldschmidt; K: Walter; Jenny, O Raymond Maude, England. Ihre Stimme preist auch Klaus Groth. Sie wohnte später mit ihrem Manne in England in Argyle-Lodges bei Wimbledon-Commons, wo ▼ Hanslid (1, 237) 1855 mal bei ihr frühstückte, und trat zum letzten Male beim rheinischen Musikfest in Düsseldorf, 70, auf. Hanslid: „Otto G. führte uns in den prächtigen Salon, wo uns Frau Jenny mit kurzem Kopfnicken begrüßte. Neben ihrem Sofa erhob sich, von Palmgewächsen beschattet, eine Marmorbüste der Königin Viktoria, ihr zu Häupten hing ein lebensgroßes Brustbild F. Mendelssohns.“

Lindau, Anna (Anna St. Cère). In ihrer Jugend war des Possenverfertigers David Kalisch „entzündend hübsches, blondes Töchterchen“ Fritz Friedmanns Schwarm (2, 23): „Sie hatte von ihrer Mutter, einer Tochter des Restaurateurs Albrecht, nach dem das damals florierende Ausflugslokal für die feinen Berliner Albrechtshof hieß, den germanischen Typus, aber von Vaters Seite her jüdischen Witz und Beichtlieblichkeit geerbt. Wie gesagt: wir waren alle verrückt in sie.“

AG 19/5, 21/7 1889: „Eine jüdische Dirne, Anna, die davongelaufene und dann geschiedene Frau Paul Lindaus in Berlin, der gerade Dbalistenstudien in Konstantinopel machte, — ist von dem Juden Jakob Rosenthal (alias Jacques St. Cère) in Paris, ihrem letzten Liebsten, geheiratet. Sie hat kürzlich unter dem Namen Anna St. Cère in der „Nouvelle Revue“ der Jüdin Adam die dtschen Frauen mit einem Schmäherartikel beehrt. Jede Verteidigung dagegen würden wir als Beleidigung unserer dtschen Frauen ansehen. Mit echt jüdischer Vaterlandslosigkeit hat die Rosenthal auch in Pariser Feuilletons „Enthüllungen aus der Wilhelmstraße“ veröffentlicht, worin sie die deutschen Diplomaten zu lästern sucht. Über einigen Stoff zu diesem Zweck verfügt sie in der Tat, da sie vor Jahren mit einem jüngeren Staatsmanne sehr freundschaftliche Beziehungen hatte und u. a. mit diesem und einigen son-

stigen Begleitern einmal in der Nähe von Tempelhof die Erfahrung machen mußte, daß Bauern recht grob sein können. Da ihr ehemaliger Schwager, Legationsrat Rudolf Lindau, der freundliche und gefällige Mann ist, bei dem jeder Zeitungsschreiber Auskunft über schwebende Fragen erhalten kann, so hat die geschiedene Lindau, neuberehelichte Mme. Jakob Rosenthal, wahrscheinlich wirklich mancherlei „aus der Wilhelmstraße“ gehört.“

Als Fritz Friedmann 1896 die Bejahre in Paris aufsuchte, wurde er abgeteilt und auch lau behandelt: „Welch prächtige Bollblut-Pariserin „Schön-Innchen“ aus der Berliner Tiergartenstraße geworden war! Sie schien meine Anwesenheit in Paris sehr natürlich zu finden, fragte mich mit der echten Raivität der Boulevardseute, für die es außerhalb Paris überhaupt kein Leben gibt, ob ich die soeben erschienene Broschüre gegen Felix Faure schon gelesen hätte, — wie mir ihr Mann gefiele? Er sei leider eine Kampfnatur und so furchtbar überarbeitet. Dann komplimentierte sie mich zur Tür hinaus, weil der Wagen auf sie wartete, mit den Worten: „Bous savez, nous déjeunons en ville.“ Dies heißt: Ich kann Dich nicht zum Frühstück einladen, da wir nicht zu Hause essen!“

In ihren „Memoiren“ soll, wie Paasch berichtet, auch Herbert Bismarck vorkommen. Ob wurde die geschiedene Rosenthal-Lindau-Kalisch-Albrecht schließlich Gattin des Pariser Schriftstellers Cafe, und hatte damit die westliche Literatur ganz abgegrast.

Lindau, Paul, Schwetschkestr. 6, Halle a. d. S. UR: Halle'sche Bierbrauerei. 1914.

Lindau, Paul Heinrich Gustav, Dr. phil., einer der größten literarischen Raub- und Strauchritter, zugleich Erster Dramaturg der Kgl. Schauspiele, Berlin. — „Am komischsten wurde Lindau, wenn er, das Urbild eines Spießbürgers, den Zigeuner spielte. Wenn er genial zu sein glaubte, sobald er an zweideutigen Orten sich möglichst auffallend benahm, sich in den Salons als Flegel gebärdete, mit der Freundschaft gekrönter Häupter oder mit seinen Honoraren renommierte. Von kleinem Geize, von widerlicher Pfennigkniderei, spielte er den Verschwen-der, wo es öffentlich bemerkt wurde, den Gastlichen, wo er Vorteile von einflußreichen Leuten einzutauschen rechnete. Denn er rechnete beständig, alles an ihm war Spekulation, Geschäft, Pose, für Geld verkaufte er seine Seele, schrieb er für und gegen alles was man wollte.“ „Das 20. Jh.“ —

„Goethe nannte Rogebue den ausbündigsten Schuft, den Gott erschuf: was würde er wohl von Paul Lindau gesagt haben?“ Der Rembrandtdeutsche, Gläß, Dresden 1892, S. 72. Die Antwort s. oben.

Bartels DNG 3, 154: Lindau, „der wie sein Bruder Ru. früh nach Paris ging und in Deutschland Redakteur wurde, begann als Dramatiker mit

einem französischen Demimondedrama „Marion“, und Geist der französischen Sittenkomödie ist in all seinen Stücken („Tante Therese“, „Johannistrieb“, „Gräfin Lea“, „Verschämte Arbeit“ und nach 1900 „die beiden Leonoren“ und „Der Andere“), ob er ihn auch mit etwas deutscher Spießbürgerlichkeit versetzte. Seine berühmtesten „Harmlosen Briefe eines deutschen Kleinstädters“ (1870 bis 71) und die „Literarischen Rücksichtslosigkeiten“ (1870) sind von nichts weniger als deutschsittlichem Geist getragen, sind jüdisch-frech; seine „Nüchternen Briefe aus Bayreuth“ und seine „Überflüssigen Briefe an seine Freundin“ in der Tat nüchtern und überflüssig, seine Zeitschriften „Gegenwart“ und „Nord und Süd“ haben auch nicht eben gutdeutschem Geist gedient, und seine späteren Berliner Romane, „Zug nach dem Westen“ (1886), „Arme Mädchen“, „Spitzen“, „Gehilfin“, „blaue Laterne“, bezeichnet selbst der sehr duldsame Adolf Stern als „Halb- und Viertelweltromane“. Wir wollen auch nicht vergessen, daß ihn der Schabelsky-Skandal in Berlin unmöglich machte, daß er von Meiningen, wo er seit 1894 Intendant war, nicht freiwillig wegging, und rechnen seine Ernennung zum ersten Dramaturgen des Berliner Hoftheaters 1908 keineswegs zu des Ruhmestaten Kaiser Wilhelm's II. Kurz, er ist zuletzt ein ziemlich böser Jude, und daran ändert nichts, daß noch heute die Deutschen, die nicht alle werden, seine „Nur Erinnerungen“ betitelt, äußerst amüfant finden.“

#### 1. A b s t a m m u n g.

1839 Magdeburg, — 19 Berlin. AG, 91: „Paul Vindau's Großvater, Hermann Leonidas Vindau, aus Neu-Nuppen, war praktischer Arzt zu Wusterhausen a. d. Dosse; seine Frau eine geb. Cohn. Am 15/3 1816 traten Leonidas und Frau, wie aus dem Wusterhausener Kirchenbuche zu ersehen ist, vom Judentum zum Christentum über. Ihr Sohn, C. F. F. V. Vindau, — Pauls Vater — als Jude am 7/9 1798 geboren — wurde erst am 14/3 1812 gleichfalls zu Wusterhausen getauft. Wenn Paul Vindau angibt, aus einer evangelischen Predigerfamilie zu stammen, so bezieht

sich das auf seine Mutter, die Tochter eines Predigers Müller. — Als Paul Vindau Frühjahr 1848 bei seinen Verwandten in der genannten Stadt anwesend war, rühmte er sich, in Berlin mit „für die Freiheit“ gekämpft zu haben. Dies führte mit einem Andersgefinnten zu Auseinandersetzungen, die schließlich dem Freiheits-Helden auf offener Straße einige sehr fühlbare Entgegnungen eintrugen, die ihn veranlaßten, von weiteren Erörterungen abzustehen.

Über Paul V.'s Vater sind die Meinungen noch verschieden, denn laut Engel's „Geschichte d. Deutschen Literatur“ ist V. der „Sohn eines Gerichtsbeamten, Enkel eines protestantischen Predigers“. Glagau aber schreibt: „Paul V. rühmt sich, „Korps = Bursche“ gewesen zu sein, und gibt seinen Vater gern für einen evangelischen Pastor aus — während dieser Vater als Sprecher einer freireligiösen Gemeinde in London fungiert haben soll; die Physiognomie und die Manieren des betriebssamen Journalisten beurkunden schlagend seine Abstammung, und ganz Israel war darin einig, ihn als den Seinigen zu betrachten, und mit Wollust für ihn die Trommel zu rühren. Andererseits ließ sich auch die öffentliche Meinung nicht völlig benebeln. Ein 1879 zu Leipzig erschienenes Schriftchen „Paul Vindau und das literarische Judentum“ kennzeichnet den geschäftskundigen Mann als Typus des Berliner jüdischen Journalismus, als den Helden der jüdischen Phrase und des banalen Wortspiels.“

Die DfBl erhielten 31/8 1890 die dringliche Zuschrift: „Geehrter Herr! Es dient wahrhaftig nicht unserer Sache, wenn unrichtige Tatsachen fort und fort weiter durchgeschleppt werden. So wird unter den jüdischen Schriftstellern stets P a u l V i n d a u genannt. Dessen Vater war evangelischer Pfarrer, desgleichen sein Großvater, Urgroßvater — eine Pastorenfamilie, die bis Luther hinaufreicht. Vindau ist bei den Semiten sogar etwas anrücklich, weil er in einer Reisebeschreibung von Steiermark schrieb: „Endlich bin ich in einem Lande, wo man nicht auf Schritt und Tritt die



vordringlichen krummen Nasen trifft, die uns jeden Ausflug verleiden.“

Der Bruder Paul's, der Geheime Legationsrat, ist nun erst recht kein Jude noch Judengenosse. Also nehmen Sie gefälligst Notiz von dieser Mitteilung.“

Paul V. hat sich selber gegen die jüdische Abstammung gewehrt, die ihm jeder von seinem saden Gesicht ablesen mußte. Antisemitenkatechismus 1893, 258: „Vindau ist trotz seines vielfachen Widerstreitens und eigenen Beugnens — von Geblüt Hebräer. Allerdings ließen sich bereits Vater und Großvater taufen; seine Mutter soll eine evang. Pastoren-Tochter sein — was aber nicht ausschließen würde, daß sie ebenfalls semitischen Geblüts wäre. (Die Semiten haben sich bereits stark in das christliche „Hirten“-Amt eingeschmuggelt — wohl um die Schäfchen besser scheren zu helfen; das Pochen auf Pastoren-Verwandtschaft ist deshalb keineswegs ein untrügliches Zeugnis für reines Deutschtum).“

DsBl. 18/9 1892: „Paul Vindau pflegt mit einem evangelischen Prediger als Vater zu renommieren. In Wirklichkeit war der Ahnherr der Vindau's ein Berliner Winkel-Advokat, namens Beitel Löb Leonidas Vindau, der sich nicht gerade durch besondere Tugendhaftigkeit auszeichnete. Dieser Leonidas Vindau ließ sich geschäftshalber taufen, und seitdem nennen seine Nachkommen sich „lutherisch“. Was den „Prediger“ Vindau anbetrifft, so wird sich die Sache wohl darauf beschränken, daß Vater Vindau seinem lieben Sohne Paul talmudische Moral „gepredigt“ hat. Erfolg hat er damit offenbar gehabt.“

P. V. ist außerdem Neffe oder Großneffe des Literaten W. V. Vindau (s. Goedecke's Grundriß), der noch ungetauft war.

○ 1. Marie △ Bronkhorst, die er verließ (1844—16), deren Schwester (1845—01) ○ △ Prof. Friß Roeber, Kunst-Akademie-Direktor Düsseldorf, 1851 Eberfeld —22, der deshalb immer begeistert für V. eintrat.

2. Anna ▼ Kalisch, die ihn verließ. —

Eine Tochter Paul Vindau's aus 1. Ehe: Hedwig, O Christian Schaurte †, Fabrikant und Multimillionär, Düsseldorf, Königsallee 51. R: a) Werner, O ▼ Staudt; b) Irma; c) Hedwig, O Klaus △ Herberg, Barcelona, denen 1920 ein Sohn geboren wurde; d) Paul.

## 2. Leben.

Paul Vindau war in seiner Jugend drei Jahre in Paris und machte Ausflüge nach Italien und Belgien. — S: Düsseldorf Z.; Wolff's Telegraphen-Büro, Berlin; Eberfelder Z. — Leiter: Bazar, Berlin; Neue Welt, Leipzig; Gegenwart, polit.-lit. Wochenschr., die er 1881 redigierte; Nord und Süd. — Ma: Cöln. Z. — 90 bereifte er den verwandten Orient, 92 die fernen Ber. Staaten; 94 war er Intendant des Hoftheaters in Meiningen, gegen das er früher im Berliner Tageblatt gehässige Artikel geschrieben hatte (s. Max Grube, Jugend S. 276—77). Als V. 1899 von Meiningen fort mußte, behauptete er, das Opfer der elektrischen Beleuchtung im Hoftheater geworden zu sein. „Berliner Lokalanzeiger“: „Die Nachricht der Entlassung wirkte in Meiningen wie ein Donner Schlag“, „alle Kreise fühlen den Verlust“, „sämtliche Herren und Damen vom Theater gehen in Trauer“, „das Bedauern über Vindaus Scheiden ist unermesslich!“ —

Vindau verfaßte: Aus Paris 64; Mod. Märchen; Harmlose Briefe, 2. V. 79; Lit. Rücksichtslosigkeiten; Maria und Magdalena, Dr.; Mächt. Briefe aus Bayreuth; Kranke Köchin und Liebe im Dativ; Johannistrieb, Dr.; Gräf. Lea, Dr.; Aus dem lit. Frankreich; Herr und Frau Bemer; ▼ Passalle; Bayreuther Briefe von reinen Toren, 5. V. 82; Ermordung des Advokaten Bernays; Susanne, Dr.; Zug nach dem Westen 86, 11. V. 08; Arme Mädchen 87, 9. V. 05; Interessante Fälle; Spitzen, 8. V. 04; Aus dem Orient; F. ▼ Passalles Tageb.; Mörder der Frau Marie Biethen; König von Sidon; Agent; Ferien im Morgenlande; Lucians Satiren, Dr.; R. Hau und Ermordung der Frau J. Molitor; Blaue Laterne; Ausflüge ins Kriminalistische 09. Er übersetzte: Dumas; Augier; Sardou; Die-Mah.

3. Böse und gute Urteile über  
Vindau.

Th. Storm an Hefse, Mai 79:

„Neulich sah ich den berühmten „Johannistrieb“ von Vindau, und hab mich sehr gewundert, wie dieser literarische Gassenjunge mit nacktem Steiß in einem Meer von Sentimentalität umher schwimmt, und wie dieser Schund doch munter von dem deutschen Publikum verdaut wird.“ Storm konnte sich über diesen Fall garnicht beruhigen, ohne doch den russischen Hintergrund zu erkennen; er schrieb noch Febr. 81: „Wenn ich daran denke, daß z. B. Vindaus „Johannistrieb“ in Berlin mit Erfolg auf der Bühne lebt, so ekeelt mich die ganze Wirttschaft an.“ Hefse=Storm Briefwechsel I, 168; 204.

„P. V. ist ein Mann von sehr untergeordneter Bildung und seine ganze Kunstfertigkeit ist der jüdische silbenstechende Wortwitz; nur edle Dreistigkeit und zähe rastlose Strebbarkeit haben ihn mit Hilfe des ausermählten Volkes berühmt gemacht, ihn zum ersten Dramatiker des neuen Dtschen Reichs erhoben. Er hat es durchgesetzt, daß seine Photographie an allen Schaufenstern hängt, sein Porträt in der Leipziger Illustrierten Ztg., in über Land und Meer und neuerdings auch in der Gartenlaube mit Text von Albert Träger erschienen ist“, Glagau G 471.

„▼Vindau und ▼Landau, die Stützen der Judenpresse und des Judentheaters an der Banke, bemühen sich, all unsre Mühen für verloren zu erklären. Da sind unsre Aufführungen unausgereift und überhastet, damit die Autoren uns keine Stücke geben, da sind sie ledern und öde, damit sich das Publikum vom heiligen ▼V'Arronge nicht abwende, und das alles bei Vindau, weil wir sein schmutziges Stück „Mariannens Mutter“ nicht mögen, bei Landau, weil wir seines Glaubens- und Busenfreundes Lubliner elenden Schmarren nicht zu Ehren bringen konnten. Es ist zu traurig, daß eben alles persönlich, alles Koterie ist“, Aus dem Briefe eines Theaterdirektors, 9/12 1889.

94 schrieb Harden, „Zukunft“ über diesen Mann der Tat: „V. in Paris vor 30 Jahren war „ein Dtscher, behauptete un-

ter seinen Ahnen ev. Pastoren nachweisen zu können, Wupperthaler Auslese, schwärmte für Paul de Kock und war seines Zeichens „Kommiss in einem Eisenwarengeschäft“. Durch den „großen Bruder“ Rudolf kam er zur Literatur. — Im neuen Berlin, dem kaiserlichen, wo über Kothausen hinweg eine neue Gesellschaft die besten Plätze erklettert hatte, eine Gesellschaft ohne Erinnerungen, ohne den sicheren Halt, den äußerlich die Tradition gibt, ohne Anspruch auf Achtung, nur mit einem schweren Bündel schmutziger Wäsche: Leute, die bei Kriegslieferungen gestohlen oder an der Börse betrogen hatten: Millionäre, die ihre Söhne wegen Wechselschulden Bankrott machen ließen oder die mit Hilfe williger RA ihren Maitressen gefälschte notarielle Urkunden in Zahlung gaben, Jobber, Terminspekulanten und Gründer von Schwindelgesellschaften. Dieses Gewimmel, das unter lautem Schwätzen und Schmähen von Osten sich nach dem Westen wälzte sehnte sich schon lange nach einem Dichter, und nun kam er ihm endlich, via Düsseldorf=Elberfeld von Paris.... würdig, unter den ▼Spiegelbergen der Tiergartenstraße ein Sänger zu sein und ein Held.“

Fontane an Hefse, S. 155, 1884.

„... Gestern machte ich einen Besuch bei Frau Prof. Lazarus (er ist in Leipzig) und hörte neben anderem auch von einem Dejeuner, das er, Lazarus, vor zwei, drei Tagen bei Vindau mitgemacht hatte: nur Herzöge (regierende und nicht regierende), Grafen, Botschafter und als kleinste Nummer der griechische Gesandte, der hier wegen seiner Thrik und seiner fragwürdigen Chemisen gleich berühmt ist. Aber warum ist man nicht Vindau? Weil man ein Schaf oder ein Biedermeier ist, was so ziemlich dasselbe bedeutet...“

Aus einem Aufsatz einer Berliner Korrespondenz: „Daß Paul Vindau ein ungewöhnlich interessanter Kopf ist, das wissen alle. Er ist aber mehr: er ist für eine gewisse Periode unseres deutschen Lebens eine thpische Erscheinung. Das zu begreifen, muß man sich in die Zeit zurückversetzen, da das neue Deutsche Reich gegründet ward und da es sein

erstes Jahrzehnt durchlebte. Die 60er und 70er Jahre sind der Schauplatz, wo sich Lindaus Talent am vollsten und freiesten entfaltet hat. Damals nahm das deutsche Leben, beflügelt durch das mächtig gewachsene Selbstbewußtsein der Nation, gestützt durch zunehmende Wohlhabenheit, ein schnelleres Tempo an; es begannen sich die Anfänge eines Gesellschaftslebens zu entwickeln; neue Bildungen kündigten sich auf vielen Gebieten bei uns an, kurz: alles war in Bewegung, Entwicklung, Wechsel, und was das deutsche Leben hierbei etwa an innerer Gediegenheit einbüßte, das brachte es auf der anderen Seite an erhöhtem Interesse wieder ein. Lindau ist der Mann dieser Entwicklung gewesen, der, der sie am feinsten und schnellsten begriffen und am getreuesten gespiegelt hat. In einer solchen Zeit konnte jemand wie Lindau gar nicht anderes werden wie Journalist. Er war der Journalist als Künstler, der geborene Journalist, der Journalist von Gottes Gnaden. Denn er brachte für den Beruf des Tagesschriftstellers als das Beste ein leidenschaftliches Interesse für den Tag mit. Das Leben selbst, den Wandel, den Gang jedes Tages liebte er, genoß er, kostete er aus. Das Leben war ihm des Lebens Inhalt; Zeitgenosse zu sein, Beobachter, Beurteiler, bildete für ihn einen Genuß und einen Beruf.“

U. Bartels: „Ich habe mir den Charakterkopf Paul Lindau bei der Einweihung des Weimarischen Hoftheaters genau angesehen — und erstaunte über die Ähnlichkeit mit dem seligen Moriz (Moses) Gottlieb Saphir. Literarisch ist der Vergleich mit diesem erschöpfend.“

JSN 1900, 57: „Ein Typus jüd. Preßkorruption ist Paul L. Dieser war in der literar. Welt Berlins von der Mitte der 70er bis ans Ende der 80er Jahre tonangebend. In seinen Romanen aus dem Berliner Leben stellt er die Gesellschaft als lediglich aus Trotteln und Düstlingen bestehend, in Ehebruch und allen möglichen anderen Lastern sich aufreibend, dar. Am liebevollsten waren die Nachtseiten des Berliner Lebens, besonders die Halbwelt und Prostitution ausgemalt. Lindau, der bekanntlich auch zur Zeit des Prozesses Gräff

sehr viel dazu beigetragen hat, daß sich damals die Öffentlichkeit für Bertha Nothher, das Modell des Märchens „erwärmte“, L. hat das „Verdienst“, die Dirnenliteratur in Berlin geschaffen zu haben, denn er führte den Nachweis, daß sich ein Geschäft damit machen ließe. Auch in dieser Hinsicht ist L. ein Typus. Die Familienähnlichkeit mit Heine, seinem großen Vorgänger und mit Maximilian Harden-Wittkowsky, seinem kleineren Nachfolger, ist unverkennbar. Als Lindau wegen grober Verstöße gegen — nun sagen wir milde, den journalistischen Anstand 90 von Franz Mehring abgeschlachtet wurde, da setzte das Berliner Preßjudentum Himmel und Hölle für seinen Matador und gegen den letzten Angreifer in Bewegung, diesmal freilich vergeblich. L. aber fiel die Treppe hinauf, d. h. ward, wenn er auch die Berliner Luft nicht mehr vertragen konnte, Intendant an einer dtischen Hofbühne und schrieb weiter Dramen, von denen er gerade jetzt wieder das Erscheinen eines abendfüllenden Exemplars anzeigt.“

Über alle Kritiken besorgter Deutschen vermochten einem Lindau nichts anzuhaben, der von dem Ringe seiner Kaffeegenossen beschützt, der Öffentlichkeit immer wieder in allen Einzelheiten ans Herz gelegt wurde. Die Deutsche Wacht 1879, I, 1, 73: „Paul Lindau heißt in's Französische übersetzt: „La camaraderie.“ Scribe hat ihn sicher schon ca. 40 Jahre vorhergeahnt, als er das berühmte Lustspiel jenes Namens schrieb, wenn er, Scribe, den Helden seines Stückes auch zu einer passiven Natur machte. Paul L. ist aktiv, aktiv mit Hochdruck, wenn er sich in dramatischen interessanten Umständen befindet. Die Welt erfährt dann die kleinsten Toilettengeheimnisse bulletinartig Tag aus Tag ein und der Stil ist von einer Uniformität, daß er einem Garderegiment Ehre machte. Das geht ohne Pardon zu geben so fort bis das Kind zur Welt gekommen ist und der hohe Wächner es zur Bühnentaufe gebracht hat. Im Stadium der Geburtswehen verlassen die Bulletins jede Diskretion. Alle Intérieurs der Wochenstube werden ausgeplaudert. Man glaubt „die goldene

Hundertzehn“ mit ihrer ganzen vielseitigen Unvermeidlichkeit zu sehen. Keine Kaiserin der Welt, selbst im alten Byzanz nicht, hatte sich je solcher Aufmerksamkeit zu erfreuen, wie Paul le bien aimé. Aber auch keiner Kaiserin wird ein so tätiges Hofmarschallamt zu Gebote gestanden haben, das die Bulletins sogar bis in die noch unentdeckten Orte der Lüneburger Heide zu senden mußte.“

„— Paul Lindau soll, wie wir vernehmen, die Absicht haben, ein neues Stück zu schreiben. — Paul L. hat die Ausführung dieser Absicht noch vertagt. — Paul L. hat den Entwurf seines neuen Stückes den Herren K. V. J. vorgelegt, welche entzückt von der Idee sind. — Der Dichter hat seine Arbeit abermals vertagt. —“

So ungefähr lauten die Inhalts-Register der Einleitung. Der Bulletinismus erwärmt sich. Schon tauchen Drahtmeldungen auf. — Bereits werden über das Befinden des Embryo Bulletins ausgegeben. Der Foetus wird gar zum Gestenmachen gezwungen. Das arme Kind hat im Vaterleibe keinen Augenblick Ruhe!!

Und „Dea“ kommt zur Welt. —

Daß dann Direktor Pollini in Hamburg die „Dea“ als Eigentum erworben und die Regisseure des Burgtheaters in Wien für dieses fremde Eigentum Operationen vorschreiben,

— Der scharfe Cahennepiment

Der Reklamen Mochturtlesuppe —

das mag alles ganz schön und gut, und vor allem „zeitgemäß“ sein. Aber „wozu so starke Mittel“ bei einem Autor, der das Prädikat der Bedeutung beansprucht und sich so transparent in seinen interessanten Umständen zeigen läßt?“ Der Verfasser der Tragikomödie, welche die „Deutsche Reichsbank“ heißt, Lu. Bamberger, sagte einmal: „Die Aufgabe unserer Zeit besteht darin, keine Zinsen zu verlieren.“ — Der Dichter aber darf keine Reklame verlieren. Er muß diese „Koupons“ tagtäglich aus den Zeitungen schneiden können.“

4. Der Journalist und der „Dichter der Dea“ usw. usw.

Als Zeitungsschreiber und Redakteur wurde Lindau im vorigen Jahrhundert

am meisten durch seine „Gegenwart“ bekannt, die Deutschlands Zusammenbruch heftig vorbereitete. In diesem Blatte verdiente sich auch, damit die Juden ja nicht abrissen, Harden als „Apostata“ seine literarischen Sporen, der dann, sobald Lindau alt und schließlich tot war, dessen schamloses Wirken schamloser fortsetzte. Auf die „Gegenwart“ kommt 1891 der öfter zitierte Dr. Feilchenfeld [alias Erwin  $\Delta$ Bauer] in seinen „Briefen an Bankier Teiteles“ zu sprechen: „wie wir haben gelesen beide das Blatt einst in Posen und uns haben berauscht an dem Duft der Demi-Monde, den es hat geatmet aus und sind gewesen entzückt, wie es hat gezogen hinab in den Schmutz, was ist gewesen heilig dem deutschen Volk, und gehoben empor hoch, was hat gemacht Freude und ist gewesen von Nutzen uns! Gott, was sind das gewesen für Zeiten damals, als unser Paulchen, der Lindau, der große Rhniker (zu deutsch: Hundephilosoph), noch hat gestanden am Zenit der Mischpoke und ist gewesen in der Blüte seines Talentes, zu ahmen nach die großen Leute von uns, den Heine und den Börne, und zu kopieren die Franzosen, und hat gegolten für den ersten, den feinsten, den berühmtesten Gentleman des neunzehnten Jahrhunderts und hat gerissen herunter in der Kritik, was nicht zählte zu uns, und hat gelästert Gott und die Menschen und hat gefessen in Blöhensee und verdorben den Geschmack und gepfuscht hinein in Alles und getanzt Cancan mit Grazie wie 'ne Grisette von Paris und korrumpiert die deutsche Kritik und gebracht auf den Hund die deutsche Bühne und die deutsche Literatur! Gott, Skigleben, was sind das gewesen für Zeiten!! Es schossen empor wie die Rosen im Sumpfe die Blüten unseres Geistes, und es blühte und wuchs und gedieh das Geschäft, und es sank hinab in den Schlamm des Gemeinen, des Seichten, des Faden die deutsche Gesellschaft, und es schwebte über dem Ganzen Paulchen, der Gamin, und wir standen umher und sahen ihm zu und klatschten ihm Beifall und zwinkerten mit den Augen und krümmten die Nasen und priesen den Abraham und den Isaaak und den Jakob, daß sie

gesandt uns diesen bedeutenden, diesen berühmten, diesen einzigen Mann! Wai geschrien und nochmals wai, daß ist entschwunden diese Zeit!! Aber ich muß Dich beruhigen trotzdem und Dir sagen, daß, wenn auch der Lindau ist getreten zurück vom Blatt und hat ihm geraubt dadurch den Nimbus für uns, seine Beute, denen er ist gewesen stets das Muster und das Vorbild des Großstadtjournalisten in unserem gesegneten Jahrhundert, — daß existiert dennoch „Die Gegenwart“ und blüht weiter wie 'n Röschen am Zaun an abgelegenen Orten und wird fleißig begossen mit lauem Wasser von Bolling, dem Theophil“.

„Und ich kann Dir versichern auf meine Ehre, Teiteles, daß die „Gegenwart“ noch nie hat beleidigt uns und gestört unsere Kreise und geschadet dem Geschäft, denn es hat 'n Gemüt dieses Blatt — n' Gemüt, sage ich Dir, wie 'ne Seele von 'nem Michel und ist tolerant und vorsichtig und kundig im Geschäft, um zu vermeiden die Klippen und nicht zu stoßen an und nicht zu kränken uns, die wir sind die Herren in Berlin . . .“ —

Auf Lindau's gesamte „Dichtungen“ einzugehen, lohnt nicht, sie gleichen sich, wie ein Misthaufen dem anderen. Wir greifen einiges heraus: „Sein Schauspiel, die Gräfin Lea, ist ein antisemitisches Tendenzstück schlimmster Sorte; eine Beschimpfung und Verhöhnung des deutschen Adels, wie man sie sich dreister und nackter kaum denken kann. Daß ein preußischer Edelmann, Herr von Hülßen, diesem Machwerk die Bühne des königlichen Schauspielhauses zur Verfügung stellen konnte, ist vielen Tausenden ein psychologisches Rätsel gewesen, das auch durch die Tatsache nicht volle Lösung findet, daß Frau von Hülßen sich für eine Dichterin hielt und Herr Lindau damals in seiner „Gegenwart“ die literarische Kritik tonangebend beherrschte. Der edle hochbegabte, leider unserer Bewegung durch den Tod zu früh entrissene Dr. Willy Böhm in Berlin, schrieb unmittelbar nach der ersten Aufführung des Lindau'schen Stückes zur Abwehr eine köstliche formvollendete dramatische Satire unter dem Titel: „Die Schöpfungsgeschichte der

Gräfin Lea von Paulus Lindauer“, — die mit den Versen schloß:

Mit Staunen werden's unsre Enkel lesen,  
Daß du der Mann der Gegenwart gewesen,  
Allein das junge Deutschland spricht:  
Der Mann der Zukunft — bist du nicht. —

Der deutsche Volksverein, Vorsitzender Dr. Bernhard Förster und M. v. Liebermann, kam damals um die Erlaubnis ein, „die Schöpfungsgeschichte der Gräfin „Lea“ zur öffentlichen Aufführung bringen zu dürfen, wurde aber von dem Berliner Polizeipräsidium (Herrn von Madai) ohne nähere Motivierung abschlägig beschieden.“ UC 4, 1887.

Antisemitismus, Leipzig 1886: „Als grelles Beispiel, was in dieser Beziehung den Ariern zugemutet wird, will ich nur das Lindausche Schauspiel „Gräfin Lea“ anführen. Was da einerseits in giftigem Spott und Hohn, andererseits in pharisäischer Selbstberäucherung geleistet wird, sollte man kaum für möglich halten. Für wie beschränkt, einfältig und selbstbergessen mußte Herr Paul L. seine nichtsemitischen Zuhörer oder Leser halten, um den Mut zu finden, ihnen diese widerliche Tunte zu bieten? Lea, die Tochter des dunklen Ehrenmannes Moses Brändel, heiratet den herabgekommenen und siechen Grafen Fregge, den Schuldner ihres Vaters, bloß, wie der famose Verteidiger Deflers behauptet, um ihn pflegen zu können. Wer soll das ernst nehmen, wer soll an diesen gewiß nicht alltäglichen Groß- und Edelmut bei der Tochter Brändel's glauben? Warum zog es L. nicht vor, grade und offen seiner Ansicht Ausdruck zu geben, daß der Grafentitel auch vor einem jüdischen Namen schön klingen würde? Die schlechte Ware wurde von einer gut beglaubigten Flagge gedeckt, und der geschmacklose Autor fand taktlose Direktoren, die das Stück aufführten, allerdings vor einem Parterre von lauter kleinen Knigge's. Wahrlich, die Judenschaft darf sich nicht wundern, wenn der offene und versteckte Antisemitismus so sehr in die Halme geschossen! Zur Vorherrschaft der Juden auf mancherlei Gebieten gesellte sich die übermütigste Provokation. . . .“

Stöcker sagte (Post 11/4 1880) über den „Kern der Judenfrage“ in einer in

der „Berliner Flora“ von über 2000 Personen besuchten Versammlung der christlich-sozialen Arbeiterpartei u. a.: „Die unsittlich-irreligiöse Macht der Juden ist an keinem anderen Orte so drückend wie in Berlin, obwohl in Wien, Breslau, Frankfurt a. M. und Hamburg diese unheilvolle Macht ebenfalls sehr fühlbar ist. In Wien hat man es aber doch wenigstens schon so weit gebracht: die Aufführung des Schauspiels „Gräfin Lea“ von Paul Lindau, in dem der christlich-germanische Adel von einem jüdischen Wucherer beleidigt wird, zu verbieten. Bei uns in Berlin gelangt dies Schauspiel nach wie vor zur Aufführung, und Christen sind es, die solches Machwerk beklatschen (Mufe: Psui!)“

LN 1892 (DfBl 3/4): Paul L. kehrte aus Paris mit einer frischen Füllung von französischem „Esprit“ zurück, um als „Mann der Gegenwart“ (wie ihn die damals stark heruntergekommene „Gartenlaube“ nannte), alle flachen Köpfe zu beherrschen. Damals pflegte dieser „geistreiche“ Mann unter dem Beifall von seinesgleichen lyrische Erstlingsversuche totzuschlagen, kritisierte Freytags Romane aus der Ahnenreihe, z. B. Ingo und Ingraban, mit dem zweifellos doch sehr witzigen Einfall, daß der nächste Roman Freytag's wahrscheinlich den Titel „Indigo“ führen würde, schrieb einen mit „sittlicher Entrüstung“ gesättigten Artikel gegen den Herzog von Braunschweig, weil dieser unberührt von der preußischen Praxis zum Tode verurteilte Mörder nicht begnadigte, sondern hinrichten ließ; veröffentlichte seine albernen Einfälle über Richard Wagner und Bayreuth, ohne zu ahnen, daß nicht alle Leute so vergeßlich und verwandlungsfähig seien, wie er selber. Und er war natürlich nicht der einzige Schuldige dieser Art, sondern nur der besonders leuchtende Typus einer seichten Tagesliteratur, die mit einer aus Empfindsamkeit und Leichtfertigkeit gemischten Brühe alles Ernste und Bedeutende so lange begoß, bis die scharfen Konturen sittlichen Empfindens verwischt waren.“

Siegfried Jacobsohn: „Dumas hat keine Szene geschrieben, die ihm unser großer Paul Lindau nicht nachempfunden,

nachgedacht und nachgemacht hätte — keine einzige. So was bleibt gänzlich straffrei, und zehn Sätze von einem andern zu behalten: das wird streng bestraft.“

Auf Lindau's freundschaftliches Verhältnis zur Berliner Hofbühne warf der unbestechliche Glagau ein bezeichnendes Licht RN 22; 78: „Paul L. und Hugo Lubliner, der sich „Bürger“ nennt, sind die Dichter des königlichen Schauspielhauses, und die jüdisch-„liberale“ Presse preist sie als die ersten aller lebenden Dramatiker. Wie konnte Herr von Hülßen ein Schauspiel wie „Gräfin Lea“ von L. annehmen, wo die Tochter des Wucherers die Taten ihres Vaters, der ruinierten Aristokratie gegenüber, rühmt und schließlich den freiherrlichen Advokaten heiratet?! Mit diesem Stücke zeigte sich L. als Jude vom reinsten Wasser; es ist für die Eingeborenen ein Faustschlag in's Gesicht.“

Lindau, der semitische Leibdichter der Berliner Hofbühne, erfuhr mit seiner „Verschämten Arbeit“, die eigentlich, gleich der „Gräfin Lea“, eine unverschämte Arbeit ist, einen starken Abfall. Dennoch versuchte die General-Intendantur es auf dem Repertoire zu erhalten, und als dies nach 2 Wochen nicht mehr gelang, wurde sofort wieder „Gräfin Lea“ eingeschoben — jenes famose Schauspiel, das das Wiener Burgtheater überhaupt nicht zu geben wagte, vielmehr schrieb seiner Zeit Dingelstedt an den „Dichter“: „Glauben Sie nicht, daß es bei der heutigen Strömung ein wenig gewagt ist, ein verfrachtetes adeliges Geschlecht durch eine Jüdin retten zu lassen?“ — Herr von Hülßen scheint jedoch nicht dieser Ansicht zu sein; er ist ein besonderer Gönner L.'s, obgleich, oder vielleicht auch weil dieser ursprünglich seine Amtsführung scharf angegriffen hatte.“

D. Glagau schrieb auch 1877 im Vorwort seiner „Aktien“, eines historischen Schauspiels aus der allerjüngsten Vergangenheit (5 Akte): „Paul Lindau und William Shakespeare sind die beiden Dichter, die im königl. Schauspielhaus das Repertoire beherrschen. Paul L., wie man sagt, ursprünglich Weinreisender, hat in Berlin allen noch lebenden

deutschen Theaterchriftstellern den Rang abgelaufen; und William Shakespeare wird hier in der Verbesserung von Wilhelm Döschelhäuser exekutiert, der als Gasdirektor in Dessau lebt und nebenbei Gründer und mehrfacher Aufsichtsrat ist. So sind das klassische und das moderne Drama gleich würdig vertreten.

Paul L., ein Mann semitischen Stammes, von ganz elementarer Bildung und ohne jede Spur eigentlichen Talents, hat sich zum ersten Dramatiker des neuen deutschen Reichs emporzuarbeiten verstanden. Nur durch Energie und edle Dreistigkeit, indem er für sich eine unaufhörliche Reklame macht, sich an namhafte einflußreiche Personen drängt und mit ihnen familiär tut. Er hat als Journalist von der Pike auf gedient und wurde dann Dichter und Kritiker. Im Jahre 1863 veröffentlichte er im „Berliner Fremdenblatt“ eine Novelle unter dem viel versprechenden Titel „Stechnadeln“, die aber völlig unbeachtet blieb. Auch sein Schauspiel „Marrion“, das die französischen Demimondestücke noch zu übertrumpfen sucht, war ein Schlag ins Wasser. Da schrieb er 1869 für den von Julius Rodenberg herausgegebenen „Salon“ — „Harmlose Briefe eines deutschen Kleinstädters“ und 1871 „Literarische Rücksichtslosigkeiten“, Schriften, die ihn, mit Hilfe des auserwählten Volkes, plötzlich „berühmt“ machten. Auch Karl Frenzel feierte ihn in der „Nationalzeitung“ unter dem Titel „Ein deutscher Satiriker“. Zum Dank dafür zieht L. in einer Entgegnung Herrn Frenzel der Oberflächlichkeit, und suchte später in seinem Stücke „Ein Erfolg“ ihn lächerlich zu machen.

Die „Harmlosen Briefe“ und die „Literarischen Rücksichtslosigkeiten“ sind eine Sammlung von witzig und satirisch sein sollenden Bagatellen, in denen L. — und das ist seine Maxime überhaupt — Personen, die hoch über ihm stehen, herunterzureißen sucht, und an Leuten, die niemand kennt und für die sich niemand interessiert, sein Mütchen kühlt. Seinesgleichen, die holde Mittelmäßigkeit, läßt er wohlweislich ungeschoren.

Paul L. gründete „Die Gegenwart“ weniger um des Publikums willen, als zu seinem Privatgebrauch. Sie war ihm ein bequemes Mittel, seine Gegner zu befehlen, einflußreiche Personen einzuschüchtern und sich geneigt zu machen. Auch den Generalintendanten der Berliner Hofbühne begann er zu kitzeln, seine Theaterleitung anzugreifen; und Herr von Hülßen war dafür nicht unempfänglich. Paul L. hatte sein Schauspiel „Maria und Magdalena“ bereits in petto; Herbst 1872 ging es im Berliner Schauspielhaus in Szene und wurde ein ganzes Jahr hindurch in jeder Woche zweibis dreimal gegeben. Selbstverständlich hörten damit die Angriffe in der „Gegenwart“ auf; Paul L. hatte für Herrn von Hülßen fortan nur noch Komplimente, wurde sein eifriger Partisan, und machte namentlich für ihn Front gegen die Meininger.

Auf „Maria und Magdalena“ folgten „Diana“, „Ein Erfolg“, „Der Zankapfel“, „Tante Therese“. Alljährlich schreibt Paul L. ein Stück (1875 sogar zwei), und sonder Zögern wird es von der Berliner Hofbühne stets angenommen. Wie es scheint, hat er die Formalitäten, die andere Sterbliche erfüllen müssen, gar nicht nötig. So meldeten im Sommer 1874 die Zeitungen: Paul Lindau ist nach Berlin gekommen, um wegen seines neuen Schauspiels mit Herrn von Hülßen Rücksprache zu nehmen. Wie es scheint, übergibt Paul L. seine Stücke dem Generalintendanten direkt, konfertert er mit ihm persönlich. L.'s Stücke werden so oft und solange als nur möglich gegeben; in den letzten Jahren stand auf dem Repertoire des Schauspielhauses allwöchentlich mindestens einmal Paul Lindau.

Was nun die Lindau'schen Schauspiele betrifft, so sind sie dadurch merkwürdig, daß der Dichter sich in ihnen regelmäßig selber zeichnet und feiert. Der Geistreiche, Überlegene, Unwiderstehliche ist stets — Paul L. Im übrigen entbehren sie jeder eigentlichen Handlung, jeder wahren Originalität; sie bestehen aus locker mit einander verbundenen Szenen und mühsam zusammengetragenen Einfällen aller Art. L. besitzt weder Erfindungsgabe noch eigene Gedanken; er

entlehnt überall und macht mit dem Entlehnten seine Effekte. So deklamiert er in „Maria und Magdalena“ ein Gedicht von Goethe, im „Erfolg“ ein Gedicht von Eichendorff. Seine Stücke sind Eintagsfliegen, auf ein gedankenloses Publikum berechnet; sie behandeln bloße Nichtigkeiten und werden von keiner Idee getragen; ihr Grundton ist ein Gemisch von Seichtigkeit, Dreistigkeit und Ubernheit. Jedes neue Stück ist schwächer und fadenscheiniger als das ältere, aber immer noch besser als das folgende.

Trotzdem hat V. Ehre und Geld eingefädelt; weit mehr Geld als andere seiner dramatischen Kollegen. Aber er wäre anderswo sicher noch besser gefahren. Sehr richtig schreibt Albert Lindner: „Vindau wäre ein reicher Mann auf jedem Gebiet der Industrie geworden; daß er sich die Poesie ersah, statt des Häuserkaufs oder der Ausbeutung eines Gesundheitskloßs, war gerade nicht hübsch von ihm.“ Paul V. weiß, wie's gemacht wird. Seine Bücher sieht man in allen Auslagen, und ohne, daß sie je verschwinden. Seine Photographie, weniger treu als geschmeichelt, zeigt sich an jedem Schaufenster neben Staatsmännern, Feldherren und Parlamentsmitgliedern. Auf der letzten Kunstausstellung hing auch Paul V.'s Bild, und täglich sah man unter demselben den gefeierten Dramatiker auf- und abspazieren.

Die Broschüren, die anonym oder pseudonym alljährlich über ihn erschienen, und die seinen Dichterruhm befestigen sollen, sind freilich eine ganz verfehlte Spekulation; aber mittels der „Gegenwart“ hat er sich in Respekt zu setzen gewußt. Er ist in literarischen Kreisen ein gefürchteter Mann, er hat widerborstige Rezensenten noch stets zu bestrafen gewußt, und er hat selbst Karl Frenzel, der lange nicht an ihn glauben wollte, und ihn in der Nationalzeitung als bloßen Macher behandelte, neuerdings in der „Deutschen Rundschau“ zu dem Bekenntnis vermocht: V. sei ein Charakterkopf, den man auf der modernen Bühne nicht übersehen dürfe; — Karl Frenzel, der, als „Ein Erfolg“ ihn karikierte, in gerechter Entrüstung

fragte: „Was soll aus der Ehre des königlichen Theaters werden, von dem man anzunehmen wagt, daß es seine Beihilfe zu einer Skandalposse leiht?“

2ter antijüdischer Kongreß (Alliance antijuive universelle) 27. u. 28/4 1883, Chemnitz: Die literarische Schwangerschaft Paul V.'s war immer in der Presse angezeigt. V. hat eine Konzeption, er beginnt, fertig zu werden. V. muß nächstens mit einer neuen Geburt ans Tageslicht treten, die Geburt ist glücklich von statten gegangen, zu haben bei dem und dem Juden... Literarische Erzeugnisse von Wert, sobald sie von jemandem ausgehen, der sich nicht in den Dienst der Judenschaft gestellt hat, und der in echtem Künstler- oder Gelehrtenstolz es verschmäht, sich abhängig zu machen von der öffentlichen Meinung, werden totgeschwiegen, falls es nicht glückt, sie durch Herrunterreißen tot zu machen.

#### 5. Else von Schabelsky (fd).

Der „Fall“ dieser Dame wird kurz und bündig in Dr. Feilchenfeld's Briefen an Bankier Teiteles dargestellt: „Der Vindau, der Paul, unser genialer, unser bester, unser vorbildlicher Gentleman — das Ideal der Mischpoke in unserem Berlin! Ich habe Dir schon gedeutet an kurz die Geschichte, die hat gehabt unser Paulchen mit der Schabelsky, der Elsa, und dem Harden, dem Maximilian, die gehören beide gleichfalls zu uns, — Gott, es ist 'ne Geschichte, wie sie passiert alle Tage hier bei uns in Berlin: Paul hat geliebt die Elsa und die Elsa hat geliebt anfangs auch den Paul, und dann hat der Maximilian geliebt die Elsa und die Elsa hat nun auch geliebt wieder den Maximilian, und das hat nicht ertragen der Paul und hat gemeint, einer sei zu viel bei der Geschichte, — und da hat er gehabt ganz Recht! Statt sich nun aber ziehen zurück — sich zu schämen, das hat er ja auch verstanden nie im Leben und wird's auch nicht lernen mehr, und wozu auch? — statt sich also zu ziehen zurück und zu halten den Mund, oder aber zu fordern vor seine Pistole — Gott, der Gerechte, was für 'n Wort — mich überläuft's! — den Harden, den Maximilian, — hat er wol-



len benutzen die Macht der Presse, unserer Presse, in der Mischpoke, um zu treiben fort von ihrer Position die Elsa, die hat gemimt in unserem Residenztheater, und zu jagen heraus das arme Wurm aus Berlin. Aber es hat sich gewehrt die Elsa und es hat sie unterstützt der Maximilian und dann hat sich gemeldet noch ein blöder Tropf — ein gutmütiger Germane — der Dr. Mehring von unserer „Volkszeitung“, um schließlich zu bezahlen die ganze Beche, wie er's auch nicht hatte verdient anders. Denn wozu mischt sich hinein in den Dreck der Mischpoke der deutsche Michel, in unseren Dreck, der geht an Niemanden in der Welt und in dem wir haben zu waten allein das Recht und das Vergnügen?! Zwar hat dem Lindau, dem Paul, genützt nichts die Reise, die er hat gemacht quer durch Nordamerika, damit könnte werden vergessen die Geschichte hier in Berlin, in der großen, in der raschlebenden, in der schnellvergessenden Weltstadt; — denn als er ist gekommen zurück, da hat ihn nicht können halten selbst der Rudolf, unser Mosse: man hat ihn bereits gehabt vergessen halb, und die andere Hälfte von ihm, die man hat gehabt im Gedächtnis, ist gewesen so beschaffen, daß unser vornehmer, unser genialer, unser berühmter Gentleman ist verduftet bald auf's Neue und hat sich geschaffen ein Tusculum bei Dresden, von wo aus er hat begonnen zu bombardieren die Gesellschaft, die Welt, die Mischpoke mit seinen Werken, von denen eigentlich will wissen niemand mehr irgend etwas. Aber dem Mehring, dem Franz, ist's gegangen doch auch an den Kraken, — denn wir — Du weißt schon, wen ich meine! — wir haben uns gerächt sofort an ihm, daß er hat gezwungen uns, zu opfern den Lindau, den Paul, der öffentlichen Meinung — dem großen Moloch, der täglich verschlingt und speit wieder aus ein Duzend von Größen des Tages —: Der Cohn von der „Volkszeitung“ hat genommen in die Hand die Sache, und der Mehring hat verloren seine Stellung und mit ihm noch 'n paar der dummen Germanen, die haben gehalten zu ihm! . . . . Siehst Du, Fügleben, das ist die Macht der Misch-

poke — und es bekommt zu kosten sie Jedermann, der es wagt zu rühren an ihrer Herrlichkeit.“

Im einzelnen sah der „Fall“ natürlich interessanter aus. Die in Mehrings Buch darüber niedergelegten Erlebnisse und Erfahrungen streifen an's Wunderbare. Wir folgen Mehrings Führung:

#### a) Liebe und Lösung.

1888 wurde Fräul. v. S. von ▼Lautenburg für das Residenztheater nach Berlin engagiert. „Gleich in der ersten Vorstellung, in der sie auftrat, erschien der Theaterkritiker Herr Lindau auf der Bühne und ließ sich ihr vorstellen, um ihr Komplimente über ihr Spiel zu machen. Nach der abscheulichen, aber leider allgemein verbreiteten Sitte der Schauspieler und Schauspielerinnen, den Kritikern ihre Besuche zu machen, erschien sie einige Tage darauf in der Wohnung des Herrn Lindau, um sich für die ihr widerfahrne Ehre zu bedanken.“ Seit Mitte September stand sie dann in vertrauten Beziehungen zu Paul Lindau, als Geliebte und Mitarbeiterin; sie unterstützte ihn bei seinem Schauspiel „Der Schatten“, er telegraphierte z. B. „Gedenke mit dankbarer Nührung Deiner fördernden Mitarbeit.“ Sie las für ihn Stücke, die er für das „Dtische Theater“ zu begutachten hatte, er suchte ihre schauspielerische Tätigkeit zu fördern. Als er 22/9 88 nicht selbst zur Premiere eines Stücks konnte, in dem die Freundin beschäftigt war, schrieb er ihr: „Ich habe für alle Fälle ▼Wolff gut instruiert“, Wolff, d. h. den 2. Theaterkritiker des Blattes, dessen 1. Kritiker Herr L. selbst war. Als sie über ungenügende Beschäftigung klagte, versprach L: „Da muß etwas geschehen — wenn nicht direkt durch mich, dann durch Zabel, Brahm, Fidor oder Keller oder sonst jemand.“ Die meisten dieser Herren, so Eugen Zabel (National-Ztg.), Otto ▼Brahm (Freie Bühne), Fidor ▼Laudau (Börsen-Courier) gingen in der Wohnung der Schabelsky aus und ein; waren ihre Gast- und Tischfreunde, und nichts kann zart sinniger sein, als die Huldigungen, die beispielsweise Herr Otto Brahm ihr in Bild und Wort darbrachte. Sie ging inzwischen an's „Ber-

liner Theater“ über. Die Verhältnis dauerte nur ein Jahr, denn es hatte schwache Seiten:

... „Else dachte an ihre Liebe zu mir“, schreibt Vindau, „an ihre Selbstlosigkeit und Hingabe und meinte immer, daß sie mehr gebe, als empfangen. Denn in 2 Punkten, die mit der Frage der persönlichen Eitelkeit zusammenhängen, konnte ich nicht das geben, was sie begehrte. Und weil ich das nicht vermochte, meinte sie, ich respektiere sie nicht genügend, und sie sei für mich tatsächlich nicht mehr als eine bequeme, angenehme kluge und gute Geliebte — aber doch etwa nur eine „Geliebte“, vielleicht ein bißchen besser, als manche andere, aber immerhin ein Weib 2. Kategorie. Diese beiden Punkte waren: daß ich mich nicht öffentlich mit ihr zeigen mochte, und daß ich ihr schauspielerisches Talent, ohne es gerade zu verkennen, doch nicht so hoch stellte, um meine tief eingewurzelte Abneigung gegen die Kulissen ihr zu Liebe zu überwinden. Das schmerzte sie immer mehr und mehr, und darüber vergaß sie alles andere; sie vergaß, was ich ihr war usw.“

Kurz und gut, sie teilte Herrn Vindau mit, daß sie das Verhältnis löse, doch ihm herzliche Freundschaft bewahre, an seinen Arbeiten gern weiteren Anteil nehme und jeden seiner Wünsche zu erfüllen bereit sei. Aber V. äußerte zu Dritten: „Daß da ein freundschaftliches Kaffeeverhältnis sich etablieren soll, wo früher so ganz etwas anderes war — Else rechnet noch immer mit dieser Möglichkeit oder tut wenigstens so — das ist ein Unding, über das gar nicht zu sprechen ist“ und entbot am 16/9 89 seine Haushälterin mit schriftlichen „Instruktionen“ an Fräulein v. Sch.: „Ich bitte sie dringend, Berlin zu verlassen. Die Erfüllung dieser letzten Bitte ist für mich das Einzige, auf das ich Wert lege. Von der Erfüllung dieser Bitte hängt mein ganzes Verhalten zu Fräulein Else ab... Sobald ich höre, daß Fräulein Else bereit ist, Berlin zu verlassen... werde ich dafür sorgen, daß ihrem Fortgehen kein Hindernis im Weg steht. Ich werde die Lösung ihres Kontraktes mit ▼Barnah herbeiführen. Ich werde gleichzeitig meinen ganzen Einfluß da-

1186

hin geltend machen, daß Fräulein Else an einem andern anständigen Theater, entweder in Frankfurt am Main bei ▼Claar, oder im Stadttheater zu Hamburg bei ▼Pollini oder im Landestheater in Prag bei Angelo ▼Neumann engagiert wird. Fräulein Else mag selbst bestimmen, an wen von diesen Dreien ich mich wenden soll. Ich glaube, meiner Sache bei allen Dreien ungefähr sicher zu sein. Bei Angelo Neumann und Pollini werde ich das Engagement mit größter Wahrscheinlichkeit durchsetzen können. Dort wird sie viel mehr Gelegenheit finden, ihren starken Neigungen für die Kunst nachzugehen, wie es hier möglich sein wird. Denn Fräulein Else, die mich ja ganz genau kennt, wird begreifen, daß es mir unmöglich ist, im Theater als Kritiker zu sitzen, wenn sie jetzt als Schauspielerin auf den Brettern steht. Ich halte es vielmehr für ihrer Würde und unseren Beziehungen allein entsprechend, wenn Fräulein Else dieselben Tatsachen anerkennt und aus dem Verbands des Berliner Theaters ausscheidet, ehe die Proben zu „Gräfin Lea“ beginnen....

Fräulein Else würde also nur wider meinen ausdrücklichen Willen weiter in Berlin leben, und wenn sie Wert darauf legt, wie sie mir schreibt und wie ich es ihr glaube, daß ich ihrer fernerhin ohne bitteren Groll gedenke, wenn sie nicht aus einem unglücklichen Freund, der tiefes Mitleid mit ihr hat, einen tief erbitterten, ihr völlig abgewandten und fremden Mann machen will, so wird sie in aller kürzester Frist Berlin verlassen und niemals hierher zurückkehren, ohne mein Wissen und ohne meine Zustimmung....“

#### b) Bohrott.

Ihr Vertrag mit dem Direktor des Berliner Theaters war April 89 für 1/9 89—1/6 92 abgeschlossen. Monatsgage 180 M.

„Am 29/3 90 kündigte Barnah ohne Angabe eines Grundes und zwar zum 1/6, obgleich die Spielzeit des „Berliner Theaters“ bis zum 13/7 währte. Fräulein v. Schabelsky gehörte also dem Verbands des „Berliner Theaters“ vom 1/9 89 bis zum 1/6 90 an. In dieser Zeit war sie ein einziges Mal aufgetre-

ten, in einer Wiederholung des „Coriolan“, in einer Nebenrolle von etwa 100 Worten, in einem unbekanntem Ensemble, nach einer flüchtigen Szenenprobe.

Herr Vindau hatte Fräulein von Schabelsky bedroht, daß er ihre künstlerische Beschäftigung am „Berliner Theater“ kraft seines kritischen Einflusses vernichten werde, wenn sie gegen seinen Willen in Berlin bliebe; Herr ▼Barnah beschäftigt sein eben engagiertes Mitglied nicht und kündigt ihr bei der ersten, ihm kontraktlich möglichen Gelegenheit. Herr Barnah bestritt in einem bei Mehring abgedruckten Schreiben einen inneren Zusammenhang zwischen diesen Tatsachen.

..... Man schüttelte alle Kolophonumblige, die Herr Barnah in jenem Schreiben mit freigebiger Hand schleudert, und auch nicht ein Lichtfünkchen wird auf die einzige Frage fallen, die Herr Barnah beantworten mußte, wenn er sich von dem Vorwurfe reinigen wollte, daß er sein eigenes Mitglied zu Gunsten eines „einflußreichen“ Kritikers gehohkottet hat! Vielleicht sagt er — die Schabelsky sei eine zu schlechte Schauspielerin. Aber die Stimmen der Kritik waren, als sie noch in gar keinen oder den allerersten Beziehungen zu Vindau stand und also noch der Parteien Gunst und Haß entrückt war, für sie: „Pikanterie von anerkennenswerter Diskretion im Spiel“, rühmt Eugen Zabel in der National-Ztg. Nr. 475 vom 2/9 88.

..... in der Erscheinung und im Wesen sehr anmutig und mit unheimlichem Realismus“, sagt Paul Vindau.

..... eine sehr eigenartige Künstlererscheinung, an die „Zimajer“ erinnernd. Viel Pikanterie, viel Bühnengeschick und graziöse Laune“, lobt Isidor Vandau.

„Sie fiel durch feste Laune auf; sie wußte Frechheit graziös zu machen“, singt Paul Schlenker.

„Genug: einen zwingenderen Indizienbeweis für einen Bohkott, als er hier vorliegt, hat es nie gegeben. Die Drohung ist urkundlich in genauer Spezialisierung da; der Erfolg paßt sich urkundlich genau der Drohung an; die ein-

zige, etwa sonst denkbare Ursache dieser Wirkung fällt nach urkundlichen Zeugnissen fort.

Was steht also noch dem Beweise dieses Bohkotts entgegen? Einzig dies, daß die beiden Bohkottenden sich gegenseitig für Ehrenmänner erklären und sich nie verabredet haben wollen. Und wäre es denn wahr — als ob sich diese Auguren nicht bis auf den Grund der Seele sehen könnten, ohne auch nur mit der Wimper zu zucken, geschweige denn, daß sie ein Wort sprächen!“

### c) Dichtung und Wahrheit.

Nachdem sie so gehohkottet worden war, schrieb sie ein Theaterstück „Recht der Leidenschaft“, in dem sie, da Vindau Motive aus ihrem Leben in seinem „Schatten“ und Stellen aus ihren Briefen in seiner Novelle „Fieber“ verwertet hatte, Motive aus seinem Leben anbrachte. Inkognito reichte sie das Stück beim Lessing-Theater ein. Direktor ▼Blumenthal lehnte nicht ab. Daraufhin ging sie zu Herrn Barnah, da jedes Mitglied seiner Schar nach der Hausordnung verpflichtet war, ihm mitzuteilen, wenn man ein Theaterstück geschrieben hatte und veröffentlichen wollte, und übersandte ihm auf sein „männliches Ehrenwort“ ein handschriftliches Exemplar ihres Stückes. Barnah trompetete dann aber in alle Winde, die S. habe ihm eine „gemeine Satire“ auf L. geschickt, ein „auf Meilen erkennbares Pamphlet“ usw. Darauf wurden Vindau und seine Sippe mobil und erhoben einen solchen Lärm, daß Blumenthal, der seit 10 Jahren mit L. zerfallen war, doch das Stück nun nicht mehr zu bringen wagte, aus Scheu, eines persönlichen Nachaktes an Vindau geziehen zu werden. Er schrieb an v. S.: „Berlin NW, 6/2 90: .... Ich würde es aus diesen Erwägungen vorziehen, wenn Sie die entschiedene dramatische Schaffenskraft und die Gabe scharfblickender Beobachtung, die in Ihrem ersten Werke hervortreten, an einem minder doppeldeutigen Stoffe abermals erproben, und Sie dürfen überzeugt sein, daß ich dann dieser neuen Arbeit mit dem lebendigsten Interesse näher treten würde. Mit vorzüglicher Hochachtung Dsc. Blumenthal.“

In demselben Sinne lehnte Otto ▼Debriant vom Königl. Schauspielhause ab, „wie die Dinge liegen, sei eine Auf- führung bei uns allerdings ganz un- möglich“, aber er findet auch in dem Stücke „so viel Talent“, daß er die Dame um die Einreichung eines zweiten Stük- kes ersucht, das er dann, wenn es gut ist, zu geben verspricht, und zwar, wie er — bezeichnend genug für den Druck und die Macht des Vindau-Ringes — hinzufügt, „unter abermals verstelltem Autornamen.“

So hatte „Vater“ Barnah, sagt Meh- ring, sein „Kind“ zweifach gehohkottet, das erste Mal als Schauspielerin und das zweite Mal als Theaterschriftlerin. Denn eine doppelte Schnur würgt besser.

„Manche Leute mögen vielleicht man- ches an Herrn Paul Vindau aussetzen, — es liebt die Welt, das Strahlende zu schwärzen —, aber eins muß ihm der blasseste Meid lassen: in der Ausführung der Drohungen, die er als Kritiker er- läßt, ist er der pünktlichste Mann von der Welt.“

d) Frühere Freunde.

a) Otto Brahm erklärte über Fräu- lein v. Schabelsky: „aus einem unreinen Gefäß kann kein reiner Tropfen kom- men“, — und ach! wie manchen guten Tropfen hatte Brahm an ihrem Tische getrunken, nun fabelte er von einem heimlichen Freunde, zu dessen Gunsten sie Herrn V. abgedankt haben sollte.

b) „Herr Vindau hat seine „Bücher“ aufgetan und seine Helfershelfer rau- nen Jedem, der es hören will, heimlich ins Ohr, unter dem Posten „Schabelsky“ seien 6, oder 8 oder gar 10 000 Mk. ge- bucht. Wäre selbst diese höchste, mir ge- nannte Summe richtig, so würde sie im- merhin nur ein mehr oder weniger gro- ßer Prozentsatz der Tantiemen sein, die Herr Vindau für die Übersetzung des „Galeotto“ von Chegarah eingesäckelt hat, ohne dem spanischen Dichter nur einen Pfennig auszuzahlen, den er viel- mehr mit einem tränenfeligen Briefe und mit dem ernestinischen Hausorden (daß man doch in jedem Sumpfe auf die Spuren des ▼Tempelth trifft!) abge- speist hat. Aber Welch Frevel an den hei- ligsten Gesetzen der Ökonomie, daß die

kleine Schauspielerin vom Residenzthea- ter den schweren Rotwein und den Sekt, den die Herren Brahm und Zabel bei ihr gezechet haben, nicht von ihren 180 Mark Monatsgage zu „ersparen“ wuß- te! Diese Modernen, die ihre Geliebten für sich schanzen lassen, und, wenn ihnen die Sklavin entronnen ist, ihre „Bücher“ aufschlagen und samt ihren Gesellen ein wehmütiges Geheul erheben, weil sie zu entdecken glauben, daß der weibliche Kuli ihnen vielleicht doch noch ein biß- chen mehr gekostet, als eingebracht hat!“

e) Verzweiflung.

Die Sch. warf sich nun auf feuilleto- nistische und nobellistische Arbeiten; aber von solchen Beiträgen kann auch der bescheidenste Mensch nicht leben. Nun blieb noch ein Versuch als Schau- spielerin. Sie erhielt eine höhere Sta- tistenstelle beim Viktoriatheater, vom 1/6 ab gegen monatlich 120 Mk., „aber schon am 29. wurde ihr zum 15/7 ge- kündigt, weil ihre Stimme für den Raum nicht ausreiche! Endlich ein al- lerletzter Versuch beim Ostendtheater, aber ein berühmter Schauspieler, der dort gastierte, weigerte sich, mit ihr zu- sammen aufzutreten, um nicht den Zorn V.'s zu erregen!

Nunmehr stand sie vor dem Hunger — oder dem letzten öffentlichen Ver- zweiflungskampfe mit ihren Verfolgern.

Die Redaktion des „Volks“ setzte „ihr einen Artikel auf und sandte ihr den Bürstenabzug zu mit der Anfrage, ob sie ihn in dieser Fassung eventuell vor Gericht vertreten könne. Die Schabelsky las den Artikel, und die antisemitische Färbung desselben veranlaßte sie zu dem Entscheide: „Lieber garnicht als so! Die wenigen Freunde, die mich noch unterstützen, sind Juden, und Vindau ist ein Christ!“ . . . Später plagte der Hunger die Schabelsky wieder mal gar zu sehr und möglich auch, daß er Wahn- ideen in ihr erzeugte, so die Idee, V. sei der Aufnahme ihrer Arbeiten in das BV hinderlich. Am 27/7 schrieb sie an den Verleger dieses Blattes, bat ihn um seine wohlwollende Förderung und be- ging die kindische Torheit, den Bürsten- abzug des „Volk“ anzufügen mit der zwar wahrheitsgemäßen, aber deshalb nicht minder taktlosen Bemerkung, sie

habe die Veröffentlichung des betreffenden Artikels verhindert. Der Brief ist mir vorgelegt worden, und wenn sein Inhalt nach meiner Erinnerung auch gerade nicht als eine Drohung ausgelegt werden konnte, so erhielt er den Charakter eines Drohbriefes doch durch den beigefügten Bürstenabzug.

Dann kam sie zu mir. Ich schulde der Dame noch folgende Bemerkung. Nach meinem Vorgehen gegen Vindau wurde sie — höchst bezeichnender Weise für gewisse künstlerische und literarische Zustände von Theaterdirektoren und Verlagsbuchhändlern — mit Unerbietungen überschwemmt, die ihr in drei Wochen mindestens eben so viele tausend Mark zu erwerben gestattet hätten. Trotz ihrer bitteren Armut lehnte sie alles ab und zwar ohne jedes Zutun von meiner Seite. Ich erfuhr erst später durch Zufall von dritter Seite davon. —

In dem Schicksale der Schabelsky verkörpert sich der soziale Typus der Varias vom Theater, wie es deren Tausende und Abertausende gibt. 180 Mk. Monatsgage und fast 1000 Mk. für die Kostüme zu einer einzigen Rolle — dies sagt alles. Der allmächtige Kritiker und die arme Proletarierin treten in ein Liebesverhältnis; der Mann wird dadurch noch um eine Nuance interessanter, die Frau ist ein verlorenes Geschöpf. Herr L. benützt Motive aus dem Leben der Schabelsky zu seinem „Schatten“ und schreibt ein „geistvolles“ Stück. Fräulein v. Schabelsky benützt Motive aus L.'s Leben zu ihrem „Berühmten Mann“ und schreibt ein „auf Meilen erkennbares Pamphlet“ usw. Herr Vindau verhängt in einer Sultanslaune, weil er es „einfach nicht ertragen kann“, daß die Sklavin, die ihn abgedankt hatte, in derselben Stadt dieselbe Luft mit ihm atme, eine furchtbar wirkende Macht über sie, während die Schabelsky 10 Monate später in einer an sich berechtigten Notwehr einen lächerlichen Drohbrief Herrn Mosse schreibt. Aber der salomonische Vorstand des Vereins „Berliner Presse“ entscheidet, daß der Bannbrief des Herrn L. nicht einmal die „Möglichkeit einer Mißdeutung zulasse.“

Der Vorstand des Vereins Berliner Presse“ kam nämlich am 2/9 zu dem Be-

schlusse, daß Herr Vindau von aller Schuld frei zu sprechen sei.“

f) Nachklang.

Fritz ▼ Mauthner über L.: „Mein Gerechtigkeitsgefühl verbietet mir, Paul L. wegen einer Lebensanschauung einen Schurken zu nennen, die  $\frac{9}{10}$  aller Zeitungs geschäftsleute mit ihm teilen, daß nämlich die Feder eine Waffe sei, die man auch zu seinem persönlichen Vortheile führen dürfe . . . Nach dieser meiner unverändert gebliebenen Meinung begehen die meisten Theaterkritiker täglich das Unrecht, das nun L. allein begangen haben soll und das ihm zum Verbrechen gemacht wird. Ich frage diejenigen Kollegen, die ebensowenig wie ich in einem Glashause wohnen: wie viele freundliche Kritiken oder Notizen mögen jährlich geschrieben werden, um einer hübschen Schauspielerin für einen flammenden Blick oder für brutalere Liebeskosen zu danken? und wie viele böse Notizen werden niedergeschrieben, um die hübsche Schauspielerin erst freundlich zu stimmen? Hundert nichtswürdige Buben treiben — ohne ertappt zu werden — dieses Handwerk. Und darum empört es mich, daß Paul L., der im Grunde ein guter Kerle ist und der sich in der Leidenschaft hat ertappen lassen, plötzlich unter den Rang dieser schlauen Buben geworfen wird.“ Wir bitten unsere Leser die ausführlichere Darstellung des „Falles Vindau“ bei Mehring selber noch einzusehen.

g) Ein Jahr später.

Mehring in seinem Buche „Kapital und Presse“: „Ich habe es schweigend ertragen, daß meine materielle Existenz zertrümmert wurde, weil ich eine Proletarierin vor den Mißhandlungen eines kapitalistischen Goldschreibers zu schützen gewagt hatte; ich sagte mir: Krieg ist Krieg, und wer an Molochs Barte zupft, muß auf Molochs Rache gefaßt sein. Und wenn es auf meine Person allein anlame, so hätte ich mir vielleicht auch das von dem Vindau-Ringe zur Vernichtung meiner moralischen Existenz geschmiedete Komplott schweigend gefallen lassen . . . .“

h) Otto ▼ Brahm.

„Mit der Zertrümmerung meiner materiellen Existenz hatte der Vindau-

Ring die Hälfte seiner Aufgabe erfüllt; es blieb noch die andere Hälfte, die Zerstümmerung meiner moralischen Existenz. . . . Man beschuldigte mich einer Lieblichkeit mit Frä. v. Schabelsky.“ Mehring wurde auch der Unrichtigkeit bezichtigt: „In meiner Lindau-Schrift hatte ich erwähnt, daß Herr Otto Brahm, nachdem ihm das Wallner-Theater das Betreten seiner Räume verboten hatte, sich gleichwohl in dasselbe begeben und über die Vorstellungen an ein auswärtiges Blatt, die „Frankfurter Zeitung“, berichtet habe. Letzteres war richtig, aber ersteres unrichtig. Ich hatte Herrn Brahm einen Schmod II genannt, aber ich glaubte, ihn deshalb noch nicht für einen (Schmod)<sup>2</sup> erachten zu dürfen. Ich wußte, daß er über die Vorstellungen eines Theaters berichtet hatte, aus dem er hinausgewiesen worden war, aber mir war — wegen der Ungeheuerlichkeit einer solchen Möglichkeit — auch nicht entfernt der Gedanke beigekommen, daß er bei diesem Anlasse auch noch die Frankfurter Zeitung und deren Leser genasführt haben könne durch ausführliche Kritiken über Vorstellungen, denen er garnicht beigewohnt hatte.

Herr Brahm klagte. Er wußte, daß seine Unehre gerichtlich in weit größerem Umfange festgestellt werden würde, als sie bis dahin bekannt geworden war, aber er opferte sich für die hohen Zwecke des Lindau-Ringes in einer Weise, die in der Geschichte menschlicher Aufopferungsfähigkeit immer einen hervorragenden Platz behaupten wird. . . .

Die Beweisaufnahme über die Wallner-Theater-Affäre ergab, daß Herr Brahm aus diesem Theater hinausgewiesen worden war, trotzdem aber fortlaufend über die Vorstellungen desselben ausführliche Kritiken in der Frankfurter Zeitung veröffentlicht hatte, Kritiken in einem Tone und von einem Umfange, die in den Lesern die Vorstellung hervorrufen mußten, daß ihr Verfasser den Vorstellungen beigewohnt habe. Herr Brahm hatte dies getan, obgleich er wußte, daß die „Vossische Zeitung“, deren Kritiker er damals war, seiner Hinausweisung wegen, die Berichterstattung über das Wallnertheater ein-

gestellt hatte. Dagegen ergab die Beweisaufnahme nicht, was ich wohlwollender Weise vorausgesetzt hatte, daß nämlich Herr Brahm den betreffenden Vorstellungen des Wallner-Theaters beigewohnt habe. Ferner führte sein Anwalt den Beweis, daß Herr Brahm die Redaktion der Frankfurter Zeitung hatte bitten lassen, unter seine Kritiken über das Wallner-Theater nicht seine Initialen zu setzen, worin die klägerische Seite — jenseits von Gut und Böse — einen moralisch entlastenden Umstand zu erblicken schien. Endlich sagten ein paar, von dem Kläger vorgeschlagene Zeugen auch über die Moral seines Verhaltens aus. Herr Paul Schlenker, der seinem Freunde Brahm durch Mitteilungen aus dem Wallner-Theater behilflich gewesen war, meinte seinerseits, die kritische Handlungsweise desselben „käme unter Umständen wohl vor“, antwortete aber auf die klare Frage, ob er einen solchen kritischen Betrieb mit der literarischen und persönlichen Ehre eines Kritikers vereinbar erachte, nur mit der in ihrer Art ja auch klaren Gegenfrage: „Stehe ich hier als Sachverständiger oder als Zeuge? Herr Oscar Blumenthal aber, der frühere Theaterkritiker und jetzige Theaterdirektor, sagte aus, es sei ihm seinerzeit als „ganz unglaublich“ erschienen, daß Herr Brahm nach seiner Ausweisung aus dem Wallner-Theater, noch in der Frankfurter Zeitung Kritiken über dasselbe veröffentlicht haben solle. Nach Einsichtnahme der betreffenden Zeitungsnummern habe er die Tatsache allerdings bestätigt gefunden. Er habe annehmen müssen, daß Herr Brahm nach eigenen Wahrnehmungen berichte: das Gegenteil sei nach den Gepflogenheiten der anständigen Kritik ausgeschlossen gewesen.

Nach diesen Ergebnissen der Beweisaufnahme befand sich Herr Brahm in der Lage jenes Juden, von dem Hebel in seinem „Schatzkästlein“ erzählt. Dieser Jude hatte mit einem Bauern um einen Siebzehner gewettet, daß ihm derselbe nicht das Schwarze vom Nagel weg auf ein Haar und ohne Blut hauen könne. Der Bauer zog sein Messer und hieb und verlor, denn er schlug dem ar-

men Juden in der Ungeschicklichkeit das Schwarze vom Nagel und das Weiße vom Nagel und das vordere Gelenk mit einem Zuge rein vom Finger weg. Da tat „Mauschel Abraham“, — so nennt ihn Hebel — einen lauten Schrei, nahm das Geld und sagte: Au wahr, ich hab's gewonnen! So hatte auch sein Nachfahr gewonnen; er war nicht heimlich im Wallner-Theater gewesen, aber mit diesem Schwarzen vom Nagel hatte ihm die Beweisaufnahme auch gleich das ganze Gelenk abgehauen.

i) Trost in Tränen.

„Als „guter Freund“ teilt ein Herr Stein mir mit, daß ich mich im Falle L. ganz und gar verrannt hätte; wie ich mir nur einbilden könne, daß Herr L. einen umständlichen Boykott veranstaltet habe, um Fräulein v. Schabelsky zu vernichten; wolle er so einen Wurm zertreten, dann habe er es doch viel leichter; bei seinen innigen Beziehungen zu seinem Bruder, dem Geh. Legationsrate Rudolf Lindau, und bei den intimen Beziehungen, die sein Bruder als persona gratissima zu, ich entsinne mich nicht mehr, wem habe, koste es ihn doch nur ein Wort, und die Schabelsky flöge als Ausländerin zum Tore hinaus.“ — Mehring.

Wie Mehring aber für seine Tat von den Juden erdrückt werden sollte, erzählte Ad. Δ Damaschke 1906 (DfBl 1/9) in der „Deutschen Volksstimme“: „Zu den tiefsten Eindrücken in meinem Leben gehört die Katastrophe, die meiner regelmäßigen Mitarbeit an diesem Blatte ein Ende bereitete. Eines Tages kam eine Schauspielerin, Fräulein Else v. Schabelsky, auf die Redaktion. Sie führte Klage, daß der Theatergewaltige des BT, Paul Lindau, sie zwingen wolle, sich ihm hinzugeben, und daß er im Weigerungsfalle drohe, ihr Auftreten in Berlin unmöglich zu machen. Sie legte beweisende Briefe vor. Franz Mehring beschloß einzugreifen. Er hat später oft erklärt, daß ihm die Persönlichkeiten hier nach jeder Richtung hin völlig gleichgültig gewesen seien, daß aber die grundsätzliche Frage, ob ein Redakteur seinen Einfluß in der Zeitung in dieser Weise mißbrauchen dürfe, entschieden werden mußte. In vorsichti-

gen Artikeln, Meisterstücken der Journalistik, begann Mehring den Kampf. Kurze Zeit darauf sprach der tatsächliche Besitzer der „Volkszeitung“, ein Herr Cohn, ihm den dringenden Wunsch aus, diesen Kampf einzustellen. Sein Verwandter, wenn ich nicht irre, sein Schwager, Herr Mosse, der Besitzer des BT, wünschte keine Angriffe auf seinen glänzenden Theater-Rezensenten. Mehring erklärte, daß es sich hier um eine Ehrensache des deutschen Schriftstellerstandes handele, und daß der Kampf bis zu seinem Ende durchgeföhrt werden müsse. Als er dabei blieb, erhielt er seine sofortige Entlassung. Die gesamte Redaktion, mit Ausnahme eines alten Lokalredakteurs und H. Glöck, und der größte Teil der Mitarbeiter erklärte sich mit Mehring solidarisch und verließ das Blatt. . . . Franz Mehring aber hatte noch schwere Zeiten durchzumachen. Selbst den Rest seines Gehalts mußte er sich erst durch eine langwierige Klage erstreiten.“

Übrigens sind die Angaben Mehrings von den Beteiligten wohl in Punkten bestritten, aber in keinem widerlegt worden. Eine Privatklage wurde nur in einem nebensächlichen Punkt erhoben. Paul Weinberg, 1892: „Wenn man die Lügen des BT und Konjorten nur beim Lindauringkampf gegen Mehring zusammentragen sollte, das wäre eine Danaidenarbeit.“

Um diese Zeit (1890) erschien eine Utopie von Georg Hartwich: „Paul Lindau's Glück und Ende“ oder „Fort muß Du, deine Uhr ist abgelauten“. 31 Oktabsseiten. Berlin. Preis 1 Mk. mit folgenden 5 Thesen:

„1. Paul Lindau hat seinen bedeutenden Einfluß als Kritiker mißbraucht, um auf Theater-Direktoren erst zu Gunsten, dann zu Ungunsten einer „befreundeten“ Schauspielerin einen Druck auszuüben.

2. Paul Lindau hat am BT die Stelle des ersten Kritikers und zugleich am „Deutschen Theater“ die eines Dramaturgen innegehabt, trotz der Ableugnung dieser Tatsache im BT. Er hat also in diesem Punkte dem Publikum die Unwahrheit gesagt oder sagen lassen.

3. Paul Vindau hat sein Zensuramt am „Deutschen Theater“ dem Direktor L'Arronge, wie den Einsendern von Dramen gegenüber auf das Allerinfamste mißbraucht.

4. Paul Vindau hat das Schauspiel „Der Schatten“ nach dem Entwurf und mit Hilfe des Fräulein Elise v. Schabelsky „verfaßt“ und es als sein Werk ausgegeben.

5. Paul Vindau hat seinen Einfluß mißbraucht, um ein Weib in seiner Existenz zu Grunde zu richten“. —

Vindau erlitt gerade jetzt auch körperliche Anfechtungen, die Fritz Friedmann (2, 1 ff) anschaulich schildert: „Dem jungen Juristen war selbstverständlich Vindau von jeher interessant gewesen. Von früh an hatte meine Aufmerksamkeit die besondere Neigung gefesselt, in seinen Romanen kriminalistische Stoffe zu verarbeiten und zu bewerten, aus der später seine seltsame Vorliebe wurde, über sensationelle Fragen nicht gerade immer zutreffend zu orakeln. Vindau teilte diese Neigung mit meinem Schulkameraden und späteren Freunde Felix ▼Philippi....“

Allmählich kam es, daß Vindau in besonders eigenartigen Fällen meinen Rat suchte. Nach dem Boykott über die Schabelsky wurde Vindau mit einer Flut von anonymen Postkarten überschüttet, die den damals recht kränklichen Mann (die Ärzte hatten bei ihm ein „Flatterherz“ konstatiert) unerhört erschreckten. In meiner Erinnerung sehe ich ihn immer wieder, halb aufgerichtet im Bett, die großen weit aufgerissenen Augen hinter dem, von breitem Hornrand umrahmten Aneifer, mit der Hand auf dem Flatterherzen.

Dann kam der seltsame und grenzenlos frivole Prozeß, den die Schabelsky gegen ihn mit der Behauptung anstellte, daß sein „Schatten“ ihr eigenes Werk sei. Ich gewann ihn spielend für L.

Es ist wohl unzweifelhaft, daß in der damaligen Zeit Maximilian Harden's Bekanntschaft mit der Schabelsky begann oder wenigstens jungen Datums war. Gelegentlich sah ich ihn mit ihr und einer Anzahl von Schriftstellern und Schauspielern im Schillerkaffee in

der Mohrenstraße im eifrigen Geplauder.“

„Die Juden Vindau und Barnah (AG 25/1 1891) in Berlin sind in 2. Instanz wegen Beleidigung der ehemaligen Schauspielerin und Freundin des eheverlassenen Vindau, Elsa Schabelsky zu 50 und 80 M. Geldstrafe, sowie zur Zahlung der Gerichtskosten verurteilt. Der Klägerin wurde die Publikationsbefugnis im BT zugesprochen. — Der Barnassauer Paul war selbst im Termin anwesend. Wir meinten er sei schon — juchheh! nach Amerika.“

Als Liebhaber, als Roman- und Stückeschreiber wußte L. übrigens wohl, was er tat, wenn er die deutschen Leser und Hörer mit jüdischem Schleim und Schimmel überzog, und dabei noch flott verdiente, wie 1891 wieder Dr. Feilchenfeld feststellte: „höre und vernehme, daß ein Roman, wenn man ist ein großer, ein angesehenener, ein berühmter Mann bringt ein höchstens 20 000 bis 30 000 M., während ein Stück für die Bühne kann werfen ab unter Umständen — erschrick nicht, Skizzen, und fall' nicht um! kann werfen ab 'ne Million!!! Erzählt man sich doch in der Mischpoke von Berlin, daß der Adolph, der L'Arronge, hat gemacht aus „Mein Leopold“ noch mehr als 'ne Million — Gott, was für ein schönes, was für ein feines, was für ein berühmtes Wort! — und daß mein Freund, der Paul, der Vindau, der ist geworden neuerdings der Lohengrin von unseren Leuten, weil er hat verlassen seine Elsa und gehabt 'nen dramatischen Konflikt und ist gefahren fort nach Amerika, zwar nicht mit 'nem Schwan, aber mit 'nem Dampfer vom Norddeutschen Lloyd, und hat bekommen auf den Hals 'ne Klage von seiner Elsa, daß also der Paul, der Vindau, macht ein zweifaches und ein dreifaches und ein fünffaches Geschäft mit seinen Stücken für die Bühne, als er es hat gemacht mit seinen Romanen.“

Interessant ist eine Beschreibung L.'s in der Berliner „Welt“ 1891:

„53 Jahre. Raubvogelkopf. Runde Augen. Tendenz: spielend. Goldenes Pince-nez. Jugendliche Fädelts, helle Westen und geniale Krawatten. (Eigener Ausdruck.) Beruf: Macht alles. Ge-



wesener Redakteur der „Elberfelder Zeitung“, gewesener Begründer der „Gegenwart“ (die heute ein etwas unzärtliches Kind für Papa „Paulchen“ geworden ist), gewesener Kritiker des BT, gewesener Dramaturg des „Deutschen Theater“, gewesener Anbeter des Fürsten Bismarck (bis 20/3 1890), langjähriger „hochverehrter“ Freund des Direktors Ludwig Barnah, Intimus Sr. Majestät des Königs Milan von Serbien, des Herrn Hugo Lubliner (auch Dichter) und des vereidigten Kulissenmalers Max Kohn — (sprich Konsth!). Zeigt den Besuchern seine Ordenssammlung, nur um zu beweisen, wie wenig Wert er auf Dekorationen legt. 11 Zimmer, eine Wirtschafterin, die „beste Köchin von ganz Berlin“ (Spezialität: Sauerkraut mit Champagner) und zwei geschiedene Gattinnen. Spricht mit besonderer Vorliebe von seinen Univeritätsjahren, die er — einem unverbürgten Gerüchte zufolge — in einer Eisenwarenhandlung zu Paris verbracht hat. Promobierte — nach verbürgten Mitteilungen — zu Koftock, während die Lokomotive gewechselt wurde. Schwärmt für Frauenarbeit, namentlich in der Literatur. Zur Zeit sehr bescheiden: Mexikanische Biederkeit, kalifornisches Goldherzchen. Hochmut kam vor dem „Fall“, der seinen „Schatten“ der „Sonne“ vorauswarf. Im Grund guter Kerl, der gute, brave „Dtsche Michel“ (eigener Ausdruck). Besondere Kennzeichen: verblüffende Offenherzigkeit, Saint-Cérité\*) nennt man's in Paris. Lieblingsautor: Franz Mehring“.

#### 6. Amerika.

Paul Vindau tat nach seinem „Fall“, als sei nichts geschehen, schrieb im AZi 27/3 91 einen Aufsatz über „die Leute von Saloniki“, die er als edle Juden rühmte, und machte Abstecher nach Dresden und Amerika, über das er sich im BT langatmig, aber „mit unfreiwilligem Humor“ äußerte. „Das“, sagt AZ 21/6 91, „ist ihm auch in seinem letzten Briefe passiert, worin er sich eingehend mit der Negerfrage in Louisiana beschäftigt, die unserer Judenfrage aufs Haar gleicht. Wunderbar ist nur, warum der „große“ Schriftsteller in ame-

rikanischen Verhältnissen so klar sieht und für die amerikanischen Patrioten so warm eintritt, während er den Gefahren im eigenen Vaterlande gegenüber taub und blind ist. Man brauchte in seinen Schilderungen nur überall statt des Wortes „Neger“ das uns nur allzu bekannte „Juden“ einzusetzen, und wir erhalten ein getreues Bild davon, wie es in unserem Dtschld aussieht, aber auch die Mittel, wie es besser werden könnte. Wenn wir Paul Vindau den Liebesdienst erweisen, die Neger mit den Juden und die Weißen mit Deutschen zu vertauschen, so lauten seine Hauptsätze wie folgt:

„Über eine gewisse Stufe der Ausbildung scheinen die Juden im allgemeinen nicht hinauszukommen, und weder wissenschaftlich noch in der Industrie haben sie Hervorragendes geleistet. Eine Tatsache ist es nun, daß sich die Juden stärker vermehren, als die Deutschen. Unter diesen Bedingungen kann es wirklich recht bedenklich werden, wenn sie mit der numerischen Überlegenheit verfassungsmäßig das politische Übergewicht bekommen. Alle Deutschen ohne Parteiunterscheidung stimmen darum in der Ansicht überein, daß es vollkommen unmöglich ist, den Juden die ehrliche Ausübung ihrer verfassungsmäßigen Rechte zu gestatten; denn das hieße in Wahrheit: die Faulheit und Unbildung zur Herrin der Intelligenz und des Fleißes zu machen. . . . Bei der Erkenntnis dieser unleugbaren Wahrheit würde es nun das Einfachste und Natürlichste sein, den ungesunden Zustand zu beseitigen und den bedenklichen Paragraphen über die Gleichberechtigung durch einen den Verhältnissen entsprechenden und wahrhaftigeren zu ersetzen! So können die Zustände nicht bleiben, denn: „die Juden sind nun einmal den Deutschen im höchsten Grade widerwärtig und unerträglich!“

Wir würden Herrn V. gratulieren, wenn er endlich einmal ein sähe, daß diese Sätze mindestens eben so viel Berechtigung haben, als seine ursprünglichen.“

Marr, Ratten, 1880, S. 6: „Über das semitische Mulattentum ist schrecklicher als der Vollblutsemit. Die gleiche Erscheinung wie beim Neger-Mulatten.

\*) Wortspiel für sincérité.

Wir hätten in Paul Vindau sogar ein wissenschaftlich höchst interessantes Studienobjekt des semitischen Terzeron... er ist farbig der am meisten ausgeprägte Abendländer unter den Brüdern L."

Über die Gründe der Reise nach Amerika 1891 (AC 11/1) teilte der „Börsf. Cour.“ mit: „Paul Vindau hat, wie er innerlich, mit Professor Gneist, G. M. A. W. Hofmann, Dr. Georg Siemens, Conrad Dielitz usw. zu den Gästen gehört, die der Einweihung der nördlichen Pacificbahn im Herbst 1883 beigewohnt haben. Der Präsident dieser großen Gesellschaft, Henry Willard, der in diesem Jahre einige Monate in Europa zubrachte, hat Paul Vindau den Antrag gemacht, unter Bedingungen, wie sie einem Schriftsteller wohl noch kaum jemals geboten worden sind, die Strecke noch einmal zu befahren. Er soll über die Verhältnisse, wie sie sich in den sieben Jahren herausgebildet haben, ein größeres Werk veröffentlichen. Er soll durch den Augenschein Vergleiche zwischen damals und heute ziehen und feststellen, welche der damals gehegten Erwartungen sich erfüllt haben, welche überboten, welche Hoffnungen getäuscht worden sind. Zu diesem Behufe wird ihm in New York ein eigener Direktionswagen mit allem Komfort, mit Küche, Salon, Badezimmer, mit voller Bedienung für ihn und seine Begleitung zur freien Verfügung gestellt. Der Wagen wird während der ganzen Dauer der Reise auf dem nordamerikanischen Festlande zu seiner ausschließlichen Verfügung stehen.“

Wie nett das alles klingt! Gerade so, als wollte Herr Henry Willard in uneigennütziger Weise dem großen Dichter Gelegenheit geben, sein „Genie“ frei zu entfalten. In Wahrheit liegt die Sache aber anders. Herr Willard's Pacific-Bahn pfeift nämlich auf dem letzten Loche, und da braucht er einen Lobhübler, der das Unternehmen und die Aktien den Leuten mundgerecht macht. Wer paßt zu diesem würdigen Amte wohl besser, als der edle Paul Vindau, der seine dichterischen Ergüsse gewiß mit vollem Aufwande seines „glänzenden Geistes“ über die verkrachten Aktien fließen lassen wird! Paul L.

braucht außerdem dringend eine Luftveränderung. —

#### 7. Antichrist.

Über den deutschen Schriftsteller, der sich gern einer Ahnenreihe von 7 evangelischen Pastoren rühmte, schrieb die Deutsche Wacht 29/10 1894: „Daß sich auch geistig höher stehende Juden an der Heße gegen das Christentum beteiligen, beweisen folgende Fälle: Vor einigen Jahren wurde der jüdische Schriftsteller Paul Vindau, eine Berliner Tageblatt-Größe, wegen einer bodenlos gemeinen Lästerung der Dreieinigkeitslehre mit — 14 Tagen Gefängnis bestraft.“ usw. Ob er sie abgefessen hat, scheint bei seinen hohen Verbindungen zweifelhaft.

#### 8. Arme Mädchen.

Wer eine Seite von L. las, kennt damit den ganzen L. Glagau schreibt 1888, RA 139 über einen der letzten Romane L.'s: „Im Prospekt des im BT erscheinenden Roman heißt es wörtlich: „Arme Mädchen. Berliner Roman von Paul Vindau. — Paul L. hat sich, wie man weiß, die Aufgabe gestellt, den Entwicklungsprozeß, den Berlin in den letzten Jahrzehnten von der wenig geliebten und viel verspotteten Großstadt zur bewunderten Weltstadt durchgemacht hat, in einer Reihe von Romanen schriftstellerisch festzuhalten. Der erste dieser Romane, „Der Zug nach dem Westen“, der inmitten der kaufmännischen [▼] Emporkömmlinge in dem eleganten Viertel des Tiergartens spielt, hat einen ungewöhnlichen Erfolg gehabt: 5 Auflagen in 2 Monaten. Der 2. Roman dieses Zyklus führt den Titel „Arme Mädchen“ und erscheint seit 1. Mai im Feuilleton des BT. L. hat in diesem Roman, dessen Handlung vornehmlich in den weniger begünstigten Vierteln des Ostens und des Nordens spielt, zwei junge Mädchen als Heldinnen einander gegenüber gestellt, die gleich an Jugend, Schönheit und Armut, aber in einem verschieden: in ihrer Herkunft. Die eine ist die Tochter eines heruntergekommenen, dem Trunke ergebenen Schneidermeisters, die andere die Tochter einer armen Hauptmannswitwe, deren Mann den Heldentod auf dem Schlachtfelde von Königgrätz gefun-

den hat. Das Mädchen aus dem Volke heißt Grete Lessen. Sie hat noch eine Schwester, Franzi, die zum Balletkorps des königlichen Opern-Hauses gehört, und in diesem neuen Roman neben der Heldin stark hervortritt. Die hübsche blonde Tänzerin nimmt das Leben leicht. Sie verwertet das ihr von der Natur zur Verfügung gestellte Kapital: Jugend und Schönheit, und lebt, niemals von sittlichen Bedenken angewandelt, herrlich und in Freuden. Ganz anders Grete, die Heldin, die von Hause aus eine anständige Natur ist, an den Vergnügungen, denen ihre leichtlebige Schwester Franzi sich hingibt, keinen Gefallen findet, und einen unüberwindlichen Widerwillen dagegen empfindet. Franzi redet ihrer ernstesten Schwester gutmütig zu: sie solle doch ihre Schulden aufgeben, Leben und Menschen nehmen, wie sie sind, solle sich amüsieren, so lange es Zeit sei. Grete hört aufmerksam zu. Sie entrüstet sich nicht über die Zumutung, aber sie fühlt, daß es ihr unmöglich ist, diese Auffassung zu der ihrigen zu machen. Diese Szene hat der junge, begabte Maler, Karl [♥] Zewy aus Wien, in meisterhafter (!) Charakteristik dargestellt. In extravagantem modischen Aufputz, den hohen Federhut auf dem jugendfrischen Kopf, in der einen, mit dem Muskettär-Handschuh bedeckten Hand die brennende Zigarette, die andere, an deren kleinem Finger ein prachtvoller Brillant funkelt, lässig auf die Nähmaschine gelehnt, sitzt Franzi da, die bildhübsche Tänzerin, im vollsten Übermute der sieghaften Jugend, berauscht von Triumphen des Augenblicks, und ohne Gedanken an die Zukunft. Ihr gegenüber, in der schlichten Bluse der Arbeiterin, die noch jüngere, noch reizvollere Grete, die, während ihre Schwester ihr das Eldorado ihres Lebenswandels ausmalt, die angefangene Arbeit hat herabgleiten lassen, und für die grausamen Wahrheiten, die ihr gesagt werden, wohl das vollste Verständnis hat, aber zugleich das unabänderliche Empfinden, daß sie die Traurigkeit ihrer Lage nicht um den Preis, den Franzi zahlt, mit deren Genüssen und Freuden tauschen möchte.“

Trotz Armut und Entbehrung ist Greten's Gestalt von „schier unbegreiflicher Frische“, „war sie aufgeblüht in wundervollem Prangen“. — „Die Feindseligkeit ihrer Daseinsbedingungen schien ihr nichts anzuhaben“, bemerkt Vindau tiefsinnig. Grete wird von beiden Eltern verachtet und gemißhandelt, weil sie nicht den Weg ihrer Schwester gehen will.

In einem Unfall von Säuferswahn sinn jagt der Vater sie hinaus; sie findet Aufnahme bei einer Nachbarin, und durch diese eine Stelle als Verkäuferin in einem Blumenladen, wo sie alsbald ein gräflicher Dragoneroffizier entdeckt und entführt. — Es ist merkwürdig, daß L., obgleich er selber aus der untern Schicht hervorgegangen ist, und sich aus engen Verhältnissen empor gerungen hat, keinen Blick für das Wesen und Treiben des Volkes besitzt. Aber noch weniger ist er imstande, die aristokratischen Kreise zu zeichnen, obschon zwei jüngere Grafen mit ihm einen fast freundschaftlichen Verkehr unterhalten. Der Edelmann ist ihm „schier unbegreiflich“, ein fremdartiges Wesen, das ihn verblüfft, ihm wider Willen unendlich imponiert — ein Gefühl der Inferiorität, das freilich der jüdischen Masse überhaupt innewohnt. So macht L. aus den Adligen, männlich wie weiblich, Karikaturen. — Um mit dem Mädchen bequemer verkehren zu können, mietet Graf Pagger von der Frau, bei der Grete ein Unterkommen gefunden, für sich ein möbliertes Zimmer; aber schon am nächsten Tage bringt er die Schöne zu der Hauptmannswitwe von Sellnik in Pension. Der junge leichtlebige Offizier leidet von vornherein an Gewissensbissen. Wäre Grete „aus gutem Hause und reich gewesen, sein Trachten würde ihm sündhaft, ja verbrecherisch erschienen sein.“ „Sie sollte nicht untergehen!“ — Graf Pagger läßt seinen Schützling eine Fortbildungsschule für junge Mädchen besuchen. Indes ist er „zu jung, um an der Geschichte, die ihn zuerst gereizt hatte, dauernd Spaß zu finden, er gab das Kennen auf, wie er sich ausdrückte“. Grete dagegen „war unglücklich, daß die Wünsche seines Leichtsinns mit dem sehnenenden Verlan-

gen ihrer heiligsten Regungen zusammentrafen.“ In einer Weinlaune küßt Graf Pagger sie — auf die Stirn. Grete fleht ihn zitternd an, das nicht wieder zu tun. „Aber seien Sie doch nicht so furchtbar zimperlich!“ ruft er. „Ich bitte Sie!“ wiederholte Grete mit Nachdruck. „Schön, schön!“ erwiderte er lächelnd. „Darum wollen wir uns nicht erzürnen.“ Der Graf „stieg behaglich die Treppen hinab. Er blies zwischen den Zähnen das Kavalleriesignal zum Futter, und ließ seinen Schleppsäbel, zum großen Arger des Portiers, klirrend auf jeder Stufe aufstoßen.“ Noch an demselben Abend lodert Graf Pagger aber in Eifersucht auf. Er sieht seinen Bekannten Oskar Bössow mit einer jungen Dame durch die Straßen rollen, und er meint in dem Wagen Grete zu erkennen. Er eilt nach ihrer Wohnung, findet sie zu Hause und im losen Gewande; worauf ihn wieder tiefe Beschämung erfaßt. Er zieht sie an seine Brust, küßt sie diesmal auf den Mund, und erklärt ihr, daß sie „ein gutes anständiges Mädchen“ sei. Obgleich sich also Graf Pagger zu seiner herzlichen Genugtuung überzeugt hat, daß er sich im Irrtum befunden, scheint er sich doch an seinem Freunde Bössow zu ärgern und diesem nicht das reizende Mädchen zu gönnen, das ihn so lebhaft an Grete erinnerte. Er fordert den Don Juan zum — Hazard heraus und verliert an ihn eine so wahnsinnig hohe Summe, daß sie L. gar nicht zu nennen magt.

Die Hauptmannswitwe hat eine Tochter. Regine v. Sellnitz ist „ein schönes, ein stolzes, ein schon bedenklich emanzipiertes Mädchen“. Sie hat es zu Hause knapp, bemalt Fahenceteller und Majolikagefäße und steht mit ihrer Mutter schlecht. Regine übernimmt es, Grete über ihr Verhältnis zum Grafen aufzuklären: „Und wenn Sie sich auch noch so sehr gerüftet haben, glauben Sie mir: die stolze Festung wird eines Tages fallen. Ich weiß allerdings nicht, setzte sie mit müdem Lächeln langsam hinzu, ob ich das für ein so großes Unglück halten müßte.“ — Eines Abends erhält das Fräulein 2 Billets zum Opern-Hause. Grete aber ist durch den „Dichter“ be-

hindert, und es fehlt an jeder Begleitung. Regine, tief verstimmt, beneidet die Damen von der Halbwelt, und räsonniert: „Ein mürrisches Alter haben jene Personen, ein trauriges? Das mag ja sein! Aber sie wissen doch wofür! Sie bezahlen eben die Zechen, die sie selbst gemacht haben. Sie haben eben das Da-sein genossen, so lange sie jung waren. Und meine Jugend!“ — „Unwillkürlich dachte sie an jene hochgestellten Abenteuerinnen in der Geschichte, an Messalina, an Theodora, an die ▼Borgia, die heimlich unter dem Schutze der Nacht aus dem Purpur der Paläste entwischt seien, um die wilden Lustbarkeiten des niederen Volkes aufzusuchen, von denen sie sonst durch die ehernen Schranken ihres Standes geschieden waren. Es befiel sie eine Art Fieber. Ihr Busen hob sich schneller und höher, ihre Wangen bezogen sich mit einem merkwürdigen Rot. Sie lächelte. Und plötzlich erhob sie sich und sagte Unsinn! Ich will auch einmal lustig sein! Ich will wenigstens Leute sehen! Und wenn mich niemand begleitet, so gehe ich eben allein!“ — In der Oper sieht sie der „Kleine Oskar“, der schon ihre Neugierde erregt hat. Oskar Bössow ist „Sohn eines steinreichen Hamburger Senators, Großkaufmanns und Schiffseigners, hatte in Heidelberg und Bonn die Rechte studiert, bei den Königs-Husaren sein Jahr abgedient, und war dann Reserveoffizier geworden.“ — „In Berlin teilte sich sein nützlich-dasein in drei Beschäftigungen: ein wenig Börse, ziemlich viel Privatkabinett und sehr viel Klub. Der kleine Oskar besaß eine Schneidigkeit und Unerfrodenheit, die zu seiner zierlichen Gestalt in wunderlichem Widerspruch standen. Er hat schon als junger Mann Börsengeschäfte von schauderbarer Waghalsigkeit gemacht.“ Der semitische „Dichter“ kann sich nichts Erhabeneres vorstellen, als die Börse und einen verwegenen Jobber; dagegen verblaßt in seiner Phantasie alle Bravour auf dem Schlachtfelde und im Zweikampfe. — Bössow sucht Regine in ihrer Loge auf, machte ihr den Hof, wie sie es nie für möglich gehalten hatte. Er schlägt ihr vor, mit ihm das Theater zu verlassen, und sich

mit ihm zu amüsieren. „Regine trat heraus, ruhig, mit steinernem Antlitz.“ Bössow reicht ihr den Arm, steigt mit ihr in seinen Wagen, und läßt den Kutscher zufahren. Graf Pagger geht vorüber, glaubt aber Grete zu erkennen. „Bössow sprach sehr lebhaft im Wagen. Regine schwieg. Er schien dies Still-schweigen als Zustimmung aufzufassen, denn auf dem Pariser Platz ließ er das Wagenfenster herunter, bog sich hinaus und sagte zum Kutscher mit gedämpfter Stimme: Mittelstraße!“ — Der schneidige Oskar hatte „zwei Wohnungen, eine offizielle in der Lenné-Straße, mit Stallung und Dienerschaft, und ein nicht zugestandenes, kleines, behaglich eingerichtetes Absteigequartier in der Nähe des Klubs, in der Mittelstraße, wo er den Besuch von solchen Persönlichkeiten empfing, die er eben in seiner offiziellen Wohnung nicht empfangen wollte.“ — Regine kehrt erst um Mitternacht in ihr Heim zurück. „Sie hatte sich auf ihr Bett gesetzt und blickte mit weit geöffneten Augen in das Dunkel. Es war ihr, wie ein Fiebertraum! Sie ließ sich von einem Manne, den sie nie gesehen, umarmen; und sie duldete es ohne Neigung, ohne Leidenschaft, aus teuflischer Lust am Unerlaubten, aus Auffässigkeit gegen die Satzungen jener Gesellschaft, die sich so lieblos und ungerecht gegen sie benahm! Sie empfand in ihrer trotzigigen Entschlossenheit eine gewisse jubelnde Freude am Unrechten.“ — So gibt sich nach L. eine wohl erzogene junge Dame preis, deren Vater bei Königgrätz den Heldentod erlitt. „Dann aber regte sich in ihr mächtig die Mahnung des Gewissens, und eine schmerzlich bittere Reue überkam sie, zugleich mit einer unbeschreiblichen Angst vor der Entdeckung. Und in tiefer Bernir-schung warf sie sich auf ihr Lager und stöhnte, wie tödlich verwundet. Sie weinte brennend heiße Tränen, und ein namenloses Weh durchschütterte sie.“ — Nachdem der kleine Oskar Regine verabschiedet hat, verschleppt er den Grafen Pagger in das verschwiegene Quartier in der Mittelstraße und rupft ihn entsetzlich; denselben Mann, der wie es scheint, auf dem Wege ist, in reiner Liebe zu Reginen zu entbrennen, den

aber, infolge des kolossalen Spielverlustes, jetzt der Vater nötigt, den Abschied als Offizier zu nehmen.

Paul Vindau erhebt den Anspruch, einen kulturhistorischen Roman aus der jüngsten Vergangenheit und der unmittelbaren Gegenwart Berlins zu bieten; aber sein Machwerk hat keinen höheren Wert als die Hintertreppenromane. L. liebt eben so grelle Farben, trägt dieselben eben so dick auf und malt gleichfalls mit dem Anstreicherpinsel. Unter den Fabrikanten der Kolportage-geschichten findet sich mancher, der unsern „Dichter“ an Phantasie und Darstellungsgabe hoch überragt. Es fehlen die Übergänge, es fehlt jede Vermittlung, es ist alles Flick- und Stückwerk, mühsam aufgelesen und mechanisch zusammen getragen. Es fehlen auch der psychologische Blick, die Kenntnis des menschlichen Herzens. Die Personen, die bei Vindau auftreten, sind Hampelmänner, ohne Individualität. Die Berliner, die er malt, haben nichts Berlinisches an sich, und trotz aller Einzelheiten und Notizen, fehlt dem Roman jede Lokalfarbe. Bei dem Mangel an Schulbildung, bei der Flüchtigkeit, mit der unser „Dichter“ arbeitet, und bei der Massenproduktion, zu der ihn sein lebhafter Erwerbssinn anspornt, ist auch die Sprache lotterig und undeutsch, die Konstruktion schülerhaft und nicht selten widersinnig.

Grete, die den Unterricht in der Fortbildungsschule ein halbes Jahr genossen, hält es nun für an der Zeit, nicht länger von den Wohlthaten des jungen Grafen zu leben, und versucht es, sich auf eigene Füße zu stellen. Sie bewirbt sich durch die Zeitung um ein Unterkommen als Buchhalterin oder Kassiererin. Vergeblich! — „So wurde ihr in einem Geschäft für Damenartikel eine Stelle angeboten, mit einem monatlichen Gehalt von 35 Mk. Davon sollte sie ihren Unterhalt bestreiten und sich elegant kleiden“. Als sie dem Chef erklärt, daß dies unmöglich sei, erwidert er „mit verschmiztem Lächeln“: „Wenn man billige Arbeitskräfte haben kann, nimmt man keine teueren, das werden Sie sich doch denken können, Fräulein! In meinem Geschäft sind mehrere junge

Damen als Verkäuferinnen angestellt, die überhaupt gar kein Gehalt beziehen. Das Zeugnis, das ich ihnen ausstelle, daß sie bei mir seit einiger Zeit beschäftigt sind, und das sie von gewissen polizeilichen Unannehmlichkeiten befreit, genügt ihnen vollkommen. Wenn wir unsern jungen Damen soviel zahlen wollten, wie sie gebrauchen, so würden wir allesamt zu Grunde gehen. Die Toilette, die Sie tragen, so einfach sie ist — von Ihrem Gehalt haben Sie sie doch wohl nicht kaufen können. . . Er lächelte noch schelmischer (!) und fügte hinzu: Ich kann Ihnen nur raten, bleiben Sie bei Ihren alten Bezugsquellen, und erschließen Sie sich die neue bei mir!"

Lindau streift hier eine tiefe Eiterwunde und wer sich darüber unterrichten will, lese „Konfektion und Prostitution“ Heft 38, 81 des „Kulturkämpfer“: „Berlin hat keine Bordelle mehr, aber es hat Konfektionsgeschäfte!“ — „Es ist das Damen-Garderobengeschäft nicht das einzige, das Prostituierte beherbergt; leider sind diese schon zu innig verkettenet mit der Gesellschaft, um nicht in der Verkleidung jedes anderen Erwerbes aufzutauchen, sei es als Verkäuferinnen, Modistinnen, Arbeiterinnen usw. Doch in jedem anderen Geschäft verheimlicht und verbirgt das gefallene Mädchen noch ihr Laster, aus Scham vor den anständigen Genossinnen, aus Furcht, ihre Stellung und Beschäftigung zu verlieren; nur in der Konfektion braucht sie nicht ängstlich und zurückhaltend zu sein, sondern sie erntet hier häufig Triumphe und statt der Entlassung werden ihr Gehaltsaufbesserungen und ansehnliche Geschenke zuteil.“

Der kleine schneidige Oskar hat bereits ein Verhältnis mit der „bildhübschen Tänzerin“ Franzi, Grete's Schwester. Jetzt versucht er auch noch mit Grete anzubändeln, was Franzi in wilde Eifersucht versetzt und ihr einen moralischen Anfall zuzieht. Sie beschuldigt Grete der „schwärzesten Undankbarkeit“ — „und nebenbei wäre es auch noch unsittlich — zwei Schwestern!“ — Also mit nur einer Schwester bleibt das Verhältnis sittlich! — Grete weist philosophisch den Don Juan zurück und ent-

schließt sich, wenn auch mit schwerem Herzen, eine Stelle als Wärterin anzunehmen in der Irrenanstalt zu Daldorf, die zeitweise ihren versoffenen Vater beherbergt hat. — Nun wird die Geschichte rein „anständig“ und streng tugendhaft, aber damit auch öde, trift und unendlich langweilig. Man merkt es dem „Dichter“ an, wie sauer ihm dies Stück Arbeit wird, und es steht ihm ungefähr so an, als ob Fallstaff Ballett tanzen wollte.

Das Interessanteste, was L. bietet, sind die Informationen, die er über die Lage der Berliner Arbeiterinnen eingezogen hat. Als Graf Bagger Grete in ihrem Logis aufsucht, erzählt sie ihm von ihrem Leben: „Ich habe bis jetzt Damen tragen mit der Maschine genäht“, in einem kleinen Geschäft, das am Grünen Weg liegt. Unser Prinzipal läßt nur für den Export arbeiten, und da kommt es vor allem auf Billigkeit der Ware an. Dabei ließ sich denn nicht viel verdienen. Für das Duzend fertiger Kragen bekommen wir 30 bis 35 Pfennig. Am ersten Duzend arbeitet eine geschickte Arbeiterin gute zwei Stunden. Mit der Zeit geht es etwas schneller. Wir kommen morgens um 8 Uhr und gehen um 6 Uhr fort, wenn Arbeit genug da ist. Ich habe des weiten Wegs wegen niemals eine Mittagspause gemacht, immer durchgearbeitet, und während der Arbeit mein Frühstück und Mittagbrot gegessen. — Du lieber Gott! es ist ja nicht viel: Schwarzbrot und ein bißchen Kaffee, einen Tag wie alle Tage. In den 10 Stunden kann eine geschickte Arbeiterin, die sich gehörig eingearbeitet hat, und unausgesetzt fleißig ist, es schließlich doch auf 6 Duzend bringen, das macht also 1,80 bis 2 Mk pro Tag.“ — „Davon geht das Garn ab“, fuhr Grete fort. „Das Garn müssen wir nämlich selbst stellen, und das kostet für Obergarn und das billigere Untergarn wöchentlich auch noch 80 Pfg. bis 1 Mk. Da bleibt uns also, wenn wir, ohne von der Arbeit aufzusehen, von früh bis spät an der Maschine sitzen, und auch den Sonntag noch zur Arbeit hinzunehmen, wöchentlich doch nicht mehr als 12—13 Mk. — Das ist in der guten Zeit. Um Pfing-

sten herum fängt aber die schlechte Zeit an, und dauert bis September. Dies Jahr hat sie sogar schon früher begonnen. Da bekommen wir selten mehr, als 3 Duzend Kragen für den Tag, oft aber noch weniger. In der vergangenen Woche habe ich nur 8½ Mf. verdienen können, und im Hochsommer komme ich selten über 4—5 Mf. Wochenlohn hinaus. Wenn in der schlechten Zeit der Verdienst bis auf 7 Mf. die Woche steigt, dann ist es schon etwas Außergewöhnliches. Das ist nicht viel, nicht wahr? — Für die gute, schlechte und mittlere Zeit komme ich Jahr ein, Jahr aus im Durchschnitt doch nicht höher als 9—10 Mark die Woche, und davon geht für das Garngeld und die Krankenkasse noch ungefähr 1 Mf. wöchentlich ab. Meiner Mutter habe ich wöchentlich 6½ Mf. für Kost und Schlafgeld zahlen müssen. Dafür habe ich einen um den andern Tag warmes Essen bekommen, an den anderen Tagen vier Schmalzstullen und eine Kanne Kaffee. Von meiner Wohnung bis zum Grünen Weg brauchte ich mehr als dreiviertel Stunden. Im Winter nahm ich am Morgen eine Teilstrecke der Pferdebahn, und 10—12 Mf. habe ich doch im Jahre verfahren. Was unsereins an Schuhwerk zerreißt, das können Sie sich kaum denken! Alle 14 Tage sind die Sohlen durch. Und so bleibt mir denn wöchentlich, bei größter Sparsamkeit, doch kaum mehr übrig als 1½ Mf. Davon soll ich mich nun kleiden, soll mir alles anschaffen, was ich brauche und muß obenein noch Steuern bezahlen. Wenn ich die Wäsche auch zum größten Teil selbst besorge, so kostet's doch wieder Seife, und alles kann man ja auch nicht allein waschen. Und so kommt man aus den Geldsorgen nicht heraus." — „Das ist ja furchtbar, was Sie mir da sagen!“ rief Bruno aus, von dem Sündenlohn haben Sie doch nicht leben können? — „Sie sehen ja, ich lebe noch. Mich wundert's eigentlich selbst, und mich wundert noch mehr, daß ich noch guter Laune sein kann. Wir dürfen während der Arbeit nicht sprechen und nicht singen. Und von der Luft in unserer Nähstube machen Sie sich keine Vorstellung. Das Zimmer, in dem wir sitzen, ist ziemlich niedrig, 2 Trep-

pen hoch, nach dem Hofe zu. Es ist ein enger Hof, und das Zimmer liegt nach Norden; es fällt nie ein Sonnenstrahl hinein. Wir sitzen immer bei trübem, traurigem Lichte in den graugetünchten Kalkwänden. Gegenüber ist eine Weberei, und da schnarren den ganzen Tag die Maschinen, daß einem Hören und Sehen vergeht. Dazu kommt nun noch der Lärm in unserm Zimmer, in dem 11 Nähmaschinen stehen. Wir sitzen so eng beieinander, daß wir uns bei der Arbeit sogar belästigen. Denn außer 11 Maschinen, steht noch ein langer Zuschneidetisch und der Tisch zum Stempeln im Zimmer. Zu dem Schnarren, Klappern und Tippeln kommt noch das beständige Aufklopfen mit dem Stempel. In dem engen Raum sind also der Zuschneider, die Zuschneiderin mit 2 Lehrlingmädchen, die zuschneiden lernen, die Stemplerin, die zugleich die Knopflöcher einstemmt, und 11 Mädchen, die Maschine nähen, im ganzen 16 Personen. Im Winter können die Fenster nicht geöffnet werden, im Sommer ist die Hitze ganz unerträglich. Wenn wir 16 5 bis 6 Stunden zusammen gefessen haben, wird einem übel und weh. Und diese stidige verdorbene Luft atmet man den ganzen Tag ein. Die meisten Mädchen können es auch nicht aushalten und werden bleichsüchtig, husten, leiden an Atmungsbeschwerden, die Füße schwellen ihnen an, kurzum: es ist nicht viel mit ihnen los! Daß ich bei dem Leben frisch und gesund geblieben bin, wie der Fisch im Wasser, ist ein wahres Wunder. Ich bin eben sehr gesund."

Eine ausgezeichnete klare Kritik des Vindau'schen Machwerks gab UC 16/2 90, die auch auf den Jargon L.'s eingeht: „Die abgebrauchtesten Bilder genügen L., wenn er „poetisch“ werden will. „Azur des Himmels“, „die ersten schüchternen Triebe“, „die Seele, die wie eine Blume ohne Sonne verkümmert“ und ähnliche abgegriffenste Münzen dienen ihm, um der „Schönheit der Sprache“ seinen Tribut zu zahlen. Mehrere Ausdrücke verraten, daß der Autor ein Heimweh nach dem speziell Berliner Jargon hat. Von einem Knaben, den er schildern will, weiß er nichts weiter

zu sagen, als: „er war ein aufgeweckter, schneidiger Junge“. Einer Gräfin wird ihre Gesellschaftsdame durch Verlobung „weggeräubert“. Er erniedrigt mit solchen Ausdrücken sich selbst zu dem Niveau einer rohen Schauspielerin, die mit ihrer Familie nicht mehr „anbandeln“ will.

Für gewisse Worte hegt er eine solche Vorliebe, daß er sie sehr oft unpassend anwendet. Ohne besonders darauf zu achten, habe ich im 2. Bändchen 9mal „aufrichtig“ notiert, darunter in folgenden Zusammenstellungen: „Aufrichtig ergriffen“, „aufrichtig überrascht“, „aufrichtig gerührt“. Diese Verschwendung mit „aufrichtig“, die er selbst treibt, nicht bloß seinen Personen in den Mund legt, klingt ganz wie eine unbewußte Reminiszenz aus der Sprache derjenigen Salons, wo diese Aufrichtigkeit verifiziert werden muß, nicht als selbstverständlich vorausgesetzt werden kann. L. scheint nach Einfachheit zu streben, verwechselt aber damit die Trivialität. Der Unterschied beider Begriffe scheint ihm nicht klar zu sein; er weiß nicht, daß die triviale Ausdrucksweise oft überflüssige Beiwörter mit sich führt, die ein bewußter Stilist vermeidet.“

Zum Schluß heißt es: „Ich wurde vor einigen Tagen wieder an die Leistung L.'s erinnert, und zwar durch Seemann's literarischen Katalog 1888, ein gemeinsames Anzeige-Organ aller deutschen Buchhändler, das zu Weihnachten in jeder deutschen Familie zu finden ist. Dort, auf S. 36, wird mit 19 Zeilen eine ganz ungenügende, irreführende, weil nur die eine Person, die Schneiders-Tochter, berücksichtigende Inhaltsangabe mitgeteilt; die Hauptmanns-tochter mit ihrem lügenhaften Heldentum und ihr ganzer Kreis, also mindestens die Hälfte des Buchs, die den Kritiker offenbar verblüfft [?], wird ganz ignoriert, trotzdem zum Schlusse folgende Empfehlung gegeben: „Steht dieser neue Roman L.'s auch nicht ganz auf der Höhe des „Zuges nach dem Westen“, so ist er doch eine höchst willkommene Bereicherung unserer Literatur und darf als eine ebenso fesselnde wie belehrende Lektüre empfohlen werden.“ Die Empfehlungen des „Weihnachtsan-

zeigers“ richten sich an die deutsche Familie; die deutsche Familie müßte tief gesunken sein, wenn solche Werke ihrer würdig wären. Aber die deutsche Familie ist nicht gesunken, sondern die deutsche Kritik, die mit solchen Büchern, wie „Arme Mädchen“, nicht gründlich aufräumt.“

#### 9. Selbstporträt.

In dem Roman „Zug nach dem Westen“ 1886 hat sich der Autor, wie Giese entdeckte, in „Dr. Martin Strelitz, dem Feuilleton-Redakteur des angesehensten Blattes, einem ungewöhnlich geistvollen und unterrichteten Schriftsteller“, selbst zu porträtieren gesucht. „Strelitz war wegen seiner scharfen Feder und ganz besonders wegen seiner noch schärferen Zunge zwar sehr gefürchtet, aber zugleich auch wegen seines kaustischen Wizes und seiner tatsächlichen Gutmütigkeit ungemein beliebt. Er war von unantastbarer Ehrenhaftigkeit, besaß die besten gesellschaftlichen Formen und verkehrte in den ausgesuchtesten Kreisen. Er hatte ein gefährliches Gedächtnis für alle Personenfragen. Er kannte alle Welt, alle verwickelten Familienverzweigungen, alle Geschichten. Vor 20 Jahren war er von Königsberg nach Berlin gekommen und hatte sich so vollkommen eingelebt, daß er allgemein für einen Berliner gehalten wurde.“ Außerdem sind in dem Schmarren die Nachtseiten des Berliner Lebens, besonders Halbwelt und Prostitution geschildert.

#### 10. Bei Bismarck.

Aus Lindau's viel zu langem Leben noch ein paar Einzelheiten. Über eine Soirée bei Bismarck am 1/2 1881 Glogau KK 28: „... Nach 11 Uhr füllte sich das Speisezimmer von neuem. In langem Zuge nahen sich paarweise Damen und Herren, um das Souper einzunehmen. Es war die erlesene Gesellschaft, die zur Umgebung der Fürstin gehörte. Diese Elite hatte bis dahin im Konferenzsaale gefessen, wo die Unterhaltung ohne Frage sehr geistreich gewesen, denn unter ihnen befand sich der „König der Geistreichen“, der berühmte Dichter und Kritiker Paul Lindau, der nach Versicherung der jüdischen Presse, zu den regelmäßigen



Gästen im Bismarck'schen Hause gehört, und sich der Freundschaft des jungen Grafen Wilhelm erfreut. Uns fesselte besonders L.'s Nase, die wir in solcher Nähe noch nicht gesehen hatten, und die auch in der Brust des anwesenden Hofpredigers Stöcker entschieden antisemitische Gefühle hervorzurufen schien. Auffallenderweise wurde für die Elite nicht besonders serviert; sie begnügte sich mit den beau geste der dreihundert Boresser. Doch wurde ihr Wein verabfolgt. . . ."

Glagau KK 31/10 1885: „Während der Drei-Kaiser-Zusammenkunft in Skierniewice wurde L. auch dem Großfürsten Wladimir vorgestellt.

11. Auf dem absterbenden Ast.

Im Frühjahr 1909 wurde L. ans kgl. Schauspielhaus, Berlin berufen. DZ 15/3 09 begrüßte ihn: „Paul Vindau war einst Kritiker des BT und auch von dieser Richtung. Als Kritiker führte er ein kleines Bühnen-Pascha-Leben. . . Was hatte L. neben seiner Kritik geleistet? Romane, die mit Raffinement die gewagtesten und bedenklichsten „Probleme“ behandelten („Spitzen“); und Stücke wie die „Gräfin Lea“, in denen das Judentum über instinktlos gewordenen, ehemals bodenständig festen Adel triumphierte! Der alte Kaiser Wilhelm tadelte dies Wochenplanstück seines eigenen Schauspielhauses mit Recht“.

Zum 70. Geburtstag L.'s ging es in Berlin sehr flüssig zu. Der Kaiser ließ dem Greis sein Bildnis in goldenem Rahmen durch den Generalintendanten Grafen v. Hülßen-Häpeler überreichen. Es trägt die eigenhändige Unterschrift des Monarchen und die Widmung: „Mit herzlichsten Glückwünschen zum 3/6 1909“. Die DZ 5/6 schrieb: „Im Vindau-Taumel. Paulchen Vindau wurde gestern 70 Jahre alt. Was wir diesem Schädling des dtischen Schrifttums an seinem Geburtstage zu sagen gehabt hätten, ist ihm ja schon aus Anlaß seines Amtsantritts am „Königlichen Schauspielhaus“ an besonderer Stelle ins Stammbuch geschrieben worden. Zudem tut die gesamte jüdische und judenfreundliche Presse heute so viel des Guten an zärtlichen und blütenreichen Huldigungen, daß uns zu tun

fast nichts mehr übrig bleibt. Man lese doch nur nachfolgenden Bericht des Lokal-Anzeigers\*) über das Vindaubankett im Kaiserhof: „Mit mehr Humor als gestern Dr. Paul Vindau hat wohl selten ein Siebziger die Last der Jahre auf sich genommen. Im Kaiserhof bei der festlichen Tafel herrschte die fröhlichste Geburtstagsstimmung — als gelte es, den Eintritt eines Jünglings in das Mannesalter zu feiern. Nur ein ganz intimer Kreis engster Freunde waren geladen — und so war denn der große Saal zum Erdrücken voll. Unter den Herren: Berühmtheiten, Größen und Leuchten der Kunst, Direktoren, Dichter und Schauspieler. Unter den Damen: alle, die schön sind und L. lieben. Der Jubilar saß zwischen Erzellenz Grafen von Hülßen und Erzellenz Grafen Seebach, nicht weit davon an derselben Marschallstafel Adolf Wilbrandt, Haase, Niemann, Rainz, Lili Lehmann, die heute bei L. so göttlich sang, von Schönthan, Hofrat Schlenther, Geheimrat Bachur usw. Und L. selbst, beweglich wie immer, stellte einen kaum zu überbietenden Rufrekord auf. Er küßte sich durch alle Gratulantinnen mit wahrer Freude hindurch. Die Reden waren zahllos. Zuerst sprach Erzellenz Graf von Hülßen auf S. M. den Kaiser, dann bekränzte Sigwart Friedmann das Geburtstagskind mit Versen, Rosen und jungen Damen, dann sprachen Wilbrandt, Chefredakteur Landau, Josef Rainz, Alex. Moskowski, Geh. Rat Max Grube; Walden sang ein entzückendes, brillant pointiertes Couplet von Leo Leipziger und Thielscher machte den Schluß. Man pries L. als Freund und Kameraden, als Dichter und Charmeur und beleuchtete mit den allerbesten Scherzen sein reich entwickeltes Nachtleben. L. bei Nacht! Das war der Rehrreim, der unter nie versiegender Heiterkeit immer wiederkehrte. L. dankte herzlich und gerührt. Ein Glücklicher! Ein Mann, der ein unbändiges Talent zur Freude hat, ein Genie der Lebenskunst — das war und ist L. So erschien er gestern im Kreise seiner Freunde, so dankte er ihnen und seinem Schöpfer, der ihm die herrliche Gabe in die Wiege

\*) Damals noch Scherl-Presse.

gelegt hat. Die Gabe, sein Leben zu genießen. Und diese Lebensfreude L.'s lag gestern wie Sekthaut in der Luft und perlte wie Lebensrausch in allen Champagnerkelchen. Das Fest (von Dr. Arthur Wolff trefflich arrangiert) dauerte bis spät in den hellen Morgen — das ist bei einem Feste Paul L. zu Ehren selbstverständlich.“

Aus dem einmündigen, geradezu bacchantischen Lob, das dem L. von hoch und niedrig, von Fürsten, Kunstgelehrten, Museumsdirektoren und Literaten zuteil ward, gewinnt man fast den Eindruck, daß diese Leute L.'s Hörige oder Hypnotisierte gewesen sein müssen und daß es eine rassendeutsche Kunst schon damals nicht mehr gab. — Das an Delikatessen reiche Haus des „Meisters“ stand übrigens in Berlin jedem von der Kunst und der Presse offen.

1913 wurde Paul L.'s „Anderer“ in Paris aufgeführt, wo man den Verfasser auf dem Theaterzettel in „Lindeau“ umtaufte, damit er, wie die internationale Woff. Z. erklärte: „kein allzu anstößiges dtches Schriftbild darböte.“

Zum 75. Geburtstage gab man im Schillertheater Berlin D L.'s „Beide Leonoren“, denen der weißgelockte Jubilar mit Familie beiwohnte, DZ 4/6 14: „Man muß selbst mit den freundlichsten Gefühlen für den Autor dieses harmlose Spielchen zum alten Eisen rechnen. Zu tief steckt dieses Wert im Schablonenhaften billigster Lustspieltechnik, zu handgreiflich ist der Einschlag von Rührseligkeit und aufgeplustertem Witz, zu dünn ist die Fabel, aller psychologischen Reize bar, um noch als literarische Arbeit gewertet zu werden.“

Paul Schlenther aber schilderte den Helden ergriffen im BT (31/5): „... Des Nachts ist er „elektrisch“, um bei Tage keineswegs schon „hektisch“ zu sein. Vielmehr setzt er sich noch immer nach durchwachter, durchplauderter, von ihm fast allein durchplauderter Nacht, wenn er endlich, endlich, wie sein Freund Wilbrandt zu sagen pflegte, den Rücken des Vorlesers gesehen hatte und nach Hause gekommen ist, an den Schreibtisch und wird rasend fleißig. Wer L.'s Salon-, Weinhaus-, Nachtcaféleben jahrzehn-

telang angesehen hat und sonst von ihm nichts weiß, müßte ihn für einen Tagelieb und Müßiggänger halten. Aber ein Blick auf das umfassende Verzeichnis seiner Schriften zeigt, wie allzeit geschäftig dieser Müßiggänger war. ...

Das ist das Erfrischendste, die Natur in ihm, die sich ganz nur im Leben gibt. Wer ihn kennt, dem steht seine Persönlichkeit lebhafter vor Augen, als alles, was er bis jetzt drucken ließ. Die elastische Gestalt, der Plaudermund, die feucht-fröhlichen Augeln hinter dem unabänderlichen, schwarzhornigen Kneifer siegen über Bogen und Hände. Sie siegen auch über Jahre und Jahrzehnte.“

Schon an seinem 70. Geburtstag hatte sich der Magdeburger Pfarrerssohn Lindau als regelmäßigen, andächtigen Bibelleser bekannt. — Es fehlte im BT nur noch das Amen! — Am 75. fing er schon beinahe an zu predigen.

Auf seine ganz alten Tage ging L. noch mit Felix Holländer u. a. unter die verdienenden Kinodramatiker. Im Dresdener Anzeiger 11/1 14 kündigt das „Olympia Theater“ auf 3/4 Folioseiten an: „Dr. Paul L., der König der Schriftsteller, hat eines seiner besten Werke verfilmen lassen, und zwar „Die Landstraße“. Wir sicherten uns das Erstaufführungsrecht dieses grandiosen Werkes. Eine tragische Erzählung aus dem Thüringer Land. 5 Akte.“

Stimmen der Presse: Berl. Allg. Z.: „Das erste wirkliche Kinokunstwerk, das bisher geschaffen wurde.“

Berl. Morgenpost: „L. ist zum Vorkämpfer einer neuen Art dramatischer Betätigung geworden, des Filmstückes.“

B. Z. am Mittag: „... Die Landstraße ist wohl der beste Film, den L. geschrieben hat, und vielleicht sogar der beste dtche Film, den die Versuche einer Veredelung des Kinos durch die Heranziehung anerkannter Schriftsteller zeitigt haben. ... Ohne jede Zwischenüberschrift, ohne erklärenden Brief, bar jedes szenischen Tricks zieht die inhaltsreiche Tragödie des unschuldig verurteilten Landstreichers vorüber. ... L., der persönlich anwesend war, wurde gefeiert.“

Ob der Rolle, die das Theater in Deutschland, unberührt von den Wehen

der Zeit, infolge jüdischer Einflüsse gespielt hat, fällt eine ungeheure Schuld auf Lindau. So war es nur folgerichtig, wenn die Bühnen-Direktoren im Dezember 1915 eine alte Scharteke wieder ausgruben. DZ: „Der über 30 Jahre alte L.'sche „Jungbrunnen“ schmeckte recht fade. Das Publikum aber war pietätvoll gestimmt und wollte dem alten L., der natürlich im Theater anwesend war, seinen Jungbrunnen gönnen. In dem Stück wird mit ziemlich groben Effekten und einer allzu hahnebüchenen Symbolik gearbeitet. Wie sich der Professor Reigner vor Sehnsucht nach der aqua virgo und dem Bild der Fontana di Trevi verzehrt, so sehnt sich seine Frau, die einst gefeierte Schauspielerin, nach den Triumpfen ihrer Jugend zurück. Auch der Musikprofessor Thiemann frischt ähnliche Erinnerungen auf. Die große Tragödin darf noch einmal an die Stätte ihres Wirkens zurückkehren. Thiemann findet seine von ihm getrennt lebende Frau wieder, und Professor Reigner wird die Fontana di Trevi wiedersehen. So lehrt jeder zu den Stätten einstiger Freuden zurück und genießt noch einmal seine Jugend. Man hört förmlich die ganze Fadsheit der jüdischen Klasse aus diesem Stücke stieren. . . .“

Kurz vor seinem Hinscheiden veröffentlichte L. noch 2 Bände „Nur Erinnerungen“, aus alten Aufsätzen mit verbindenden Texten, dürftig zusammengestoppelt. Es handelt sich dabei nicht um eine Geschichte seines Lebens, sondern um ein Buch wie alle Bücher von Juden über sich: anekdotisch, sprunghaft, gegenstandslos und unpersönlich. Natürlich kann unsereiner an dem Werke nicht vorbei, das als Quelle für die Stellung der Juden in Europa während der 50 Jahre, in denen L. seine Rolle spielte, Bedeutung hat. Rassegenossen werden dabei von ihm überall herausgestrichen, aber niemals als solche gekennzeichnet; sie verschwimmen mit den bedeutenden Ariern, die ein übles Geschick diesem Journalisten zuführte; wie Querbach hat auch L. sehr viele Große sehen und erleben dürfen, ohne ihnen jemals, selbst in den „Erinnerungen“ nicht, gewachsen zu sein.

Die Charakteristik der Personen bezieht sich nur auf Außerlichkeiten, auf eine Zergliederung ihres Stils und dergleichen. Nirgends ist ein Mensch so wesentlich erfasst, daß er sich von anderen unbedingt unterscheidet. Die Juden sind sich selber untereinander gleich und schon deshalb die eigentlichen Verbreiter der Lehre, daß in der Natur überhaupt alle Geschöpfe sich gleich seien, ein Jude sieht eben die Wesen in derselben langweiligen Beleuchtung vor sich, ohne die Eigenart des Einzelnen zu erfassen.

Viel Vorliebe zeigt L. für das Französische. Das Traurigste in den zwei Büchern aber ist und bleibt er selber, der ohne was zu sein, an allem nippte, kein Dichter, nur ein erbärmlicher Stückemacher, der beim Erzählen vollends alles wirr durcheinander wirft.

## 12. Ende.

Beim endlichen Tode dieses eigentlich schon von der Geburt an toten Juden berichtete DZ 2/2 1919 von einem Telegramm des Oberbürgermeisters Vermuth im Namen der Stadt Berlin an die Hinterbliebenen: „Zu dem Heimgang Ihres Herrn Vaters übermittle ich Ihnen zugleich im Namen des Magistrats die Versicherung herzlicher Mittrauer. Die Werke, in denen Paul Lindau das Wesen der Reichshauptstadt als einer der ersten spiegelte, und sein führendes Wirken im literarischen Leben Berlins sichern ihm einen dauernden Platz in den Reihen der Männer, die den Boden für die hohe geistige Blüte unseres Gemeinwesens bereiten halfen.“

Kränze gingen ein u. a. von Walther Rathenau, Albert Wassermann, Lu. Fulda. Unter den Telegrammen befanden sich solche von: Staatssekretär Solf, Grafen Hülsen-Häseler, Sudermann, Zobelitz, Harden, Lilienfein, Dr. Max Pohl, Patry, Pategg, Hans Müller, Redaktion der Neuen Freien Presse, „Concordia“, Bühnenverein, Theaterklub usw. Reden bei der Einäscherung: Pfarrer Krummacher, Gustav Kadelburg, und im Namen der Schillerstiftung: Waldeck-Manasse.

Lindau, Richard, Dr: Paul (fd); Rudolf; Dtscher Generalkonsul, 19. Jh.; † Barcelona. Paasch R: „Ein in Barcelona ansässiger nicht deutscher Großauf-

mann erzählte mir 1903, daß Dr. Richard L. zwischen 30—40 uneheliche Kinder hinterlassen habe. Bei den Deutschen habe dieser würdige Repräsentant kein Ansehen genossen, dagegen habe er sich bei den Spaniern ein gewisses Ansehen zu geben gewußt. Diese Familie der L.'s, der ich in meiner „Jüdisch-österreichischen Gesandtschaft“ ein Kapitel gewidmet habe, verdient einen Historiographen. Diese Söhne eines angeblichen evangelischen Pfarrers aus dem Wuppertale, von denen einer Buchhändler, ein anderer Klavierlehrer und der dritte Eisenwarenhändler war, haben alle von sich reden gemacht. Alle trugen plötzlich den Dokortitel. Unter ihren Vorfahren soll sich ein gewisser Dr. Leonidas Lindau befunden haben. Der Dokortitel scheint sich bei den Juden atavistisch zu vererben. Zwei dieser talentvollen Sprößlinge des Pastors aus dem Wuppertale wurden in den Staatsdienst berufen. Man weiß nicht wegen welcher Vorzüge. . . . Ein anderer Fall, wo ein jüdischer Beamter strafflos blieb, ist der Fall des Hauptmanns a. D. Grizner. Dieser hatte den Richard Lindau wegen ungehöriger Vorkommnisse auf der großen Ausstellung in Barcelona beim Auswärtigen Amte in Berlin verklagt und kam von Barcelona, um seine Klagen zu begründen. Der Mann wurde gleich auf dem Bahnhof in Empfang genommen und dann zum Schweigen bewogen. Grizner lebt heute (1891) noch in Steglitz.“

**Lindau, Rudolf, Dr. Wirkl. Geh. Legationsrat, 1830** Gardelegen, —12; Paul's „großer Bruder“, von Exzellenz ▼Brandt „gemacht“. Er begann 56. Erst 6 Jahre Privatlehrer in Südfrankreich, wurde er Privatsekretär bei dem späteren franz. Minister des Auswärtigen Barthélemy Saint-Hilaire, Mitarbeiter an der „Revue des deux Mondes“ und am „Journal des Débats“. 59—69 bereifte er Indien, Cochinchina, China, Japan, Kalifornien, z. T. mit diplomatischen Aufträgen Frankreichs. 64 gründete er mit Charles Rodenby in Yokohama die Zeitschrift „The Japan Times“ und war 67—69 Sozius eines amerikanischen Geschäftshauses. Die „Revue des deux Mondes“ brachte damals von ihm asiatische Beschreibungen. Auch Amerika, Australien, Rußland, Italien, England und Spanien wurden von ihm durchsucht. Kurz vor dem deutsch-französischen Kriege kehrte er heim, wurde Sekretär des Prinzen August von Württemberg und machte im Generalkommando der Garde den Feldzug mit. Seine Berichte für den „Staatsanzeiger“ gab er später als Buch: „Die preußische Garde 1870/71“ heraus. Nach dem Kriege war L. Press-Attaché bei der deutschen Gesandtschaft in Paris und wurde 77 Legationsrat.

In diesem bunten Leben, wo's in Riesenschritten von einer unberdienten Stellung zur anderen ging (DZL und Hinrichsen), muß man nur auch zwi-

schen den Zeilen lesen: 59—69 im Geheimdienst Frankreichs, rüstete er sich ein Jahr darauf bei deutschen Fürsten ein und trat in den Geheimdienst Preußens, wo er östliche Artikel nach Paris und in die Londoner Times nebst seinen eigenen und denen der Kasse lanzierte.

Er wurde, sagt Meyers-Schriftsteller-Lexikon, „durch seinen Lebensgang auf die diplomatische Laufbahn hingewiesen“ und kam 78 ins Zentralbüro des Reichskanzlers, Berlin; 79 vortragender Rat, Auswärtiges Amt; 80 Wirkl. Legationsrat; 85 G.M. Durch Verleihung des bahr. Verdienstordens persönlicher Adel; 92 in Vertretung östlicher Interessen und in Verwaltung ottomanischer Schulden nach Konstantinopel. B: Liquidiert, Nov.; Ein verkehrtes Leben; 2 Seelen, No; Martha; Liebesheiraten; China und Japan (Reiseerinnerung); Bohage autour du Japon.

„In der Nr. 43 des „Roland von Berlin“ haben wir in einer Würdigung der Verdienste des Herrn R. L. gesagt, daß seine Werke ebenso wenig zum Gemeingut der großen Masse geworden seien, „wie etwa die trefflichen Romane von Hermann Raabe“ . . . Sie meinen Wilhelm Raabe, Herr Kontski. Hermann war der „Raabe“ des alten Grafen Moor. Das verwechseln Sie. Ja, wenn die östliche Literatur so eine leichte Sache wäre, könnte es am Ende kommen, daß Sie selber noch ihrer teilhaftig würden. So aber tun Sie besser daran, sich mit der Lektüre der „Ballhaus-Anna“ und des „Roland von Berlin“ zu begnügen, Wahrheit.

L. war: „Das Talent der Familie, ungewöhnlich geschickt, tadellos korrekt, von bester Haltung, immer bereit, vor Höheren sich zu bücken und den Narren zu spielen, vor tiefer Stehenden sich als bon prince zu zeigen, dabei ohne die allergeringsten Vorurteile: ein Übermensch, der längst vor Nietzsche auf seine Weise jenseits von Gut und Böse stand“, ▼Harden, Zukunft 1894.

Die „Antikorruption“, Leipzig 18/5 93 behauptete, Rudolf und Richard Lindau hätten 86 beim Tode Ludwigs II. von Bayern mitgespielt. „Der Unteroffizier Dopping, der kurz nach dem Ende Ludwigs II. im Starn-

berger See von dort verschwand und von dem Generalkonsul Richard Lindau unter dem Namen Jean Dannowik nach Sfax in Tunis befördert wurde, war Judensproß und früherer Freund des Attentäters ▼Nobiling."

Paasch, D. B.: „Rudolf Lindau soll sehr bekümmert sein, daß sein Bruder so dumme Streiche machte; er selbst ist ein ganz harmloser Mann. Wen er nun von seinen drei Brüdern meint, ob Paul in der Affäre Schabelsky, oder Richard in der Affäre Grixner, oder den, der im Wolff'schen Telegraphenbureau sitzt, der auch eine reiche Vergangenheit haben soll, ist schwer zu ermitteln. Vielleicht ist es ein gewisser Premierleutnant Lindau vom 9. sächsischen Inf.-Reg. Nr. 133, der neulich wegen Ferkelleien vor einem Standgerichte stand und wahrscheinlich aus der Armee gestossen ist. Dieser hatte dem Namen Lindau alle Ehre gemacht. Nur weiß ich nicht genau, ob dieser letzte L. ein Bruder des berühmten Geheimrats ist. Wie harmlos der letztere ist, das sehen wir aus der Mehring'schen Broschüre, „Kapital und Presse“, Seite 77 ff!“

Nach B. Auerbach's (sd) Entlassung wurde Rudolf Vorleser bei der Kaiserin Augusta und der Kronprinzessin, späteren Kaiserin Friedrich, meldet Paasch. Also mit den intimsten Aufgaben sind immer wieder nur die Juden von den Fürsten betraut worden, als hätten diese sich geniert, das eigene Fleisch und Blut in ihre Nähe zu ziehen.

L. und sein Bruder waren mit dem Bismarck'schen Hause sehr befreundet; R. — die Fürstin nannte ihn „Rüdchen“ — schwenkte nach der Entlassung Bismarck's sofort in das neue Lager, wie auch die Geheimräte ▼ Kaiser und von Holstein. Woche 22/3 1930. [Holstein ist nicht in das neue Lager übergeschwenkt, sondern er war immer gegen Bismarck und hat ihn in erster Linie mitgestürzt.]

Lindau, Walter = Leby Winternik.

Lindau, Wilhelm Adolf, 1774 Düsseldorf — 49, Großonkel Paul L.'s, schrieb den Räuberroman „Heliobora oder die Lautenspielerin aus Griechenland“, übersetzte Marie Edgeworth und Scott und war mal Polizeinspektor in Dresden. — Bartels DW 1, 600.

Lindauer, Siegmund, Taubenheimer Str. 8, Canstatt, Württ. UR: Federstahl U. Hirsch & Co., Kassel. 1914.

Lindek, Hans. Paasch 1, 47: Im Sept. 1888 ließ sich in Tientsin ein Sidor Levi anmelden, um im

Auftrage der Firma Arthur ▼Koppel in Berlin der chinesischen Regierung Bahnen anzubieten. Mit der darauffolgenden Post wurde nach Tientsin geschrieben: „Sidor Levi wird allerdings kommen, doch hat er inzwischen aus Opportunitätsrücksichten seinen Namen geändert und heißt jetzt Hans Lindek, er hat blondes Haar, blaue Augen und ein angenehmes Äußere.“

Lindemann, Gustav, Dir: Schauspielhaus, Düsseldorf, s. Dumont.

Lindemann, Nathan, Dir., Berlin W, Unter den Linden 28. — 2 — 0,06. 1914.

Linden, A. v. d., gebor. Aaron Medlenburger?, nachzfragen bei G. Morris Cohn Brandes, der es uns aber wohl kaum verraten hätte. — Leipzig, Dufourstr. 15 II. 1904. \*1856 Strelitz. B: Heinegrab auf Montmartre. Ue: ▼Brandes, Strömungen, ▼Lassalle, Medwin, Byron. Kü 26.

Linden, H. v. = Heinrich Landsberger.

Linden, J. = Jenny Liebmann.

Lindenberg, A., in Firma Gebr. Lindenberg, Modewaren en gros, Dsnabrid, teilte 18/1 1898 (DWI 3/2) dem Ju. Mendel, Gronau Westf., mit: „Ich beabsichtige an einem ähnlichen Platz wie Gronau ein gleiches Geschäft wie es dort ist, zu eröffnen und frage an, ob Sie geneigt sind, dieses Geschäft zu übernehmen, ein ansehnliches tüchtiges junges Mädchen mit einer Mitgift von 7000 M. kann ich Ihnen dann gleichfalls dabei mitliefern. Geben Sie mir sofort Nachricht. Achtungsvoll ...“

Lindenlaub, Ma: Temps; Paris 1920. — Eberle, Großmacht 225.

Linderer, Robert, Sohn des Hofzahnarztes L. in Berlin, dichtete: „Stolz weht die Flagge schwarz-weiß-rot“; Jude, laut Jüd. Volks-Z. 1/2 1917: „Seine klassische Weiße erhielt das Lied in jener Sturmnacht vom 22. und 23/7 1896, als deutsche Seeleute an Bord S. M. S. „Zitis“ den Wellentod vor Augen, es anstimmten. Dadurch hat es, wie die Kreuz-Z. schrieb, „die allgemeine Aufmerksamkeit auf unsere Marine und ihre Angehörigen gelenkt, die daheim wie im Auslandsdienst ihre Treue zur Flagge in Sturmestot und Kampfesgetöse betätigten; so hat es sich in die Herzen all derer gelenkt, die der Marine und ihren Aufgaben fühlendes Verständnis entgegenbringen. So manchmal ist es im Sturmestraufen und in der Seeschlacht aus der Seele unserer Blausäden erklungen: ihr Berufs- und Kampfesang, und darum zählen wir es zu den unveräußerlichen geistigen Besitztümern unseres Volkes und im besonderen unserer Marine.“ —

▼Lindgens, Adolf, RR, Köln-Mühlheim. Als Vorstand des Roten Kreuzes verwarnte L. im Herbst 1919 eine deutsche Frau, die sich bei der Rückkehr der Gefangenen um die Verbreitung der Deutschen Zeitung, Deutschlands Erneuerung, der Flugblätter des Schutz- und Trutzbundes u. a., redlich bemühte, wie folgt:

„Bereinigtes Vereine Köln-Deuz, 31. Okt. 1919.  
vom Roten Kreuz.“

Sehr geehrte gnädige Frau!

Es wird mir berichtet, daß Sie in der Gruppe von Frau . . . . . die Deutsche Tageszeitung, sowie ein Flugblatt der heimkehrenden Brüder und Kameraden, an Leute der Abnahmekommission sowie Soldaten verteilt haben.

Dies ist eine Heze gegen die Israeliten, die auf dem Bahnhof unter keinen Umständen geduldet werden kann. Wie ich höre beabsichtigt man von Seiten einer Gruppe von Israeliten auch gegen Sie persönlich vorzugehen, wenn die Angelegenheit nicht zufriedenstellend erledigt wird.

Ich muß Sie dringend bitten, das Verteilen von Zeitschriften usw. in Zukunft zu unterlassen, da wir auf dem Bahnhof nur die Zeitschriften, die besonders genannt sind, und wozu solche aller Parteien gehören, verteilen dürfen.

Sollten Flugblätter oder Zeitungen irgendwelcher Art, die nicht zugelassen sind, in Zukunft auf dem Bahnhof zur Verteilung gelangen, so wäre ich gezwungen, einzuschreiten.

Ich hoffe, daß dieser Hinweis genügt.

Hochachtungsvoll

Adolf Lindgens, Kommerzienrat."

Das *WZ*, die *Frankf. Z.*, die *Rhein. Z.*, sowie das berühmteste Merkleblatt des Schlesingers, wurden weiter rückhaltlos verteilt. *RA* Lindgens mußte deshalb von dem Gatten der Angegriffenen Folgendes vom 7/11 19 einstecken, aus dem wir nur Unwesentliches auslassen:

„Sehr geehrter Herr Kommerzienrat!

Ich ... vermag mein Erstaunen nicht zu verhehlen, daß Sie als deutschblütiger Sproß einer alten deutschen und Kölner Familie sich solcher Art zum Vorkämpfer des unser Volk zerfetzenden Judentums machen. ...

Von einer „Judenhege“ im Sinne Ihres Schreibens kann vollends nicht die Rede sein. Ich und Millionen unserer reinblütigen Volksgenossen bekämpfen zwar das Judentum und seine stündlichen Übergriffe in unser deutsches Volkstum, den leider alle Sitte und Gerechtigkeit, Treue und Glauben, Vaterlandsliebe und Nationalgefühl verfeuchenden jüdischen Geist, auf allen Wegen und mit allen Mitteln. Aber niemand von uns denkt daran, den einzelnen Angehörigen des jüdischen Volkes seiner Klasse oder gar seiner religiösen Anschauung wegen anzugreifen und gehässig anzurempeln. ...

Ich nehme nach allem an, daß Ihnen, sehr geehrter Herr Kommerzienrat, die Grundlagen des völkischen und rassistischen, ethisch wie politisch und kulturell ernst begründeten „Antisemitismus“ nicht bekannt sind, und empfehle Ihnen zur Beseitigung jedes voreiligen und oberflächlichen Vorurteils, das zeitgemäße Schlagworte und jüdische Phrasendrescherei leicht zu erzeugen wissen, das Studium der wissenschaftlichen Abhandlungen von G. v. List, Wisser, Fritsch, Rohling, Dinter, Gobineau usw.

Sie werden dann selbst zu dem Schluß kommen, daß eine Judenhege, eine Verfolgung der „armen harmlosen Israeliten“ nicht im entferntesten in Frage kommt, wohl aber eine entrüstete und blutsnotwendige Abwehr raffinierter Deutscher und wenn Sie wollen auch Christen-Verfolgung und -Vergewaltigung durch eine machtglückliche strapellose jüdische Internationale und Minderheit.

Hier aber Schulter an Schulter zu stehen, den aufgezwungenen Kampf bis aufs Messer zu führen, ist heilige Volkspflicht eines jeden, der sich Deutscher nennt, dem germanisches und arisches Blut in den Adern rinnt, der nicht mit Recht Judengenosse und Volksfeind gescholten sein will.

Dem „Vorgehen der Gruppe betretener Israeliten“ sehe ich natürlich mit Gemütsruhe entgegen.

Endlich möchte ich noch um geneigte Aufklärung gebeten haben, ob Ihr Schreiben vom 31/10 19 als Willensäußerung, bzw. Verdacht der meines Wissens für den Bahnhof Deutz allein zuständigen Kommandantur der Abnahmekommission anzusprechen ist, oder in wessen Auftrag ich ihre Verfügung mit Strafandrohung im Zuwiderhandlungsfalle aufzufassen habe, da ich gegen eine so einseitig parteiische Zensur Beschwerde führen möchte, zumal die ausgesprochen antibölkischen und jüdischen Zeitungen meines Wissens unbeanstandet verteilt werden.“

Der Brief des so schwer beleidigten Gatten der Dame an den Lindgens hätte ruhig noch entschiedener sein dürfen. Der Herr wird inzwischen längst hinzugelert haben, daß nicht nur das Judentum als Ganzes, sondern daß jeder einzelne Jude persönlich allen anderen Menschen todsfeind gegenübersteht.

Lindheim, von. G.

Lindheim, *RA*, *N. York*, wurde 1916 vor dem auf der dtschen Bottschaft tätigen *GR* Albert mit der Vertretung des *Appam-Falls* in Washington beauftragt, trotzdem man dort keinen Juden wollte. Lindheim verlor den Prozeß für das *Dtsche Reich*, erklärte aber in vertrautem Kreise Albert als fähigsten Politiker für den Botschafterposten. *N.-York Herald* 29/9 16.

Lindheim, Irma, amerikanische Frauenführerin, Schülerin von Rabbi Stephen Wise. *B*: „The immortal adventure“. — Sie bereiste *Dtschnd* und wollte in Palästina ein Privatgestüt arabischer Pferde anlegen. „Ihre Rede in Berlin 1929 über Palästina war eine einzig-

artige Zusammenstellung modernsten amerikanischen Geistes mit ältesten biblischen Eindrücken“, *FB* 17/5.

Lindheimer, Frankfurt a. M., Leiter der Zweigstelle der über ganz *Dtschnd* verbreiteten *Ausfunftei* „*B. Kreditreform*“; vgl. *H. Wehner*, *Auskunfteiwesen*, 1916.

Lindnan, *J. S.*, Berlin, hieß bis 1812: *J. S. Liebmann*. — *DH*.

Lindner, *J. Richard* Levy-Lindner.

Lindner, Bergat, Generaldir: *Hibernia*. *E*: *L.* // engl. *W*, Stesselfabrikant bei *Witten*. 1914.

Lindner, *A.*, Kritiker: *N. Hamb. Z.*, Hamburg, 1906; *J. Otto* Ernst.

Lindner, Adolf, \*1856; Bankhändler, Berlin, Jägerstr. 69. — Frau Lindner erhielt bei dem Ruin von *W. Wertheim G. m. b. H.* und der Verschleuderung des Warenlagers 100 000 *M. Provision*. *L.* hat seinerzeit den *Cohn-Donnay* in das Unternehmen hineingeschoben. *Wahrheit* 16/5 14: „Fast sämtliche Warenaufträge der letzten Zeit, als die auf Kredit entnommenen Massen von Waren zu Schleuderpreisen auf den Markt geworfen wurden, sind über *L.* gegangen, dessen Name auch bei Gelegenheit des Prozesses der *Frankfurter Vereinsbank* und im Zusammenhange mit Erörterungen über *Schiffmannsche* Hypothekengeschäfte mit dieser Bank genannt wurde. *L.* hat für diese Geschäfte Provisionen verlangt und erhalten; und zwar erkleckliche. Nicht er freilich, sondern seine Frau; aus naheliegenden Gründen hat *L.* nämlich seine „*Maklerverträge*“ auf ihren Namen „getätigt“. Sie ist es auch, die noch heute die Provisionen einlagt, die sie und ihre im Hause *W. Wertheim G. m. b. H.* beschäftigt gewesenem Hinterleute für Aufträge verlangen, die durch den Zusammenbruch des Warenhauses gar nicht einmal mehr effektiert sind. Durch die Verschlebung auf seine Frau hat *L.* den Vorteil, als Zeuge vor Gericht zu erscheinen und die Sache seiner Frau zu stützen. *L.* wurde wegen Transaktionen mit *Rohlenkugen* schon vor geraumer Zeit von der *Börse* verwiesen.“

Lindner, Anton [Verwechslung mit dem *△* Dichter der „*Bluthochzeit*“]; *Lyriker* 1913; vgl. *B. Feibel*.

Lindner, *L.*, *N*: *Bresl. Z.* *Hd.* 189.

Lindo, *Mark* Prager (de oude *Heer Smits*), holländ. Literat, 1819 *London* — 79 *Haag*. — Er kam 38 als engl. Lehrer nach *Holland* und sehr bald an die *Kriegsakademie* von *Breda*. Von 65 bis an sein Ende war er Inspektor der Schulen der *Südholland* und hatte dort als englischer Jude portugiesischer Herkunft den Unterricht germanischer Kinder zu bestimmen, der doch nur, wenn blutsmäßig geleitet, ersprießlich werden konnte. Er schrieb eine „*Geschichte Englands*“ auf holländisch, auch *Novellen* und gab mit *Lodewyk (△?) Mulder* den „*Niederländische Spectator*“ heraus. — *JE*.

Linel, *Albert*, *Dr. jur.*, *Antitalmudist*. *B*: *Antisemitische* Bewegung in *Dtschnd*. — *L.* mahnt seine Parteigenossen, „sich auf die erhabenen ethischen Ideen ihrer Religion ernstlich zu besinnen und zu den positiven Grundlagen in den prophetischen Schriften zurückzukehren, nicht die Form über den Geist zu stellen und nicht Sagen und Bräuche, die jedes inneren Gehaltes entbehren, mit dem Wesen des Judentums zu verwechseln oder gar an seine Stelle zu setzen“ usw. *Rabbi Nahmers*, „*Isr. Lehrer-Z.*“ entgegnete: „Sagen und Gebräuche, die jedes Gehaltes entbehren und in unserer Zeit völlig sinnlos und gegenstandslos geworden sind, hat das Judentum nicht. Oder welche zählt *Linel* dazu?“ — *Reichsbote* 1884.

Linecki, *Jsaak* Joel, jiddischer Schriftsteller; 1839 *Winnika*, *Podolien* — ?. *E*: *Rabbi*, fanatischer *Chassid*. Schon mit 10 Jahren stand *Jsaak* im Rufe eines „*Alui*“ (Leuchte des talmudischen Wissens); aber durch Aufklärer für neue Ideen gewonnen, ward er früh ein scharfer Beobachter des *Chassidischen* Lebens; er vergaß es auch nicht wieder, als er eines Tages den „*Sadil*“ und seine Helfer dabei überraschte, wie sie ein außergewöhnliches Wunder ins Werk setzten, das die Menge fortreißen sollte.“ Den wütenden Verfolgungen durch Familie und Gläubige, vor denen er seines Lebens nicht sicher war, entzog er sich (64) durch die Flucht

nach Schitomir, dem Zentrum der Aufklärung, und hier gab er sich alsbald ganz seiner literarischen Neigung hin. B: „Der böse Spatzvogel“, Satiren; Novellen, Übersetzungen deutscher Bücher. R: Zeitschriften „Sporol“ und „National“. Sein Hauptwerk ist der Roman „Lebensbeschreibung eines polnischen Juden von seiner Geburt bis zu seinem Tode“, 1868 in der Zsch. „Kol-Mewasser“ (Odessa) erschienen: ein Gesamtbild der „chassidischen Welt mit allen ihren Vorurteilen, in ihrer Unwissenheit und Lächerlichkeit“. Besonders den Wun-der-r-a-b-b-i-s, Zabit, geht Verf. zu Leibe. Der Held des Romans kommt als Beamter an den Hof eines solchen und da werden die „Sitten, Ränke und Vergehen, die sich der Zabit und seine Helfer unter dem Scheine größter Frömmigkeit zuschulden kommen lassen“, dargestellt; „wie sie die Leichtgläubigkeit der Menge ausnützen, und ohne Gnade jeden verfolgen, der es wagt, dem Werte dieser Dunkelmänner und Diebe entgegenzutreten“; wie der „Zabit und seine Familie in Freuden von den Armengroschen leben“, ohne daß die Menge sich gegen „solche Vergeudung“ rührt; wie der Zabit meistens „ein Hohlkopf ist, ohne großes Wissen und ohne Kenntnis der rabbinistischen Literatur“, und er das Böse „nicht aus dem Geiste der Bosheit, sondern als ererbten Beruf übt, den ihm die Leichtgläubigkeit der Menge leicht und sehr einträglich macht“; wie endlich er „das ererbte Unsehen durch immer neue Wunderthaten zu stärken sucht“. Diese aber „sind ohne Zahl: er sagt kommende Ereignisse voraus, er heilt die hoffnungslosesten Krankheiten, gibt Kinderlosen Kinder, läßt faulste Geschäfte glücken, er kann alles, sogar gegen Gott selbst“. Seine Helfer halten ihn über jeden einzelnen auf dem laufenden, und wenn irgendwo Verwicklung oder Entdeckung droht, zieht er sich mit zweideutigen Redensarten aus der Schlinge, so daß schließlich alles zu seinem Ruhme ausschlägt. Außerdem bringt der Roman Legenden von Dämonen und außerstandenen Toten, Hochzeitszzenen u. dgl. Trotz der Ironie gegen den Chassidismus ist L. doch kein zuverlässiger Feind desselben, sondern lobt „die hohen sittlichen und religiösen Gedanken, die sich auf dem Grunde fanden und sein Dasein rechtfertigten“. Insofern ist L. ein „Vorläufer der romantischen Bewegung, die später mit Perez (Sb) in die jüd.-dische Literatur kam und den Ruhm des Chassidismus von neuem verkündete“. Bl. 130—143.

Vingen. — Schüler Lewy erhielt 1909 vom Reg.-Präs. zu Frankfurt a. d. D. den Namen „Vingen“.

Vinge, Jaz, Reporter der „Chicago Tribune“ 1930 (W 18/9), auf offener Straße bei hellem Tage ermordet, war selbst einer der größten Verbrecher und Erpresser gewesen. Er besaß eine Villa und trug einen Diamantengürtel, ein Geschenk von Al Capone, dem König der Verbrecher, und oft einige tausend Dollar bei sich. Als Vertrauter des Polizeichefs Russell war er Zwischenträger zwischen Polizei, Staatsanwaltschaft und Verbrecherwelt, betrieb privat Erpressung, bestach im Auftrage der Verbrecherwelt Polizei und Staatsanwaltschaft, bis ein Verbrecher, dem Vingle gegen Entgelt versprochen hatte, für Wiedereröffnung seiner polizeilich geschlossenen Spielhölle zu sorgen, ihn niederknallen ließ, weil Vingle sein Versprechen nicht gehalten hatte. Diese Enthüllungen wurden von der Konkurrenzpresse der „Tribune“ in aller Öffentlichkeit gemacht; diese antwortete mit Artikeln, die auf die übrigen Blätter ein Licht warfen; und der Bürger hörte zum ersten Male, daß die gesamte Presse des Landes mit den Verbrechern partiiert und der Beruf eines Reporters heute eine Gelegenheit ist, mühelos Geld zu verdienen. Nachdem man sich einige Tage beschimpft hatte, sah man ein, daß es klüger sei, zu schweigen. Um dem Publikum Sand in die Augen zu streuen, ging man scheinbar gegen die Mörder von Jaz Vingle vor. Der Polizeichef und der Leiter der Kriminalpolizei wurden daraufhin verhaftet und Leute, die etwas wußten, von der verjudeten Staatsanwaltschaft zum Schweigen gebracht.

Nach einiger Zeit meldeten die Zeitungen die Ermordung des Zeitungspizels ▼Rosenheim, ein Opfer der Verbrecherrache — er wurde unter großem Anteil der Bevölkerung nach jüdischem Ritus begraben.

Als Mörder des Jaz Vingle verhaftete man den Verbrecher Jaz ▼Zuta, mußte ihn jedoch freilassen. Er wäre aber gern im Gewahrsam geblieben, da er Feinde hatte, scheinbar Leute, von der Presse gegen ihn geworben, da man ihn doch für L.'s Mörder hielt. Ein Polizeileutnant erbot sich, Zuta nach Hause zu fahren. Raum hatten die beiden das Detektivbüro verlassen, als schon aus 2 neben dem Auto herfahrenden großen Luxusautos Maschinengewehre ihr Feuer auf Zuta und den Polizeileutnant eröffneten. Zuta, der sich auf den Boden des Gefährtes warf, entging dem Kugelregen; getötet wurde ein unschuldiger Straßenbahnschaffner. Zuta verschwand und wurde dann mit 4 Komplizen in einer Kneipe im Staate Wisconsin von Unbekannt ermordet. 2 Tage nach diesem Morde wurden 3 Chicagoer Verbrecher, die nach dem Staate Wisconsin geflüchtet waren, erschossen, unter ihnen Sam ▼Silbermann, alias Stein. Man fand in einem Banktresor Zutas Kattiz- und Rechnungsbücher, wonach sich die Einnahmen des Juden auf über 400 000 Dollar in der Woche beliefen: aus dem Ertrag der Bordells, der Spielhöllen und der von ihm betriebenen und mit eingeschmuggeltem Alkohol versorgten Kneipen, Kabarets und Restaurants! Davon behielt Zuta nur einen Prozentsatz, der Rest wanderte in die Taschen zweier ▼Mächter, Schulman und Eller, der Polizei, der Stadtbeamten, Hilfsstaatsanwälte und anderer Subjekte, auch der Zeitungsberichterstattung. Die Untersuchung wird im Sande verlaufen, denn das ganze jüdische Prestige in Amerika steht auf dem Spiel.

Vinguet = Jules Claretie (Sb).

Vink, j: verfälscht, nachgemacht, unecht. Die Sache ist Vink, es hat nicht seine Richtigkeit, ist erdichtet. Auch von einem Juden, der nicht Koscher ist, heißt es: des is a Vinker Jüd. Thiele G.

Vinke, Paul, Dr. phil., Ud (Jena); er vertritt den Standpunkt seines Stammesgenossen Hufferl = Göttingen, dessen Schule sich neuerdings offen gegen die Philosophie Kant's, d. i. gegen die im eigentlichen Sinne „deutsche“ Philosophie (s. Windelbands Lehrbuch der Gesch. der Phil.) bekennt.

Politisch galt L., dessen Vorlesungen sehr gut besucht waren, als „Unabhängiger Sozialdemokrat“.

Vinte-messumme, j: falsches Geld; die wie Goldstücke aussehenden Spielmarken zum Anlocken beim Spiel. Thiele G.

Vinter-Chalfen, oder Vinkwechsler, j: Falschwechsler; Dieb, der beim Geldwechseln stiehlt (s. Chalfen). — Thiele G.

Vinkmann, Eduard, österr. Major, 1829 Teschen in Schlef. — 97 Wien. #55. J.

Vinkpappler, j: der betrügerische Kollektant; jemand, der auf falsche Papiere (angeblich für andere) bettelt. Thiele G.

▼Vincoborn, Dr., Zentrumsabgeordneter, Dompropst zu Paderborn, bekannte 1929 im preuß. Landtag: „daß das Zentrum die Ausgaben für die Synagogen-gemeinden bewilligen wird, wie es stets für die staatsbürgerlichen Rechte der Juden eingetreten ist. Wenn neulich der Nationalsozialist Rube versucht hat, das Zentrum als Helfershelfer bei jener eines gesitteten Volkes unwürdigen Judenhege anzusprechen, die vielfach in völkischen und nationalsozialistischen Kreisen betrieben wird — ich erinnere an die rohen Schändigungen israelitischer Friedhöfe —, so muß das Zentrum jede Bundesgenossenschaft mit allem Nachdruck zurückweisen. ... Wenn ich jetzt aus Zwischenrufen höre, daß Sie (zu den Nationalsozialisten) bei dieser Auffassung bleiben, dann muß ich mich gegen derartige Unmahnungen und haltlose Beschuldigungen mit allem Nachdruck im Namen der katholischen Kirche und aller Katholiken Deutschlands verwahren.“ (Stürmischer Beifall und Bravorufe bei der großen Mehrheit des Hauses.) — ZP 24/4 1929.

Vint, Hermann = Hermann Levy.

Vinz a. d. Donau, Oberösterreich, 1920. — In der Stadtverwaltung und in den Parteien spielen jüdische Sozialdemokraten eine Hauptrolle. RA Dr. ▼Schnee-weiß, eine Zeitlang sogar Stadtrat im Rathaus, ist Syndikus der roten Wirtschaften (Arbeiterbrotwerke,

Fleisch- und Wurstfabrik) und Genossenschaften. Dr. **▼ N o r e f** regiert in Schule, Wissenschaft usw., soweit sie rotem Einfluß unterstehen, muß die Arbeiterkinder zu Freidenkern abrichten, schaltet im sozialdemokratischen Vortragswesen Wiener Juden ein, um den dummen „Mosschäden“ Aufklärung vorzumuscheln, und möchte auf der Bühne und in der Kunst jüdische Schwelgereien sich breit machen lassen.

**▼ F e l l h ä n d l e r** **▼ R a u d e r**, strebsamer Politiker, wurde Obmann der sozialdemokratischen Handels- und Gewerbetreibenden. Früher trat er als Hypnotiseur und Professor der Geheimwissenschaften auf, jetzt will er Geschäftsleute in das rote Lager hinüberzaubern.

**▼ S p i g**, nach dem Kriege zugerüstet, war Wein-, jetzt Pfeifenhändler und Willenbesther, Führer der Arbeitsbauern und roten Bauernknechte.

**Linz, Amélie**, geb. Speyer (Amélie Gobin). 1824 Wroslaw — ? E: Arzt S. — O 44 Jng.-Offiz. L. † 70 Hannover. — W: Katastrophe und ihre Folgen, 2. A. 84; Wallh, R.; Schelmenstücklein unserer Helden, in Reimen 73; Sturm und Frieden, Bilder aus dem Eheleben; Ehrenwort, Nov. Kü. 16.

**Linz, Ferd.** = Ferd. Krattowizer.

**Lion, Alex, Dr.**, Stabsarzt, Bamberg, W: Pfadfinderbuch, Verlag Spamer. Der Gründer des Pfadfinderbundes ist bekanntlich **▼ B a s c h w i z**. — **J d R** 1913 sagt: „L., vom 8. bayr. J.-R., der sich in Mex als Freiwilliger gemeldet, hat sich so hervorragend durch einen kühnen Patrouillenritt als militärischer Führer ausgezeichnet, daß ihm das Ritterkreuz des bairischen Militärverdienstordens mit den Schwertern und der preussische **R u D** 4. nebst der Südwestafrika-Medaille verliehen wurde.“

Herz, Rasse und Kultur, S. 358: Stabsarzt Dr. Lion in seiner vorzüglichen Broschüre „Kulturfähigkeit des Regers“, 1908, ergänzt vielfach unsere Ausführungen: „Mit der Erziehung der Weissen muß die Erziehung des Regers beginnen.“

**Lion, Flora, Mik**, „engl.“ Porträtmalerin, London **N W.** — 20. Jh.

**Lion, Henri Ju.**, „holländischer“ Journalist. 1806 Elberfeld — 69. — Er stand 24 bei der preussischen Armee, 30 bei der holländischen und 34—41 als Offizier bei der holl.-indischen. Dann wurde er **R f m.**, gründete das „Bataviaasch Handelsblad“ und bemühte sich um Eisenbahnen auf Java. — **J E.**

**Lion, Isaac, Dr.**, Oberamtsrichter, Hamburg, 1918; f. Dr. Ernst **△ S a b**.

**Lion, Leon M.**, Schauspieler-Manager, London, Ritter der Ehrenlegion, **J P Z** 19/7 1929.

**Lion, Leopold, Dr.**, **Ch R**: Manufakturist, Hamburg, 1913.

**Lion, Moriz, Dr.**, österr. Generalstabsarzt, 1838 Raab i. Ung. — 01 Jschl. — **J.**

**Lioni, D. E.**, Geschäftsführer der **A Z U**, Holland, 1915.

**Lip (p)**, **S i p p e r t**, **S i p p m a n n**, — von Lipa in Polen, Gouv. Dobromil oder Mogilem. „In der jüdischen Namensgebung wird das hebräische „L i e s e r“ dem deutschen „L i p p m a n n“ gleichgesetzt.“ **W a l l i n**, S. 16.

**Lip (S i p p m a n n F r è r e s)**, Uhrenfirma, Paris. **J P Z** 17/5 1929.

**Lipiner, Siegfried**, 1856 Jaroslau i. Galiz. — 12. Reichsratsbibliothekar, Wien. In Niehsche's Briefen 2, 535, schreibt **△ K o h b e**: „ein Freund des Privatdozenten **▼ W o l f e l t** — mit einem nicht unympathischen, schüchtern sensiblen Zuge in seinem Gesicht“. **W**: Entfesselter Prometheus, Dr. 76. Ue: Mindkiewicz. Er schrieb auch das Libretto zu Goldmard's „Merlin“.

In den „Preussischen Jahrb.“ (Mai 1914) werden 2 nachgelassene Dramen Lipiners — „Adam, ein Vorspiel“ und „Hippolytos, Tragödie“ (Stuttgart, W. Speemann, 1913) — von **P. R a t o r p** (fd) als höchste Kunstwerke gefeiert. „Eine kommende Zeit wird nicht ohne Bewunderung die Tatsache verzeichnen, daß nach der Veröffentlichung ein volles Jahr vergehen konnte, ohne daß sie überhaupt beachtet wurden. — Jedenfalls wollen wir uns nicht mitschuldig machen an solch unbegreiflicher Verkennung.“ — „Turmhoch steht Lipiners Dichtung, in Idee und Ausführung, nicht bloß über der Racines (Phèdre), sondern auch über der des Euripides“ (Phädra), die Ratorp zugleich als eines der tiefsten Stücke des Euripides bezeichnet. — „Die namenlos ergreifende Tragödie „Adam“, der einzige ganz nach des Dichters letzter Absicht ausgeführte Teil seines Lebenswerks, ist das „Vorspiel“ einer auf drei weitere Dramen geplanten Christus-Dichtung, die als Ganzes nicht zur Vollendung gedieh. — Die Christusgestalt hatte schon den Jüngling ergriffen und hat ihn dann nicht mehr losgelassen. Mit seiner „Befehung“ hat das nichts zu tun (!). Der galizisch-jüdische, früh nach Wien gekommene Gymnast stand als Dichter der Gestalt des Mannes von Nazareth nicht anders gegenüber als denen der griechischen Sage, mit denen sein Gedicht sie wunderbar schön verbindet. Mit gleicher Freiheit verwendet er sie nochmals, ganz anders, in der Tannhäuser-Dichtung, des „Buchs der Freude“. Noch in seiner reifsten Zeit — nach dem spät erfolgten Übertritt — vermag er (im „Hippolytos“) in den Geist der griechischen Religion, nicht minder in die Mythik des Orients oder in die Gedankenwelt Goethes, sich mit demselben innigen Verständnis zu versenken, wie in die Ideen des Christentums, die er, Gelehrter ebensowohl wie Dichter, in allen bedeutenden Phasen aufs gründlichste kannte. Jedenfalls vermochte er, grade als Nicht-Christ (!!), die Möglichkeiten der dichterischen Gestaltung der Christusidee wohl ganz anders, als ein historisch-gläubiger Christ, zu erkennen. — Rein in sich aber ist es eine Dichtung von packendster Gewalt — die scharfe Vorhaltsdissonanz, die in den folgenden Dramen erst Schritt um Schritt sich auflöst — das „ewige Rein“ (nach Carlyle), von dessen Hintergrund das „ewige Ja“ der Erlösungs Dramen sich abheben soll. Vielleicht nie ist „der Menschheit ganzer Jammer“ in einer Tragödie ausgeschöpft worden wie in dieser.“ —

Größere Auszüge aus Lipiners „Hippolytos“ brachte das Lit. Echo 1914, 1/12, das ihn dabei als „reiche Persönlichkeit“ und ganz großen „Dichter“ eine Seite lang von Hans Frant (fd) loben ließ, und den von Paul Ratorp herausgegebenen „Adam“ des S. L. — ein Vorspiel zu einer Trilogie „Christus“ — „die Dichtung von den ersten Menschen“ nennt. S. L., den Malwida von Meysenburg mal mit Dante verglich, wird von Frant als Vorläufer des Paul Ernst und Schmidtbonn gepriesen.

**Lipinski, Richard**, \*1868 Danzig; 1920/23 sächsischer Minister des Innern, schrieb „Recht im gewerblichen Arbeitsverhältnis“, „Landgemeindeordnung der Republik Sachsen“. **W a r t e l s**, **D L Z** 3, 1060.

**D Z** 2/2 23: „Es ist derselbe Lipinski, der als ehemaliger Unabhängiger bei den blutigen Unruhen in Leipzig eine führende Rolle spielte, der dann als sächsischer Polizeiminister in der rücksichtslosesten Weise gegen alle Nationalgerichteten vorging, der die seinerzeit nach Oberschlesien zur Befreiung der bedrängten Volksgenossen Eilenden mit dem Ausbruch „Wanden“ belegte, der die sächsische Landespolizei vollkommen in sozialistischem Sinne politisierte, der die Durchsetzung des sächsischen Beamtenkörpers mit gefinnungstüchtigen und novembersozialistischen Elementen in den denkbar weitgehendstem Maße betrieb, der in sogenannten Enthüllungen über die Organe der französischen Sezession willkommenes Material lieferte, der bei den Zwickauer Unruhen den Auführern die Polizeigewalt auslieferte, der den Tod Rathenaus zum Verbot von nicht weniger als 27 nationalen Vereinigungen benützte und erst noch am Sonnabend vergangener Woche in einer öffentlichen Versammlung Poincarés Einbruch ins Ruhrgebiet geradezu entschuldigte, indem er ausführte, daß nach seiner Ansicht das deutsche Mantel bei den Sachlieferungen bei gutem Willen erfüllt werden konnte! Das alles hat dem sächsischen Polizeiminister nichts genützt bei den Kommunisten, von deren Gnaden er also wie die ganze Regierung immer abhing. Daß er eine Wulle-Versammlung in Leipzig in geschlossenem Raum zuließ und die von den Kommunisten angekündigten Gegenversammlungen unter freiem Himmel auf Grund der gesetzlichen Bestimmungen verbot, das war die Todesünde,



für die es bei den von der Faschistenangst befallenen Kommunisten keine Absolution gab.“ Anfang 1923 brachten die Kommunisten gegen L. ein Mißtrauensvotum ein. Da die Bürgerlichen für das Mißtrauensvotum stimmten, wurde es angenommen und L. mußte zurücktreten.

**Lipkin, Lipmann**, 1848 Kowno — 76, „russ. Mathematiker“, Petersburg. J. E. C: Rabbi. — Er studierte in Dirschind, wurde Dr. in Jena und erford 68 in Berlin: „Parallelogramm und Mechanismus Lipkin“.

**Lipkowitz, Gustav**, Rfm., Millionär, i. Fa. Jakob Lipkowitz, Häute und Felle, München, Kaiser-Ludwigs-Platz 5. 1914.

**Lipkowitz, Paul Otto** Friedrich Moritz, politischer und volkswirtschaftlicher Publizist. Leiter: Wetterbüro, das er zur Popularisierung der Wetterkunde gründete. \*1850 Beverungen, Westf. Berlin W 57, Steinmetzstraße 30. Hinrichsen; Deg. 6.

**Lipkowitz, Semigon**, Dr. med., R: Russ.-med. Rundschau. Berlin. f. Siegfried Weißbein. — S. L. erhielt (vgl. Georg Epstein) den Hofrat von der Bismarck'schen Regierung, da er „ausgezeichnete Referenzen“ hervorragender Berliner Professoren vorgelegt haben soll; vgl. Schwalbe, Dtsche med. Wochenschr., April 1913, W. 23/4 13. — S. ist „russischer“ Staatsangehöriger.

**Lipman, Clara**, J. E., amerikan. Schauspielerin. B: Peps, Schauspiel, 1898.

**Lipmann, Arthur** (Arthur Gerhart). \*1877 Wien. B: Briefe eines Junggefilen; Launen des Glücks (Großstadtbild), 1907; „G'schwandter Hanns“ (Dramatisches Lebensbild). R: Bühnenbote S: Btg.-Korrespondenz, Agentur. Wien VI., Magdalenenstr. 12. — Geißler: „Er sagt zu wenig, was nicht dem Durchschnitt des flinken Tageschriftstellertums entspricht.“ [Vgl. auch Bartels DLG 3, 799.]

**Lipmann, Jakob**, Journalist, Ko.

**Lipmann, Jos.**, Bizevorsitzer der Breslauer Wechselbank, Vorsitzer der Waggonfabrik Gebr. Hoffmann & Co., Breslau XIII., Viktoriastr. 106. Deg. 6.

**Lipmann, Otto**, Dr., Sekretär des Instituts für angewandte Psychologie und physiologische Sammlerforschung, Klein-Glienide. 1914.

**Lipmann, Rosalie**, Witwe, Millionärin, Berlin, Tiergartenstr. 21. 1914.

**Lipman-Wulf, Lilly**, geb. Brodsky (Felix Ego), \*1871 Wien. B: De Profundis; Geschichte einer Ehe; Es kam ein blasser Schmetterling, 10. W.-Brunwald, Wangenheimstr. 20. Geißler: „Das Streben, Vorgedachtes in ihre gewandten Geschichten zu bringen, ist hinsichtlich der Form und des Inhalts vorhanden. Aber es lassen sich von solchem Geiste keine tiefen Erschütterungen gewinnen.“

**Lipoveck, Stadt** bei Kiew.

**Lipowetzki, Naum**, Verkäufer, \*1889 Odessa. C: Dwischi L. // Samaga Lemberkaja; Charlottenburg, Gerwinusstr. 10. BT 28/9 1913 nennt den Kaffeegenossen schamhaft mit falschem Namen „Lipekli“: „Der Wert von Kinderaussagen vor Gericht zeigte sich wieder bei einer Anklagesache, die vor der 6. Strafkammer des Landgerichts III unter Vorsitz des Landgerichtsdirektors Rosenthal verhandelt wurde. Angeklagt war Lipekli. Am 7/8 brachte eine neunjährige Schülerin B. ihren Bruder mit der Stadtbahn nach Eichkamp und fuhr darauf wieder allein zurück. In Charlottenburg hatte der Zug Aufenthalt. Da stieg der Angeklagte in das Abteil. Er behauptet, daß er, als er das Kind allein auf der Stadtbahn fahrend im Abteil sah, es freundlich gefragt habe, wohin es denn fahre und wie es heiße. Wahrscheinlich infolge seiner harten Aussprache, die ihm als Ausländer zu eigen, habe das Kind zu weinen angefangen, und er habe es infolge dessen bei der Hand genommen und wiederholt ihm gut zugeredet und gefragt, warum es denn weine; das Mädchen sei aber weinend an das Fenster gegangen und habe dadurch die Aufmerksamkeit eines Schaffners erregt, der in das Abteil des noch auf dem Charlottenburger Bahnhof haltenden Zuges stieg und das Kind befragte, warum es weine. Da das Mädchen bestimmt behauptete, daß der Angeklagte es unflüchtig berührt habe, wurde dieser festgenommen und die Untersuchungshaft verhängt, da

er Ausländer ist. In der Verhandlung bestritt der Angeklagte entschieden die Beschuldigung des Kindes, das aber bei seiner Darstellung blieb. Der Staatsanwalt, der u. a. als belastend auch darauf hinwies, daß der Angeklagte beim Erscheinen des Schaffners in ein Nebenabteil getreten war, beantragte 6 Monate Gefängnis. RA ▼ Grünspach führte aus, daß die Schilderung des Mädchens in ihren Einzelheiten psychologisch äußerst unwahrscheinlich sei, daß der Angeklagte ein in sexueller Beziehung völlig normaler Mensch sei, sich der ganze Vorgang innerhalb weniger Sekunden abgespielt haben müsse und ein Mensch mit schlechten Absichten sich gewiß nicht den Zeitpunkt zu einer solchen Tat aussuchen würde, wo der Zug auf dem Bahnhof hält. Da nach forensischen Erfahrungen und dem Stand der medizinischen Wissenschaft Kinderaussagen überaus unzuverlässig sind, hatte der Verteidiger den GMR Prof. Dr. Adolf ▼ Baginsky geladen, der sich darüber auslassen sollte, welcher Art Kinderaussagen, insbesondere Befundungen von Mädchen in diesem Alter, namentlich in geschlechtlichen Dingen sind. GR Baginsky gab sein Gutachten auch dahin ab, daß ein Kind, wenn es irgend möglich erscheint, am besten von der Zeugenaussage gänzlich fernzuhalten sei und auf die Zeugenaussage von Kindern allein zum mindesten eine Verurteilung nicht erfolgen sollte. Das Gericht kam zur Freisprechung des Angeklagten.“

**Lipowetzky, Isaac**, Breslau 1905, f. Frank J. Goldsoll.

**Lipp, Direktor**, Schillerstr. 39, Hannover. Wahrheit, Juli 1914: Das Schauspielerorgan „Der neue Weg“ zeigte an: „Schauspielerinnen, junge, hübsche, werden engagiert. Angebote nach Hannover, Schillerstr. 39, Direktor Lipp.“

Eine Schauspielerin, die sich meldete, erhielt folgendes: „Mein Fräulein! Wir suchen als Gesellschaftsdamen für unser Ballhaus junge, hübsche, gebildete Damen mit heiterem Gemüt, Unterhaltungsgabe und guten Umgangsformen, welche über schicke Toiletten verfügen. Die Zeit des Dienstes ist ab 10 Uhr abends bis 3 Uhr nachts. Ausnahmen kommen jedoch vor. Wir sehen, falls Sie auf unsere Offerte reflektieren, Ihren gefl. Nachrichten entgegen.“

Unterzeichnet war das Schriftstück von Lipp, der Girant einer — Ballhaus G. m. b. H. in Hannover ist. In den „Allgemeinen Bedingungen“, die beiliegen, findet sich folgendes: „Unser Betrieb beginnt um 10 Uhr abends, um welche Zeit die Damen pünktlich zum Abendbrot anwesend sein müssen. Vor Schluß des Betriebes dürfen sich die Damen nicht entfernen. Die Gage für Gesellschaftsdamen beträgt monatlich 30 M. und freies Abendbrot. Nach unseren Erfahrungen erhalten die bei uns engagierten Damen monatlich bis zu 700 M. Trinkgelder, ohne sich in irgendeiner Weise in unlauteere Versprechungen einzulassen, was unsererseits strengstens verboten ist. Reisepesen vergüten wir nicht und haben sich die Engagierten in Hannover zur Verfügung zu stellen.“

**Lipp, Antiquar**, München, verschaherte 1927 (WB 30/8) gestohlene Wertstücke aus des Kronprinzen Rupprechts Sammlung weiter, trotzdem alle gestempelt waren und deren Herkunft feststand. Im Prozeß war Sachverständiger: Antiquar Emil ▼ Hirsch. Lipp wurde von Hehlerei freigesprochen.

**Lipp, Moritz**, Bankdir., Katernberger Str. 41, Elberfeld. Vorstand: Bergisch-Märkische Bank. RA: Erwerb und Bewertung von Industrie- und Hafengeländen, Hamburg-Neuhof; Baroper Walzwerk; Baumwollspinnerei Germania, Epe i. W.; Deutsche Hotel, Berlin; Deutsche Maschinen, Duisburg; Bergisch-Märkische Industrie, Warmen; Berliner Terrain und Bau; Dortmunder Westfalia; Ehrhardt & Seher, Saarbrücken; Siegener Eisen und Siegener Stahlröhren; Tiergarten-Bau, Elberfeld; Ber. Fabrikanten, Kassel; Westfälische Kupfer- und Messing, vorm. Koell; Wülfig, Dahl & Co., AG, Warmen. 1914.

**Lipp, Sal.** B: Handel und Verkehr im 19. Jahrh. Bd. 47, der Volkschriften zur Umwälzung der Geister, f. E. Wolfsdorf, 1912.

**Lippay, Bartholomäus**, Maler, Wien, 1903 zum päpstlichen Grafen erhoben, nachdem er den Papst porträtiert hatte. „Der gegraute Jude muß immerhin den Vatikan ganz glücklich verlassen haben. Aber auf dem kleinen Judenfriedhofe in Turbosin im Arbo'er Komitate wird sich jemand im Grabe umgedreht haben. Dort liegt nämlich der Vater des Malers, Samuel Lippner, der einen kleinen Holzhandel auf dem Waagflusse betrieb und wohl kaum geahnt haben dürfte, daß aus seinem „Werbisch Lippner“ dereinst „Graf Bartholomäus Lippay“ werden wird.“ StbgrZ 28/11 03.

• **Lippe, C.**, Dr. med., 1830 Stanislau —?, Präses der isr. Gemeindefchule, Jassy, Rumänien. —

„Gewiegter Kenner der rabb. und neuhebr. Literatur und ihr tatkräftiger Förderer, gewandter hebr. Stilist und seit 25 Jahren Ma an hebr., dttschen, französl., poln. und rumänischen Fachzeitschriften. Er hat seit Jahren ungefähr 300 Aufsätze, Beiträge, Abhandlungen und jüdisch-rumänische Angelegenheiten, Relationen für diverse Zeitschriften geliefert. Er schreibt hebr. für Ha-Lebanon u. Haibri; dttsch für den Lemberger „Israelit“, Allgem. Freimaurer-Z., Dtsche Z., Neuzeit (sämtlich in Wien), französisch für Echo Danubien, polnisch für die judenfreundliche Dycyzna, Dzienik Polsky in Krakau, rumänisch für die Vocea aparatorului in Bacau, für die jüd.-rumänischen Jahrbücher und für das Zions-Bulletin. — Seine gediegene und vielseitige literarisch-publizistische Tätigkeit ist ausschließlich der Verteidigung des, in Rumänien zumal arg verleumdeten Judentums und dem mit rühmenswürdiger Unererschrockenheit, mit Sach- und Fachkenntnis geführten Kampfe für die Rechtsstellung seiner hartverfolgten Glaubensbrüder in Rumänien gewidmet. Diese jüd.-politische Tendenz zieht wie ein roter Faden sich durch alle seine publizistischen Manifestationen hindurch.

Desen (!) großes Verdienst besteht aber hauptsächlich darin, daß er seit einer Reihe von Jahren unermüdet und immerwährend wahrheitsgetreue Schilderungen der barbarischen Verfolgungen der Juden in Rumänien der Öffentlichkeit vor die Augen gestellt und dergestalt die Aufmerksamkeit der zivilisierten Welt auf diese, den erleuchteten Geist unseres Jahrhunderts schändenden, brutalen Gewaltakte mit Erfolg zu lenken, und die allgemeine Teilnahme für die Mißhandelten, Beraubten und Ertränkten wach und rege zu erhalten gewußt hat. Andererseits hat Dr. Lippe auch als gewiegter und schlagfertiger Polemiker der Sache des Judentums, d. i. der von rumänischen Ignoranten (Konvertiten) arg verleumdeten jüd. Lehre (Talmud) wesentliche Dienste geleistet. Diesbezüglich wollen wir bloß auf seine in der rum.-franz. Z. „Echo Danubien“ 69 erschienenen „Causeries historiques“ hinweisen. Mit dieser über (!) Ersuchen des Jassyer Zion-Bundes in franz. und rum. Sprache veröffentlichten, mit gründlicher Sach- und Fachkenntnis redigierten und mit den einschlägigen Belegstellen instruierten Darstellung der ethischen Prinzipien des Talmuds, hatte (!) derselbe im wahren Sinne des Wortes maßdesch haschem (sd) gewesen. Daß aber diese seine polemisch-publizistische Tätigkeit ihm von Seiten der rumänischen judenfeindlichen Behörden gar arge Verfolgungen zuzog, ist wohl selbstverständlich und begreiflich. Wird doch in Rumänien jedwedes Einsteigen für die Sache der mißhandelten Juden als Landesverrat betrachtet und demgemäß geahndet. Leider aber fanden sich auch daselbst einige kulturfeindliche jüdische Delatoren, welche, in sträflich selbstmörderischem Leichtsinne, nichts Besseres und Billigeres zu tun wußten, als diese verdienstliche, der heiligen Sache der Befreiung unserer Brüder gewidmete (!) Bestrebungen des Dr. Lippe den dortigen Behörden zu denunzieren. Eine schmachvolle Tat, welche demselben, wie leicht erklärlich, gar schwere Verfolgungen zuzog, und es wurden ihm insolgedessen Prozesse aufgehaßt, die schier einen bösen Ausgang für ihn genommen haben.“ Lippe 1881.

**Lippe, Chaim David**, jüd. Verleger, 1823 Galiz. — 00 Wien. B: Verikon der jüdischen Literatur der Gegenwart, 2. A. 00. JG.

△ **Lipperheide**, Franz Jos. von, 1838—06 Berlin, Verleger. Seine nichtjüdische Herkunft wurde 1889 von

W. Marr in der Westf. Ref. angezweifelt: „Ob der Verleger der Illustrierten Frauen-Z. in Berlin, Lipperheide, Semit oder semitischer Abstammung ist, weiß ich nicht. Ich wurde aber kürzlich von mehreren arischen Damen auf folgendes aufmerksam gemacht: Fast sämtliche weiblichen Modedamenbilder in der Zeitung tragen den prominenten jüdischen Typus zur Schau; nur daß der Zeichner „geschmeichelt“ und die orientalischen Nasen etwas abgestumpft hat. In allen Mäuren erblickt man aber kokette oder schmachtende „Schicksel“, und die dunkeln „getöchten Pfäumenaugen“ fehlen auch nicht! Selten verirrt sich die Gestalt einer Arierin in die Modedamen-Bildergalerie, und wo es der Fall, da erblickt man eine transparente heftige Blondine, die eher unser Mitleid erregt, als männliches Verlangen anzureizen. Die Kindermodebilder („Wocher“ und „Schickselchen“) tragen dito fast alle den Stempel des „besonderen Volkstammes“. Endlich findet man in der Rubrik „Bezugsquellen“ der genannten Zeitung durchweg fast nur jüdische Firmen, wie: Listoner, Kesse, Hufe, Spitzer, Rosenenthal, Vassi, Lewin, Fall, Reih, Schrork, Guttmann, Halbor usw.“ vgl. AG 13/10 89.

Die Charakteristik der „Frauen-Z.“ ist richtig; v. L. hat sich dem Einfluß der jüdischen Konfektion wohl leider nicht entziehen können, ein so guter Deutscher er uns sonst dem Blut und Willen nach schien. So hat er auch die Lyrik des Krieges 1870/71 und ein ganz brauchbares Sprichwörterbuch herausgegeben.

? **Lippert, Georg Felix**. Sein Roman „Zuchtwaht“, Verlag Egon Fleischel-Cohn, sollte, laut Waschkettel, die „lotbringische Frage zugunsten der germanischen Rasse lösen“. Im Buch steht hiervon aber nichts. Der im dttschen Auswärtigen Amte tätige Held, v. Meyendorff, erklärt die Schlagbaumpolitik zwischen Frankreich und Dtschland für dumm und hält internationale Reden, z. B. S. 19: der eingewanderte Dtsche zertrampelt die französische Kultur in Elsaß-Lothringen. Das Ganze kommt auf Mischtheorien und freie Liebe hinaus.

Joh. Schlaf, Weimar, Leipz. N. N. 31/8 1913: „Lippert ist ein Dtscher, der in Brüssel lebt; ein gewesener höherer Offizier.“ Nach dem Inhalt des Romans und der Rasse des Verlegers, der natürlich mit Blutsgenossen am Liebsten handelt, könnte L. aber auch judenblütig sein? WM.

**Lippert, Josef**, Schauspieler, Graz; † 1913. „Die Woche“, Exportausgabe 31/5 13, brachte sein Bild: unheimlich wulstige Büge, die ins Pastorale hinüberspielen möchten; starker Wille.

**Lippert, Ju.**, Schuldirektor; Auffig i. Böh. \* 1839 Braunau. B: Leben der Vorfahren; Allg. Gesch. d. Priestertums; Dtsche Sittengeschichte. KÜ 22; Giese 18.

**Lippert, Paul** (Ernst Deutschmann; Vater Filicinus redibivus [i. Wilhelm Busch]). Bibliothekar, Igl. Statistisches Büro, Berlin. \* 1833 Halle. N: Kameralistisches Repertorium. B: Priapische Bechnellen, Ged.; Berscholene Kaiserin und ihr Kammerjude, Ro; 200 000 Pfd. Sterling, Nov.; Napoleon I. und sein Capua in Berlin, Ro; Blaue Zerkel, oder: Schach und matt, Ro; Erlebnisse eines Mannesbusens, Ged. (vgl. Vasker, Erl. einer Mannesseele!); Heiland v. d. Hön, Ro; Moderne Schleichhändler, Erz.; Fra Diavolo; Poetenwinkel der Halbwelt, Ged.; Tröbsteinsamkeit für Männer und Kenner, Sentenzen. Ue: G. S. ▼ Lewes, Goethe-Leben. — KÜ 16. BrÜ.

**Lippert und Fioroni**, Bes.: Hotel Savoie, Genua, 1904.

**Lippich, Angelo**, dttscher Schauspieler, U&V; WB 12/4 1929. WM.

**Lippmann, Bankhändler** in Straubing, Bahr. Vaterland 1893 (DfBl 26/10), berichtet von einer strafrechtlichen Untersuchung gegen diesen Herrn wegen Betrugs durch falsche Vorspiegelung. „Es ist eine ungeheure Summe — mehrere Millionen, die Nieder-Bayern, zumal Straubing, der Gäuboden, das Altrach- und auch das Isartal durch den Ankauf und die spätere Entwertung von ausländischen Wertpapieren, Mexitanern, Bulgaren, Griechen usw. verloren hat.“

**Lippmann**, wurde 1542 auf Bitten der Prediger in Hildesheim zugelassen. Liebe, 52.

Lippmann, Rfm., Leipzig; seit Aug. 1914 (Stbgr 29/11) Hilfs Schuhmann.

Lippmann, Albert, Bankdir., Baugner Str. 20, Bittau. Dir: Oberlausitzer Bank. Präs. VR: Bittauer Maschinen und Eisengießerei Kiesler & Co. 1914.

Lippmann, Anne, Miß, die erste Musikdirigentin, London, in der Revue: „Ansehn ist das Ding“, Jew. Chron. 21/6 1929.

Lippmann, Arthur, Dr., MR, Kreisarzt, 1. Arzt: Strafanstalt Moabit und Irrenbeobachtungsanst.; beliebter Sachverständiger. Berlin, 1912.

Lippmann, Edmund, D. v., Prof., Dr., Dir. d. Zuckerraffinerie, Dr. ing. h. c., Dresden. \*1857 Wien. O 83. B: Geschichte des Zuckers; Goethestellen. Halle a. d. S. Deg. 6.

Lippmann, Eduard & Cie., gegr. 1878, Paris, Tiefbrunnenbohrer. ZG.

Lippmann, Eduard, \*1842, Wien, Dr., UP (Chemie), L&S Wien.

Lippmann, Friedrich, Dr., GRN, Dir: Rgl. Museum und Kupferstichkabinett. †1913. Berlin. Er schuf sich in seiner Stellung mit sehr viel Glück ein Hausmuseum, genannt „Privates Kaiser-Friedrich-Museum“, das Nov. 12 von Lippmann-Erben bei Seppke versteigert wurde; dazu kam ein Katalog von GR Mag ▼ Friedländer, L.'s Freund und Nachfolger.

DA 22/11 12 schreibt: „Nicht ebenso reine Freude wie die Betrachtung der Sammlung löst der Gedanke an ihre Herkunft und an ihr fürderes Schicksal aus. Der GR Friedrich L., ein geborener Österreicher, war Rgl. Preuß. Museumsdirektor und bei den reichen Gelegenheiten, die sich ihm in dieser Stellung eröffneten, hat er diese Sammlung für eigene Rechnung und zu eigenem Nutzen zusammengebracht, statt seine unzweifelhaft glänzende und beinahe geniale Kennerchaft restlos in den Dienst des Staates zu stellen, in den er getreten war... Der Gundersolg der Sammelstätigkeit des Geheimrats L. ist jedenfalls der, daß die Stücke, die zum unveräußerlichen Kunstschatz der dtschen Nation gehören sollten, nun durch die öffentliche Versteigerung in alle Länder zerstreut und zumeist nach Amerika wandern werden. Das verdanken wir der unvorsichtigen Wahl der Persönlichkeit des GR's L., der an eine hochverantwortliche Stelle der öffentlichen dtschen Kunstpflege berufen worden war, ohne die Gesinnung mitzubringen, die wir von einem solchen Beamten wünschen müssen und die, zum Glück, die meisten Männer in gleicher Stellung auszeichnet... Der Sohn des ehemaligen Direktors des Rgl. Kupferstichkabinetts und dtschen GR's ist der Londoner Antiquitätenhändler Lippmann (sb), der besonders dadurch bekannt ist, daß er eine Reihe der besten altdtschen Kunstdenkmäler an nordamerikanische Milliardäre verkauft hat. Nennt man die Namen der großen Antiquitätenmaler, die sich auf diesem Gebiete einen „Ruf“ verschafft haben, so wird der Name Lippmann als einer der ersten genannt. W. S.“ (Die Versteigerung brachte viel Geld.)

Lippmann aber gehört mit zu den Leuten, die den ihnen vertrauensvoll geöffneten deutschen Beamtenstaat im In- und Ausland lästlichend um seinen Ruf gebracht haben.

Lippmann, Friedrich, Kunsthändler, Sohn des Direktors des Kupferstichkabinetts Berlin, \* 1883, Berlin, geschäftlich auch für die herzoglichen Anhaltiner in Dessau tätig (Wahrheit 8/12 1928), kam infolge verschwenderischen Lebenswandel in finanzielle Bedrängnis (Vof. Anz. 8/1 29). 29 wurde L. in Fürth i. B. wegen Hauptbeteiligung und Hehlerei beim Diebstahl zweier Altarflügel auf Schloß Radolzburg eingesperrt, wo ein Nürnberger Kunsthistoriker Grünwald's oder Cranach's entdeckt

hatte, die mehrere hunderttausend Mark wert sein sollten. Davon wußte bald ein kleiner Kreis von „Kunsthändlern“, die, um sich in den Besitz der Bilder zu setzen, gegen 5 % am Gesamtgewinn drei gerade aus der Strafanstalt gekommene Berufseinsbrecher mit Geld und Einbruchswerkzeugen per Kraftwagen in Marsch auf Radolzburg setzten, wo der eine, Schmidt, vorher in der Maske eines Interessenten für die Kunstwerke die Räumlichkeiten ausbaldowert hatte. Vom 19. zum 20/2 1928 gelang der Raub; der 27jährige Konfektions- und Geldschrankeneinsbrecher Ernst Grasse und der 28jährige Hermann Zahn aus Radolzburg gelangten über zwei hell erleuchtete Burghöfe und vier Türen in die Kapelle, wo sie Dank der Orientierung Grasses nur 8 Minuten zum Diebstahl brauchten. In rasender Fahrt verließen sie den Ort (DZbl 6/3 1928) in Richtung Berlin, wo nach Anweisung Lippmanns ein Bildhauer die beiderseitig bemalten Altarflügel spalten und vier Gemälde daraus machen sollte.

Da sich in dem Schloß Amtsgericht und Gendarmerie befanden, hatten die Diebe ihre Beute gleichsam unter den Händen der Polizei abgeholt. — In aller Stille wurde nun von Berlin aus nach den Gemälden geforscht. Lippmann fiel durch seine Geschäftigkeit in einem Hotel am Anhalter Bahnhof auf. Festgenommen, gab er zu, von dem Altar gehört zu haben, bestritt aber jede Verbindung mit den Dieben. Am Abend hatten die Beamten schon die Bilder bei dem ahnungslosen Bildhauer entdeckt. — Nebenbei forschte man in Süddeutschland nach L.'s Busenfreunde, Kunstmaler August Mayer (\* 1895), der bald nach Fürth eingeliefert wurde. L. gab nun an: Mayer, zu dem er in Abhängigkeit stehe, hätte ihn um 100 000 M. und ein Freund Mayer's, Kunsthändler Armin Schmidt (\* 1899) um weitere 10 000 M. erpreßt. Sie hätten von wertvollen Gemälden erzählt, die sie stehlen würden, und ihm, den sein Ruf in Kunstkreisen vor Verdacht schützte, mit dem Verkauf beauftragt.

Als dem „schwer zuckerkranken Gelenkrheumatiker“ L. der Prozeß gemacht wurde, beantragte die Verteidigung

Haftungsfähigkeit. BT bezeichnete L.'s Zusammenarbeiten mit bewährten Zuchthäuslern nur als Verkehr „unter seinem Stande“, als ob die Verbrechermwelt unter den ehrenwerten Ständen eines Volkes zufällig zu den niederen gehörte, — welcher Mißbrauch des Wortes „Stand“! — oder ein himmelweiter Unterschied zwischen jüdischen Schmarozern und Verbrechern überhaupt bestände. Es half aber alles nichts: L. kam vor Gericht, wo er dann in eine Melancholie verfiel, die Juden vor einer Verurteilung zur Milderung ihrer Lage vorzutäuschen pflegen. Als „Mann mit dem Koks“ — L. ist Kofainist — sah L., wie der „Berl. Lok. Anz. des ChM“ ▼ Breslauer 8/1 warmherzig berichtete, in der Tat „sehr leidend“ aus. Weil er einst in der „heiligen Taufe“ die Vornamen Friedrich Wilhelm erhalten hatte, was auf Beziehungen seiner vermögenden Eltern zu den regierenden Hohenzollern schließen ließ, klammerte sich L. in diesem Sinne angesichts seiner Sache, an der nichts zu retten war, an den Vorsitzenden:

„Darf ich einige Worte in meiner Angelegenheit an Sie richten, Herr Vorsitzender: Ich bereue aufs allertiefste meine Beteiligung an dieser Sache. Ich habe den Namen meines Vaters geändert....“

Vorsitzender (unterbrechend): „Das ist eine Erklärung zur Sache, damit kommen Sie später zu Wort; jetzt möchte ich Ihre Personalien aufnehmen.“

Sippmann beschrieb dann seine mit-leiderregende Jugend:

Die Mutter sei erheblich erblich belastet gewesen und als beinahe geisteskrank bezeichnet worden. Sieben ihrer Verwandten endeten durch Selbstmord. Er habe schon als Junge eine große Liebhaberei für alte Kunst Dinge gehabt. Auf Wunsch des Vaters sei er 03 bei der Dresdener Bank tätig gewesen, habe aber sich privatim lieber mit Kunst Dingen beschäftigt, und nach einem einjährigen Aufenthalt in Amerika 07 sich als Kunsthändler in London niedergelassen, wo er zu großem Wohlstand gekommen sei. Bei Ausbruch des Krieges sei sein Vermögen — 70 000 Pfund — von den Engländern beschlagnahmt

worden und er in Berlin dann durch Augen- und Nierenleiden sowie durch Geldverluste beim Spiele und durch unglückliche Familienverhältnisse mit den Nerven heruntergekommen.

„Ich erhielt durch einen alten Freund den Bankdirektor ▼ Sobernheim von der Commerz- und Privatbank, einen Kredit von 15 000 Mark.“

Von diesem Kredit habe ich wiederholt Geld an Mayer gegeben, der mit der Familie Fugger Geschäfte machte, später aber nicht ordnungsgemäß mit mir abrechnete, sodaß ich schließlich nicht zurückzahlen konnte. Als nun durch diese Veruntreuungen und meine Krankheit meine Lage Anfang 1928 sehr prekär geworden war, kam Mayer mit dem Plan, daß Schmidt die Bilder der Radolzburg stehlen sollte. Ich ging darauf ein und machte mich dadurch schuldig. Ich habe für dieses Unternehmen etwa 4—500 Mark zur Verfügung gestellt, aber ich habe von allen Einzelheiten der Tat erst später erfahren. Ich verspreche Ihnen Herr Vorsitzender, daß ich Ihnen hier die Wahrheit sage. Ich habe von der Ausführung nicht das Geringste gewußt. Der einzige Mittelsmann war in dieser Angelegenheit ein gewisser Lüdke, der zu meinem Erstaunen nicht geladen ist.“

Vors. (unterbrechend): „Ist dieser Herr Lüdke im Zuhörerraum. Kennt ihn jemand?....“

Ungekl.: „Mayer sagte mir, die Bilder seien gänzlich unbekannt und noch nie photographiert. Das war der Anreiz für mich. Sonst hätte ich mich nie auf den Blödsinn eingelassen. (Sehr erregt.) Ich habe noch nie gestohlen, meine Herren, mir kommt alles hier vor, als wäre es ein Traum, ein Theater. Es ist für mich gar nicht denkbar, daß mir das passiert ist. Ich habe nie ein Unrecht begangen. Ich bin kein geborener und kein gewordener Verbrecher. Wäre ich nicht so krank in den so schlechten Verhältnissen gewesen, dann wäre mir das erst gar nicht passiert. Ich bin bereit, dafür zu büßen, für das alles hier, das Fürchterlichste, was es für mich gibt.“

Obwohl Friedrich Wilhelm's verbrecherische Bahnen eigentlich durch 10

Monate Gefängnis zu seinem und unserm Besten gestoppt werden sollten, galt die Strafe dann aber schon durch die Untersuchungshaft für verbüßt. —

In der Nürnberger Untersuchungshaft schloß Friedrich L. noch diese Freundschaft mit dem Möbelhändler und Kassegenossen Willi Schlein (fd), und verfaßte für das 8-Uhr-Abendblatt 1/3 fff 1929 die rührenden „Erinnerungen eines Kunsthändlers. Was ich erlebte und was ich verkaufte“.

Bilder aus dem Prozesse 8/1 1929: „Vippmann erklärte in Bezug auf seinem Komplizen Mayer, auf die Frage des Staatsanwalts, ob er ein Opfer der Erpressung nach § 175 geworden sei: „Ich bin nie direkt erpreßt worden. Ich habe meinen ganzen Besitz Mayer anvertraut, der ihn verschleudert hat. Dieses Abhängigkeitsverhältnis war nicht ganz unsexuell, aber dabei ist nicht von sexuellen Handlungen die Rede, sondern nur von einem psychischen, seelischen Verhältnis. Zu Mayer, der mir alles nahm, sogar meine Bettwäsche, stand ich in einem sklavischen Hörigkeitsverhältnis. Bei dieser Tat war sein Einverständnis für mich entscheidend.“

MA ▼ Herzstein: „Vor dem Untersuchungsrichter sagten Sie, die Idee des Diebstahls sei von Schmidt ausgegangen.“

Ungef. Vippmann (sehr erregt): „Die Idee ging von Schmidt aus, und Mayer hat sie mir gebracht.“ (In größter Erregung und schreiend): „Und so ist es richtig, so wahr mir Gott helfe.“

Mayer: „Ich habe nicht gewußt, daß die Bilder durch Einbruch verschafft werden sollten.“

Vippmann: „Mayer hat damals geäußert: Daß doch den Schmidt die Bilder aus der Radolzburg holen.“

MA Herzstein: „Das ist ja ganz neu.“

Vippmann: „Sowohl, diesen Trumpf habe ich mir für die Hauptverhandlung vorbehalten.“ —

Als einer der medizinischen Sachverständigen MA Dr. Kunz=Nürnberg den Mayer fragte, ob Vippmann aus purer Freundschaft nach und nach etwa

100 000 M. für ihn aufgewandt habe, protestierte der Verteidiger Mayer's, MA Herzstein, sehr erregt. Und als der Sachverständige erwiderte, er brauche diese Frage zur Beurteilung des Hörigkeitsverhältnisses zwischen L. und M., lehnte der Verteidiger den Kunz ab, da er gegen Mayer voreingenommen sei. Dr. Kunz bestritt das. Mayer erklärte dann, „daß andere als geschäftliche Beziehungen zu Vippmann nie bestanden hätten; in sexueller Hinsicht habe er nicht das geringste mit ihm zu tun gehabt. Es sei absolut unwahr, daß er, Mayer, ihn ausgebeutet habe.“

Vippmann: „Ich muß hier doch einen Vorgang im Hotel Bristol mit Mayer zur Sprache bringen. Ich bitte, die Öffentlichkeit auszuschließen“, — und das geschah. —

Nachdem L. noch behauptet hatte, daß ein ganzes Bündel von Lügen gegen ihn vom Stapel gelassen sei, wurde die Verhandlung gegen 8 Uhr abends auf Mittwoch früh 9 Uhr vertagt. —

In der Begründung des Urteils stimmte das Gericht bezüglich Vippmann's dem medizinischen Sachverständigen Kunz in vollem Umfang bei: Vippmann sei vor allem die Wiederherbeischaffung der Bilder zu verdanken und dieser Umstand ihm besonders zugutezuhalten. Mayer sei sein Vertrauter gewesen. Er habe selbst zugegeben, gewußt zu haben, daß die Bilder auf einer Tragbahre fortgeschafft werden sollen. Schmidt habe die Tat als eigene gewollt, wenn er auch die Bilder für Vippmann erwerben wollte. Vippmann usw. erklärten persönlich und durch ihre Verteidiger, sich dem Urteil zu unterwerfen. —

Vippmann, Gabriel, Dr., UP (Phyt), Paris, Rue de l'Esperon, Dr. jur. h. c., Leipzig. \* 1846 Holterich, Aug. O Cherbutez. Er erfand 91 die farbige Photographie und bekam 08 den Nobelpreis. JG; DWe 13, 9.

Vippmann, Gustav, Dir. a. D., Gröbzig b. Riesa. UA: Sächsischer Gußstahl Döhlen b. Dresden. 1914.

Vippmann, Heinrich, Dr. med., UP (inn. Med.), Königsberg i. Pr. \* 1881 Berlin. G: SA Dr. L. // Gerschel, Berlin. B: Idiotie und Syphilis. Charlottenburg, Grolmannstr. 6. Deg. 6.

Vippmann, Jakob (J. Menenius), Humorist, \* 1851. Er war erst Maler; für eine „journalistische Jugendsünde“ erhielt er 3 Monate Gefängnis. B: Karikaturen; Nur für Natur [Zitat aus dem Bettelstudenten von Müllacker], 83; Sie lügen alle, Schw.; Cassalles Ende, Dr. (in Berlin aufgeführt); Sturmgloden, Vsp.; Die Liebe in der dramat. Lit., 04; Die Gänseleier in der

modernen Lit.; Paul Lindaus Arme Mädchen; Morderne Berühmtheiten, oder: Kunst und Literatur auf Aktien; Tugendpreis, Nov.; Jugendsünden, sat. No.; Gewalt, Dr. Cp: Frz. Deutschinger. — Mainz, Weibergartenstr. 20.

**Bippmann, Ju.**, #, fortschrittlicher Landtagsabgeordneter, JN, Stettin, sagte 25/4 1913 in einer später als Wahlflugblatt verbreiteten Rede: „Daß wir die Forderungen für die Heeresverstärkung bewilligen, ist selbstverständlich; aber wie sieht es denn bei diesen großen Opfern mit den Kompensationen? Wann bekommen wir eine Reform des Wahlrechts? ... Und da komme ich auf das zurüd, was General z. D. v. Liebert im Reichstag gesagt hat. Es war zur Sprache gebracht, daß man, um dem Offiziersmangel abzuhelfen, tüchtige Unteroffiziere zu Offizieren machen sollte, wie das auch anderwärts der Fall ist. Bei dieser Gelegenheit wurde betont, daß man die Juden zu den Reserveoffizieren zulassen müsse. Da stand dieser Herr auf und sagte, in anderen Staaten habe sich gezeigt, wie verderblich Fremdkörper in einem Staate wirkten. Die Unteroffiziere und die Juden sind also Fremdkörper: ich muß gestehen, Herr v. Liebert scheint mir auch ein „Fremdkörper“ zu sein (heitere Zustimmung).“

Den ausgezeichneten Oberst  $\Delta$  Reuter in Zabern, WZ 13/6 1914, durfte dieser Volkstribun so abkanzeln: „Ein Oberst und ein General, die sich nach eigenem Ermessen für befugt halten, die Ungezogenheit halb erwachsener junger Leute mit Bajonetten und Maschinengewehren zu bekämpfen, sollten im Rechtsstaat Preußen unmöglich sein. Diese willkürliche Anmaßung des Rechts über Leben und Freiheit der bürgerlichen Bevölkerung ist unerhört. Das Vorgeben, man hätte den Kopf des Königs unter allen Umständen schützen müssen, ist keine Rechtfertigung. Soll der Beamte seine Uniform, der Richter seinen Talar etwa ähnlich schützen? Das Schwert der Gerechtigkeit führen Justiz und Regierung. Wehe dem Staat, in dem Unerufene dieses Schwert schwingen!“

Die Revolution brachte L. auf den Posten des Oberpräsidenten von Pommern, den er, der Demokrat, trotz entschiedener Widersprüche der überwiegend national und judenkennerisch eingestellten Wählerschaft weiter besetzt hält. WM.

**Bippmann, Margot**, Malerin und Radiererin, \* Berlin. Erst Schülerin von H. Strud (sb), malte sie in Dachau und „überragte um Haupteslänge ihre meisten Kolleginnen“,  $\nabla$ DBe 1912, 11; Wzi 1912.

**Bippmann, Maurice**, JG, \*1847, Wille d'Ubray, 74—84 Dir: Staatl. Waffenfabrik, St. Etienne. B: l'Art dans l'Armure.

**Bippmann, Rahel**, Malerin, Berlin. — Wzi 1912.

**Bippmann, Vera**, Schauspielerin, Mgl. Fürstl. Kurtheater, Salzbrunn. 1915.

**Bippmann, Wilh.**, Terrain- und Finanzierungs-gesellschaft, Berlin. — 25 — 0,16. 1914.

**Bippmann, Rosenthal & Co.**, Bankhändler, Amsterdam; Geschäftsfreunde der Dtschen Bank, Filiale Leipzig. 1914.

**Bippmann-Cersberr.** Der Rabbiner Bippmann-Cersberr sagte am 26. Juli 1806 im Synedrium, das Napoleon I. hatte zusammenrufen lassen: „Vergessen wir, woher wir stammen! Nichts mehr vom deutschen Juden, nichts mehr vom Portugiesen! Über die ganze Erde zerstreut, bilden wir doch nur ein einziges Volk!“ (Der Stürmer, Nr. 2, Jan. 1929.)

**Bippold**, gebor. Leopold Huchlin aus Prag, Arzt, Bankhändler, Hoffjude in Berlin, gehenkt 28/3 1573. — Kurfürst Joachim II. ernannte ihn zum Kämmerer und Münzjuden, wobei L. ein großes Vermögen sammelte, um daraus wieder seinem geldbedürftigen Herrn was vorzutreiben und ihn sich

dadurch stärker zu verpflichten. Ro. rühmt L.'s einschmeichelndes Wesen, sein Genie und seinen Geist. L. wurde vom naiven Kurfürsten als Oberkontrolleur über die Stammengenossen gesetzt, die ihm, — dankbar, daß er seine Macht zu ihren Gunsten nutzte, „Kol Zisroel Haberim“, — ungewöhnliche Mittel zur Verfügung stellten. Schwebel entschuldigt das in seiner „Geschichte der Stadt Berlin“: „Wenn die Juden sich während der Regierungszeit Joachim's II. auf Kosten der christlichen Bevölkerung Berlins gewissenlos bereicherten, so haben der Übermut und die Torheit der Christen den Fremdlingen ihre Arbeit so mühelos gemacht. Man kannte ja die Hasucht und die rüchichtslose Grausamkeit des Volkes der Verbannung; — warum denn suchte man Hilfe fort und fort bei ihm? ... Aber unerbittlich hat L. gewuchert; oft hat er selbst altererbtes Silber mit Gewalt requiriert. In den Truhen des Juden befanden sich die Pretiosen der kurfürstlichen Räte und der alten (Berliner) Geschlechter! [im Betrag von 11 031 Talern, heute: 600 000 Mark!] Der Zinsfuß, zu welchem Bippold auf Pfänder lieh, betrug nur 54 v. H.“

So läßt sich ermessen, was L. alles erworben hätte, wenn das noch ein paar Jahre weiter gegangen wäre. Als aber Joachim II. 1571 starb, eilte sein Sohn, Johann Georg, vom Jagdschloß Zecklin in der Prignitz nach Berlin, ließ die Tore schließen, die Häuser der vornehmsten Räte bewachen und die Papiere dieser Männer mit Beschlag belegen, da er von Beziehungen zwischen L. und den Beamten unterrichtet war. Auch gegen den Juden ging er vor, der seine Geschäfte so vorsichtig betrieben hatte, daß Unredlichkeiten schwer nachzuweisen waren. Seine Bücher schienen in Ordnung.

„Man kann indessen sehr geordnete Bücher haben und doch der ärgste Blutsauger sein, und das Verfahren ergab“, berichtet Schwebel, „daß der Jude mit dem energischen, fleischlosen Antlitz, der Herren und Grafen hochmütig von seiner Tür gewiesen und den ihm verstatteten freien Zutritt zu Joachim II. unbescheiden ausgenutzt hatte, — wir

mögen uns des Mannes Art leicht denken —, als Galgenvogel zu Prag bereits an beiden Seiten des Leibes „gebrannt“ war, weil er gute Goldstücke an den Rändern beschnitten hatte.“ —

Zum Unglück für Dippold besuchte ihn sein Weib im Gefängnisse. Die Gatten gerieten in Streit. Plötzlich vernahm der wachthabende Bürger von der gellenden Stimme der Jüdin die Worte: „Ja, wüßte nur der Kurfürst, was für ein arger Schelm du bist und was für Bubenstücke du mit deinem Zauberbuch e k a n n s t, so würdest du schon längst gerichtet sein.“

Auf der Folter bekannte sich L. der Zauberei schuldig. Er hatte den Uberglauben mißbraucht, um seine schmutzigen Geldgeschäfte ungestörter zu betreiben. Es wurde in seinem Hause ein „Zauberbuch“ in hebräischen Lettern gefunden, und L. gestand, daß er, um sich die Zuneigung des Kurfürsten zu sichern, „Zaubermittel“ angewandt hatte. „Nach diesen Geständnissen“, bemerkt Schwebel, „ist nichts falscher, als von einem Justizmorde zu reden. Nach den Anschauungen jener Zeit hatte L. einen qualvollen Tod verdient. . . . Daß der Pöbel sogleich bei L.'s Verhaftung die Synagoge im großen Jüdenhof stürmte und die Häuser der reichsten Israeliten plünderte, beweist doch nur, wie tief verhaßt die Juden waren.“

De 3, 133: „Das einzige Wahre ist, daß unter Dippold's Finanzwirtschaft die Schuldenlast Brandenburgs auf 2 600 000 [sic] Taler angewachsen war. Der Prozeß hatte über 2 Jahre gedauert, und es war ihm Mittwoch vor Fastnacht 1573 durch die grauenvollste Tortur des „wohlgeübten“ Scharrichters Balzer in Berlin endlich das Geständnis abgefoltert, den Kurfürsten verzaubert, betrogen und vergiftet zu haben; [nach dem Brauch der Zeit, durch Strafen abzuschrecken] war er zehnmal mit glühenden Zangen gezwickt, auf dem Neumarkt gerädert und dann in vier Stücke zerhauen. Nachdem man ihm die Eingeweide aus dem Leibe gerissen, wurde sein verstümmelter Leichnam an 4 Galgen aufgehängt und sein Kopf aufs Georgentor aufgepflanzt. Sein Weib, eine Mutter von 9 unerzogenen

Kindern, wurde unbarmherzig über die Grenze geschafft. — Eine Volks Sage erzählt, der Geist des ungerecht verurteilten Juden werde alljährlich am Vorabend seiner Hinrichtung im Berliner Schloßhof in Gestalt einer weißen Maus gesehen, die von einer schwarzen Katze verfolgt wird.“

Tatsächlich wurde aber Dippold nicht wegen seiner wucherischen und betrügerischen Geschäfte bestraft, sondern weil er seinen Kurfürsten gemordet haben sollte. Über die Todesursache des „Kurfürsten Joachimus des Anderen von Brandenburg“ berichtet die Gottfriedsche Chronik (17. Jh.).

„Er war durch einen Juden, so ihm gar geheim und stätig umb ihn war, nachdem er bey dem Nachtmahl noch frölig, frisch und gesund gewesen, mit Gifft, so er dem guten, frommen Herrn in einem Schlafrund behgebracht, hingerichtet. Und dieses Bubenstück gieng so unvermerckt zu, daß man es allererst über fünff Jahr hernach auß etlichen Worten, so des Juden Weib, indem sie mit ihm zandte, herauß schnellete, erfuhr: Da dann dieser Jüdische Churfürsten Mörder seinen verdienten Lohn bekam. Woraus, wie auch auß vielen andern Exempeln mehr zu sehen, wie die Bluthund, die Juden, gegen den Christen gesinnet, und was sie, da sie nur Gelegenheit haben, sich unterstehen dürffen, also, daß wir an diesen gottlosen Buben nichts anders, als Schlangen in unserm eygenen Busen tragen, und ernähren, die doch nach nichts anders dichten und trachten, als wie sie uns Christen Schaden zufügen mögen.“

Als Randbemerkung steht in der Chronik der ewig wahre Spruch: „Das haben große Herren von solchen Buben.“

Ob L.'s Versuche, sich den Kurfürsten durch allerlei Dofierungen gefügiger zu machen, dessen Tod zur Folge hatten, ist nicht mit Sicherheit festgestellt. Für L.'s Absicht, seinen einzigen und besten Gönner zu morden, lägen auch gar keine Gründe vor.

Das wucherische Treiben des Kämmerers und seiner Stammesgenossen hatte aber solche Erbitterung im Volke her-

vorgerufen, daß der Kurfürst — wie A. Wyking „Die Juden Berlins“, Germanicus-Verlag, Gustav Uhl, sagt — „einsah, daß es eines edlen, wahrhaft landesväterlich Gesinnten unwürdig ist, derartigen Elementen in seinem Staate eine Stellung zu gewähren, noch mehr aber, daß es ein Frevel, begangen gegen seine Nation bedeutet, wenn er es nicht verabscheute, sich dieser charakterlosen Fremdlinge zu Staatsmännern und damit zur Regierung seines deutschen Volkes zu bedienen.“

Dr. ▼Landau stellt in seiner Art den „Fall Lippold“ ad usum delphini folgendermaßen dar: „E. stand bei Joachim in höchster Gunst und wurde Finanzminister, aber wie immer erregte die Bevorzugung eines Juden Neid, und, als der Kurfürst plötzlich starb, raunte man sich zu, Lippold habe seinen Herrn vergiftet. Joachim Georg ließ ihn verhaften; doch sollte er mangels Beweis schon entlassen werden, als in einem Zornausbruche Lippold's Frau (Magdalena) den Gatten des Mords beschuldigte. Diese unüberlegte Äußerung einer bis zum Ueberstand erregten Frau, aufgefundene Bücher, die Zauberbücher sein sollten, durch die unmenschlichen Folterqualen erpreßte Geständnisse — das waren der Justiz Beweisstücke, um den gestürzten, unglücklichen Günstling des Mords schuldig zu finden. Er wurde 1573 gebierteilt; seine Familie, (9 Kinder) und seine Glaubensgenossen wurden auf ewige Zeiten des Landes verjagt.“

Die Gesellschaft ging dann nach Wien und klagte bei Kaiser Maximilian II. über Justizmord. Der brandenburgische Kurfürst bezog eine Krüge, ließ aber diese nicht auf sich sitzen, sondern hielt die Mark vom Feinde frei, bis 1671 sein Nachfolger, der Große Kurfürst, wieder 50 Juden das Ansiedeln gestattete. —

Am 18/11 1901 wurde in der Siegesallee das Denkmal Johann Georgs enthüllt, dem die Stadt Berlin viel dankt. Die Cohn'sche Volks-Ztg. (Stbgr 3 3/12) schrieb: „Das ist derselbe Fürst, der sofort, als er 1571 nach dem Tode seines Vaters Joachim II. auf den Thron gelangte, ein Schreckensregiment

einführte und sich auch später durch eine Reihe der grausamsten Handlungen — so namentlich durch die allgemeine Judenverfolgung, die sich an die Hinrichtung des Münzmeisters Lippold schloß — bekannt gemacht hat.“

Der letzte Akt Lippolds wurde übrigens in einem „Kunstblatt“ verbreitet, wovon ein Stück in der Hof- u. Staats-Bibliothek in München ist. Dieser Kupferstich, als „Fliegendes Blatt“ in Leopold Thurnehssers Offizin im Grauen Kloster zu Berlin bald nach dem Tode des Verbrechers erschienen, zeigt im Mittelbild den Entkleideten, dem Arme und Beine schon durch das Rad gebrochen sind, wie er, durch den Henker mit dem Beile in 4 Teile zerhauen, gebierteilt wird. Rings um das Schafott steht reife Mannschaft. Unten im Rahmen ist in einem Medaillon das Bildnis angebracht, eine charakteristische Physiognomie mit großer Haken-Nase, geschlitzten Augen, aufgeworfenen Lippen und kurzem, dichtem Schnur- und Badenbart. Links oben zeigt sich die Gerechtigkeit mit dem Schwert, rechts Moses mit einer Gerte, womit er auf die Gesetzes-Tafeln weist. Links unten die Fahrt zur Nichtstätte, während Leopold vom Henker mit glühenden Zangen gezwickt wird, rechts das Rädern, das Zerbrechen der Beine und Arme des Schächers. Als Überschrift dieses von Knittel-Versen begleiteten Blattes finden sich die Worte:

„Warhafftige Abconterfehung oder gestalt des angesichts Leopold Juden, sampt fürbildung der Execution, welche an ihm, seiner volverdienten, grausamen und vnmenschlichen thaten halben (so er an dem vnschuldigen christlichen Blut begangen) den 28 Jenner, 1573 zu Berlyn, nach umhalt Göttliches und Kayserliches Rechten, vollnzozen worden ist. — Darneben kürzlich seiner vnd anderer Jüden tiranneh, so etwan von ihnen wider alle menschliche Affecten, vnd mitleiden gegen den Christen menschen geübt, aus glaubwürdigen Historien allen frommen Christen zu gut vnd warnung (Auff das sie sich für solchen blut-Eglen desto fürderlicher wissen zu hüten) in Reime gestellt vnd an tag geben.“





